Lippische Landesbibliothek
Grabbe-Archiv Alfred Bergmann
GH 2959 (Jg. 1838)

Z 1830/1838
Z 1830 (1838)

1321/938

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Grabbe-Archiv
LANDES-BIBLIOTHEK DETMOLD
Alfred Bergmann
GH 2959 (Jg. 1838)

№ 1. Montag, den 1. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Altes Jahr — Neues Jahr.

Wieder ist ein Jahr entschwunden,
Und mit feuchtem Auge steht
Mancher, seine Brust voll Wunden,
Die gesucht und nicht gefunden,
Von der Trauer Flor umweht.

Und die Kränze, die vertrauend,
Die er hoffend ihm geweiht,
Sendet er, zurückeschauend,
Nur zerstörend, nimmer bauend,
Nach ins tiefe Meer der Zeit. —

Sieh! da naht ein neuer Morgen,
Und mit ihm ein neues Jahr;
Daß Vertrauen sey geborgen,
Ueberstrahlt es Gram und Sorgen,
Die Vergangenheit gebar.

Freudig sieht der Mensch es malen
Seine Flur mit neuem Grün;
Trinkt sich Muth aus Blüthenschaalen,
Hängt an seine goldnen Strahlen
Frische Hoffnungskränze hin!

Fitzinger.

Die Strandräuber.

Aus dem Englischen von James Sheridan Knowles.

Es war an einem Märzmorgen, der dunkel, doch ohne einen Tropfen Regen oder Windhauch — jenen marmorschwarzen dichtumzogenen Himmel zeigte, der gewissen Sturm dräut. Die Nacht war rauh und kalt gewesen — zu kalt, um mit Behagen in der freien Luft zu schlafen; und doch hatte ein Landmädchen aus einem Fischerdörfchen an der Küste von Cornwallis ihre Ruhestelle sich in freier Luft gewählt. Ihr Lager war ein hartes, furchtbares — der Rand einer Klippe, die fast ein hundert Fuß lothrecht vom Meerufer aufstieg; und doch wiegte nicht der weichste Pfühl, der je in einem Dorfe oder in einer Stadt gebettet ward, eine Schläferin, die an Ebenmaß der Gestalt, an Reiz der Züge die Schlummernde hier auf diesem unheimlichen Ruhebette überstrahlt hätte. Ihr Schlaf war unruhig bewegt, aber tief. Weder die volle Morgenröthe vermochte ihn zu unterbrechen, noch — jetzt — der Druck einer Hand, die die ihrige ergriffen hatte, noch die Thränen, die den Augen eines sanft über sie Herabgebeugten entstürzten — eines jungen Mannes, von ungefähr ihren Jahren oder ein wenig älter, dem Aeußern nach vom Seegewerbe.

„So hast Du wieder die ganze Nacht im Freien geschlafen?“ sprach er halblaut, und noch immer flossen seine Thränen. „Und wird's denn immer schlimmer mit Deinem armen Kopfe? und werde ich denn nie den Tag erleben, wo ich Dich zu meinem Weibe machen kann? Sie wollen mich Dich nicht heirathen lassen, weil Du toll seyest — sagen sie — und nicht wissest, was Du thust; aber Du liebtest mich, als Dein Geist gesund war! Hätt' ich damals Dich geheirathet, so wärst Du ja immer noch mein Weib! — immer noch traut und lieb! Warum soll ich Dich jetzt nicht heirathen? Ich könnte dann wachen bei Dir in der Nacht. Meine Arme würden Dich dann umschlingen, Dich festhalten, daß Du nicht von Deinem Bette Dich fortstählest, an einem so furchtbaren Orte zu schlafen, wie dieser.“

Die Neigung, die den Jüngling an das Wesen band, dem diese Anrede der tiefsten leidenschaftlichen Aufregung galt, war von jener reinen, festen Art, wie sie nur im unverkünstelten Herzen zu wurzeln vermag. Unter ihren Augen war nämlich eine Blutthat verübt worden, die sie zur Waise machte und sie des Lichtes ihrer Vernunft beraubt hatte. Sie hatte sein Weib werden sollen; allein bei ihrem unglücklichen Geisteszustande wollte kein Geistlicher die Trauhandlung vornehmen. Darum aber entzog er ihr seinen

treuen Schutz nicht. Unter seiner Mutter Dache lebte sie als eine Schwester — der Gegenstand einer Leidenschaft, die durch vereiteltes Glück, ja fast Hoffnungslosigkeit, an Stärke nur noch gewonnen hatte.

„Käthe, Käthe!" rief er laut, „wach' auf. Erschrick nicht, ich bin's, der William. Steh' auf, und komm' mit heim."

Er wollte ihr aufhelfen, allein sie winkte ihm abwehrend — blickte um sich und heftete dann ihr Auge forschend auf die See.

„Wo ist es?" rief sie aus, und ihre Stimme zitterte in heftiger Gemüthsaufregung. „Wo ist das Unwetter? Den schwarzen Himmel seh' ich; doch den Donner muß ich haben und den Sturm; die weiße, weiße See und das große Schiff treibend auf's Felsenriff; oder ist Alles schon vorbei? Nein," setzte sie hinzu; „es kommt — 's ist bald da; ich seh' es."

Sie stand auf, und ging geduldig mit dem zärtlich besorgten Jüngling nach seiner Mutter Hütte, wo er sie unter der Obhut derselben zurückließ und sich nun in einem dringenden Geschäft nach einem benachbarten Städtchen auf den Weg machte.

Den Morgen noch kam der Wettersturm heran; drei Tage hielt er an ..... es war nun der dritte Tag, ein Ufer, dem der Orkan zutobte, ein kochendes Meer, und die Küste von Cornwall! Die See war zu einer wilden Schreckenswüste geworden. Gischt, Gischt, Gischt, wohin das Auge blickte — nichts als Gischt. Schwarze Felsenriffe, die selbst bei den höchsten Springfluthen nie ganz bedeckt wurden, jetzt nur da und dort an einem Fleck unterscheidbar — so rasch schwollen die Brandungswogen über sie. Der Sprühschaum funfzig, sechszig, ja, ein hundert Fuß und mehr über der Meereshöhe, über die Klippen fliegend und das Land ganze Morgen weit überbreitend. Und droben Alles pechschwarz, trotz der Mittagszeit. Lebloses wie Belebtes schien bang vor dem Sturmgeist sich zu kauern — nur der Mensch nicht! Das Ufer, das zum Theil aus mächtigen Felsblöcken, zum Theil aus kleinen flachen Kieseln bestand, war mit menschlichen Wesen eingefaßt; Einige in Gruppen, Andere allein, bunt durcheinander, mit Bootshaken, Harpunen, Enterhaken, Beilen und Messern versehen, bereit den Wellen den Raub des dem Verhängniß verfallenen Fahrzeugs abzustreiten, das in den Höllenschlund dieser unwirthlichen Bucht getrieben werden möchte. Erwartung funkelte in ihren Augen, die voll Beutegier suchend, spähend, rückwärts und vorwärts, in die Ferne und Nähe, über die Wasserwüste schweiften — es waren Wreckers (Strandräuber). Auch Weiber und Kinder, und nicht wenige, waren unter ihnen; und diese ebenfalls nicht unvorgesehen für das Annähern der ersehnten Beute — Alle schienen ihre bestimmten Standorte zu haben, von denen sie nur etwa einen oder zwei Schritte wichen, um in der nächsten Minute gleich wieder an ihren Platz zu treten. Gesprochen wurde wenig.

In einem und demselben Augenblick drehte sich fast jeder Kopf gegen die Klippe empor nach dem wilden gellenden Rufe, der von ihr sich losriß.

„'s nur die Käthe!" schrieen Mehrere, als die Tol pfeilschnell eine Spalte niederstieg, die Wenige der Zu schauenden versucht haben möchten, und dann nur mi behutsamstem Fuße.

„Die verrückte Käthe bricht gewiß den Hals", spra gleichgültig Einer zum Andern. Doch ihre Tollheit od ihr Nichtfühlen der Gefahr geleitete sie mit heiler Haut her ab, und in wenigen Secunden stand sie mitten unter ihnen

(Fortsetzung folgt.)

Brigg Union.

Novelle von Fitzinger.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret —
Dem bricht das Herz entzwei.

Heine.

Wenn Du schon einmal einen Menschen gesehen hast, lieber Leser, der mit einem mäßigen Höcker auf dem Brustblatte einen unmäßigen auf dem Rücken verband, dessen eines Auge schielte, während das andere den schwarzen Staar zeigte, dessen Beine kurz und krumm und dessen Arme länger als die Beine waren, der endlich weiter rechts im Gesichte ein Ding hatte, das man in einer Anwandlung von Laune eine Nase nennen konnte, und Alles dieses von einem flammrothen, struppigen Haarwuchse überleuchtet, so hast Du das Bild des armen jungen, wohlhabenden Heinrich Häßlich vor Dir, der eigentlich mit seinem Familiennamen Schön hieß, aber von den boshaften Leuten im Orte umgetauft worden war und vor einigen und funfzig Jahren im Flecken Cuxhaven lebte. —

Dieser häßliche Heinrich, oder Heinrich Häßlich hatte ein Abenteuer, welches ihm bis an sein Lebensende nicht aus dem Kopfe ging, und von dem die Göttinger Studenten Boll und Walting keine Ahnung hatten. Sie wollten ihre Vacanzen in der lebhaften Seestadt zubringen, wo sie eben in der Taverne „zum Lootsen" vor der Eppichumkränzten Thür saßen, und bei hellem Biere gar düstere Gedanken über ihren Freund laut werden ließen.

„Ich sage Dir aber, daß ich es selbst gesehen habe, — replicirte Boll auf des Collegen ungläubige Aeußerung, — „wie er am Strande lag zu nächtlicher Stunde, und, — der Himmel, oder vielmehr der Teufel weiß was für Beschwörungsformeln in die Wellen hinuntermurmelte. Es ist kein Zweifel, die Leute haben Recht; entweder ist er verrückt oder ein anderer Doctor Faustus, oder Nostradamus."

„Ich kann's nicht glauben," — versetzte Walting auf's Neue, und that einen Meisterzug aus dem alten Riesenhumpen; — „aber schweige doch, denn er wird gleich da seyn, und wenn er was merkte, so könnten wir mit unserer

Forschungen gar bald am Ende seyn, ohne um ein Atom mehr zu wissen, als jetzt." —

Heinrich trat bald darauf herein, düster und gesenkten Blickes, wie immer, und setzte sich nach kurzer Begrüßung auf seinen gewohnten Platz.

„Bist wieder recht abgeschmackt, Heinrich," — fuhr ihn Boll an, — „wäre das das schönste Gesicht, was Du auftreiben konntest für die laufende Woche?"

„Wird anders werden nach der langen Woche meines Daseyns, ich hoffe es wenigstens," — erwiederte Häßlich.

„Immer kleinmüthig, seltsam und mystisch," — sagte Walting, — „trink's hinunter, Brüderlein, da schau, das schöne, helle, goldgelbe Schaumbier im Humpen! Freilich, bist ein reicher Kerl, könntest Franzwein und Rheinwein trinken, und Dich in Madeira baden, bist ein glücklicher Kerl!"

„O über dieß Glück!" — rief Heinrich, noch mehr verstimmt. — Es gab eine kleine Pause, da nahm Walting wieder das Wort, und meinte, es sey doch sonderbar, daß Heinrich, der den ganzen Tag über sich um Niemands Befehl und Forderung zu kümmern habe, höchstens ein halbes Stündchen des Abends verwende, mit den Freunden zusammenzuseyn.

„Ja, das sind wohl wichtigere, gewaltigere Dinge, die ihn abhalten," warf Boll hin, und sah dem Verdächtigten ins Auge das unwillkürlich zublinzte.

„Kein Mensch findet ihn im Hause, wenn er nicht mit dem ersten Hahnschrei hinkommt, und doch ist er auch weder auf der Straße, noch in Gärten, weder im Felde, noch im Hafen zu sehen, — er müßte nur immer in der Kirche seyn," bemerkte Walting weiter.

„Oder noch entfernter, als wir Beide denken, ganz draußen am Norderstrande bei den Muscheln und brandenden Wellen," stieß Boll helllachend heraus. —

„Ach Irene!" — seufzte Heinrich halblaut, mit einer Thräne in den Wimpern.

Da faßte ihn Walting bei der Hand, und fragte:

„Im Ernste, Heinrich, sag' uns aufrichtig, wie es sich für alte Kameraden schickt, — ob — ob Du nicht irgen ein geheimes Liebesverständniß hast?"

Heinrich verbarg sein Gesicht mit dem Tuche und wollte fort. Jene Beiden aber hielten ihn zurück, und versicherten, daß sie ihn ja nicht kränken wollten, und drangen unter manchen Scherzworten in ihn, mit zu den Uebrigen in den Garten des Kaufmanns Nolte zu kommen, wo die Mädels seyen.

„Die kleine Käthe will Dir wohl, Murrkopf, noch vom Balle bei dem Hafenmeister her," sagte Boll, — „und das ist eben keine zu verachtende Schadloshaltung für den Muthwillen der Anderen, der Dich öfters zur Zielscheibe machte."

Wie ein Blitzfunke waren ihm Boll's Worte durchs Herz gefahren, und nicht ohne Widerstreben folgte er ihnen nach dem unweit gelegenen Garten.

II.

Die alte Thurmuhr brummte mit langgehaltenem Schlage die siebente Abendstunde. Rosenwölkchen schwammen an dem dämmernden Himmel über dem sommerlich grünenden Garten; in Seligkeit schwammen die sechs Töchter des Hauses, denn sie tanzten. Der Hauspatron spielte Schach mit einem jungen Engländer, einem Schiffscapitän, der eben erst vor zwölf Tagen den Canal herübergekommen war, und bei Nolte freundliche Aufnahme gefunden hatte; und die ältliche Hausfrau schenkte den rauchenden Thee in weite, großblumige Porcellantassen.

Die beiden Studenten mischten sich sogleich unter die Tänzer; Jeder hatte bald ein Mädchen im Arme, und hüpfte und schleifte den breternen Boden des schnörkelreichen Pavillons glatt. Nur Heinrich, obgleich nicht unbekannt im Hause, suchte einen etwas entfernteren Platz, und zog sich gar bald in einen Winkel zurück, als er sah, daß man ihn kaum zu bemerken schien, was ihm, beiläufig gesagt, eben nicht unangenehm war.

Oftmals trat inzwischen Einer oder der Andere seiner Begleiter zu ihm, und forderte ihn mit freundlichen Worten auf, an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen, und ohne Umstände eine der Mädchen zum Tanze zu bitten. Aber er war nicht zu bewegen, und das um so weniger, als er zuweilen nicht undeutlich ein heimliches Kichern von denjenigen vernahm, die ihn heute zum ersten Male sahen. —

„Schade um den jungen Menschen," — sagte Eine derselben, „daß er gar so grundhäßlich ist."

„Aber auch grundreich, und kümmert sich den Henker um die Liebe," versetzte Boll.

„Er dauert mich, daß er so allein dort steht," — sagte Käthe mit vieler Theilnahme, und näherte sich Heinrichen. Mehrere von den jungen Leuten konnten sich nicht enthalten, hell darüber aufzulachen. Heiß schoß ihm das Blut durch die Adern, als er das anmuthige Kind an seiner Seite Platz nehmen sah, während alle Uebrigen sich ganz den Freuden des Tanzes überließen, und auf das ungleiche Pärchen nicht weiter achteten. Nur der junge Capitän richtete zuweilen seine Blicke auf Käthe, die ihr eben nicht entgingen. — Sie sprach zu Heinrich:

„Es hat mich schon oft tief in die Seele geärgert, daß Sie immer so vereinzelt in der Gesellschaft stehen, Herr Heinrich; glauben Sie, Sie thun uns Unrecht. Ich weiß, was Sie für Ursache haben, aber Sie täuschen Sich, — ja Sie täuschen Sich gewiß. Ich meines Theils wenigstens schätze ein edles Herz, einen glänzenden Verstand hoch über alle Körperschönheit." —

Heinrich blickte sie ernst und durchdringend an; dann erwiederte er, sie sanft an der Hand fassend: „ich danke Ihnen, gutes Mädchen, für Ihre, Sie und mich ehrende Gesinnung, aber gestehen Sie mir zu, — Mitleid ist nur ein schwacher Ersatz für —" Er stockte.

„Nennen Sie doch nicht Mitleid, was nur Anerken-

nung Ihrer Vorzüge ist," fiel Käthe ein, und ihr Auge verweilte dabei fast zärtlich auf den seinigen.

Heinrich versuchte diesen Blick möglichst angenehm zu erwiedern. „Gesetzt auch, —" sagte er, — „ich besäße solche Vorzüge, genösse die vollste Anerkennung derselben, — ach Käthe, was ist das Alles, wenn wir das Höchste entbehren, das Heiligste, Unentbehrlichste, was der Schöpfer dem Sterblichen bestimmt hat!" —

„Sie sind vermöglich," fuhr Jene in gleichem Tone fort.

„Ja doch, ja!"

„Sie schreiben so schöne, liebe Verse, — vielleicht schönere noch als Hölty."

„O, lassen Sie das!"

„Sie haben ein Herz, so gut und edel, so theilnehmend für Unglückliche" —

„Das ist gerade mein Mißgeschick. Ich sollte kein Herz haben!" — Er wandte das Gesicht von ihr ab. Sie schwieg eine Minute, dann ergriff sie seine Hand mit Wärme, und drückte sie, und lispelte:

„Herr Heinrich, Sie lieben wohl?"

„Nein Käthe, — doch wozu die Frage?"

„Aber Sie könnten lieben, nicht wahr?" — Bei diesen Worten drückte sie Heinrichs Hand noch inniger, und wiederholte das „nicht wahr" mit einem Tone, der ihn einen Himmel ahnen ließ.

„Und wenn ich es kann, Käthe, was hilft es mir, kann ein Mensch meines Gleichen Gegenliebe erwarten, muß er nicht vielmehr jede Hoffnung aufgeben, auch nur — gerne gesehen zu werden?" erwiederte er, ihr näherrückend mit schmerzlicher Betonung.

Käthe erröthete hoch und schwieg. Ihr Blick aber schien ihm unverkennbar seine Frage mit Ja zu beantworten.

Der gute Heinrich sah und hörte nun nichts mehr, als das Mädchen, das so freimüthig ihre Seele vor ihm enthüllte, welches für ihn empfand; für ihn gab es keine Gesellschaft, keinen Tanz, kein Abendroth und keine Sterne mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

Ein gewisser Herr von —, der sich bei dem Leihbibliothekenpublicum einen Namen gemacht hat, ist unlängst in einer Zeitschrift, wo er an allen aufstrebenden Talenten zum Ritter werden will, über das neue Taschenbuch von Mundt: „Der Delphin", hergefallen, und hat sich darüber lustig gemacht, daß besagtes Buch keinen Goldschnitt, nur ein Kupfer und keine gepreßten Deckel habe. Er meint, Mundt habe gar keine Ahnung, was ein Taschenbuch eigentlich seyn solle; er meint, ein Taschenbuch müsse etwas Besseres seyn, als jedes andere gewöhnliche Buch; es müsse, weil es zu Geschenken bestimmt sey, auch ganz fein mit Goldschnitt, hübschen Kupfern und gepreßten Deckeln ausstaffirt werden; — vom Inhalt spricht der gute Mann nichts, denn er ist höchst wahrscheinlich nicht der Meinung, daß es besser sey, ein gutes und anständig ausgestattetes Buch zum Geschenke zu geben, als ein Taschenbuch mit Goldschnitt, hübschen Kupfern, gepreßten Deckeln und schlechten Erzählungen. Aber, mein Gott! lassen wir Jedem seinen Geschmack! Besagter Herr von — ist überhaupt ein sonderbarer Mann mit hohen Ideen und kleinlichen Ansichten und von der längst gestorbenen Maxime besessen: „Das Kleid macht den Mann". Er will es nicht einsehen, daß diese vergoldeten Weihnachtspüppchen jetzt zum bloßen Spielzeug für Kinder geworden sind, unsere Zeit aber nichts so sehnlich wünscht, als sich von dieser Kindheit zu emancipiren. Ja, mein Herr von —, die Kinderschuhe sind ausgetreten und fliegen Manchem an den Kopf, der uns noch das Gängelband umwerfen will. Diese goldgesäumten Taschenbücher sind wahre Castraten, in welchen auch keine Spur von Männlichkeit zu finden ist, und solche naturwidrige Geschöpfe will man den deutschen Frauen noch anpreisen!

Gedenke mein! Taschenbuch für 1838. Wien und Leipzig, Verlag von Friedrich Wilhelm Pfautsch.

„Die rächende Maske", Erzählung von T. F. Castelli. In der beliebten Nähtermamsell-Manier. Schade, daß Castelli noch schreibt! Er war früher so liebenswürdig und jetzt — schreibt er noch immer. — „Vergeltung" von Regina Frohberg. — O! — „Graf Konradin" von Caroline Leonhardt-Lyser. Leichte Waare, seicht, wie wenn ein Fluß ausgetreten ist und hat etwas auf den Wiesen zurückgelassen. — „Die Spieluhr" von Joh. Gabriel Seidl. Recht nett. — „Klara Jänhof" von Tschabuschnigg. In des Verfassers gewöhnlicher Manier, aber anziehend. — Unter den Gedichten ist Halm's Scene aus dem „Adept" ausgezeichnet. Außerdem haben noch nennenswerthe poetische Beiträge geliefert: Gustav Pfitzer, Rückert, J. G. Seidl und J. N. Vogl. — Unter den Stahlstichen sind das Titelkupfer und die Wassernixe, dann die Pilger in der Wüste ausgezeichnet gelungen. — Das Ganze ist ein hübsches Püppchen.

Vergißmeinnicht. Herausgegeben von C. Spindler. Stuttgart, bei Hallberger.

Man kennt Spindler und seine Manier hinlänglich; man weiß auch, daß er in seinen kleineren Erzählungen schwächer ist, als in seinen großen Romanen. Dennoch sind die hier mitgetheilten drei Erzählungen — „Die Gesellen der schwarzen Kunst" — „Das Testament des Wucherers" — und „Abt und Lehrleute in der Reichenau" — nach meinem Dafürhalten besser, als seine letzten größeren Romane; es sind, vorzüglich die letzte Novelle, sehr anziehende und nett ausgeführte Bilder und vertreiben recht angenehm die Stunden, wo man eben nicht zu etwas Besserem Lust hat. Die Kupfer könnten besser seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. F. H. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 2. Dienstag, den 2. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ghasel.

Von Ed. Ferrand.

Aus des Abendhimmels Rosen
Winkt mir ein geliebtes Bild,
Strahlet aus der Quelle Spiegel
Mir entgegen wundermild.

In dem Lied der Nachtigallen
Grüßt es mich mit Liebesgruß,
Lächelt mir aus jeder Blume
In dem weiten Lenzgefild.

Vor den trunknen Blicken schwebt es
Ewig ungetrübt und schön,
Wenn die Brust von Hochentzücken,
Von der Liebe Wonne schwillt.

Flüstert süße Trostesworte
Meinem wunden Herzen zu,
Wenn ich einsam trauernd klage,
Wenn mich wilder Schmerz erfüllt;

Folgt mir zu der fernsten Ferne,
Ist mir ewig, ewig nah,
Ob des Zephyr's Flügel wehen,
Ob der Sturm entfesselt brüllt.

Aber ach! mir immer nahe
Ist die Holde mir so fern.
Meiner Liebe reges Sehnen,
Immer bleibt es ungestillt.

Ob ich nimmer Dich erringe,
Meiner Träume Ideal,
Ewig doch im treuen Herzen
Trag' ich Dein geliebtes Bild.

Die Strandräuber.

(Fortsetzung.)

„Ein feiner Tag — ein schöner, feiner Tag!" rief sie den Ersten, auf den sie zukam, an. „Gut' Glück euch! Noch etwas ..... — Nein, nein", fuhr sie fort, sich selbst Anwort gebend; „weiß gegen Mitternacht — weiß gegen Abend — weiß gegen Mittag — weiß Alles; nicht ein Fleck auf'm Wasser. Aber 's kommt! kommt! kommt!" wiederholte sie und ließ ihre Stimme zum tiefsten Tone herabsinken; „ich sah's hier verwichene Nacht — ein großer schwarzer Rumpf — ein Mast noch aufrecht, von dreien — Kanonen und Vorräthe über Bord — steigend und sinkend — wiegend und taumelnd — mit aller Macht antreibend, aufstoßend am Riff, wo vor sieben verfluchten Jahren die William und Mary scheiterte: ich sah's", wiederholte sie und glotzte die Umstehenden mit einem Blick an, der jedem Ungläubigen Trotz sprach; dann sank ihre Stimme plötzlich zum Geflüster herab; „st! st!" wisperte sie; „es gibt eine Handvoll oder zwei für Dich — und eine Traglast für Dich — und mehr, als ein Mensch schleppen kann, für Dich", bald an Diesen, bald an Jenen der Reihe nach ihr Wort richtend; Fässer und Kisten, und Kasten, und Kleider und Gold ..... was wird's aber geben für den schwarzen Norris? Oh, für den wird's einen prächtigern Tag geben, als für irgend Einen von Euch. Wann, sagen sie denn, sey seine Zeit um?"

„Wessen Zeit?" fragte Einer aus der Gruppe, an die sie hin sprach.

„Eins, zwei, drei", fuhr sie, ohne die Frage zu beachten, fort, bis sie sieben gezählt hatte; „letzten Mai waren sie um — seine sieben Jahre; drei Jahre war er deportirt, als sein hoffnungsvoller Sohn meinen Vater mordete."

„Sey still, Du verrücktes Weibsbild!" riefen die ihr am nächsten Stehenden; „wenn der Norris Dich hörte,

könnt's leicht zum Schwimmen kommen mit Dir in der Einbucht, wo er jetzt steht."

„Verrückt!" hallte sie nach. „Ja; dem Himmel sey Dank, der mich's werden ließ! Er weiß am besten, was er thut. Ich sah meinen Vater morden, wenn schon sein Mörder mich nicht sah. Sie stritten hart mit einander, wessen die Beute seyn solle. Des alten Norris Messer entschied's! Ich war machtlos vor Schrecken! konnte nicht sprechen! mich nicht rühren! Mein Hirn verwirrte sich, und der Richter wollte mir nicht glauben! Jetzt könnte ich meine Geschichte besser erzählen; aber was hilft es? Sie sagen ja, ich sey noch verrückt. Da ist's!" schrie sie auf, und zeigte mit dem Finger nach der offenen See am Südende der Bay.

„Wo — wo — wo?" fragten ihre Hörer.

„Nein, nein", hob sie nach einer minutenlangen Pause wieder an, während ihre Augensterne starr angestrengt dorthinaus schauten, wo sie hingedeutet hatte. „Nein", hob sie wieder an, und ließ ihre Hand sinken: „aber es kommt; und dem schwarzen Norris wird's nicht fehlen an Dach noch Tisch, Gold oder Geräth, den Vater daheim willkommen zu heißen, der ihn zu seinem Gewerbe auferzog. Doch, wo ist er?" frug sie; „wo anders, als auf dem langen Riff, wo ich ihn sah!" Bei diesen Worten machte sie sich rasch nach der Südspitze der Bucht auf.

Außerhalb der regelmäßigen Reihe, auf dem dem Lande zugekehrten Ende eines mächtigen Klippenriffs, das sich allmälig in die See tauchte, saß spionirend eine kräftige, stämmige Mannsgestalt. Das schwarze, straffe, aus einem schwarzgelben, abstoßenden Gesichte zurückgestrichene Haar hing ihm halb über die Schultern nieder; das schwarze, kleine, funkelnd helle Auge flog, der See zugerichtet, in rascher, rastloser Bewegung, überall zugleich, auf und nieder. Auf seinen Knieen herüber lag, mit beiden Händen fest gefaßt, ein langer Bootshaken, und in einem um die Hüfte geschnallten Gurt stack ein Einschlagmesser von mehr als gewöhnlicher Größe und ein Beil. Die Brandungswoge spülte mehr als einmal über den unteren Theil seines Körpers herauf; doch achtete er ihrer so wenig, als sey er ein Stück von dem Felsen, der sie in Sprühnebel zerschellte.

„Ein feiner Tag — ein schöner, feiner Tag!" rief die Irre, als sie ihm sich näherte. „Wie geht Dir's, schwarzer Norris? Nicht doch — ich bin jetzt gut", fuhr sie in bittendem Tone fort; „sieh' nicht zornig drein. Will's nie wieder sagen, daß Du's warst."

Der Strandräuber machte mit der Hand eine Bewegung nach seinem Messer.

„Halt, halt, schwarzer Norris!" rief sie schmeichelnd und die Hand auf seinen Arm legend; „hebe 's für andere Arbeit auf! Du wirst's nöthig haben heute; eh' es nachtet, gibt's einen Schiffsrumpf am Strand. Es wird zu thun geben für Messer und Beil und Haken und was all'; denn der Sturm regt sich frisch, und die See zeigt noch keine Lust, zur Ruh' zu gehen — die Brandungswellen überstürzen sich fort und fort lustig über's Ufer. Sieh' nur, wie sie die Strandkiesel auffegen und wieder zurück! Werden bald etwas Anderes zu wälzen kriegen. — Es kommt, schwarzer Norris! 's kommt! Ein großmächtiger schwarzer Rumpf — ein Mast noch aufrecht von dreien — Kanonen und Vorräthe über Bord — steigend und sinkend — wiegend und taumelnd — mit aller Macht antreibend, aufstoßend am Riff, wo die William und Mary scheiterte; das Riff, auf dem eben Du stehst, schwarzer Norris! ja, und der Fleck eben ....!"

„Schweig' still, Du Nickel!" schrie der Strandräuber, und blickte, begierig vorgelehnt, unter seiner blitzschnell an die Stirn emporgehobenen und da wagerecht vorgehaltenen Hand hinaus.

„Im Mittag?"

„Ja."

„Gerade aus vor der Klippenzunge?"

„Ja — es dunkelt etwas her; 's ist eine Schaluppe — ich sehe blos einen Mast."

„Ein Schiff ist's, schwarzer Norris; die andern zwei haben sie abgeschlagen."

„Ruhig, Nickel; was verstehst Du davon?"

„Ein Schiff ist's", fuhr sie fort. „Sagt' ich Dir's nicht?! Da ist der große schwarze Rumpf!"

„Ja wahrhaftig!" schrie der Strandräuber. „Bist Du auch eine Hexe, und nicht blos verrückt? Wahrhaftig, da kommt's geschwommen; treibt geradeswegs in die Bucht, mit der Breitseite heran."

(Fortsetzung folgt.)

Brigg Union.

(Fortsetzung.)

„Käthe", rief er, „wär's möglich, daß Sie — daß Du — Gott! ich traue mir doch zu viel zu?"

„Nur Eines ist es noch, außer Ihrem Zweifel, was mich bei Ihnen verdrießt," versetzte sie.

„Und was, Liebe?"

„Daß Sie reich sind."

„Was schadet das?"

„Ach, es wäre, — angenommen, ich besäße Ihre Neigung, — es wäre mein höchster Wunsch, Ihnen durch rastlose Thätigkeit die meinige beweisen zu können."

„Mädchen, Du liebtest mich wirklich?"

Käthe nickte bejahend.

„Aber wie ich thöricht bin," sagte sie hierauf, „welchen Anspruch kann ein Mädchen, die so wenig besitzt, — mein guter Vater hat viel zu sorgen in seinem Geschäfte, und für sechs Kinder" —

Heinrich aber hatte diese Rede kaum gehört. Vom Gefühle überwältigt, feurig, zitternd ergriff er ihre beiden Hände und preßte einen lauten Kuß darauf, daß ihn alle Anwesenden, ungeachtet des Geräusches welches sie selber machten, vernehmen mußten.

„Ei, ei, der melancholische Herr Heinrich?" flü-

sterte es hier. — „Seht doch den jungen Unhold!" wisperte man dort. Aber Heinrich war zu beseligt in seinem Hetzen, als daß er sich um Flüstern und Wispern hätte bekümmern können, so wenig als um die sonderbaren Blicke, die jetzt zahlreich nach dem einsamen Paare flogen.

Käthe schien verlegen, Heinrich aber trat zum Theetische, füllte einen Becher mit Rum, und stürzte ihn hinab.

„Auf Dein Wohl!" sagte er zu sich selbst, und ein leidenschaftlich zärtlicher Blick nannte Diejenige, die er meinte.

Unterdessen war der Capitän, der schon früher mehr nach dem Orte der Unterredung jener Beiden, als auf seine Felder und Figuren gesehen hatte, des Spieles überdrüßig geworden.

„Etwas Anderes, meine Herren, wenn's beliebt," rief er, eine dampfende Bowle Punsch in der Rechten, welchem er, so wie die übrigen Männer, viel Ehre erwiesen hatten. Er schlug Pharao vor, doch Niemand wollte sich bereit finden lassen. Da wandte sich Stralborg, — so nannte sich der Capitän, an Heinrich, und sagte mit anscheinender Gleichgültigkeit:

„Freundchen, spielen wir zusammen! Ich sehe es Ihnen an, Sie haben Mittel und Muth und Lust!"

Heinrich lehnte es mit höflichen, aber kurzen Worten ab.

„Nun, Käthchen zu Ehren werden wir doch eine Partie wagen? Ich wenigstens bin gewillt."

„Beim Lucifer, ich auch!" rief Heinrich mit funkelndem Auge, und warf eine Goldbörse auf den Tisch, welcher der Capitän eine doppelte entgegensetzte.

Die Karten wurden herbeigebracht, und das Spiel begann. Stralborg war Banquier. Alle sahen mit gespannter Aufmerksamkeit den Spielenden zu. Eine Minute, und Heinrichs Börse war in den Händen seines Gegners.

„Pfui! das Glück kehrt Ihnen den Rücken," sagte dieser, — „geben Sie Acht, Freundchen," setzte er mit Betonung hinzu, — „daß nicht Jemand Anderer es dem Glücke nachthue!"

„Ich wette, nein!" entgegnete Heinrich begeistert, in die Tasche greifend.

„Wie viel würden Sie darauf wagen?" fragte der Capitän.

„Mein Leben!"

„Das geht nicht. Ich kann das meinige nicht entgegensetzen, denn es gehört dem Könige; aber eine Note von 60 Pfund lege ich hierher. Wollten, oder könnten Sie das auch?"

Heinrich schnitt ein grimmiges Gesicht, und fügte eine entsprechende Summe bei.

Der Capitän schlug seine Karte um: „Gewonnen!"

Er strich das Geld mit selbstgefälligem Schmunzeln ein.

„Gewonnen!" hallte ein vielstimmiges Echo nach. Käthe schwieg.

„Beliebt's noch einmal?" fragte jetzt der Glücksspitzden vor Zorn schnaubenden Heinrich, der jedoch seine Gemüthsunruhe geschickt zu bergen wußte.

„Geben Sie die Karte!" verlangte dieser.

„Nimmermehr! ich kann es nicht zugeben," entgegnete listig der Capitän.

„Zum Henker, Sie müssen!"

„Bedenken Sie doch" —

„Geben Sie die Karte!" — —

„Genug, genug!" rief es im Kreise umher, doch Heinrich drang mit Ungestüm auf die Fortsetzung des Spiels.

„Hier sind noch 200 Pfund in Wechseln!" rief er, — „Ihr zu Ehren! — Siegen oder fallen!"

Vergebens suchte man die sinnlos Spielenden abzuhalten, sie spielten und — der Capitän zog auch die Wechsel ein.

„Haben Sie genug, Freundchen?" sagte er gutmüthig, — „oder wär' es möglich, daß Sie" —

„Mein ganzes Vermögen um Sie!" schrie jetzt Heinrich, ergriffen von dem Feuer der Liebe und des geistigen Trankes, glühend vor Zorn und Schaam.

„Gut," erwiederte Stralborg, — aber nicht unter 2000 Pfund lasse ich den Satz gelten. Mit meiner Ehre bürge ich für die Ausfolgung des Betrages. Wollen Sie das auch?"

„Ums Himmelswillen, brechen Sie ab!" raunte man Heinrichen von allen Seiten zu.

Er ward auffallend bleich.

„Sie weigern sich?" fuhr Jener fort, „dieses Bettels wegen, und boten doch früher Ihr Leben an? Ei, Sie sind mir ein schöner Paladin!"

„Bettel?" murmelte Heinrich zwischen den Zähnen, was allein von Käthen vernommen wurde, die ihm zunächst stand. —

Der Ernst des ganzen Vorganges schien seine aufgereizten Sinne zur ruhigern Ueberlegung herabgestimmt zu haben.

„Ich habe thöricht gehandelt," gestand er laut, mit fester Stimme, — „ich war nahe daran mehr zu versprechen, als zu leisten in meiner Macht steht," und Schaamroth übergoß sein Gesicht. Ein fast allgemeiner Ruf der Billigung beantwortete seine Rede.

„Ja, wenn's so ist," entgegnete ruhig der Capitän, „dann hätten Sie's zum Wenigsten vorerst bedenken sollen. Wenn man Nichts auf's Spiel zu setzen hat, muß man nicht spielen. Ich selber würde es nicht wagen, so wahr ich Stralborg heiße, die launenhafte Göttin herauszufordern, wenn sie mir nicht schon ein artiges Capitälchen in Bristol, und ein noch größeres in der Londoner Bank gesichert hätte."

Die Glocke schlug acht.

„Nun kehrt die Fluth wieder!" sagte Heinrich wie zu sich selbst, und plötzlich ganz umgewandelt, ohne von irgend Einem begriffen zu werden.

Indessen hatte sich die Gesellschaft wieder zerstreut;

Viele begaben sich fort, und Heinrich benutzte den unbewachten Augenblick, als der Capitän mit seinem gewonnenen Gelde zufrieden lächelnd bei dem Kaufmann und anderen Zeugen seines Glückes stand, und die beiden Studenten in reizenden Mädchenblicken, und dem reichlich mit Rum versetzten Thee und Punsch schwelgten, um sich der beengenden Lage zu entziehen, und dorthin zu eilen, wo eine seit Jahren geübte Gewohnheit ihn hinrief. —

Liebevoll drückte er noch einmal Käthe's Hand zum Abschiede, ohne den Unterschied zu bemerken, welcher zwischen diesem Gegendrucke und manchem früheren ihres zarten Händchens statt fand.

„Auf Wiedersehen, Engel!' flüsterte er mit sanftem Tone.

Sie schied mit einem ziemlich kühlen: „Gute Nacht!"

Aber auch das fiel dem von seiner Liebe Beseligten nicht im Geringsten auf.

Es war bereits dunkle Nacht, und der Mond noch nicht aufgegangen; Heinrich aber wanderte mit schnellen Schritten einem gewissen Plätzchen am Strande zu.

(Fortsetzung folgt.)

Testament der verstorbenen ehemaligen Königin von Holland, Hortensie.

Die französischen Zeitungen enthalten das Testament der in Arenenberg verstorbenen Königin Hortensie vom 3. April 1837. Die wichtigsten Stellen daraus sind folgende:

„Ich wünsche, daß ich nach Frankreich gebracht, und zu Rueil in derselben Gruft, wo meine Mutter ruht, beigesetzt werden könnte. — Madame Salvage ist Vollstreckerin meines letzten Willens. Sie wird auch meine Memoiren aufbewahren, bis sie dieselben meinem Sohne übergeben kann. — Ich vermache meinem Neffen, Napoleon Jerome, zweitem Sohne des Prinzen von Montfort, 20,000 Francs. — Meiner Cousine, der Großherzogin von Baden, die Ohrringe mit feinen Perlen, die ich von meiner Mutter habe und beständig trage. Sie werden wohl das Letzte seyn, was ich an mir habe, denn sie können erst nach meinem Tode aus den Ohren genommen werden. Ich hoffe, sie wird mit Liebe daran denken, und ich wünsche, daß diese Erinnerung ihr ein Zeichen meiner zärtlichen Freundschaft sey. — Der verwitweten Fürstin von Hohenzollern-Siegmaringen, die mir immer eine Mutter und eine Freundin war, zwei Säulen von Jaspis, die mir von Papst Pius VII. geschenkt sind. — Meiner Nichte, Josephine, Kronprinzessin von Schweden, meinen vollständigen Schmuck von geblasenen Goldperlen. — Meiner Nichte, Eugenie, Erbprinzessin von Hohenzollern-Hechingen, einen vollständigen Stahlschmuck. — Meiner Nichte, Amalie, Kaiserin von Brasilien und Herzogin von Braganza, ein Schreibzeug mit dem Bildniß von mir und meinen beiden Kindern. — Meiner Nichte, Theodolinde, Prinzessin von Leuchtenberg, ein Armband mit dem Bildniß ihres Vaters, des Prinzen Eugen. — Meiner Schwiegertochter, Prinzessin Charlotte Napoleon, meine kleinen Armbänder mit dem Bildniß meiner beiden Söhne und einen Strauß von Diamanten. — Meiner Nichte, Mathilde, Prinzessin von Montfort, meine Armbänder mit farbigen Steinen. — Meiner Nichte, Maria, Prinzessin von Baden, ein Halsband von ägyptischen Scarabäen. — Meiner Nichte, Josephine, Prinzessin von Baden, ein Necessaire von Stahl und einen Ring. — Meinem Vetter, dem Grafen Louis Tascher de la Pagerie, eine Camee. — Seinen vier Töchtern alle meine Corallen. — Josephine Tascher, die zu Paris wohnt, eine Camee in einer Nadel. — Meiner Cousine, Hortensie de Beauharnais, ein Halsband von kleinen feinen Perlen mit einem Talisman von Smaragd. — Der Gräfin Cafarelli einen Casimirshawl. Ich wünsche, daß dieses geringe Andenken sie an die edle Hingebung erinnere, mit der sie mir ihren Dienst als Ehrendame anbot in einem gefährlichen Zeitpuncte, wo manche Andere sich dessen würde entzogen haben. Bei dieser Handlung hatte sie um so größeres Verdienst, als sie gar nicht zu meinem Hofstaate gehörte. Aber ein edler Charakter, wie der ihrige, fühlt, daß man sich erhebt, wenn man sucht, dem Unglücklichen zu dienen. — Der Marschallin Ney ein Necessaire von Stahl, das ich von der Prinzessin Borghese erhalten habe. — Der Herzogin von Friaul, Madame Favier, ein Armband mit Türkisen. — Der Herzogin von Ragusa ein Armband von Türkisen. — Der Tochter der Madame Hay, meiner Pathin, einer Tochter des Hrn. Monroe, früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, eine Brosche mit kostbaren Steinen.

(Schluß folgt.)

Lesefrucht.

Ein Kaufmann in Paris verheirathete vor Kurzem seine einzige Tochter uud zahlte ihrem Manne am Tage der Vermählung 400,000 Frcs. in Golde aus. Am andern Tage erhielt der junge Gatte von seinem Schwiegervater folgendes Schreiben: „Lieber Herr Sohn! Ich habe Ihnen als Mitgift meiner Tochter 400,000 Frcs. zugesagt, die Sie mir gestern als empfangen quittirt haben, aber nicht die Säcke, in denen Sie den Betrag erhielten. Mein Buchhalter hat mir dieselben sämmtlich mit 50 Centimen berechnet, senden Sie mir also entweder den Betrag oder die Säcke in natura zurück, damit ich sie weiter benutzen könne." — Eine originelle Sparsamkeit!

Erkenntlichkeit.

Kön'ge hatten einst das arme Judenkind' mit Gold versehn,
Darum spenden nun die Juden Gold den armen Königen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 3. Mittwoch, den 3. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der December.*)

Kommt ein Greis herabgefahren,
Hoch vom Norden in das Land,
Trägt die Kron' auf grauen Haaren,
Eine Sichel in der Hand:
Und der Sturm, das ist sein Knappe,
Der durch Waldesgründe tos't,
Und der Schnee ist seine Kappe
Und sein Herold ist der Frost.

Mit der Demantsichel kürzt er
Auch die letzten Reiser ab,
Alles was lebendig, stürzt er
Unerbittsam in das Grab.
Mürrisch geht er durch die Städte,
Schleicht durch Dörfer, Flur und Hain,
In ein kaltes Todtenbette
Hüllet er die Erde ein.

Viele tausend Mal schon zieht er,
Also hassend und gehaßt,
Müde sinkt das Haupt ihm nieder
Unter seines Alters Last.
Einen Freund doch möcht' er haben,
Ein Herz, das sich ihm ergibt, —
Doch verschollen und begraben
Sind sie längst, die ihn geliebt.

D'rum thut er, wie and're Greise,
Wenn sie einsam, freundlos sind,
Und gesellt nach Menschenweise
Sich zu Kindern, als ein Kind.

Müht sich sie zum Spiel zu locken —
Er der tausendjähr'ge Mann —
Seine besten Silberflocken
Bietet er den Knaben an.

In der Nacht noch kommt der Alte,
Rasch, eh' man das Jahr ihm schließt,
Und aus seines Mantels Falte
Schüttelt er den heil'gen Christ.

R. Heller.

*) Zur Probe aus Nr. 1 der neuen Zeitschrift „Rosen", die unter Redaction von Herrn R. Heller in Leipzig bei Leo für 1838 erscheint.

Die Strandräuber.

(Fortsetzung.)

Ein riesiger schwarzer Schiffsrumpf war es; hoch auf aus dem Wasser, als ob alles Schwere, was sich nur entbehren ließ, über Bord geworfen worden wäre. Taumelnd und vorstürzend kam er heran, alle Augenblicke über dem Schlag einer Woge, die auf ihn hereinbrach, umwankend. Rasch näherte er sich dem Klippenstrand.

„Jetzt, jetzt, jetzt!" scholl es alle Augenblicke aus den Reihen der Strandräuber; doch noch immer schwamm der Riesenleib fort, so sehr hatten ihn die an Bord erleichtert. Endlich war er mitten im Brandungsstrudel. Er streifte an und streifte an — doch bewegte er sich immer noch fort; endlich stieß er auf, und ein langanhaltendes Gekrach schlug in Wellenbebungen an das Ohr der gierig lauschenden Zuschauer, und mit und nach schollen Hallohs und Jammergeschrei. Die ganze Küste war jetzt in rühriger Bewegung.

„Das gibt ihm den Rest!" schrieen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit, wie auf den Schiffskörper heran, hochauf sich thürmend und sein Loos in ihrem Schwall ihm bringend, eine ungeheuere Welle geschäumt kam. In der nächsten Minute zerbarst sie über ihm mit einer Wuth, die den Gischt bis zu den Wolken aufsprützte, und verbarg ihn der

Küste vollkommen. Als das Unglücksschiff wieder sichtbar wurde, war seine ganze linke Breitseite eingestoßen. In einem Augenblick waren Männer, Weiber und Kinder bis zu den Hüften herauf mitten im Brandungsgewühl. Noch eine Riesenwoge — und das Fahrzeug war dahin! Planken, Winden, Sparren und Seilwerk kam jetzt hereingeschwommen, und Jeder ging hastig an's Werk. — Alle, nur der schwarze Norris nicht.

Er behauptete seinen Standort auf dem Riff — ein Posten, der ihm durch allgemeine Einwilligung überlassen schien. Keiner wagte ihm das Recht darauf streitig zu machen. Ihm voraus stand die Tolle, beständig nach einer Seite hinschauend — da, wo gabelförmig ausgezinkt, das Riff eine Art kleiner Bucht bildete. Von da verwandte sie kein Auge, außer wenn ihr Blick nach dem schwarzen Norris hinüberstreifte, so oft dieser eine Bewegung machte, als wolle er seinen gewählten Stand verlassen.

„Es kommt daher," wiederholte sie fort und fort; „kommt da her — was so viel Dir werth seyn wird, als der ganze Rumpf, wär' er trocken gesetzt, und ganz Dein; warte nur darauf — es ist Dir gesendet — es kommt da her. Sagte ich Dir nicht von dem großen schwarzen Rumpf, und kam er nicht? Ganz so gewiß wird das kommen, was in dem Rumpf Dir gesendet ward. Halte Dich fertig mit Deinem Bootshaken. Die Minuten sind gezählt. Die Welle, die es bringen soll, rollt schon heran — herein. Dort ist's — Ich weiß es! Hier, tritt an meinen Platz und sey bei der Hand. Da ist's — ein Menschenleib — hake ihn an den Kleidern her! halt' ihn fein säuberlich von den Felsen ab! Herum — herum — herum hier in diese Ecke! Sieh' doch, liegt sie nicht da wie gemacht für ihn! Was meinst Du nun, schwarzer Norris? Was meinst Du nun von der verrückten Käthe? Sachte, sachte," fuhr sie fort, als der Strandräuber, statt des Werkzeugs nun die Hände gebrauchend, die Leiche an den Strand heraufzuziehen begann. „Sachte — die Taschen sind voll! Sachte, daß nicht etwas herausfällt. So ist's recht! so ist's recht!"

Kaum war der Leichnam aus der Brandung geborgen, so machte sich der Strandräuber daran, ihn auszuplündern. Die Taschen waren voll; eine von ihnen war hurtig geleert, als ein gellendes Gelächter von der Tollen her, die schnatternd oben an dem Verunglückten gekauert saß, den schwarzen Norris mitten in der Untersuchung des Inhalts zaudern machte.

„Ueber was lachst Du, Nickel?" fuhr er sie an.

„Mach' nur fort," plapperte sie zurück — „ein feiner schöner Tag; nicht wahr, schwarzer Norris; hatt' ich nicht Recht?"

„Ruhig, Nickel!" herrschte ihr der Strandräuber zu. „Juwelen!" schrie er auf, indem er ein kleines Kästchen, das er geöffnet hatte, zumachte. Die Tolle schlug abermals eine helle Lache auf. „Willst Du Dein verfluchtes Maul halten," lärmte der Strandräuber.

„Mach' nur fort," murmelte die Tolle. „Mach' fort, schwarzer Norris! Solltest nicht böse mit mir seyn. Sagt' ich Dir nicht, es komme? Mach' fort. Ein feiner schöner Tag, nicht wahr, schwarzer Norris?"

„Still und wieder still!" schrie der Strandräuber. „Gold!" rief er für sich aus, als er in seine Hand den Inhalt einer Börse ausleerte, die er aus der andern Tasche gezogen hatte — „große, schwere, gelbe Stücke!"

Wieder eine Lache von der Tollen herüber.

„Hör' einmal, närrische Käthe," brüllte der Strandräuber; „mache Dich auf die Hacken, oder sieh' zu, wie Dir's geht, wenn Du den Laut noch einmal hören läßt."

„Leise, leise!" wisperte Käthe; „er hört Dich."

„Wer, Nickel?" schrie der Strandräuber und sprang aus seiner knieenden Stellung auf.

„Der, dem das Geschmeide und Gold gehört. Seine Lippen haben sich schon die ganze letzte Minute bewegt, und jetzt sind sie weit offen."

Nur einen blitzenden Streifblick warf der Strandräuber über das Antlitz des Schiffbrüchigen.

„Geh' jetzt fort, gute Käthe," sagte er in versöhnlichem Tone. „Geh', Käthe; laß mich jetzt allein, und ich will nie wieder böse mit Dir seyn. Geh', gute Käthe, geh'."

Die Tolle schaute dem Strandräuber einen Augenblick in das Gesicht — lächelte — nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe und stand auf.

„Ich gehe schon, schwarzer Norris," rief sie. „Einen schönen guten Tag, Dir! und ein guter schöner Tag ist's fürwahr! und ein feiner Tag! Nicht wahr, schwarzer Norris? Ich lasse Dich allein — oh, ich bleibe nicht — ich gehe schon!" und dem Fußpfade, der die Klippe hinaufführte und dessen Anfang ein Felsenvorsprung verdeckte, eilig sich zuwendend, war sie ihm schnell aus dem Gesicht verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Brigg Union.

(Fortsetzung.)

III.

Es war eine von den schönsten, lauesten Sommernächten, welche diese nördlich gelegenen Gegenden je mit ihrem Monde überglänzt hatten. Langsam und feierlich hob sich das bleiche Gestirn am fernen Horizonte aus den Gewässern, und bahnte sich den Weg durch das Gewühl der Sterne, und ein sanfter Wind schien ihm Kühlung zu fächeln, die schwache Brandung ihn mit melodischem Getöne begrüßen zu wollen. — Heinrichs Fuß rauschte durch den muschelüberdeckten Sand, und trat so nahe dem Meere zu, daß die Wellen ihm die Schuhe benetzten.

Nun warf er einen Thränenglänzenden Blick zum Himmel empor, faltete die Hände und kniete nieder, so daß ihm der feine Staub der schäumenden Wellen Gesicht und Brust feuchtete.

Wehmüthig froh senkte er das Haupt und rief in die Nacht des Meeres: „Irene! Unvergeßliche! empfange die

gewohnte Huldigung meines Herzens. Verzeihe mir, ich liebe wieder, aber Dich liebe ich ja nur, Dich in ihr, denn Du wandelst nicht mehr unter uns, der unendlichen See ist Dein holder Leib anheimgefallen, — aber, gewiß, Du freust Dich mit mir, daß ich wieder geliebt werde, von Dir in ihr!" —

Da zeigte sich ihm zur Rechten, ferne, ferne ein dunkler Gegenstand auf dem im Mondlichte glitzernden Wasserspiegel. Es schien sich zu bewegen, endlich gar näher zu kommen, und bald erkannte Heinrich, daß es ein Kahn sey, der gerade die Richtung gegen ihn nahm. —

„So theilten auch wir einst dieselben Fluthen, Irene," — rief er aus — „o, mit welcher Wehmuth erfüllt mich dieser Anblick!"

Er sprang auf, und ging mit verschränkten Armen unruhig hin und wieder.

Der Kahn schwebte immer näher heran, und schon konnte er bemerken, daß drei Personen sich darauf befanden.

Gleich darauf vernahm er die Klänge eines Liedes, welches von dem Führer des Fahrzeuges herrühren mochte, und hörte es von ein paar andern, wie es ihm däuchte, fröhlichen Stimmen beantwortet. —

Hundert Schritte von seinem Standpuncte ungefähr, landeten sie. Eine männliche und eine weibliche Gestalt kamen an's Ufer und wandelten, Arm in Arm geschlungen, längs dem Strande hin, sich, wie es schien, an der schönen Vollmondsnacht zu ergötzen, indeß der Fährmann Heinrichen so nahe kam, daß dieser zu ihm sprechen konnte.

Er trällerte noch immer sein altes Fischerliedchen fort; da fragte Heinrich (nachdem er noch eine gute Weile mit sich selbst gesprochen) von einem verwunderten Blicke und einer ähnlichen Geberde des Alten aus seinem Traume geweckt, wen er da heraufgeführt habe?

„Weiß ich's doch selber nicht" — entgegnete der Fährmann laut und fast blöde lachend — „kümmert mich auch nichts, bin nicht neugierig, hab' sie auch nicht gefragt, wer sie sind."

„Nun, ich meinte nur, Du wüßtest es."

„So viel weiß ich, daß der Herr viel von einer Fahrt nach England hinüber mit dem Frauenzimmer sprach."

„Nach England?"

„Nun ja, hab's ja schon gesagt."

„Es sind wohl ein paar Liebesleute, weil sie so allein und in stiller Nacht" —

„Was kümmert's mich", unterbrach ihn der Andere, „hab' sie nicht darnach gefragt. So viel weiß ich aber, daß sie sich recht oft und eifrig geküßt haben. Zuerst fing er an, dann kam sie; dann wieder er, dann wieder sie, dann alle zwei zugleich, und jedes Mal so laut, höre der Herr, so laut" — er ahmte es mit dem Munde nach.

Diese treuherzige Erzählung zwang Heinrich ungeachtet seiner ernsten Stimmung ein Lächeln ab.

„Schönen Dank", sagte er, „schönen Dank, alter Fährmann, bist ein Muster von Gefälligkeit, daß Du mir Alles das so haarklein beschreibst."

„Nun, sie haben mir's nicht verboten. Weder der Herr noch das kleine, hübsche Kind mit den vollen schwarzen Locken und dem kleinen Näschen."

„Konntest Du das so genau bemerken bei Nacht?" — fragte Heinrich aufmerksamer.

„Scheint doch der Mond hell genug."

„Sage mir aber noch — o, Du weißt es gewiß — wer die Leute sind?" —

„Kann's nicht sagen; nur so viel weiß ich, daß sie auch von einem gewissen — warte der Herr, wie hießen sie ihn doch —?"

„Heinrich?" rief Jener rasch.

„Richtig, von einem gewissen Heinrich haben sie geredet, und über den haben sie geschimpft, o, über den haben sie geschimpft!"

Heinrich bebte wie Espenlaub.

„Wer aber, wer, sagst Du?" fragte er ungestüm, den Alten bei der Schulter haltend.

„Wer? Nun, die Leute im Schiffe," entgegnete der Gefragte kopfschüttelnd, indem er seine Schultern aus Heinrich's Händen befreite, und seine Pfeife anzündete.

„Wer sind die Leute? Ich will es wissen, ich muß es wissen," rief Heinrich wieder, und machte Miene, ihm das Geheimniß mit Gewalt zu entreißen, indem er mit der Hand nach dem Dolche fuhr, den er stets bei sich zu tragen pflegte.

„Aber um des Himmels Willen, wie soll denn ich das wissen?" stellte der Schiffer wieder vor.

„Haben sie sonst keinen Namen genannt?"

„Sonst einen Namen? — ja doch, wenn ich mich recht besinne, so sagte der Herr mit einer so sanften Stimme zu dem Frauenzimmer: Mein geliebtes Käthchen!"

Heinrich sank wie bewußtlos zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Testament der verstorbenen ehemaligen Königin von Holland, Hortensie.

(Schluß.)

Madame Recamier, als Erinnerung an die Sorge und Theilnahme, die sie mir in Rom bei einem höchst schmerzlichen Verluste erwies, einen Spitzenschleier. — Dem Obersten Vaudry für die Aufopferung, die er meinem Sohne bewies, ein Portrait des Kaisers. — Dem Hrn. Seymour Hamilton, früherem englischen Gesandten in Toscana, eine Camee mit feinen Perlen umgeben, um ihm meine völlige Dankbarkeit zu zeigen. — Dem Sohne des Hrn. Delavigne, meinem Pathen, eine Uhr mit Kette. — Der Regierung des Kantons Thurgau eine vergoldete Standuhr. Ich wünsche, daß sie dieselbe in ihren großen Versammlungssaal setze. Möge dieß Andenken sie an den edlen Muth erinnern, mit dem sie mir in ihrem Cantone eine ruhige Gastfreundschaft gewährte. — Möge mein Gemahl sich meiner erin-

nern, und wissen, daß es mein tiefster Kummer war, ihn nicht glücklich machen zu können. — Meinem Sohne habe ich keinen politischen Rath zu geben. Ich weiß, daß er seine Stellung und alle Pflichten, welche sein Name ihm auferlegt, kennt. — Ich vergebe allen Fürsten, mit denen ich in freundschaftlichen Verbindungen stand, den Leichtsinn ihres Urtheils über mich. Ich vergebe allen Gesandten und Geschäftsträgern der Staaten die falschen Berichte, die sie immer über mich erstattet haben. Ich vergebe einigen Franzosen, denen ich hätte nützlich seyn können, die Verleumdung, die sie gegen mich richteten, um sich von mir zu befreien. Ich verzeihe denen, die ohne Prüfung diese Verleumdung glaubten, und hoffe in dem Andenken meiner theuren Zeitgenossen ein wenig fortzuleben. — Ich danke Allen, die mich umgeben, sowie meinen Dienern für ihre guten Dienste, und hoffe, daß sie das Andenken an mich nicht verlieren.

Arenenberg, den 3. April 1837. Hortense.

Literarisches Museum.

Dem Verdienste seine Kronen.

Wir haben unseren Lesern früher schon mehrere Male aus eigener und wahrer Ueberzeugung ein neues encyklopädisches Werk empfohlen, welches deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit Ehre macht, und sich nicht allein durch stupende Reichhaltigkeit des Materiales aus allen Fächern menschlichen Wissens, sondern auch durch bestimmte, meisterhaft consequente Abfassung der einzelnen Artikel, wie durch höchst correcte und typographisch splendide Ausstattung vor allen seinen Vorgängern auszeichnet. Es ist dasjenige, was in Leipzig in der Belgischen Buchhandlung seit einem Jahre Lieferungsweise, in Heften zu 5 zweispaltig enggedruckten Medianbogen, fortwährend unter nachstehendem Titel erscheint:

„Deutsches Universal-Conversationslexikon oder vollständiges Wörterbuch der für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten. Ein Hausschatz aller Sprach- und Sachkenntnisse für jeden Stand des deutschen Volkes. Ein Supplement zu den bisher erschienenen Encyklopädieen und Conversationslexicis. 1837. groß 8.

Von diesem empfehlungswerthen Werke, was, trotz der Menge ähnlicher seit einer Reihe von Jahren erschienener, doch noch eine gefühlte Lücke in unserer Literatur ausfüllt, sind kürzlich abermals 2 Heftlieferungen (11. und 12., Ca bis Ce) erschienen, welche die so vielfältig gerühmten Vorzüge noch mehr bethätigen und den darin aufgestapelten Reichthum noch mehr hervortreten lassen und steigern.

Wenn wir nun schon früher unser Urtheil über das Universal-Conversationslexikon, gleich beim Erscheinen des ersten Heftes, auf eine belobende Weise aussprachen, so gereicht es uns zum besondern Vergnügen, die Aussprüche anderer Kritiker später mit unseren Ansichten übereinstimmend gefunden zu haben, und dieß interessirte uns für den Erfolg des Unternehmens von nun an doppelt.

Wir machten, um so zu sagen, die Sache der Herausgeber zu der unsrigen, um von unserer Seite so viel als möglich beizutragen, dem Verdienste seine Anerkennung auf einem schnellen Wege zu verschaffen, ehe es sich selbst noch eigne Bahn gebrochen. In diesem Geiste wollen wir auch jetzt handeln, indem wir, um in unserem Lobe nicht allzu parteiisch zu erscheinen Andere sprechen lassen, denen es Bedürfniß geworden, gleich uns den kritischen Mäcenas dieser Leistungen zu machen.

Außer den in der Vorrede zum 1. Bande des Lexikons angegebenen Instituten und deren Kritik, fanden wir neuerlich noch folgende mit uns übereinstimmende Urtheile:

[Der Phönix 1837, Nr. 235.] „Das deutsche Universal-Conversationslexikon, auf dessen Vorzüge wir in Nr. 278 unserer Blätter 1836 ausführlicher aufmerksam gemacht, ist nun mit seiner 10. Lief. (50. Bogen) bis Cam. vorgerückt. Gern empfehlen wir dieß reichhaltige, sorgfältig redigirte Werk wiederholt unseren Lesern."

[Zeitung für die elegante Welt 1837, Nr. 242.] „Von diesem mit wirklich staunenswerthem Fleiß gearbeiteten, beispiellos umfangsreichen Lexikon, das in nuce die Essenz aller anderen in sich aufnimmt, sind wieder 2 Lieferungen (11. u. 12.) erschienen."

[Berliner Conversationsblatt 1837, Nr. 151.] Dieses Conversationslexikon, welches sich auf dem Titel ein Supplement zu allen existirenden Ausgaben von Encyklopädieen und Conversationslexicis nennt, empfiehlt sich durch seine Trefflichkeit am besten selbst. Es ist ein Hand- und Nachschlagebuch für alle Stände des deutschen Volks, und befleißigt sich mit Recht des zweckmäßigsten Lakonismus und aller möglichen Rede- und Zeichenersparungsmittel.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Eine Gesellschaft von Briten hat Green's großen Luftballon Nassau gemiethet, um auf demselben eine Luftreise nach Schottland zu unternehmen. Sie wollen die Reise binnen wenigen Tagen ausführen, alle Kosten bestreiten und für den Ballon gutstehen.

Zschocke's neueste Schrift: „Die Branntweinpest", ist schon in das Böhmische übertragen worden, ein Beweis, daß das Streben dieser Literatur dahin geht, vorzüglich auf das Volk zu wirken.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 4. Donnerstag den 4. Januar 1838.

Correspondenzblatt.

Braunschweiger Bilder.

Von F. W. Lindner.

Gartenmusik und Geselligkeit.

Unserer norddeutschen innerlichen Beschaulichkeit ist zu Gunsten des heitern Lebensgenusses, der Verschmelzung der Stände und des guten Geschmackes im Verlaufe dieses Sommers ein arger Stoß versetzt worden. — Und das haben die Garten-Concerte gethan. — Noch vor wenigen Jahren sah es der Braunschweiger als eine Art merkwürdigen Phänomens an, wenn Anschlagezettel und unser weltberühmtes Intelligenzblatt, redigirt vom Hofrath Professor Dr. Oedekind, ihm die Kunde brachte, daß der Besitzer des einen oder des andern der öffentlichen Gärten es riskirte, zum Ergötzen seiner Gäste, eine Gartenmusik zu veranstalten. Die Kunde dieses Außerordentlichen durcheilte pfeilschnell alle Straßen, und Reich und Arm, Alt und Jung, Gerade und Krumm wanderten in langen Pilgerzügen dem Garten zu, um dessen Wirth in ungeheure Nahrung zu setzen. In ungeheure Nahrung, sage ich, denn der Braunschweiger läßt viel darauf gehen, und fürchtet sich selbst vor einer Tasse Thee, Kaffee oder einer Flasche braunschweig-bairischen Lagerbieres nicht, wenn er nur damit der großen Menge zu imponiren vermag. Nur wenn er mit einigen guten Freunden ein behagliches und unbeachtetes, der Beförderung der Consumtion gewidmetes Stilleben führt, lebt er einfach, mäßig und sparsam, und nimmt mit einigen Flaschen Champagner, oder ähnlicher, nicht durch die Mäßigkeits-Vereine verpönter Getränke fürlieb; — und das ist wieder eine charakteristische Seite des norddeutschen socialen Lebens. Der ärmere Theil jener musikfüchtigen Pilger, dessen pecuniäre Kräfte nicht mit dem Entree und den bedeutenden Zechgeldern in Uebereinstimmung zu bringen waren, belagerte dann einzeln oder in Gruppen die Grenzen des Gartens, um doch auch einige von den Lauten zu vernehmen, um derenwillen von den Gästen so große Opfer gebracht wurden. Es war eine schöne und aristokratisch-edle Zeit, als noch der Reiche, und also Bessere, im Gefühle seines klingenden Werthes, wenn er durch die gaffenden Massen der Armen, also des Pöbels, mit kühn erhobener Nase und göttlich stolzem Blicke in der Mitte der werthen Seinen hindurchschritt, sich sagen konnte: „Siehe, wieder ein Genuß, den die gütige Vorsehung nur für dich werden hieß."

Jetzt ist der gute Geschmack, dem selbst eine Arie von Bellini und ein Walzer von Strauß nicht zu hoch sind, nicht mehr ein so begränztes Eigenthum Weniger; er hat seine ursprünglich begrenzenden Ufer überstiegen und verbreitet sich nun so recht con amore in populärer, demokratischer, oder Gott weiß welcher noch schlimmern Weise unter der großen Masse aus. Es muß ein wahrer Freiheits- und Gleichheitsteufel unter die Wirthe gefahren seyn, daß sie alle, was sie auch für ein Publicum haben, und daß selbst die Bierbrauer, wenn nur in ihrem Besitze ein Fleckchen mit grünem Boden und himmlischer Decke ist — daß sie alle Gartenmusiken geben. Da vergeht nun wohl nicht ein Tag der Woche, wo nicht bei Bartels, auf dem weißen Rosse, bei Holst, auf dem grünen Jäger, auf den Gärten untergeordneten Ranges oder endlich in den Bierlocalen Gartenmusik wäre, eine noch immer besser als die andere, ausgeführt von den Hornisten, den Husarentrompetern oder den Hautboisten. Da bildet seinen musikalischen Geschmack an Strauß und Lanner, wen Gott kennt und wen er nicht kennt, und es würde mich gar nicht wundern, bemerkte ich, wie Jungfer Lieschen, die Tochter des weiland Nachtwächters A. im nächsten Winter durch das Anhören jener Meisterstücke schon eines eben so gediegenen musikalischen Urtheils fähig wäre als Jungfrau Heloise, die Tochter des seligen Kaufmanns B., oder Fräulein Adelheide, die Tochter des höchstseligen Freiherrn von E., sich dadurch aneigneten, daß sie mit einem Kostenbetrag von mehreren hundert Thalern seit einigen Jahren jene Tänze selbsteigen zu spielen versuchten.

Ist das nun auch ein kleines Unglück, so müssen wir jedoch eingestehen, daß jene musikalischen Unterhaltungen ein Bedeutendes zum erhöhtern Genusse unserer flüchtigen Sommertage beitragen. Wer nicht die halbe hiesige Einwohnerschaft speciell kennt, darf einen Thaler gegen einen Groschen setzen, daß er Langeweile findet, wenn er ohne einen nähern Freun-

dekreis einen öffentlichen Garten besucht. Aus den winterlichen Familiencirkeln und Clubbs geht der Geist der Absonderung auch in die Sommervergnügungen über; und so wandelst du denn, unbekannter Einsamer, wenn auch als Gegenstand der Neugierde und des heimlichen Besprechens, doch nicht als Gegenstand einer freundlichen Annäherung, welche dem Nebenmenschen eine Stunde des tristen Erdenlebens zu erheitern bemüht ist, zwischen den Strümpfe strickenden und Cigarren rauchenden Schaaren einher. Man muß ganz eigenthümliche Manöver machen und ganz eigene Forschungen anstellen, ehe man, durchschnittlich genommen, sich in einen kleinen Kreis hineinarbeiten und unter den Unbekannten eine heitere Stunde verleben kann, ohne ihnen den eigenen Genuß zu verbittern; und dabei ist anzunehmen, daß der eigentliche Fremde noch ein offeneres Entgegenkommen findet, als der Braunschweiger selbst. Schon in diesem letztern Umstande liegt jedoch eine leise Andeutung, daß man dem Charakter des Braunschweigers wohl eigentlich keine Ungeselligkeit, keinen störrischen abgeschlossenen Egoismus vorwerfen darf. Hat man nur erst eine Bresche geschossen, und ist in das Vertrauen einer Familie eingedrungen, an welche sich eine größere geeignete Bekanntschaft schließt, so wird man, wenn man nicht zu viel Wärme, zu viel französische Politur und süddeutschen Gemeingeist erwartet, sich mit der Geselligkeit des Braunschweigers recht wohl zufrieden finden. Das haben schon manche Fremde, manche Eingebürgerte bestätigt.

Wem aber jener Einfall in das Vertrauen noch nicht gelang, dem bieten, — um auf unser Grundthema zurückzukommen — die Gartenconcerte ein freundliches Ersatzmittel anderer Unterhaltung dar. Den ersten Platz nehmen unter ihnen jene des herzoglichen Hautboisten-Corps ein, welches größtentheils von den Schülern des, unter der Direction des Herrn Schönemann stehenden Militär-Musik-Instituts gebildet wird, und seine Tüchtigkeit schon dadurch beweist, daß von ihm das ausgezeichnete Orchester des Hoftheaters schon lange ergänzt wird. Seine uns hier angehenden Leistungen vermögen sowohl in Hinsicht auf Wahl als Ausführung selbst höhere Ansprüche zu befriedigen und tragen wirklich das Möglichste zur Reinigung des musikalischen Geschmackes bei. Die Husarentrompeter sind mit dem genannten Corps in einem lebhaften Wetteifer begriffen, doch steht ihnen die Unvollkommenheit der Blechinstrumente zu sehr im Wege, als daß sie gleich Ausgezeichnetes zu leisten vermöchten.

Hannover.

Im November 1837.

Holde Vergessenheit, und du des Guten Erinnerung,
Liebliche Schwestern, o, macht Beide das Leben mir süß!
Du verdunkle das Böse mit deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück mir mit verdoppelter Lust.

Herder.

Der sabinische Mädchenraub en miniature.

(Den 7. November.)

In gemessenen feierlichen Pausen verkündete heute die rauhe unharmonische Stimme des Ausrufers der königlichen Residenzstadt Hannover die seltsame Mähr, daß zwei Kinder von resp. neun und zwölf Jahren abhanden gekommen. Dieß erregte eine allgemeine Sensation, die am nächsten Morgen noch größer wurde, als das Kalbfell diese Anzeige wiederholte, und der moderne Demosthenes am andern Theile der Stadt, wo das Wirbeln der Trommel nicht hinreichte, mit solenner, in den tiefsten Gurgeltönen changirender, doch immer mit einem furchtbaren Forte endender Stimme, das Unerhörte noch einmal declamirte. — Und schneller als das Brausen des Windes verbreitete sich das Grausen erregende Gerücht: Ein langer Mann habe die zarten Kindlein entführt. —

Und mit der Allgewalt des Blitzes, dem ein Unheil verkündender Donner vorangeht, hatte diese Kunde eingeschlagen in die Herzen der Mütter. Da war ein Geflüster, ein Erzählen, ein Dichten und Trachten nach allem Romantischen und Erhabenen bis nach und nach die unerhörte Neuigkeit einzig und allein das Tagesgespräch bildete, und hiemit wieder den Charakter alles Irdischen und Menschlichen anzunehmen beliebte, den die lose Fama so schnell bis auf die dürren klappernden Knochen gestreift hatte.

Der Eine sah die Kindlein auf der Reise nach Amerika begriffen, ein Anderer bewunderte schon ihre Geschicklichkeit im Seiltanzen und sonstigen halsbrechenden Arbeiten, ein Dritter bemerkte sie schon unter der Hand eines geschickten aber unbarmherzigen Anatomikers, der die zarten Gebäude zu merkantilischen Versuchen präparirte, ein Vierter, der sie schon im Costume à la Pretiosa erblickte, liebäugelte mit ihnen als ein alter Kaninchenbock und läßt aus der mit vielen Hieroglyphen durchkreuzten Fünffinger-Extremität sich einen Vers herausstudiren. — Ein Jeder malte sich, je nachdem es seinen Ideen, Empfindungen oder sentimentalen oder barocken Gefühlen angemessen war, das Schicksal der Vermißten nach Belieben aus. Bei den Betheiligten entlud sich das beklommene Herz durch einen sanften Thränenerguß seiner Last und Bürde. —

Eine allgemeine freundliche Theilnahme wurde den tiefbetrübten unglücklichen Eltern geschenkt. —

Die gemessensten Befehle erfolgten zur Habhaftwerdung des frechen Räubers, und die betreffenden Officianten erhielten die Weisung zur Verfolgung dieses miserablen Subjects.

Zwischen Hoffnung und Trauer verstrich allmählig der Tag, bis die dunkle Nacht sich in tiefen Schatten herabsenkte, die Ermüdeten in ihren Mantel hüllte und wie der liebliche Thau des Himmels nach langer Dürre alles erquickt, lindernden Balsam in die tiefe Herzenswunde träufelte.

Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

(Fortsetzung folgt.)

Paris.

Den 6. Decemb. 1837.

Am 5. Decbr. fand die Todtenfeier zu Ehren des Generals Damrémont und der mit ihm unter den Mauern Konstantines Gefallenen statt. Französische Blätter enthalten darüber folgende Nachricht: „die Ceremonie war schön und erhebend und

gereichte den Männern, deren siegreichen Tod man feierte, zu ebenso großem Ruhm als der Nation, die ihren Helden die letzte Ehre erwies. Das Innere der hohen und weiten Invalidenkirche war ganz schwarz ausgeschlagen. Trauerlampen hingen über und unter den Galerieen, und zwischen den Säulen auf beiden Seiten waren Wappenschilder aufgestellt, auf deren einem die Namen der gefallenen Offiziere, auf dem andern die der Corps, zu denen sie gehörten, zu lesen waren. Nach der Ankunft des Herzogs von Orleans und seiner zwei Brüder, der Herzöge von Aumale und Montpensier, um 12 Uhr, begann die Feierlichkeit; die Minister und Staatsräthe begleiteten die Prinzen. Vorn stand der Commandant des Invalidenhauses mit seinem Stabe, Marschall Moncey, zur Linken mehre Marschälle von Frankreich, und auf beiden Seiten eine zahlreiche Geistlichkeit, in deren Mitte man den Erzbischof von Paris bemerkte. Eine unermeßliche Versammlung, bestehend aus Pairs, Deputirten, Generalen, Offizieren jeden Grades, Nationalgarden, Magistratspersonen, Akademikern, Mitgliedern der Universität, des diplomatischen Corps und der verschiedenen Verwaltungszweige und Damen in großer Anzahl, alle in Trauer, füllte die Galerieen, die Gänge und Treppen, das Schiff und jeden zugänglichen Platz in der Kirche. Der Anblick dieser zu einer heiligen Handlung in diesem Raume versammelten Menge war feierlich und eindrucksvoll. Die Anordnung der Trauerfeierlichkeit war auf religiöse und militairische Weise geschehen; diese schwarzen Vorhänge, diese tausend Kerzen, deren heller Glanz das Tageslicht ersetzte, die brennenden Pfannen am Katafalk, die Feuerlinie, welche aus dem tiefen Schwarz der Bekleidung der Wände hervortrat, die silbernen Sterne und Thränen, Alles trug dazu bei, den feierlichen und gewaltigen Eindruck dieses Todtenamtes zu vermehren. In der Mitte des Schiffs der Kirche erhob sich, von einem riesigen Thronhimmel überwölbt, majestätisch ein herrliches Trauergerüst, bedeckt von den Fahnen, die erbeutet wurden, unter welchem der Leichnam Damrémonts ruhte. Vier Generallieutenants, Pairs von Frankreich, standen je zwei zur Rechten und Linken und hielten die Enden des Leichentuchs; neben ihnen vier Soldaten der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, vollständig bewaffnet. Ein Priester stand hinter dem Katafalk, dort wo der Sarg ruhte, und neben ihm die Familie des Generals. Die Todtenmesse, von dem Almosenier der Invaliden gehalten, begann Zwölf ein Viertel Uhr. Von einem Orchester, aus 300 Sängern und Musikern bestehend, wurde die von Berlioz componirte Messe auf eine Art ausgeführt, die der großen Feierlichkeit dieses Tages würdig war. Die einzelnen Theile dieser Composition, welche die größte Wirkung hervorbrachten, sind das Dies irae, das Sanctus, von Duprez gesungen, und Agnus Dei, wobei Lablache und Levasseur Bewunderung erregten. Auch waren die Frauenchöre in den beiden ersten Theilen unübertrefflich. Die Messe und Gebete wurden von den Anwesenden mit Andacht angehört. Als die Messe geendigt war und und der Sarg von dem Katafalk gehoben wurde, sprach der Erzbischof von Paris, ganz in schwarzen Schmuck gehüllt, die Mitra auf dem Haupte, die Absolution und die letzten Gebete über dem vor dem Trauerdenkmale stehenden Sarge. Dieser Augenblick war der ergreifendste der erhabenen Feierlichkeit. Die Sängerstimmen ließen das De profundis mit einem Ausdrucke, einer Vollendung ertönen, dessen Wirkung zu beschreiben unmöglich ist. Nach der Absolution zogen die Anwesenden sich in tiefem Stillschweigen zurück, und die Leichenfeier war geendigt."

Lübeck.

In den Weihnachtstagen des Jahres 1837.

Seit Anfang dieses Jahres haben einige Correspondenten im „Kometen," der „Mitternachtszeitung" und der „Zeitung für die elegante Welt," ihre Rosinanten getummelt, um das ruhige gemüthliche Lübeck in die Wirren des literarischen Treibens hineinzuzerren und, inwiefern es ihnen gelungen seyn mag, will ich nicht unterscheiden; schwerlich jedoch kann den Lesern dieser Berichte dadurch ein richtiges Gemälde unserer Stadt entworfen seyn, weil sich unter der Feder dieser Scribenten Alles zu übertriebener Satyre oder zu trivialen Witzeleien gestaltete. Dennoch haben sie die Neugierde der Leser erregt und es wird diesen nicht unwillkommen seyn, wenn wir nach und nach in fortlaufender Schilderung Lübeck's Gemälde vor ihren Blicken aufrollen. — Es wird wenige Städte geben, worüber so viele schiefe Berichte in Umlauf sind, als über Lübeck und man erklärt sich diß leicht, wenn man weiß, daß Lübeck der Literatur bisher eine terra incognita blieb. — In der „Zeitung für die elegante Welt" las man, Lübeck habe bisher 40,000 Einw. gehabt, seitdem man aber Katzen und Hunde besonders gerechnet, wären nur 24,000 Einw. übrig geblieben; der Berichterstatter kann kein Lübecker seyn und ich vermuthe irgend einen bebrillten Secundaner in ihm, sonst würde er wissen, daß die Stadt Lübeck 24,000 Einw., mit dem Gebiete aber zusammen 40,000 Einw. zähle, ohne daß Hunde und Katzen je in Betracht gekommen wären, es sey denn, und ich will es nicht leugnen, daß der Herr Correspondent sich selbst mitgerechnet habe. — Auch Beurmann, welcher sich durch seine Skizzen über die Hansestädte literarischen Ruf erworben, hat sich viele Fehler zu Schulden kommen lassen. Es war gar nicht schwer, über eine oder die andere der genannten Städte ein Urtheil, wenn man so sagen darf, zu finden. Leicht erkennt man, daß es dem Herrn Doctor utriusque juris nur darauf ankam, sein Publicum zu unterhalten, wenn man sich die Mühe gibt, die ausgedörrten Clauren-Heineschen Phrasen, die trocknen Witzeleien, die Weinstubenanekdoten, die rücksichtslosen Persönlichkeiten und den Mangel an Tact und Bildung näher zu beleuchten, welcher einer solchen Schrift, oder wenigstens einem Schriftsteller ganz fremd bleiben sollte. In diesem Sinne heißt der Herr Verfasser den Nepotismus, eine eben so verzeihliche, wie ächt hanseatische Schwäche. Hier wäre anstatt eines faden Lächelns, ein ernstes Wort an der Stelle gewesen, ein wirksames Recipe gegen solche Erbübel, eine moralische Stärkung gegen eine moralische Schwäche, sagt der Referent in den Lübecker Blättern eben so wahr als freimüthig. Wir hätten ihm dagegen manches Andere erlassen und des entweder höchst naiven oder sehr ironischen Lobes gern entbehrt, wenn er die ungemessene Mildthätigkeit, die mancherlei Hemmungen

geselliger Freuden, das Emporwuchern eines geist- und herzlosen Pietismus, den lächerlichen Geldstolz und das industrielle Leben, wovon nichts gesagt ist, wahr und würdig besprochen hätte. Die Persönlichkeiten und dergleichen endlich, sind kaum bei geistreichen Schriftstellern zu entschuldigen; wie viel weniger hier, wo man sich nicht scheut, selbst elende Mährchen, wie das von Polignac, zur Schau zu tragen.

Lübeck ist — und wir sind stolz darauf — eine freie (!) Stadt; 4 Bürgermeister, 16 Senatoren und 2 Syndici haben uns unter die Fittige ihrer grenzenlosen Liebe genommen und sorgen nach Kräften für unsere körperliche und geistige Wohlfahrt. Unser Staat, an dem der Zahn der Zeit redlich das Seine gethan, klebt noch gern an alten herkömmlichen Gewohnheiten, wie Zünfte, Thorsperre u. dgl., worauf ich ein andermal zurückkommen werde, hinlänglich beweisen. Auf Schifffahrt und mercantilischen Verkehr basirt sich unser kleiner Staatskörper und in Handelsstädten pflegt Literatur und Kunst nur selten starke Wurzeln zu fassen und Knospen zu treiben; der Kaufmann nimmt hier den ersten Rang ein, der Gelehrte begnügt sich in seiner Bescheidenheit — denn Demuth ziert einen großen Mann — mit dem zweiten und die Literatur verschwindet unter den zahlreichen materiellen Bedürfnissen des alltäglichen Lebens. Was uns aber von den gütigen Göttern in dieser Hinsicht zugetheilt ist, soll der Leser erfahren.

Zwei Buchhandlungen, die mit den besten Verlagshandlungen Deutschlands, so wie des Auslandes in Verbindung stehen, können durch wohleingerichtete Leihbibliotheken und Lesecirkel das literarische Bedürfniß des Publicums reichlich befriedigen und brüten alle zehn Jahre — wie der Hahn ein Ei — einen Verlagsartikel aus. In der v. Rohden'schen Buchhandlung erscheint seit 1835 ein Wochenblatt „die neuen Lübeckischen Blätter," welches auf vaterstädtisches Interesse und gemeinnützige Gegenstände berechnet, sich eines guten Gedeihens zu erfreuen scheint, da ein Verein patriotisch gesinnter Männer unter dem Namen: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, diesem Unternehmen hilfreich die Hand bietet; belletristische Zeitschriften, — die Schiffs- und Fremdenlisten mag ich nicht rechnen — mangeln uns ganz und wir müssen uns mit denen der Ferne begnügen. Juristische, medicinische, historische, pädagogische Lesevereine und zwei Lesecabinette eröffnen den Männern vom Leder und der Feder die Möglichkeit — aber nur die Möglichkeit — Schichten und Schachten zu befahren. An Bibliotheken fehlt es uns nicht, doch vermissen wir eine wünschenswerthe Centralisirung; außer einer öffentlichen Stadtbibliothek von 40,000 Bänden haben wir einen nicht unbedeutenden Privatbücherschatz, welchen der Egoismus seiner Besitzer — exempla sunt odiosa — aber lieber den Würmern als dem öffentlichen Besten Preis gibt. Das wäre Alles, was ich von unserer Literatur zu sagen wüßte, denn eben so hat es schon seit Jahren ausgesehen und wird es vielleicht noch nach Jahren aussehen, wenn nicht irgend ein beißender Satyr uns in den Strudel der deutschen Literatur hineinschleudert und sich über den Fluch, den 23999 spießbürgerliche Seelen auf ihn losbrennen werden, lachend hinwegsetzt. Wir haben so einen in unserm Lübeck!!

Die Kunst ist dem Menschen zur Morgengabe vom Himmel geschenkt, Einigen das Hervorbringen, Anderen der Sinn dafür, — aber uns fehlt beides! Wir ruhen schon lange auf unseren Lorbeern aus und die Magister der freien Künste, welche unser Staatskalender noch alljährlich creirt, setzen sich lieber darauf, als daß sie sich sie aufsetzen. In Lübeck, der Vaterstadt der Ostade — das Dorf Lübbeck unweit Brüssel macht uns diese Ehre streitig — der Kneller, Overbecks u. a. m. kennt man kaum die hin und wieder zerstreuten Kunstschätze. Ein Verein kenntnißreicher Männer — er besteht aus Weinhändlern, Bürstenbindern ꝛc. — welcher sich zur Erhaltung der Kunstschätze (man denke, wie cultivirt wir sind) gebildet hat, scheint in der Dunkelheit wirken zu wollen.

Etwas anders schon verhält es sich mit der Musik; denn sie fand stets ihre Verehrer und Liebhaber. Vor Allem aber gebührt den Frauen — die überall erst Leben in's Leben bringen, die Krone des Verdienstes. Nur durch sie bekommen die musikalischen Unterhaltungen, die Abonnementsconcerte ꝛc. wahren Sinn und Zusammenhang.

(Schluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Als interessante Unterhaltungslectüre empfehlen wir das:

Unterhaltungsmagazin für die elegante Welt. Tutti frutti der in- und ausländischen Literatur. Vierter Jahrgang pro 1838. Wöchentlich 4 Nummern oder 2 Bogen in gr. 8vo. Ladenpreis des ganzen Jahrgangs 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr. Rhein.

Dieses Unternehmen ist nicht allein für Leseinstitute, Leihanstalten und Journalcirkel berechnet, sondern vorzüglich als ein Werk anzusehen, das sich für die Bibliothek eines Privatmannes paßt, der keine gewöhnliche Romanenlectüre liebt, und sich auf eine mehr als gewöhnliche Weise unterhalten will. Das Unterhaltungsmagazin enthält das Ausgezeichnetste der Schriftsteller Deutschlands und des Auslandes. Es ist namentlich für Familien berechnet, welche, entfernt von den gewöhnlichen Hilfsmitteln des geistig-literarischen Zeitvertreibes, sich die langen Winterabende auf eine zweckmäßige Weise verkürzen wollen. Man wird sicherlich darin mehr Stoff zur anständigen Unterhaltung und Erheiterung finden, als in den zahlreichen, dem Luxus fröhnenden ästhetischen Journalen. Wegen seiner zierlichen Ausstattung eignet es sich überdem zu dem passendsten Toilettengeschenk für Damen.

Die ersten drei Jahrgänge sind um die Hälfte des Ladenpreises in allen soliden Buchhandlungen zu haben, so weit der geringe Vorrath davon reicht.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 5. Montag, den 8. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Mein Leben in ihr und bei ihr.

(Octaven.)

Sobald ein Mensch geboren wird hienieden,
Schreibt Gott der Herr sein Leben in ein Buch
Mit goldnen Lettern, und was ihm beschieden,
Da steht's verzeichnet, Segen oder Fluch:
Des Himmels Sternzelt und sein ew'ger Frieden
Ist jenes Buch, Sterne der Lettern Zug.
D'rum schaut der Mensch voll Sehnens in die Sterne,
Sein Schicksal möcht' er lesen d'rin so gerne.

Was sind die Sterne, die am Himmel stehen,
Was gegen Deiner Augen lichten Schein?
Dein süßes Bild ist mir des Himmels Wehen,
Und seine Sterne sind die Augen Dein;
D'rum muß ich stets Dir in die Augen sehen,
Ich fühl's, mein Schicksal steht geschrieben d'rein;
In Deinen Augen ruht mein ganzes Leben:
Sprich, wirst Du Tod? — Du kannst nur Leben geben

Fr. Niemann.

Die Strandräuber.

(Fortsetzung.)

Er begann nun scharf und behutsam Alles um sich her zu bespähen. Wo er hinsah, war ein Jeder eifrig, und achtlos der Andern, beschäftigt, sich zuzueignen, was vom gescheiterten Schiff selbst oder von der Habe darauf ihm gerade zugetrieben und erreichbar war. Norris Hand näherte sich seinem Messer — faßte es mit festem Griff — zog die Waffe halb aus dem Leibgurt, steckte sie aber plötzlich wieder zurück und langte nun nach dem Beil — dem als Gegengewicht zum scharfen Theile ein keilartiges, breites und am Ende abgeplattetes Stück Eisen diente. In einer Secunde schwang er das Werkzeug an seiner Seite. Noch einmal überblickte er behutsam spähend das Gestade; dann wandte er sich zu dem leblos ausgestreckten Manne. Es war ihm, als ob die Leiche sich bewege — er zitterte vom Scheitel bis zu der Zehe. Einen Schritt trat er näher, blieb aber plötzlich wieder stehen — die Finger waren in Bewegung! Ein leiser Laut — halb Stimme, halb Athem — zog sich aus der Kehle, die nun augenfällig zu arbeiten anfing. Abermals einen Schritt, einen wankenden zwar, — und wieder einen — und noch einen! Er war nun nur noch auf Fußlänge von dem Kopfe — er sank, oder vielmehr fiel auf ein Knie. Die Augen des Seefahrers bewegten — sie drehten sich zur Linken und zur Rechten, und glotzten am Ende auf den Strandräuber zurück! Beide Hände umkrampften nun die Art. Langsam ward sie emporgehoben, die Schneide abgekehrt, und das stumpfe Ende schwebend oberhalb der Stirn des Daliegenden gehalten! Sie war in der Höhe! Eine Secunde oder zwei hing sie so, dann fiel sie nieder mit einem kurzen dumpfen Krachlaut — eine Pause von noch ein oder zwei Secunden — Glied, Auge, Alles war still — der Strandräuber warf seine Waffe hinter sich und wischte sich die dicken Tropfen von der Stirn.

„Ha, ha! hast's gethan!"

Der Strandräuber wandte sich blitzschnell um und erblickte die Tolle, die mit funkelnden Augen, das Beil in der Hand hinter ihm stand.

„Rühre Dich ja nicht, schwarzer Norris!" fuhr sie fort, „wenn ich der Leiche nicht einen Cameraden geben soll! Laß mich weiter von Dir weg treten, und zwinge mich nicht, Dir Uebel zu thun, und ich will Dir was sagen!" Sie wich etwa zwanzig Schritte, immer das Gesicht ihm zugekehrt, zurück; der Strandräuber ließ sie, nun wie gelähmt, ungestört gewähren. „Schwarzer Norris!" hob sie aufs Neue an, „sagte ich Dir nicht, es sey ein feiner schöner Tag? — ja, ein feiner schöner Tag — und ein

gar guter dazu! Und weißt Du nicht, warum schwarzer Norris? Des Tags thast Du, was Du thatst! — und an dem Tage vor sieben Jahren war der Tag, der feine schöne Tag, wo Du meinen Vater umbrachtest! Nun geh' mir nicht nach, sondern — Gott befohlen!"

Sie entfloh. Dem Strandräuber fehlte die Kraft, ihr zu folgen.

Am Feuer einer elenden Hütte saß auf einem Stuhle ein junges Weib von eingefallenen abgehärmten Zügen. An ihrer Brust lag ein Säugling, den sie mit schwermüthigem Gesumme hin und her wiegend in Schlaf zu bringen suchte. Alle Augenblicke hielt sie inne und lauschte, und begann dann wieder nach ein oder zwei Secunden ihr mütterliches Sorgenwerk:

„Ruhig, Shark! ruhig doch!" rief sie wohl mitunter, wann ein magerer, schwarzer, rauchhäriger Hund — ein Mittelding zwischen Neufoundländer und Bullenbeißer — der über den Herd her lag, den Kopf in die Höhe hob und ihn nach der Thüre hinwendend in den Sturmwind hineinheulte, der langsam und stoßweise verrauschte.

Endlich schlief das Kind ein; sie trug es leise vom weichen, warmen Mutterschoß in ein elendes Bettchen in der anstoßenden Stube, und kehrte dann wieder in das äußere Gemach zurück. Ein Kochgefäß stand am Feuer. Sie hob den Deckel auf. Der Dampf stieg schwach aus dem Inhalt des Topfs auf.

„Will's denn nie heiß werden!" rief sie ungeduldig aus, nahm ihre Zuflucht zu einem Blasebalg, durch dessen ritzenreiche Seiten der größere Theil des für den eigentlichen Ausgang bestimmten Windes sich verblies, und machte sich emsig, jedoch ebenfalls fruchtlos, daran, den trägen Brennstoff in Thätigkeit zu bringen. „Er schlägt mir das Gehirn aus, wenn er heim kommt und nichts fertig ist," jammerte sie halblaut vor sich hin. „Der Himmel schicke ihm Strandglück, so habe ich dann doch einen Tag oder zwei Ruhe," fuhr sie fort. „Wäre es nicht um mein Kleines, so wollt' ich, ich hätte des schwarzen Norris Gesicht nimmer gesehen."

(Fortsetzung folgt.)

Brigg Union.

(Fortsetzung.)

IV.

Boll und Walting waren auf dem Wege zu Heinrich's Wohnung.

„Es ist doch absonderlich toll, was der Bursche treibt; wahrlich ein seltsamer, extravaganter Geist, der in diesem extravaganten Körper wirthschaftet," sagte Ersterer, den Gefährten verwundert anblickend.

„Willst Du noch andere Proben, daß er so eine Ausnahme von natürlichen Menschenkindern ist, welcher Erde, Feuer, Wasser und Luft, und, wer weiß was noch für Dämonen bespricht und citirt?"

„Das nicht," — entgegnete Walting, „aber für absolut verrückt halte ich ihn. Wie in aller Welt kann ein vernünftiger Mensch" —

„Aber hast Du ihn denn jemals unzusammenhängend oder gar verworrenes Zeug sprechen gehört?"

Gewiß nicht, das ist allerdings seltsam und steht in Widerspruch mit seinem Thun; aber sey dem wie ihm wolle, der Mensch dauert mich im Grund der Seele, und wir sollten wirklich Alles versuchen, ihn auf ordentlichen Weg zurückzubringen."

„Das will ich meinen," billigte Boll des Freundes Aeußerung.

Sie befanden sich im Vorzimmer von Heinrich's Wohnung. Enthusiastische Ausrufungen, welche sie durch die geschlossene Thüre hörten, bewogen sie, ein wenig zu verziehen, und sie vernahmen die letzten Perioden von folgendem Sermon, den sie für das Capitel eines Romans hielten, welchen Heinrich eben zu dichten schien.

Deutlich hörte man seine Feder, in welche er selbst sich laut dictirte:

„Es war ein Jüngling, häßlich von Gestalt. Dennoch fand er ein Wesen, das ihm seines Herzens Neigung weihte. Ach, dieses Wesen war ein Mädchen, schön, hold, gut, — ein Engel — denn nur ein Engel konnte sich des jugendlichen Unholds erbarmen! Was er niemals hoffen durfte, ging in Erfüllung: er ward geliebt! — Selige, selige Tage schwanden dahin wie Minuten. — Da kam ein verhängnißvoller, ein fürchterlicher Abend; — falsche schmeichlerische Wogen trugen die glücklichen Liebenden auf der weiten Fläche des Meeres dahin, die im verglühenden Purpurlichte strahlte. — Ach, es war auch des armen Jünglings Glück, was da verglomm! — Wie der Arm eines neidischen Geschickes langte es aus den Wellen herauf, und reichte eine gleissend schöne Muschel in der gespenstischen Hand, und Irene bog sich hinab um die schöne Muschel — und sah nie wieder das Licht des Tages und den Schmerz des verzweifelnden Geliebten. — Oft, oft drängte es ihn, das qualvolle Leben zu enden, aber Dein Geist, Dein reiner Geist mußte ihn umschweben, denn er hielt ihn zurück vom Selbstmorde, hieß ihn harren, bis der Ewige rufen würde: Unglücklicher, stirb, um — glücklicher zu leben, um wieder vereinigt zu werden mit der Geliebten Deiner Seele! — und er harrte und harrte. — Ach, Irene! Noch ist die Schaale seiner Leiden nicht geleert, noch verzehrt ihn die heiße, ungestillte Leidenschaft! — O, noch seh' ich Deine süße Gestalt, wie sie den Arm um mich schlingt, wie ihr Engelsblick im tiefsten Herzen mich entzückt. — Weh! ich bin verlassen, von Allen, auf ewig! und muß leben!

Aber ich will's versuchen — meinen Schmerz zu lindern; ich will mein Vermögen einem Bettler schenken, nichts haben, nichts besitzen; Hunger und Mangel, die nagenden Würmer, sollen mich den Biß eines weit schrecklichern

vergessen machen! — Ach, Irene! Erste, Letzte, Einzige die mich liebt?!!"

Die Studenten öffneten die Thüre, und sahen Heinrich auf den Knieen liegen, in flehender Stellung, als stünde die verlorene Geliebte wirklich vor ihm. Schallendes Gelächter störte ihn aus seinen Phantasieen empor.

„Haben wir's doch gedacht, daß Du toll bist!" rief Walting, halb ernst halb scherzend, indem sie eintraten.

Heinrich schien über den unerwarteten und eben nicht besonders willkommenen Besuch verstimmt.

„Toll gerade nicht, aber beim unendlichen Himmel, ich kann es werden!" rief er mit Bitterkeit.

„Bruder, laß," nahm jetzt Boll das Wort, „das metaphysisch-hypergeniale Zeug, das einem Menschen wie Du, der zu was Gescheiterem berufen ist, gar nicht ansteht. Wenn es Narren gibt, die Poeten seyn wollen, müssen d'rum alle Poeten Narren seyn?" —

„Ja, Brüderchen, laß das," wiederholte der Andere.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chevalier von Eon.

Aus den kürzlich erschienenen Memoiren des „Chevalier von Eon," *) welche aus Familienpapieren und nach authentischen Quellen, die in den Pariser Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt sind, bearbeitet wurden, theilen wir unseren Lesern das nachstehende Resumé über diesen merkwürdigen, zu seiner Zeit, zu vielen abenteuerlichen Meinungen in den höheren und höchsten Cirkeln Europa's Veranlassung gebenden Mann mit.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte sich der Chevalier von Eon 40 Jahre lang als Rechtsgelehrter, Diplomat und Soldat geltend, um dann auf ein Mal in der Welt als Weib aufzutreten Erst der Geliebte von Fürstinnen, wurde er nun die Geliebte des berühmten Beaumarchais. Daß er in jeder Beziehung ein Mann war, hatte sich namentlich durch die Section nach seinem Tode herausgestellt; er starb in einem Alter von 82 Jahren am 21. Mai 1810 in London. Die Besichtigung und Zergliederung seines Körpers geschah in Gegenwart des berühmten Paters Elysée. Wie er aber zu dem Rufe kam ein Weib zu seyn und was ihn bestimmt hat, in der Rolle eines solchen längere Zeit aufzutreten, als es später Ludwig XVI. in allem Ernste verlangte, blieb bis jetzt ein Räthsel und es ist wahrscheinlich, daß man nie die wahren Beweggründe der gezwungenen Verkleidung des Ritters von Eon erfahren wird, wie ja an den verderbten Höfen Ludwigs XIV. und XV. so vieles Sonderbare der Art mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt worden ist. Die bereits oben angeführten Memoiren des Ritters suchen diesen Schleier zu lüften, man weiß aber nicht, wie weit deren Authenticität geht. Familienpapiere und Actenstücke aus dem Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris sind, so weit sie sich über diesen Gegenstand vorfanden, zu Grunde gelegt; ob sie aber ächt sind ist nicht durch das Werk allein beglaubigt.

Das Resultat ist ungefähr Folgendes:

Carl Genoveva Louise Auguste Andreas Timotheus d'Eon von Beaumont ward am 5. October 1728 zu Tonnerre in der Champagne als Knabe geboren, getauft, erzogen und in der Schule oft genug gezüchtigt, um ihn als Knaben erkennen zu lassen. Die Schreibfehler und Widersprüche, die man im Betreff seiner in den dortigen Kirchenbüchern findet, wo er z. B. auch den Namen Charlotte führt, haben wohl die erste Veranlassung gegeben, das Geschlecht seiner Person in Zweifel zu stellen; welcher Unzuverlässigkeit d'Eon also wohl zuerst seine spätere sonderbare Berühmtheit verdankt.

Er war der Sohn eines Parliamentsadvocaten und königl. Raths, studirte die Rechte und Staatswissenschaften und ward zum Doctor promovirt. In dieser Zeit bildete sich die überraschende Fertigkeit bei ihm aus, sich als Frauenzimmer zu kleiden und zu benehmen, wozu er von der Natur durch zartes Ebenmaß der Glieder und volle Formen sehr begünstigt wurde. Auch beglaubigen seine Briefe, daß er keinen Bart und eine weibliche Stimme gehabt habe. Eine in jener frivolen Pariser Zeit ungewöhnliche Zurückhaltung erweckte daher frühzeitig Verdacht gegen seine Männlichkeit. Indem er bei einem Maskenballe als Mädchen verkleidet, des alten Königs, Ludwig XV., Sinne reizte, hatte die diesen treffende Beschämung zur Folge, daß der König später beschloß, ihn als Mädchen verkleidet, mit einer vertraulichen Eröffnung nach Petersburg zu senden, mit welchem Cabinette damals aller diplomatische Verkehr abgebrochen war, dessen man aber bei dem bevorstehenden Kriege mit Preußen (1756) nothwendig bedurfte, besonders da dasselbe schon mit England ein Bündniß abgeschlossen haben sollte.

Nach anderen Angaben reisete er nach Rußland, scheinbar um dem Großfürsten (nachmaligem Kaiser Peter III.), der einen Fechtmeister verlangt hatte, den gewünschten Unterricht zu geben, in der That aber wohl, um, einem geheimen Auftrage des französischen Hofes zufolge, dem Chevalier von Douglas zur Einleitung eines Bündnisses zwischen beiden Kronen behilflich zu seyn. Er hatte bald die Zuneigung des Großfürsten und durch diese die Gunst der Kaiserin Elisabeth gewonnen und die Frucht seiner Bemühungen während seines mehrjährigen Aufenthalts als Gesandtschaftssecretär in Petersburg war, daß Rußland die beabsichtigte Verbindung mit Preußen und England aufgab und in ein Bündniß mit Frankreich trat. Er war, damals 28 Jahr alt, als Fräulein Eon von Beaumont von Paris über Mecklenburg dahin abgereist und soll seine täuschende Doppelrolle auch am Petersburger Hofe gespielt haben. Er wurde demgemäß als Frau die Vorleserin der Kaiserin bei Tag und Nacht, gewann aber nebenbei als Chevalier und Bruder des vermeintlichen Fräuleins das Herz eines ihrer Hoffräulein, einer vertrauten Freundin Sophie Charlottens von Mecklenburg, die ihm an Letztere bei seiner Rückreise Empfehlungsbriefe mitgab. Mehrere Reisen zwischen

*) Uebers. v. Dr. E. Brinkmeier. 2 Bde. Braunschweig bei G. C. E. Meier sen.

beiden Hauptstädten führten das Jahr 1760 herbei; er ließ sich von seinem Posten zurückberufen, trat als Dragonerrittmeister in das Heer des Marschalls von Broglio ein, machte in demselben die letzten Feldzüge des 7jährigen Krieges mit, zeichnete sich durch Tapferkeit in mehreren Schlachten aus, verließ jedoch diese Carriere, als Sophie Charlotte Königin von England ward.

(Schluß folgt.)

Literarisches Museum.

Das deutsche Universal-Conversations-Lexikon.

(Schluß.)

[Abendzeitung 1837. Blätter f. Literatur, Nr. 64] „Ein Verein junger Gelehrten beschäftigt sich mit der Herausgabe dieses Lexikons und ihr Ziel ist, ein solches Werk herzustellen, das gleichsam in Eins das ganze Wesen und die ganze Geschichte des menschlichen Wissens und Könnens, Schaffens und Treibens, Lebens und Sprechens umfaßt, und dabei den Ansprüchen des Gelehrten eben sowohl als den des Laien, den Wünschen des Schriftstellers nicht weniger als den des Lesers, den Forderungen des Beamteten sowohl als den des Privaten, Bürgers, Geschäfts- und Gesellschaftsmannes ein Genüge leistet. Allerdings ein umfangreiches Vorhaben, welchem seine Kräfte zu widmen, Niemand reuen wird.

Es ist ungemein schwer, Vergleichungen solcher Werke mit andern anzustellen, ohne ganze Seiten aus einem und dem andern abdrucken zu lassen, und immer wird dann bald dieses bald jenes sich im Vortheil befinden. Wir müssen uns also dessen hier enthalten, können aber versichern, daß, bei Durchsicht mehrerer Artikel so wie Namenreihen, wir durchaus nichts Wesentliches vermißt, dagegen, besonders viele aus fremden Sprachen aufgenommene, übersetzte und erklärte Worte aufgefunden haben, wodurch dieses Werk in vielen Fällen auch wieder die Stelle eines Fremdwörterbuchs vertreten, und dadurch allerdings auf den Beisatz des Titels: Supplement zu allen existirenden Ausgaben von Encyklopädieen und Conversationslexicis, Anspruch machen kann.

Das Aeußere ist sehr anständig, der Raum ungemein zweckmäßig benutzt, und der Preis der Lieferung mit resp. 8 bis 12 Groschen nicht hoch. Wir werden zu seiner Zeit über die Fortsetzungen berichten.

[Helios, Zeitschrift f. Lit. und Kunst, Beilage zum Mittwochsblatt.] „Zwar liegt uns erst der kleinste Theil dieses dankenswerthen Unternehmens vor; allein, wenn man, wie hier, berechtigt ist, vom Theile einen Schluß auf's Ganze zu machen, so müssen wir schon jetzt die Zweck- und Zeitgemäßheit desselben, so wie die außerordentliche Umsicht und den rastlosen Fleiß, mit welchem es redigirt wird, auf das rühmlichste anerkennen. Bei den ungeheueren Fortschritten, welche Kunst und Wissenschaft in unserem merkwürdigen Zeitalter mit Blitzesschnelle machen, bei dem von Jahr zu Jahr wachsenden Verkehre aller Völker des ganzen Erdballs unter einander, mit einem Worte, bei der sich immer schöner entfaltenden Blüthe des Kosmopolitismus ist es eine ganz natürliche Erscheinung, daß der Kreis von Kenntnissen, welche Jedem nöthig sind, der ein Mann von Bildung heißen will, sich immer mehr erweitert, daß sich in alle Sprachen immer mehr Worte aus anderen einbürgern, und daß möglichst vollständige Encyklopädieen immer unentbehrlicher werden. Selbst der Gelehrte kann solcher Bücher, die über Alles Aufschluß geben, nie ganz entrathen, weil am Ende kein menschliches Gedächtniß mehr stark genug ist, den Inhalt eines Universal-Conversations-Lexikons sich vollständig zu eigen zu machen. Aber auch der bloß für das Geschäfts- und Gewerbsleben Gebildete muß heutzutage häufiger als je sich Raths erholen, und man wird bald in keiner, auch noch so kleinen Familien-Bibliothek einen solchen Rathgeber vermissen.

Wem nun daran liegt, eine möglichst große Menge von Fremdwörtern, Namen, Provincialismen, technischen und wissenschaftlichen Ausdrücken oder Bezeichnungen kurz erklärt zu finden, in jedem Augenblicke und in jedem Falle sich belehrt, sowie etwaige Zweifel, die Einem beim Schreiben und Lesen nicht selten aufstoßen, schnell gelöst zu sehen, der kaufe sich das deutsche Universal-Conversations-Lexikon, welches an Reichhaltigkeit alle bisher erschienenen ähnlichen Bücher unbestreitbar weit übertrifft. Zum Beweise hierfür haben wir eine kleine Vergleichung desselben mit dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon angestellt und gefunden, daß letzteres unter dem Buchstaben A ungefähr 1200 Artikel aufführt, während das hier besprochene Buch im A circa 9000, also beinahe achtmal mehr Wörter erklärt. Freilich war dieser Reichthum nur auf Kosten der Ausführlichkeit herzustellen, und Ref. möchte neben demselben die gründlichen Belehrungen eines Brockhaus'schen oder Pierer'schen Conversations-Lexikons in keinem Falle vermissen. Es kann also von einer „Entbehrlichmachung" letzterer nicht die Rede seyn. Aber so viel ist gewiß, daß man im Universal-Conversations-Lexikon unzählige Artikel kurz und bündig erklärt findet, nach welchen man in den besten, ausführlichsten Encyklopädieen und in dem Trosse der größtentheils sehr armseligen, planlos compilirten Fremdwörterbücher vergeblich sucht. Zu den sonstigen Vorzügen des Buches gehört auch die versinnlichte Aussprache fremder Wörter, die beigefügte Accentuation, Prosodie und Etymologie, die mit der größtmöglichen Oekonomie verbundene Eleganz und Schärfe des Druckes, die gefälligen, nicht allzukleinen Lettern u. s. w."

Ohne Zweifel werden diese Stimmen deutscher Kritik über ein deutsches Nationalunternehmen dazu beitragen, auf dasselbe allgemein aufmerksam zu machen und Veranlassung werden, den Kräften und Leistungen der uns übrigens ganz unbekannten Herren Herausgeber Vertrauen zu erwecken. Die lebhafteste Unterstützung von Seiten des Publicums wird dann nicht ausbleiben.

Dr. W. M.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 6. Dienstag, den 9. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Strandräuber.

(Fortsetzung.)

„Laß' mich ein," schrie der Strandräuber vor der Thüre.

„Dem Himmel sey Dank, er hat Glück gehabt," schrie das elende Weib auf.

Sie ließ ihn herein. Auf der Schulter trug er eine Kiste und unter dem Arm ein Bündel Kleider.

„Hast Glück gehabt?" fragte sie zitternd und halb zweifelhaft.

„Ja," lautete die erfreuliche Antwort. „Warum fragst Du mit so einem Gesichte?"

„Ich fürchtete so eben, Du habest keines gehabt."

„Warum?" fragte er herrisch und finster.

„Weil Du so aussiehst," versetzte sie schüchtern.

„Geh' zum Henker," murrte der Bösewicht; „hast Du Dich darum zu bekümmern, wie ich aussehe. Da, greif mit an, und hilf mir die Last da vom Rücken." Die Kiste wurde auf den Estrich abgesetzt. „Was, nichts fertig? Hast Du keine Eßsachen im Hause? Hast Du kein Feuer? Keine Hände? Und warum ist mein Mittagsessen nicht fertig? Rühre Dich; ich habe Etwas in der andern Stube zu thun. Daß mich Niemand stört, bis ich fertig bin, das sag' ich Dir, so wahr Dir Dein Leben lieb ist. Tummle Dich. Gib mir den Schlüssel zur großen Truhe."

„Wecke mir das Kind nicht auf," sagte mit bittenden Blicken das Weib. „Es hat den ganzen Vormittag die Augen nicht zugethan und ist jetzt eben eingeschlummert."

„Zum Henker mit dem Kind," schrie der Strandräuber. „Du hast keine anderen Gedanken, als den Balg. Sieh' meinem Mittagessen nach." Er ging in die nächste Stube, zog die Thüre hinter sich zu und schob den Riegel vor.

Er besichtigte die Juwelen auf's Neue. Er leerte die Börse aus und zählte ihren Inhalt. Er machte die noch übrigen Taschen auf. Die Beinkleider hatte er aus dem Bündel gezogen und in der andern Stube auf den Boden geworfen: — alle enthielten Geld und Geldeswerth. Er legte seine Schätze auf den Boden, schloß die Truhe auf und begann sie eilig unten in sie hin zu legen. Mitten in seinem Thun stutzte er plötzlich und hielt inne, denn in der Stube entstand ein Schlurfen von Füßen und ein Summen von Stimmen, wie von mehreren leise Redenden. Mit einer halblauten Verwünschung fuhr er in seinem Beginnen wieder fort.

„Norris, Norris," flüsterte sein Weib an der Thüre. Er gab keine Antwort, sondern räumte immerzu ein.

„Norris," flüsterte sie wieder. „Man verlangt nach Dir." Er schwieg, lauschte aber gespannt — Alles war still.

„Norris!" rief's wieder flüsternd.

„Schweig' und geh' zum — !" rief er halblaut zurück.

„Ich kann ja nichts dafür, Norris," versetzte sie, noch immer im flüsternden Tone. „Man verlangt nach Dir, Mann! Oh komm'! komm' doch!"

„Gleich!" polterte er. Das letzte Stück war hineingelegt. Er schloß die Truhe ab, entriegelte die Thür und riß sie auf.

„Nun, ist mein Mittagsessen fertig?" fragte er in das äußere Gemach tretend laut und herrisch, und blickte nach dem, aus den Bruchstücken eines gescheiterten Fahrzeugs zusammengezimmerten Tische..... ausgestreckt auf ihm lag — ein Leichnam. Oben und unten an ihm stand ein Haufen seiner Nachbarn. Eine Secunde oder zwei stand er starr, wie angenietet.

„Was soll dies bedeuten?" fragte er endlich kühnweg, mit lauter Stimme, und strebte mit Ton und Wesen das scheue Verzagen seines Herzens zu verdecken.

„Himmlische Barmherzigkeit!" rief Einer aus, indem er die geplünderten Beinkleider, die der Strandräuber auf den Fußboden geworfen hatte, aufhob. „Himmlische

Barmherzigkeit! Du hast ja Deines Vaters Leiche ausgeschält, Norris."

„Meines.....Vaters....Leiche?" lallte der schwarze Norris nach und jeder Blutstropfen wich ihm von den Wangen.

„Ja, dort liegt er auf dem Tisch!"

Der schwarze Norris versuchte kein Wort. Mit dem Glotzen des Blödsinns starrte er den Todten an — die Umstehenden — sein Weib — und wieder den Todten. Dann näherte er sich dem Tische, setzte sich halb, der Leiche den Rücken zukehrend, auf eine Ecke desselben, und das eine Bein auf den Estrich gestemmt, baumelte er, wild um sich schauend, fort und fort mit dem anderen. Sein Weib, das auf den Stuhl gesunken war, auf dem sie ihr Kind gestillt hatte, saß da — ein Bild des Entsetzens. Die Uebrigen blieben stumm.

„Geschehen ist geschehen!" rief endlich der schwarze Norris. „Die Todten brauchen ja keine Kleider. Wir wollen ihn morgen begraben, und ihm heute Nacht die Leichenwache halten."

Seine Zuhörer sahen einander an, brachten aber kein Wort hervor. Pfeifen, Tabak und Branntwein waren schnell herbeigeschafft und wurden auf denselben Tisch mit der Leiche, die jetzt mit einem Lailach zugedeckt wurde, gestellt. Der schwarze Norris selbst setzte sich zu den Häupten des Todten. Seine Nachbarn, deren Anzahl inzwischen durch gelegentlich eintretende Beigäste sich vermehrte, saßen — auf Stühlen, aufrecht gestellten leeren Fäßchen und zu zeitweiligen Bänken umgewandelten Planken untergebracht — in der Runde herum. In der Stube ward es bald laut und lustig außer da, wo am Feuer gekauert, das Haupt an die Wand gelehnt, des Strandräubers Weib saß. Endlich war der erste aufgetischte Vorrath von Branntwein aus.

„Will euch bessern bringen," schrie der Strandräuber. „Was wir seither tranken, war verwässert; ihr sollt nun andern kriegen so pur, wie aus der Brennerei."

Er verschwand, und kam nach Verlauf von zehn bis funfzehn Minuten mit einem frischen Vorrath wieder. Er öffnete von Keinem beachtet die Thüre, blieb aber plötzlich stehen, als er bemerkte, wie die Stelle, die er eben verlassen hatte, von drei oder vier Anderen eingenommen war, die eifrig mit der Besichtigung des Leichnams, von dem man das Lailach theilweise beiseite geschoben hatte, beschäftigt waren. Die übrige Gesellschaft lehnte sich, dem Anschein nach, mit der neugierigsten Theilnahme an dem was vorging, vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Brigg Union.

(Fortsetzung.)

Heinrich ward verdrießlich. „Ich weiß nicht, was Ihr Beide da von Metaphysik und Narrheit schwatzt, und von tollem Zeuge, was ich treibe? — Seyd versichert, daß kein Mensch auf Erden so wohl, — ach, nur allzuwohl bei Sinnen ist, als ich. Wenn Euch aber mein Benehmen, mein ganzes Wesen seltsam vorkommt, je nun, so laßt mich allein. Ich will ja Niemandem lästig werden durch meine Eigenheiten."

„Sind aber ganz verfluchte Eigenheiten," fuhr Boll fort, „wenn Unsereiner zum Mindesten wüßte, welchen Grund" —

„Er ist verliebt, das haben wir ja deutlich genug bemerken können beim Kaufmann neulich" — fiel Walting neckend ein.

„Ist das vielleicht die Irene, vor der Du anticipando, oder post festum auf den Knieen lagest?" fragte Boll.

„Halt! den Namen wage Keiner zu schmähen, er ist mir heilig, ist mein einziges höchstes Gut, mein Geheimniß!" war Heinrich's Erwiederung.

„Und Käthe?" meinte Walting lächelnd. „Weißt Du denn auch schon, daß sie mit dem Capitän nach England geht? Darum also wurdest Du ohnmächtig, wie uns der alte Barkenführer erzählte. Ja, Brüderchen, wir haben Dich gleich an der Beschreibung erkannt. — O, gib es auf, das undankbare Mädel mit dem Herzen gleich der Fahne, die sich nach jedem Winde dreht, und suche Dir eine Andere, die Deiner werth ist. Mit Deinem Gelde findest Du ihrer genug, und wärst Du unangenehmer als Aesop, wie Du doch eigentlich nicht bist. Das eheliche Leben wird Dich auch von Deinen wunderlichen Phantasieen heilen."

„Sie reisen also wirklich?" murmelte Heinrich vor sich hin; dann fragte er mit sanftem, anscheinend resignirtem Tone:

„Wisset Ihr nicht, wann sie reisen?"

„Wirst Du's glauben? Morgen schon," versetzte Walting, „auf der Union des Capitän Stralborg."

„Union! O, nun erkenn' ich, was mir in dieser Nacht der Traum zeigte!" rief Heinrich mit begeisterten Blicken; schnell ergriff er hierauf Hut und Stock, steckte einen vollen Beutel zu sich, und flog, die beiden Erstaunten gar nicht mehr beachtend, wie ein Sturmwind auf und davon.

V.

Vierzehn Tage waren seit der Abreise des Engländers mit seiner Braut vorbeigegangen, und Niemand in Curhaven wußte sich das gleichzeitig erfolgte Verschwinden Heinrich's zu erklären. Indessen fehlte es nicht, wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit, an den verschiedenartigsten und sonderbarsten Vermuthungen und Gerüchten.

Der Eine sagte, er wäre heimlich eingezogen worden; Jener behauptete, er habe sich selbst das Leben genommen. Ein Dritter glaubte gar, es habe ihn der Böse geholt. Aber, wie es meist zu gehen pflegt, auf's Rechte kam Niemand.

Die Freunde Boll und Walting hatten, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen über Heinrich's Forteilen

aus seiner Wohnung erholt, diese sorgsam geschlossen und den Schlüssel mit sich genommen, um denselben im Falle ungünstiger Folgen, welche bei seinem abenteuerlichen Wesen gerade nicht unwahrscheinlich waren, dem Gerichte auszuhändigen.

Dieß geschah denn auch bald darauf, und Heinrich's zurückgelassene Effecten, auf welche keine Seele giltigen Anspruch machen konnte, und bei welchen sich, nebst vielen, meist nur angefangenen Manuscripten, auch einige Tausend Thaler Geld befanden, wurden bei der Behörde deponirt. —

Wir aber wollen die Studenten einstweilen über Dasjenige vergebens nachspüren lassen, was der geneigte Leser über Heinrich's Schicksal nunmehr erfahren soll.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chevalier von Eon.

(Schluß.)

Der Krieg hatte Frankreich auf's Aeußerste gebracht. Ludwig XV. erinnerte sich Eon's früherer Dienste und des vertraulichen Verhältnisses zwischen dem Fräulein von Beaumont (ihm selbst) und Sophien Charlotten am Hofe zu Mecklenburg. Er sandte den Ritter als Botschafter nach London, um den Frieden zu unterhandeln, der durch seine Vermittlung 1763 zu Stande kam, und derselbe wußte sich in London mehrerer wichtiger Papiere zu bemeistern, von denen er Abschriften an den König nach Versailles schickte. Dadurch spann sich eine geheime Verbindung zwischen ihm und dem König an; Ludwig XV. gab ihm das Ritterkreuz des Ludwigsordens mit einem bedeutenden Gehalt und ernannte ihn nach seiner Zurückkunft zum bevollmächtigten Minister am Londoner Hofe; er befand sich damals auf dem Scheitelpuncte des Glücks. Bald aber stürzten ihn Cabalen, die von der Maitresse des Königs, der Marquise von Pompadour, ausgingen, welche zu der Zeit allmächtig auf den schwachen König einwirkte. Der Ritter von Eon gerieth in eine, wahrscheinlich angestellte Schlägerei, bei einem Feste des Lords Halifax, mit einem Franzosen, wurde deßhalb zurückberufen, widersetzte sich aber diesem Befehl und entging den Nachstellungen des französischen, an seine Stelle ernannten Gesandten, Grafen von Guerchy, nur dadurch, daß er sich in die City von London zurückzog, ein Asyl der Freiheit, woraus ihn selbst der Beherrscher von England nicht vertreiben konnte. Man erklärte ihn öffentlich als Majestätsverbrecher und stellte ihm durch Meuchelmörder nach. Gegen 15 Jahre lebte er in der Verbannung in London, in steter Angst vor den Nachstellungen seiner ihm wohlbekannten Feinde. Er gab im Jahre 1764 seinen Briefwechsel als französischer Gesandter, in Bezug auf den Friedensvertrag, mit Anmerkungen und Spottbildern heraus. Ungeachtet dieser Uebereilung und daß er in der Verbannung lebte, gab ihm Ludwig XV., der ihn schätzte, einen Jahrgehalt von zwölftausend Franken und wollte ihn wieder anstellen, allein der Ritter Eon wies jede erneuerte Gunstbezeugung seines Königs zurück, bis seine öffentlich verunglimpfte Ehre öffentlich wiederhergestellt wäre, wozu man sich von Seiten des französischen Cabinets nicht verstehen konnte. Diese Widersetzlichkeit scheint die einzige Ursache gewesen zu seyn, die seine Zurückkunft nach Frankreich bis nach Ludwig's XV. Tode verzögert hat.

Das Geheimniß seiner Sendung als männlicher und weiblicher Doppelgänger früherer Zeit hatte nicht so verschwiegen gehalten werden können, daß es jetzt nicht dazu gedient hätte, ihn in ein lächerliches, zweideutiges Licht vor der Welt zu setzen; es erneuerten sich in London alte Zweifel über des Ritters von Eon Geschlecht und gaben zu ungeheueren Wetten Veranlassung, welche den Scandal unendlich vermehrten. Es wurde damals behauptet, Eon sey von dem König Georg III. bei dessen Gemahlin, Sophie Charlotte, in der Nacht betroffen worden, wo er scheinbar im Begriff gewesen, dem kranken Prinzen von Wales eine Arznei zu reichen. Beide, die Königin und Eon konnten sich vor dem Zorn des königlichen Gemahls und den Folgen dieser Ueberraschung, nur durch das Geständniß schützen, daß der Ritter Eon ein Weib sey. Georg III. soll deßhalb an Ludwig XV. geschrieben, Beweise verlangt und diese dadurch erhalten haben, daß der König seinem ehemaligen Chargé d'affaires bezeugt habe: daß das Fräulein Beaumont als Vorleserin bei der Kaiserin Elisabeth fungirt habe und folglich ein Weib seyn müsse. Dieser Vorgang hatte natürlich am Hofe von England großen Eclat verursacht und es wurde d'Eon von Ludwig XV. befohlen, sich fortan als Frau auszugeben und zu benehmen. Unter dieser Bedingung wollte man ihm die freie Rückkehr bewilligen. Ludwig XV. starb über diesen Verhandlungen und sein Nachfolger Ludwig XVI., beharrte hierbei aus Gewissensscrupel und aus Abscheu vor Scandal. Hierdurch, wie durch vielfache Spöttereien über seine zweideutige Natur zur Rückkehr in sein Vaterland geneigter gemacht, vielleicht auch durch Geldmangel, da mit dem Tode seines Gönners die Pension ausgeblieben war, nahm er die ihm gestellte Bedingung, nur die Kleidung weiblichen Geschlechts ferner tragen zu dürfen, als der bekannte Beaumarchais deßhalb nach London gekommen war, an, reiste 1777 nach Frankreich zurück und erschien am 27. November, auf erneuerten Befehl des Ministers, in Frauenkleidung bei Hofe, unter dem Namen Ritterin von Eon. Witze und Spottlieder stürmten nun auf ihn ein; er kam deßhalb nicht aus den Duellen heraus, in welche die Späße über die Zweideutigkeit seiner Person ihn fortwährend verwickelten und ging daher bald wieder nach England. In dieser Zeit war seine alte Geliebte, das Hoffräulein der Kaiserin Elisabeth aus Petersburg mit dem Sohne, den er mit ihr erzeugt hatte, unerwartet in Paris angekommen, um sich mit ihm zu vereinigen, nachdem sie Jahre lang in Sibirien, als ein Opfer der eifersüchtigen Elisabeth geschmachtet hatte. Im Jahre 1783 ging er daher mit seiner angeblichen Frau nach London. Die ausbrechende französische Revolution hätte

ihm jedenfalls erlaubt, nun wieder als Mann sich zu kleiden, aber er behielt die weibliche Tracht nun freiwillig bei, blieb in London und starb an der Seite seiner Geliebten, die damals ebenfalls 80 Jahre zählte. Die Königin Sophie Charlotte unterstützte ihn und seine Familie in den letzten Jahren seines Lebens. C. H. F. H.

Jarcke.

(Biographische Skizze von Th.)

Man gestattet dem Teufel einen Advocaten, warum sollte der Absolutismus keinen Vertheidiger haben? Das „Audiatur et altera pars" hat sein Gutes, wenn auch nur in sofern, als der Gegner besser erkannt wird. Das Blindekuhspiel gehört nicht auf den Markt des Lebens, an ihm mag sich in der Stube erlustiren, wer daran Gefallen findet.

Als in Paris die Freiheit ihre Fahne erhob, steckten die Aristokraten die Köpfe zusammen, berathschlagten eine Weile und — das Berliner politische Wochenblatt ließ sich anmelden. Von seinem Redacteur hatte man in Deutschland so viel als Nichts bis zu dieser Zeit vernommen, er war sonst ganz unbekannt. Sonderbar! der politische Absolutismus verschanzte sich hinter den Papierhaufen eines katholischen Proselyten, er wählte zu seinem commandirenden General einen Abtrünnigen des Protestantismus. Während die evangelische Aristokratie Lutherische Lieder sang, bekreuzigte sich ihr Feldmarschall und betete zur heiligen Jungfrau. Es ist dieß eines der Wunder, die keine vernünftige Exegese zulassen. Oder sollte sich die Sache anders verhalten? Sollte sie vielleicht das bestätigen, was wir vor einiger Zeit in einem Blatte lasen? Es hieß daselbst (irre ich nicht, so war es der hausbackene Allgemeine Anzeiger): „Es ist gewiß, daß ganz andere Ursachen (nicht die Aufklärung ꝛc.) dem jetzigen mystisch-pietistischen Secten- und Conventikelwesen zu Grunde liegen. Durch den jetzigen Zeitgeist (??) wird es allerdings sehr begünstigt und befördert; aber hervorgerufen ist's wohl unstreitig durch Politik und durch die nie ruhenden Bestrebungen römischer Bischöfe. Nach Napoleon's Sturze waren die Völker noch in Aufregung; sie hatten schwere Opfer gebracht, nicht nur an Geld, sondern auch an Leibeskräften; sie hatten tapfer die Arme gerührt, nun regte sich auch ihr Nachdenken; sie wünschten einen bessern Zustand und wollten denselben auf dem Wege der Reformation des Staaten- und Regierungswesens mit herbeiführen. Umtriebe — Besorgnisse — Concordate mit dem römischen Stuhle u. s. w. — was war natürlicher, als daß der Inhaber des Stuhls Petri und so manche Staatsmänner sich einander in dem Gedanken begegneten: Man muß das Volk niederhalten u. s. w.? Nicht umsonst wurden auch die Jesuiten (vielleicht auch die Benedictiner??) wieder von den Todten auferweckt. Doch gibt nichts deutlichere Winke über diese Sache, als die Mittheilung eines Bruchstückes aus einem Briefe der Gräfin Elisa v. d. Recke, enthalten im 15. Bande, 3. Hefte von Dr. Röhr's kritischer Prediger-Bibliothek, worauf nicht genug aufmerksam gemacht werden kann. In gedachtem Briefe heißt es, die Frau v. d. Recke habe um's Jahr 1817 von dem verstorbenen schwedischen Admiral Güldenschild, einem Liebling des jetzigen Königs von Schweden, durch vertrauliche Mittheilung erfahren:

„daß ein Plan vom Papste VII. entworfen sey, welchen die römische Curie dem Könige von Schweden zugeschickt habe, und der auch anderen protestantischen Fürsten hier und da mitgetheilt worden sey. Der Plan sey der gewesen: daß der Papst durch einen Vertrag mit allen protestantischen Fürsten, von diesen als das Oberhaupt von allen verschiedenen christlichen Confessionen anerkannt werde, dem die Pflicht obliege, darüber zu wachen, daß die Geistlichen jeder Confession nicht von den Lehren abwichen, die zur Zeit der Reformation von den verschiedenen Reformatoren als Grundpfeiler ihrer Lehren und ihres Glaubens festgesetzt wurden; denn wenn der Papst als Aufrechthalter der verschiedenen Confessionen anerkannt werden würde, dann nur könnten alle Religionsstreitigkeiten aufhören."

(Schluß folgt.)

Notizen.

[Neue Journale.] Mit Beginn dieses Jahres tauchen wieder mehrere Journale auf, von welchen wir hier vorzüglich nennen: „Der Novellist, Zeitschrift für moderne unterhaltende Lectüre. Herausgegeben und redigirt von Johann Umlauf in Prag." Der gutgeschriebene Prospect läßt eine hinsichtlich Oesterreichs ausgezeichnete Erscheinung erwarten. Wöchentlich ein und ein halber Bogen Feuilleton. „Nordalbingischer Telegraph, herausgegeben von Ludolph Schleier." Das Probeblatt, das einen modernen Ton anschlägt, verspricht Mannigfaltiges und Gutes. „Frauenzeitung, herausgegeben von Louise Marezoll," (Leipzig, bei Gebr. Reichenbach) nennt zwar die bedeutenderen deutschen Schriftstellerinnen als Mitarbeiter, erlaubt aber bis jetzt nach dem Probeblatte kein Urtheil über das Ganze. „Der Adler," nach der Ankündigung ein sogenanntes Weltcentralblatt, herausgegeben von dem berüchtigten Groß-Hoffinger in Wien.

[Edgar Quinet.] Edgar Quinet, bekannt durch seine epischen Gedichte: „Ahasver," „Napoleon," und „Prometheus," gibt nächstens eine Broschüre über das „Leben Jesu von Strauß," heraus.

[Halm.] Ernst Halm ist gegenwärtig mit einer dramatischen Bearbeitung des Reinecke Fuchs für das Leopoldstädter Theater beschäftigt.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. F. H. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 7. Mittwoch, den 10. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Junge Liebe.

Du holdes Himmelswesen, Du,
Halb Jungfrau, halb noch Kind,
Wie stürst Du mich aus weicher Ruh',
Und wiegst mich ein auch lind.

Wie seligvoll ist mir die Brust,
Wie mir so schwer das Herz;
Umfaßt nun aller Erden Lust,
Und ihren ganzen Schmerz.

Seit ich Dein liebes Auge sah,
Ist mir so weh die Brust,
Den hohen Himmel fühl' ich nah
Mit aller seiner Lust.

Mich drängt's wie auf nach Himmelshöhn,
Da flihn sie; immerhin:
Ist Gottes Erd' auch noch so schön,
Wo ich ihr Bruder bin!

Fr. Niemann.

Die Strandräuber.

(Fortsetzung.)

„Das ist ein garstiges Mahl!" sagte Einer.

„Ein Felsen kann so etwas nicht thun!" bemerkte ein Anderer.

„Nein!" redete ein Dritter dazwischen; „es sieht mehr wie der stumpfe Theil einer Axt oben aus; seht, da ist der Rand regelmäßig rundum abgedruckt. Ich möchte der schwarze Norris nicht seyn, um Alles, was er mit dem heutigen Tagwerk gewonnen hat, nicht!"

„Und warum nicht?" schrie der Strandräuber und stand mit einem Satze vor dem Sprecher.

Aller Augen wandten sich auf den Strandräuber, auf dessen Gesicht Verzweiflung und aufsteigende Wuth furchtbar sich malten. Keine Antwort erfolgte auf seine Frage.

„Warum nicht?" wiederholte er mit gesteigerter Heftigkeit.

„Warum nicht?" fragte der junge Mann, von seiner augenblicklichen Ueberraschung sich erholend, scharf zurück. „Ei, wer stieß denn seinem Vater den Schädel ein, schwarzer Norris?" setzte er nach einer Pause hinzu.

Kaum hatte er noch Zeit, den Kopf zu ducken. Das Gefäß, das der Strandräuber in der Hand trug, flog über ihn her, und in der nächsten Secunde war des jungen Mannes Kehle in des Bösewichts Eisengriff.

„Laß ihn los," schrieen Mehrere zugleich. Der schwarze Norris hörte nicht auf sie. Drei bis vier der Stärksten stürzten miteinander zugleich auf ihn los, überwältigten ihn und retteten sein fast ersticktes Opfer. Der Strandräuber riß sein Messer aus dem Gurt und schwang es wild. Wieder fielen sie über ihn her, ehe er Zeit hatte, einen Stoß damit zu führen, und entrangen ihm die Mordwaffe. Sein Weib, die während der Zeit, als ihr Mann abwesend war, in die innere Stube sich zurückgezogen hatte, stürzte jetzt aus dieser herbei, sank vor ihm auf die Kniee, umschlang diese mit dem einen Arm, während ihr anderer das Kind hielt, und bat ihn flehentlich, doch ruhig zu seyn. Ein Faustschlag streckte Mutter und Kind nieder. Entsetzt über seine grausam wilde That, standen die Zuschauer eine Weile still und sprachlos da. Einen secundenlangen Blick, wie Höllenfeuer, warf der Strandräuber um sich, dann verschwand er plötzlich in das innere Gemach. Er suchte da und dort herum, den Himmel lästernd, und bald dieses bald jenes verfluchend, wie es ihm statt des begierig Gesuchten unter die Hände kam. Endlich jedoch glückte es ihm, seine Pistolen zu finden: dann kam auch ein mit gehacktem Blei gefüllter Beutel zum Vorschein und zu allerletzt ein Pulverhorn. Hastig lud er die Todeswaffen, schüttete er das Zündkraut auf, und — in je-

der Hand eine — der Thüre zugehend, schritt er mit gemessenem Tritt in das äußere Gemach heraus.

„Nun," brüllte der Strandräuber — „nun, wer wagt es — wer kommt heran?" Keiner rührte sich. „Ich gebe euch gerade so viel Zeit," fuhr er fort, „als ihr braucht, euch zum Hause hinauszupacken; ist sie um, so schieße ich auf jeden, wer bleibt."

Ein wildes, schrilles, markdurchschütterndes Gelächter beantwortete seine Drohung. Es scholl oben von der Leiche her. Dort stand die Tolle. Des Strandräubers Beil war in ihrer Hand — das stumpfe Theil seines Eisens lag in dem Schlagmal auf des Todten Stirne.

„Ha, ha!" kreischte sie frohlockend, „da liegt dein Vater, schwarzer Norris, eine Leiche auf der Holzplanke, um derentwillen Du meinen Vater umgebracht hast, und hier sitzt Deine Art in dem Mal, das Du in Deines Vaters Stirn schlugst, als ich Dir, wie Du ihn am Strand' ausplündertest, sagte, seine Augen bewegten sich, und Du mich falschschmeichelnd Dich mit ihm allein lassen hießest. Sieh, wie hübsch sie einpaßt. Aber ich kannte Dich, und stahl mich wieder her. Ja, das that ich, schwarzer Norris. Und ich sah den Schlag, und ich hörte den Krach, und ich raffte die Axt auf, als Du sie hinter Dich warfst, und lief damit fort. Wohl bekommen Dir Deine Diamanten und Dein Gold, schwarzer Norris! Ein feiner Tag, nicht wahr? Ein feiner, schöner, guter Tag!"

Der Strandräuber hatte unterdessen den rechten Arm allmählig erhoben; nun war er fast in die Zielrichtung gebracht. Er drückte ab — doch der Schuß fuhr in die Decke. Sein Arm war von Jemand niedergeschlagen worden und in demselben Augenblick fühlte er sich die Hände mit kräftiger Gewalt zusammengeschnürt. Er schaute um, und fand sich in den Händen von vier Zollsoldaten in Begleitung von Käthe's Liebhaber mit dem Holztheil einer Enterpicke in der Hand.

Noch am nämlichen Tage kam der junge Mann, nachdem er das Geschäft, das ihn von Hause gerufen, erledigt hatte, zurück. Die erste Frage war nach seiner Käthe. Sie hatte wieder ihre gewöhnlichen tollen Streiche getrieben und sich fortgestohlen. Er suchte sie an allen ihren Besuchsorten und Aufenthaltsplätzen — sie war nirgends zu finden: — muthlos und ganz ermüdet dazu — denn er war seit dem Morgen wohl funfzehn Stunden gegangen — wandelte er langsam eben heim, als er von einem von dem gescheiterten Schiff zurückkehrenden Trupp Leute, bei denen er sich ebenfalls nach ihr befragte, Kunde von ihrem Erscheinen unter den Strandfischern und ihrer wilden geheimnißvollen Vorhersagung, die so seltsam eingetroffen sey, erhielt. Noch in Gedanken über das eben Gehörte, klinkte er seiner Mutter Thüre auf und trat ein; blieb aber plötzlich auf der Schwelle stehen. In der Stube saß, den Rücken ihm zugewendet, fast bis zum Gürtel entblößt, eine weibliche Gestalt: ihre Haut von so reiner Weiße, daß sie blendend schimmerte; die Taille und das Schulternpaar von einer Formung, die von selbst den Schauenden das Daseyn des wunderreichsten Reizes ahnen läßt, wenn gleich der reine Naturssohn sich durchaus nicht klar machen konnte, worin jener liege. Einen Augenblick stand er in starrer Bewunderung — dann, schamroth, verwirrt, wollte er sich eben entfernen, als die reizende Erscheinung sich plötzlich umwandte.

(Beschluß folgt.)

Brigg Union.

(Fortsetzung.)

Stralberg hatte bei Nolte Alles schnell in's Reine gebracht, denn die Ausweise seines beträchtlichen Vermögens schlugen bald jede mögliche Gegenrede aus dem Felde.

Die Trauung sollte zu Manchester vollzogen werden, wo des Capitains Eltern lebten, und zwar so bald wie möglich; denn der junge Brite war, wie man wohl schon merken konnte, eben kein Freund von vielem Ueberlegen, und schien in dem entschlossenen Käthchen ein wahres Seitenstück zu seinem Charakter gefunden zu haben.

Die schöne, große Brigg „Union" befand sich bereits acht bis neun Seemeilen vom Orte ihrer Ausfahrt, als er, von den ersten ihm obgelegenen Beschäftigungen bei seinem schwimmenden Palaste, zur Braut in die Cajüte ging, um sie, welcher diese erste größere Wasserfahrt einige Furcht einflößte, mit der Versicherung zu beruhigen, daß man den nächsten Morgen zuverlässig schon an's Land steigen werde.

Eben standen Beide, Arm in Arm geschlungen, Auge in Auge gesenkt, an der Oeffnung, welche aus dem unteren Schiffsraume in die Cajüte führte. Käthe blickte zufällig in den dunklen Raum hinab, und fuhr, heftig zusammenschreckend, zurück.

Doch ehe Stralberg nach der Ursache ihres Erschreckens fragen konnte, löste sich ihm das Räthsel in der Gestalt Heinrich Schön's, der mit seinen langen, spinnenartigen Armen die steile Treppe heraufgestiegen, oder vielmehr gekrochen kam. —

„Entsetzen Sie sich nicht, Jüngferchen," sagte der Unerwartete, „ich will Ihnen ja nichts zu Leide thun, — haben Sie mir doch auch nicht wehe gethan."

Die letzten Worte hatte er mit so viel Bitterkeit herausgestoßen, daß Käthen wirklich die Schaamröthe in's Gesicht stieg.

Der Capitain war eben so betroffen, als unwillig über die unwillkommene Erscheinung des verlassenen Rivalen auf seinem Schiffe.

„Was wollen Sie hier, wie kamen Sie auf mein Schiff?" — fragte er, die Brauen zornig zusammenziehend, ohne genügende Erwiederung zu erhalten. — Was wollte er thun? Heinrich war einmal da, und man konnte ihn nun nicht mehr fortjagen. —

Mit dem Wie verhielt es sich aber so:

Unmittelbar von seiner Wohnung war er nach dem Hafen geeilt, und hatte sich ängstlich erkundigt, wo sich das Schiff befinde, welches den Namen „Union" führe, und

wann es absegeln werde? Man ertheilte ihm den Bescheid, daß es nur noch den Capitain an Bord erwarte, um die Anker zu lichten, und daß dieser in längstens einer Stunde sicher kommen werde. —

Heinrich wußte genug, und nun reichte er dem Lootsen, der mit ihm gesprochen, die schwellende Goldbörse, mit der Bitte, ihn mit an Bord zu nehmen.

Nach einigen Vorstellungen, die Jener, seiner Pflicht Genüge zu leisten, machen zu müssen glaubte, die aber, wie er wohl merkte, nichts fruchten würden, und eben auch auf eine Art gesprochen wurden, welche eher einer Einladung als einer Weigerung ähnlich sah, ließ er den siegreichen Heinrich nach der Brigg fahren, der mit hochklopfendem Herzen an Bord stieg, und sich in einen Winkel verkroch.

Nicht lange währte es, so langte auch Stralberg mit Käthen am Quai an. —

Alle waren auf dem Schiffe, und nach einem Schusse, dem Signale zur Abfahrt, bewegte sich das schöne, vollbeladene Handelsschiff und durchschnitt brausend und mit schwellenden Segeln, bei klarem Sonnenhimmel, die spiegelglatte Fläche der Gewässer, und außer diesem und jenem Matrosen wußte noch Niemand etwas von dem ungeladenen Gaste.

VI.

Der glückliche Capitain saß auf dem Verdecke an der Seite seiner Braut. Schmeichelnde Lüfte umgaukelten, goldene Strahlen umflossen Beide, wie mit einer Glorie der Liebe, und die plaudernden Wellen am Kiel des Schiffes gaben das Echo ihrer Küsse, und der Purpur des niedersinkenden Abends schien den fernsten Wasserspiegeln verkünden zu wollen, daß es ein Schiff der Liebe sey, welches sie dahintrage. —

Heinrich saß, oder lag eigentlich düstersinnend in seinem Winkel auf dem Verdecke, das er nun mit jenem Verstecke vertauscht hatte, dem kosenden Paare gegenüber gekauert, und warf von Zeit zu Zeit verstohlene, wehmüthige Blicke auf dasselbe.

„Herr des Himmels!" rief es in seinem Innern, — „warum mußte mir dieß Glück versagt seyn immerdar, warum gerade mir, dem Einen unter Millionen? — Wie sie dort im Westen verglimmt die Pracht des Abends, gerade wie damals, wo wir zusammen in seligem Verein der Seelen auf dem Meere waren, wo der Stern meiner Liebe auf ewig verlosch! — Aber getrost meine Seele, nicht mehr ferne kann der Augenblick der Rettung, der Erlösung seyn! — Noch erfüllt mein ganzes Wesen das Gesicht der letzten Nacht. Noch, Irene, sehe ich Dich vor mir, wie Du zu mir heraufriefest aus der tiefen, blauen See: „Heinrich, am Bord der Union, am Bord der Union!" — Ja, Geliebte, ich folge Deinem Winke, — ich hoffe auf Dich, auf Dich allein und Deine Worte!" —

(Schluß folgt.)

Gebet eines Zeitungsschreibers.

(Aus dem Münchner „Eilboten.")

O Himmel! blicke huldreich herab auf einen armen Zeitungsschreiber, erhöre sein unschuldiges Lallen, kröne seine frommen Wünsche mit der Palme der Erfüllung, schenke ihm Stoff zu seiner löschpapiernen Fama, gib ihm täglich recht viel interessante Neuigkeiten, auf daß seine Zeitung Abonnenten bekomme.

Laß, hier oder dort, einen Fluß aus seinem Bette treten und Verheerungen, je toller je besser, anrichten, auf daß ich die Noth und den Jammer der Ueberschwemmten schildern kann.

Befiehl dem Vesuv, dem Aetna, oder irgend einem andern soliden Vulcane, daß er wieder ein Mal Feuer speie, und einige Städte und Menschen verschütte, auf daß ich mit den Schilderungen dieser Jammerscenen die leeren Mägen meiner hungrigen Zeitungswölfe sättigen kann.

Erbarme dich und laß Hagelkörner von der Größe eines Mühlsteins herniederfallen, doch ja nicht in München, wo ich lebe.

Denke ein wenig nach, und lasse an der Himmelsfronte ein neues Feuerwerk abbrennen, erfinde neue Luftmeteore, schicke alle Monate einen neuen Kometen aus, um die Menschen in Schrecken und die Astronomen und Zeitungsschreiber in die Dinte zu bringen.

Laß ein Mal zur Abwechslung statt Wasser: Dinte, Baumöl, Limonade, Stiefelwichse, Eau de Cologne, Bier regnen, oder lasse statt Schnee reiche Handlungshäuser fallen.

Schicke nach Sibirien eine solche Hitze, daß die Zobel wie Butter zerschmelzen und die Gefangenen wie Eis zergehen, oder expedire nach Italien eine Kälte, daß aus Kardinalwein Himbeergefrornes wird, welches man alsdann mit Löffeln essen kann.

Schenke mitunter auch Mißgeburten. Was liegt daran, ob ein Kind mit einer oder mehreren Nasen zur Welt kommt! Laß Kinder mit karmoisinrothen Augen und veilchenblauen Haaren, mit zehn Zungen und einem einzigen Finger, zusammengewachsen wie Ritta und Christina gebären.

Laß täglich neue Raubmörder, Brandstifter, Spitzbuben und andere Hallunken, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, vom Himmel herabschneien. Laß Postwagen ausplündern und Passagiere erdrosseln.

Gib mir täglich einen neuen Kaspar Hauser, einen neuen Paganini, einen neuen Gusikow.

Sorge dafür, daß in Australien Verbrecher aufstehen und — sich wieder niederlegen.

Laß auch manchmal Wunderkinder zur Welt kommen, Kinder, die schon im ersten Jahre ein Vaudeville aus dem Französischen übersetzten, im zweiten Recensionen für Zeitblätter schreiben, und im dritten das Doctordiplom erhalten.

Sende bisweilen eine neue Art Heuschrecken oder Wanzen auf die Erde, damit ich Mittel angeben kann, wodurch diese Gäste abzutreiben sind.

Lasse in dem Gehirnkasten müßiger Menschen neue Moden auftauchen und neue Maschinen erfinden.

Lasse bisweilen Schiffe untergehen, Kirchthürme einstürzen, und neue Thiergattungen entstehen.

Necke so lange einen Pulverthurm, bis er vor Wuth in die Luft fährt, und ein Schock armer Sünder in den Himmel schnellt.

Geize nicht mit Arretirungen und Hinrichtungen von Falschmünzern, Sängerinnen-Beleidigern u. s. w.

Gib mir täglich ein schlechtes Stück zum Beißen und einen schlechten Schauspieler zum Herunterreißen.

Vor Allem aber laß fortwährend Krieg seyn. Ein ewiger Weltfriede würde mich bald an den Bettelstab bringen, denn ein Zeitungsschreiber ohne Krieg ist ein miserables Thier, noch weit schlimmer daran, als ein Nachtwächter ohne Hellebarde, als eine Tänzerin ohne Entrechats, als ein Advocat ohne Processe, als ein Gelegenheitsdichter ohne Gelegenheiten, als ein Gastwirth ohne Gäste, als ein Sänger ohne Stimme, als ein Courier ohne Pferde, als ein Parapluiemacher ohne Regen, als ein Roß ohne Futter.

Schließlich bitte ich, daß alle übrigen Zeitungen wie Unkraut ausgerottet werden sollen, mein Blatt aber bestehen möge bis an's Ende der Welt, und daß es noch mehr Lumpen gäbe, damit das Papier wohlfeiler werde.

Dieß sind meine unschuldvollsten Bitten, erhöre sie, widrigenfalls sehe ich mich leider in die grausenhafte Nothwendigkeit versetzt, dem Beispiele meiner meisten Collegen zu folgen und das siebente der zehn Gebote: „Du sollst nicht lügen!" gänzlich zu ignoriren.

Jarcke.

(Schluß.)

Güldenschild soll seinen König auf die Gefahren der Ausführung dieses Planes aufmerksam gemacht haben, indem die Fürsten dadurch wieder unter die Gewalt des Papstes kommen würden, und der König von Schweden soll sich daher nicht haben verlocken lassen. Aber, kann man nun fragen, wird dieser Antrag des Papstes allenthalben so zurückgewiesen worden seyn? Wird dieser Plan nicht vielmehr hier und da Beifall gefunden haben? — Il peut etre, 's ist möglich. Manches scheint deutlich darauf hinzuweisen, wenigstens steht fest, daß man auf dem kirchlichen Gebiete die alten Kanzeln wieder aufzubauen, alte Formeln wieder einzuführen, alte Symbole wieder zu erneuern, die neuen Lieder in alte zu verwandeln, die neue Sprache mit alter Redeweise zu überkleistern, die freie Bewegung des Gedankens zu hintertreiben, die jungen Prediger in alte zu metamorphosiren — kurz, die Ruinen jener rohen, dummen Zeit wieder herzustellen sucht. Wer könnte hiervon nicht erzählen? Wer wäre von diesen Restaurationstendenzen nicht unangenehm berührt worden?

Restauration! das ist die Fahne, welche Jarcke seinen Kampfgenossen vortrug. „Lasset uns zurückkehren in das schöne Mittelalter!" war sein Wahlspruch. Man nickte ihm beifällig zu, man drückte ihm gnädig die Hand, man ermuthigte ihn nach Kräften, wußten doch die Rückwärtser, welcher Gewinn ihnen lächle. Das politische Wochenblatt war (und ist noch) ihre Bibel, ihr Gesangbuch, ihr Morgen- und Abendgebet, das Tischgebet nicht zu vergessen, denn der Magen ist ein arger Tyrann, und es gibt manchen hungrigen Gesellen, der im Mittelalter sein schönes, leichtes Brot gehabt haben würde, wenn denselben nicht die neue Zeit aus seiner Raubburg verjagt hätte. —

Ueber Jarcke's äußeres Leben (das innere beschreibt jede Nummer des politischen Wochenblattes) läßt sich nur wenig sagen. Er wurde 1799 zu Danzig geboren, studirte in Bonn Jurisprudenz, nahm an den demagogischen Umtrieben Theil (dasselbe erzählt man von Hengstenberg), trat zur katholischen Kirche über, ward Docent der Jurisprudenz, verließ jedoch diese Laufbahn und ging mit dem Professortitel als Advocat nach Cöln, wo er aber nicht lange verweilte, sondern bemüht war, vom preußischen Ministerium eine Anstellung als Professor zu erlangen, die er auch in Berlin erhielt (an einer protestantischen Universität!). Hier las er über Criminalrecht, wie? bedarf keiner Erörterung. Man vergleiche zum Ueberfluß sein „Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts". — Im Jahre 1830 schrieb er über die „französische Revolution von 1830", ein buchstabenreiches Werk, und gründete das „Berliner politische Wochenblatt", diesen Tummelplatz der Paläologen, das noch erscheint. — 1832 ward Jarcke nach Wien berufen, wo er im Staatsarchiv des Fürsten v. Metternich arbeitet. —

Notizen.

Eine Gesellschaft zur Gasbeleuchtung will künftig mit den Wassern der öffentlichen Fontainen die Flamme aufsteigen lassen, welche sie erhellen soll; der Anblick des leuchtenden Strahles inmitten einer Wassergarbe wird in jedem Falle überraschend seyn. Man hat bereits angefangen an einem der vielen öffentlichen Brunnen von Lüttich die Vorbereitungen zu dieser Art von Beleuchtung zu treffen.

[Halevy.] Fromental Halevy, der Compositeur der „Jüdin" ist der Bruder des Schriftstellers Leon Halevy (bekannt durch seine Schiller nachgebildete Tragödie: Demetrius) und von israelitischen Eltern in Paris geboren. Er wurde frühzeitig vater- und mutterlos und mußte, da er kein Vermögen hatte, schon als Jüngling für sich und seine beiden Schwestern sorgen. Er schrieb einige kleine Opern und wurde zuerst durch die Musik zu dem Ballet: „Die Versuchung," noch mehr aber durch die Vollendung der von Herold angefangenen Oper: „Ludovic" und eine Oper: „der Blitz" bekannt. Er ist noch sehr jung.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 8. Donnerstag den 11. Januar 1838.

Correspondenzblatt.

Lübeck.

In den Weihnachtstagen des Jahres 1837.
(Schluß.)

Schreiber dieses z. B., ist manche Musik erst in einem hellen Auge klar geworden — und es hilft wenig, wenn Männer sich capriciren, ohne ihre schöne Hälfte fertig zu werden. Männer überhaupt — erinnere ich mich gelesen zu haben — reden, Frauen singen sich lieber in Affect, und wenn jene spielen sollen, greifen sie gewiß mechanisch eher zu den Whistkarten als zum Lautenspiel. — Die neuerrichtete Musikalienhandlung der Herren Hoffmann und Kaibel hat im Laufe dieses Sommers einige Musikalien in ihrem Verlage erscheinen lassen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen und ihren Verfassern eine rühmliche Stelle unter Deutschlands Componisten sichern werden. Leipzig hat schon früher in seinen musikalischen Zeitungen die Verdienste des Einen lobend anerkannt. Hr. Dr. Fischer, als Pianist rühmlichst bekannt, bietet in seinen „Caprices" und „Valses" allen Freunden des Pianoforte eine gediegene Composition. Herr Louis Pape, der bereits in mehrern Concerten, Ouvertüren, einer trefflichen Symphonie und einer noch nicht (?) gestochenen Oper, aus der er jedoch mehrere Pieçen mitgetheilt hat, hinreichende Proben seines Compositionstalentes gegeben hat, zeigt uns dasselbe durch seine „Lieder ohne Worte" im schönsten Lichte! — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, rühmlichst zu erwähnen, wie sehr die Väter unserer Stadt darüber eins sind, daß kein unharmonischer Ton unser zartes Trommelfell beleidige. Zur Weihnachtszeit, der Lübecker Carnevalszeit, denn nie wird hier wilder gelärmt und — mit Ausnahme der Fasten — unmäßiger gelebt, strömen Bänkelsänger, blinde Flötisten und Harfenspielerinnen in allen Chargeancen in die Thore, welche ihnen für die übrigen Tage des Jahres verschlossen sind; überall tönt das Dideldumdei der Drehorgel und das Geklimper der Harfe und wird von den heisern Fisteltönen alter Weiber oder dergl. begleitet. Ein hoher Senat (er besteht nämlich aus Magnificenzen und Hoch- und Wohlweisheiten) hat nun demnach und alldieweil in Ueberlegung genommen und endlich decretirt: daß alles musicirende Gesindel, (welch' unclassischer Ausdruck) zuförderst, ehe es „mit Orgelton und Pfeifenklang" die Straßen durchziehe, von dem Musikdirector H.rr..nn dahin zu prüfen sey, ob das Instrument so wie die Stimme des Musicirenden möglichst reinen Ton angebe, und daß darnach zu bestimmen sey, ob ihm gegen Erlegung von 10 Reichsthalern das Musiciren in der Stadt erlaubt werden könne. — Schreckliche Lage des armen Musikdirectors, dieses Märtyrers seiner Kunst! — Bataillonsweise stürzen Bänkelsänger mit ihrem Appendix in die Hallen unseres gothischen Rathhauses, die harte Prüfung zu bestehen, während ein anderer Schwarm frohlockend herausdudelt und durch knarrende Orgeltöne vorübereilende Damen in geistige Verzückungen einlullt. In den Hallen des alten Gebäudes, wo sonst bei den Rathsversammlungen die „reitenden Diener," welche nie auf den Rücken eines Pferdes gekommen sind, in ihren scharlachrothen Röcken, gelben Westen und dreieckigen Napoleonshüten paradiren, haben die Musik machenden Männer und Frauen und quasi Jungfern eine lange Fronte gebildet, die Hand liegt kunstgerecht am Griffe der Orgel und ist bereit, musikalische Variationen aufzuführen. Aller Augen sind auf einen blassen Mann gerichtet, welcher das glühende Haupt gegen die Fensterscheiben lehnt. Dieß ist der gefürchtete Musikdirector, — er winkt und das Concert beginnt, einzig in seiner Art! Ein Weib, es scheint schwärmerischer Dressur zu seyn, leiert in abgesperrten Froschtönen ein melancholisches Lied daher, während ihr Ehegespons rüstig die pfeifende Orgel dreht; — schon hat die Hälfte das Examen rigorosum glücklich bestanden, da ergreift unsern wackern Musikdirector ein unendlicher Wahnsinn; er ruft: Varus, Varus, gib mir meine gesunden fünf Sinne wieder! und wankenden Schritts stürzt er die Fronte entlang, aber je weiter er flieht, um so lauter und schneller ertönt die Orgel jenes schnurrbärtigen Landstreichers, denn an die Rippen pocht ihm sein Männerherz und er fürchtet aus der Stadt verwiesen zu werden. Wie auf einen Zauberschlag fallen die übrigen Orgeln dämonisch jubilirend ein, aber eben so schnell verstummen sie wieder, denn vier grünangelaufene Söhne des Mars treten auf den Wink des Directors herbei, nehmen den an Glück und Leben verzweifelnden

den Leiermann zwischen sich und escortiren ihn nolens volens zum Thore hinaus, damit seine grellen Phantasiestücke den Lübecker Bürgern nicht lästig würden. Hat das teufliche entreefreie Concert im Rathhause ein Ende, so überfluthet das musicirende Gesindel, wie ein hoher Rath es nennt, die höckerigen Straßen der freien Stadt und diese Leiermänner verursachen uns durch ihre harmonischen Orgeltöne und classischen Lieder, ein unnennbares Vergnügen, von Wuth und Wehmuth in rabenschwarzer Nacht der Disharmonie gezeugt; — doch patriotisch gesinnte Bürger gewähren diesen Gästen des Orkus gerne — warum? — weil sie unserer leeren Stadtcasse Geld in die leeren Säcke orgeln!

Der Leser erlaube, daß ich mich ein wenig von diesem Choc erhole!

Unser Theater? — O! — Br! — Das Lübecker Theater wäre einer Jeremiade nicht unwürdig; aber ich will kurz seyn und meine Leser nicht durch Herzählung aufgeführter Stücke, Rollencritisirung und Nennung obscurer Namen ermüden. Ich will im „bauschen Bogen" reden, wie ein hochgelahrter Lübecker Professor zu sagen pflegt, und meine Leser sollen für dießmal nur sehen, welch' dicker Nebel seit undenklichen Zeiten auf unseren Coulissen lagert. Das Stadttheater — denn so wird es auf den Theaterzetteln genannt, ohne daß der Staat oder die Stadt einen Heller dazu hergäbe — steht unter der Direction der Herren Schütze und Drechmann und hält sich ungeachtet der Anstrengungen von Seiten der Direction, nur auf schwachen Füßen, denn das launige Publicum thut nichts und will nichts thun, weil es denkt: Ein Theater bekommen wir doch, wie es auch kommen mag — — und sonderbar genug! es hat uns bei dieser Rede noch Niemand Lügen strafen können. Drei Jahre und noch länger standen wir im Zeichen des Schützen, da ging dieses Gestirn unter traurigen Aussichten am theatralischen Himmel unter, der Krebs stieg unheilbringend auf und jetzt herrschen die Zwillinge, welche wohl heitere Sonnenblicke versprachen, aber nicht ihr Versprechen zu halten vermochten; denn im Theater haben wir eben so gut „Hundewetter," wie auf unseren Straßen, wo den demagogischen Umtrieben der Pflastersteine weder Maß noch Ziel gesetzt ist. Der Name „Hundewetter" ist der Analogie nach — wie die Lübecker Blätter berichten — wie der des Jungfernstieges entstanden und bedeutet ein Wetter, wo eigentlich kein Hund sichtbar wird. Jeder Lübecker weiß aber, was er unter diesem Wetter zu verstehen hat. Außerdem gibt es hier noch ein Ochsenwetter — wie ich ebenfalls aus den Lübeckischen Blättern erfahren — welches dann anfängt, wenn wirklich aus dem kalten Norden, aus Jütland, die fetten Ochsen zu uns kommen, die durch Gustav Wasa, der sie einst trieb in seiner politischen Verkleidung, (sein Anzug hängt auf unserer Stadtbibliothek) und dann durch Kotzebue, der dieß zu einem effectvollen Bühnenstück benutzte und dann noch drittens durch — doch davon nachher — sich großen Ruhm erworben haben. Aber auch dieses Erscheinen der fetten Ausländer wird immer dünner und spärlicher; und bald werden wir wohl das Wetter allein behalten, welches dann, da es bald nach Michaelis einzufallen pflegt, am besten, nach dem vom Erzengel dieses Namens besiegten Satan, das satanische zu nennen seyn wird. Immer seltener schlachtet der gute Spießbürger seinen Jüten, obgleich diese viel saftiger und wohlschmeckender sind, als die dafür substituirten Pflugstiere unserer östlichen Nachbarn, der Mecklenburger, welche, nachdem sie ihre Dienstzeit zurückgelegt haben, und nach einer kurzen Mastbelustigung, die diese Auserwählten als Pension anzusehen haben, hierher geführt, geschlachtet und auf unsere Tische gebracht werden. Dieß ist der oben erwähnte dritte Umstand. Du verschwindest immer mehr von unsern Tafeln, Stolz und Stütze Altenglands und warum nicht auch Lübecks? Kleines loses Geflügel flattert dich um, eine Trüffelpastete sticht dich aus. Und du, würziges Pökelfaß, was ersetzt denn dich? Und euch, ihr Ochsenfreuden? Laßt mich noch einmal ein Kind seyn, seyd es auch mit mir und leiht meiner Erzählung ein Ohr! Wenn wir im Nebel der Herbstmorgenfrühe, fast noch im Zwielichte, in die Schule gingen, duftete uns, zum Vorgeschmack künftiger Freuden, vor manchen Hausthüren das Brühen der nöthigen Balgen und Fässer und Geräthe, Vorboten des nahen Schlachtens, entgegen und man schwänzte keck einmal die Schule auf die Gefahr hin, hernach auch halb geschlachtet zu werden vom finstern Schreibemeister, den jedoch die Schlachtschüsseln, die er von den „dankbaren" Schätern erhielt, milder stimmten. Rothbäckige, knapp angethane, bepudelmützte Schlachtergesellen schritten rüstig durch die Straßen — wie die heiligen drei Könige — dem Hause zu, vor welchem der Ochse angebunden war. Mit Sturm nahm man Treppe und Fensterbrüstung ein, der Eigner lächelte und wehrte keinem. „Wird er auf den ersten Schlag fallen?" — „Werden sie ihn umreißen müssen?" Das und Aehnliches war es, was uns das Blut zum Herzen preßte.

Und wars's nun einmal ein aufsätziger, vom Begriffe edler Thierfreiheit erfüllter, gluthäugiger Ochse, lehnte er sich auf gegen seinen Zwingherrn, zerriß er die schmählichen Bande, die menschliche Tyrannei ihm legte, ging er, dem die losen Buben Pfefferkörner, wie Flöhe, in's Ohr gesetzt hatten, auf und davon.... Himmel! wer achtete da auf den Unterschied der Person, verschmähten es doch selbst nicht gesetzte Männer, die Freude eines Novillo*) zu genießen!

Und wenn dann endlich der Mensch siegte, durch seine Intelligenz und einen tüchtigen Schlag, wenn er gefallen war, der ehrliche kurzbeinige Geselle, wenn er, kopflos, bei den Hinterbeinen aufgehängt, weit auseinander gespreitet die Rippen, an die kein Herz mehr schlug, durch ein Bret mit einer zierlich gefalteten Serviette bedeckt, auf der Blumen und Abends zwei blanke Leuchter prangten; wenn die mit Papiermanchetten geschmückten Vorderbeine, dem Orkus zugekehrt, sich über das fehlende Haupt zusammenschlugen und Rache erflehen zu wollen schienen! — wenn dann die geputzte Köchin den stolzen Hausherrn abrief vom festlichen Mahle, weil Neugierige den Ochsen sehen wollten, o, da waren wir noch etwas! — Und jetzt? —

Friedrich S...

Ich erwarte in einigen Wochen einen Freund aus Hamburg, welcher stark an der Hypochondrie laborirt und werde im nächsten Berichte deßhalb auf ihn zurückkehren, um den Lesern unser Lübeck durch die trübe angelaufene Brille des Spleens zu zeigen. F. S.

*) Stier.

Aus Dresden.

Heute am 31. December 1837, fühle ich mich als Correspondent unendlich gehoben, veredelt und gekräftigt, weil ich, nahe am Jahresschlusse, die Pflicht habe, einen ernsten Rückblick in die Vergangenheit zu thun. Wie nahe liegt hier gleich der Wunsch nach Emancipation der Wahrheit, d. h. der Presse; wie nahe aber liegt auch die Frage: Warum wird die vorhandene geringe Freiheit der Presse so wenig benutzt, die Wahrheit zu verkünden? Ist es nicht ein hohes Amt, ihr zweischneidiges Schwert ihren Gegnern tief in die Brust zu stoßen, daß das dunkelrothe Blut der Schaam und entlarvten Heuchelei in Bächen zu Tage strömt. Warum wird es so selten geübt? Weil nur Wenige den Muth dazu haben dürfen, und noch Wenigere das Herz dazu haben, Glück und Ruhe ihres Lebens dem undankbaren Geschlechte zu opfern, weil Jeder mit Goethe denkt:

Wer will sich leeres Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen.
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Wie soll ich Armer es nun anfangen, am Jahresschlusse meinem gepreßten Herzen Luft zu machen? Denn, daß ich's nur gestehe, Viel und Mancherlei habe ich darauf, was es drückt, wie Sandkörner das Auge; aber ich will auch gestehn, daß ich es müde bin, mit der Duckmäuserei und Dummheit und dem Heer ihrer Verbündeten den ungleichen Kampf wieder einzugehn und im neuen Jahre fortzusetzen, der mir im vergangenen so viel Aerger schuf. Haben doch die meisten und kühnsten Sprecher für Wahrheit und Recht in dieser elenden nichtsnutzigen Zeit verstummen müssen. — Wohlan, so will auch ich meine Katzenpfote einziehn, mein Schwert in eine Narrenpritsche verwandeln, die glühende Krone des königlichen Zornes vom Haupte nehmen und eine Schellenkappe darauf setzen. Ja, ich will ein Rossini-heitres Lied singen, das Gewitter ernster Strafmelodieen soll am Ende des lieben christlichen Jahres nicht von meinen Lippen strömen — ich will mild und freundlich reden und sanft wie ein Hofhistoriograph erzählen.

Das wichtigste Ereigniß, der ersten Erwähnung werth, war im verflossenen Jahre die Versammlung der Kammern, als Act der Freiheit, von dem das Vaterland viel hoffte. Freiheit, Du edles Gut, Du Liebling aller großen Herzen, Du gottgebenes und geschändetes, geliebtes und blutgetränktes, angebetetes und verkauftes Kleinod, Du Blüthe des Lebens, Du Mutter alles Herrlichen und Vernichterin alles Schlechten, Du erhaltende und weltbelebende Göttin, sende viele Deiner ächten Priester in die schweigenden Tempel der Menschheit, damit Dein Dienst sich immer weiter verbreite, Dein Dienst, Du Sonne der Geister. — Unstreitig die populärsten Männer der dießjährigen Ständeversammlung waren Todt und v. Dieskau, weil sie den entschieden freisinnigsten und edelsten Grundsätzen huldigten; die beredtesten, v. Thielau und v. Maier. Jener ist ein feiner, durchdringender Kopf, dem viel parlamentarisches Talent zu Gebote steht; aber er ermangelt des Princips, er streift in allen Sphären herum, gefällt sich in scharfen, dialektischen Distinctionen, und erwärmt daher nicht, vielweniger erhitzt und entzündet er; sein höchster Triumph, zu dem er es bringt, ist eine kalte Ueberzeugung des Kopfes, daher kaum eine halbe, denn die ächte große Ueberzeugung, welche Berge versetzt, kommt aus dem Herzen und überträgt alle Schwächen des Verstandes. v. Maier ist ein eben so großes Talent wie Thielau, dessen Fähigkeiten er nicht nur alle theilt, sondern dessen Mängel er auch durch andere und verschiedene Vorzüge ausgleicht. Thielau neigt sich sehr zum Aristokratismus hin, oft scheint es, als glaube er an keine absolute Menschenwürde, als wolle er jedes Recht der Natur von den zufälligen Gaben eines günstigen Geschickes abhängig machen; dieses war bei der Discussion über die Landgemeinde-Ordnung in einem hohen Grade der Fall. Maier hingegen huldigt unverkennbar dem Liberalismus, wenn auch einem sehr gemäßigten; er wird die natürlichen und staatsbürgerlichen Rechte des Menschen nicht leicht ungerügt kränken lassen und müßte er auch der Gewalt entschieden widersprechen. Diesen seinen Muth und wackere Gesinnung hat er in der Rundeschen Angelegenheit unwidersprechlich bewiesen. Thielau hat auch Muth, aber nicht den, der aus reinmenschlicher Gesinnung quillt. Maier ist dabei überzeugt, daher überzeugt er Andere in Kopf und Herzen; Thielau's Reden hingegen lassen kalt, weil ihr Schöpfer eben an kein Princip mit ganzer Seele glaubt. Maier arbeitet auf ein sichtbares Ziel hin, deßhalb findet er Gefährten; Thielau steuert ohne Compaß auf dem weiten Meere der politischen Speculation, deßhalb begleiten ihn nur solche, die persönliches Interesse an seine Ansicht kettet.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Adolph Henselts Concert in Leipzig.

Zu den vielfältigen Genüssen, die uns im Laufe dieser Winter-Saison in Leipzig, theils durch fremde Künstler, theils durch wahrhaft ausgezeichnete Leistungen in unseren Abonnements-Concerten unter Leitung Dr. Mendelsohn-Bartholdy's geboten wurden, rechnen wir auch das Vocal- und Instrumental-Concert von Ad. Henselt, am 29. Decemb. im Saale des Gewandhauses. Der Concertgeber wurde uns als einer der gewaltigsten Clavierspieler neuester Zeit, dazu als ein Componist von großer schöpferischer Kraft, dessen Leistungen zu den außerordentlichen gehörten, also als ein Künstler von geistig-fürstlichem Geblüte empfohlen und wahrlich, der ihm vorausgehende große Ruf hat uns nicht getäuscht.

In diesen wenigen Worten ist Alles gesagt. Wir wollen uns also nicht auf nähere Detaillirung der einzelnen Schönheiten und eine fast noch nicht gehörte Bravour seines Spiels einlassen, und nur berichten, daß Herr Henselt vor einem ziemlich besetzten Kreise von Kennern und Nichtkennern verdientermaßen den rauschendsten Beifall empfing. Möge diese Anerkennung seines Talents ihn veranlassen, ein zweites Concert anzusetzen, was, wenn die durch die Festtage vielfach in Anspruch genommenen Leipziger mehr in den gewöhnlichen Lebens-

gang getreten sind, gewiß eine noch größere Theilnahme erlangen wird. H.

Hannover.

Den 8. November 1837, Morgens 10 Uhr.

(Fortsetzung.)

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?

Wie der lose Schnee in starken Strömen von den hohen Gebirgen unaufhörlich herabrollt, so flüchtig und schnell entstürzte Alt und Jung den Häusern, den Einzug der geraubten Kinder — die der cannibalische Entführer zwei Stunden von hier im Stiche gelassen — mit eigenen leibhaftigen Augen zu schauen. — Da war ein Rennen und Jagen, ein fröhliches Hin- und Herwogen, überall und überall die freudige Theilnahme an der glücklichen Rettung; Freude war eingekehrt in die Behausung der Trauer und Betrübniß, und stiller lieblicher Frieden hatte sich hinabgesenkt in die gebrochenen Herzen; die Wonne des glücklichen Wiedersehens wirkte ihre balsamischen wohlthuenden Düfte umher; die Hoffnung, bekränzt mit Myrte und Lorbeer, blickte mildlächelnd und freundlich den Verzagenden an, während das Verzagen nach und nach in tiefe Schatten sank. Doch nachdem die Königl. Polizei-Direction den Raub der Kinder, wie folgt, zur allgemeinen Anzeige gebracht:

„Königliche Polizei-Direction zu Hannover, den 10. November 1837. Seit einiger Zeit hatte sich hieselbst das Gerücht verbreitet, daß Kinder, namentlich kleine Mädchen, um ihnen Gewalt anzuthun, oder um sie nach America zu transportiren, aufgefangen und entführt würden.

Obgleich dieses Gerücht durch genaue Untersuchung der Thatumstände, auf welche man sich zu dessen Bestätigung berufen hatte, als völlig grundlos sich darstellte, gewann es doch neuerlichst wiederum große Stärke durch den Umstand, daß am 7. d. M. Nachmittags 2 Uhr zwei junge Mädchen von resp. 12 und 9 Jahren, die Töchter rechtlicher hiesiger Einwohner verschwunden waren, ohne daß man Anfangs der angestrengtesten Nachforschungen ohnerachtet irgend eine Spur von ihnen ermitteln konnte, und daß diese Kinder, als sie am 8. November Vormittags auf der Chaussee in der Nähe von Klein-Buchholz von den Landdragonern entdeckt und nach Hannover zurückgeführt wurden, mit Bestimmtheit behaupteten, daß sie Tags vorher von einem langen unbekannten Manne aus dem Steinthore gelockt, daselbst in dessen bereitstehenden Wagen unter Drohungen gesetzt, mehrere Stunden weit weggefahren, sodann aber wieder an der Chaussee ausgesetzt wären.

Zur Beruhigung des Publicums findet sich die Polizei-Direction gegenwärtig zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß diese Entführungsgeschichte der beiden oben erwähnten Mädchen völlig erdichtet und erlogen sey.

Die beiden Mädchen haben gegenwärtig gestanden, daß sie am 7. November die Nachmittagsschule versäumt und auf dem Jahrmarkte sich verweilt hätten, dann aus Furcht vor Strafe auf der nach Celle führenden Chaussee fortgegangen, eine Strecke, Weges auf einem Bauerwagen gefahren wären, die Nacht Aufnahme in einem Bauernhause gefunden, und am folgenden Morgen auf den Rückweg nach Hannover sich begeben hätten, um mit Benutzung des ihnen bekannten Gerüchts, daß hier kleine Mädchen aufgefangen und nach Amerika entführt wären, durch die erlogene Erzählung, daß auch sie entführt worden, sich wegen ihrer leichtsinnigen Entfernung von hier zu rechtfertigen.

Die Wahrheit dieses Geständnisses findet ihre volle Bestätigung durch die von den Königl. Landdragonern gleich am 8. d. M. auf dem Wege von hier bis in die Gegend von Schillerslage angestellten sorgfältigen Nachforschungen und in den Aussagen mehrerer von ihnen vernommener Personen.

Es ist nämlich durch die Aussagen namhafter Personen constatirt, daß am 7. November, vermeintlich Nachmittags gegen 8 Uhr diese beiden Mädchen ganz allein und ohne alle fremde Begleitung auf dem Wege nach der List sich befunden, daß ein gleichfalls namhaft gemachter Einwohner aus Klein-Buchholz dieselben jenseits List auf ihren Wunsch auf seinen Ackerwagen genommen und bis vor Buchholz, da, wo der Weg nach Bothfeld von der Chaussee abführt, gefahren, wo sie vom Wagen mit der Erklärung abgestiegen sind, sie wollten nach Schillerslage.

Abends 6 Uhr sind sie bei dem Gastwirthe in Warmbüchen eingetroffen, haben daselbst die Nacht zugebracht, sich für die Töchter eines angeblich seit zwei Monaten in Schillerslage wohnenden pensionirten Silberdieners Meyer ausgegeben, und haben von Warmbüchen am folgenden Morgen den Rückweg nach Hannover genommen."

ist eine allgemeine grandiose Ebbe eingetreten, die zur Ergötzlichkeit der bethränten Strandbewohner zwei lächelnde schelmische Gestalten zu Tage fördert, die überhaucht mit allem Reize der unerfahrenen, schuldlosen Jugend, 30,000 Einwohner der Königl. Residenzstadt Hannover ein Schnippchen geschlagen.

Der sabinische Mädchenraub ist beinahe vergessen, und der Grund seines Entstehens in das Buch der vorübergehenden Zufälligkeiten geschrieben.

Herr Georg Harrys, Redacteur der Posaune, hat seine Abonnenten mit einer wohlgelungenen Lithographie, des Portraits der Frau v. Holbein, unserer ersten dramatischen Künstlerin, erfreut. Die kunsterfahrene Hand des Herrn Giere, die schon viel Treffliches und Gediegenes geleistet, hat dieß liebe Bild zu Tage gefördert. Herr Harrys verdient für diese kostbare Beilage seiner Posaune um so mehr unsern innigsten herzlichsten Dank, da jeder Hannoveraner mit Stolz die Frau von Holbein seine Landsmännin nennt. Und dieß kann er mit Recht. Ein rastloses thätiges Wirken der Frau von Holbein wird Niemand verkennen. Was sie der Kunst ist, weiß Jedermann.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.
Hierzu Verlagsberichte der Schmidt u. v. Cossel'schen Rathsbuchhandlung in Wismar u. Hrn. Glaser's in Schleusingen.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 9. Montag, den 15. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Strandräuber.

(Schluß.)

„Käthe!" entschlüpfte unwillkürlich den Lippen des Hocherstaunten.

Im nächsten Augenblicke hing die Tolle, ihrer Lage unbewußt, an seinem Halse: bedeckte ihn mit wilden Küssen, preßte ihn stürmisch an ihren Busen und lachte fort und fort.

„Er hat's gethan — er hat's gethan!" kreischte sie fast hinaus. „Er hat seinen eigenen Vater umgebracht. Da ist die Art, mit der er ihm das Hirn einschlug," sprang von ihm weg in eine Ecke der Stube, raffte das Blutwerkzeug auf und schwang es kräftig um; wobei ihre sonnenbraunen Hände und Hals den wundersamsten Abstich gegen den Schnee bildeten, der seine blendende Herrlichkeit den Augen des Liebenden noch nie zuvor geoffenbart hatte; da trat seine Mutter mit einigen Kleidungsstücken auf dem Arme aus der anstoßenden Stube herein, in die sie, eilfertig wieder umkehrend, nun das arme, halb widerwillige Mädchen nachzog; gleich darauf kam sie wieder in die Wohnstube.

„Sie ist den ganzen Tag am Strand d'runten gewesen; es gab ein gescheitertes Schiff dort" sagte sie. „Vor etwa einer Viertelstunde kam sie herein, und fragte nach Dir, damit Du — sagte sie — den schwarzen Norris festnähmest und henktest, denn er habe seinen Vater umgebracht. Sie war bis auf die Haut naß von dem Sprützwasser und Regen, und ich selbst wechselte ihr eben die Kleider, als Du hereintratest. Ruhig! Da kommt sie "

Käthe trat herein. Der Liebende sah sie hastig an. Nichts zeigte sich jetzt, als die Farbe, die des Wetters Kind ist. In der Hand hielt sie das Beil. Frohlocken und Ungeduld malten sich in ihren Blicken.

„Komm', komm'," rief sie, machte die Thüre auf und schritt ihm rasch zu des schwarzen Norris Wohnung voran. Sie waren noch keine 150 Schritte von dem Hause gekommen, als sie bei einer Wendung des Weges vier Soldaten von der Küstenwache begegneten. Die Leute waren auf ihrem Streifzuge. Käthe redete sie augenblicks an, erzählte was auf dem Riff vorgefallen war und hieß sie mit ihnen gehen. Die Soldaten sahen sie an und gehorchten.

Drei Wochen darauf war eine Gerichtsverhandlung und eine Hinrichtung. Der schwarze Norris war der gerichtete Verbrecher. Unter den Zuschauern bei der letztern befanden sich ein junger Mann und ein junges Weib. So wie der Körper in der Luft schwang, erscholl eine gellende Lache aus dem Menschengedränge. Es kam von dem jungen Weibe, das in der nächsten Secunde ohnmächtig in den Armen ihres Begleiters lag. Käthe wurde heimgebracht. Sie kam ins Leben zurück, allein ihr vorher so hoch aufgeregter Geist schien jetzt in einen Zustand kindischen Blödsinns herabgesunken zu seyn. So blieb sie mehrere Tage, ja Wochen. Ein tiefer Trübsinn schien sich ihres Begleiters bemächtigt zu haben und Folgen zu drohen, denen ähnlich, an welchen das von ihm so zärtlich geliebte Wesen gelitten hatte. Er mied die Gesellschaft — wollte kaum ein Wort wechseln, selbst mit seiner Mutter. Er streifte beständig allein um die Klippe und den Uferstrand.

Eines Tags hatte er sich gerade auf der Stelle hingeworfen, wo er die Tolle — im Anfang unserer Geschichte — aus dem Schlafe gestört hatte, und brütete eben wieder, achtlos gegen alle äußeren Dinge, über dem Gegenstand, der jetzt all' sein Denken und Fühlen verschlang, als ihn etwas heiß auf sein Gesicht Fallendes aus seinem starren Träumen aufweckte. Er blickte in die Höhe und sah die Geliebte über sich geneigt. Die Thränenperle stand zitternd auf seiner Stirn — aus des Mädchens Auge strahlte das Licht der Vernunft. Sie nannte seinen Namen, redete zu ihm von ihres Vaters Tode, sagte ihm, sie glaube, sein Mörder habe sein Verbrechen gebüßt, wisse aber nicht, wann oder in welcher Weise. Er zog sie sanft an sich — sprach ihr freundlich zu, fortzureden — stellte ihr Fragen — fand,

daß von Allem, — was seit sie in Geisteszerrüttung verfallen, vorgegangen war, einzig und allein das Schicksal des schwarzen Norris einen Eindruck auf ihr Erinnerungsvermögen zurückgelassen hatte. Auch wie sie noch für ihn fühlte, suchte er nun zu erkunden. Das schnell niedergeschlagene Auge — die glühende Wange — die lautlos bewegten Lippen — bestätigten sein theuerstes Hoffen, krönten das heißeste Wünschen seines Herzens. Die Vernunft war wieder in ihr volles Recht eingesetzt — die Liebe hatte ihren Herrschsitz nie verloren. Er drängte auf das holderquickende Geständniß — und ihr Antlitz barg sich an seiner Brust. In einer Woche war sie sein Weib, und zog, sammt seiner Mutter, mit ihm nach einer entfernten Gegend des Landes, um nicht durch die vertrauten Umgebungen alte und schmerzvolle Erinnerungen zurückzurufen.

Brigg Union.

(Schluß.)

Da begann der Anfangs sanfte Wind sich mehr und mehr zu verstärken. Bald darauf wurde er so schneidend kalt und heftig, daß man sich in die Cajüte hinab begeben mußte. Zudem überzog sich der Himmel dicht mit schweren, bleifarbigen Wolken, und die See hob ihre Wogen mit reißender Schnelligkeit höher und höher, daß sie rechts und links über das Deck sprangen, und das Fahrzeug bald auf diese, bald auf jene Seite, daß alle Bohlen und Masten schauerlich seufzten.

Angstvoll klammerte sich Käthe an den Capitän, der sie so gut als möglich zu trösten suchte, und, gedrängt von der Nothwendigkeit, sich endlich losriß, um hier und dort zu schaffen und zu befehlen, wo seine Gegenwart so unentbehrlich war.

Zitternd, mit Thränen in den Augen, sank Käthe jetzt auf ihre Kniee, während Heinrich, dessen Mienen sich fast wunderbar erheiterten, gleichgiltig auf dem Sopha saß.

Der Sturm ward immer heftiger, und in Kurzem konnte sich Niemand mehr auf den Beinen erhalten, so ungestüm war die Bewegung des Schiffes.

„Beten Sie doch, — beten Sie, um Gotteswillen!" beschwor das verzagende Mädchen den unthätig Dasitzenden, der von jedem Stoße und Gegenstoße sich unbekümmert hin und herschleudern ließ, wie ein Ball, und zuweilen sogar hell auflachte. Doch unerwiedert blieben ihre Worte, die ersten, welche sie auf der Fahrt zu ihm gesprochen.

Geheul des Orkans, fürchterliche Blitze und schwerer Hagel, der noch den Donner übertäubte, das Umherfliegen des Schiffes und dessen entsetzliches Gekrache, brachte Käthchen der Ohnmacht nahe.

In diesem Zustande traf sie Stralborg, der, triefend vom Verdecke herunterkam. Aber er hatte nun keine Worte mehr zu ihrem Troste.

„Käthchen, meine Braut, mein theures Käthchen," — rief er mit Fassung, — „ich darf Dir es nicht verhehlen, wir schweben in Gefahr; doch verliere nicht den Muth; das ganze Unwetter kann auch" —

Ein gewaltiger Donnerschlag machte seine Rede stocken.

„Jesus!" schrie Käthe, und glitt halbtodt in die Arme des Capitäns.

Heinrich aber stürzte auf die Kniee und dankte dem Himmel, mitleidig auf das verzweifelte Thun seines Nebenbuhlers und das bleiche Antlitz der Bewußtlosen hinblickend.

„Rettet die Pulverkammer!" rief Stralborg den Matrosen zu, während ein dicker Rauch in die Cajüte drang, und Alles auf dem getroffenen Schiffe mit größter Anstrengung arbeitete.

„Triumph! wir müssen sterben! — Irene, reiche mir die Hand zur ewigen Vereinigung!" — jubelte Heinrich in den Lärmen und das Angstgeschrei über, um und unter ihm.

Er eilte auf's Verdeck, und — o, welch' ein Anblick! — Masten und Segel loderten bereits in lichten Flammen; eine ungeheure Woge aber; die aus dem Grunde heraufzukommen schien, wälzte sich, weiß schäumend wie eine Lawine, ihm entgegen.

„Irene," rief er nochmals im höchsten Entzücken, und breitete die Arme der Woge entgegen.

In diesem Augenblicke flog Alles über seinem Haupte in die Luft; ihn aber riß die Woge mit sich fort.

In Cuxhaven hatte man nie etwas über Heinrich's Schicksal erfahren.

Unter seinen Schriften fand man ein Testament, welches die Armen des Ortes zu Erben seines Nachlasses einsetzte. Die Studenten aber lasen sich mehr als einmal und tief bewegt, wenige Zeilen vor, die unter seinen vielfältigen poetischen Entwürfen vorgefunden wurden. — Sie lauteten:

So schön, so schön, die weite Welt,
Und Alles voll von Liebe,
So schön das blaue Himmelszelt,
Und Alles voll von Liebe!

Gedanken hab' ich wunderschön,
Doch einer der ist gräßlich,
Ich seh' die Welt; die Welt so schön
Sieht mich — doch ich bin häßlich! —

O, nimm mich auf, du dunkler Schrein,
Und ende meine Triebe!
Entsetzlich ist es, häßlich seyn, —
Mit einer Brust voll Liebe!

Die Erklärung des heiligen Vaters.

In Folge der Suspendirung des Erzbischofs von Cöln, Clemens August Droste von Vischering, von seinem Amte, welche die politischen Zeitungen ausführlicher gemeldet und die unter der katholischen Bevölkerung der Rheinprovinzen

des Königreichs Preußen anfangs eine Aufregung befürchten ließ, hat der Papst in seinem geheimen Consistorium folgende Allocution an die Cardinäle über diese Angelegenheit gehalten, die wir unseren Lesern ihrer Wichtigkeit und Merkwürdigkeit wegen, in einer Uebersetzung aus dem Lateinischen hierdurch mittheilen:

„Ehrwürdige Brüder! Während wir von der innigsten Betrübniß über die traurige, fast hilflose Lage erfüllt waren, in welcher sich die katholische Kirche an manchen Orten befindet, während wir unter Umständen, wo Thränen und Klagen nicht hinreichen, alle unsere Sorgen und Gedanken darauf richteten, die Leiden Israels kraft der uns von Gott verliehenen Macht zu heilen, erfüllte uns ein neuer Schlag mit um so bittererm Schmerz, je plötzlicher und unerwarteter er uns traf. Es kann euch nicht verborgen seyn, ehrwürdige Brüder, worauf sich dieß bezieht, und weßhalb ich Sorge getragen habe, euch sogleich zu dieser Versammlung zu berufen; denn ich spreche von einer Sache, die kein Geheimniß mehr ist, und die wir nicht nur durch Privatnachrichten erfuhren, sondern die auch durch öffentliche Blätter bereits bekannt wurde. Wir beklagen das schwere Unrecht, welches vor Kurzem dem ehrwürdigen Bruder Clemens August, Erzbischof von Cöln, widerfuhr, der auf königlichen Befehl seines Hirtenamtes entsetzt, gewaltsam und mit dem Aufgebote der bewaffneten Macht aus seinem Sitze getrieben und anderwärts hin verbannt worden ist. Dieses große Unglück widerfuhr ihm aus keinem andern Grund als weil er, der bei seiner steten Bereitwilligkeit, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, auch der Pflicht eingedenk war, die Lehre und Zucht der Kirche gewissenhaft aufrecht zu erhalten, und in der Sache der gemischten Ehen keine andere Regel befolgen wollte als diejenige, welche von unserem Vorgänger seligen Andenkens, dem Papste Pius VIII., in dem apostolischen Sendschreiben vom 25. März 1830 an den Erzbischof und die Bischöfe im westlichen Theile der preußischen Monarchie, aufgestellt war. Und doch hatte dieser heilige Stuhl im derartigen Schreiben seine Nachsicht so weit getrieben, daß man in Wahrheit sagen kann, weiter zu gehen würde sündlich gewesen seyn. Es ist Euch dabei keineswegs unbekannt, daß besagter Vorgänger vor uns sich nur mit Mühe auf jenem Wege der Güte hielt, indem er nur durch die Nothwendigkeit dazu bewogen wurde, die Kirche und die katholische Geistlichkeit jener Gegenden vor noch größerem Unheil zu bewahren, das nach den hingeworfenen Drohungen gewiß erfolgen mußte. Wer möchte es nun für möglich gehalten haben, daß jene oberpriesterliche Erklärung, milde wie sie ist, und von dem Gesandten des Königs in unserer Stadt mehr als einmal vernommen, in einem Sinne gedeutet und angewandt würde, der die festen und unerschütterlichen Grundsätze der katholischen Kirche untergraben und umstürzen und dem Sinn und Geiste des apostolischen Stuhles schnurstracks widerstreben muß! Aber was Niemand denken, Niemand sich einbilden konnte, was auch nur im entferntesten zu vermuthen schon Verbrechen gewesen wäre, das ist auf künstlichen Betrieb der weltlichen Macht geschehen. Kaum erfuhren wir die Sache zu unserm größten Leidwesen, als wir unverzüglich unsere Vorstellungen an Diejenigen übergaben, welche dieselbe anging, indem wir zugleich die Erklärung hinzufügten, daß wir uns durch unser apostolisches Amt für verbunden hielten, die Gläubigen zu ermahnen, sie möchten auf keine Weise dem heiligen Stuhle zur Last legen, wovon er so weit entfernt wäre. Wir erhielten aber eine Antwort, als ob unsere Klagen durchaus grundlos wären, und dazu kam ein Schreiben von einem der geistlichen Vorsteher vorbenannter Gegend, der in dem Augenblicke, wo er vor den Richterstuhl des Ewigen treten sollte, mit Uebersendung der Abschrift der von den Bischöfen auf Geheiß der bürgerlichen Regierung erlassenen Instruction genau erklärte: „indem er den großen Nachtheil, welcher der Kirche daraus erwachsen würde, und ihre angetasteten Gesetze mit dem Lichte göttlicher Gnade betrachte, nehme er den Irrthum, zu dem er sich bekannt habe, aus freiem Antrieb und eigener Ueberzeugung zurück." Wir ließen uns sogleich eifrig angelegen seyn, daß dem Könige das uns zugesandte Exemplar überbracht und auf diese Weise immer mehr bekannt würde, daß wir den von gedachten Bischöfen eingeschlagenen Weg, unsers Vorgängers Schreiben zu erklären, als den Grundsätzen und Gesetzen der Kirche zuwider durchaus mißbilligten. Hieraus könnt ihr leicht ersehen, ehrwürdige Brüder! daß in dieser Sache von uns nicht das Geringste verabsäumt worden ist. Aber dennoch wurde — dieß sage ich mit kummervollem und ganz niedergebeugtem Herzen — ohne daß wir das Mindeste davon wußten und während wir noch einer billigen Antwort auf diese unsere Vorstellungen und Erklärungen entgegensahen, dem Erzbischofe von Cöln geboten, sich entweder zu jener von uns gemißbilligten Auslegung in Betreff der gemischten Ehen zu bekennen oder sein bischöfliches Amt niederzulegen, und im Weigerungsfalle sich der Ausübung seiner geistlichen Gerichtsbarkeit gänzlich zu begeben. Und so geschah es; denn als Jener, wie billig, sich weigerte, trat der ungeheure Fall ein, dessen ich im Eingang unter Schaudern erwähnte. Hier mache ich auch auf die Art und Weise aufmerksam, wie man mit uns umgegangen ist: nicht eher nämlich als am ersten dieses Monats zeigte uns der gegenwärtige preußische Geschäftsführer an, daß nächstens geschehen oder vielleicht in jenem Augenblicke schon ausgeführt werde, was schon am 21. des verflossenen Monats vollbracht war. Da dem so ist, ehrwürdige Brüder! so sind wir es Gott, der Kirche und dem Amte, das wir verwalten, schuldig, feierlich in Eurem achtbaren Kreis unsere apostolische Stimme zu erheben und laut und offen zu erklären, daß die Freiheit der Kirche verletzt, die bischöfliche Würde mißachtet, die geistliche Gerichtsbarkeit usurpirt, und die Rechte der katholischen Kirche wie dieses heiligen Stuhles vernichtet worden sind. Zu gleicher Zeit wollen wir aber auch nicht vergessen, dem durch jegliche Tugend ausgezeichneten Erzbischofe von Cöln die gerechtesten und wohlverdientesten Lobsprüche dafür zu ertheilen, daß er die Sache der Religion ohne Rücksicht auf sein persönliches Wohl mit so

unbesiegbarer Standhaftigkeit vertheidigte. Bei dieser Gelegenheit will ich, was ich im Stillen zu thun bis jetzt nie unterlassen habe, nun auch laut und öffentlich erklären, daß ich die im Königreiche Preußen in Betreff der gemischten Ehen so fehlerhaft eingeführte Praxis, welche dem ächten Sinne der Erklärung unsers Vorgängers gänzlich zuwiderläuft, durchaus mißbillige. Uebrigens, da die Uebel gegen die Verlobte des unbefleckten Lammes von Tag zu Tage immer mehr zunehmen, können wir nicht umhin, Euch gemäß Eurer Frömmigkeit und Religiosität aufzufordern, daß Ihr mit uns demüthig heiße Gebete zu dem Vater des Mitleids emporsenden möget, daß er milde vom hohen Himmelsdom auf den Weinberg, den seine Rechte gepflanzt hat, herabsehen und gnädig von ihm den drohenden Sturm abwenden möge."

Literarisches Museum.

Taschenbücher.

Urania für das Jahr 1838. Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Wenn die artistischen Beilagen der Taschenbücher, die Stahlstiche, wie hier bei der Urania den Zweck haben, die Meisterwerke der neuern deutschen Malerschulen durch gelungene verkleinerte Copieen zur verbreitetern Anschauung zu bringen, so ist dieser Zweck höchst lobenswerth. Die Urania bringt dieses Jahr lauter Copieen von Düsseldorfer Malern. Zuerst „die beiden Leonoren" nach Sohn — „die Mädchen am Brunnen" nach Bendemann — den originellen, durch und durch humoristischen „Don Quixote" von Schrödter — „Rothkäppchen" von Kretschmar und Jordan's gemüthlicher „Heirathsantrag auf Helgeland." Außerdem noch „Scene aus der Sündfluth" von dem Franzosen Hayez, und als Titelkupfer das Portrait von Zedlitz. Den meisten künstlerischen Werth haben die Stahlstiche „der Heirathsantrag" und die „Scene aus der Sündfluth" die übrigen scheinen etwas hart und im Drucke zu sehr aufgetragen.

Der literarische Theil will mir dießmal nicht eben ausgezeichnet dünken. Es sind drei Novellen, von denen die erste „Biondetta" sehr viel Aehnlichkeit mit einer Erzählung von Hoffmann hat, auf deren Titel ich mich aber nicht genau erinnern kann. Obgleich die vorliegende Novelle etwas moderner gehalten ist, steht sie doch an Gluth und Fülle der Phantasie weit hinter jener von Hoffmann zurück. — Die zweite „Elvira" von Rellstab ist ihres Verfassers vollkommen unwürdig. Rellstab steigt darin zu den gewöhnlichen Romanschreibern nicht einmal des zweiten, sondern des dritten Ranges herab. Wir haben dergleichen Colophonium-Blitzgefühle und zuckerwässerige Liebesscenen herzlich satt. Rellstab ist hier bedeutend zurückgegangen.

Die dritte Novelle „die Bekenntnisse" von Fr. v. Heyden ist die gelungenste dieses Jahrgangs. Sie ist elegant geschrieben und erhält bis zum Ende in erwartungsvoller Spannung. Der etwas tiefer blickende und denkende Leser sieht aber dennoch leicht die Entwicklung voraus.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch von A. v. Tromlitz.

Des Hrn. v. Tromlitz Manier könnte man eine Kanonade mit großen Worten und vierundzwanzigpfündigen Gefühlen nennen, vorzüglich was seine weiblichen Charaktere betrifft. Da gibt es auch hohe, tapfere Jungfrauen, die nicht zu zart sind, um wenn es Noth thäte, trotz einem Kosaken ins Feld zu rücken, gewaltige körnige Jünglinge und Bösewichter sans comparaison. Ich glaube aber, daß diese Ueberspanntheit, welche seine Schriften charakterisirt, bei ihm mehr Resultat der Gewohnheit sey. Denn seit er den dreißigjährigen Krieg in einer Reihe Erzählungen bearbeitet und dort jene Töne zuerst angeschlagen, ist er auch nicht aus dieser Art herausgekommen und sein wirklich schönes Talent droht in dieser Ueberspanntheit unterzugehen.

Das gegenwärtige Taschenbuch gibt wie gewöhnlich wieder drei Erzählungen, aber von sehr verschiedenem Werthe.

Die Erste „Hedwig" aus der polnischen Geschichte, ist die mittelmäßigste unter allen. Es ist ein gewisses gespreiztes Wesen darin, welches durch Nichts gemildert wird, der Eindruck nachdem man ausgelesen, ist = 0. „Die beiden Geizigen" ist die nächste Erzählung überschrieben, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges spielend, in leichtem humoristischen Tone bei uns vorüberzieht. Den meisten Werth unter den Beiträgen dieses Jahrganges hat der Aufsatz „Ein Abend im Louvre." Es ist so zu sagen, eine Schachtel-Erzählung, mehre kleinere in eine größere gepackt, aber sie sind interessant componirt, fließend und elegant geschrieben, und in ihrer Mannigfaltigkeit anziehend und spannend. Es wäre zu wünschen, daß alle Arbeiten von Tromlitz diesen Charakter trügen.

Die Bilder sind, so wie jedes Jahr, Zeichnung und Stichwerke Wiener Künstler und deren Manier ist hinlänglich bekannt.

Notizen.

[Clara Wieck.] Clara Wieck hat in Prag Furore gemacht. Sie spielte dreimal, hatte aber kein Mal ein ordentlich gestimmtes Instrument. Sie gab dem gerade anwesenden Usso Horn Veranlassung zu einem Cappriccio für eine Wiener Zeitschrift.

[Joel Jakoby.] Der klagende Jude Joel Jakoby hat ein neues Tractätchen vom Stapel laufen lassen. In der Vorrede übergibt er sich vollkommen, um Alles was vielleicht noch vom Liberalismus in ihm stecken könnte, endlich los zu werden. Später ein Mehreres über diesen Naderer des Judenthums.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. F. H. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 10. Dienstag, den 16. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Stefano der Albanier.

Ich bin von Geburt ein Grieche und wurde im Paschalik Delvino geboren. Mein Vater war ein tapferer Mann, ein Freund des Weins und der glücklichste Fänger fränkischer Waaren und ihrer Eigenthümer auf funfzig Meilen in die Runde. Meine Mutter war noch tapferer, denn in ihrer Gegenwart getraute er sich nicht, seinen Bart sein zu nennen. Sie war aus einem mächtiggroßen chimariotischen Geschlechte, das eine Herde von tausend Ziegen besaß, über drei Felsenthäler zu gebieten hatte, nie einen Para dem Pascha zahlte, und nie eine Beleidigung vergab, bis der Beleidiger mit einer Kugel gebüßt hatte. Ihre Blutsfreundschaft war ihr ein herrliches Mittel, meinen Vater, den tapfern Constantinopulo, in Ordnung und unterm Pantoffel seines Weibes zu halten. Indessen Helden und Heldinnen pflegen zu Zeiten Meinungsverschiedenheiten zu haben, selbst in den albanischen Hochgebirgen. Daß sie dem Himmel zehntausend Fuß näher sind, als die entarteten Söhne und Töchter der Erde, die da von Kroatien bis Korfu heirathen und liebeln, vermag dergleichen kleine Friedensstörungen nicht zu verhindern. Eines Nachts, wo mein Vater von einem Raubzuge auf der Straße nach Argyrocastro heimkam, bei dem er das Gepäck des Siebenbürgischen Couriers geplündert und ihm die Sünde und Schande der Einschwärzung eines Bällchens Seidenstoffe und eines Perlenhalsbands in die vielberühmte Stadt Triest erspart hatte, ließ er im Stolz seines Herzens unglücklicherweise seinen Fang sehen. Der Schmuck wurde von meiner Mutter, kraft ihres Rechts als Haupt des Hauses, angesprochen. Ihrem Ansinnen ward widersprochen. Es fiel etwas von einer „Nebenbuhlerin" und als Berichtigung ein Schlag. Zwei Tage darnach empfing der tapfere Constantinopulo ein paar Kugeln aus einem Akaziengebüsch. Sterbend brachte man ihn heim. Meine Mutter vergab ihm den Schlag, die Nebenbuhlerin, Alles — nur die Perlen nicht. Er starb; sie legte den Schmuck an, zerraufte ihr Haar, warf einen Schleier über ihr hübsches Gesicht und ihre stattliche Gestalt, erhob ein furchtbares Jammergeheul über dem Grabe, und war drei Tage darauf häuslich angesessen in den Bergen, die Eheliebste eines kühnen Chimarioten, ihres Vetters, und des besten Schützen im Gau. Wessen Hand die Kugeln sandte, frug Niemand; bezweifelte aber auch Niemand. Langes Gefrage über dergleichen ist eben einmal nicht Sitte dort zu Lande.

Ich war fünf Jahre alt bei der Heirath; fünf Jahre später war ich ein eben so guter Schütze wie mein Chimariotischer Stiefvater und noch fünf Jahre später war ich ein Klephte, ein Soldat und ein Verliebter. Ich will mich nicht in einer herzrührenden Geschichte verwickeln, wie ein italienischer Cavaliere; noch Chansons darüber machen, wie ein französischer Marquis; wenn aber demanthelle Augen, Rosenwangen, Füßchen wie Flügel, und die größte Lust, sich an meinem Zusammengeraubten zu erfreuen, einem Albanier Kopf und Herz berücken können, so war es allerdings weit mit mir gekommen Allein Zenobia Chrisanthi stammte aus minder vornehmem Blute als in meinen Adern rann; das reichste Glied ihrer Familie hatte nie über hundert Ziegen besessen und Alles, was man von ihrer Abkunft wußte, war, daß ihr Urältervater vor etwa dreihundert Jahren — aus der Wallachei — so viel man vermuthete, — ins Gebirg herauf gekommen sey. Das waren unübersteigliche Einwürfe und bei einer Familienberathung über die Sache wurde, als etwas ganz einfach sich von selbst Verstehendes, beschlossen, daß der erste Versuch eines Verkehrs mit Zenobia die Niederbrennung jeder Hütte ihrer Sippschaft und die Vertilgung des Emporkömmlings-Geschlechts zur Folge haben müsse und werde.

Da so das Recht im Lande war, so blieb mir nichts übrig, als mich in Verzweiflung auf den Boden zu werfen und gegen die Grausamkeit, einem wehrhaften Jüngling von Funfzehn einen Wunsch zu untersagen, laut anzu-

schreien. Für dieses weitere Vergehen steckte man mich in einen Schuppen, der mein Gefängniß bleiben sollte, bis ich wieder zu Verstand käme. Schweigen, Hunger und Einsamkeit sind merkwürdige Beschwichtiger des jugendfeurigen Unmuths, zumal wenn das leiseste Auflehnen gegen höheres Ansehen gar leicht mit einer Musketenkugel durch die Thür erwiedert wird. Wie ich inzwischen die Mittel und Wege zum Entwischen untersuchte, sondirte ich in der Wand ein Loch, durch das ich ein Blickchen Mondschein sehen konnte. Die Entdeckung war der weitern Verfolgung schon werth: ich riß Steinchen um Steinchen heraus, bis ich zuletzt auf ein fest in die Mauer gekittetes Hinderniß stieß, das aller meiner Geschicklichkeit zu spotten drohte. Nachdem ich mir über dem Versuche die halben Nägel abgerissen hatte, gab ich ihn auf, und wünschte mich auf oder unten an einen von meines Vetters Felshängen. Etwas Schweres, das neben mir niederfiel, weckte mich aus meinem dumpfen Grimm. Es war eine Lanzenspitze, die zwischen dem Gebälk hereingestoßen worden war. Freudig begrüßte ich das Eisen als die Gabe einer wohlthatigen Fee, begann wieder frisch an der Wand auszugraben und in wenigen Minuten trug mein Werkzeug seine Früchte in der Gestalt eines kleinen viereckigen Kästchens — aber ach! von Eisen. Ich probiete wohl funfzig Mal daran herum und schleuderte es endlich, im Aerger getäuschter Erwartung, gegen die Mauer. Der Wurf hatte eine zweifache gute Wirkung: er schlug ein Stück aus der Wand, weit genug, um mich durchschlüpfen zu lassen, und zersprengte die schadhaften Bänder des Kästchens. Die Freiheit winkte mir und — eine noch mächtigere Versuchung, als das Aufspringen aller Kistchen und Kästchen der Welt! am Eingange meines Kerkers stand Zenobia's liebreizende Gestalt mit ihren leuchtenden Augen und lachenden Lippen — beide ganz gewaltig geschäftig, über mein Arbeiten und Mühen sich lustig zu machen. Ich wand mich wie eine Schlange aus der schmalen Oeffnung heraus und schlug ungesäumte Flucht vor. Sie bestand aber darauf sich den Ort zu besehen, wo ich solche Talente zum Einbruch gezeigt hätte. Ihre geschmeidige feine Gestalt glitt mühelos hinein, und im nächsten Augenblick hörte ich einen lauten Ausruf der Ueberraschung. „Schau her," rief sie, „und du tauschest nicht mit dem Pascha von Argyrocastro!" Der Stimme nach folgte eine Salve von Zecchinen, die mich beinahe ein Auge gekostet hätte, als ich ihrem Geheiß folgend durch die Oeffnung stierte.

Das Kästchen war mit venetianischen Goldstücken angefüllt. Sie las sie bis auf das letzte Münzstück in die Falten ihres Gewands auf und schlüpfte dann frohlockend heraus. Unsere weiteren Schritte waren uns jetzt klar. Gewisse Absichten ihrer Stammverwandten, die Schmach ihrer Verwerfung dadurch abzuwaschen, daß sie mich zu den Schatten meiner Ahnen sandten, hatten ihre Wachsamkeit geweckt, und sie hatte sich mit dem guten Rathe eingestellt, ich möge mich durch unverweilte Entfernung dieser Familienschlichtung der Sache entziehen. Zu ihrem großen Erstaunen erfuhr sie von meiner Einkerkerung. Sie hatte die Lanzenspitze durch das Balkendach hereingestoßen; und nun war die einzige Frage, was anfangen? Die Geliebte an der Seite und ein Tausend Zecchinen in der Hand, war die Lösung der Frage schnell geschehen. Im Thal am Fuße meiner Nachtherberge hatte ich zwei türkische Rosse — einen Theil der glücklichen Fänge vom Abend vorher — gesehen gehabt; und die wohl gar — wie ich schlau argwohnte — dem großmächtigen Aga der Albanier im Dienste seiner Hoheit des Sultans selbst gehört haben mochten. Um sie vor Späheraugen zu bewahren, hatte man sie im Walde in sicherer Entfernung vom Dorfe angebunden: etwas Gelegeneres konnten wir uns nicht wünschen. Wir glitten den Berghang hinab und fanden die beiden Prachtthiere ruhig grasend. Zenobia sprang auf das eine, ich auf das andere. Da mein Ausbrechen aus der Haft und ihr Mithelfen zu meiner Kraftthat die Rache des Familiengesetzes gleich schwer über unsere Häupter gerufen haben würde, so schlugen wir instinctmäßig den vom Dorfe abführenden Weg ein. Wo wir eigentlich hinwollten, kam uns kein einziges Mal in den Sinn. Unsere Renner, seelenvergnügt über ihre Erlösung von den schmerzenden Stricken um ihre Füße, schossen hin wie die Falken. Die Nacht war mild und thauig — der Mond ein Perlenschild — die Gesträuche träufelten Balsam — und fort flogen wir der Morgensonne entgegen.

Wir hatten den Kamm erreicht, von dem aus man ins Thal des Chelidonus hinabschaut, und hielten einen Augenblick still, um zu überlegen, in welchem der Dörfer wir Rast machen sollten, als eine Wolke von einer etwas entferntern Höhe sich herabzusenken und in das Thal unten zu wälzen begann.

„Es kommt ein Wettersturm," sagte ich; „wir müssen uns nach einem Obdach umsehen." „Ja," versetzte meine reizende Gefährtin, „ein Wettersturm von Krummsäbeln und Lanzen, und je schneller wir ihm aus dem Wege kommen, um so besser." Das Morgengrau vergoldete sich bald im Sonnenlichte, und ich sah, daß sie richtig geurtheilt hatte. Die Wolke bestand aus einem Trupp von vier- bis fünfhundert Reitern, die in vollem Jagen dem Orte, wo wir hielten, zueilten. In einem Nu hatten wir nach der entgegengesetzten Seite umgewendet und stürzten uns in die Bergengen hinab. Allein das Labyrinth von Kreta war eine Kleinigkeit im Vergleich mit diesen nimmer endenden Verschlingungen von Wald und See und Fels und Berg. Wir waren todtmatt. Unsere Pferde wollten keinen Schritt weiter gehen und in dem Augenblick fanden wir uns mitten in dem Reiterschwarme, der ebenfalls fast von den Gäulen sank. Sie waren den geraden Weg gekommen, während wir in einem Kreise fortgaloppirt waren. Die Sache wurde zwischen beiden Theilen auf der Stelle in Richtigkeit gebracht. Ich wurde von meinem Pferde gerissen, das ich von seinem Erbeuter ausnehmend bewundert zu sehen das Vergnügen hatte. Zenobia wurde weggeführt während sie um Erbarmen flehte und Unglück aller Art auf die Häupter und Hände herabrief, die sich herausnahmen

ein treues Liebespaar zu trennen. Ihr Erbeuter sagte ihr lachend, „die Weiber dürften heulen und schreien, wenn sie nur thäten, was man sie heiße, und daß er einen viel bessern Ehemann abgeben würde, als der rothbackige, bartlose Knabe, um den sie einen solchen Lärm erhebe." Ich hätte den frechen Spötter Glied für Glied zerreißen mögen; allein eine starke, dreimal um meine Arme und Beine gedrehte Binde verstattete mir eben nur den Gebrauch meiner Zunge und gleich einem seines Jungen beraubten Tigerthier sah ich meine Schöne im Zuge der Reiter fortgeführt, während man mich mir selbst und meinen Betrachtungen über ein zwölfstündiges Galoppiren und Fasten mit keiner andern Aussicht, als bis zum jüngsten Gericht hier liegen zu bleiben, überließ.

(Fortsetzung folgt.

Der Ball in der Walpurgisnacht.

Novelle von Gustav Bernhard.

Klar und leicht, wie in dem hellen
Sonnenstrahle blaue Wellen,
Müssen vor des Lesers Augen
Plaudernd auf und nieder tauchen
Humoristische Novellen.

Das schöne Fräulein Fanny war völlig mit ihrer Balltoilette fertig, noch eine Stunde zuvor, ehe der Wagen kam, um sie zum Ball abzuholen, zu dem sie eingeladen war. Ein seltener Fall, da junge Damen sehr oft sich so lange putzen und ankleiden, bis die Zeit kommt, wo sie sich wieder auskleiden müssen. Sie promenirte, von einer Zofe begleitet, im Park ihres Vaters, des reichen Rittergutsbesitzers Vollreich, und fragte ihr Mädchen alle Augenblicke, warum nur Curt, ihr Verlobter, nicht käme; obgleich die Begleiterin diese Fragen so wenig beantworten konnte, als die Blumen, unter denen Fanny umherwandelte. Die junge Dame war wunderlieblich anzusehen, wie eine halbaufgeblühte Ducatenrose. Ihr Gesichtchen war ein Elysium en miniature von einem jugendlich lebhaften Geist belebt und umweht, wie eine Blume vom Westwind. Fanny war erst sechszehn Jahr alt, und man weiß, daß die Schönheiten von sechszehn Jahren, so wie die Adligen von sechszehn Ahnen immer einen bedeutenden Rang einnehmen. So mancher stattliche, vornehme Jüngling der Stadt hätte dieß Ducatenröschen gern für sich brechen und freien mögen, zumal da der Vater dem Röschen viel Ducaten zur Aussteuer mitgeben konnte, allein das größte Malheur war, daß die Angebetete allen Anbetern eine Verlorne, das heißt, eine an einen Andern Verlobte war. Ein verliebter Musterreiter hatte sich sogar einmal schon für schweres Geld ein Paar Pistolen gekauft, um sich ihretwegen zu erschießen. Aber Alles half nichts. Fanny's Bräutigam war Curt, der Sohn des ebenfalls sehr begüterten Hofrath Wacker, ein junger genialer Bonvivant, der im zweiundzwanzigsten Jahre stand und der trotz seiner Jugend und seines burschikosen Lebens doch grundgescheut, ein braver Jurist, Philosoph und Belletrist zugleich war. Niemand begriff von dem jungen Herrn Curt, wo er nur in allen Examinibus immer die erste Censur herbekomme, da er doch stets am sichersten bei Tage auf dem Billard und auf der Reitbahn und Abends im Theater und auf Bällen und in Concerten anzutreffen war; übrigens war derselbe auch (das mußten selbst ästhetische Kunstrichter und alte Weiber zugestehen) recht wohlgebaut und hübsch, freilich im Aeußern mehr an den Knaben, als an den Mann anstreifend, beinahe mädchenhaft. Dabei besaß Curt eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner Braut, nur der allerliebste Stutzbart verlieh ihm etwas Männliches und höchst Interessantes. Die Verlobung Curt's und Fanny's war beinahe zugleich mit deren Kindtaufe begangen worden, denn die Papa's der beiden Kinder waren intime Freunde und hatten beschlossen, daß sich ihre Geldsäcke dereinst auch verehelichen und hübsch auf einem Haufen bleiben sollten. Gewöhnlich wird das Eheband, welches Eltern zwischen einem Mädchen und einem Jüngling knüpfen wollen, eine Scheidewand. Es gibt beinahe kein sichereres Mittel, ein Paar junge Leute einander abgeneigt zu machen, als das Gebot: „Ihr sollt einander lieben." Zufällig war es bei Curt und Fanny anders; sie liebten sich innig, aber mehr wie Geschwister, denn sie wußten Beide eigentlich noch nicht recht, was ordentliche Liebe sey. Sie konnten in Amors großer Grammatik kaum die erste Declination auswendig und verstanden amo noch nicht genau zu conjugiren. Was Curts Liebe immer einigermaßen in Schwung erhielt, war, daß er eine sehr große Menge Nebenbuhler hatte, mit denen er sich zu raufen und zu duelliren stets große Lust hatte, wenn es Fanny nicht allemal verhindert hätte. Zwei von diesen Nebenbuhlern, welches die eifrigsten aber auch zugleich ennuyantesten für Fanny waren, kamen so eben in einem Gange des Parks daher, wo Fanny wandelte, anstatt des sehnlich erwarteten Geliebten. Der Eine von ihnen war der Herr Lieutenant von Schimmelreit, ein Officier nach der Mode, schlank, geschnödelt und geschniegelt, wie eine Pappel, immer blank geputzt wie ein silberner Leuchter, an Brust und Hüften wattirt wie der cul einer alten Dame, und dabei der fadeste Thor von der Welt. Der Andere, der Amtsactuarius Emil Polter, war ganz anderer Natur; er war der scharfsinnigste Politiker der Stadt. Abends bei einer Tasse Thee und einer Pfeife Tabak war er im Geist in der französischen Kammer oder im englischen Parliament oder lernte die Artikel der allgemeinen Zeitung halb auswendig, und er war capable, im Theater während der schönsten Oper Landtagsnachrichten zu lesen; er hatte zwar immer den Kopf voll Politik, aber in seinem Wesen wenig Politur.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

Pezzi scelti de' migliori moderni Romanzi italiani, publicati ad uso de' lettori tedeschi da D. Ponisio. Wien, Volke 1838.

Für den Studirenden der italienischen Sprache und Literatur wird diese Auswahl von Bruchstücken aus den trefflichsten Romanen der neuesten italienischen Schriftsteller gewiß eine willkommene Gabe seyn. Der Lernende hat hier zugleich Gelegenheit, indem er seine Sprachkenntnisse erweitert, einige der vorzüglichsten Dichterwerke Italiens kennen zu lernen, und sich damit eine angenehme und interessante Lectüre zu verschaffen.

In größeren und eigentlichen Lehrbüchern sind solche Fragmente gewöhnlich gar zu kurz und meist ohne besondere glückliche Wahl zusammengestellt; in Ponisio's Sammlung hingegen finden sich ganze große Abschnitte aus den berühmten: „Promessi sposi" Manzoni's, aus „Ettore Fieramosca" von d'Azeglio, aus „Marco Visconti" von Grossi, und ein Theil der schönen Erzählung Cantu's: „La Madonna d'Imbevera."

Zudem hat der Herausgeber den Text mit einer Verdeutschung der Redensarten und schwierigeren Ausdrücke versehen, und die beigefügten kritischen Winke, in welchen er seine Meinung über erwähnte Romandichter kundgibt, werden besonders diejenigen interessiren, welche bereits vollkommen mit dem Inhalte ihrer Werke bekannt sind.

Dieser Aufsatz ist übrigens so ausgezeichnet geschrieben, daß er weit eher in einem literarischen Journale als an diesem Platze gesucht werden dürfte.

Die Ausstattung kann zweckmäßig genannt werden; über die etwas reichlichen Druckfehler*) wollen wir den Mantel der Liebe breiten. — — g.

Notizen.

Der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen wurde ein Bericht über mehrere nordamerikanische Alterthumsdenkmäler mitgetheilt. Es sind namentlich Grabhügel und Ueberbleibsel von Befestigungen, die mit den nordeuropäischen Aehnlichkeit haben. Ebenso wurden Beschreibungen nebst verschiedenen Zeichnungen unbekannter in Felsen eingehauener Figuren wahrscheinlich sehr alten Ursprungs, überschickt; nämlich das Fac simile einer Inschrift in den Dighton-Felsen in der Provinz Bristol in Massachusetts, nebst Abbildungen von Figuren, welche in einem Felsen bei Seaticoock im Kentsbezirke in Connectikut eingehauen sind; ferner wurde auf eine Art Kupfermünzen aufmerkfam gemacht, welche unter einem großen Steine in Medfort in Massachusetts gefunden sind. Es ist zu erwarten, daß wir über so interessanten Entdeckungen, die in Verbindung mit so zahlreichen anderweiten Vorkommenheiten dieser Art in den verschiedensten Gegenden des transatlantischen Continents endlich auch zu bestimmtern Ansichten leiten müssen, bald ausführlichere Mittheilungen erhalten werden.

*) Die aber am Schlusse verbessert werden.

[Wiener Taschenbücher uud deutsche Schriftsteller.] Die Wiener Taschenbücher und Zeitschriften zeigen eine auffallende Erscheinung in der Literatur. Die deutschen Schriftsteller nämlich, die mit sich fertig sind und in ihrem frühern Lesekreis keine Hurrah! und Bravo! mehr hören, ziehen mit ihren Producten nach Oesterreich und streichen hier noch Lob und Geld ein. Blumenhagen, Tromlitz, Wachsmann ꝛc.

[Beurmann über Heine.] Beurmann's „Brüssel und Paris" welches wir nächstens ausführlicher besprechen werden, gibt merkwürdige Aufschlüsse über Heine und sein Verhältniß in Paris.

Kleine Chronik von Sachsen.

Vom Mag. Bergmann.

Mit der ältesten Geschichte von Sachsen verhält es sich, wie mit der fast jedes andern Landes und der meisten Völker der uns bekannten Welt, sie ist dunkel, unvollkommen und zum Theil mit Fabeln und Mönchsmährchen verwebt. Leider liefert uns kein einheimischer Geschichtschreiber die ersten Nachrichten von unseren ältesten Vorfahren, diese müssen wir bei unwissenden Ausländern suchen, welchen aber die Sachsen, wenigstens dem Namen nach, später als die meisten anderen deutschen Völker bekannt wurden. So viel wissen wir mit Gewißheit, daß die Sachsen urprünglich ein deutsches Volk sind, denn wir treffen sie zuerst in Deutschland an und kein Schriftsteller sagt uns, wo anders her sie nach Deutschland eingewandert sind, wir müssen sie also für ein deutsches Stammvolk halten. Auch die Gleichheit der Sprache, so wie der Sitten und ihr religiöser Cultus beweisen, daß die Sachsen ursprünglich Deutsche waren. Was ihren Namen betrifft, so sind die Meinungen verschieden. Einige leiten ihn von dem Worte Sax ab, welches einen kleinen Degen oder eine Art Dolch bedeutet, und ihre eigenthümliche Waffe gewesen seyn soll; nach Anderer Meinung soll aber dieses Gewehr nach dem Volke genannt worden seyn, bei dem es am meisten in Gebrauch gewesen; Andere sagen, daß ihr Name von Saten, Saßen, d. i. eingesessen, herkomme, welches auch die Wörter: Oldsacia oder Holtstein und Altsaß (Elsaß), ersteres mehr als letzteres zu beweisen scheinen. Die ersten Wohnplätze der Sachsen waren ohnstreitig die Inseln an der Seeküste von Schleswig und das jetzige Holstein, nachher breiteten sie sich aber hauptsächlich im heutigen Niedersachsen und Westphalen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 11. Mittwoch, den 17. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der Jungfrau Klage.

Viel rothe Rosen im Garten glühn,
Und hauchen so liebeverlangend,
Viel bunte Blüthen auf Bäumen blühn,
Und blicken zum Himmel so bangend.

Die Sonne wohl lieben die Rosen roth,
Den Himmel die Blüthen, die bunten —
Die Sonn' ist gestorben, der Himmel ist todt,
Die Erd' und ihr einsam hier unten!

Die Jungfrau liebt' einen Jüngling roth,
Wenn beide sie wallten im Garten;
Die Sonne vergaß, ihrer Rosen roth,
Der Himmel, der Blüthen zu warten.

Die Sonn' ist gestorben, der Himmel ist todt,
Um ein Grab thaun schweigsame Nelken,
Und die Blüthen bunt, und die Rosen roth,
Und die Jungfrau weinen und welken.

Fr. Niemann.

Stefano, der Albanier.

(Fortsetzung.)

Der Held dieser Großthat war der berühmte oder berüchtigte Nico Tzaras, eine Reihe von Jahren hindurch der vom Glück begünstigte Räuber in Albanien. Um ihm übrigens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — kampffertig war er wie ein Löwe, und stark wie ein Büffel. Er stand im Rufe, mehr fressen und länger hungern zu können, als irgend ein Klephte seit Scanderbeg. Aller Wahrscheinlichkeit nach sollte ich jetzt sein Nebenbuhler in der letztern Eigenschaft werden; weniger Geschmack aber an der Gelegenheit zu solcher Ruhmbewerbung fand gewiß nie ein Mensch. Die Türken kannten ihn gar gut. Vor ein paar Monaten hatte der Pascha von Salonichi eine starke Abtheilung seiner Janitscharen ausrücken und eine günstige Stellung einnehmen lassen, um ihm den Rückzug von den Ebenen abzuschneiden. Tzaras hatte einen Lastwagenzug, der von Salonichi nach der ungarischen Grenze ging, geplündert. Mit Thalern beladen kehrte er nun heim. Seine Schaar war auf Dreihundert zusammengeschmolzen. Der Türken waren eben so viele Tausend. Sie erwarteten ihn am Uebergang eines Flusses. Flucht oder Kampf schienen gleich sehr außer Frage. Er aber, kurz entschlossen, hieß jeden Mann seinen Thalersack zur Erde werfen, und stürmte rasch, wie ein Verzweifelter, auf die Osmanli ein. Sie hätten eben so gut einem Donnerkeil Widerstand leisten können. Sie splitterten wie Glas auseinander; Tzaras aber, nachdem er den Letzten von ihnen auf der Wahlstatt ausgezogen hatte, kehrte zu seinen Säcken zurück, fügte sie zu den türkischen, und ritt in's Gebirge hinauf, mit der besten Beute seit Menschengedenken.

Ich sollte indeß noch nicht den Hungertod sterben. Ehe die Sonne, die Höhen mit Demantdiademen krönend und das Thal mit Purpurfluthen überströmend, untergegangen war, verkündete mir Cymbelnklang das Nahen eines Geschwaders Spahis. Sie waren der Vortrab eines Heeres, das unter dem neuen Pascha von Janina herangezogen kam, die Bergpässe der Klephten zu säubern. Tzaras Thaten waren ihnen sehr wohl bekannt, und der Pascha hätte schon lange gern eine Gelegenheit gefunden, seinen Kopf zur Zier des Serailthores nach Constantinopel zu schicken. Bei seinem letzten Streifzug hatte aber der verwegene Klephte gar in dem Bezirk geraubt, der mit des Pascha's persönlichen Plündergriffen beehrt war. Der Schimpf durfte nicht ungeahndet bleiben. Die Schwierigkeit war nun nur, die Spur der Flüchtlinge richtig zu finden. Ich wurde an den Felsen gefesselt gefunden, und war nahe daran, mit Hilfe von einem der Säbel der Türken, meine Wanderung über

die Brücke zum Paradiese anzutreten, als ich mich zum Glück noch erbot, ihnen den Weg zu Nico Tzaras Bergnest zu zeigen. Das Anerbieten ward angenommen; man band mich los, setzte mich auf ein Pferd und führte mich zum Pascha in's Verhör. Ali war damals noch ein junger Krieger; aber sein Waffenruhm an der Donau hatte ihm einen großen Namen, ein Paschalik und den festen Entschluß gegeben, mehr als ein Paschalik, sobald als möglich und um jedweden Preis, zu erstreben. Ich wußte so wenig von dem Aufenthaltsorte Tzaras als von dem Schatten Kaiser Solimann's des Herrlichen; allein jetzt war keine Zeit zu langen Umständen, und so beschrieb ich denn jeden Fußbreit des Wegs mit einer Genauigkeit, als ob ich sein geheimer Rath gewesen wäre. Ich konnte an dem durchdringenden Auge Ali's sehen, daß er nicht überzeugt war; allein was wollte er machen? Ueber die Stelle hinaus, auf der er mit seinem Heere stand, war ihm Alles unbekanntes Land; Alles ein Wald- und Abgrundgewirr, durch den ein Ziegenhirt seinen Weg kaum gefunden hätte. „Bedenke," sprach er, „daß Dein Kopf für Dein Ungeschick haftet." „So nimm' ihn jetzt," versetzte ich, mich vorbückend, „wenn Du mir mißtraueſt." Ali ließ seine Finger an seiner Säbel-Scheide mit dem Instinct eines Mannes hinlaufen, der da Köpfe von ihren Schultern bei geringeren Anlässen abzuschlagen gewohnt war. Er hatte sich indessen bald entschieden. „Reite vor dem Geschwader her," sprach er, „und Du sollst belohnt werden, wie Du's verdienst." Das Befehlswort zum Weiterrücken erscholl — es kam meinem Ohr wie ein leuchtender Blitz in der Nacht, oder wie Wein für die Lippen eines Verschmachtenden in der Wüste. Es durchdrang mich mit neuem Leben, — Rache zuckte durch meine Seele. Es konnte jetzt in meine Macht gegeben werden, den Höhner zu höhnen, nnd den Plünderer zu plündern. Zenobia's Rettung war keiner meiner letzten Gedanken — aber auch keiner meiner ersten. Des Pascha's goldgestickter Kaftan, sein smaragdengeschmückter Turban, sein demantbesetzter Dolchgriff — lauter neue Dinge meinem Auge, — Alles blendete mich; noch mehr aber blendete mich die Macht, einem ganzen Volke, einer Landschaft, ja nur einem Reitergeschwader zu befehlen. Von der Stunde an stand der Entschluß in mir fest, ein Pascha zu werden.

Wir sprengten frisch zu. Die Höhen stiegen vor uns auf, und endlich verengte sich das Thal zum Wege, der Weg zum Fußsteig, der Fußsteig zu — nichts. Schon brach die Nacht herein. Die Spahis brummten ingrimmig über meine Wegweiserei; und ein Pistolenschuß, der hart an meinem Kopfe ein Stück vom Felsenabschlug, verkündete mir, daß meine Zeit als Klephten-Ausspürer mit Nächstem abgelaufen seyn dürfte. Da aber mit einem Anerkenntniß meiner Rathlosigkeit doch nichts zu gewinnen war, so beschloß ich, sie fein bei mir, und meine Spahis in tüchtiger Bewegung fort zu behalten. Vom Pferde zu steigen, wagte ich nicht, da dieß augenblicklich die Loosung zu einer allgemeinen Gewehrsalve nach dem Ausreißer gegeben haben würde. Endlich rief ich die Schwadron um mich her, sagte ihnen, sie hätten nun des Bergräubers Aufenthalt vor sich empfahl ihnen die tiefste Stille und hieß Jeden nach seiner Zündpfanne sehen und sich zum ungesäumten Angriff bereit halten. Zu gleicher Zeit deutete ich geheimnißvoll nach einer noch von der Sonne beleuchteten Zinke am äußersten Ende des Höhenkammes hinauf. Einige konnten nichts sehen, als eben den nackten Felsen; Einer oder Zwei aber, die für scharfsichtiger als ihre Cameraden gelten wollten, meinten, sie sähen etwas wie Waffengefunkel. Kein Krieger gilt gern für blind, wo seine Cameraden sehen können; und schnell machte die ganze Schwadron dieselbe Entdeckung. Ein Paar Reiter wurden an Ali zurückgeschickt, ihm das Ende unserer Mühen zu verkündigen; ich aber ritt langsam an die Spitze des Zugs vor, und erwartete mit nicht geringem Herzbeben die Ankunft eines Mannes, der da nichts sehen sollte, wo nichts zu sehen war.

Schon nach ein paar Minuten hörte ich das Getrappel von Ali's Streitroß, und nicht Willens, dem ersten Ausbruch seiner Ueberzeugung zu begegnen, spornte ich meinen Gaul die fast senkrechte Bergwand aufwärts. Das Thier trug mich mit frischem Muth ein Stück hinauf; dann aber verließen es seine Kräfte; ich warf mich rasch vom Pferde, hielt mich an dem Gestripp fest und meinte, im Schutz der Dämmerung und des Dickichts, nun eine günstige Gelegenheit zum Entwischen gefunden zu haben. Da hörte ich plötzlich ein schallendes Gelächter. Hurtig bog ich das verfitzte Dorngebüsch auseinander, und sah, in einer kreisförmigen Vertiefung einige hundert Fuß unter mir, Nico Tzaras mit seiner Schaar, ruhend nach dem heutigen Tagewerk. Einige schliefen, Andere zechten und wieder Andere hörten in großer Lustigkeit ihrem Hauptmanne zu, der sich wahrscheinlich seelenvergnügt mit dem herrlichen Streiche großthat, dem pfiffigsten aller erdenklichen Pascha's den Meister gezeigt zu haben.

Von meinem Standort aus konnte ich die ganze Stellung überschauen, und sah, daß sie nur einen Ausweg auf der entgegengesetzten Seite hatte; glitt nun wieder in die Mitte des Reiterhaufens herunter, der nicht anders geglaubt hatte, als ich sey durchgegangen, und deßhalb den Rückgekehrten mit doppelten Ehren empfing, und theilte Ali selbst meine Kunde und meinen Angriffsplan mit. Ein paar hundert Spahis erhielten augenblicklich den Befehl, nach dem Thaleingang herum zu schwenken und da zu warten, bis das Wild aufgetrieben sey; die Uebrigen stiegen ab und erklommen unter meiner Führung den Bergabhang. Ich vertheilte sie in dem Buschwerk herum und hieß sie ja nicht eher einen Finger an den Drücker legen, als bis ich das Zeichen zum Feuern gäbe. Es ließ sich nichts Schlaf-, Wein- und Sicherheit-Trunkeneres denken, als die Gruppen in der Schlucht unten. Endlich verkündete mir das Schwenken einer Standarte zwischen den Baumwipfeln an der Mündung des Engpasses, daß die abgeschickten Reiter ihren Standort erreicht hatten. Ali ließ sich die Ehre nicht nehmen, den ersten Schuß zu thun; eine Reiterbüchse voll Kugeln entlud er in den nächsten Kreis. Welch ein Schrecken

und Regen! der ganze Schwarm fuhr in die Höhe; die Rosse waren flink gesattelt, bestiegen, und in vollem Galopp — in einem Augenblick — am Eingange des Passes. Dort aber hielten die Spahis und spießten ganz kaltblütig Jeden an, der ihnen auf Lanzenweite nahe kam. Denen, welche wieder umkehrten, erging es eben so schlimm, denn unsere Schützen im Buschdickicht des Bergkamms schossen sie mit Bequemlichkeit nieder. Unter den Wenigen, die durch einen kühnen Ansturm den Berg herauf, wo wir einen Kugelregen auf sie niederströmend standen, zu entkommen suchten, ersah ich stillerfreut den Räuber Zenobia's. Ich ließ ihn mir bis auf ein Dutzend Schritte nahe kommen, ehe ich feuerte. Für diese Thorheit wäre ich beinahe als eine historische Figur ausgewischt worden; denn seine elfenbein-bekolbte Pistole aus seiner Leibbinde reißend, brannte er sie mir gerade nach dem Kopf ab; die Kugel streifte meine Stirne und machte mich fast blind von dem nachstürzenden Blut. Rasend vor Schmerz und rasender noch vor Rachsucht, drückte ich gerade vor mich hin ab; ein gellender Schrei verkündete mir, daß meine Kugel irgendwo eine Execution vollzogen habe. Als ich mir die Augen ausgewischt hatte, lag vor meinen Füßen Zenobia's Räuber — Nilo Tzaras, am Endziel aller seiner Feldzüge. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Ball in der Walpurgisnacht.

(Fortsetzung.)

Besagter Herr Amtsactuarius Polter steckte, als er Fräulein Fanny erblickte, ein Zeitungsblatt in die Tasche, setzte die Brille zurecht und nahm eine Prise, um sich poetisch zu machen; dann begann er mit einer Verbeugung: „Wie, schönes Fräulein, schon völlig zum Ball costumirt? Wie anziehend ist Ihr Anzug! wie lockend sind Ihre Locken! und wie reizend sind Sie selbst!"

„Reizend kommt her von reiten," rief der Herr Lieutenant von Schimmelreit, und glaubte einen göttlichen Witz gemacht zu haben, indem er fortfuhr: „denn außer Ihnen, schönste Fanny, ist mir das Reiten das Reizendste auf der Welt. Gewiß, liebenswürdiges Fräulein, werden Sie heute Königin des Balles seyn, den der Herr Banquier Golden am Geburtstag seiner Gemahlin zum ersten Mai gibt, und wobei wir Beide auch erscheinen werden."

„Sagen Sie lieber, das Fräulein wird die Präsidentin des heutigen Balles werden," sprach wieder Herr Polter, „denn ich ziehe das Präsidententhum dem Königthum vor; nehme ich den nordamerikanischen Präsidenten an." —

„Nichts da," fiel Fanny ein, „ich mag bei einem Ball keine Präsidentin seyn. Ob ich gleich kein Latein verstehe, so weiß ich doch, daß präsidiren, vorsitzen heißt; sitzen bleiben möchte ich aber bei dem heutigen Ball nicht. Apropos, Herr Polter, wissen Sie keine politischen Neuigkeiten?

„Ei ja wohl, sehr witzige;" antwortete der Amtsactuarius, zog sein Zeitungsblatt hervor und fing an zu lesen. Darüber ärgerte sich aber der Herr Lieutenant auf eine enorme Weise; er strich und wichste sich den Schnurrbart einige Mal sehr derb, und gerieth endlich auf einen sehr sonderbaren Einfall, dem Dinge ein Ende zu machen. Er drehte nämlich wie spielend die Schraube einer etwas verborgenen Fontainenröhre, bei welcher das Fräulein und die beiden Herren zufällig standen, auf, so daß der plötzlich hervorspringende Wasserstrahl Gesicht, Zeitungsblatt und Vorhemdchen des Amtsactuarius überschüttete, und derselbe auf einmal wie ein begoßner Hu — stender, Sprudelnder und sehr Erschrockener dastand, der sich mit viel Hast und Eifer abwischte und reinigte. Fanny lachte hell auf, jedoch zum Unglück oder vielmehr zum Glück für sie, war sie auch etwas mit besprengt worden, und sie nahm dieß gleich zum Vorwand, zu entfliehen, weil sie, wie sie sagte, ihr Kleid wechseln mußte. Sie schlüpfte von ihrem Kammermädchen begleitet hinweg, und ließ die beiden Herren stehen, welche sich nun diverse Malicen sagten, da sie ohnehin einander so gut ausstehen konnten, wie Hase und Jagdhund.

Oben in Fanny's Zimmer ging es bunt her. Das Fräulein war sehr aufgebracht, so daß die arme Lisette beinahe zitterte über den Zorn ihrer Herrin. Diese warf Shawl, Pellerine, Strickbeutel u. s. w. weg, zerbrach in der Hast eine Tasse, und sprach mit geläufiger, von ihrer Hitze beflügelten Zunge:

„Wer hat den politischen Gelbschnabel und den militärischen Gimpel jetzt herbestellt? und wo bleibt nur Curt? ich kann absolut nicht einsehen, warum er nicht kommt. An allen diesen drei Herren will ich mich heute rächen. Dem Lieutenant und dem Actuarius habe ich schon längst etwas zugedacht. Aber wie mache ich das? Lisette, gib mir guten Rath."

„Es kommt ja auf dem heutigen Ball eine Maskerade vor," entgegnete Lisette. „Zu Ehren der Walpurgisnacht wird ein Hexentanz mit Fackeln aufgeführt, und ein Herr macht dabei den Samiel. Wie wär's, wenn Sie sich auch maskirten? Unter einer Verkleidung läßt sich mancher Streich ausführen."

„Du hast Recht," sagte Fanny, indem sie sich besänftigte und ein ganzer Bienenschwarm schelmischer Gedanken durch ihr Köpfchen summte. „Ja, ja, so sey's!" fuhr sie fort, „ich verkleide mich auf recht frappante Weise, und fahre dann in einem Wagen allein auf den Ball, Du aber, Lisette, stehst mir bei."

So geschah's. Beide Mädchen beriethen sich und gingen schnell an's Werk. Fanny's liebliche Gestalt entpuppte sich vom Ballstaat und verwandelte sich gleich manchem Insect in ein anderes Wesen.

Unterdessen saß Curt, eine Cigarre rauchend und noch im tiefsten Negligée, an seinem Bureau, und studirte zufällig heute einmal mit horrendem Fleiß. In seiner Stube sah es aus, als wenn der Inhalt eines Kleidermagazins eines Bibliothekensaales, eines Kunst- und Antiken-Cabinets und einer Studentenstube wie durch ein Erdbeben, oder

vielmehr durch ein Stubenbeben in ein Chaos zusammengeschüttelt worden wäre. Er hatte beinahe ganz vergessen, daß heute Ball war; urplötzlich dachte er daran, und die letzten Worte, die er las, waren: „Die Pythagoräer sagten, der Leib sey das Grab der Seele." Curt setzte noch in seinen Gedanken hinzu: „Ja, das ist wahr, besonders wenn der Körper krank und alt ist, dann ist er für die Seele ein Schneckenhaus, wohinein die arme Psyche zu ihrer Qual gepreßt ist und welches sie überall mit hinschleppen muß; ist aber der Leib jung und gesund, dann wiegt sich die Seele darin, wie der Schmetterling in dem Schoß der Blume, und lebt und schlummert und träumet so süß." Kaum hatte er dieß ausgedacht, so trat ein Bote herein und brachte ein Billet. In dem Billet stand:

Lieber Curt!

Ich komme heute nicht auf den Ball, weil ich keine Lust habe; Du brauchst deßhalb nicht zu mir zu kommen, um meine Eltern und mich auf den Ball zu begleiten. Ich habe besondern Grund zu wünschen, daß Du auch nicht erscheinen möchtest, und es dem Herrn Banquier Golden absagen ließest. Sey so gut und thue mir den Gefallen, und nimm mir die kleine Laune nicht übel.

Deine Fanny.

Das Billet war aber nicht von Fanny, sondern es war nur deren nachgemachte Hand, wahrscheinlich entweder vom Herrn Lieutenant von Schimmelbreit oder von dem Herrn Amtsactuarius Emil Polter, welche die Idee gefaßt hatten, obgleich sie sonst keine idealischen Menschen waren, sich heute auf dem Ball des Herrn Bräutigams Curt zu entledigen, und sich freies Feld zu verschaffen, damit sie dem Fräulein Fanny einmal ungestört und nach Gefallen die Cour machen könnten. Dieß Alles ahnete freilich Curt nicht. Verdrüßlich las er das Billet noch einmal durch, und sagte dann für sich:

„Was fällt dem Mädchen ein? Mais c'est moi tout même, ich gehe doch auf den Ball."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Die Sachsen waren wie alle deutschen Völker nicht nur ein Freiheitliebendes, sondern auch ein tapferes und kriegerisches, dem Götzendienste eifrig ergebenes Volk. Alles war bei ihnen auf Krieg eingerichtet, und ihre ganze Sorge ging auf die Waffen. Alsdann erst war der junge Sachse ein Theil seines Hauses und ein Mitglied des Staats, wenn er fähig war die Waffen zu tragen, die er unter großer Feierlichkeit, wobei sich viel Volk versammelte, erhielt. Diesen kriegerischen Geist zeigte die Nation ebensowohl zur See, als auf dem festen Lande. Sie beunruhigten nicht nur besonders mit ihren Kapereien die nördlichen Völker, sondern auch sogar die Römer in ihren Provinzen, und obgleich diese eine Flotte gegen dieses unruhige Volk, um es zur Ruhe und Ordnung zu bringen, ausrüsteten, so scheint es doch nicht, daß es ihnen gelungen, diese tapfern Krieger im Zaume zu halten. Der Ruf von ihrer Tapferkeit war bis nach Britannien gedrungen. Die Briten, welche seit Honorius Zeiten von den Römern verlassen worden waren, wurden um die Mitte des 5. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung unaufhörlich von den unruhigen Picten (so hießen die Schottländer an den englischen Grenzen) und Scoten (der Name der übrigen Einwohner von Schottland) überfallen und gedrückt. Sie riefen daher die Sachsen und die mit ihnen verwandten Völker, Angeln und Jüten zur Hilfe, welche auch unter Anführung der beiden Brüder Horsa und Hengist, einige Mannschaft dahin absandten; diese schlugen nun zwar die Picten und Scoten, weil es ihnen aber in dem beruhigten Britannien besser gefiel, als in ihren rauhen, zum Theil unfruchtbaren Wohnsitzen, so ließen sie unter dem Vorwande, jene unruhigen Völker im Zaume zu halten, mehr Verstärkung aus Sachsen nachkommen, und bemächtigten sich endlich nach einem mehrere Jahre gegen die Briten, welche die Sachsen wieder los seyn wollten, geführten Kriege, des ganzen Landes, welchem sie den Namen Anglia, England, beilegten, und theilten es in sieben besondere kleine Königreiche. Ob nun wohl diese Königreiche (Heptarchie) in der Folge alle zusammen in das jetzige Einzige vereinigt wurden, so hat man doch ihre Namen beibehalten, um die Eintheilung in eben so viel Hauptprovinzen festzusetzen. Diejenigen Sachsen aber, welche keine Lust gezeigt hatten, nach Britannien zu gehen, breiteten sich in Deutschland weiter aus, und eroberten den nördlichen Theil von Thüringen; besonders machten sie Carl dem Großen, Könige der Franken, unter ihrem Anführer Wittekind, den Einige zum Könige, Andere zum Herzoge, und noch Andere zum Grafen machen, der aber nur Einer von den Edlen und Vornehmen der Westphalen war, die ihn wegen seiner Tapferkeit und seines Eifers für die Freiheit des Vaterlandes zu ihrem Heerführer gewählt hatten, und der sich den Namen des Großen erwarb, viel zu schaffen; er führte viele Jahre Krieg mit ihnen, bezwang sie aber endlich doch, so daß sie wenigstens einige Zeit sich ruhig verhielten, und nöthigte sie zur Annahme des Christenthums, welche aber meistens nur darin bestand, daß sie sich nebst Wittekind und einem andern sächsischen Helden, Albion, taufen ließen. — Unter den vielen mächtigen Häusern, welche diesen Wittekind zum Stammvater haben wollen, kann wohl keins mit so vielem Rechte von ihm abgeleitet werden, als das Haus Sachsen, und das Haus der Grafen von Oldenburg.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Deutschland zählt jetzt 868 politische und nichtpolitische Journale. —

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 12. Donnerstag den 18. Januar 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Dresden.

(Fortsetzung.)

Eisenstuck, der größte Advocat Sachsens, der durch Kenntnisse und Fähigkeiten Alle beherrschen könnte, übt meistens nur in juridischen Dingen Autorität, weil er es durch Wankelmuth im Princip so weit gebracht hat, daß man sprüchwörtlich von ihm sagt: „Man weiß nicht, woran man mit ihm ist." Damit meint man jedoch keineswegs, als liebe Eisenstuck die Freiheit nicht, sondern man deutet nur auf seine bisweilen unerklärbaren Widersprüche in schwierigen Discussionen hin, denen zufolge er morgen geradezu widerruft, was er heute als unbedingte Wahrheit ausgibt. So ist z. B. diesem seinem Benehmen der Paragraph im Civil-Staatsdiener-Gesetz zuzuschreiben, nach welchem die Richter ohne rechtliches Erkenntniß heute zur Verwaltung versetzt und morgen pensionirt werden können. Ihm hat man es ferner zu verdanken, daß die Kammer bei der Runde'schen Angelegenheit ihre Befugniß, in höchster Instanz über die Zulässigkeit ihrer Mitglieder zu entscheiden, factisch aufgegeben hat. Das Krause'sche Landtagsblatt hat damals Herrn Eisenstuck übel mitgespielt. Bei solchen und ähnlichen Umständen hat Eisenstuck mehrmals eine Verwirrung der Meinungen hervorgebracht.

Von hoher Wichtigkeit waren in diesem Jahre für die Cultur im Allgemeinen und für die Kunst im Besonderen die Ausstellungen Düsseldorfer und Pariser Gemälde. Durch sie lernten wir hier zu Lande erst einsehen, daß es, wie eine moderne Poesie, so auch eine moderne Malerei gibt. Wenn wir den Begriff der modernen Malerei dahin definiren, daß sie das Menschliche ohne alle Beimischung fremdartigen Stoffes zur Kunstform auszubilden suche, so scheint sie namentlich in dem Düsseldorfer Lessing schon einen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, der sie uns als eine consolidirte zu betrachten erlaubt. Der C akter der Malerei der Vorzeit — so habe ich einst gesagt — ist Styl, der in der Anschauungsweise der Künstler seinen Ursprung fand. Der höchste und gewöhnlichste Gegenstand der Kunst war die biblische Geschichte, ein heiliges Epos, an dessen Versinnlichung sie nie ohne frommen Schauer gingen. Das Epos ist aber als solches unserer unmittelbaren Anschauung entrückt und führt den Begriff des Uebermenschlichen mit sich, der uns Alles in gigantischen und fremdartigen Verhältnissen erscheinen läßt; wie viel mehr mußte diese Wirkung das heilige Epos hervorbringen, was göttliche Verehrung geradezu verlangte. — Der Geist war damals in seiner innersten Natur verwandelt, er war unfrei geworden, er folgte bei seinen Functionen nicht mehr seinem eigenen Triebe, sondern machte Alles nach einem gewißen Schema, das ihm die großen Pächter der Zeit aufgedrungen. Die ganze Welt war schematisirt. So war es denn dahin gekommen, daß man für gewisse Hauptfiguren einen gewissen Gesichtsschnitt, ja sogar gewisse Kleiderfarben, eine Art Livree hatte. Die heilige Familie tragt nur Roth und Blau. — Man betrachtete nichts mehr mit natürlichen Augen, sondern Alles durch das trübe Glas einer unnatürlichen Begeisterung, man mußte zuletzt mehr ausdrücken wollen, als man vermochte, man wollte in der Malerei darstellen was nur empfunden werden kann, d. h. man war romantisch. Zuletzt überredete man sich, man habe in einem und demselben Christuskopf Demuth, Mitleid, Zerknirschung, Hoheit, Göttlichkeit, Todesangst, Unwillen und Mittleramt hineingemalt. Und wir hören noch diese Stunde die altgläubigen Kunstschätzer aus der „langharig neudeutschen" Schule und manchen „Gemüthsbeflissenen" ungewaschenes Zeug faseln, daß uns in der That so zu Muthe wird, wie ein Gesicht aussehen müßte, in welchem alle obige aus der Mode gekommenen Artikel zu schauen wären. — Der Ausgang des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts, welche durch die Bekanntwerdung der Antike sich von dem Schematismus des Mittelalters schon in vielfacher Beziehung emancipirt hatten, behielten doch den Styl übrig, der in den verschiedenen Geistern sich verschieden gestaltete, und so haben Michael Angelo und Raphael Sanzio ihren Styl. Der Christus auf Buonarotti's jüngstem Gericht hat keine dramatische Idee, aber stylisirt ist er vom Wirbel bis zur Fußzehe. Dieser Styl aber ging bei geringeren Geistern in Manier über. Lessing hat in seiner

berühmten Hussitenpredigt auch einen epischen, d. h. hochhistorischen Gegenstand gewählt, aber er hat das Epos mitten in die Gegenwart versetzt. Seine Gestalten sind urmenschliche Wesen, in der Form edel und graziös, im Ausdrucke voll Leidenschaft und Feuer, Blut strömt in ihren Adern, ihr Herz klopft ungestüm wie eines, sie theilen unsere Gesinnung, sie sind nicht stylisirte, sie sind potenzirte Menschen. Sie gleichen den Gestalten Shakespeare's, denn Shakespeare ist ein moderner Mann. Die Maler der Vorzeit sind Epiker, die Maler der modernen Schule sind dramatische Dichter. Michel Angelo ist Homer, Lessing ist Shakespeare. Und diese große Kunsterscheinung gehört auch zu den Consequenzen der modernen Weltansicht, die überall das rein Menschliche erblickt und liebt. Wenn die Griechen gemalt haben, so haben sie sicher wie Lessing gemalt.

(Schluß folgt.)

Hannover.

(Schluß.)

Nur Unkundige können das lieblose Urtheil fällen: Frau v. Holbein sey älter als die ihr zugetheilten Rollen, d. h. sie passe für das Fach nicht mehr, was sie ausfülle. Freilich wer es vorzieht, eine zierliche Wendung, eine graziöse Stellung des üppigen Körpers, ein sanftes, aber vielsagendes und vielversprechendes, oft in das Unpassende und Ungereimte hinübergleitendes Kopfwerfen und wie die Köder sonst alle heißen mögen, die das „Unerhörte" geschehen lassen können, ich sage, wer das Geist nennt und diese Spielerei Kunst betitelt, der alle diese Ziererei einer Fräulein von Hagn „Unsterblichkeit" schilt, der mag Recht haben, wenn er wähnt und glaubt, Fr. v. Holbein sey zu alt für diese Art Rollen.

Ich will es keineswegs in Abrede stellen, daß Fräulein v. Hagn eine Künstlerin ist, ja ich gestehe sogar zu, daß sie eine große ist — aber nicht für mich — für jeden Andern wohl. — Die Meinungen und Urtheile der Menschen sind verschieden. — Es sollte mir leid thun, wenn ich mich geirrt hätte; ich referire nach den Rollen, die ich von ihr gesehen. Eine eventuelle Berichtigung meiner Ansicht wird mir jederzeit willkommen seyn.

Möge Frau v. Holbein noch lange der Kunst erhalten werden und muthig fortschreiten auf der Bahn der Ehre und des Ruhms.

Seit einigen Tagen ist hier das Wiener Affen-Theater des Herrn Schreier den Schaulustigen geöffnet. Ueber diese Acteure und Actricen später ein Näheres.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne vorher die Bitte vom Stapel zu lassen, Handlungsreisende und sonstige, die sich „Künstler" zu nennen belieben, durch Ihren Planeten gefälligst darauf aufmerksam zu machen, daß sie zur Ausübung ihrer Kunst oder ihres Handels neben der obrigkeitlichen Erlaubniß eines Gewerbescheins bedürfen. — Das Herz möchte mir bluten, wennn ich daran denke, daß man den Professor Döbler, den großen Capellmeister Strauß und viele andere, weil sie keinen Gewerbeschein gelöst und aus purer Unkenntniß gegen das Hannoversche Steuergesetz fehlten, in Kosten und Strafen verurtheilte. Von einer vorsätzlichen Umgehung der Steuer kann hier überall nicht die Rede seyn, denn sonst würden sie nicht öffentlich auftreten.

Dem Steuerofficianten, der bei der geringen Dotirung seiner Stelle darauf hingewiesen ist, Contraventionen, gleichviel vorsätzliche oder unvorsätzliche, zu entdecken und zur Anzeige zu bringen, kann man es nicht verargen, wenn er seinem Verdienste nachgeht. Aus seiner gepreßten Brust arbeitet sich, wie ein junger Cyklop, die Bitte: „Unser tägliches Brot gib uns heute." — Was Wunder nun, wenn er die erlegte Strafe eines unschuldigen Contravenienten als die Erhörung seines Flehens ansieht, und Prise über Prise entert? — Das nennt sein Fieberwahn: „Dem Verdienste seine Kronen." (?)*)

Sollten Sie Hannover noch im Laufe dieses Jahres besuchen, dann bitte ich, sofort bei mir vorzukommen, damit ich Ihr getreuer Cicerone seyn kann. — Ich werde Ihnen eher die Schönheiten und Merkwürdigkeiten unserer Stadt bezeichnen und Ihnen manches Störende bemerklich machen können. So würde ich z. B. sagen: „Lieber Freund, wenn Sie vor einem Hauptgebäude der Altstadt vorbeikommen, dessen Auffahrten vermittelst einer massiven Gossenanlage verziert und bemerkbar gemacht sind, dann seyen Sie vorsichtig, daß Sie nicht zu Falle kommen. Es stehen da freilich vor jeder Thüre zwei Schildwachen, die werden aber wohl nicht so gefällig seyn und Ihnen Anweisung geben, wie Sie nicht auf die Nase purzeln. — Da siehe Du zu, sagt Pilatus. — Also auch Sie mein Bester müssen hier behutsam trippeln — Sie können sich allenfalls Ihres Stocks als Balancirstange bedienen — wenn Sie die vor diesem Gebäude angebrachte Gossenanlage ohne Gefahr d. h. bei Winterzeiten passiren wollen. — Ich habe Ihnen meinen wohlgemeinten Fingerzeig nicht vorenthalten, wollen Sie nicht hören, wohlan so wälzen Sie sich im Drecke. — Ach! Fallen seh' ich Zweig auf Zweig. —

Indem ich Ihnen mein Bester ein herzliches Lebewohl sage, bemerke ich noch, daß die neuen Novellen des Herrn Worosdar: „Graf Königsmark und Liebeszustände" sich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben und er uns durch diese ein bleibendes Denkmal seiner Liebe hinterlassen hat.

Heute kommt als Beitrag zur Errichtung des Denkmals für Mozart „Don Juan" zur Aufführung. Hierüber in meinem nächsten Berichte ein Mehreres.

Rammstahl.

Frankfurt a. M.

Den 20. December 1837.

Lieber Planet!

Seit meinem letzten d. h. seit meinem ersten Berichte hat sich hier so viel Interessantes ereignet, daß ich ordentlich verlegen bin, womit ich im Erzählen beginnen soll. Am meisten Sensation erregte die Entdeckung einer wohlorganisirten Gesell-

*) Das soll wohl heißen: „Dem Verdienste seine Groschen."

schaft jugendlicher Hausdiebe. Mehrere jugendliche Leute, meistens aus achtbaren Familien, und in einem Alter von 16 bis 20 Jahren, welche in angesehenen hiesigen Handlungen in der Lehre standen, ließen sich durch den Hang zu Vergnügungen, deren Kosten ihr kleines Taschengeld bei Weitem überstieg, verleiten, aus den Niederlagen und Kaufgewölben ihrer Principale verschiedene werthvolle Gegenstände als: Shawls, Seidenstoffe, Bijouterieen u. dgl. zu entfremden und mit deren Erlös einen hinreichenden Fond für ihre Sonntagsbelustigungen zu bilden. Die gestohlenen Effecten wurden bei einer Frau, die bisher die allgemeine Achtung zu usurpiren wußte, deponirt, und von ihr in andere Städte unter glaublichem Vorwande zum Verkauf geschickt. Das Empörendste bei der Sache ist, daß die Diebshehlerin ihren eigenen Sohn auf diese Weise zum Diebstahl verleitete. Durch einen werthvollen Shawl, den man in Mannheim zu einem auffallend billigen Preise zum Verkaufe ausbot, kam man auf die Spur der Verbrecher uud schon die ersten Verhöre der Eingezogenen gaben hierüber volle Gewißheit. Es bietet einen bejammernswerthen Anblick dar, diese Jünglinge, die vor wenig Tagen noch der Stolz, die Freude und Hoffnung zärtlicher Eltern waren, nun als Zuchthaus-Candidaten unter Escorte, täglich aus ihren Gefängnissen, der Zeil entlang über den Paradeplatz ins Inquisitoriat zum Verhör führen zu sehen.

Ein anderes Scandälchen, jedoch von tragikomischer Natur, ereignete sich zwischen einer hiesigen Schauspielerin Dlle. Hildebrand, und einem Recensenten Namens S. Maas, der zugleich Redacteur des in Offenbach erscheinenden Journalchens „die Glocke" ist. — Letzterer hat die besagte Schauspielerin auf eine höchst gemeine Weise mit 5 Louisdors in Anspruch genommen. — Dll. Hildebrand wies aber den zudringlichen Recensenten rund ab, und veröffentlichte den ganzen Vorfall im Conversationsblatte; dieser schrieb wieder eine Entgegnung, in der viel Witz, aber keine Rechtfertigung lag. Obgleich Vorfälle dieser Art nicht so sehr selten und stets verächtlich sind, so bot doch dieser viel Stoff zum Lachen, weil dadurch manche Herzens- und Gardinengeheimnisse ans Licht kamen. —

Die Außercoursetzung und so plötzlich erfolgte Verrufung der herzoglich Coburg-Gotha'schen und kurfürstl. Hessischen 6 und 3 Kreuzerstücke, die hier am häufigsten in Umlauf waren, hat manche arme Familie, besonders auf dem Lande empfindlich getroffen; der Verlust Einzelner beträgt wohl keine Tausende, aber dem armen Landmanne mag's doch nicht sehr lächerlich vorkommen, wenn er seine zur Entrichtung der Steuergebühren oder des Pachtschillings mühsam ersparten Münzen, und betrügen selbe nur wenige Gulden, plötzlich wie par ordre de Mufti in Spielpfennige verwandelt sieht. Das erinnert an das Motto des berühmten Taschenspielers Bosco: „Geschwindigkeit ist keine Zauberei."

Das Theater brachte seit dem Postillon von Longjumeau, der hier wegen ungenügender Besetzung nicht gefiel, nichts Neues, hingegen etwas Altes, das inhaltsschwer genug ist um hundert Neuigkeiten aufzuwiegen; ich meine damit Mozarts herrliche Oper Cosi fan tutte, die seit Kurzem mehrere Mal zur Aufführung kam und zwar unter dem Titel: Die Guerillas, wie sie Dr. Anton, der Umarbeiter des Textes, zu taufen beliebte. Die Aufführung war in allen Theilen recht gelungen und es erlangten Mad. Ernst (Flora), Dll. Quint (Nanette) und Hr. Biberhofer (Wilhelm) die ehrenvollste Auszeichnung. Ein jugendlicher Liebhaber, Hr. Schunke, vom Breslauer Theater, hat in mehreren Rollen gastirt, ohne irgend Interesse zu erwecken. — Ein großes Concert zum Besten des Mozart-Denkmals in Salzburg, wird den 5. Januar im Saale zum Weidenbusch Statt finden; Capellmeister Guhr veranstaltet und leitet dasselbe, und dadurch sind wir zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Da für unser Theater noch immer kein guter Tenorist ausfindig zu machen war, der eine vorzügliche Stimme, gute Schule, gewandtes Spiel hat, dabei vielseitig einstudirt ist, aber nicht viel kosten darf, — so sind wir immer noch ohne einen solchen, und dadurch ist unsere Oper nicht viel besser berathen als das Schauspiel, dem gegenwärtig ein erster Liebhaber fehlt. — Gleiche Länder gleiche Kappen, sagt Knieriem. Auf Wiedersehen, lieber Planet.

Ihr Demuth.

Berlin.

Den 7. December 1837.

Was soll man von einem so unfreundlichen Monat melden, wie der verflossene November, wo der Himmel fortdauernd in trüben feuchten Nebel gehüllt war, der demnächst in Regen überging, wozu sich dann noch die Cholera gesellte, die fast alle Besuche von Fremden hinderte, wo alle königlichen Prinzen und mehrere andere Personen von Bedeutung abwesend waren, einiger der Notabilitäten nicht zu gedenken, denen nur das Patent darüber in einigen Zeitschriften ausgefertigt ist, und wovon das große Publicum keine Notiz nimmt. Es geht ihnen darin wie den meisten jungen Mädchen, die sich in der Regel alle für hübsch halten und sich wohlgefällig im Spiegel beschauen, so wenig sie es auch sind; wie diese in dem Wahn stehen, daß man ihre Schönheit bewundert, bilden sich diese Notabilitäten ein, daß sich die ganze Welt für sie interessire; wäre dieß der Fall, so wäre es keine üble Speculation, wenn man, wie man in den Zeitungen den Cours der zinstragenden Staatspapiere abdrucken läßt, einen ähnlichen von dem gedruckten Papiere dieser Notabilitäten bekannt machte. Wie die erstere Nachweisung für Banquiers, Rentiers, Stockjobbers uud überhaupt für die Börse Besuchenden von Nutzen ist, so könnte die letztere Bücherantiquaren, Gewürzkrämern, Maculaturhändlern u. dgl. nützlich werden.

Es zeigte sich daher eine auffallende Apathie gegen Alles, was sonst noch wohl die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen pflegte; selbst gegen das neue Etablissement der Gebrüder Hennings vor dem Oranienburger Thore, trotz der Beschreibung davon in poetischer Prosa, welche in den Zeitungen zu lesen war, wo man für 5 Silbergroschen sich auf einige Stunden nach Italien versetzen konnte, ohne Gefahr von Flöhen heimgesucht zu werden, und selbst die künstlich abgerichteten Flöhe des Herrn Bertolotto, welche er früher schon in Leipzig producirt hat, machten keine solche Sensation, wie sie es unter anderen Verhältnissen und heiterer Stimmung ge-

macht haben würden. Man sprach davon hin und wieder die ersten Tage als etwas Neuem, aber es war keine Ahnung von Hochenthusiasten und es erhob sich kein Federkrieg über ihre Leistungen, wie wohl über einen Schauspieler oder eine Schauspielerin, die hier Gastrollen geben. Die Schuld lag auch wohl mit an Herrn Bertolotto; hätte er auf seinen Anschlagezetteln den Flöhen, welche ihre Kunststücke machten, Namen gegeben, um solche dadurch von einander unterscheiden zu können, so hätte dieß vielleicht bewirkt, daß sich dann ein Streit über die Leistungen dieser Flöhe in den Zeitungen und Zeitschriften entsponnen hätte, weil man das Individuum, das man entweder bis zu den Sternen erheben oder in den Schmutz erniedrigen wollte, nun bestimmt hätte bezeichnen können. Herrn Bertolotto hat wahrscheinlich die Ungewißheit des Geschlechts seiner Flöhe abgehalten, ihnen Namen zu geben, sollte dieß der Fall gewesen seyn, so ist es ein unnützer Scrupel, denn bei solchen Anschlagezetteln und Ankündigungen nimmt man es mit der Wahrheit nicht sehr genau; es ist auch eine ganz überflüssige Gewissenhaftigkeit; Jeder weiß ja, was er von solchen Annoncen zu halten hat.

Nur ein Ereigniß machte eine allgemeine Sensation, die nothgedrungene Maßregel, welche des Königs Majestät gegen den Erzbischof von Cöln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering zu ergreifen für nöthig gehalten hatte. Ehe noch darüber hier etwas in der Staatszeitung officiell bekannt gemacht wurde, war davon schon in den vornehmsten Cirkeln und in den höhern Volksclassen die Rede. In einem Punct, der strafbaren Anmaßung des Erzbischofs, kamen Alle überein; nur die unteren Volksclassen, wozu jedoch auch schon der gebildete Bürgerstand, im Gegensatz der hohen Aristokratie zu zählen ist, wenn sie auch der Milde des verehrten Monarchen alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, äußerten den Wunsch, daß man die Sache einem competenten Gerichtshofe zur Entscheidung übergeben möchte. In wiefern dieser Wunsch zu billigen oder zu mißbilligen ist, darüber läßt sich kein Urtheil fällen, denn dazu gehört eine genaue Kenntniß des mit dem Papste abgeschlossenen Concordats; etwas wovon wir früher im preußischen Staate nichts wußten, da er, der Mehrzahl nach, nur evangelische Christen zählte und in solchem Staate der Regent auch als summus episcopus angesehen und geehrt wird. Kein Staat hat schon in früheren Zeiten die jetzt wieder aufs Neue proclamirte feierliche Duldung aller christlichen Religionsparteien gewissenhafter geübt, als der preußische, weßhalb auch aus solchem keine Auswanderungen — wie noch kürzlich aus dem Zillerthale — stattgefunden, und deßhalb sollte man gegen solche Widerspenstigkeiten, die sich der Erzbischof von Cöln zu Schulden kommen lassen, wegen des unzuberechnenden Unheils, das daraus entspringen kann, nicht aus großer Milde und preiswürdiger Herzensgüte zu nachsichtig verfahren.

Auswärtige Zeitungen, die oft mehr wissen, als was auf Wahrheit beruht, haben schon angedeutet, daß dieß Ereigniß die Folge haben werde, daß der diesseitige Gesandte in Rom, Geheime Legationsrath Bunsen dahin nicht wieder zurückkehren werde; er ist aber bereits wieder nach Rom abgereiset.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Danzig.

Muckerania.*)

Erlauben Sie, werther Here Redacteur, Ihnen eine Thatsache anzuführen, die einen Beweis zur vielbesprochenen Muckerei liefern dürfte, und den traurigen Beweis darthut, daß dieses Otterngezücht noch immer hier am Orte sein Wesen treibt.

Eine mir wohlbekannte Frau erwählte nach dem vor Kurzem erfolgten Tode ihres Mannes einen gewissen Herrn zu ihrem Assistenten. Von diesem wurde sie in voriger Woche zu einem Thee und Abendbrot eingeladen, welchem sie zusagte. Beim Eintritt in die Wohnung des Gastgebers wird die Witwe in das Schlafzimmer desselben genöthigt, wo schon eine Gesellschaft von 15 Personen, beiderlei Geschlechts, Jung und Alt, versammelt war, die sie auf eine sehr gemessene, schwärmerische Weise empfing. Von der Wirthin in das gegenüber liegende Gesellschaftszimmer geführt, nimmt die Gesellschaft an einem ovalen Tische, der mit Tassen servirt war, Platz. Hierauf nimmt der Gastgeber ein Gesangbuch zur Hand, recitirt die einzelnen Strophen aus einem Liede und die fromme Gesellschaft stimmt in die Melodie ein.

Die Thüre öffnet sich, mit pathetischem Schritte tritt ein Diener der Kirche in das Zimmer, der nun der Versammlung Himmel und Hölle mit solcher Kraft entgegenwirft, daß, wer nicht bis zu Thränen gerührt wurde, wenigstens den Redner mit verdrehten Augen anstierte. Nach dieser geistigen Erbauung wurde Thee getrunken und eine Menge Geschichten aufgetischt, die alle den Stempel des Pietismus an sich trugen. Später wurde Abendbrot gegessen, wobei resp. eine halbe Flasche Wein unter der ganzen Gesellschaft vertheilt wurde, gleich als ob sie das h. Abendmahl genössen, und zum Schlusse stimmte der Redner mit einer Mundharmonika die Melodie: „Nun ruhen alle Wälder" an, welches Lied von den muckernden Gästen abgemuckert wurde.

Hier, werther Herr Redacteur, haben Sie nun die Beschreibung dieses Muckerclubbs, buchstäblich ist sie wahr; nur so viel kann ich Ihnen als tapfrer Kämpfer gegen diese Mystiker versichern, daß die vorhin erwähnte Witwe sich nicht veranlaßt findet, ihren Herrn Assistenten wieder zu besuchen. Wißt, Ihr Mucker, es trifft nicht immer Eure Angel!

....k.

*) Die im Manuscripte befindlichen Andeutungen der Namen und Standesverhältnisse mußten natürlich fortbleiben. D. Red.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 13. Montag, den 22. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Liebesreime.

Von Ed. Ferrand.

Blüthenknospen, die der Zephyr spielend von den Zweigen streift,
Ehe noch der Sonne Strahlen sie zur schönen Frucht gereift,
Gleichen diese kleinen Lieder. — Nimm sie, Holde, freundlich an,
Bis ich statt des Blüthenkranzes reife Früchte bieten kann.

Du Geliebte bist die Muse, die mir gab des Liedes Macht,
Wieder hab' ich jetzt gedichtet, denn ich habe Dein gedacht.

Der Stern der Liebe.

Auf zu Dir, Geliebte blick' ich, wie zu jenem goldnen Sterne,
Welcher dort am Himmel wandelt, ewig leuchtend — ewig ferne!

In des Baumes Rinde grub ich liebend Deinen Namen ein,
Doch es wird in wenig Jahren jeder Zug verwachsen seyn,
Deinen Namen hat gezeichnet in mein Herz der Liebe Hand,
Seine Flammenzüge schwinden dann erst, wenn mein Leben schwand.

Meinen Blicken barg der Schleier neidisch Deiner Reize Fülle,
Ach! ich sah den lichten Himmel in der Wolken dichter Hülle!

Schwere Krankheit wühlt im Herzen, ahnest Du des Uebels Grund?
Mädchen, wenn auch Du erkranktest, wären beide wir gesund.

Fürchte nicht den Pfeil des Gottes! — Mag er treffen Deine Brust,
Denn der Wunde heiße Schmerzen wandeln sich in Himmelslust.
In der süßen Qual der Liebe blüht des Lebens höchstes Heil,
Denn des Paradieses Schlüssel ist, Geliebte, Amors Pfeil.

Düsterem Sinnen hingegeben, sah ich, Heißgeliebte, Dich,
Und des Frühlings Blüthentreiben regt im kalten Herzen sich.
Doch mit Deinen holden Augen blicktest Du mich feindlich an,
Und um meines Herzens Blüthen, meinen Frühling war's gethan.

Mag im wilden Sturm der Zeiten Alles wanken und vergehn
Meine Liebe wird Dir bleiben, meine Liebe wird bestehn,
Bis ich einst ein schönes Mädchen, schöner noch als Du gesehn:
Meine Liebe wird Dir bleiben! Meine Liebe wird bestehn! —

Stefano, der Albanier.

(Fortsetzung.)

Der Pascha empfing mich mit offenen Armen, sagte mir, ich sey zum Kriegsmanne gemacht, und verwirklichte seine Erklärung auf der Stelle, indem er mich (zu meinem unendlichen Ingrimm) zu einem seiner — Palikaren *) bestellte. Gute Nacht, du freies Bergbewohnerleben! du beutereiches Klephtenleben! Ich sollte fortan ein Dolch- und Stutzbüchse führender Sclave seyn?! Sollte der Bergfalke so sich einsperren lassen?! Mein erster schneller Blick auf die französische Kurzflinte, die er mir in die Hand legte, brachte mich auf den Gedanken, was wohl erfolgen würde, wenn ich ihren Inhalt in dem Augenblick dem Tyrannen, der sich als ein so erfahrener Werbeofficier gezeigt hatte, durch den Kopf jagte.... Wo aber war Zenobia? Unter den Gefangenen war sie nicht zu finden. Ob sie auf dem Wege nach dem Thale entflohen, ob sie in dem Getümmel fortgeführt worden sey, konnte ich nirgends erfragen; und mußte mich mit Erlernung des Palikarenexercitiums trösten lassen, sechs Stunden des Tags im Vorgemach zu Tepeleni stehend und nachdenkend über die Hofschwierigkeit, seinen Kopf da zu erhalten, wo einem der Kopf sitzen soll.

Um diese Zeit glimmte die Welt überall mit Brennstoff. Katharina von Rußland, ein gewaltiger und ein gewaltigbrennbarer Stoff, hatte die Russen zu flammender Ehrsucht angefeuert und die Türkei sollte das Brandopfer seyn. Ich

*) (Gemeine) Soldaten.

stand eines Abends auf der Terrasse zu Tepeleni und schaute mit dem Gebieterblick eines Capitano auf das Gedränge von Soldaten, Tataren, Mohren und Montenegrinern nieder, die im Palasthofe herumliefen, haderten und schlemmten; und dachte mir eben den Einfall aus, was ich für ein prächtiges Corps von Räubern oder — um sie mit ihrem ruhmklingendern Namen zu nennen — Regiment von Armatolen aus den fünf- bis sechshundert langen Gesellen da unten auf die Beine bringen wollte, als mich ein Bote zum ungesäumten Erscheinen vor dem Pascha beschied. Bei solchen Gelegenheiten denkt Jeder unwillkürlich an die Kürze des menschlichen Lebens, und der Held in mir verkehrte sich zum Berechner der Augenblicke, die zwischen der Botschaft und dem Ende aller meiner Großthaten liegen dürften. Doch hatte ich den Bergsohn noch nicht ganz in meinem dreijährigen Aufenthalt in einem Rosenölduftkreis und dem Anblick von meines Gebieters goldbelegter Pfeife vergessen. Der Türke neigt ergebungsvoll das Haupt, wenn der Sultan ihm stillzuhalten und es sich wegnehmen zu lassen befiehlt. Der Albanier aber denkt da ganz anders, und mein Entschluß war schnell gefaßt, wenn ich sterben müsse, nur mit meinem Dolch in Ali's Kehle zu sterben! Dieser Act der Gerechtigkeit war indessen nicht nöthig. Ich fand den Pascha allein: er hatte einige Schreiben vor sich und ergötzte sich Aug' und Ohr an dem Anblick und Schlag einer prächtigen Brillantenbesetzten Repetiruhr.

„Stefano," sagte er mit jenem zutraulichen Wesen, das diesem merkwürdigen Manne so eigen zu Gebot stand und eine der Hauptkünste seines Steigens durch und über die Menschen war — „Du bist ein wackerer Bursche und hast mehr Gehirn, als neun Zehntheile dieser zehrenden und schluckenden Diebe um mich. Du mußt nach St. Petersburg gehen. Du sprichst Griechisch: das ist genug. Du kannst ein Geheimniß bei dir behalten: das ist noch besser. Und du kannst dich durchschlagen, wenn irgend ein Versuch auf deine Depeschen gemacht wird: das ist das Allerbeste. Du mußt noch heute Nacht fort."

Ich erklärte mich als den demüthigsten aller Knechte des großherzigsten aller Pascha's, wartete nur das Untergehen des Mondes ab, und machte mich dann, in stockfinsterer Nacht, und auf einem der schnellfüßigsten Berberrosse des Pascha's, eiligst und schleunigst auf den Weg, über die Berge und Ebenen von Epirus.

Als ich die Hauptstadt aller Reußen erreichte, ging meine erste Erkundigung nach Einem aus dem beschnittenen Volke, dem Juden Ben Isaschar. Ich fand ihn in einer der elendesten Vorstädte in einer Stube, die einem smyrniotischen Hunde zu schlecht gewesen seyn würde, und eben eifrig im Geschäft, einen halbbesoffenen Baschkiren um den Werth eines Fuchsschwanzes zu prellen. Es glückte ihm; und als der Handel geschlossen und der Wilde fortgeschickt war, sich für seinen Erlös in neuem Branntwein in der nächsten Straße den Tod zu holen, führte mich der Hebräer aus der Hundehütte durch einen gewundenen Gang in sein — Rathszimmer, wie er es nannte.

Welch ein Abstand! Alles war hier Gold und Seide. Die Sopha's, die Wände, die Tische, waren sämmtlich die kostbarsten Erzeugnisse der Ueppigkeit. Ein Dutzend dienender Geister, deren Züge sie als Stammgenossen ihres luchsäugigen Herrn bezeichneten, wartete uns bei Tische auf, wo wir wie die Fürsten schmauf'ten. Doch der Abend rückte vor. „Nun, Freund Stefano," sagte der Alte, „zu unserem Geschäft. Was führte dich unter das Dach des armen geplünderten Isaschar?"

„Kein Handel mit Fuchsschwänzen," sagte ich lachend. „Du bist mir zu gewitzigt in dergleichen. Was hast du aber in dem Brief gefunden, den ich mit mir brachte?" Der Jude wollte eben antworten, als ein Diener mit einer eigenen vielsagenden Miene uns von unserm Abendmahl in die anstoßende Stube abrief. Der Jude nahm seinen Talar zusammen, legte seinen verschrumpften Finger zum Zeichen, daß in Allem, was da nun kommen werde, ja das größte Geheimthun zu beobachten sey, auf die welken Lippen und schritt mir nun voran.

Bei meinem Eintritt in das Gemach erblickte ich einen Mann von zarten, fast weibischen Körperformen, aber mit einem ungemein ausdrucksvollen Gesichte, der auf einem Sopha halb saß, halb lag. Seine Haltung, Kleidung und Art des Benehmens waren ebenfalls ein Gemisch — und ein merkwürdiges Gemisch ebenfalls. Zuweilen wußte ich nicht, ob ich aus seinem Gesichte den Mann von den höchsten Geistesfähigkeiten oder einer blödsinnigen Dummheit herauslesen sollte. Unter einem Ueberrock, den er von Einem von Isaschar's Trödelbrüdern geborgt zu haben schien, trug er eine reichgestickte Uniform mit einem großen juwelenblitzenden Stern. Sein Benehmen war ungemein höflich und weltmännisch fein, und sprang dann plötzlich in die unbändigste Heftigkeit und Rauhheit um. Es konnte nur einen solchen Mann geben, und noch ehe ich seinen Namen hörte, hatte ich mir ihn schon selbst genannt — Potemkin!

Unsere Unterredung, bei der ich freilich wenig mehr als den Zuhörer machte, währte lange. Dieser berühmte Mann hatte nun die Stufe von Macht erreicht, auf der er entweder bis zur höchsten fortsteigen oder herabstürzen mußte. Er war der erste Minister, der oberste Befehlshaber des mächtigsten der neuern Reiche, der Herr grenzenloser Schätze, das Orakel von Tausend und abermal Tausenden, — doch stand er am Rande des Verderbens. Des Unterthanen-Lebens müde, hatte er bei sich beschlossen, nach einem Herrscherstab zu greifen, und sein Ehrgeiz stand nun fest nach des Großherrn Scepter gerichtet. Dieses Ziel im Auge — hatte er zum türkischen Kriege getrieben, der zwar in immerwährenden Niederlagen der Wessire ausging, immer aber noch nicht die mächtige Schranke zwischen Rußland und dem Herrschersitze des Halbmonds niedergebrochen hatte. Ein neuer Verbündeter war nöthig, und in dem Pascha von Janina hatte er die zu dem Bündniß tauglichste Kühnheit, Verrathlust und Ehrsucht gefunden. Der Zweck meiner Sendung war nun, diesem prächtig verschwenderischen, schmutzig geizigen, scharfsichtigen, halb verwirrten Unter-

than-Herrscher die Versicherung zu geben, daß Ali's zwanzigtausend Albanier bereit stünden, auf sein erstes Zeichen zu marschiren und von Griechenland Besitz zu nehmen. Zum Lohn sollte Ali die Krone von Epirus erhalten.'

Das Abendessen fing während der Conferenz von vorne an; der Fürst überhäufte mich wechselsweise mit Verachtung und Höflichkeit, und gab mir zuletzt den Schlüssel zu einer seiner Logen in dem Privattheater der Czarina, für den heutigen Abend: ergoß sich dann in eine branntweinbegeisterte Pomprede, in der er jedweden Türken zu vertilgen schwor, und rollte endlich, mit dem Becher in der Hand auf den Fußboden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ball in der Walpurgisnacht.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick stürmte ein junger Freund Curts, der Studiosus Wild, zur Thür herein, welcher ein schöner, hochgebauter Jüngling und auch so lebenslustig wie Curt, nur aber nicht ganz so gelehrt war.

„Nun Du triste Schlafmütze! Du Erzphilister!" rief er, „stehst ja noch da, als wenn Du eben erst aus dem Bett aufgestanden wärest, ich denke, Du bist längst mit Deiner himmlischen Poussade auf den Ball; heute Abend stelle ich auf demselben den Samiel vor; willst Du Dich nicht in eine Hexe verkleiden? Weiß Gott! Du müßtest ein feines Herchen abgeben."

„In eine Hexe verkleide ich mich nicht," versetzte Curt, „Du bringst mich aber da auf einen Gedanken, den ich in Ausführung bringen will. Alle Donnerwetter! das wird ein Witz! Ich ziehe mich als Dame an."

„Und ich, beim Teufel! mache Dir die Cour, wenn ich meine Rolle ausgespielt habe," setzte Wild lachend hinzu. „Mein schönes Fräulein! darf ich Sie um einen Contre bitten?" sagte er dann noch, als wenn Curt schon eine Dame wäre.

So wollte es denn das Schicksal, daß Curt ebenfalls metamorphosirt (in eine junge Dame) bei dem Ball erschien. Sein Bedienter mußte in aller Eile die kostbarsten Damenkleider besorgen; der Bart wurde, so gut es ging mit Kreide übertüncht, und so fuhr denn Curt mit seinem Freunde Wild unter Lachen und Scherzen zu dem verhängnißvollen Walpurgisball ab.

Im Hause des Herrn Banquier Golden war Leben und Freude; die Zimmer und Säle darin waren prachtvoll erleuchtet und decorirt und aus den Küchen duftete es gewürzhaft. Aechzende Portchaisenträger brachten alte Onkels, Basen und andre Gäste geschleppt, und Kutschen rasselten heran und fuhren wieder ab. Bediente rannten umher und präsentirten auf ihren Tellern allerlei feine Sachen; der Herr Banquier machte die Honneurs und Madame nahm huldvoll lächelnd Gratulationen an. So eben wurde von Letzterem den versammelten Gästen ein junger Herr Baron von Schnellwitz vorgestellt, der (wie sie sagten) als ein hoher Durchreisender und früherer Bekannter ihres Hauses so gütig sey, das Fest mit seiner Gegenwart zu verherrlichen. So manche Lorgnette richtete sich auf den jungen Herrn, und man hörte im Kreise umher die abgebrochenen Bemerkungen: „Ein feiner Elegant. — Noch sehr jung. — Sein Vater soll sehr reich seyn. — Dem Herrn Curt Wacker ungemein ähnlich." — Der Ball wurde bald eröffnet und dem jungen Herrn Baron wurde als Fremden die Ehre überlassen, mit der Tochter des Hauses die Polonaise vorzutanzen oder vielmehr vorzuspazieren. Unter den wandelnden Paaren sah man auch Herrn Curt höchst graziös und zimperlich an der Seite des Studiosen Wild einherstolziren. Nachher, als die andern Tänze vor sich gingen, hörte sich Curt immer: „Fräulein Fanny!" oder „Fräulein Vollreich!" oder auch, „liebe Fanny!" angeredet. Der Herr Amtsactuarius Polter kam gravitätisch angewatschelt und bat das vermeintliche Fräulein Fanny um einen Walzer; gleich darauf kam sporenstreichs der Herr Lieutenant von Schimmelreit gerannt und bedauerte auf seine Ehre ganz unendlich, daß Fräulein Fanny schon engagirt sey. Curt war seiner Braut wirklich zum Täuschen ähnlich; sogar eine Haartour, die den Haaren Fannys ganz glich, war in der Schnelligkeit aufgegattert worden: nur mit seinem Bärtchen hatte er viel Noth gehabt, um es völlig zu überschminken. Er amüsirte sich göttlich in seiner Rolle; den Mädchen, von denen er wußte, daß sie Fannys Freundinnen waren, fiel er um den Hals und küßte sie herzlich. Gegen den Herrn Lieutenant that er überaus spröde, aber gegen den Herrn Amtsactuarius war er sehr gütig, denn diesen konnte er unter seinen Rivals am allerwenigsten leiden, und er beschloß, demselben heute Abend einen Streich zu spielen, zu welchem Behuf Curt den Sohn des Banquiers Golden, seinen Freund, mit seiner Verkleidung und mit seinem Geheimniß bekannt machte. Uebrigens nahm sich Curt rasend zusammen, daß er sich nicht etwa verrieth. Einigen der anwesenden Gäste fiel es aber doch auf, daß Fräulein Fanny heut erschrecklich coquettire und sich sehr frei benehme, und ein Professor Ordinarius, welcher nicht mit tanzte, wunderte sich im Stillen über alle Maßen, daß die schöne Fanny so unmenschlich viel Punsch, Wein u. dgl. trinke.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Küchenchronik für Gutschmecker.

In dem „Sommario storiche" von Onofri (Venedig 1700) werden folgende Notizen über die Einführung mancher Speisen in Italien gegeben, die wir jedoch unseren Lesern nicht verbürgen können.

Phormio Afrikanus war der Erste, welcher die Enten und Rebhühner auf die Tafel brachte und sie mit Salben und Rosmarin zuzurichten lehrte. — Sabinus Galba war der Erfinder der Fleischpasteten. — Der Grieche

Gauros bediente die Könige seiner Zeit mit Wachtelpasteten. — Meleager führte die Häringe und Quirin von Capua den Lachs als Speisen ein. — Ein Cypriote brachte zuerst Schildkröten auf die Tafel. — Der Perser Agramont lehrte die Fasanen braten. — Nello Brencio kochte die ersten Krebse und Batinio die ersten Karpfen. — Avione Montetti machte die ersten Fleischklöße und erfand die Art, die Leber auf verschiedene Art zuzubereiten; auch war er der Erste, welcher die Tauben in einer Sauce anrichtete und noch manche andere Ragouts ersann. — Melancio Soriano lehrte die Art, wie man die Kapaunen bratet. — Die ersten Lerchen wurden von Narbona zubereitet. — Firminio Aleffandrino erfand die Kunst, Hühner zu kochen. — Ein Bewohner von Cortona, dessen Namen verloren gegangen, setzte die ersten Schnecken auf die Tafel. — Morello Creſta kochte zuerst die Drosseln und Wachteln. — Ortenſio Romano bereitete zuerst Pfauen. — Artico da Voghera war der Erfinder der Polenta. — Menippo Seva bereitete zuerst das Stufeto von Hammel-, Rind- und Kalbfleisch. — Der Phrygier Quirin erfand die Torte.

Lesefrucht.

In Paris klagt man neuerlich sehr über das Unwesen, welches von Wahrsagerinnen getrieben wird. Sie haben ihre Schlupfwinkel allenthalben, von welchen aus sie, wie Habichte auf ihre Beute, sich auf Dienstboten und dgl. Unerfahrene und Leichtgläubige stürzen, denen sie aus Karten oder aus Kaffeesatz das Glück der Zukunft verkündigen, lediglich um ihnen Geld abzulocken. Je reicher die Spende, desto mehr Glück! Unlängst prophezeite eine solche weise Frau einer Köchin, daß sie zu außerordentlichem Ansehen gelangen würde und daß ihr Glück von einer silbernen Schüssel ausgehen werde. Die Verblendete stahl hierauf ein solches Geschirr und büßt nun in einem Strafhause ihr Verbrechen. Dieß eine Beispiel statt tausenden. — Doch wird dieser Unfug immer noch mit beispielloser Frechheit in der Hauptstadt Frankreichs getrieben.

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Nach der Theilung der fränkischen Monarchie kam Sachsen an die Könige von Deutschland, die es durch Statthalter oder Herzöge regieren ließen, von welchen der Erste, den man kennt, und der ums Jahr 850 regierte, den Namen Ludolph führte. Auf ihn folgte Otto (illustris) der Erlauchte, sein Sohn; dieser bekam von dem deutschen Könige, Ludwig dem Kinde, auch das Herzogthum Thüringen, das in den ältesten Zeiten die Hermundurer zu Einwohnern gehabt, und war zu seiner Zeit der ansehnlichste Fürst von Deutschland, ihm wurde auch die königliche Würde dieses Reichs angeboten, die er aber ausschlug.

Heinrich, der Sohn Otto's, bekam mit dem deutschen Könige Conrad wegen Thüringen Händel, behauptete es aber mit Gewalt und war der erste Herzog von Sachsen, der beinahe unabhängig von dem Könige der Deutschen regierte. Conrad empfahl ihn selbst großmüthig wegen seiner ungemeinen Gaben zu seinem Nachfolger, und als König heißt er Heinrich der erste, auch der Finkler oder Vogelsteller, letzteren Namen soll er bekommen haben, weil die Gesandten, als sie ihm die Ernennung zum Könige überbrachten, ihn bei einem Vogelherde nahe bei Braunschweig angetroffen haben sollen. Dieser Heinrich erwarb sich so wie um Deutschland überhaupt, zugleich auch große Verdienste um Sachsen und Thüringen. Beide Länder wurden nämlich durch die häufigen Einfälle der Hunnen und Avaren hart mitgenommen und zum Theil verwüstet; er brachte aber diesen barbarischen Völkern bei Keuschberg (ein Pfarrkirchdorf zwischen Lützen und Merseburg) im Jahre 933, eine entscheidende Niederlage bei.*) Auf seinen Befehl wurden die Städte befestigt und neue erbauet, worunter Quedlinburg, Goslar und Nordhausen gehören. Noch früher bändigte er die Sorben, welche zwischen der Elbe und Saale wohnten. Hier legten sie viele Städte an, unter andern Leipzig (zuerst Lipzk, Lipsk, Lipzi, Lipz, Libnitz) Zeiz, Chemniz, Zwickau, auch Dresden. Auch streiften sie häufig in Thüringen und Sachsen schon seit Carl des Großen Zeiten; Heinrich griff sie daher in ihrem Lande an und bezwang sie glücklich. Um sie in Gehorsam zu halten und die neu erbaueten Oerter gegen die benachbarten Slaven zu sichern, legte er an der Elbe gegen das Jahr 930, die Stadt Meißen an, die den Namen von dem kleinen Fluße (Meise), an welchem sie erbauet wurde, erhielt, setzte sie in Vertheidigungsstand und übergab sie einem Befehlshaber unter dem Namen eines Markgrafen, der diese Grenzen des sächsisch-deutschen Reichs beschützen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Also ist die Ebene zwischen Leipzig, Merseburg und Weissenfels schon seit beinahe neunhundert Jahren in den Jahrbüchern der Geschichte berühmt; nicht genug was Heinrich hier that, zu Breitenfeld eine Stunde von Leipzig, schlug der große Schwedenkönig Gustav Adolph am 7. Sept. 1631 (die Zeit des dreißigjährigen Kriegs) die Kaiserlichen unter Tilly. Eben daselbst wurde der kaiserliche General Fürst Piccolomini 1642 den 2. Nov. von dem schwedischen General Torstenson geschlagen. Beide Treffen werden die erste und zweite Schlacht bei Leipzig genannt. Zu Lützen erkaufte im Jahre 1632 den 6. Nov. Gustav Adolph den Sieg um den Preis seines Lebens. Ein prächtiges, nun aufgerichtetes Denkmal, das den alten Schwedenstein in sich aufgenommen, bezeichnet den Ort, wo der König seinen Tod fand. Altranstädt, zwischen Leipzig und Lützen, war im Jahr 1706 (die Zeit des nordischen Krieges) das Hauptquartier Carls XII. Königs von Schweden, als er den König von Polen, August, nachdem er ihn entthront, in sein Kurfürstenthum verfolgte; daselbst wurde auch bald darauf und noch in dem nun gedachten Jahre der Altranstädter Friede geschlossen. Am 2. Mai 1813 geschahe abermals eine große Schlacht bei Lützen, zwischen den französischen und damit verbundenen Armeen auf der einen und den russischen und preußischen auf der anderen Seite, sie ward von ersteren gewonnen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. F. H. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 14. Dienstag, den 23. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Liebesreime.

Von Ed. Ferrand.

Einst in schöner Stunde schenktest Du mir ein Vergißmeinnicht,
Und das höchste Glück verheißend, traf mich Deines Auges Licht.
Immer denkt mein Herz an jene schöne Stunde nun zurück —
Ob auch längst verwelkt das Blümchen, nie verglüht mir jener Blick! —

Thränen.

Oft mit heißen Thränen denk' ich an die schöne Zeit zurück,
Als mir Deine Liebe wurde. — Ach ein unverdientes Glück!
Oft mit heißen Thränen denk' ich dann an jene Zeit zurück,
Als Du in die Ferne schiedest und mit Dir mein ganzes Glück.

In der bangen Scheidestunde sprach ich: „Dich vergess' ich nicht,
Bis mein Herz, das qualzerriss'ne in dem Schmerz der Trennung bricht!"
Weinend hast mit heil'gen Eiden Du dasselbe mir versprochen,
Und nach wenig kurzen Monden Treue schon und Schwur gebrochen.
Treulich hab' ich ihn gehalten: „Dich vergess' ich ewig nicht,
Bis im herben Schmerz der Trennung mir das Herz bricht — nun, es bricht!

Einen wüsten Garten weiß ich: mein zerriss'nes armes Herz!
Wo nur giftig Unkraut wuchert: der verrath'nen Liebe Schmerz!
Und wie oft ich's ausgerissen, immer, immer keimt es wieder,
Treibt empor in Blatt und Blüthe — und die Blüthen nenn' ich Lieder.

Stefano, der Albanier.

(Fortsetzung.)

Die erste Kunst des Diplomaten ist — über nichts zu erstaunen, Alles zu thun, was man ihn heißt, und so viel zu sehen, als er kann. Selbst das Theater der Ezarina konnte als eine Stufe in meinem neuen Berufe dienlich seyn. Bis an das Thor von Isaschar geleitet — der, wie ich fest glaube, spornstreichs heim eilte, um dem „gefallenen Potentaten" einige Stücke von seiner Juwelenverschwendung abzumausen — ging ich in die Oper.

Der Anblick hätte einen Sultan blenden mögen — um wie viel mehr einen armen rauhen Gebirgssohn wie mich? Ein Schwarm von mit Orden bedeckten Generalen, Edelleuten und Gesandten machte die Logen zu einem Demantgefunkel, und im Mittelpuncte strahlte, werth das Centralgestirn dieser Constellation alles dessen zu seyn, was Europa und Asien von Rang und Prachtglanz aufzuweisen hatten, die Kaiserin selbst. Sie war, obwohl über die Jugendblüthe hinaus, noch immer hübsch, und wenn je ein Weib geboren ward, ein Diadem zu tragen, so malte sich die Diademträgerin in ihrer hohen Stirn, ihrem kühnen Auge und dem kaiserlichen Anstande, der ihre kleinste Bewegung bezeichnete. Kaum vermochte die Bühne mein Auge abzuziehen von der herrlichen Gebieterin über die Geschicke von vierzig Millionen Menschen. Endlich aber nahm mich doch die Darstellung mehr und mehr in Anspruch. Der Stoff der Oper war irgend eine Moslemsgeschichte, in der ein gefangener Italiener die Liebe einer Khalifentochter gewann. Wie durch einen Zauberstab breitete sich Syrien's Ambrahimmel vor mir aus: ich sah die reichen Olivenhaine, die üppigen Weingärten an den Höhen des Libanon, sah die syrischen Hirten ihre Heerden heimtreibend, die langen Karavanenzüge, wie sie verschlagenen Flotten gleich über die Wüste sich hinbewegten. Alles war vollkommen, Alles natürlich. Endlich dehnte sich der Palast des Khalifen in der Glanzherrlichkeit eines Morgentraums vor mir aus, und Alles begleitete, bereicherte, belebte die köstlichste Musik.

Wie entzückend aber auch die Scene war, so sollte doch offenbar etwas Entzückenderes noch kommen. Aller Augen wandten sich nach einem auf die Bühne herausragenden

Balcon. Ein plötzlich losbrechender Töneschwall verkündete endlich die Erscheinung des reizendsten Wunders dieser Nacht. Konnte ich meinen Sinnen trauen! — Angethan mit den reichsten Gewändern des Orients, bewegte sich langsam, unter rauschenden Beifallsbezeugungen, auf den Altan heraus — Zenobia! Wir Gebirgssöhne gelten nicht eben für besonders gefühlvoll, und doch fühlte ich das Gehirn mir schwindeln, den Athem mir ausgehen, einen Nebel mir vor den Augen schwimmen. Eine Zeitlang wollte ich dem, was ich sah, nicht glauben und meinte, die Hand eines Zauberers oder die Wirkungskraft jener mächtigen Feuerbecher, die ich mit dem Fürsten geleert hatte, habe meine Geistesfähigkeiten in irgend einem seltsamen Blendwerk befangen. Doch der Auftritt spann sich fort — ich hörte die allbezaubernde Stimme, sah den federleichten schwebenden Tritt — die ganze Wirklichkeit stürmte auf mich ein; ich sah die flüchtige, die gefangene, die lebende, liebende Zenobia in dem Glanze der kaiserlichen Oper! Als ich wieder zur Besinnnng kam, nahm auch ich, und gewiß als der Begeistertste, Antheil an dem allgemeinen Entzücken über die außerordentlichen Talente, die das reizende Wesen aus den schroffen Bergen Chimari's mitzubringen und zu entfalten gewußt hatte. Verändert, wie mich die Flucht der Jahre seit meiner Knabenzeit gemacht haben mußte, — hatte auch sie mich sogleich entdeckt — diese Entdeckung trug aber nur zur erhöhten Wirkung ihres Spiels und Gesangs bei. Anstatt des unbestimmten und allgemeinen Fühlens ihrer Rolle, hatte sie nun einen — den Gegenstand gefunden, und jeder Ton, jeder Blick, jede Gebehrde hatte jetzt die Kraft wirklicher Leidenschaft. Alle ihre früheren Erfolge waren nichtsbedeutend gegen den Triumph dieses Abends. Die Czarin ließ sich herab mit höchsteigenen Händen den Tact zu ihrer Cavatine zu schlagen, und der ganze Höflingsschwarm erfüllte, durch ein so erhabenes Beispiel bestärkt und befeuert, den prächtigen Tonsaal nun mit verdoppelt entzückten Beifallsbezeigungen.

Am nächsten Abend weckte mich Isaschars Eintritt aus süßem Nachgeträume der gestrigen Oper und ihrer Zaubersängerin. Die Diplomatie war mir jetzt ein Abscheu, und Isaschar ihre verabscheuteste Gestaltung. Er deutete sich leicht die Gebehrde, mit der ich ihn, auf dem Sofa liegend, ärgerlich zurückwies. Die Abweisung war indessen von kurzer Dauer. Er verstand vollkommen, daß jedes Ding seine Zeit haben will, und daß ich diesen Abend eher für Alles sonst, als für die Fabricirung von Diademen tauglich und aufgelegt sey. „Ich komme," sagte er, „auf Befehl der Signora Zenobia!" Das Wort machte mich im Nu hell wach. „Die illustrissima Signora Zenobia Crisanthi" wiederholte er, „wünscht Sie heute Nacht in den Zwischenacten der Oper zu sprechen." Begierig wollte ich noch mehr wissen, doch der Jude konnte oder wollte nichts weiter von sich geben. Das Gesetz der Diplomatik prägt einem Mann die zarteste Gewissenhaftigkeit bei allen den Puncten ein, wo seine persönliche Sicherheit ins Spiel kommt. Isaschar sah Sibirien im Geiste vor sich, und die Knute als die Deuterin dieses „Gesichts," und so war er sprachberaubt, wie ein Stummer des Serails.

Die Nacht brach ein — ich eilte nach der Oper — und stand in dem bestimmten Augenblicke vor ihr, die mein Weib hatte werden sollen. Ich wäre ihr beinahe in die Arme geflogen — allein die Zeiten hatten sich geändert, seit wir des Pascha's Renner stahlen. Zenobia war eine Theaterprinceſſin geworden und Primadonnen nähert man sich nicht, wie anderen bloßen Erdengeschöpfen. „Carissimo Stefano," sagte sie mit einem Lächeln, „das Opernhaus ist der letzte Ort in der Welt zur Romantik; auch ruft mich in zwei Minuten die Klingel wieder auf die Bühne. Ich sah Dich gestern Nacht in Potemkin's Loge. Deine Sendung wird kein Glück haben." Sie sah mir wahrscheinlich das Erstaunen über diese Worte an, denn mit einem ernsten Blick fuhr sie fort: „Wie ich sehe, bist Du noch immer jung in Deinem Gewerbe eines Botengängers zwischen Rebellen der ersten Größe. Um alter Bekanntschaft willen habe ich Dich inzwischen herbescheiden lassen, um Dir ernstlich zu rathen, Dich so schnell als möglich aus St. Petersburg fortzumachen." Ich versicherte ihr, ich verstände kein Wort von Allem, was sie da sage, und suchte das Geheimniß wegzulachen. „Nein," versetzte sie dringend, „ich darf's nicht zugeben, daß der hübscheste aller Palikaren und mein früherer Anbeter geknutet, in die Newa geworfen oder an den Nordpol auf die Zobeljagd geschickt werde. Höre mich an! — Bei Deiner letzten Unterredung mit jenem schlauesten aller Schelme, Deinem Pascha, sahst Du eine brillantenbesetzte Uhr in seinen Händen. Das war ein Theil der Correspondenz. In dieser Uhr stack ein Blättchen in Chiffern, zu denen die Figuren auf dem Zifferblatte den Schlüssel gaben. Dieses Blättchen sagte Ali, daß innerhalb Monatsfrist von der Stunde, in der ihm der Tand zukam, Potemkin seine Gebieterin in den Kerker werfen würde, in dem ihr Gemahl starb, und an eben dem Tage sollte Ali jeden schlagfertigen Albanier, den er aufbringen könne, nach der Grenze marschiren lassen, Potemkin zum türkischen Kaiser und sich zum König von Epirus ausrufen."

Die Nachricht war interessant — auch wahr, wie mir mein Gefühl sagte. Ich wagte ruhig nach ihrer „Autorität" zu fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ball in der Walpurgisnacht.

(Fortsetzung.)

Nach mehreren Rutschern, Walzern und anderen Tänzen ward der schon lange vorher einstudirte Hexentanz vortrefflich ausgeführt und einer Menge von Zuschauern zum Besten gegeben. Der Student Wild, als Samiel oder Mephistopheles, entfaltete dabei eine bewunderungswürdige Virtuosität in der Tanzkunst und eine Gewandtheit in wilden aber doch kunstgerechten Sprüngen und Wendungen, die ans Unglaubliche grenzte; endlich wurde er von den Hexen auf lauter langen brennenden Fackeln, wie auf einem

flammenden Scheiterhaufen fortgetragen und allgemeiner Applaus belohnte ihn. Während dessen sprach Curt dem Champagner fleißig zu; es begann in seinem Kopfe nach und nach so wild und verworren zu werden, wie auf dem Brocken in der Walpurgisnacht.

Der Amtsactuarius Polter hatte durch die geöffnete Thüre eines Seitengemachs dem Tanz zugesehen und sich dabei mit einem Advocaten über die Angelegenheiten Spaniens unterhalten. Er fühlte sich zwar durch das heutige zuvorkommende Benehmen Fanny's sehr geschmeichelt und beglückt, aber doch gestand er dem Herrn Advocaten eben jetzt, daß ihm ein vernünftiges politisches Gespräch lieber sey, als der Spaziergang mit einem hübschen Mädchen bei heiterem Wetter und in einer schönen Gegend; da fühlte er sich plötzlich hinten gezupft und als er sich umdrehte, stand ein niedliches Kammerkätzchen vor ihm, welches ihm die Worte zuflüsterte:

„Herr Amtsactuarius! Fräulein Fanny läßt Sie bitten, ihr ein Stündchen allein in einem Gartenhaus zu schenken; sie hat Ihnen etwas sehr Wichtiges zu vertrauen. Wollen Sie die Bitte gewähren, so folgen Sie mir."

Der Herr Amtsactuarius wurde in seinem Leben zum ersten Mal über eine Liebesangelegenheit vor Freuden roth und sagte: „Allerdings, ich komme." Das Mädchen führte ihn durch den langen Garten des Banquiers Golden in der duftigen gestirnten Mainacht dahin, zu einem entlegenen Gartenhaus, welches sie öffnete; sie schob den Herrn Actuarius hinein und schloß hinter ihm die Thür zu. Drinnen war Fanny — nicht zu sehen und nicht zu hören. Es war überhaupt sehr wenig in dem Gartenhaus zu sehen. In der Mitte stand ein Tisch und darauf ein Licht; übrigens war weder ein Stuhl noch irgend ein anderes Meublement vorhanden. Hoch oben waren ein Paar Fenster geöffnet, durch welche ein kalter Zugwind hereinpfiff. Der Herr Actuarius nahm eine Prise und dachte, Fanny wird schon kommen. Sie kam aber nicht. Von Ferne hörte der Eingeschlossene die Ballmusik und ein freudiges Summen; dabei fing ihn an jämmerlich zu frieren, denn er ging im Frak, leichten Beinkleidern und Ballschuhen. Endlich wurde ihm die Zeit zum Sterben lang, er pochte an die Thür und rufte und schrie, doch nichts regte sich und kein Mensch gab Antwort. Später hörte er, ziemlich in der Nähe, zwei Schüsse krachen, welches er sich nicht zu erklären wußte. Der Verlassene sah sich in seinem Gewahrsam um und da bemerkte er einen kleinen Wandschrank, worin, wie es schien, etwas zu lesen war; emsig untersuchte er den Inhalt des Schränkchens und da fand er denn erstlich: einen Jahrgang der preußischen Staatszeitung, dito einen Jahrgang des Nürnberger Correspondenten, zweitens mehrere englische und französische Journale und außerdem noch ein Corpus juris von Godofredus. Der Actuarius wollte nun das Licht putzen, um zu lesen, aber sogar die Lichtputze fehlte bei dem Leuchter; dennoch las er mit allem Eifer, bis er vor Kälte und Müdigkeit nicht mehr zu bleiben wußte; dann rannte er wüthend auf und ab, um sich den Frost zu vertreiben. Der Bedauernswerthe wollte sich auf den Boden legen, um zu schlafen, jedoch der Boden bestand aus eiskalten Quadersteinen, auf welchen kein Schlaf, sondern bloß Erkältung, Schnupfen und Cholera zu finden war. In dieser peinlichen Situation mußte der arme geprellte Politiker ausharren bis zum Morgen, wo dann ein Bedienter aufschloß und ein Briefchen brachte. Das Briefchen war mit feiner, ziemlich unleserlicher Hand geschrieben und lautete also:

„Hochzuverehrender Herr Amtsactuarius!

Ich hoffe, Sie werden sich diese Nacht bei der preußischen Staatszeitung und bei dem Corpus juris sehr wohl befunden haben, besser, als auf dem Ball oder als wenn ich Ihnen Gesellschaft geleistet hätte. Ich konnte nicht umhin, Ihnen diese angenehme Ueberraschung zu bereiten, da ich Ihre Abneigung gegen rauschende Vergnügungen und Ihre Leidenschaft für Politik und Zeitungswesen kenne. Uebrigens bitte ich Sie, mir künftighin keine Beweise Ihrer Gunst oder Zuneigung für mich mehr zu geben, da ich sie nicht erwiedern kann und da sonst Curt Wacker, mein Bräutigam zu sehr eifersüchtig werden könnte. Ich empfehle mich mit Hochachtung.

Fanny Vollreich."

Der Herr Amtsactuarius Polter konnte nun weiter nichts thun, als voll Wuth, Aerger und Grimm zu Hause gehen und sich ins Bett legen.

Wir müssen jetzt etwas in der Geschichte zurückgehen.

Curt nämlich wurde nach Beendigung des Hexentanzes immer heftiger von Courschneidern und Poussadeurs belagert, unter welche sich sogar der Herr Baron von Schnellwitz mischte. Dieß für ihn höchst unterhaltende Possenspiel und der Weinrausch hätten es beinahe in seinem Kopfe zur fixen Idee gemacht, daß er wirklich Fanny sey; jedoch die Besinnung behielt bei ihm noch die Oberhand, weil er fürchten mußte, daß wenn er nur im Geringsten aus seiner Rolle fiele, er furchtbar blamirt würde. Von Minute zu Minute wurde aber Curts Besinnung mehr umnebelt, denn er hörte nicht auf zu trinken; er merkte einigen Schwindel und fühlte, daß es nun die höchste Zeit sey, sich aus dem Staube zu machen, denn das Nachahmen von Fanny's Stimme wurde ihm immer saurer und er sprach schon zuweilen verkehrtes Zeug untereinander. Einen Vorfall, der die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich zog, benutzte Curt, um zu entwischen; er ließ den Shawl fallen, den sogleich vier Herren zu apportiren suchten, dann reichte er noch einmal die Hand dem Ersten Besten zum Kusse, und schlüpfte in ein Seitengemach.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Seherin.

In Stuttgart macht ein Frauenzimmer viel Aufsehen. Sie gibt sich für eine Seherin aus und hat einen schreibseligen Herrn an ihrer Seite, der dicke Bücher über die Wunder schreibt und verbreitet, welche dieselbe gesehen haben

will. Sie will die Gabe besitzen, gerade in die Sonne, in den Mond und in jeden Stern die verläßlichsten Blicke thun zu können. Sie sagt gegen die Sonne seyen die Bewohner der Erde stets um 4 Modeabschnitte zurück. Z. B. die Eisenbahnen hätte man in der Sonne schon vor funfzig Jahren gehabt, im Monde müßte man aber noch zwanzig Jahre darauf warten. Auch wüßte sie, wo die Gelehrten und großen Männer hingekommen seyen, die seit 20 und 30 Jahren und auch in früherer Zeit gestorben. Goethe'n hätte sie im Saturn begegnet; Schiller lebe im Uranus; Klopstock sey Apotheker im Mars und habe guten Verdienst. Von Napoleon behauptet sie, „daß er sich in der Sonne befinde." Dort sey auch eine kleine Kinder-Bewahranstalt und Madame Recamier sey Vorsteherin derselben. Ferner gibt sie an: Sokrates sey Schullehrer in der Venus und Herder Professor der Philosophie im „Waldviertel" des Mercur's. Die Ueberspanntheit dieses Weibes ist, neben großem Unsinne, oft ergötzlich, besonders wenn sie faselt, was Iffland und Kotzebue mit ihr gesprochen haben und wie Beide sich ärgern, daß die Mondbewohner so kalt gegen ihre Schauspiele seyen. In der Sonne, sagt sie, ist täglich zwei Mal italiänische Oper unter Bellini's Leitung und nie ein Platz zu haben, wenn „Norma" gegeben wird. Die Frau nennt sich die Seherin von Großglattbach. Sie spricht im schwäbischen Dialekt, und behauptet, im Himmel würde auch bloß schwäbisch gesprochen.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Von Seidelmann.

A. Gentzel.

Indem ich diesen Namen niederschreibe, steigt das Portait des Pädagogen meiner Kindheit mir in die Seele; es war ein eckiger unbeholfener Gesell, dem man die niedrige Abkunft in jeder Rockfalte ansah; ein bornirter beschränkter Mensch, von einer wahrhaft grausigen Stabilität des Geistes.

Ich will nicht sagen, daß Gentzel ihm ähnlich wäre, aber auch dieser ist oder war wenigstens Theologe.

Das Consistorium seiner Provinz wies ihn von der Hoffnung des Predigtamtes zurück; er fiel im Examen durch und jede lächelnde Aussicht auf eine fromme Heerde, die er als getreuer Hirt auf den grünen Auen der Tugend weiden sollte war zerstäubt.

Ich bitte Euch, bedauert den Schmerz dieses Pastors in spe, der als Candidatus sterben wird, denn die ganze Basis seines kommenden Lebens ist ihm weggezogen, Flugsand rollt unter seinen Füßen, die langgestrickte Geldbörse ist leer und sein Kopf — nicht eben voll, wie das Examinations-Protocoll besagt.

In dem Zwang dieser Umstände wurde Gentzel denn Tagesschriftsteller und endlich 1836 Redacteur des Freimüthigen. Ich zweifle fast, ob man Recht daran gethan, einen Excandidaten als Redacteur eines vielgelesenen Blattes zu bestätigen, denn welchen andern Charakter drückt jenes Consistorial-Urtheil dem quästionirten Subjecte auf, als den einer halben, nicht durchgereiften Bildung, die weder das Massenhafte des Stoffs in sich hineingenommen, noch mit der Energie des Gedankens durchgeistigt hat.

Wie dem aber auch sey — Gentzel hatte die Intention, ein gewöhnlicher Landpfarrer zu werden und dieß ist die Perspective, von der aus man sein Redactionstalent beurtheilen muß.

Diesem Standpuncte angemessen, ist denn Gentzel ein Mann „reeller Zwecke," des lobesamen Nützlichkeitsprincips.

Er haßt die Journale der Gegenwart, wie er in der Vorrede des Freimüthigen erklärt, von A—Z und besonders „jene jetztzeitigen Gedankenspiele, welche man Novellen nennt;" er haßt sie, weil sie den Geist, den Gedanken, vor die Fronte ihrer Gestaltungen stellen. Er dagegen „wird sich nur an das wirkliche Leben halten und die Kunstformen nur zulassen, insofern sie dort Bedeutung haben; Kunst und Literatur behaupten nur eine Nebenstelle; ausnahmsweise schmuggelt er aus dem Gebiet des Idealen, die Satyre, den Humor, das ergreifend Elegische ein, weil diese Gattungen Forderungen des Zeitgeistes sind."

Diese eigenen Worte des achtbaren Herrn Redacteurs bezeichnen genugsam seine literarische Tendenz.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Jahrbücher für Drama.] Willkomm's „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater" schreiten rüstig und wacker vorwärts und wenn das fünfte und sechste Doppelheft in Hinsicht der Kritik und Abhandlung Lobenswerthes leistete, so erfreut das neueste 7. und 8. Heft durch mehrere bühnengerechte Stücke, von denen eins bald in Leipzig zur Aufführung kommt.

[Der Novellist.] Das Probeheft der in Prag erscheinenden Zeitschrift „Der Novellist" herausgegeben von Johann Umlauft, bringt außer einer gut geschriebenen Einleitung: die Novelle, Didaskalia von Ernst von Feuchtersleben, und gute kräftige Gedichte von Ludwig Reland. Das Aeußere des Journals ist hübsch.

[Carl Beck.] Die „Nächte, gepanzerte Lieder von Carl Beck," welche vor Kurzem bei Engelmann in Leipzig erschienen sind, machen sich immer mehr und mehr Bahn und die Aufmerksamkeit aller Gebildeten ist auf diese ausgezeichnete Erscheinung der modernden Poesie gerichtet.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 15. Mittwoch, den 24. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Stefano der Albanier.

(Fortsetzung.)

„Autorität!" wiederholte sie lachend — „hast Du denn vergessen, daß ich eine Prima Donna bin, und daß ich an einem Kaiserhofe ein Recht auf's Alleswissen habe?" Die Klingel ertönte zum Aufziehen des Vorhangs. „Ich hatte ganz und gar vergessen ....." sagte sie hastig: „warum ich eigentlich nach Dir schickte ..... ich wollte Dir nur sagen ..... der Zweck Deiner Sendung ist bekannt ... Deine Conferenz mit Potemkin verwichene Nacht wurde der Kaiserin auf der Stelle hinterbracht." Sie warf einen Seitenblick auf die Pendeluhr: „Potemkin ist schon seit fünf Minuten verhaftet, und ehe die nächste Stunde schlägt, ist mein Freund Stefano in einer Kibitke auf dem Wege nach Sibirien." An der Miene, mit der sie das sagte, sah ich, daß es ihr bitterer Ernst war. „Was ist da zu thun?" fragte ich — „denn Du wärest würdig, als Geheimerath im Divan zu sitzen." „Denke nicht so gering von meinem Verstande," versetzte sie lachend. „Du hast eben gerade eine Stunde Zeit zwischen Dir und Deiner Reise nach dem Schneelande. Fliege nach Deinem Gasthofe — raffe zusammen was Du kannst, für Deine Flucht — komm' dann auf der Stelle wieder, an den Privateingang des Theaters, und baue auf mich und gutes Glück." Ich beschwor sie mit mir zu fliehen. „Was!" rief sie fast überlaut aus — „ich .... fliehen? während die ganze besternte und bebänderte Welt nach einem Tone meiner Stimme schmachtet und seufzt? während der ganze Hof in Verzweiflung gerathen würde, wenn ich mir mit dem einfachsten Zeichen ansehen ließe, daß ich auch aus irdischem Stoff gebildet sey? während alle die Cognoscenti in der Gesangkunst und Schönheit mit allen ihren Ferngläsern bei jeder Wendung meiner Züge nach mir zielen? während alle Poeten Petersburg's die ganze Nacht aufbleiben werden, um der Welt in den barbarischsten Versen die Vollkommenheiten der Signora Zenobia vorzuleiern? und das Allerbeste — während ich meine tausend Ducaten wöchentlich einnehme? Carissimo, die Unmöglichkeit muthe mir nicht zu." Die Klingel ertönte wieder — sie bewegte Abschied winkend die Hand mit der Würde einer Potentatin gegen mich, und eilte auf die Bretter hinaus, von einem Lichtglanz umfluthet wie sie aus der Thüre ihres kleinen Gemachs vorschwebte, der sie einer ihre Schwingen entfaltenden Peri in Muhameds Paradiese vergleichbar machte. Ich aber stürzte auf die Straße und in die nächtliche Finsterniß.

In meinem Gasthof fand ich bereits einen Insassen. — Isaschar wartete hier auf mich mit einem Paar demantbesetzter Pistolen in einem prächtigen Futteral für meinen Gebieter, und einer Brillant-Aigrette für mich. Sein Gesicht war lauter frohe Botschaft. „Die Sachen gingen ganz prächtig, und da einem Unterhändler von meinen außerordentlichen Talenten alle Arten von günstigen Gelegenheiten zu Gebot stehen müßten, so" — brachte der Jude zum Beschlusse seiner Mittheilung ein Kästchen mit Juwelen zum Vorschein, das ich auf seinem Bestimmungswege nach Wien einschwärzen und wovon mir der dem gesandlichen Schmuggeln herkömmlich bewilligte Profit gebührend zukommen sollte. Ich nahm die Geschenke mit tiefer Demuth entgegen, behielt das Kästchen und mein Plänchen für mich, und trieb den Hebräer aus dem Hause. In den nächsten fünf Minuten stand ich an der Bühnen-Thüre des Theatergebäudes.

Ein bedeckter Wagen hielt hier — ob aber zu meiner Ausfuhr nach Sibirien oder zu meiner Flucht über die polnische Grenze, lag noch verborgen in der Zukunft dunkelm Schoße. Als ich überlegend zögerte, kam der Kutscher heraus, raunte mir die Parole, „Signora Zenobia" zu, ein Bedienter sprang hinten auf, und fort flogen wir über das rauhe Pflaster der Admiralitätsstraße. Die erste Stunde unserer Schnellfahrt wurden wir alle Augenblicke von Schildwachen und Cavalleriepatrouillen angefragt, kamen aber im-

mer glücklich rasch weiter. Als wir aber in das mitternächtige Schweigen des weiten Geländs an den Sümpfen des Ladoga hineinfuhren, kehrte, ich will es nicht läugnen, mein Argwohn mit erneuter Stärke zurück. Ich hatte mich in mir völlig unbekannte Hände gegeben; ich reis'te in diesem Augenblick, aller Wahrscheinlichkeit nach, Tobolsk zu, und war bestimmt, meine noch übrigen Tage an den Küsten des Eismeers in einer Balkenhütte zu vertrauern. Mein Verdacht stieg am Ende in dem Grade, daß ich um jeden Preis nach der Stadt umzukehren beschloß und dem Fuhrmann zu halten zurief; allein seine Ohren staken in einer Bärenpelzmütze, durch die nur eine Kugel hätte dringen können. Ich war im Begriff, das Mittel anzuwenden; doch eine Stimme, die mir durch jede Faser meines Leibes bekannt und vertraut zitterte, machte meine Hand einhalten — der Fuhrmann zügelte seine Thiere, der Diener sprang in den Wagen, und an meiner Seite saß — zu meiner höchsten Ueberraschung — Zenobia!

Meine Verwunderung und mein Entzücken ließen mich keine Worte finden; die ihrigen gaben mir in möglichster Kürze den nöthigen Aufschluß. Nach ihrer Gefangennehmung durch Niko's Reiterei hatte sie Mittel gefunden, zu entkommen, und — völlig unbekannt mit der von ihr eingeschlagenen Richtung, die Küste von Dalmatien erreicht. Eine Montenegrinerhütte hatte ihr Obdach gewährt, und eine Montenegrinerschaluppe sie in Venedig an's Land gesetzt. Ihre griechische Tracht wurde hier in das Phantasiegewand eines wandernden Sängerknaben umgewandelt; und mit einer Cither und einem Schatz von griechischen Volksliedern im Gedächtniß, hatte sie die italienischen Städte durchzogen. Die Natur hatte ihr eine Stimme gegeben — Italien gab ihr nun Musikkenntniß; und ihr Ruf stieg und stieg, bis sie ein ganzes Heer von Signor's und Signora's unter sich ließ und den Gipfel opernsängerischer Ruhmhöhe erreichte — ein Engagement als erste Sängerin bei dem Theater der Czarina.

„Und diese Laufbahn des Ruhms und Reichthums hast Du dahingegeben," sagte ich, „und meinetwegen?"

„Nein!" — versetzte sie hurtig; „sondern einer Grille wegen. Dein Anblick rief mir meine Berge zurück. Im Augenblick gelobte ich mir zu, mein Leben nicht länger mit Singen und Stellungenmachen vor dem künstlichen Hofgezücht aufzureiben. Ich hatte Geld genug verdient, um mir selbst einen Berg zu kaufen, und warum sollte ich fortfahren, mir die Wange mit Schminke roth zu brennen und Kopfweh zuzuziehen, um mehr Geld zu verdienen, als ich mit Genuß verbrauchen konnte? Du siehst nun, daß eine signora cantante, ja, eine prima donna der kaiserlichen Bühne, eine Komödiantin so gut wie eine Patriotin seyn — so gut Metastasio's überschwänglichen Unsinn recitiren, wie philosophiren kann."

Das Abenteuer dieser Nacht gab meinem ganzen Leben eine andere Bestimmung. Ich kehrte nicht mehr nach Tepeleni zurück. Der Pascha wurde bald Herr von Albanien, ohne einen Nebenbuhler. Potemkin war in seinen Ränken um die Krone Constantinopels entdeckt und in Ungnade gefallen, die ihn einem schnellen Grabe zuführte. Zenobia wurde durch Kauf Besitzerin des Berges, den sie sich so lange schon vorgeträumt hatte, und ich ihr Gemahl und Herr desselben.

Eine neue entscheidende Schicksalswendung stand bevor. Ali's weltbekannter Feldzug gegen die Sulioten begann. Der Tyrann hatte sich durch eine lange Bahn von Gewaltraub und Grausamkeit besudelt und geschändet. Ich war jetzt ein Chimariot — das Blut der Berge regte sich stürmisch in mir — und ich schloß mich den suliotischen Schaaren an, und focht mit ihnen an dem denkwürdigen Morgen der Schlacht am Acheron. Schon vor dem Morgengrauen hatte der Pascha den Angriff und mit solch' überlegener Streitmacht begonnen, daß, als ich von den Bergen niederstieg, meinen Augen nichts als wilde Verwirrung entgegenkam. Der Klissura-Paß war bereits erstürmt und die Sulioten flohen nach allen Seiten. Doch die Ankunft meiner chimariotischen Schützen an diesem Puncte wendete die Gestalt der Dinge. An den Felsen hin, vor der Feste Tichos, aufgestellt, sandten wir einen Kugelschauer nieder, der die Vordersten der Albanier stutzend stehen machte. Abermals strömte unser Feuerregen, und den Boden bedeckte — wie Garben das geschnittene Fruchtfeld — eine Blutärndte von einst schlagfertigen Händen und kriegsmuthigen Herzen. Gegen Mittag aber fanden wir, daß der Paß in unserm Rücken umgangen war, und uns umschauend erblickten wir mit Staunen und Schrecken zehntausend Albanier zwischen uns und dem großen Bollwerk der Berge — der wohlbekannten Feste Aghia Paraskevi. Fiel ihnen diese wichtige Landwehr, so war unsere Vernichtung entschieden, und doch wußte ich, daß die Besatzung ganz herausgezogen worden, und nur ein Volk von Frauen und Kindern darin zurückgeblieben war. Ohne Säumen führte ich einen unserer Stämme zum Angriff gegen den Feind. Doch dieser hatte den vollen Vortheil des Bodens und der Zahl. Auch unser Schießbedarf begann uns auszugehen. Meine Bergkrieger, die wie ein Heer von Löwen gestritten haben würden, verloren allmählig den Muth über einem, dem Anschein nach hoffnungslosen, Kampfe, und warfen im Schirm der Felsabstürze die Waffen von sich.

(Schluß folgt.)

Der Ball in der Walpurgisnacht.

(Fortsetzung.)

Der erwähnte Vorfall bestand darin, daß der Baron von Schnellwitz Händel mit dem Herrn Lieutenant von Schimmelreit bekam. Der Baron hatte schon einmal den Lieutenant absichtlich auf den Fuß getreten; Letzterer hatte aber gethan, als merke er nichts. Inzwischen nun trat der Baron den Lieutenant zum zweiten Male, wie der Orgelspieler ein Pedal, mit einer solchen Kunstfertigkeit auf den Fuß, daß der Lieutenant, ebenfalls wie ein getretenes Pedal,

einen Ton hätte von sich geben mögen, nämlich einen Schrei des Schmerzes. Zornig wendete sich der Getretene um, und sagte:

„Herr Baron! Sie haben mich auf den Fuß getreten."

„Damit wollte ich bloß untersuchen," entgegnete der Baron, „ob Sie auch an den Füßen thierische Augen, d. h. Hühneraugen haben, indem es mir scheint, als ob in Ihrem Kopfe die Augen eines Hasen steckten."

„Herr, welche Beleidigung!" fuhr nun der Lieutenant auf, „das fordert Genugthuung."

„Die Genugthuung soll Ihnen in diesem Augenblicke werden; gehen wir einen Gang in den Garten," versetzte der Baron.

Der Lieutenant wurde blaß und sagte dann, von seinem Zorn herabgestimmt: „Was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie mich ohne allen Grund absichtlich beleidigen. Noch diese Nacht sollte eine Ehrensache ausgemacht werden? das geht nicht an, wir stören das Fest."

„Noch in dieser Stunde müssen wir uns schießen, Herr Lieutenant, denn Morgen früh reise ich ab;" antwortete wieder der Baron, „beweisen Sie, daß Ihre Augen keine Hasenaugen sind."

„Ich schätze es mir zur Ehre, Ihr Secundant seyn zu dürfen," sprach hierauf der junge Herr Golden, der zu den beiden Streitenden getreten war. Die Sache wurde schnell unter den Gästen ruchbar. Der Lieutenant machte ein verwünscht ärgerliches Gesicht, es half aber nichts; er mußte sich ebenfalls einen Secundanten suchen, den er in der Person eines Cameraden, eines andern Officiers, bald gefunden hatte. Man ging hinunter in den Garten, und der Baron fing wieder an zu sprechen:

„Herr Lieutenant, Sie, als Beleidigter, haben den ersten Schuß. Erlauben Sie mir aber, daß ich jetzt einige, die Gefahr mildernde Bedingungen bei unserem Duell mache. Wir gehen in ein Gartenhaus; Jeder schießt einmal; erst wird bei Licht gezielt, sobald aber gezielt ist, wird das Licht hinausgetragen und im Finstern losgeschossen. Sind Sie so damit zufrieden?"

„Ja, ich bin's," antwortete der Lieutenant.

Duellanten und Secundanten traten in ein Gartenhaus, aber nicht in das, worin der Amtsactuarius eingesperrt war. In demselben waren einige Meublen und unter anderen ein großer Schrank, welcher ein Stück von der Wand abgerückt und etwas schräg gestellt war, so daß sich hinter demselben ein dunkler Winkel bildete. Der Baron stellte sich an's Fenster und bedeutete dem Lieutenant, sich an den Schrank hin zu placiren. Der eine von den Secundanten, der Officier, lud die Pistolen, aber der junge Golden vertauschte dieselben unvermerkt durch einen schnellen Hocus pocus mit ein Paar andern Pistolen, worin keine Kugeln waren. Der Lieutenant zielte, das Licht wurde hinausgetragen, und der Schuß erfolgte, worauf in Kurzem das Licht wieder erschien. Der Baron war natürlich unverletzt, hatte aber mit dem Elbogen eine Fensterscheibe eingestoßen, und behauptete steif und fest gegen den Lieutenant, dieß sey die Wirkung der Kugel gewesen. Nun kam der Baron an's Zielen und Schießen; er hob die Pistole in die Höhe und sagte dabei:

„Merken Sie wohl, Herr Lieutenant, das Niederbücken im Finstern hilft Ihnen nichts; es könnte auch seyn, daß ich tief zielte, und dann werden Sie auch getroffen."

„Nur zu!" brummte der Lieutenant.

Das Licht wurde wieder, wie erst, weggetragen; man hörte ein Geräusch, bald wie Plätschern; der Baron schoß und augenblicklich wurde das Licht wieder hereingebracht. Weg war der Lieutenant. Wo war er aber hin? — Der Baron lachte laut und sagte:

„Der Herr Lieutenant ist wahrscheinlich hinter den Schrank gekrochen, um sich vor dem Schuß zu verstecken."

Richtig so war's. Der kühne Kriegsheld hatte sich, sobald das Licht fort war, hinter den Schrank flüchten wollen, um gleich nach dem Schuß wieder hervorzukommen; er hatte aber nicht gesehen, daß hinter dem Schrank ein großes Loch war, darinnen ein mit Wasser gefülltes Gefäß stand, und in dieses war er bis ziemlich an den Hals hineingeplumpt. Mehrere Herren und Damen vom Ball traten jetzt in das Gartenhaus und der Herr Lieutenant wurde alsbald aus seinem unfreiwilligen Bad zur allgemeinen Belustigung herausgezogen. Durchnäßt und triefend, wie ein geschwemmter Pudel, und trotz der grimmigen Kälte des Wassers schamroth, wie ein gekochter Krebs, stand der Armselige da, und wünschte sich in diesem Augenblicke nichts mehr, als tausend Meilen von diesem verfluchten Orte entfernt zu seyn. Der Baron hielt folgende Anrede an ihn:

„Großmüthigster Herr Lieutenant von dem vierten Lienienregiment!

Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie aus dieser jetzigen Lebensgefahr, obgleich mit nasser, aber doch mit heiler Haut weggekommen sind. Gehen Sie nach Hause und lassen Sie sich vier Wochen lang nicht mehr sehen, sonst werden Sie ausgelacht, und —"

„Herr Baron!" unterbrach ihn der Lieutenant wüthend, „für diesen Schimpf breche ich Ihnen das Genick!"

„Wissen Sie, wer ich eigentlich bin?" sprach wieder der Baron, und sagte dann dem Lieutenant etwas in das Ohr, worauf dieser den Baron erstaunt ansah und in den nächsten Augenblicken sich zur Thür hinausdrückte, um sich nie wieder blicken zu lassen, denn er ließ sich bald darauf an ein fernes Regiment versetzen. — Die Gesellschaft ging lachend wieder hinauf in den Ballsaal.

Während des Duells war Curt, wie schon erwähnt, in ein fernes Seitengemach geflohen. Hier drehte sich Alles um ihn herum, gleichsam als wollten Tische und Stühle auch anfangen mit ihm zu tanzen. Es brannte in dem Zimmer ein mattes Licht, welches mit jedem Augenblick zu verlöschen drohte. Curt mußte sich, um nicht umzufallen, sogleich auf einen Stuhl werfen, wo er dann einschlief, während wilde Träume sein Gehirn durchtobten. Es träumte ihm, er sey der Teufel und stehe auf der Spitze des Brockens; die Hexen kamen auf brennenden Besenstielen und stinkenden

Böcken geritten und hielten um ihn herum einen Tanz; indem Getümmel kam auch der junge Baron von Schnellwitz und umarmte und küßte ihn (den Teufel), und darüber erwachte Curt. Er schlug die Augen auf und erblickte, wie es schien, durch die geöffnete Thür eines andern Zimmers Fanny, seine Braut, welche von dem Baron von Schnellwitz umarmt wurde, indem derselbe hinter ihrem Stuhle stand und sich liebend über sie hinneigte. Wüthend sprang Curt auf und wollte dem Baron zu Leibe, aber in diesem Augenblick verlöschte das Licht und Curt konnte keine Thür finden, sondern zerstieß einen großen Spiegel, dessen Stücken klirrend zu Boden fielen.

(Schluß folgt.)

Berliner Schriftsteller Charaktere.

A. Gentzel.

(Fortsetzung.)

Er bezweckt eine Reaction gegen die modernen Interessen, aber diese will nicht die Stufe der gegenwärtigin Poesie in eine höhere Ausbildung hinaufheben; nein, sie erklärt in naiver Unschuld die ganze Gegenwart für ungültig, und reißt uns in die abgelebte Periode der Achtziger und Neunziger Jahre zurück.

Gentzel ist ein Schriftster à la rococo; er steht außer aller Conexion mit der Gegenwart; oder wie könnte er sonst noch jene barbarische Trennung von Kunst und Leben proclamiren; er hat bei Kant Aesthetik gehört und trägt Haarzöpfe und Schönheitspflaster; Schelling's belebendes Wort, Hegel's Philosophie ging spurlos an diesem erkalteten Gehirn vorüber.

Was will sein Journal denn? Die Förderung der Kunst offenbar nicht, denn dieser weis't er in dem neuerbauten Hause nur eine Nebenstelle an; die Kunst gehört in das Gebiet des Idealen, des Unwahren, des Lügnerischen, sie ist ein müssiges Spiel der Phantasie, das keinen reellen Zweck hat.

Ich schäme mich in Gentzel's Seele, vor dem gräßlichen Unverstand dieser Worte. Soll man ihm noch, wie einem ABC-Schützen, vorkauen, daß das Leben von der künstlerischen Auffassung losgelöst, zur ordinären, gemeinen Wirklichkeit herabsinkt, daß es keine ächte Kunst gibt, die nicht im Leben selbst wurzelt, daß Beide nur zwei Halbscheiden ein und derselben Sache sind; oder darf man vermuthen, daß hinter diesem Schleier irgend eine betrügerische Servilität sich verbirgt.

Wenn nun Gentzel die Kunst desavouirt, was bleibt ihm übrig? — Die Abconterfeiung der ordinären, puren Wirklichkeit. Gentzel haßt die Poesie, weil sie das Vorrecht göttlicher Abstammung in der Brust trägt, und er selbst das Gemeine liebt; er verachtet die schönen Gaben, welche Geister um ihre Wiegenstätte stellen, weil ihm kein Sinn für dieselben gegeben; seine Feindschaft ist eine gerechte, sie entspringt aus Haß; denn die Poesie hat ihn zuerst desavouirt, sie hat ihn verleugnet und jeder Gemeinschaft verlustig erklärt. Nun rächt er sich mit ungiftigen Giftpfeilen und nervenschwachen Geißelhieben; aber sieh! das hohe gekreuzigte Gottesbild lächelt mild mit den verzeihenden Worten: Verzeihet ihnen, denn u. s. w.

Und so vermiethet er die Poesie als Magd dem Handwerker, damit sie Hausmannskost koche und Holz trage; er spannt sie in den Lastkarren reeller Zwecke und läßt sie schlechte Späße auftischen, damit der Herr Commerzienrath ein Mittagsschläfchen halten möge; er gibt ihr Recepte und gute Regeln in die Schwielengedrückte Hand, und schafft den Gemüsemarkt zum Tempel, den Kaffee-Tisch zum pythischen Dreifuß um.

Er aneantirt das Mährchen, weil das Leben diese Läppereien nicht kennt; er bringt das Drama, die Oper fort, weil kein verständiger Mensch so agirt; er escamotirt Euch die schönsten heiligsten Gefühle sorgsam aus dem Herzen, denn das Leben ist ein schweres Rechenexempel, und man muß nur das denken was sich sogleich in Speise und Trank transfiguriren läßt.

Ihm ist die Literatur ein großes Zucht- und Correctionshaus, eine Erziehungsanstalt für die sittlich verwahrloste Generation; er hat stets moralische Intentionen und alle seine Schriften sind Variationen auf der Seite der Tugend.

Man merkt es diesen Expectorationen an, daß er Hoffnung hatte, ein schlechter Prediger zu werden, denn er meint das mitlebende Geschlecht heimlich in eine raffinirte Verehrung des Lasters versunken; nur der Schein hält Alles zusammen.

(Beschluß folgt.)

Notizen.

[Neue Journale.] Wir haben schon in Nr. 6 d. Bl. mehrere Journale angezeigt, welche dieses Jahr zu erscheinen beginnen, der Reigen ist noch nicht vollzählig. Vorzüglicher Beachtung würdig, scheinen die „Baltischen Blätter" welche unter der Redaction des geistvollen J. L. Klein und durch die Unterstützung der bedeutendsten deutschen literarischen Notabilitäten einen vorzüglichen Rang unter den deutschen Journalen einnehmen zu wollen scheinen. Das Probeblatt ist sehr interessant; die Correspondenz aus Berlin von J. Meyer ist eine der interessantesten, welche uns seit Lange vorgekommen. — Die „Süddeutsche Buchhändler-Zeitung" im Verlage der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ist eine sowohl äußerlich als innerlich wohl ausgestattete Unternehmung, indem auch hier das Probeblatt eine sorgfältige Redaction verräth. — Das in Rudolstadt erscheinende Mittwochblatt mit einem populären Literaturblatt „Helios" scheint durch sorgfältige Auswahl der Artikel einer größeren Verbreitung und Bekanntschaft nicht unwerth.

[Fürst Pückler.] Semilasso soll seine afrikanische Reise recht sehr satt haben und sich wieder nach Deutschland sehnen, wo er im Sommer dieses Jahres auch einzutreffen gedenkt.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 16. Donnerstag den 25. Januar 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Dresden.

(Schluß.)

Der Mensch ist jetzt größer, als er jemals war, und sein Geist eine Pyramide, die in den Himmel wächst. Die Heroen der alten Kunst haben auch Götterwerke geschaffen, aber in sanfter Ruhe. Gottähnlicher aber sind die neuren Schöpfer genialer Kunstgebilde, weil sie wie Gott selbst unter wilden Stürmen und heiligen Geisteswettern schaffen und bilden, denn mit dem Schwert in der Hand wird heut zu Tage gedichtet! Nur in der erschaffenen Welt fanden die bewegten Universalkräfte Beruhigung und Frieden, und nur die strahlende Einheit der plastischen Weltschöne zauberte das versöhnliche Gesetz der Harmonie in die wogende Elementenfluth, und wie nur in ihr Allmacht Gottes in vollster Herrlichkeit erscheint, so wird auch die aufblühende Kunst in all' ihrer Herrlichkeit erst erkannt werden, wenn sie siegreich aus dem großen Kampfe der Geisteselemente hervorgeht.

Ein Mitglied der Düsseldorfer Schule, Herr Bendemann, der geistreiche Schöpfer der trauernden Juden, des Jeremias, u. s. w. ist für unsere Akademie als Lehrer gewonnen, und wenn er sich nicht von der hofräthlichen Clique recrutiren läßt, d. h. ein Hofrath wird, so ist für unsere dürftig vegetirende Kunstanstalt von nun an ein neues Leben zu erwarten. Unser herrlicher Julius Mosen hat neulich in der eleganten Zeitung mit edlem Freimuth dargethan, woran es dieser Akademie der bildenden Künste fehlt. — Wie verlautet, ist der gefeierte Violonist Lipinsky als erster Concertmeister unserm Morgenroth und Schubert vorgesetzt worden. Welcher Gewinn für unsre Capelle, wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, wie zu vermuthen steht!

Das Interesse, welches man an der Hannöverischen Verfassungsfrage hier nimmt, ist außerordentlich, und die Theilnahme für jene sieben hochherzigen Männer unermeßlich. Ihre Namen werden einst als die der sieben letzten Tribune Deutschlands in den Annalen der Geschichte glänzen. Unvergängliche Ehre ihrem theuern Gedächtniß!

Seit lange hat nichts die öffentliche Theilnahme in dem Grade gefesselt, wie die historisch-ästhetischen Vorlesungen des Leipziger Privatdocenten Dr. Burkhardt über die Hauptcharaktere in Schiller's und Goethe's dramatischen Werken. Wenn tiefe Geschichtskenntniß, ein glänzender Vortrag, edler Freimuth, Unparteilichkeit und Scharfsinn die Haupterfordernisse eines öffentlichen Lehrers der Geschichte sind, so hat Herr Dr. Burkhardt den entschiedensten Beruf dazu, und es ist in der That zu beklagen, daß seine Thätigkeit der Universität entzogen ist, so sehr es jeden Gebildeten auf der andern Seite freuen muß, durch die Vorträge dieses wackern jungen Gelehrten den Kreis seiner Kenntnisse erweitern zu können. — Unsre dießjährige Kunstausstellung war ärmer als je, desto glänzender die Gewerbeausstellung, welche den Ruhm Sachsens, als des ersten deutschen Fabrikstaats, in hohem Grade bewährte. Wer denkt wohl bei dem Anblicke so vieler Herrlichkeiten, daß sie meist von Menschen gefertigt wurden, welche ihrem Gott kniefällig danken, wenn ihnen die Woche nur ein Mal das Salz zum Brote fehlt? Schöpfer, deine Welt ist groß — aber schön ist sie nicht! —

Am Schlusse meines Berichtes fühle ich mich nothgedrungen, auch ein Wörtlein über mich, und zwar zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Wie nun hinlänglich bekannt, habe ich eine Broschüre über unser Hoftheater geschrieben (Leipzig bei Otto Wigand), worüber sich einige wadenlose junge Herren in mehreren Blättern ganz jämmerlich haben vernehmen lassen. Ganz der alte deutsche Krähwinkel-Schlendrian: Verleumdung, Klätscherei, Lobhudelei der Getadelten und gottvergessene Lügen gegen den Wahrheitsprediger. Einer hat mich sogar höhnisch gefragt: „Ich hätte wohl noch Dank erwartet?" Nun bin ich zwar so dumm wie Ihr Alle, aber nicht genug, um von Euch einen unerquicklichen Dank zu erhalten, den ich wie Eure Angriffe verachte. Ich hätte Euch nicht einmal diese wenigen Worte geschenkt, weil ich mit Euch nichts gemein haben mag, nicht einmal den Kampf, wäre ich nicht durch besondere Gründe dazu veranlaßt worden. Eine Bitte jedoch muß ich an Euch richten: Seyd nur keine Philister mehr! Entschließt Euch zur Ehre der Menschheit dazu! — Mit schmerzlichem Unwillen be-

kenne ich hier aber, daß es mich mit Staunen erfüllt hat, mich von einem Blatte, das ich seines Charakters wegen achte und liebe, wiederholt und hämisch angegriffen zu sehen. Ich meine die Zeitung f. d. elegante Welt. Die nichts sagende boshafte Anmerkung über das erwähnte Büchelchen ist ihrer wie des Werkchens selber gleich unwürdig. Sie war aus Dresden eingesandt, und Dr. Kühne hat vielleicht weder sie noch ihren Gegenstand gelesen. Vielleicht war ihm der letztere zu unerheblich; dann aber hätte ihm auch die erstere nicht wichtig genug seyn sollen, um sie ungeprüft in sein Blatt aufzunehmen. Die Sache ist zu unbedeutend, um noch ein Wort mehr zu verlieren. H. F. Mannstein.

Aus Pesth.

A! da muß ich bitten!!! Monsieur Planet wer hätte denn so Etwas geglaubt. — Sie werden sich noch recht gut erinnern, daß ich Ihnen in einem meiner philantropischen Berichte den Schabernak, den Mad. Fortuna einem armen Loos-Sensale hier spielte, mitgetheilt habe, und daß ich den Gewinner Dr. E., der auf so leichte Art zu 50,000 Fl. gekommen, einen Ehrenmann gescholten habe, weil ich mich freute, daß er Gesinnungen, eines Schnürmachers würdig, an den Tag legte, indem er versprach jedem Kinde des armen Mannes 1000 Fl. zu schenken. — Sobald nun dieser Camerad die 50,000 Fl. in Baarem besaß, drehte er den Doctor einwärts und den Juden auswärts, und gab den Kindern Nihil Album (ist sehr gut gegen Augenschmerzen); doch die Nemesis (kennen Sie diese alte Griechin? zu deutsch heißt sie: Nehmen Sie's) erschien in der kräftigen Gestalt eines edlen Ungarn, welcher in einem Kaffeehause in Pesth, wo sich der nun eben wieder ganz zum Juden mittelst verschiedener Banknoten umgewandelte Doctor befand, eine so deutliche und verständliche Zwiesprache führte, daß der schleunige Hinausgang des Aeskulapius durch die Glasthüren welche auf die Straße führen, einigen wie ein Wurf vorkam. — Jeden billig Denkenden empörte die Wortbrüchigkeit und der Schäbinismus (nach Doctor Lippi) des Gewinners; die Folge davon soll seyn, daß sich des armen Juden ein tüchtiger Rechtsfreund annahm, und Monsieur E. den Proceß machte, da sich nun verschiedene Zeugen vorfinden, wodurch der Gewinn für den Doctor vielleicht eine ganz andere Richtung nehmen dürfte, so mußte für's Erste Aeskulapius 25,000 Fl. gerichtlich deponiren, bis der Proceß geendigt seyn wird. (Glauben Sie es? Ich nicht.) — „Schlägst Du meinen Juden, schlag' ich Deinen Juden." — A! da muß ich bitten!!! — Also gut. —

Als ich vor einigen Tagen bei Pielmayer's über die Erfindung Noe's prüfend nachdachte, kommt mein moderner Freund Maisir in Begleitung eines jungen Mannes, der unter dem Namen Schwarz unserer Tafelrunde vorgestellt wurde. Nun müssen Sie wissen, meine verehrten Leser und Leserinnen, daß ich es nicht wagen würde die Ankunft meines Freundes Maisir in unserem Wein-Salon gleichsam als ein Ereigniß von Interesse hier anzuführen, wenn nicht noch etwas Anderes mit der Ankunft meines Freundes zur Sprache gekommen wäre, was vor dem Forum der ganzen Welt als ein außerordentliches Ereigniß betrachtet werden dürfte. — Wenn Sie daher nicht ermüden, will ich Ihnen die Historie auf gut schnürmacherisch, kurz und wahr erzählen.

Mein Freund Maisir ist ein Grundherr*), sein Grenznachbar, Graf B., Besitzer großer Waldungen, hat Herrn Schwarz als Waldbereiter angestellt, auf diese Art machte Maisir die Bekanntschaft dieses äußerst interessanten jungen Mannes, dem wirklich das seltenste Schicksal zu Theil wurde.

Der Name Schwarz ist ein angenommener. S. ist der letzte Sprosse einer altadeligen, polnischen Familie. In Ostpreußen geboren, erhielt er in Königsberg eine seinem Stande angemessene Erziehung, noch sehr jung beerbte er seine Tante in Warschau, wo er auch bis zum Ausbruch der Revolution ein wüstes Leben führte. 4000 Ducaten Revenüen schienen dem jungen Polen unerschöpflich, doch das war nicht der Fall. Denn bald wanderte das Capital den Revenüen nach; da brach die Empörung aus und er schloß sich, wie so viele Tausende seines Gleichen, dem Bunde bei. Nach fehlgeschlagenen Hoffnungen gesellte er sich den Flüchtigen nach Ungarn zu und kam unter dem Namen Schwarz bis Wien, ohne Geld, ohne Freunde, ohne Etwas gelernt zu haben, um sich in der Kaiserstadt sein Brod verdienen zu können (denn in Sprachen, Musik, Fechten ꝛc. gibt es in solchen Städten wahre Meister genug). Sein einziger Schatz war noch der Wappenring seines Vaters, ein Chrysopras ziemlich schwer in Gold gefaßt, den wollte er verkaufen. Zufälliger Weise traf er bei diesem Geschäft auf einen Lohnlakai in einem der berühmtesten Hotels der Residenz', der sogleich das Familienwappen erkannte und S. bei seinem wahren Namen ansprach. — S. war nicht wenig erstaunt, sein Incognito entdeckt zu sehen, (denn in Wien wurde damals natürlich kein Pole geduldet) doch der Lohnlakai beruhigte ihn bald. „Ich habe den Ring Ihres Herrn Vaters hier schneiden lassen, darum erkannte ich das Wappen sogleich, Sie sind wahrscheinlich in großer Noth und Gefahr; ich habe viele Wohlthaten von Ihrem Herrn Vater genossen, geben Sie mir Gelegenheit meine Dankbarkeit dem Sohne in Etwas abtragen zu können" sprach der wackere Mann und S. vertraute ihm sein ganzes Schicksal. — Berg (so hieß der Lohnlakai) nahm ihn zu sich in's Quartier, versah' ihn mit Allem, was unter solchen Umständen viel, sehr viel war, und versprach für's erste für irgend eine anständige Bedienstung zu sorgen. Ohngefähr nach vier Wochen kam Berg mit einem heitern Gesichte nach Hause. „Ihr Glück ist gemacht, mein Freund, oder ich müßte mich sehr irren, sagte er zu S., können Sie eine Frau frisiren?" Zufälliger Weise konnte dieß S., indem er von seiner Cousine in Warschau als Liebhaberei die Kunst des Haarflechtens erlernt hatte, und sich damals zum Zeitvertreib oft das schöne Haupt seiner Cousine zum Exercitium wählte. — „Bravo" rief Berg, „jetzt nehmen Sie sich aber zusammen, eine englische Dame, nicht gar jung, sucht einen Kammerdiener, der zugleich Secretär, Gesellschafter, Stubenmädchen, mit einem Worte ihr Factotum seyn muß. Die Dame hat den Spleen,

*) So nennt man in Ungarn Edelleute die zugleich Gutsbesitzer sind.

durchaus keinen weiblicher Domestiquen um sich dulden zu wollen, sie zahlt gut und Sie haben das angenehmste Leben, denn die Dame ist enorm reich und immer auf Reisen." Die Lage des S. war eben nicht geeignet um solch einen Antrag zurückzuweisen, er wurde der Dame vorgestellt.

Die Dame war Witwe (der Name kann durchaus nicht genannt werden, trägt auch nichts zu dieser Geschichte bei) ohngefähr 32 Jahre alt, von Junonischem Wuchse, ohne eben schön zu seyn, außerordentlich einnehmend, das Betragen ganz das der britischen reichen Aristokratie eigene ruhige Benehmen. Das Costüm höchst original, aber doch dabei einfach und elegant. Sobald S. eintrat, schien sie ihn mit besonderem Wohlgefallen zu betrachten, indem ihr sein Betragen gleich den gebildeten Salonmenschen verrieth. Sie redete ihn in französischer Sprache an, die S., wie die meisten Polen, sehr elegant und geläufig sprach. Englisch brach sie bald ab, denn sie merkte, daß S. darin schwach war. „Ihr Dienst, Herr Schwarz, wenn Sie ihn bei mir anzutreten gedenken, besteht darin: Sie müssen mich aus- und ankleiden, und was sonst zu einer, wie Sie sehen, höchst einfachen Toilette gehört, besorgen. Ich bin immer auf Reisen, Sie allein haben für Alles zu sorgen, was sich darauf bezieht, in Städten oder bei ähnlichen Gelegenheiten sind Sie mein Führer, kurz Ihr Dienst ist eben nicht anstrengend, aber ich fordere ihn ausschließend. Sie haben Alles frei und monatlich zehn Pfund. Sind Sie damit zufrieden, so besorgen Sie gleich zum Antritt Ihres Dienstes Postpferde, in einer Stunde reisen wir." S. ging wie im Traume auf die Post, dankte seinem Wohlthäter Berg, indem er Abschied nahm, und saß in einer Stunde auf dem Kutschbocke eines sehr bequemen englischen Reisewagens — Also gut. — Das Weitere mag Schwarz selbst erzählen, hat er's doch auch selbst erlebt.

(Schluß folgt.)

Wilna.

Im December 1837.

Seit der Aufhebung der hiesigen Universität hat das Erziehungs-Wesen in Weißrußland manche Veränderungen erlitten. Zuerst sollte in Orrcha ein Gymnasium errichtet werden, allein es wurde durch die Stiftung der Universität zu Kiew nebst dem Lyceum von Urzemieniec aufgehoben, und dadurch endlich der öffentliche Unterricht durch den Ukas vom 28. Febr. 1834, in den westlichen Provinzen geändert.

Vorher war der Unterricht größtentheils in den Händen der katholischen Geistlichkeit gewesen; da diese aber nicht überall dem Grundsatze folgt, daß ihr Reich nicht von dieser Welt ist, wie die Bischöfe von Krakau und Cöln gezeigt haben; ist die Leitung des öffentlichen Unterrichts den Geistlichen mit Recht abgenommen und alle Fonds der Universität zu Kiew überwiesen worden. Wilna behielt eine geistliche Akademie und eine medicinische, so daß diese beiden frühern Facultäten beibehalten wurden, so wie die jetzige höhere Lehranstalt zu Münster in Preußen. Vormals, im Jahre 1835, waren in den 6 Gouvernements von Weißrußland organisirt: 13 Gymnasien, 1 Normal-Seminar, 16 Kreis-Schulen für den Adel, wozu alle Beamten, Doctoren und Ordens-Ritter gehören, 6 Kreis-Schulen für die Handwerker, 1 Taubstummen-Institut, 143 Elementar-Schulen auf kaiserliche Kosten in unmittelbaren Ortschaften und 25 Privat-Pensions-Anstalten. Auf den adligen Dörfern befinden sich wenig Schulen. In allen befanden sich im Jahre 1830 3407 Zöglinge, im Jahre 1835 bald nach der neuen Organisation bereits deren 11530.

Die Gouvernements von Kiew, Podolien und Volhynien zählten 1835 bereits 8 Gymnasien und 78 andere Schulen mit 6790 Zöglingen, und die neue Universität zu Kiew bereits 120 bei 61 Lehrern.

Ueberhaupt hat der gelehrte Minister Graf v. Uwaroff schon viel für den öffentlichen Unterricht im russischen Reiche gethan; und es ist ihm besonders gelungen bereits mehrere junge Inländer zu Professoren für die russischen Universitäten auszubilden. Er ließ die besten Zöglinge der russischen Universitäten in Dorpat für die gelehrte deutsche Bildung erziehen, dann sandte er sie auf deutsche Universitäten, und bei ihrer Rückkehr ins Vaterland erhalten sie eine Anstellung als Professoren mit dem Range eines Major oder Obrist-Lieutenants. Seit dem Jahre 1828 ist auch ein zweites ähnliches höheres pädagogisches Seminar in Petersburg gestiftet worden. Siebzehn Professoren sind für die verschiedenen Fächer angestellt, von denen wir nur die lateinische, griechische, deutsche und französische Sprache erwähnen wollen; so wie Philosophie, Staatswissenschaft u. s. w. Dort werden 146 junge Leute erzogen, um auf fremden Universitäten die dortigen Fortschritte der Wissenschaften für Rußland einzusammeln.

Bei allen diesen Bemühungen des Ministers v. Uwaroff — der die allgemeine Stimme für sich hat — muß man gestehen, daß die Erziehungs-Anstalten seiner Schöpfung den Vorzug vor den früheren, noch aus der polnischen Zeit herrührenden, haben. Was Rußland diesem gelehrten Minister verdankt, geht am Besten aus dem Werke des Hrn. von Krusenstern hervor, der 1837 in Warschau ein Précis de l'état de l'instruction publique en Russie herausgegeben hat. Da unsere Universitäts-Bibliothek nach Petersburg gebracht worden, dürfen wir hoffen, daß diesem gelehrten Standes-Beamten vorbehalten bleiben wird, den Codex diplomaticus vollenden zu lassen, den Dagiel angefangen hat, von dem aber noch 2 Bände ungedruckt geblieben sind.

Dr. D.

Hannover.

Ende December 1837.

Wenn ich Ihnen, Verehrtester, von dem Theater die etwa gehofften Neuigkeiten und Kritiken nicht immer und namentlich der Art mittheile, wie Sie es vielleicht wünschen möchten, so geschieht dieß weniger aus Abneigung gegen dieses Genre Schreiberei, als vielmehr aus dem einfachen Grunde, weil es gegen meine Gefühle und Ueberzeugung streitet, über Waare zu berichten, die ganz außer dem Interesse des Auslandes liegen dürfte.

Was kann dem Auslande daran liegen, zu erfahren, daß dieser Schauspieler gut, jener miserabel, ein dritter unter aller Kritik gespielt, daß dieser Sänger alle Herzen zur Wehmuth gestimmt und jene Philomele durch ihren klagenden, schmelzenden Gesang Alt und Jung zu einer Ver- und Entzückung elektrisirt, daß die Pulse lauter schlagen und das Blut schneller nach dem Herzen jagt.

Alles dieß muß für Sie ohne Anklang bleiben. Sie kennen die Schauspieler nicht, die zu loben oder zu tadeln ich Gelegenheit nehmen würde, haben nicht einmal die feste sichere Ueberzeugung, ob mein Urtheil auch wahr und gerecht, ob es aus Liebe zur Kunst, oder aus Anhänglichkeit zur Künstlerin entsprungen sey. — Ja, Sie können es nicht im entferntesten ahnen, ob es möglich sey und in der Wahrheit begründet liegen könne, wie Schiller sich ausdrückt:

Und Gott ist heut', wer gestern Mensch noch war.

Und umgekehrt. Die Erfahrung lehrt es täglich, daß dem wirklich so ist. — Und welcher reelle Nutzen wird durch alles Recensiren geschafft? Dieß ist eine Frage, die zu entscheiden ich denen überlassen muß, die das Glück gehabt haben, in die Geheimnisse der Kritiker eingeweiht zu seyn, oder bestimmt sind, aus dem Born der Segen sprudelnden Quelle die Lebensbedürfnisse mit gieriger Hand herauszuschöpfen.

Ist es gleich nicht zu verkennen, daß das Theater eine nie versiegende, unschätzbare Quelle für die Journalisten ist, und manche Spalte füllt, die in Ermangelung des erstern ‚einsam und ungedruckt, wehmüthig dem Leser entgegenblicken würde, so ist doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß die vielen, oft ledernen, faden und jämmerlichen Raisonnements „Kritiken" benannt, zu Nichts nutzen. Sehr erwünscht sollte es mir seyn, wenn ich vom Gegentheil überzeugt werden könnte. So lange ich mich entsinne, haben die s. g., aus Runkelrüben zusammengesetzten mit Caoutchouc überzogenen, Zurechtweisungen und freundschaftchen Andeutungen so wenig Besserung hervorgerufen, als den alten lieben Schlendrian verbannt. Und was sollen auch diese Zurechtweisungen und freundschaftlichen Andeutungen Individuen *) nutzen und frommen, die in ihrem irrigen Wesen über alle Kenntniß erhaben sind, daß sie nicht einmal wissen, daß ihre Weisheit durchlöcherten Brunnen gleicht, in denen der Quell des Lebens nicht zu finden ist. —

Daß ich den Schauspielerstand, den ich achte und ehre, nicht als Abtreter benutze, wozu er leider Gottes den geschmierttn Recensenten tagtäglich dient, ohne daß sie bei dieser Bravourarbeit erröthen, wird mir, so hoffe ich, nur zur Empfehlung gereichen können. Zürnen Sie daher nicht, mein Lieber, wenn ich Ihnen nur dann vom Theater berichte, wenn ich hiezu eine besondere außerordentliche Veranlassung habe, wie dieses namentlich am 24. Nov. der Fall gewesen ist, an welchem Abende

*) Ich meine solche, die was seyn wollen, aber nichts sind.
d. E.

„Als Beitrag zur Errichtung des Denkmals für Mozart:
Don Juan
aufgeführt wurde.

Zur Feier dieses Don Juan, welcher gestern die 75ste Vorstellung erlebte, und wohl als die gelungenste und glänzendste bezeichnet werden darf, der Referent je beiwohnte, hatte sich ein zahlreiches Auditorium versammelt. Die Cassen wurden bereits um 6 Uhr geschlossen, und Jeder, der auch noch so gern bereit war seinen Tribut dem großen Meister zu zollen, mußte in Ermangelung von Plätzen zurückgewiesen werden.

Die Ouvertüre beginnt. — Lautlos wird's im weiten großen Kreise. Und wie die Töne wallen und rauschen und daher säuseln wie auf Zephirs Schwingen getragen, so wird immer leiser und leiser das Athmen und immer enger und enger die Brust geschnürt, denn

In süßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn.

Ein tosendes Geräusch unterbrach die feierliche Stille. Es war der wohlverdiente Beifall, der dem Orchester für das gerundete und präcise Spiel gespendet wurde. —

Nicht minder wurde das Publicum von dem brgeisterten Spiel des Herrn Gai (Don Juan) zu einem feurigen Enthusiasmus hingerissen, in Folge dessen ihm die Ehre des mehrmaligen Hervorrufens zu Theil wurde. — Sämmtliche Darsteller dieser Oper strebten durch einen lobenswerthen Eifer dahin, diese Vorstellung zu einer würdigen zu erheben.

Die Oper endete, zur Verherrlichung derselben, mit einer allegorischen Scene. Unter lieblichen Melodieen senkten sich verhüllende Wolken über den Höllenschlund, die sich nach und nach verzogen und dem Bilde des unsterblichen Meisters Platz machten. Gleich wie sich Blume an Blume zu einem schönen duftenden Kranze reiht, so reihten sich unter sanfter Orchesterbegleitung, mit dem Lorbeer in der Hand, die bekannten Figuren aus Mozarts Oper zu einem freundlichen Gebilde. — So blickte uns Mozart, umringt von seinen Kindern, die ihm Freude bereitet, nie Kummmer verursacht, als ein liebender Vater wonnetrunken entgegen.

Außer dem von Seiten des Hofes zu erwartenden Beitrag zur Errichtung des Denkmals für Mozart, hat die Einnahme 452 Rthl. 19 Gr. betragen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Augsburg wird berichtet: Vor kurzer Zeit wurde der Caplan S. um Mitternacht zu einem Sterbenden gerufen. Er begibt sich sogleich in den Dom, um dort das Venerabile zu holen. Nachdem er dasselbe vom Hochaltare genommen und sich gewendet hat, gewahrt er an den Stufen des Altars eine knieende Gestalt, die ihm durch Zeichen zu verstehen gibt, daß sie seinen Segen wünscht. Es geschieht, die Gestalt erhebt sich, wandelt der Kirche entlang, bis zur Gruft des jüngstverstorbenen Bischofs Riegg, wo sie verschwindet.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. J. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Geimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 17. Montag, den 29. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Stefano, der Albanier.

(Schluß.)

In schmerzvoller Entrüstung mußte ich die Feinde die Mauern der Veste anklimmen sehen, ohne mich ihnen auch nur nähern zu können. Da sah ich plötzlich — und mit welchen Gefühlen! — Zenobien, hoch ein Banner schwingend, auf den Wällen, ausgesetzt den Feuerröhren der Albanier. Wie sie an diesen Ort der Todesgefahren gekommen war, blieb mir ein Räthsel. Ich hatte sie in unserer Burg auf dem Grat des Paramythion zurückgelassen, fern — wie ich glaubte — vom tosenden Schlachtlärm. Von diesem neuen Schrecken angespornt und meine Schaar anfeuernd, gelang es mir mit der Tollkühnheit der Verzweiflung einen Felsenabsturz, der nur den Schwingen eines Falken zugänglich schien, zu erklimmen und so dem Feinde beizukommen. Die Stürmenden waren offenbar auf den plötzlichen Angriff nicht gefaßt; und als sie allmälig unser Musketenfeuer ihnen wirksam in die Seite spielen fühlten, machten sie Halt, und stürzten dann im wilden Getümmel dem Rand des Steilhangs zu, um uns auf einmal unter ihrer Kugelsaat zu erdrücken. Noch ein Augenblick, und verloren war Alles — doch der Augenblick sollte nicht kommen. Indem ich, fast allein, meine Leute zu sammeln mich abmühte, hatte ich einen Flintenschuß durch den ausgestreckten Arm erhalten und stürzte an der Wand des Steilhangs herab: während ich mich noch da krampfhaft an dem vorwuchernden Unkraut festhielt, um nicht unten an dem einige hundert Fuß tiefen Abfall zerschmettert zu werden, hörte ich einen allgemeinen Schrei des Entsetzens. Was ihn veranlaßte, konnte ich wegen der Rauchwolke, die das noch immer über mir fortgehende Schießen verbreitete, nicht gleich sehen. Indessen wurden die Schreckenstöne immer ärger, und bald mischte sich mit ihnen ein lautes Jauchzen von meinen Leuten unten, und ein seltsames schreiendes Durcheinander von Weiber- und Kinderstimmen. Trompeten und Cymbeln erklangen jetzt zu dem Stimmengetöse, und das auf allen Seiten erneuerte Gewehrfeuer schmetterte die Berge und Wälder zu einem unablässig fortrollenden Donnerwiederhall auf. Immer aber noch umschleierte mir der Pulverdampf die Augen, und an die Wand des grausenvollen Absturzes geklammert, hing ich zwischen Himmel und Erde in der unmittelbarsten bänglichsten Gefahr, in den Abgrund hinabgeschleudert zu werden. Endlich, in diesem Zustande der auf's Höchste gespannten Todesangst — ein Zustand, mit dessen Pein ich nichts Vergleichbares mir denken kann — und fast schon im Begriff, mich von dieser Seelenmarter zu erlösen, indem ich, den gefürchteten Tod zum gewissen machend, meinen Halt fahren und mich zu Atomen in dem Bette des in unsichtbarer Ferne unten hinrauschenden Bergstroms zerschmettern ließ, merkte ich, daß ich Unglücksgenossen erhielt. Das Krachen des Buschholzes droben, das Stürzen losgelöst'er Steine und zuletzt das Herabrollen eines baumlangen albanischen Kriegers, der mich beinahe von meinem Haltorte mit fortgerissen hätte, gaben Zeugniß, daß die Feinde endlich in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt waren — mit wem aber, konnte ich nicht errathen. Doch Körper um Körper rollte fort und über den Steilhang nieder; endlich schien, begleitet von einem scheußlichen Geheul, dem ein donnerndes Siegsgeschrei nachschlug, der Rand des Berges zu weichen und das ganze Albanische Heer mit ihm hinabzureißen: für etwas wenigeres konnte ich kaum, in meinem gewaltigen Erstaunen über die Katastrophe, die Menge halten, die jetzt einem unvermeidlichen Tod zugeschleudert ward. Mann und Muskete stürzten haufenweise über mich weg, der seinen Anhalt mit jeder Secunde schwächer werden fühlte. Mein Blutverlust machte es mir am Ende unmöglich, dem beständigen heftigen Anprall zu widerstehen, und mitten in einem Trupp stürzender, ihren letzten Nothschrei um's Leben hinauskreischender Todescandidaten fühlte ich mich von meinem Halt weggerissen, und im Nu mit

dem unsäglichen Bangen des Scheidens der Seele vom Leibe, abwärts schießen.

Wie lange ich in diesem Todesgrunde lag, weiß ich nicht. Aber wie aus einem peinlichen Traum erwachend, hörte ich allmälig Töne wilder Wehklage, gemischt mit entfernten Flintenschüssen, dem Schmettern der Trompeten und dem Klang der Cymbeln. Die Schlacht war fern gerückt, aber offenbar noch nicht zu Ende. Tiefer aber und heftiger als Alles hörte ich Laute der bittersten Seelenangst mir in's Ohr gehaucht und fühlte Küsse und Umarmungen an meinem fast leblosen Körper. Ich war völlig unvermögend, mich zu bewegen, zu sprechen oder aufzublicken, — Ohnmacht überkam mich aufs Neue, und alle Töne verhallten.

Abermals öffnete ich meine Augen; doch mußten viele Stunden, während ich so ohne Besinnung lag, verstrichen seyn. Die Sonne ging jetzt an den abendlichen Bergen zur Rüste. Wie ein Flammenpalast glühte noch Pindus Höhe, die niederen Berge schwammen in Violet, eine dunkle Purpurfluth rollte sich der ferne Ocean auf. Ueberall waltete Schweigen um mich, und wie ich emporblickte zu dem einzelnen Sterne, der prachtfunkelnd über meinem Haupte stand, dachte ich unwillkürlich, welche Glückseligkeit der Mensch hinwirft, um die Ruhmträume der Ehrsucht oder die Schaumlust der Habgier. Wie aber mein Blick abendwärts schweifte, überfloß ein breiter Glanzstreif der sinkenden Sonne einen, wie sich mir deutlich darstellte, langen Kriegerzug, der sich am Gebirge hinbewegte. Ich erkannte die chimariotischen Banner und hörte Siegsgesang. Wundensteif und unvermögend, mich von der Stelle zu rühren, sah ich sie bänglich gespannt immer weiter ziehen, und gewahrte jetzt, daß sie in ihren vordersten Reihen was in der Ferne wie eine Bahre und eine weibliche Gestalt auf ihr sich darstellte, trugen. Ein kalter Krampf, als ob ein Eispfeil es durchbohrt hätte, faßte mein Herz. Eine dunke Vorstellung, daß Zenobia sich in die wilde Schlacht gemischt habe, daß die Liebesbezeigungen und Wehklagen, die ich empfunden — von ihr gekommen seyen, und daß sie in ihrer Verzweiflung sich zu weit in den Schlußkampf gewagt habe, kam mit entsetzlicher Gewalt über mich. Der Türke hat nicht mehr Empfindung als das Tigerthier: in meinen Adern aber floß Griechenblut, und Zenobia's Reiz, ihre aufopfernde Zärtlichkeit, ja ihr launenhafter, abenteuerlicher Geist drängten sich meiner Erinnerung so mächtig auf, daß ich heiß mich sehnte, vom stürmischen Schauplatz des Lebens abzutreten und ihr nachzufolgen ins stille treue Grab. Der Feierzug stieg immerzu aufwärts, wandte sich aber jetzt vom Fuß des Felsabsturzes ab und verlor sich im Walde. Die höchste Schwäche band mich an die Stelle, wo ich halb lag, halb saß, und schon überließ ich mich dem Gedanken, mein Wunsch sey seiner Erhörung ganz nahe. Mein letztes Rufen war „Zenobia!" doch dem Laute antwortete ein Eilen von Fußtritten, mein Name und ein Thränenstrom auf meine Stirne. Die lebende Zenobia stand vor mir!

Ihre Geschichte war kurz, aber dem Herzen eines griechischen Heldenmädchens angemessen. Sie war mir am Morgen nach der Veste Aghia Paraskevi gefolgt, und hatte mit gespannten Blicken und stürmenden Gefühlen von den Wallen aus die Schicksale der Schlacht begleitet. Als von einem Verräther geleitet — des Pascha's Kriegsvölker den Paß über die Berge gefunden hatten, der uns den Rückzug abschnitt, hatte sie die Besatzung zu einem letzten Kraftversuch der Vertheidigung anzufeuern gestrebt.

Was ließ sich aber ausrichten mit einem Schock Palikaren und einigen hundert erschrockenen Weibern und Kindern? Verloren, ohne Rettung schien Alles, da hielt mein verzweifeltes Bemühen, den Berg seitwärts gegen die Albanier her zu ersteigen, den Angriff einen Augenblick auf. Doch der Augenblick war entscheidend: — entschlossen, zu sterben oder mich zu retten, hatte sie die Thore rasch öffnen lassen und stürzte, hoch das Banner in der Hand, an der Spitze des Gedrängs von Bewaffneten und Waffenlosen hinaus. Die Feinde, so unerwartet angegriffen, wichen und wurden, einander gegenseitig dem Rande des Absturzes zudrängend, in großer Zahl über ihn hinabgeworfen. In der Verfolgung hatte mich Zenobia, wie sie meinte — als einen Sterbenden gefunden, und ließ mich, wie sie meinte, als einen Todten zurück. Ihr einziger Wunsch war nun, zu sterben. Sie führte die Chimarioten zum Angriff auf den Rest der Kriegsvölker des Pascha's, fand diese entmuthigt und in Unordnung, schlug sie abermals in die Flucht und folgte ihnen bis an die Ufer des Acheron, der Grenzscheide von des Pascha's Provinz, nach. In der Verfolgung hatte sie eine leichte Wunde erhalten, und wurde nun im Triumph von ihren beifalljauchzenden Landesgenossen auf jene Weise hingetragen. Noch zu einer Kraftanstrengung faßte sie sich den Muth: — aus aufgehäuften Feuerröhren und Feldzeichen der Feinde wollte sie mir im wehmüthigen Stolze den Scheiterhaufen aufrichten, und ließ nun den Zug halten, um die Hülle ihres geschiedenen Herrn und Gatten mitfortzunehmen. Doch die Scene hatte sich jetzt geändert. Die Flinten und Fahnen wurden zu etwas Besserm aufgespart, als zu einem Leichen-Holzstoße. Die einen theilte ich unter unsere tapfern Berghirten aus, die andern hing ich in der Capelle auf unserer Alpe auf.

Jahre verstrichen um Jahre. Ali zog abermals wider uns in Kampf, und zog abermals den Kürzern. Ich sah seine Burg eingenommen, sah sein Haupt am Sattelknopf des Tataren hängen, der die willkommene Kunde nach der Sultans-Hauptstadt brachte. Ich sah sein stolzes Geschlecht wie Spreu hinweggefegt, und seine Leute, seine Stadt und seine Schätze ruhen in Fremder Händen. Ich sah das Alles, derweil ich mein Feld auf meiner Berghöhe bestellte, dem Summen meiner Bienen zuhörte, den Spielen meiner wackern Knaben und schönen Mädchen zuschaute, und mich an der Glückseligkeit der noch immer schönen Mutter beider herzlich vergnügte. Wir waren zufrieden mit unserm Glücksstand, aßen unsere Mahlzeiten ohne Furcht vor unsern Köchen, und ruhten auf unsern Pfühlen aus, ohne

erwarten zu müssen, in unserem ersten Schlafe erschossen zu werden. Ordenssterne und Epauletten, Hofbälle und mitternächtige Maskeraden sind unstreitig recht schöne Dinge; da wir aber nicht hoffen dürfen, gemeuchelmordet, entthront oder lebenslänglich eingekerkert zu werden, so haben wir uns vorgenommen, es uns auch ohne dergleichen wohl seyn zu lassen. Friede sey mit Allen!

Der Ball in der Walpurgisnacht.

(Schluß.)

Nach einigem Suchen fand Curt doch eine Thüre und rannte nun fort in den Saal, um dem Baron wo möglich den Hals zu brechen. Er dachte nicht mehr daran, daß er in Weiberkleidern sey und hörte auch nicht darauf, daß ein Herr zu ihm sagte: „Fräulein Fanny! was ist Ihnen passirt? Sie sind sehr erhitzt."

Endlich fand Curt den Baron, welcher ihm auswich, bis sich Beide in einem andern entlegenen Zimmer zusammen fanden, wo der Baron nicht mehr ausweichen konnte.

„Sie müssen sich mit mir schlagen, Barönchen!" schrie Curt.

„Was, mit einer Dame soll ich mich duelliren? Das wäre doch ein niedliches Duell, und ich müßte mich aus Galanterie todtschießen lassen," erwiederte der Baron.

Curt besah sich und sagte dann: „Was da! ich bin keine Dame, sondern ein verkleideter Herr. Aber Sie haben meine Braut umarmt und das fordert blutige Rache."

„Wohlan!" sprach der Baron, es ist dieß nun das zweite Duell, das ich in dieser Nacht ausfechte. So eben war ich entschlossen, den Ball zu verlassen. Ihnen, Herr! biete ich meinen Wagen an; fahren Sie mit in mein Hotel, denn hier habe ich kein Schießzeug zu dem beabsichtigten Zweikampf. Willigen Sie ein, mitzufahren?"

„Ja! ja! auf der Stelle!" versetzte Curt.

Beide Herren setzten sich in einen zugemachten Wagen und fuhren ab. Es dauerte ziemlich lange, ehe sie an Ort und Stelle kamen. Der Baron führte Herrn Curt in ein wenig erleuchtetes Zimmer, gab ihm ein Paar Pistolen und bat ihn, dieselben zu laden. Während dieß Curt that, ging der Baron hinter eine spanische Wand, wo er etwas vornahm. Bald trat der Leztere in einen Mantel gehüllt und einen großen Hut auf dem Kopfe wieder hervor und sagte: „Nun Herr! Sie haben den ersten Schuß, feuern Sie auf mich!" Curt stellte sich in eine Ecke der Stube, er hob die Pistole und zielte, aber in demselben Moment ließ der Baron Hut und Mantel fallen und stand da — als Fanny Vollreich im kostbaren Costüm einer Balldame. Curt war wie von Blitz, Donner und Pistolenschuß zugleich getroffen; sein Gewehr fiel ihm vor die Füße, gleich darauf fiel er aber seiner Braut selbst zu Füßen.

„Nun! schießen Sie doch, Herr Wacker!" spottete die Schelmische.

Es entspann sich hierauf zwischen Curt und Fanny folgendes Gespräch:

Curt. Theure Fanny! erkläre mir nur diese Räthsel. Du wolltest ja nicht auf den Ball kommen.

Fanny. Wer hat denn das gesagt?

Curt. Du schriebst mir ein Billet; hier ist's.

Fanny. Dieß Billet hat, Gott weiß, wer geschrieben. Es ist bloß meine nachgemachte Hand. Ich wollte mir durch die Verkleidung einen Spaß machen und weihte meine Eltern und die Familie Golden in das Geheimniß ein. Zufällig hattest Du Dich auch verkleidet. Ich erkannte Dich, Du aber nicht mich.

Curt. Es ist aber unverzeihlich von Dir, daß Du Dich hast von dem Baron umarmen lassen.

Fanny. Der Baron ist ja eine Person, welche gar nicht existirt.

Curt. Ja so! Ach Gott! die Mummerei macht mich ganz verwirrt. Wer hat dich denn aber sonst umarmt?

Fanny. Ich.

Curt. Was! Du hättest Dich selbst umarmt?

Fanny. Curt, Du vergißt ja ganz, daß Du heute meine Rolle gespielt hast; ich habe herzlich darüber lachen müssen. Ich merkte Deinen Rausch und folgte Dir später in das dunkle Zimmer, wo Du schliefest; dort beugte ich mich über die Lehne Deines Stuhles, nahm Dich in die Arme und gab Dir einen Kuß; darüber wachtest Du auf und erblicktest Dich und mich in einem Spiegel gegenüber. Darauf geschah die Ausforderung, auf welche ich zufällig schon vorbereitet war. Jetzt besieh Dich einmal in einem Spiegel.

Curt trat vor einen Spiegel und sagte: „Die Geschichte ist, hol mich der Teufel, zum Todtlachen. Wo sind wir aber eigentlich jetzt?"

„In einem Hause meines Vaters, in welchem Du noch nicht gewesen bist," antwortete Fanny, „Du weißt, daß mein Vater zwei Häuser in der Stadt besitzt."

Die beiden Liebenden erzählten sich nun auch die komischen Vorfälle, die mit dem Herrn Amtsactuarius Polter und mit dem Herrn Lieutenant von Schimmelreit sich begeben hatten, und freuten sich ihrer bestandenen Abenteuer. Dann setzten sie sich traulich auf ein Sopha, wo sie mit einander schäkerten und liebetändelten, und der Mond, diese Fackel, welche so oft auf dem Altare leuchtet, wo Liebende ihre Opfer bringen, wurde Zeuge ihrer zärtlichen Küsse und Umarmungen. Die nächstfolgende Walpurgisnacht fand das holde Pärchen in glücklicher Ehe.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

A. Gentzel.

(Schluß.)

Unglücklicher Redacteur, der die Welt verachtet, weil sie nicht gütig war, seine Unwissenheit zu stempeln und ihr eine

Pastorpfründe zur Belohnung zu geben, dieser Weltschmerz ist mit wenigen Thalern zu heilen. —

Und auch dieser Schmerz ist ein fingirter wie Gentzel's ganze Moralität; denn ich halte mich befugt, Gentzel's Worte, „daß den Sittenrichtern am wenigsten zu trauen sey," auf ihn selbst zurückschlagen zu lassen.

Gentzel's schriftstellerische Productionen nun sind meistens unehlicher Geburt; sie sind alle mit der Zange aus dem Mutterschoße hervorgeholt und haben — verdrehte Gliedmaßen mit dicken Wasserköpfen; dabei zerren sie an höchst unerträglichen frugalen Witzeleien ihr stupides Daseyn hin, daß man diesen Portraitirungen der ordinären trivialen Wirklichkeit sogleich anmerkt, ihr präsumtiver Vater sey eben solch' ein Nachdruck der Natur, wie sie selbst.

Endlich nun, was kann man von Gentzel's Kritik erwarten!

Zunächst beruht sie auf keinem künstlerisch-wissenschaftlichen Bewußtseyn.

Meine Kritiken — sagt er im Freimüthigen vom Jahre 1836, Seite 651 — sind keine flachen und bloßen Phrasensammlungen; sie sollen durchaus nichts Objectives haben; sie tragen einen ganz individuellen Charakter, das heißt, den des Herrn Gentzel's. Wir sehen also, die Kritik hat sich noch nicht zur Freiheit der Auffassung emporgeschwungen; sie liegt noch eingehüllt in dem Schooße der engsten Subjectivität, der Kritiker entläßt sie nicht seiner persönlichen Meinung, indem er sich in das Kunstwerk vertieft, seine Combinationen im Geiste nacheonstruirt und aus dem Innern desselben heraus die Thatsachen selbst das Urtheil sprechen läßt; sondern es ist ihm nur darum zu thun, sein Wohlbehagen bequemlich zu expectoriren. So hat denn dieser Standpunct der schlechten Subjectivität, auf dem Gentzel sich befindet, für die Kunst keine Forderung; er beurtheilt die Sache nach seinen eigenen Worten, von der Praxis aus und alles Andere gilt ihm als vom Uebel.

In der Ausführung dieses Standpuncts bedient sich Gentzel immer einer gewissen laxen Moral, einer verderbten, faulen Gutmüthigkeit, die hin und her redet, aber weder zum Lobe noch zum Tadel ein frisches Herz und einen gesunden Muth hat. „Es mag dieß oder das gut seyn, aber mir gefällt es nicht; übrigens bitte ich, meine Meinung nicht übel zu nehmen;" dieß ist das gewöhnliche Schablon, über welches Gentzel alle seine Kritiken streicht. Einmal — im Freimüthigen von 1836, Seite 659 — sagt er sogar verzweifelt naiv: „Ich würde die Kritik nicht geschrieben haben, wenn es mir in den Sinn gekommen wäre, daß Bechstein selbst darauf reflectiren würde; es war wahrlich nicht schlimm gemeint." —

Weßhalb schreibt Herr Gentzel denn seine Kritiken? — Etwa des Honorars wegen? Dann gewiß ist Gentzel's Kritik eben für keine Kritik zu achten. Sie faalbadert wie eine geschwätzige Kaffeeschwester, aber Urtheil darf man bei ihr nicht suchen.

Ich hoffe, alle von Gentzel Getadelten werden sich eben so leicht trösten wie ich, dem er im Anfange seines Schriftstellerns eine Novelle zurückwies, „weil sie nicht thatsächlich, praktisch sey!" Sein Maß ist das Nützlichkeitsprincip und damit spricht er sich selbst das Schuldig; denn der hölzerne Maßstab einer moralischen Elle paßt nicht für die Gebilde der Kunst.

Zuletzt erkläre ich noch, daß ich Gentzel achte und liebe, daß ich ihn für einen gutmüthigen ehrlichen Mann, für einen sorgsamen Vater und pflichtgetreuen Gatten halte und daß diese Worte nie die Absicht gehabt haben, ihn zu verletzen; was er mir um so eher glauben wird, als er selbst sagt: „Ich denke, man kann sein Mißfallen über Jemandes Styl und Manier aussprechen, ohne ihm persönlich abgünstig zu seyn."

Man mag ihm gern gestatten, in seine schwirrende Kindertrompete eine lustige Melodie zu blasen, oder die kleine Lärmtrommel zu schlagen, nach deren Tact höchstens Affen und Hunde tanzen werden, denn er ist ein ganz unschuldiger Mensch, dessen reine Intention man nur verkennt, weil er zuweilen in seinen Ausdrücken einen absoluten Mangel an Bildung verräth. Man würde ihn am meisten lieben lernen, wenn er die Tinte vertrocknen ließe und kein Wort mehr schriebe; aber er will leben und hier ist die wahre Angst seines Unglücks. Es wäre wohl angebracht, bei hilfsfreudigen Seelen eine Collecte für ihn zu sammeln oder ihm eine Stelle in einem Hospital zu verschaffen.

Seidelmann.

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Hierauf ließ Heinrich viele Einwohner aus Sachsen in diese Gegenden, welche die Markgrafschaft Meissen genannt wurden, kommen. Aus diesen und den Sorben entstand ein Volk, und so wie sich die deutsche Sprache immer weiter ausbreitete und gemeiner wurde, so gewann auch die christliche Religion mehrere Verehrer. Heinrich's Sohn, Otto der Große, welcher nach ihm, 936, König von Deutschland wurde, stiftete zur Unterdrückung des Heidenthums, ums Jahr 938, die Bisthümer Meissen, Merseburg und Zeiz, welches letztere in der Folge nach Naumburg verlegt wurde. Dieser Fürst setzte in seinem väterlichen Herzogthum Sachsen, wo unter seiner Regierung die Bergwerke des Harzes entdeckt wurden, einen vornehmen, sächsischen Herrn, Namens Herrmann, welcher aus dem alten, edeln Billingischen Hause abstammte und viele ansehnliche Allodialgüter, besonders im Lüneburgischen, besaß, daher er sich auch meist zu Lüneburg aufhielt, anfänglich zum Statthalter und Feldherrn in diesem Herzogthum, nachmals aber zum wirklichen Herzog von Sachsen ein. Von ihm kam diese Würde auf seine Nachkommen, und zunächst auf Bernhard I. oder Benno. Der letzte aus dem Billingischen Stamme, welcher das Herzogthum Sachsen von ohngefähr 960 bis 1106, also beinahe hundertundfunfzig Jahre beherrscht hatte, war Magnus.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 18. Dienstag, den 30. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Liebesreime.

Von Ed. Ferrand.

Durch die weite Erde irr' ich, trauernd, freuden-ruhelos —
Sie, die mich so hoch beglückte, schlummert in der Erde Schoß.
Eine schön're Blüthe knickte noch die Wuth des Sturmes nie —
Dieß „des Schönen Loos auf Erden!" Und das Schönste war ja sie! —

Herz was soll dieß düstre Träumen? Ohne Ursach quälst du dich!
Blühend lebt ja die Geliebte, aber leider nicht für mich.

Jahre fliehen, Jahre kommen, immer noch im Herzen glüht
Jene alte heil'ge Flamme, welche einst so hell gesprüht,
Die in farbig bunten Strahlen Liedesfunken reich verstreut,
Und wie jener Wundervogel aus der Asche sich erneut.

Einklang.

Draußen stürmt es, und im Herzen stürmt mir jetzt das alte Sehnen —
Von dem Himmel strömt der Regen und es fließen meine Thränen.

Mag es regnen, mag es stürmen, endlich wird der Himmel licht,
Wird es nur der trübe Himmel meiner Liebe ewig nicht?

Zwischen Schmerz und Wonne schwankend, fürchtend, hoffend pocht die Brust —
Wären das die Frühlingsstürme einer neuen Liebeslust?

„Müde wird man dieser Reime, Freund, wirst Du es denn nicht auch?" —
Amor ist ein Kind — O laß ihn spielen nach der Kinder Brauch!

Bilder.

Copirt von Tr.

1. Die Sturmvögel.

Unsere Brigg befand sich seit fünf Wochen auf dem Meere, als der Capitain nach einer nautischen Beobachtung meinte, wir befänden uns 130 M. nördlich von Jamaika. Günstige Winde hatten bis dahin stets unsere Fahrt unterstützt, und alles am Bord vereinigte sich, die einförmige Langweiligkeit einer langen Seereise minder fühlbar zu machen. Die Passagiere in der Cajüte waren der Major Lardner und dessen Frau, ein junges Ehepaar, und Miß Percy, die Schwester dieser jungen Dame, alle drei höchst liebenswürdige Leute; dann ein Irländer, O'Donnel, ein lustiger, unruhiger, erfindungsreicher, junger Mann. Musik, Lectüre und Unterhaltung verkürzten die Stunden. Gegen Abend, wenn die Sonne am Horizonte hinabsank, pflegten wir auf dem Verdecke herumzuspaziren oder uns da niederzusetzen, bis uns der starke Thau wieder hinab in die Cajüte nöthigte. Oft unterhielt uns da der Capitain, ein Mann von reifen Jahren, aber noch kraftvoll, von seinen Reisen entweder durch Anekdoten, welche er originell zu erzählen wußte; oder durch die Geschichte seiner überstandenen Gefahren, die Beschreibung ferner Länder und Seeabenteuer, an welche sich fast immer irgend ein Aberglaube knüpfte, der auf die Phantasie des Mannes überhaupt einen starken Einfluß zu haben schien.

Unsere Damen waren für die Naturgeschichte sehr eingenommen, und ihre Tagebücher enthielten besonders Zeichnungen von seltenen Vögeln. Sie hatten schon mehrmals den Capitain gebeten, ihnen einige Sturmvögel zu schießen; aber der sonst sehr gefällige und galante Seemann fand immer einen Vorwand, um diesem Verlangen auszuweichen, und seine ausweichenden Antworten verriethen einen geheimnißvollen und unüberwindlichen Widerwillen, einen solchen Vogel zu tödten. Der junge Irländer, O'Donnel, beeilte

sich mehr, die Wünsche der Damen zu befriedigen, und machte Jagd auf die Sturmvögel; er schoß mehrmals unter zahlreiche Schaaren, und traf endlich zwei dieser Vögel, welche ins Meer herunterfielen. Bei diesem Anblicke verrieth der Capitain einen großen Unwillen, und als der Schütze ihn bat, ein Boot zu seiner Verfügung zu stellen, damit er seine Beute holen könne, entgegnete er: „Wenn Sie nicht wieder an Bord kommen wollen, recht gern!" und er sah dabei leichenblaß aus und seine Lippen zitterten. „Es ist eine ernstere Sache, als Sie wohl denken, und Sie wissen nicht, welches Unglück Sie angerichtet haben; die Folgen davon werden nicht lange ausbleiben." Nach dieser traurigen Prophezeiung drehete ihm der Capitain den Rücken zu und wollte seine Einwendungen nicht hören, während die Matrosen, die Zeugen dieses Auftrittes gewesen waren, ihren Zorn und Unwillen deutlich zu erkennen gaben, und keineswegs geneigt schienen, den Irländer zu unterstützen, wenn sie auch Befehl dazu von dem Capitain erhalten hätten.

Obgleich wir noch kein Land sahen, so merkten wir doch an einer Menge Anzeichen, daß die Küsten von Westindien nicht sehr weit mehr entfernt seyn könnten. Am Horizonte verlängerten sich leichte und durchsichtige Wolken in komische Gestalten, und schienen uns sowohl durch ihre Richtung als ihre Gestaltung die Nähe des Festlandes oder einiger Inseln anzudeuten. Vögel von schönem Gefieder und solche, die man nicht auf hohem Meere trifft, schwirrten um unsere Masten, und wir glaubten bisweilen einen Pflanzengeruch in den Winden zu fühlen, welche unsere Segel schwellten.

An einem schönen Morgen erwarteten wir von Stunde zu Stunde Land zu sehen, als wir hinter dem Schiffe einige Delphine auf der Oberfläche des Wassers spielen sahen; ihnen folgte eine große Anzahl Fische, welche wir bei der Klarheit des Meeres in ziemlicher Tiefe erkennen konnten. Der Capitain schlug einen allgemeinen Fischfang vor, und in einem Augenblick wurden Hamen und Angeln in das Meer geworfen; alle, Matrosen und Passagiere, wollten Hand anlegen, und das Verdeck wimmelte bald von frischen Fischen, welche der Koch sowohl für den Tisch des Capitains als für die Mannschaft zurichten sollte.

Man setzte sich bald zu Tische. Das Glück bei der Fischerei hatte uns alle aufgeheitert; es war außerdem der Namenstag des heiligen Georg, und der Capitain wollte dieß Nationalfest als guter und treuer Engländer feiern, und ließ es deßhalb an nichts fehlen. Schon strahlten die Gesichter verklärt, gute Weine gingen herum und die Toaste folgten schnell aufeinander; an Gefahr und Noth dachte niemand mehr; eine glückliche Einfahrt in den Hafen krönte aller Wahrscheinlichkeit nach die glückliche Fahrt. Selbst die Damen nahmen an der allgemeinen Freude Theil; man sprach bereits von einem kleinen Balle, womit der freudige Tag beschlossen werden sollte, und es handelte sich nur noch um das Orchester, als der Bootsmann unerwartet hereintrat und die Bestürzung unter uns durch die Nachricht verbreitete, die Wache am Steuerruder sei ohnmächtig geworden und ein anderer Matrose habe entsetzliches Leibweh bekommen.

„Was fehlt ihnen denn?" fragte der Capitain erbleichend und stieg, ohne ein Wort weiter zu sagen, die Treppe des Zwischendeckes hinan, um selbst nachzusehen. Diese Worte warfen alle unsere Pläne um; unsere Lustigkeit verschwand in einem Augenblicke. Der Schrecken bemächtigte sich aller Gemüther, obgleich der Major bemerklich machte, die Seeleute wären ähnlichen Krankheitsfällen unter der Breite, wo wir uns befänden, häufig ausgesetzt, denn seine unsichere Stimme und sein verstörtes Aussehn standen mit seinen Worten in gar zu grellem Gegensatze. Was werden wir hören? dachten wir. Nach einigen in schrecklicher Angst verbrachten Minuten schickten wir den Bedienten auf das Verdeck, damit er sich erkundige; er kam sogleich wieder und sagte, der Zustand der beiden Matrosen verschlimmere sich immer mehr, und ein dritter sey von derselben Krankheit befallen worden. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Schwester der Mistreß Lardner in Ohnmacht fiel; die Verwirrung und Angst hatten den höchsten Gipfel erreicht; der Major und der junge Irländer trugen das Mädchen zitternd in ihr Zimmer. Ehe die Gattin des Majors zurückkam, fand sich der Capitain wieder ein, der höchst bewegt aussah. „Lieben Freunde," sagte er, „es ist etwas Entsetzliches! ich muß es sagen — meine Pflicht nöthigt mich dazu — so wissen Sie denn — ich zweifle nicht mehr — daß wir alle — vergiftet sind durch die Fische, welche wir gegessen haben. Einer von der Mannschaft ist bereits gestorben, und die Anderen sind in großer Gefahr."

„Vergiftet, Capitän! Vergiftet! Wissen Sie es gewiß? Mein Gott! — so sollen wir denn Alle sterben?" rief Mistreß Lardner.

„Was kann geschehen?" unterbrach sie der Major. „Gibt es kein Mittel, das Gift unschädlich zu machen?"

„Ich weiß keines," entgegnete der Capitän. „Es wirkt schnell wenigstens. Ich fühle es, ja ich fühle es auch schon. Halten Sie mich, ich bitte meine Freunde."

Er konnte nicht mehr stehen, er wankte und würde auf den Boden gefallen seyn, wenn wir ihn nicht gehalten hätten.

(Schluß folgt.)

Ein Nachtstück.

Neujahrsphantasie von Dr. H—s.

Wir leben in einer Zeit des Parteikampfes und des Streites der Meinungen, in der es Noth thut, daß ein Jeder seine eigenen Grundsätze sich klar mache, um wenigstens mit den zunächst Stehenden sich zu verständigen. Wir haben Stürme erlebt aus dem Osten und aus dem Westen, vom Süden und vom Norden, und Niemand kann sagen, von welchem Puncte der Windrose das nächste Mal der Sturm kommen wird. So viel aber sehen wir vorher, daß der Sturm, wenn er ausbricht, ein gewaltiger seyn wird; denn die Zeichen, die am Himmel stehen

*) Durch Zufall verspätet. D. R.

deuten auf kein mildes Frühlingswehen. Wie in jenen Tagen, die nach der Offenbarung den letzten vorangehen, sehen wir in diesen Tagen die innigsten Bande zerrissen, die heiligsten Verpflichtungen geschändet. Der Freund darf dem Freunde, der Bruder dem Bruder, der Vater dem Sohne nicht trauen; Männer, die dem Volke zu Lehrern gesetzt sind, legen ungerechtes Zeugniß ab, und es stehen Propheten auf, wahre und falsche, welche die Gemüther noch mehr verwirren, weil sie das Aechte von dem Unächten nicht zu unterscheiden wissen. Die Einen predigen das Evangelium der Wahrheit und des Lebens, die Anderen die Botschaft der Lüge und des Todes; aber die Lügenprediger wissen ihre Worte mit glänzenden Versprechungen zu umhüllen, und die Unerfahrenen laufen ihnen nach, und es sammeln sich Schaaren zu ihnen auf Schaaren, und wenn sie ihres Weges daher ziehen, so entsteht ein Brausen wie das Brausen des Meeres und ein Brüllen wie das Brüllen der Brandung, wie der Donner von hundert Wettern am Himmel. Die Nacht breitet ihre düsteren Fittige über die Gefilde. Wir vernehmen die Klagen der Gefangenen, das Aechzen der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden trifft unser Ohr; aber wir hören auch den Jubelruf des Sieges, und wir sehen die Morgenröthe des kommenden Tages, die bereits die Spitzen der Berge vergoldet.

Es war in der Nacht, die das neue Jahr von dem alten scheidet, da senkte tiefer Schlaf sich, wie der Schlummer des Todes, mir auf die Augen und eisige Erstarrung hielt meine Glieder befangen. Aber eine Stimme erschallte und sagte: „Oeffne die Augen und siehe!" Und ich folgte dem Gebote und sahe. Und vor mir lag eine große Stadt, von einem trüben Strome durchflossen, in der stolze Paläste sich auf breiten Plätzen erheben und unzählige hohe Gebäude sich in engen Gassen drängen. Die Fluthen des Stromes sahen aus wie fließender Schlamm; aber wenn das Auge sich schärfer darauf richtete, sahen sie aus wie rinnendes Blut und gräßlich entstellte Leichen wurden durch dieselben dem Meere zugewälzt. Auf der einen Seite des Stromes war ein Palast, und in einem prächtigen Gemache lag unter seidenen Decken ein Mann, der sich unruhig krümmte und wand und stöhnte; es träumte ihm, daß tausend Dolche nach seinem Herzen stießen; seine Hände hielten krampfhaft eine Krone umfaßt, die mit kostbaren Edelsteinen geschmückt war, aber die Edelsteine waren mit Blut befleckt. Und auf der andern Seite des Stromes war ebenfalls ein Palast, daraus erschallte verworrenes Geschrei, wie das Geschrei von Betrunkenen. In einem Saale, der von hundert Lampen erleuchtet war, saßen ernste Männer, die mit wichtiger Gebehrde über das Wohl ihres Volkes und über das Wohl der Menschheit sprachen; aber Alle redeten untereinander, Keiner achtete auf das, was der Andere sagte, und das einzige Wort, welches man in dem wilden Getöse von Zeit zu Zeit verstehen konnte, war: Geld, Geld! Und ich wandte mich unwillig ab, da sah ich eine andere Stadt vor mir, die größer war, wie die erste: ein Häusermeer, welches ein breiter Strom durchschnitt, auf dem tausend Schiffe schwammen. Und ich sah ein schwimmendes Königshaus, worin eine zarte Jungfrau zahlreichen Dienern ihre Befehle ertheilte. Weise Männer regierten die Stadt, die viele treffliche Rathschläge ersonnen hatten; aber die Bürger waren uneins, und die Einen verwarfen die Rathschläge, welche die Anderen angenommen hatten. Weite Reiche waren der Stadt untergeben im Osten und im Westen, und die Völker hatten willig die Gebote der Stadt erfüllt, die sich nährte von dem Marke der Völker Da sie aber sahen, daß die Bürger unter sich uneins waren, da glaubten die Völker, daß die Macht und die Kraft der Stadt gebrochen wäre. Es entstand Aufruhr in einem fernen Reiche im Westen, und im Osten wurden die Schiffe der Bürger auf dem Meere angehalten. Ich wandte mich ab und sahe nach einer anderen Richtung. Da fiel mein Auge wieder auf eine große Stadt, an der ein majestätischer Strom vorüberfloß, der mit schäumenden Wogen, gleich einem Arme des Meeres, in die See sich ergoß. Die Ufer des Stromes waren ein üppiges Rebengeländ, Orangen und Olivenwaldungen kränzten die Höhen und über die Ebene wogte ein goldenes Aehrenmeer. In dem Strome spiegelte sich ein glänzender Palast; ein jugendliches Frauenbild saß auf reich verziertem Sessel, die Krone auf dem Haupte; man wußte nicht, ob es Kind oder Weib war, und vor ihm knieete ein Mann, der gleichfalls die Krone trug. Aber vor den Thoren des Palastes erschallte wildes Geschrei; schmutzige Pöbelhaufen tobten durch die Straßen und die Edeln des Landes flohen auf fremden Schiffen in ferne Lande. Wieder wandten wir uns ab und wieder fiel mein Blick auf eine Stadt, in der wüste Verwirrung zu herrschen schien. Ein unschuldiges Kind, ein Mädchen, das die Mutter am Gängelbande leitete, spielte mit der goldenen Königskrone und freute sich, als dieselbe zu Boden fiel und in Stücken brach. Das Volk gerieth bei diesem Anblicke in unruhige Bewegung und ein Jeder verlangte ein Stück der Königskrone. Da saßen die Weisen der Stadt zu Rathe und beriethen sich, auf welche Weise sie die richtigste Theilung vornähmen; während sie aber riethen und stritten und zu keinem Schlusse kommen konnten, stieg ein Mann, der auf einem hohen Berge stand und sich eine Krone von Eisen in die Stirn gedrückt hatte, in die Ebene hinunter und warf brennende Pechkränze in die Stadt, die an allen Ecken zu brennen anfing, während das Volk um die Trümmer der goldenen Krone stritt und die Weisen über die Theilung rathschlagten. Und als die Weisen erfuhren, daß die Stadt brenne, da nahmen sie einen Brief, der war mit vier Siegeln untersiegelt, und schickten ihn dem Manne mit der eisernen Krone zu, in der Meinung, dieser werde vor dem Briefe so große Achtung haben, daß er bei dem Anblicke desselben von seinem Beginnen abließe. Der Mann mit der eisernen Krone nahm aber den Brief und zerriß ihn und fuhr fort Pechkränze in die Stadt zu werfen.

Und als mir die Augen von dem langen Hinstarren trübe zu werden anfingen, war es mir, als ob ich wieder

in tiefen Schlaf versänke. Aber die Stimme, die mich zuerst geweckt hatte, erschallte noch einmal und sagte: „Oeffne die Augen und siehe! Und ich sahe einen Strom, der war mit Eis bedeckt, und so weit ich sehen konnte, war Alles was ich sah, mit Schnee und Eis bedeckt. An dem Strom breitete sich eine große Stadt mit vielen prächtigen Palästen, aber neben den Palästen standen elende Hütten, in denen die schmutzigste Armuth starrte. Auf den Plätzen drängten sich Tausende von Bajonetten, Cuirasse und blanker Waffenschmuck erglänzte und Geschütze rollten durch die Straßen. Und eine kräftige männliche Gestalt, hoch zu Rosse, gebot allen den unzähligen Schaaren der Bewaffneten, auf seinen Wink zogen sie nach dem Aufgange und nach dem Niedergange, und sie kannten kein anderes Gesetz, als seinen Befehl. Als ich durch den Glanz der Waffen geblendet, meine Augen wegwandte, da sah ich ein weites unermeßliches Gefilde. Einen traurigern Anblick hat noch nie ein sterbliches Auge gesehen. Da war keine Stadt, kein Dorf, eine unübersehliche Schneefläche, aus der hier und da finsteres Nadelholz emporragte, das durch sein dunkles Grün den düstern Eindruck des Schauspiels nur vermehrte. Und über die Schneefläche schleppten kummervolle Gestalten, durch den Gram zur Erde gebeugt, klirrende Ketten.

Die Augen wurden mir trübe vor Bewegung und tröstender Schlummer umfing mich, da erschallte abermals die Stimme und sagte: „Oeffne die Augen und siehe!" Und ich öffnete die Augen und sah ein schönes herrliches Land, von drei Meeren bespült, von rauschenden Flüssen durchströmt, von hohen Gebirgszügen durchschnitten, aber am Fuße der Berge in weite fruchtbare Ebenen gebreitet. Und ich sah viele ansehnliche Städte an den Strömen und freundliche Dörfer in den Thälern und Ebenen; überall herrschte Wohlstand und Thätigkeit, der Gewerbfleiß in den Städten, der Feldbau auf dem Lande beschäftigte alle Hände. Da erregte verworrenes Geschrei meine Aufmerksamkeit; ein dumpfes Donnern ließ sich vernehmen, wie von einem Gewitter welches am Horizonte aufstieg. Der Himmel verdunkelte sich, Blitze zuckten, ein Feuermeer blendete plötzlich meinen Blick! es war der helle Tag, der zum Fenster hereinschien und den Schläfer weckte.

Literarisches Museum.

Es ist wohl nicht ganz unrecht, wenn man bei Beginn eines neuen Jahres auf die Leistungen und Bestrebungen des eben verflossenen einen Blick zurückwirft. Wir leben überhaupt in einer Zeit, wo die Vergangenheit mit der Gegenwart auf das Genaueste conferirt werden muß, denn es fehlt uns an Männern von Kraft und Entschiedenheit, um mit einer Idee hervorzutreten, die unabhängig von der Vergangenheit, in der Gegenwart fußte und bedeutend auf die Zukunft einwirken könnte.

Unsere Zeit, vorzüglich in literarischer Hinsicht, gleicht dem wilden Jäger, dem das Gesicht im Nacken sitzt, er blickt immer zurück, während das Zauberroß unter ihm unaufhaltsam der Zukunft zueilt.

Die Literatur der Gegenwart sucht ihre Anknüpfungspuncte bei den Todten; sie vergißt den Anker auf den Grund jener Interessen fallen zu lassen, welche ächte wahre Heiligthümer des Volkes sind. Ich will damit nicht sagen, daß sie eine Ehrenwache der wahrlich keinesfalls so zu verachtenden materiellen Interessen werden solle, nein, aber sie darf nicht zu stolz seyn, um sich zum Volke herabzulassen, sie muß den Dünkel aufgeben, das Publicum zu sich heraufziehen zu wollen. Die politische Presse ist wohl eine Trägerin der öffentlichen Meinung geworden, — daß die rein literarische diesen Einfluß erringe, diese Zeit ist noch fern. Sie kann nur dann auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung von Gewicht seyn, wenn sie jene zu leiten versteht, um dieses aber zu können, müssen dem Publicum Concessionen gemacht werden, und zwar Concessionen der Art, daß anfangs nur jene Saiten der Interessen angeschlagen werden, welche mit dem gegenwärtigen Zustande des Volkes auf das Tiefste verwachsen sind. Hätte der Deutsche ein öffentliches Leben oder jenen Sinn für Oeffentlichkeit und Volksthum, wie selbst die geringste Classe in England und Frankreich, dann könnten wir darauf rechnen, daß eine Literatur wie sie sich jetzt bei uns entwickelt, eine Literatur welche die höchsten und heiligsten Interessen, Fragen welche eine verhüllte vielleicht stürmische Zukunft nur lösen kann, daß eine solche im Gemüthe des Volkes Raum fassen könne. Anders, leider anders, ist aber die Wirklichkeit.

Sind jene Männer, mit deren Auftreten man eine neue Periode unserer Literatur beginnen zu sehen glaubte, sind jene Männer, trotz der geistreichen Schriften die sie geschrieben, ins Volk gedrungen? Die Antwort muß unbedingt verneinend ausfallen. Es ist nur ein Kreis von höher Gebildeten, bei welchen sie Anklang gefunden, das Volk kennt sie nicht. Sie wollten den Himmel stürmen, eine goldene Zeit an die Gegenwart fesseln, und vergaßen, daß bei Revolutionen das Volk der Souverain ist.

Die neue Literatur dreht sich größtentheils um die Literatur selbst. Ein Jeder will für das allgemeine Beste wirken; doch dadurch, daß Einer dem Andern zuerst die Fehler zeigen will, die er begangen, war die neue Schule ein kritischer Kreisel, der sich mit Gebrumme auf einem Flecke herumdreht.

Zwar beginnen jetzt Mehrere productiv aufzutreten, aber der Kreis ihrer Productionen ist ebenfalls wieder auf einen kleinen Kreis des mehr als gewöhnlich gebildeten Publicums berechnet, und es wird wohl noch längere Zeit dauern, bevor wir durch reine Production die Fundamente einer ächten, ins Volk dringenden und zeitgemäßen Literatur legen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. F. H. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 19. Mittwoch, den 31. Januar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Bilder.

Copirt von Tr.

1. Die Sturmvögel.

(Schluß.)

Mistreß Lardner schlug ihre Arme in Verzweiflung um den Hals des Majors und beobachtete schweigend sein Gesicht, auf dem sich bereits die Spuren der Krankheit zeigten. Er fing bald darauf an zu zittern, und sie rief mit halb erstickter Stimme: „Zu Hilfe! Zu Hilfe, um Gottes Willen!" Die Kräfte verließen sie, und ihr bleiches, blondes Haupt sank an den Busen ihres Gatten, den die Schmerzen zu Boden geworfen hatten.

„Sie sind glücklich," sagte er zu mir, indem er sich, auf den Elbogen gestützt, ein wenig emporrichtete; „Sie können ohne Sorgen sterben — Sie stehen allein. Aber welcher schreckliche Augenblick ist es für mich! Ach, mußte ich so vielen Gefahren entgehen, um vergiftet in den Armen meiner Gattin zu sterben!" „Ich muß Ihnen sagen," begann der Capitain, der wieder etwas zu sich kam, „es gibt noch ein Mittel, eine Rettung. — Ich werde es nicht herausbringen — der Schmerz zerreißt mir die Eingeweide — mein Gehirn dreht sich im Kreise! — Ja, ein Mittel, das uns Alle retten könnte — man muß sogleich, unmöglich!"

Er seufzte tief und ließ den Kopf auf die linke Achsel sinken.

Unterdeß wurden die Fortschritte des Uebels unter uns immer beunruhigender. Den Irländer O'Donnel hatte ein hitziges Fieber befallen, und der Major lag in einem Zustande beinahe gänzlicher Lähmung auf dem Boden. Der Capitain hatte sich, um wieder Kraft und Muth zu bekommen, in Branntwein berauscht und seine Lage dadurch verschlimmert. Mistreß Lardner begab sich bald zu ihrer Schwester, bald zu ihrem Gatten, vergoß heimlich einige Thränen, aber klagte nicht mehr.

Ich befand mich im Vergleich mit den Uebrigen nur unbedeutend unwohl, und beschäftigte mich deßhalb ganz mit meinen kranken Reisegefährten. Als ich aber sah, daß alle meine Bemühungen nutzlos seyen, setzte ich mich in Verzweiflung nieder und berechnete im Stillen die schrecklichen Folgen, welche der Tod so vieler Personen haben mußte. Eine rufende Stimme riß mich auf einen Augenblick aus meinen düstern Gedanken; der Steuermann schrie: „Seyd Ihr denn Alle unten?" Der Bootsmann antwortete: „Was kann ich thun? Nichts. Laß das Schiff gehen wie es will." Ich bemerkte bald an dem verdoppelten Brausen der Wellen und den Erschütterungen der Brigg, daß dieselbe bedeutend schneller dahingleite, und begab mich auf das Verdeck, um nach der Ursache davon mich umzusehen. Der Bootsmann lag an der Treppe, als schlafe er; vergebens schüttelte ich ihn, er rührte sich nicht. Die Wache auf dem Verdeck war damit beschäftigt, ein Tau an das Steuer zu befestigen. „Mich schwindelt," sagte der Mann, „Alles dreht sich mit mir herum, meine Augen fallen zu, ich sehe kaum die Magnetnadel noch, ich kann das Steuer nicht mehr halten, ich wollte es anbinden." Weiterhin lagen Matrosen ausgestreckt und bewegungslos da; einige stierten mich an, aber sie antworteten nicht, als ich ihnen vorstellte, in welcher Gefahr wir uns befänden. Unser Schiff hatte alle seine Segel ausgespannt, denn der Wind war bisher ganz sanft gewesen, aber seit einiger Zeit hatte er sich verstärkt und jagte die Brigg mit rasendem Ungestüm vor sich her.

Die Sonne war seit einer Stunde untergegangen; die Dämmerung neigte sich zu Ende; Niemand stand am Bord auf, und ich allein behielt, wie durch ein Wunder, den Gebrauch meiner Sinne.

Der Wind wurde, um das Uebel noch ärger zu machen, immer stärker. Die Nacht schien stürmisch werden zu wollen; große Wolkenmassen, die schnell am Himmel hinjagten, verdunkelten jeden Augenblick die Atmosphäre mit ihren schwarzen Fittichen; der Wind wühlte das Meer auf,

die Masten knackten und verkündeten, daß sie mit mehr Segeln belastet seyen, als sie vertragen könnten; und Niemand am Takelwerke! Ich stand am Hintertheile, umgeben von tausend wachsenden Gefahren, der Einzige, der sie sah. Alle Uebrigen auf dem Schiffe waren wie vernichtet. Die Elemente über und unter mir schienen sich zu meinem Verderben verschworen zu haben, und auf dem Schiffe, meiner letzten Hoffnung, aber bereits ein Spielzeug der Wellen, lagen halbtodte Menschen! Nie werde ich diese schreckliche Stunde vergessen.

Die Brigg, die von der Mannschaft ganz verlassen war, setzte ihren Lauf unterdeß ganz nach der Laune des Windes und Meeres fort; bei jeder neuen Erschütterung fühlte ich einen neuen Schreck, denn ich mußte jedes Mal erwarten, das Schiff werde auf Klippen stoßen. Bald glaubte ich, die Brigg sey geborsten und das Wasser dränge schäumend herein, bald wähnte ich am Horizonte eine Küste mit hohen schwarzen Felsen zu sehen, auf die das Schiff hinfliege, um sich daran zu zerschmettern. Ich empfand wahrhaft höllische Qualen, als ich endlich in einiger Entfernung ein Licht bemerkte. Ich schloß, warum weiß ich nicht, dort würden wir untergehen. Sollte ich auf dem Verdecke bleiben und dem Tode trotzen, oder auch in meine Cajüte flüchten? Ich schwankte noch, als ich zu erkennen glaubte, das Licht komme von einem andern Schiffe her, das vor uns segelte. Es zu erreichen wäre ein Glück gewesen, aber wie? Wir befanden uns nicht mehr auf derselben Linie, und kein Steuermann! Ich zog das Steuer herum und band es fest. Nicht lange darauf durchbebte mich eine fürchterliche Erschütterung, der ein Nothschrei folgte; unsere Brigg war gerade an das fremde Schiff angesegelt. Ein Windstoß trennte uns wieder. Ich richtete mich auf, und als ich über das Meer hinblickte, sah ich das unglückliche Schiff, das sich mit Verlust seines Bogspriets entfernte und uns seine Verwünschungen nachschleuderte. Es war eine große Unruhe am Bord desselben; die ganze Mannschaft beschäftigte sich mit dem Takelwerke; es rief uns mehrmals an, da uns aber der Wind pfeilschnell dahin trieb, so hörte und sah ich bald nichts mehr, und dieses Zusammentreffen, das unser Glück seyn konnte, stürzte mich nur noch tiefer in Verzweiflung; die Hoffnung war an mir vorübergegangen wie ein Schatten mit dem verstümmelten Schiffe, das sie mit fortnahm.

Dieses Ereigniß überzeugte mich, daß wir unserem traurigen Schicksale nicht entgehen könnten.

Gegen Mitternacht brach unten am Fuße der kleine Mast ab, stürzte mit fürchterlichem Gekrach auf das Verdeck und nahm die Segelstangen und Segel mit sich. Die Brigg neigte sich zweimal so tief, daß ich glaubte, der Augenblick sey gekommen, in dem sie sinken werde. Aber sie ging noch immer vorwärts, wenn gleich zwischen zwei gewaltigen Wasserbergen.

Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten und suchte die Treppe des Zwischendeckes zu erreichen, als eine große weiße Gestalt schnell da heraufkam, mit einem wilden Geschrei an mir vorbeieilte und sich über Bord stürzte. Ich sah dieses Gespenst einen Augenblick mit den Wogen kämpfen; es schäumte vor Wuth und schien meine Hilfe anzurufen. Ach was konnte ich thun?

Ich beobachtete es einige Augenblicke; sein Kampf gegen den Tod wurde minder hartnäckig, seine Bewegungen verloren an Kraft, und am Ende glaubte ich, mein von der Angst erschüttertes Gehirn habe mir dieses Gesicht nur vorgegaukelt.

Meine Stellung auf dem Verdeck war nicht mehr haltbar, da die Wellen unaufhörlich darüber hinschlugen; ich stieg also in die Cajüte hinab und verschloß sorgfältig die Fallthüre. Unten war alles finster, ich tappte nach dem Capitain herum und rief ihn, so wie die anderen Passagiere, aber Niemand antwortete mir. Dennoch meinte ich, wenn das Meer wieder laut brüllte, Aechzen und Winseln, einige Zeichen von Leben unterscheiden zu können; dann betäubte mich aber das Pfeifen des Takelwerks, das Schlagen der Wogen an die Brigg, und das beständige Krachen des Holzwerkes derselben so, daß ich über die letzten Zeichen des zweifelhaften Daseyns meiner Gefährten wieder ungewiß wurde.

Ich kroch auf den Dielen herum, und wenn meine Hand eine kalte Hand berührte, fuhr ich schaudernd zurück. Ich wäre gern aus diesem Grabe hinausgestiegen, aber mir fehlte bereits die Kraft mich zu bewegen. Die Erschütterungen hatten mich zu häufig an die Holzwände geworfen, so daß mein ganzer Körper mit Beulen bedeckt war. Nach dem Tosen des Meeres, welches Geschütz-Donner glich, vermuthete ich, daß der Sturm in das letzte Stadium getreten sey, aber meiner Aufregung folgte nun die Abspannung, ich hatte keine Furcht mehr. Ich wurde bis an mein Bette geworfen, ohne es zu bemerken, ich klammerte mich daran an und fand darin endlich einen unruhigen und unerquicklichen Schlaf, in dem ich gewissermaßen unter dem Wasser lebte.

Als ich erwachte schien die Sonne durch das Cajütenfenster und ich schloß daraus, daß es schon hoch am Tage seyn müsse. Das Wanken der Brigg war noch immer sehr fühlbar, aber das Tosen des Meeres und des Windes hatte aufgehört. Ich stand schnell auf, scheute mich aber um mich zu sehen, aus Furcht, meine trüben Ahnungen bestätigt zu finden. Das erste was mir in die Augen fiel, war der Capitain, der fast leblos in einer Ecke der Cajüte auf dem Boden lag. Gegenüber befand sich der Major Lardner, der auf dem Rücken lag und den Ring der Thür zur Kammer in der Hand hielt, worin er wahrscheinlich seine Frau vermuthete. Diese saß neben ihm, scheinbar ganz in ihren Schmerz versunken. Sie versuchte mehrmals zu reden, ehe es ihr gelang mir zu erzählen, daß es mit ihrer Schwester besser gehe. Den Irländer konnte ich nirgends entdecken, er war es also gewesen, der sich vor meinen Augen in der Fieberhitze in's Meer gestürzt hatte. — Ich ging auf das Verdeck hinauf. Wie sehr hatte sich die Natur verändert! Der Himmel war blendend hell, nicht der geringste Dunst und Nebel trübte das reine Azurblau; ein weicher sanfter Luftzug schwellte schwach unsere Segel und zog über das durchsichtige grüne Meer hin.

Der Zustand der Mannschaft gewährte eben keinen so reizenden Anblick. Vier Matrosen waren gestorben, der Bootsmann und die Uebrigen fingen an wieder herumzugehen. Auf dem Verdecke herrschte die größte Verwirrung; der Mast mit den Segeln lag noch in Stücken zerstreut umher; der Hauptmast hatte ebenfalls sehr gelitten, und das Schiff war also fast ganz entmastet. Der Bootsmann meinte, wir müßten in den Gewässern der Bahama-Inseln seyn. Trotz des herrlichen Wetters schlich der Tag höchst trübselig hin. Jedes Wölkchen, das am Horizonte aufstieg, hielten wir für den Vorläufer eines neuen Sturmes. Unsere Furcht war ungegründet, und wir dachten gegen Abend an die Bestattung der Todten. Der Zimmermann nagelte vier Breter zusammen, worauf die vier Leichen mit schwerer Last gelegt wurden, damit sie bis auf den Boden des Meeres sänken. Ich mußte die Stelle des Caplans vertreten und las mit Rührung die Begräbnißworte; wir sahen das flüssige Element sich über unsern hingeschiedenen Cameraden schließen.

Gegen Mitternacht warf man die Anker aus und zog einige Segel ein, worauf wir alle zur Ruhe gingen, die wir sehr bedurften.

Am andern Morgen weckte mich ein Getöse auf dem Verdecke, ich stieg hinauf und sah, daß die Mannschaft aufmerksam auf das Meer blickte.

„Was gibt es," fragte ich, „sitzt der Anker nicht fest?"

„Nur zu fest," antwortete ein Matrose, „denn er hat einen Grund gefunden, der uns nicht von der Stelle lassen wird."

Ich blickte hinunter und erkannte die vier Leichen auf dem Grunde, die heraufzugrinzen und sich anzustrengen schienen, von ihren Banden sich los zu machen und wieder an die Oberfläche des Wassers heraufzukommen.

„Da sind sie," sagte der Matrose mit abergläubischer Ueberzeugung, „sie werden uns fest halten; Alles ist vorbei. Die Brigg wird nicht weiter können, und schneller verwesen als die Leichen."

Ich versuchte ihm den Aberglauben auszureden, sah mich aber bald zu schweigen genöthigt. Nachmittag hörte die Windstille auf und der frische Wind brachte neue Hoffnung mit. Höchst wahrscheinlich sahen wir nun bald ein Schiff, das uns beistehen konnte. Gegen Sonnenuntergang endlich rief mit einem Mal ein Matrose: „Gott sey Dank! Gott sey gelobt! Da kommen sie endlich."

„Wo, wo?" fragten Alle, und eilten auf ihn zu.

— „Da unten, seht Ihr? Sie sind es, gelobt sey Gott."

Der Matrose zeigte bei diesen Worten auf eine Schaar Möven (Sturmvögel), welche in der Luft schwebten und allmählig der Brigg näher kamen.

„Was bedeutet das?" fragte ich den Bootsmann.

— „Das bedeutet, Herr," sagte er mit völlig aufgeheitertem Gesicht, „daß unsere Leiden nun ein Ende haben werden. Wir werden innerhalb vierundzwanzig Stunden ein Schiff sehen oder irgend ein Glück haben."

„Aber woraus schließen Sie das?" fragte ich erstaunt.

— „Sie fragen? Wissen Sie nicht, daß diese guten Sturmvögel die Geister der braven Matrosen sind, welche wir in's Meer gesenkt haben? Ja, Herr, sie sind da. Ich wußte es wohl, daß wir nicht von der Stelle könnten, bis wir sie über dem Wasser gesehen. — Indeß," fuhr er nach einiger Zeit fort und sah unruhig den Vögeln zu, welche um die Brigg herumflogen, „sie bleiben ziemlich lange da, ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Ich," antwortete ich, „habe immer gehört, die Sturmvögel zeigten schlechtes Wetter an, gingen dem Sturme voraus und anderen unglücklichen Ereignissen."

— „Ich hielt sie sonst auch für bloße Vögel, aber, sehen Sie, die Erfahrung ist eine große Lehrerin. Ach, ich habe seltsame Dinge erlebt! Sagen Sie mir, da Sie ein Philosoph seyn wollen, warum hegen diese kleinen Geschöpfe eine so zärtliche Freundschaft für die Mannschaft eines Schiffes? Es ist ihr Instinct, wollen Sie sagen. Damit ist es nichts; sie waren sonst, was wir jetzt sind, suchen in ihrer neuen Gestalt die Schiffe auf und bringen ihnen jedesmal sichere Kunde, wenn Unglück droht; am häufigsten zeigen sie die Stürme an. Aber nach Allem was wir erfahren haben, können diese da nur Glück bringen."

„Glauben Sie," entgegnete ich, „daß auch andere Leute, außer den Seemännern, einer solchen Verwandlung unterworfen sind?"

— „Gewiß nicht," antwortete er, „nur die Ertrunkenen oder in das Meer geworfenen Seemänner haben allein dieses Vorrecht. In der Gestalt von Sturmvögeln büßen sie ihre Sünden ab; es ist ihr Fegefeuer. Sie irren von Meer zu Meer, ohne jemals an einem Ufer ausruhen zu können, und führen dieses zweite unruhige Leben so lange, bis es Gott gefällt, sie davon zu befreien und zu sich zu rufen."

Am nächsten Morgen weckte mich die fröhliche Nachricht, daß man einen Schooner sehe, und daß er unsern Signalen bereits geantwortet habe. Der Wind begünstigte ihn, er kam auf uns zu, und eine Stunde später hörten wir sein Sprachrohr. Der Capitain stieg mit drei Matrosen in die Schaluppe und ruderte an unsere Brigg. Er war ein kleiner untersetzter Mann mit schwarzen stechenden Augen und gebräuntem Gesicht, seine Sprache verrieth einen Amerikaner aus den südlichen Staaten der Union. Der Bootsmann schilderte ihm unsere Lage, die ihn aber nicht eben rührte. Er sagte, er segle nach St. Thomas und könne nichts für uns thun, als uns höchstens drei Neger verkaufen, welche wir abrichten möchten. Sein Antrag wurde mit Unwillen abgewiesen, und er entfernte sich wieder, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Wahrscheinlich war sein Schiff mit Negern befrachtet.

Die Verzweiflung trat wieder an die Stelle der Hoffnung, als unter lautem Jubelgeschrei der Capitain und der Major Lardner auf dem Verdeck erschienen. Der Capitain war in diesen Gewässern genau bekannt, seine Gegenwart ermunterte die Matrosen wieder; sie arbeiteten rüstig und nach zwei Tagen befanden wir uns vor der Insel Eruma,

wo wir nahe an der Küste landeten. Ein wohlwollender Pflanzer nahm uns freundlich in seinem Hause auf, und bei ihm erholten wir uns von den bestandenen Leiden und Gefahren.

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Nach mehreren Veränderungen, die dieses Land erfuhr, dessen Einwohner schon seit langer Zeit das ansehnlichste Volk in Deutschland geworden waren, und unter dessen Fürsten sich besonders Heinrich der Löwe, wie man ihn wegen seines Muthes und Tapferkeit nennt, auszeichnete, der aber, weil er dem Kaiser den Beistand zu einer Zeit versagte, wo dieser ihn am nothwendigsten brauchte, von demselben in die Reichsacht erklärt, und also aller seiner Lehnsgüter beraubt wurde, kam es im J. 1180 an das Haus Ascanien, oder Anhalt, dem es Kaiser Friedrich I. verlieh.

Aus dem Hause Ascanien, welches wie gedacht das Herzogthum Sachsen vom Kaiser Friedrich I. erhielt, regierten vom Jahre 1180 an

1) Bernhard, der erste Ascanier. Er war Herzog zu Sachsen, allein er besaß dieses Land bei weitem nicht in dem Umfange, wie es Heinrich der Löwe besessen hatte, er ist auch unter den Ascaniern, deren Allodialgüter freilich sehr gering waren, nie wieder zur ehemaligen Stärke gekommen. Von ihm verdient bemerkt zu werden, daß er, ob er gleich mit dem Kaiser Heinrich VI. im besten Vernehmen stand, und an selbigem auch eine große Stütze hatte, doch unter denjenigen Fürsten, die sich des Kaisers Absichten, den deutschen Thron in seinem Hause erblich zu machen, widersetzten, der eifrigste und der heftigste war, daher auch Heinrich sich genöthigt sah, sein Vorhaben ganz aufzugeben.

2) Albrecht I., sein ältester Sohn, welcher ihm in der Regierung folgte, die er von 1212 bis 1260, wo er starb, führte, bewies seine Tapferkeit sowohl in den Feldzügen wider die heidnischen Liefländer und den König Waldemar II. in Dänemark, als auch bei dem Kreuzzuge, den Kaiser Friedrich II., dessen treuer Anhänger er anfangs war, und bei dem er auch in großem Ansehen stand, von dem er aber auf Antrieb des Papstes Innocenz IV. abfiel und selbst nach der deutschen Krone trachtete, veranstaltete, und breitete seine Herrschaft in dem Lande jenseits der Elbe aus.

3) Albrecht II., der zweite Sohn Albrecht I., der von 1260 bis 1298, wo sein Tod erfolgte, Sachsen beherrschte, leistete dem Hause Brandenburg wider den Erzbischof Günther von Magdeburg kräftigen Beistand, und nachdem er Rudolphen von Habsburg zum Kaiser hatte wählen helfen, welcher der erste dieses Namens ist, vermählte er sich mit dessen Tochter Agnes, und wurde von seinem Schwiegervater mit der Pfalz Sachsen belehnt. Unter Rudolph's Regierung kam 1290, nach dem erblosen Absterben des letzten Grafens Otto von Brehna, diese Grafschaft an das Haus Sachsen.

4) Rudolph I., der älteste Sohn Albrecht II., stand, da er bei dem Tode seines Vaters noch sehr jung war, mehrere Jahre unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, was er selbst in einer Urkunde vom Jahre 1302 sagt. Dieser Rudolph machte nach dem Erlöschen des Ascanischen Hauses Brandenburg, im J. 1320, vergebliche Ansprüche auf die Mark, welche Ludwig von Baiern an sein Haus bringt. Uebrigens wurde er von Rom äußerst gedrückt und verfolgt. Da auch der Kaiser Bedrückungen und Eingriffe in seine Rechte vom päpstlichen Stuhle erfuhr, so kam auf seine Veranstaltung eine gemeinschaftliche Vertheidigung sowohl der kurfürstlichen Gerechtsame, als auch der kaiserlichen Würde zu Stande, diese ist in dem bekannten wichtigen Reichsgrundgesetze, der erste Kurverein zu Rense (einer kleinen Stadt im Erzstift Cöln) 1338, in welcher Rudolph: Dux Saxoniae, portitor ensis genannt wird, enthalten. Später aber zerfiel er doch mit dem Kaiser, und ergriff wider ihn Partei. Bemerkt verdient auch zu werden, daß Rudolph der erste aus dem Hause Ascanien ist, der den Titel eines Erzmarschalls geführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Miscelle.

Der Katechismus der Münsterländer.

Unter diesem Titel ist ein Auszug aus den „Memoiren eines Verstorbenen" (welche vor den aristokratischen Umtrieben mit Recht warnen) erschienen, welcher es erklärt, wie es möglich ist, daß im Jahre 1837 für einen fanatischen Priester Blut fließen konnte. Der Erzbischof von Cöln ist nämlich der Bruder des Bischofs zu Münster, und der erstere war vordem Weihbischof zu Münster. Man lese die Worte eines Gläubigen aus Deutschland; darin findet sich bereits die Drohung ausgesprochen, daß, wie in Belgien, sich die Geistlichkeit mit den Unzufriedenen verbinden werde. — Auch dort hatte der Clerus den Pöbel aufgereizt, im Hintergrunde stand der Adel, und als die Dynastie Oranien gestürzt war, bemächtigte sich sofort der Adel der Gewalt.

Wer in Westphalen die Unzufriedenen sind, sieht man aus den beiden hier erwähnten Schriften, und wer noch mehr Beweise verlangt, den verweisen wir auf die Jahrbücher der Provinzial-Stände von Reaube.

Daß der Westphälische Adel — aus dem sonst der Fürst von Münster, Paderborn u. s. w. hervorging, durch die französische Revolution viel verloren, ist freilich wahr, aber — daraus folgt nur, daß er nicht verstanden hat, sich in seiner glücklichen Zeit zu erhalten. Denn Hegel lehrt: Das Bestehende ist das Beste. Wenn daher unsere Enkel etwas Neues einführen werden, so wird auch dieß das Beste seyn. A. D.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 20. Donnerstag den 1. Februar 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Pesth.

(Schluß.)

„Sie können sich denken, meine Freunde," erzählte nämlich S., „welch' sonderbare Gefühle meine Ideen-Scala durchkreuzten. Wir reis'ten nach Frankfurt a. M. Meine Gebieterin lag hingegossen in ihrem bequemen Wagen und las, ich saß auf dem Bocke, vor mir vier Postpferde, die der Postillon scharf antrieb, denn Milady war immer generös. Ohngefähr um 11 Uhr Abends befahl sie anzuhalten, (wir sind nämlich um 3 Uhr von Wien weggefahren) es war eine schöne mondhelle Mainacht, und wir befanden uns in einem großen Orte, dem Posthause gegenüber war ein recht bequemes Einkehrwirthshaus, in welchem wir zwei Zimmer bezogen und ein Nachtmal bestellten. Mein erster Dienst war meine Dame auszukleiden; wie linkisch ich dieses Geschäft verrichtete, läßt sich leicht begreifen, denn auf so Etwas war ich denn doch nicht gefaßt, (ich war damals 22 Jahre alt.) Sie nahm frische Wäsche, wobei ich gleich der vertrautesten Zofe Dienste leisten mußte, dann befahl sie mir ein Gleiches zu thun, und wies mir zu diesem Behuf das zweite Zimmer an. Ich gehorchte. Wir aßen zu Nacht, wobei sie wenig sprach. Ich konnte keinen Bissen verschlingen, so verlegen war ich. (Hier muß ich bemerken, daß mir meine Gebieterin vor unserer Abreise 1000 Fl. zur Verrechnung übergab und mir auftrug, alles generös zu bezahlen, und darüber Rechnung zu führen, ich durfte nicht die geringste Arbeit verrichten; „dazu sind Domestiken da, Sie sind kein Domestik; Haben Sie mich verstanden?" lautete der mir ertheilte Auftrag, als ich meinen Dienst antrat.) Ohngefähr um 1 Uhr fuhren wir weiter. — Die Reise ging fast einförmig bis Frankfurt, es wurde gefrühstückt, dinirt und soupirt; kein Mensch träumte, daß ich im Dienste der Dame sey, denn sie war so ungezwungen in ihrem Betragen gegen mich, daß man mich eher für den Gemahl, als für den Kammerdiener halten mußte. Geld hatte für sie durchaus keinen Werth, daß sie sehr reich war bewiesen die Anweisungen, die sie von Zeit zu Zeit erhielt. In Frankfurt angekommen, befahl sie mir, mich ganz nach dem letzten Journal zu costümiren, aber nur ganz fein und einfach, und zwar doppelt, um einmal wechseln zu können alle meine andere Garderobe mußte ich weggeben. Sie selbst ließ sich zwei Anzüge machen, den einen äußerst nobel, wie ihn Damen von hohem Range bei Visiten zu tragen pflegen, das zweite Kleid war ein einfaches, dabei höchst geschmackvoll. Nie bekümmerte sie sich um die Kleider, die sie abgelegt, sobald sie, wie eben beschrieben, neue erhielt. „Schaffen Sie das fort!" sagte sie jedes Mal nach Empfang neuer Garderobe; auch ich mußte mir jedes Mal ganz neue Kleider machen lassen, so oft sie es that, und die meinigen weggeben, wenn sie auch noch so wenig getragen waren, und das geschah fast in jeder Stadt, wo Milady einige Tage blieb.

Ich hatte ein herrliches Leben, ich konnte mir kein glücklicheres Loos mehr wünschen; meine alleinige Beschäftigung war, meine Dame zu bedienen. Das war aber von einem zweiundzwanzigjährigen Manne zu viel gefordert, und ich verscherzte mein Glück, das ich so zufällig fand, in einem Augenblicke.

Meine Gebieterin war, wie schon gesagt, keine blendende Schönheit, aber ein Engel voll Anmuth und Grazie. Ihr Teint, sorgfältig gepflegt, würde selbst die Reize einer Venus erhöht haben. Es war wirklich der grasseste Spleen, den je eine Engländerin ausgebrütet hat, einen Mann, und noch dazu einen so jungen Mann für solche Dienste zu wählen. Oft habe ich mir gedacht, sie müsse von Stein seyn, wenn sie, ganz ruhig in einem Buche lesend, auf einem Divan lag, und mir befahl, ihren wunderschönen Fuß mit frischen Strümpfen zu versehen; es ist unglaublich, welche Dienste ich verrichten mußte. Mit einem Worte, die Dame hielt mich für keinen Menschen von Fleisch und Blut, sondern für eine Maschine, die wie immer applicirt, ihren Dienst verrichtet. Nie habe ich bemerkt, daß sie auch nur eine Spur von anderer als wahrhaft mütterlicher Neigung gegen mich verrathen hätte, dabei war sie so gut, daß mir noch heute die Erinnerung an ihr himmlisches Bild Thränen entlockt. Es würde zu weit führen, wenn ich unser Beisammenleben durch vier unvergeßliche Monate beschreiben wollte. Eine solche Selbstbeherrschung wie ich

sie an dieser Frau erlebte, scheint fabelhaft, und doch kann ich sie nicht aus meinem Sinne bringen, denn ich habe sie ja erlebt. Wie oft saß ich bei ihr im Wagen, wie oft saßen wir zusammen auf dem Kutschbocke und bewunderten die schöne Natur. Wie oft schwammen ihre Augen in Thränen, wenn ich ihr Bruchstücke aus meinem Leben erzählte, oft wenn ich ihr mein Tagebuch vorlas (das mußte ich ununterbrochen führen) las sie mir den betreffenden Gegenstand aus ihrem Tagebuche, welches sie in englischer Sprache führte, auch vor, wenn nun unsere Empfindungen bei Besprechung über Kunst- oder andere Gegenstände sich begegneten, wie war sie da so liebevoll, wie oft belehrte sie mich, oder nahm meine Ansichten an. Kamen wir in eine Stadt, so besah' sie an meinem Arm alles Sehenswerthe, wir speis'ten zusammen an der Table d'hote. Alles hielt mich entweder für ihren Liebhaber, Gatten oder Bruder. Niemandem wäre es eingefallen, in mir blos die vertrauteste Kammerjungfer der Lady zu sehen, und doch war ich das und sonst nichts, „so wahr ich Mensch geboren bin und gefallen bin wie Menschen."

An einem heißen Augustabend kamen wir nach Trient. (Unsere Reise ging nach Mailand.) — O wie freute ich mich auf das Land „wo die Orangen glühn," wo Tasso sang, es blieb Traum. Wir blieben im Gasthof, der übrigens keiner von den besten war, den andern Tag wollten wir die Merkwürdigkeiten dieser Stadt beschauen; ich hatte mein Tagebuch so eben geschlossen und ging zu Bette, meine Dame lag beim offenen Fenster, wir plauderten ein Viertelstündchen noch im Bette, (die Thüre von meinem Zimmer mußte stets offen seyn) bis der Schlaf seinen Tribut forderte. Den andern Tag ging ich mit Milady die schöne Marmorkirche Santa Maria maggiore zu besuchen, wo vor dreihundert Jahren das Tridentinische Concilium die Prälaten in Hitze brachte, daß sie fast ein Vierteljahrhundert stritten, und am Ende dort waren, wo sie angefangen hatten. Das Marmorgebäude steht noch, die Prälaten sind längst Staub und Asche. Es war sehr heiß, als wir nach Hause kamen. Meine Dame wünschte Wachsleinwand, ich ging darnach, konnte aber im ganzen Städtchen keine finden; schon will ich trostlos nach Hause gehen. Da begegnet mir ein Officier in preußischer Uniform, es war mein Jugendfreund August. Als wir uns eine Minute fest umschlungen hatten, mußte ich mit meinem Freunde auf ein Gläschen Wein gehen. Wir tranken, ich erzählte ihm mein Glück, er freute sich herzlich; endlich brach ich auf, mein Freund der hier bekannter war wie ich, verhalf mir zu einer Wachsleinwand und ich kam vergnügt wie ein Gott nach Hause. Mein Gesicht war wahrscheinlich glühend von Wein, denn ich trank sonst nie außer der Zeit Wein und selbst bei Tische sehr wenig, weil ich bemerkte, daß meine Gebieterin sichtbar betroffen war, ich konnte ihren Blick nicht ertragen. Sie gab mir ein Zeichen sie zu entkleiden, sie beabsichtigte ein Schwammbad zu nehmen, zu diesem Behufe war die Wachsleinwand. Ach das war bei meiner gegenwärtigen Aufregung zu viel. Ich umschlang das schöne Weib und bedeckte ihren Nacken mit glühenden Küssen. Aber mit der Kraft einer Löwin schleuderte mich die Dame von sich, öffnete die Thüre und wies stumm nach dem Ausgang. Ich stand vernichtet. Schaamerglüht blickte ich auf, da traf ihr strafender Blick dem meinen — ich ging! — Kaum war ich in dem Corridor als die Zimmerthüre meiner Dame von innen verschlossen wurde, die Thüre meines Zimmers wurde von innen geöffnet und die Communicationsthüre abgesperrt. Da stand ich nun einsam in meinem Zimmer, den Blick auf die verschlossene Thüre meines verlornen Paradieses gerichtet. Da kam ein Aufwärter und überbrachte mir ein Billet von meiner Dame, es waren die letzten Zeilen, die ich von ihr erhielt, hier sind sie, ich trage sie stets bei mir, es ist das einzige Andenken, was ich von der mir unvergeßlichen Frau besitze. „Die Inlage ist das Letzte was Sie von mir erhalten, (es war eine Banknote von funfzig Pfund) übergeben Sie dem Ueberreicher das Magazin von meinem Wagen, ich fordere keine weitere Rechnung. Ich habe es gut mit Ihnen gemeint, Sie haben Ihr Glück von sich gestoßen und meine Ueberzeugung bereichert, daß selbst der edlere Mann nicht Herr über das Verächtliche, das Thierische seyn kann, leben Sie wohl und glücklich." — Während ich wie im Traume diese Zeilen las, hatte der Diener bereits das Magazin umgestürzt und es fortgenommen, meine Wäsche, Kleider ꝛc., Alles lag auf dem Boden des Zimmers. Ich stand wie eine Bildsäule, endlich nahm ich mich zusammen, ich ließ meine gewesene Gebieterin ersuchen, mich nur zwei Minuten anzuhören. Alles vergebens, ich sollte sie nimmer sehen. Ich schrieb, so lange, so rührend und so viel, bis ich ermattet aufs Lager sank. — Plötzlich werde ich durch ein Geräusch aufgeweckt, ich reiße die Fenster auf, die Sonne schien so heiter. Das Geräusch kam von dem Wagen meiner Dame, der der Straße nach Italien zurollte und all' mein Glück enthielt."

Wenn diese Geschichte, die übrigens buchstäblich wahr ist, nicht verdient gedruckt zu werden, so lassen Sie sie lithographiren, Herr Planet, billiger kann ich's aber nicht thun, so viel kostet's mich selbst. Also gut. Der Schluß ist ganz kurz, unser Freund Schwarz schrieb mehrere Briefe an die Dame, bekam aber keine Antwort. So lange nun die Baarschaft unseres Freundes hinreichte, reis'te er herum, bis er im Bade N*** den Grafen B. kennen lernte, der ihm den Posten, den er gegenwärtig bekleidet, einräumte.

Herr von Maisir trägt nun alle Schuld allein, wenn die schönen Leserinnen diese historia vera nicht unterhalten hat, denn er ist Schuld daß sie dasteht. Ich habe sie bloß aus Rache niedergeschrieben; ich weiß auch was Recht ist, aber „Allzuviel ist ungesund." Milady hätte sich zu solchem Dienste eine mechanische Figur aus ihrem erfindungreichen Albion verschreiben sollen, nicht aber einen schönen zweiundzwanzigjährigen Polen. Auf baldiges Wiedersehen, Herr Planet!

J. P., Seidenschnürmachermeister.

Hannover.

(Fortsetzung.)

Der Wiener Affen-Director Schreyer hat die hiesige Stadt mit einer gesegneten Ernte nunmehr wieder verlassen. Er ist

von den Pferde-Directoren, Gebr. Tourniaire, abgelöst, die wie es bis jetzt scheint, mit ihren Vierfüßlern nicht so viel Glück machen werden, als der Commandeur der Affen- und Hundetruppe.

Sie haben ihre Hoffnung, wie es heißt, auf das Beduinenvolk gesetzt, das am 27. d. M. seine ersten Bocksprünge auf dem Hoftheater in die Scene setzte. Seine Majestät der König erschienen an diesem Abend zum ersten Male im Theater. Alles stumm und still. Kein Vivat, kein Hurrah, kein God save the king ließ sich hören. Ganz anders war's beim ersten Besuche des Königs im Sommertheater. Da strömten unendliche Vivats herab und erfüllten Alles was da lebte, mit Wohlgefallen.

Was die Leistungen der Beduinen anlangt, so grenzen diese ans Unglaubliche. Ich werde hierauf später zurückkommen.

Gegenwärtig sind viele zarte Finger beschäftigt, für J. J. k. k. Hoheiten den Herzog und die Herzogin von Cambridge einen Teppich anzufertigen. Unter den fleißigen und geschickten Händen der hochherzigen Damen Hannovers schreitet dieses Meisterwerk rasch der Vollendung zu. Der Fleiß, die Beharrlichkeit, der Zeit- und Kostenaufwand, den dieses in jeder Beziehung großartige Unternehmen erforderte, kann nur in der treuen Liebe, in der unwandelbaren Anhänglichkeit zu der geschiedenen erhabenen Fürstenfamilie begründet liegen.

Und wer sollte ihn auch so leicht vergessen können? Ihn, der in seinem 24jährigen Wirken dem Lande so viel Gutes erzeigte, der Wohlthaten so viele spendete, der nie müde wurde zu helfen, da wo Noth war; Ihn, der die Thränen der Witwen und Waisen trocknete und den Leidenden ein liebender tröstender Vater war. Wer könnte seine Worte vergessen, die er uns scheidend zuruft:

„Möge der Allmächtige die Regierung Meines Allerdurchlauchtigsten und vielgeliebten Herrn Bruders, des jetzigen Königs Majestät, eine recht gesegnete seyn lassen; möge der Wohlstand des Landes fortschreitend sich mehren; möge die schützende Hand der göttlichen Vorsehung dasselbe vor allen Unfällen möglichst bewahren, und möge allen Einwohnern dieses Königreichs eine Fülle häuslichen Glücks und häuslicher Freuden zu Theil werden."

Amen! Amen! hallt es durchs ganze Hannoversche Land und Dank! Dank! tönt es von tausend und aber tausend Lippen wieder. Wie der Bote des Friedens mit der Palme in der Hand lächelt uns dieser fromme Wunsch freundlich entgegen, jetzt da die Nebel immer tiefer sinken, immer schwankender die Zukunft aus dem Dunkel uns entgegenstarret und immer stürmischer, brausender und tobender der Winter uns mit seinem eisigen, kalten, feuchten Mantel umschlingt, daß wir ängstlich und zagend dem kommenden Jahre entgegenblicken und zweifelnd fragen: Bringst Du Thränen oder Kränze. O, möchten es die letzteren seyn. Möchten Aller Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen zur schönsten Wirklichkeit übergehen. Möchten die Verhältnisse sich für Alle so freundlich gestalten, daß sie segnend ausrufen können: Er hat es wohl gemacht, er hat mehr gethan als wir bitten oder hoffen konnten.

„Dein Reich ist aus," rufen wir dem scheidenden Jahre zu und wie mit einer Zauberruthe liegt das Buch der Vergangenheit mit flammiger, hellleuchtender Schrift vor uns aufgeschlagen. Wir durchblättern es emsig, finden da so manche liebe süße Erinnerung, so manche froh verlebte Stunde, so viel unserm Gedächtniß schon Entschwundene mit starken, kräftigen, unverwüstlichen Zügen hineingegraben, daß wir noch lange, recht lange dabei verweilen möchten und ungern der Trennung gedenken. Und blättern wir weiter, so tauchen immer frische neue Bilder, immer schönere liebliche Gestalten im herrlichen Jugendgewande auf. Aber auch Thränen perlen uns entgegegen. Ach! es sind Thränen der Trennung, denen geweiht, die uns lieb und theuer waren. Fröstelnd und schauerlich kalt überläuft es uns; wir werden hingerissen zur Wehmuth, umgestimmt zur Trauer; langsam zitternd hebt sich das feuchte Auge; es blickt vertrauend empor und siehe, eine zarte lichte Jungfrau, eingehüllt in das Gewand der Unschuld, tritt aus dem Dunkel mit einem Blüthenzweig und dem tröstenden Worte: „Wiedersehen!" hervor. Ja Wiedersehn! Wiedersehen! lispeln wir leise, das laß uns, sanfte Trösterin. Die Thränen sind versiegt, die Klagen verstummt und wir blicken froher in die Gegenwart und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne, denn

Fällt früh oder spät der Vorhang nieder,
Spricht gläubig doch das Herz: Wir sehen uns wieder.

Aber was liegt da und blickt uns so ernst und düster an? Ach, das ist das schwarze Buch der Zukunft, umschlossen von undurchdringlichen Schleiern. Wir stehen vor demselben wie vor einem tiefen jähen Abgrunde, wo kein Ausgang, kein leitendes Gestirn den Wanderer zum sichern Hafen führt. Fast nach jedem verlebten Tage verliert sich nach und nach das geheimnißvolle Dunkel, bis heller und heller die Morgenröthe anbricht, die Nebel sinken und das fliehende Jahr mit mächtiger Hand den letzten Schleier zerreißt, der uns den Inhalt des verhängnißvollen Tagebuchs neidisch und tückisch vorenthielt.

Daß in Deinem Tagebuche, geliebter Leser, für das künftige Jahr der Freuden recht viele aufgezeichnet seyn, und alle Deine Wünsche mit bestem Erfolg gekrönt werden mögen, das ist der herzlichste Morgengruß Deines — doch halt ehe ich Adieu sage, habe ich Dir noch Folgendes mitzutheilen.

(Schluß folgt.)

Aus Dresden.

Dresden, Ende 1837.*)

„Das Schneedach fegt des Sturms Gesaus,
Die Ofenflammen zittern,
Die Kinder bleiben gern zu Haus
Und denken nicht ans Schlittern;
Denn sieh! der Abend graut,
Die Mutter kommt und baut
Für Jedes schon ein Tischchen auf
Und legt viel schöne Sachen drauf."

Eine Erinnerung aus der unschuldigen Kinderzeit, lieber Planet. Der Striezelmarkt mit seinen Butterzöpfen, Christ-

*) Von einem andern Correspondenten. Verspätet. D. Red.

bäumen und buntfarbigen Spielereien erfüllt mit fröhlichem Getümmel die Straßen und Marktplätze unserer guten Stadt. Der Striezelmarkt, den ich in einer alten Chronik schon beim Jahr 1629 erwähnt finde, gehört, neben dem solennen Vogelschießen, zu unsern hauptsächlichsten Volksluftbarkeiten. Alles, Klein und Groß, Vornehm und Niedrig, Alles freut sich und jubelt und frohlockt. Das spielende Kind träumt sich zum großen Mann (oder vielleicht auch zur großen Dame), und der ernste Erwachsene legt die steife Conventionsmiene ab und wird wieder zum glücklichen, spielenden Kinde. Auch ich, lieber Planet, schreibe Dir dießmal in einer Umgebung von überzuckerten Stollen und niedlichen Spielsächelchen, goldenen Aepfeln und silbernen Nüssen, duftigen Pfefferkuchen und bemalten Wachsstöckchen — und darum keine Feindschaft nicht. Fürwahr, wen bei den Lichterbäumen des Christfests, bei seinem muthwilligen Spektakel, rührendem Glockengeläut und majestätischem Orgelgetön kein heiteres Gefühl durchströmt, der ist abgestorben für alle menschliche Freude. — Doch was schwatze ich daz ich soll ja referiren; wofür bekäme ich denn mein Honorar! Ich mache Dir, geliebter Planet, hierbei meine Reverenz und fange pflichtschuldigst an zu referiren, wie folgt.

In den Steinkohlenschachten zu Burgk, einem Dorfe im Plauenschen Grunde unweit Dresden, ereignete sich unlängst ein schreckliches, obwohl nicht eben ungewöhnliches Unglück. Fünf Bergarbeiter, unter Andern ein Jüngling von 25 Jahren, welcher das erste Mal mit anfuhr, wurden bei einer, durch schlagende Wetter entstandenen, Explosion erstickt, und hinterlassen vier trostlose Witwen, unter denen eine hochschwanger und dreizehn Waisen! — Die mühvollsten Arbeiten sind doch oft die gefahrvollsten und dabei die am wenigsten geachteten und am schlechtesten bezahlten.

Von der Injurienklage, welche einige Mitglieder unseres Hoftheaters gegen den „Kenner und Liebhaber des Theaters" Mannstein, der unter Anderen die Mad. Schröder-Devrient als Sängerin und als — Mensch dargestellt, anhängig gemacht, wirst Du, guter Planet, schon gehört haben. Man ist sehr gespannt auf den Ausgang. Weil ich einmal beim Theater stehe, (beim Dresdner Hoftheater, nordwestliche Ansicht) kann ich nicht umhin, Dir, mein liebes Planetchen, ein Wunder mitzutheilen, welches Du vielleicht für ein Mährchen anzusehen Dich berechtigt glaubst. Denke Dir — Carl Devrient hat die hiesigen Bretter betreten — denke und staune. Carl, der große — Künstler Carl Devrient nämlich, wurde mit rauschendem Applaus empfangen, und da sich selbst seine ehemalige Ehegemahlin freute, freute auch ich mich wie ein Schneekönig. Carl trat in Cromwell, Friedrich und sein Sohn u. a. m. auf, vorzüglich beifällig aber sprach sich das Publicum im Don Carlos aus. Emil, der sonst den Posa meisterhaft gegeben, führte, da er keine Rolle verdirbt, mit eben der Wahrheit und Trefflichkeit den Carlos durch, während Carl als Posa durch sein ausgezeichnetes Spiel, seine erhabene Gestalt und sein schönes sonores Organ entzückte. Fräulein Bauer als Eboli und Herr Porth als König trugen das Ihrige zum herrlichsten Kunstgenuß des Abends bei. Ad vocem Porth fällt mir ein, daß vor Kurzem „Nathan" seit funfzehn Jahren das erste Mal über die Bretter ging, wobei Porth in der Titelrolle, wie zu erwarten stand, wohlverdiente Lorbeern erntete. Auch in den Puritanern von Bellini, welche wir kürzlich zu sehen und zu hören die Ehre und das Vergnügen hatten, war das Spiel der Mad. Schröder-Devrient meisterhaft, so wie der Gesang der Herren Schuster, Vestri und Zezi ohne Widerrede trefflich.

Der Pächter und Director des Chemnitzer Theaters, Herr Kramer, welcher gegenwärtig mit seiner zur Zeit fliegenden Truppe in Bautzen florirt, befand sich einige Tage auf Werbung hier. Die Vorstellungen in Chemnitz werden, wie ich höre, den ersten Februar ihren Anfang nehmen.

Von Concerten erwähne ich, der gewöhnlichen nicht zu gedenken, des vom Alpensänger Paul Schweitzer unter Mitwirkung der Signalisten des Leibregiments in der großen Wirthschaft des großen Gartens am 19 d. M., und das am 23. d. M. zum Allerbesten der Armen im Königl. Hoftheater aufgeführte, bestehend in Absalon von Friedrich Schneider und de Ouvertüre aus C zu Leonore von Beethoven. Dieses, in welchem die Damen Botgorscheck und Wüst und die Herren Babnigg und Risse sich hören ließen, fand natürlich ungleich mehr Besuch und Beifall als jenes.

Die Kirchenmusiken des Hrn. Cantor und Musikdirector Otto (hinten rund und vorn rund, i. e. hinten Pauken und vorn Pauken) thaten sich auch dießmal mit Pauken und Trompeten im Verein mit dem Gequäck kleiner Kinder, dem Gehuste alter Weiber und dem Geplatze der Kirchenthüren rühmlichst hervor.

So eben lese ich im Anzeiger folgende Annonce:

„Dank den Chören und Präfecten der Kreuzschule für ihren rührenden Gassengesang. Möge doch diese schöne Einrichtung noch recht lange fortbestehen. Ein Verehrer der Tonkunst."

Wenn das nicht bittere Ironie ist, so weiß ich nicht, was ich von dem Verehrer der Tonkunst denken soll. Der Cantor und Rector haben sich freilich sehr gefreut. — Warum hat man denn in anderen Städten das scandalöse Straßensingen und Bettelngehen der Schüler, diesen Nachklang einer finstern Zeit, abgeschafft. Wenn wird die Quälerei der armen schwarzen Sclaven zu Dresden aufhören? Bei Gott! es ist ein Jammer mit anzusehen, wie diese armen Leute sich um Gesundheit und Lebensfrische betrügen lassen. Da stehen sie da mit rothen Nasen und blauen Lippen, mit schlotternden Beinen und erfrornen Füßen in Nässe, Frost und Zugluft, der ungestüme Wind pfeift ihnen um die erstarrten Glieder und bringt eiskalt in die erhitzten Luftröhren, während ein Fähnchen aus Schürzenzeug, das man Mantel titulirt (eine unnöthige Geldausgabe!) wahrhaft satyrisch von den Schultern herunterbaumelt.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 21. Montag, den 5. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Georg Joachim Zollikofer.
Ein Nekrolog.*)
Vom Mag. Bergmann.

Am 22. Jan. 1788, also vor funfzig Jahren, verlor Leipzig durch den Tod einen sehr verdienten Religionslehrer; nicht bloß seiner Gemeine, sondern man kann, ohne es zu übertreiben, sagen, der Welt ein wahrer Apostel und Jünger Jesu, den sich selbst der Erlöser in den Tagen, da er noch auf der Erde wandelte, zu seinem Lieblinge würde erwählt haben. Georg Joachim Zollikofer, (wer kennt nicht diesen Namen?) evangelisch-reformirter Prediger**) zu Leipzig, und der dasigen deutschen Gesellschaft Mitglied, schied nach einem sehr schmerzhaften Krankenlager, dessen Leiden er mit der Geduld eines Weisen und Eines Christen, der über Grab und Verwesung in jene Welt der Belohnung hinüberblickt, ertrug, von hinnen. Dieser berühmte Mann und vortreffliche Religionslehrer, der unter den größten deutschen Canzelrednern einen der ersten Plätze einnahm, war am 5. August 1730 zu St. Gallen, einer bekanntlich wohlgebauten und volkreichen Handelsstadt von evangelisch-reformirten Einwohnern, in der Schweiz, geboren. Sein Vater, David Anton, war ein Rechtsgelehrter, der aber für das theologische Studium, dem er sich anfangs gewidmet, immer eine gewisse Vorliebe behielt, die er auch auf seinen Sohn übertrug. Durch das wahrhaft fromme Beispiel, das er demselben gab, erweckte und unterhielt er in dessen jugendlichem Herzen die Religiosität, die seinen Charakter in der Folge so rühmlich bezeichnete. So entwarf unser Zollikofer durch den Unterricht und das Beispiel seines Vaters gebildet, schon im 13. Lebensjahre den Plan seines fernern Lebens, der den künftigen, streng tugendhaften und musterhaft religiösen Mann blicken ließ. Von dem Gymnasium seiner Vaterstadt kam er auf das akademische Gymnasium in Bremen und von da auf die Universität zu Utrecht. Aber der Unterricht, welchen er auf den gelehrten Schulen und auch auf der Hochschule erhielt, war, hauptsächlich was die Theologie betraf, äußerst dürftig, und er sagte mehrmals: „Ich habe das Wenige, was ich weiß, bei reiferen Jahren größtentheils von mir selbst lernen müssen, denn ich habe weder auf den Schulen noch der Universität guten Unterricht genossen.*) Ihm wurde ein theologisches System vorgetragen, welches sich auf ungeprüfte Formeln, Sophismen und Kunstwörter damals gangbarer Compendien stützte, weit entfernt eine gründliche Auslegung der Bibel, verbunden mit einer strengen Untersuchung der Kirchengeschichte zu Grunde zu legen; doch war es ein großer Vortheil, daß er neben seiner Hauptwissenschaft das Studium der Alten, die Philosophie und die schöne deutsche Literatur fleißig trieb. Nach der Mitte des Jahres 1749,

*) Verdiente Männer dürfen auch nach ihrem Ableben nicht vergessen werden. Da in der Geschichte auch die Todten leben, so muß ihr Andenken oft, besonders bei jeder sich darbietenden schicklichen Gelegenheit erneuert und auf die spätesten Nachkommen fortgepflanzt werden. Dieß ist der Fall mit dem großen Manne, von dessen Leben und Wirken das Wichtigste und Merkwürdigste in mehreren Relationen hier aufs neue in Erinnerung gebracht werden soll.

Beiläufig: In Nro. 295 dieses Blattes S. 1179 b befindet sich ein Fehler. Statt 1522 muß es 1542 heißen.

**) So schrieb er sich nicht nur in Briefen, also nicht bloß reformirter Prediger, sondern so liest man seinen Namen auch, und das mit völligem Recht, in seinen gedruckten Werken.

*) Es ist ihm also, im Bezug auf die Universität, eben so gegangen, wie dem M. Bernd, erstem Oberkatecheten an der Leipziger Peterskirche, der in seiner Lebensbeschreibung erzählt, daß er sich recht auf die Vorlesungen der Leipziger akademischen Docenten gefreuet, in der Meinung etwas ganz Vorzügliches zu hören, aber am Ende gefunden, daß das was er hier hörte, er größtentheils schon aus dem Unterrichte des evangelischen Gymnasiums zu Breslau, seiner Vaterstadt, wußte.

als am Schlusse seiner akademischen Studien, ward er Hauslehrer und Erzieher bei einem Buchhändler zu Frankfurt a. M. Schade! daß man den Namen dieses Mannes nicht aufgezeichnet findet. Nach einer unternommenen Reise, auf welcher er seinen Zögling nach den Niederlanden begleitet hatte, kehrte er 1753 in seine Vaterstadt zurück, wo sich aber seiner Beförderung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten, besonders weil men seinem redneriſchen und philosophischen Canzelvortrag keinen Geschmack abgewinnen konnte. Er nahm daher im folgenden Jahre den Ruf zu einer Predigerstelle zu Murten in der Schweiz an, und erhielt balo darauf die Predigerstelle zu Monstein im Graubündtnerlande. Beide Gemeinen hatten aber nicht das Glück, ihn lange zu besitzen, man rief ihn als Prediger nach Isenburg, wo er sich denn eben so bald als bei allen den Gemeinen, die er verlassen hatte, beliebt, und durch seinen vortrefflichen Charakter sowohl als durch seine Canzelreden in Kurzem sehr vortheilhaft in Deutschland bekannt machte. In seinem 28. Jahre, 1758, kam er endlich auf den Posten, auf welchem er bis an seinen Tod so unbeschreiblich viel Gutes wirkte; er erhielt das Amt eines (ersten) deutschen Predigers bei der evangelisch-reformirten Gemeine in Leipzig.

Damals und noch lange Zeit hernach, bis Rosenmüller nach Leipzig kam, 1785, sah es in Glaubenssachen und noch mehr im äußern Cultus in Leipzig, dieser Stadt, welche sich unter die gebildetsten Oerter Deutschlands, wo nicht gar Europas zählt, und wo seit mehreren Jahrhunderten so viele gelehrte und einsichtsvolle Männer aus allen Wissenschaften gelebt und gewirkt haben und sich eine berühmte Universität befindet, doch noch ziemlich finster aus.*) Die Mitglieder der theologischen Facultät: Crusius als Primarius, groß und berühmt als Theolog, noch mehr aber als Philosoph, dem sogar Platner, ob er gleich in vielen Stücken anderer Meinung war, doch aber in einigen Puncten mit ihm übereinstimmte, in seinen philosophischen Vorlesungen, wie sich Referent noch ganz genau erinnert, manche Eloge machte; Stemler, zugleich mit Superintendent; Bahrdt (so schrieb er sich, und nicht, wie man von Unkundigen bisweilen lies't, Barth) späterhin auch Leipziger Superintendent, anfänglich, und zwar von 1747 bis 1773, Oberkatechet an der Peterskirche, und Johann August Ernesti, ein durch ganz Europa berühmter Gelehrter, der allgemeine Lehrer Deutschlands und die Zierde der Leipziger Hochschule, waren orthodoxe Gottesgelehrte. Von Ernesti haben manche dieß nicht zugeben wollen, allein es könnte, wäre es nöthig, durch mehrere Beispiele bewiesen werden; selbst der Professor Dr. Keil, der als Student allen theologischen Vorlesungen Ernesti's beigewohnt, sagte mir bei einer gewissen Gelegenheit, er könne sich's gar nicht erklären, wie man Ernesti einen Neologen habe nennen können. Wie strenge Bahrdt orthodox war, hat er unter andern bei Wilhelm Abraham Tellers*) Inauguraldisputation 1761 zu Leipzig, welchen er allerhand Ketzereien beschuldigte, und wider dessen Promotion in Doct. Theol. er sogar protestirte, und sich nur mit Mühe auf Stemler's und Ernesti's Zureden bewegen, und die Promotion geschehen ließ, zur Genüge bewiesen. In seinen letzten Lebensjahren, namentlich von 1772 an, wurde doch Bahrdt selbst noch ein sehr freidenkender Gottesgelehrter, daher er auch nach Stemlers Tode 1773, die Leipziger Superintendentur durchaus nicht annehmen wollte, aber endlich sich doch, da man ihm manche Versprechungen machte, die auch erfüllt wurden, dazu verstehen mußte. Was die Leipziger Geistlichen betraf, so hielten die Meisten fest am Alten, führten aber einen durchaus musterhaften Lebenswandel, und gingen so ihren Gemeinden mit dem besten Beispiele vor, und erschienen auf den Straßen und Spaziergängen in der Vorstadt selten, an Sonn- und Festtagen niemals ohne ihren priesterlichen Schmuck. Thalemann,

*) Ein Katechet an der Peterskirche legte bei seiner Abschiedspredigt, 1787, Sonntag Esomihi, statt des Evangeliums nach eingeholter Erlaubniß einen freien Text, nämlich: Ephes. 5, 8. 9. „Ihr waret weiland Finsterniß ꝛc." zum Grunde seines Vortrags, und zielte damit auf Leipzig, hätte aber bald deßhalb, denn er trat zu derb auf, sich Ungelegenheit zugezogen; doch die Sache wurde durch Rosenmüller, der laut sagte, der Mann habe doch Wahrheit geredet, vermittelt.

*) Dieser berühmte Mann kam frühzeitig zu hohen Ehren. Er war aus Leipzig gebürtig, wo sein Vater, auch ein geborner Leipziger, im Jahre 1750 den 5. April, als dritter ordentlicher Professor der Theologie, Canonicus zu Zeitz und Pastor an der Thomaskirche, viel zu früh für die evangelische Kirche und gelehrte Welt, denn er war nur 47 Jahre alt, sein Leben endigte. Unser Teller erhielt, nachdem er von 1755 bis 1760 Katechet an der Leipziger Peterskirche gewesen, und 1760 zum Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche berufen worden war, 1761 auf mehrgedachten Ernesti's Empfehlung, der den Auftrag erhalten hatte, den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie, Generalsuperintendent und Hauptpastor nach Helmstädt, das höchste geistliche Amt in dem Braunschweigischen Lande, welches er bald darauf als ein 27jähriger Jüngling antrat. Albrecht in seiner evangelisch-lutherischen Predigergeschichte Sachsens sagt zwar, daß er schon zuvor die Sonnabendspredigerstelle resignirt hätte, allein aus Tellers Munde, den ich in Berlin und in Leipzig bei seiner Anwesenheit im Sommer 1802, gesprochen, weiß ich, daß dieß nur dann erst geschehen, nachdem er durch einen Privatbrief die sicherste Nachricht von den ihm anvertrauten Aemtern erhalten hatte. Ein merkwürdiges Beispiel von einem Leipziger Sonnabendsprediger, der von so einer kleinen Stelle gleich zu solchen wichtigen Aemtern berufen wurde, was jetzt so leicht wohl nicht wieder geschehen wird. Zwar Beispiele von Leipziger Sonnabendspredigern, die von dieser Stelle gleich zu Superintendenten berufen wurden, finden sich aus der Vorzeit mehrere, wie ich nur vor Kurzem in diesem Blatte an Johann Friedrich Mayer bewiesen habe, doch nicht ein einziges dieser Art. Im Jahre 1707 kam Teller nach Berlin als königl. preußischer Oberconsistorialrath, Probst, Inspector und Oberprediger an der Peterskirche zu Cöln an der Spree. Das Teller'sche Geschlecht hat über 200 Jahre in Leipzig geblüht und die Universität, das geistliche Ministerium so wie das Rathscollegium verdankt diesem berühmten Geschlechte manchen verdienten Mann.

Mittagsprediger an der Thomaskirche, hernach Montagsprediger zu St. Nicolai, in der Folge auch zugleich mit ordentlicher Professor der Theologie, ein helldenkender Kopf, Johann August Ernesti's Schwestersohn, mit welchen Beiden Zollikofer bald Bekanntschaft und Freundschaft machte, die auch ununterbrochen bis der Tod sie trennte, fortdauerte, traute mit seinen Meinungen nicht öffentlich aufzutreten, starb auch in seinen besten Jahren, viel zu früh für Leipzig und die Wissenschaft, er war ein sehr beliebter Prediger und Gellert hielt viel auf ihn. Der religiöse Cultus hatte noch viel mit dem katholischen gemein, der Exorcismus (die Beschwörungsformel bei der Taufe: „Fahre aus du unreiner Geist und gib Raum dem heiligen Geiste") war noch im Gebrauche und es wurde streng darüber abgehalten, Episteln und Evangelien wurden abgesungen, der Prediger war bei der Austheilung des Abendmahls in ein sogenanntes Meßgewand gekleidet, in beiden Hauptkirchen hing, nahe am Altar, ein Glöckchen, das der Küster beim Anfange der Absingung des Vater Unser und der Einsetzungsworte, in der Thomaskirche dreimal hintereinander, der Küster in der Nicolaikirche nur zweimal an einem daran befindlichen Seile zum Schellen zog, kurz der größte Theil des Cultus glich der katholischen Messe. Zu den sogenannten Canzelliedern waren besondere Lieder oder Liederverse, andere zu Ostern, und sonst vorgeschrieben, denn der Prediger hatte keine freie Wahl; so sang man z. B. aus dem Leipziger Gesangbuche, welches bis Ende 1796 in Gebrauch war, wo alsdann das jetzige an dessen Stelle trat, vom ersten Weihnachtsfeiertage an bis Lichtmesse: Ein Kindelein so löbelich, ist uns geboren heute ꝛc., was wenigstens bei dem Gebildeten Verwunderung erregte. Von der großen Tugend, der Toleranz, will ich schweigen. Alles dieses und noch manches Andere wurde von Rosenmüller, der sich nach seiner Ankunft in Leipzig nicht wenig wunderte, daß man hier in kirchlichen Dingen noch so weit zurück war, während man in vielen kleinen Städten Sachsens und auswärts, auch sogar Pfarrdörfern, dieselben längst abgestellt hatte, entweder ganz in Wegfall gebracht oder doch um Vieles geändert. Die Meßgewande mußten gleich abgelegt werden. Wahrscheinlich hatte sich auch Zollikofer in diesem Betracht eine ganz andere Vorstellung von Leipzig gemacht, aber als ein weiser Mann, enthielt er sich jeder Aeußerung darüber; nie hat man ein ungünstiges Urtheil über die geistliche Verfassung in Leipzig und noch weniger über einen Leipziger oder einen andern Geistlichen gehört; Tadeln war überhaupt nicht seine Sache, er suchte Alles zum Besten zu wenden. Der Beifall, welchen er gleich Anfangs bei seiner Gemeine gewann, vermehrte sich von Zeit zu Zeit, und erhielt sich in seiner ganzen Größe bis auf den letzten Tag an welchem er öffentlich auftrat. Von dem Größten bis zu dem Geringsten in seiner Sphäre war er innig geliebt und geehrt. Wer Zollikofern nicht hörte, wurde fast unter die Classe derer gerechnet, welche keinen Geschmack, keine Bildung haben, wohl keiner von den gesitteten Ständen schloß sich aus, am wenigsten der gebildete Gelehrte und wahre Freund der Religion. Eine ansehnliche Menge junger Theologen von der Akademie drängte sich zu seinen Vorträgen, hörte ihn mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, und suchte sich nach ihm zu bilden. Unter diesen verdient besonders bemerkt zu werden, der im Jahre 1836 den 11. Nov. zu Dresden verstorbene Oberconsistorial-Assessor, Pastor an der dasigen Kreuzkirche und Superintendent Dr. Seltenreich, welcher in den letzten Lebensjahren Zollikofers in Leipzig studirte. Das Manuscript der Predigt, die er an einem Fastensonntage 1787, zur Vesper in der Neukirche über den Abschnitt in der Passionsgeschichte, wo von dem Selbstmörder und dessen Verrätherei, Judas Ischariot, die Rede ist, halten wollte, und auch hielt, und in welcher er von dem hohen Werthe eines guten Gewissens, im Leben, Leiden und in der Stunde des Todes sprach, und die er zuvor Zollikofern zur Durchsicht mit der Bitte gegeben, was er nöthig fände, darin zu ändern und zu verbessern, hatte ihm dieser mit den Worten wieder zurückgegeben, daß er auch nicht das Geringste zu ändern fände, vielmehr müsse er bekennen, daß wenn er über dieselbe Materie predigen sollte, er auch nichts Besseres vortragen könnte. Dieses theilte bald darauf Zollikofer dem Dr. Morus mit, auf dessen nachdrückliche Empfehlung an Bürgermeister Müller, späterhin Seltenreich, Katechet und Nachmittagsprediger an der Peterskirche wurde, wo seine Vorträge ungemeinen Beifall fanden,*) dieses Aemtchen aber nur kurze Zeit verwaltete, weil er den Ruf zu einem einträglicheren erhielt, von da bald weiter zu anderen Posten gelangte, bis er Superintendent zu Dessau wurde, von da in gleicher Eigenschaft nach Freiberg kam, wo aber sein Aufenthalt von kurzer Dauer war, denn er erhielt bald den Ruf nach Dresden zu den gedachten Aemtern. Man verzeihe mir diese kleine Abschweifung. Nun wieder auf unseren Zollikofer zu kommen. Es ist allgemein bekannt, mit welchem großen Beifall seine Predigten, sowohl von Zuhörern als Lesern (nach seinem Tode erschienen ohngefähr 250 gedruckt) aufgenommen worden sind, und wie allgemein man ihn, als einen der musterhaftesten Prediger seiner Zeit verehrt hat. Selbst der Pater Schneider, Caplan an der katholischen Capelle, späterhin wie bekannt, Hofprediger, Bischof und Beichtvater Königs Friedrich August von Sachsen, scheute sich nicht, Referent war Augenzeuge, sich einigemal unter Zollikofer's Zuhörern einzufinden. Daß er bisweilen zu philosophisch predigte, kann man nicht tadeln, denn sein Auditorium war größtentheils so aufgeklärt, daß es seine Vorträge fassen und nützen konnte. Was er zum Vortrag wählte, war nicht gesucht, sein gerader Sinn verschmähte alles Künstliche und Auffallende. Er sprach recht eigentlich

*) Wer sich jener Zeit, auch wenn er jetzt weit entfernt von Leipzig noch am Leben seyn sollte, erinnern kann, der wird mir beistimmen. So oft Seltenreich in der Nicolaikirche, mehr noch in der Neukirche als Candidat und später als Katechet in der Peterskirche predigte, hatte er sich eines starken Auditoriums zu erfreuen.

für die Bedürfnisse seiner Zuhörer und Zeitgenossen; ging immer auf das, was praktisch war, was eigentlich zur wahren christlichen Besserung und Beruhigung dient, und arbeitete daher am meisten praktischen Vorurtheilen oder Zweifeln, herrschenden Uebeln seiner Zeit entgegen. In dieser Hinsicht enthalten seine Predigten: über das Uebel in der Welt, über die Würde des Menschen*) und den Werth der vornehmsten Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gehören, oder dazu gerechnet werden, einen Schatz fruchtbarer, für das Leben richtiger Bemerkungen und beweisen, wie sehr Zollikofer auch die vom gewöhnlichen Canzelvortrage entfernt liegenden Wahrheiten der Fassungskraft, selbst des gemeinsten Menschenverstandes nahe zu bringen, und sie für Gebildete und Ungebildete anziehend und lehrreich zu machen wußte Seinen Anstand betreffend, Referent erinnert sich desselben noch ganz lebhaft, da er ein fleißiger Zuhörer dieses ausgezeichneten Predigers war, so war dieser voll Ernst und Würde, was den Zuhörern Vertrauen einflößte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

(Fortsetzung aus Nro. 18.)

Man hat sich auskritisirt und ausidealisirt, ich glaube, daß nun die reine Production an der Tagesordnung ist. Man blickt hoffend auf Jene, welche als Geschmackswächter aufstanden und sieht erwartungsvoll den Werken entgegen, worin sie selbstschöpferisch auftreten sollen. Die Kritik des Wortes hat ihr Ende erreicht, die Welt, das Leben und die Zukunft vertreten die Stelle der dämonischen, kleinen, schwarzen Lettern und eine neue Periode scheint im Anzuge.

Friedrich Clemens Gerke, der Verfasser des „Manifestes der Vernunft," hat jetzt eine Novelle edirt, „Bei Nacht und Nebel," welche beinahe als Uebergang zur modernsten Production betrachtet werden kann. Es ist eine Gespenstergeschichte von 1838, die Gespenster haben keine Körper, sie erscheinen blos der Seele, dem Gefühle, nicht dem Auge. Gerke's Styl ist nicht zu billigen; er ist mehr Dialekt, thut aber eine eigenthümliche Wirkung. Die Composition ist originell und man sieht den bahnbrechenden, ringenden Genius. Gutzkow in seinem Neuesten, „Seraphine" schlägt ebenfalls solche Töne an, aber der Roman ist sichtlich zusammengeflickt und selbst der gewöhnliche Leser wird den Kitt bemerken. Er führt darin den edlen Thebaner Joel Jakoby als Zigeuner auf, und so sehr Jeder es gern sehen möchte, diesen Psalmfabricanten, dessen erste Lebensregel ist: „Habe Geld" — der über den revolutionären Carbonaro eine schwarze Kutte hängt, um sicherer zu spielen — an den literarischen Pranger gestellt zu sehen, so will es mir doch nicht recht in den Roman hineinpassen, und schon dieser eine Mißgriff in Schilderung und Auffassung der Zeitzustände läßt ansehen, daß selbst Gutzkow den neuen Tact nicht eingehalten.

Laube scheint dieses auch zu fehlen, wie dieser überhaupt feine Fühlhörner hat, und den Geschmack des Lesepublicums sorgfältig betappt. Laube's Vorrede zu den letzten Bänden der Reisenovellen kommt mir lächerlich vor. Das Spreitzen gegen den Vorwurf des Heinesirens — das pretiöse Vorsagen, er habe mehr Lust zum Handeln als zum Schriftstellern — er schreibe nur wenn er nichts Besseres zu thun weiß, — das Vorbereiten auf sein jetziges bestes Werk ꝛc. wahre Kindereien. Man sollte nichts dagegen haben, daß Laube jetzt gegen Norden steuert, Jedermann kann sich, seine Laufbahn, seine Gesinnung ändern; aber das sollte man dem Hrn. Dr. Heinrich Laube vorsingen, daß er wieder bei a hält und eine große Masse seinen Exercitien nicht mehr zusehen will. Die Fortsetzung seines jungen Europa liegt mehrere Wochen vor mir, ich kann mich nicht entschließen, es zu lesen. Ich werde doch nicht mehr den Verfasser von „Polen" darin finden, welches Werk Laube so gern vergessen machen möchte. Nach dem frühern Plane sollte der dritte Theil seines „jungen Europa" die „Diplomaten" betitelt seyn; es sind Bürger daraus geworden, — nun ja, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; Er ruhe in Frieden. — Laube schreibt auch in der berührten Vorrede, er habe jetzt eine Periode seines literarischen Wirkens abgeschlossen. O wie sind doch oft kluge hellsehende Leute so stockblind. Mit seinem „neuen Jahrhundert" ist seine erste Periode abgeschlossen, — mit den „Poeten" und einem Theil der „Liebesbriefe" — ich könnte die Seite nachweisen — die zweite; dazu bilden die ersten „Reisenovellen und die „modernen Charaktere" einen Nachhall; mit der „Schauspielerin" beginnt und mit dem „Glück" endet die dritte, die Fortsetzung der „Reisenovellen" und des „jungen Europa" liegt dazwischen. Wo er hingerathen ist, beweis't eben „das Glück," in welcher Novelle er nur sein literarisches Geschick personificirte.

(Schluß folgt.)

*) Auch Rosenmüller hielt im Jahre 1786 in der Paulinerkirche eine Predigt: Ueber die Würde des Menschen, die sich auch in der Sammlung seiner gedruckten Predigten befindet. Es war seine erste Predigt in dieser Kirche; aber noch weit früher, zwischen den Jahren 1745 — 1748, behandelte diesen wichtigen Gegenstand auch der berühmte und sehr verdiente Pastor an der Leipziger Thomaskirche, Prof. Dr. Teller. Nur bediente er sich anderer Ausdrücke, er sprach in seiner Predigt: Ueber den hohen Adel des Menschen. Ob diese Predigt einzeln gedruckt worden ist, oder sich in der gedruckten Sammlung der Predigten Tellers befindet, weiß ich nicht. Ich habe sie vor vielen Jahren in einer Abschrift gelesen, und nach meiner Meinung würde sie die Leser auch noch jetzt erbauen. Ich bewunderte den reinen deutschen Styl dieses erbaulichen Canzelredners.

Notiz.

[Heine.] Von Heine erwartet man ein französisches Werk: „La mer du nord."

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 22. Dienstag, den 6. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das letzte Gastmahl des Nero.

1.

Länger als zwölf Jahre beherrschte Ahenobarbus Nero die Erde. Sein Vater Domitius hatte von ihm in dem Augenblicke seiner Geburt gesagt: „Nur ein Ungeheuer kann von Agrippina und mir kommen!"

In der ersten Jugend fühlte sich Nero versucht, diese väterliche Prophezeihung Lügen zu strafen. Aber die Heuchelei ist eine ermüdende Arbeit, und der Sohn der Agrippina und des Domitius hatte nicht Kraft genug, jene Maske der Tugend beizubehalten, welche das leichtgläubige Erdall bereits anbetete.

Nero hatte seine Mutter getödtet, den Burrhus und Seneca; den Britannicus seinen Bruder und Octavia seine Gemahlin umgebracht; er hatte Vestalinnen geschändet, den jungen Sporus verstümmelt und verbrecherische Liebe gepflogen. Er hatte die Stadt zur Hälfte in Asche gelegt, Gold verschlungen und Blut getrunken. Er hatte den Senat decimirt, und die wilden Thiere des Circus auf die Menge losgelassen. Sein feurigster Wunsch war, gleich dem des Caligula, die Welt mit dem ganzen Gewicht seiner Laster zu erdrücken; er mußte sterben!

Nero war ein geschickter Wagenlenker und fertiger Tänzer; im Lust- und Trauerspiel zeigte er viel Kunst. Sein Wuchs gehörte zu den mittleren und war nicht ohne Zierlichkeit. Er hatte regelmäßige Züge, etwas starken Hals und blaue Augen. Sein Aeußeres verrieth Sanftmuth; die schönen Haare, oben aufgebunden, fielen in leichten Locken den Nacken herab. Die wohltönende Stimme bildete er mit äußerster Sorgfalt aus. Leicht floß seine Rede, und sein Vortrag von Gedichten bezauberte. Er hatte Philosophie, Dichtkunst, Beredtsamkeit, Malerei und Bildhauerei studirt; aber die Musik war seine herrschende Leidenschaft, die Musik, welche die Sitten mildert und die Seele erhebt und reinigt. Nur für sie lebte er, nur die Triumphe die sie ihm gewährte, wurden von ihm beachtet.

O, es war ein gewaltiger Tonkünstler, dieser Ahenobarbus Nero, der Sohn der Agrippina!

Länger als zwölf Jahre also hatte er die Erde durch den Reiz seiner Stimme und den Zauber seines Citherspiels hingerissen, da wollte er seinen Ruhm auf den Gipfel erheben und sich die Siegeskränze zu Korinth, Elis, Pisa, Olympia und Cassiope erringen. Und als er nach Italien zurückkehrte und in Neapel gelandet war, ließ er einen Theil der Mauern niederreißen, um auf einem Triumphwagen mit acht weißen, neben einander gespannten Rossen einzuziehen. So durchzog er Campanien, Alba, Antium und erschien vor den Thoren Roms. Dort bestieg er den Triumphwagen des Augustus: ein purpurnes Gewand und ein mit Sternen durchsäeter Mantel hing von seinen Schultern herab; das Haupt war mit der Siegerkrone der Olympischen Spiele geschmückt, in seiner Rechten hielt er die der Pythischen. Noch andere, zweihundert an der Zahl, wurden auf reichen Kissen vor ihm hergetragen. Sclaven zeigten sie rühmend dem Volke, und erklärten ihm die von dem Triumphator gesungenen Stücke. Man riß den Porticus des großen Circus nieder: er durchzog denselben und das Forum und begab sich in den Tempel des Apollo Palatinus. Während dieses Festzuges wurden Stiere und Widder geopfert, Weihrauchträger durchbalsamten die Lüfte mit lieblichem Duft, der heilige Weg war mit Goldsand und Blumen bestreut und Tausende von Vögeln erhielten ihre Freiheit, und flatterten, bebend vor Freude, davon. Im Palaste angekommen, ließ er sämmtliche Siegeszeichen um sein kaiserliches Bett aufhängen. Seine Statue wurde mit demselben Gewande bekleidet, das er in Achaja am Tage seines Sieges trug. Er opferte den Göttern für das Heil seiner Stimme und gab seinen Freunden ein unermeßliches Fest.

O, der Sohn der Agrippina, Ahenobarbus Nero, war

ein gewaltiger Künstler! Er war der göttliche Geliebte der Musik, — der Musik, welche die Sitten mildert, und die Seele erhebt und reinigt! —

2.

In den Morgenstunden des folgenden Tages wandelte er langsam durch seine Gärten und athmete wollüstig die erfrischende Kühle ein. Die Mittagssonne warf ein schimmerndes Netz über den Palatinus und der Sohn der Agrippina überschaute mit Lust die unermeßliche Ausdehnung von Säulenhallen, heiligen Wäldern, Seen und Wiesen, die er mit seinem Palast verbunden hatte. Er belobte sich selbst die Grenzen bis zum Esquilinischen Berg und den Gärten des Mäcenas erweitert zu haben. Ein Lächeln voll Stolz und Wonne glitt über das Gesicht des kaiserlichen Künstlers und er blieb von Zeit zu Zeit stehen, um auf dem Sande mit seinem Stäbchen Linien zu beschreiben. Da sah er seine Amme Alexandra auf sich zukommen, die ihn noch wie zu jener Zeit liebte, wo er an ihrer Brust gelegen. Alexandra war trotz ihrer achtundvierzig Jahre noch schön; sie gefiel sich in der Wiederholung, daß sie die Erfahrung von achtzehn Frühlingen vor ihrem geliebten Säugling voraus habe.

„Sieh da die Frau" — rief er ihr entgegen — „welcher der Erdball Altäre setzen sollte: sie hat den gesangreichsten der Vögel gesäugt, denn man sagt, daß ich schon in der Wiege gesungen. Was willst Du von mir Alexandra? Du scheinst bestürzt. Fürchte nichts für meine Kehle, ich habe sie mit Linnen und Rosenblättern umgeben."

„Mein theurer Sohn," — antwortete die Amme — „denke heute nicht daran zu singen, aber berufe den Senat und die Consuln, und sende Befehle an die spanischen und gallischen Legionen, von denen das Gerücht sagt, daß sie sich empört. Man behauptet sogar, daß Vindex, der Proprätor, seinen Feldherrnposten verlassen und heimlich nach Rom zurückgekehrt ist. Du kennst den Kühnen!"

„Ich bin gewiß," erwiederte Nero, „daß er sich in diesem Augenblicke noch jenseits der Alpen befindet, denn ich habe eine Botschaft von ihm."

„Und wie, wenn er sie selbst gebracht hätte, mein Sohn?"

„Welche Thorheit," warf der Cäsar ein; „rechnest Du jenes Heer von Kundschaftern für nichts, die ich so freigebig besolde? Tag und Nacht ruht Rom unter meiner göttlichen Hand, ich kenne die Zahl seiner Seufzer und Herzensschläge. Die Angeberei ist ein weites Echo, das den kleinsten Laut erfaßt und mir ihn zuführt; sie gleicht dem stets umherschleichenden Luchse, dessen Auge durch Mauern dringt und Erdgänge aushölt. Hätte der Proprätor Vindex den Gedanken gefaßt, Gallien zu verlassen, so wäre mir dieser Gedanke schon wie auf Flügeln des Windes zugebracht worden. Man sieht wohl, meine gute Alexandra kennt die Ueberlieferungen vom Tiberius nicht, die mir so oft von Agrippina erzählt wurden."

„O, die würdige Mutter, die uns dahin ist, Cäsar!"

„Ich beweine sie noch jeden Tag; aber der Tod versöhnlich: wo er ein frommes und zärtliches Kind macht er es schnell zur Waise."

„Und es gibt Niederträchtige, welche Nero anzuklagen wagen!"

„Laß sie reden, Alexandra. Ich will lieber tausend Müssige, welche schwatzen, als einen Einzigen der handelt."

„Dein Geist offenbart sich täglich und ich bin über Vindex beruhigt. Aber man hat mir auch von Galba erzählt."

„Wie? der alte Galba, dem ich den Oberbefehl in Spanien übertragen, und der sicher in diesem Augenblicke seinen Freunden einige Denksprüche der alten Livia Augusta, seiner Tante, erzählt, diesem Tugendspiegel. Wahrlich, ehe Galba's dicker Bauch gegen mich conspirirt, werden die Elephanten des Circus Flöte blasen."

„Du bist zu sorglos; denke, daß Du Kaiser bist."

„Ich bin Künstler, Alexandra."

„Und doch soll man der unheilkündenden Vorbedeutungen nicht spotten. Man sagt, daß das asturische Roß, das Du vorzugsweise besteigst, mitten durch das Feld entfloh und menschliche Klagetöne ausstieß."

„Das ist seltsam," antwortete Nero.

„Und diesen Morgen sind sogar die Laren in dem Augenblicke umgestürzt, als wir sie mit Opfergaben zieren wollten."

„Das ist sehr mißlich," rief der Sohn der Agrippina, den Kopf senkend.

„Gleichwohl, meine liebe Amme," — fuhr er fort — „muß ich diesen Abend mit Menekrates singen und mit dem Gladiator Spicillus den Schwerttanz tanzen. Ich habe es meinen Freunden versprochen, und vor Allem bin ich begeisterter Künstler."

„Wie groß ist mein Schmerz!"

„Du willst sagen, wie groß Dein Ruhm sey, ein solches Kind gesäugt zu haben."

„Ja, ein himmlisches Kind! Es weinte nur im Gesang, sein Schreien war Melodie. Und sein Lächeln? O, es glich dem Strahl der Morgenröthe. Er war so schön, dieser Nero, daß die römischen Damen, wenn sie mich mit ihm erblickten, ihre Sänfte anhielten und mich baten, sie denselben küssen zu lassen."

„Fahre fort, Alexandra, Deine Worte sind meinem Herzen Genuß."

„Es ist so zärtlich, Dein Herz —"

„Ich glaube es wohl. Gestern noch begnadigte ich einen alten Senator, der sich erfrechte zu husten, während ich homerische Verse recitirte."

„O, ich habe nimmer an Deiner Großmuth gezweifelt."

„Doch es gibt viele Andere die es thun, nicht wahr? Die Zahl der Bösen ist sehr groß. Sage mir, Alexandra, was denkst Du über mein letztes Edict gegen die Christen? Schmeichle nicht; sey aufrichtig."

„Dein Edict ist gerecht; die Christen leugnen die unsterblichen Götter."

in. Du triffst das Rechte nicht; warum habe ich sie wohl d[illegible]lden Thieren preisgegeben?"

„Weil sie geheime Mysterien feiern."

„Du hast meine Absicht nicht erfaßt. Siehst Du nicht, Alexandra, daß dieses Edict ein neuer Beweis meiner Liebe zum römischen Volke ist? Kein gallischer oder thrakischer Gladiator kommt einem Christen an Kühnheit und Würde im Kampfe mit den Löwen gleich. Die jungen Christinnen selbst sterben mit unnachahmlicher Grazie. Man möchte sie schöne Lotusblumen vergleichen, die der Sturm gebrochen und die schmachtend das Haupt senken. Begreifst Du mich?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Maria Antoinette. *)

Nach Bouilly von S. Frankenberg.

Die Einnehme der Bastille und die Vereinigung der drei Stände verliehen den Deputirten des Mittelstandes ein gewichtiges Ansehen und den gerechten Lohn des in ihren Beschlüssen bewiesenen Edelmuthes. Die Großen des Hofes, gleichviel ob in den Straßen von Versailles oder in den Promenaden des Parks, sahen nicht mehr mit jenen Blicken der Verachtung und Entfernung, die sie bisher beobachtet, auf sie herab. Man begann jene Gleichheit des Menschen zum Menschen zu fühlen, zu erkennen, daß jeder französische Abgeordnete einer ganzen Provinz einen ehrenden Charakter habe, dessen würdige Behauptung ihm gestattet sey. Die größten Herren, die Prinzen von Geblüt und der Souverain selbst bezeugten den Repräsentanten der Nation eine höchst ausgezeichnete Achtung. Kurz, der Clerus, der Adel und die Plebejer hatten sich vermischt und vermengt und bildeten nur noch eine große Familie.

Aber unter allen Personen des Hofes hatte keine solch' eine verführerische Artigkeit, eine vollkommnere, mittheilbarere Grazie, als die Königin Maria Antoinette in dem vollen Glanze ihrer Schönheit. Sie schien ein besonderes Studium getrieben zu haben, Aller Herzen zu gewinnen und über sie mehr durch die Liebe, als durch die Vorzüge der Geburt und der Macht zu herrschen. So war sie zugleich Semiramis und Dido, oder besser: Eucharis und Kalypso. Niemals hat man mehr Reize und Majestät vereinigt gesehen, niemals war man der abgöttischen Verehrung eines großen Volkes würdiger. Jeder zeigte bei ihrem Anblicke eine Gemüthsbewegung, deren man schwerlich Herr werden konnte. Die ganze Ehrfurcht, die sie einhauchte, war nöthig, um die Blicke vor ihr niederzuschlagen und sie abzuwenden von dem vollkommensten Meisterstücke der Natur. Mit allen jenen köstlichen Gaben verband sie den Ton einer vollen, durchdringenden Stimme, eine lebhafte und glänzende Antwort, doch ohne Herrschsucht und Affectation; sie verstand, mit einem ganz besondern Reize zu befehlen, und man war durchaus nicht erniedrigt, ihren Befehlen zu gehorsamen.

An ihre Person hing man sich wegen dessen, was sie galt, nicht wegen dessen, was sie war. Ein sehr seltener Vorzug für gekrönte Häupter! wie Seneca sagt: „Die Könige haben wenig Freunde, die um ihrer selbst willen ihnen anhangen."

Auch Maria Antoinette machte hiervon die Erfahrung. Keine Fürstin, begabt mit Allem, was lieb und ehrfürchtig macht, war von mehr gesetzwidrigen Intriguen auf ihre Ruhe und Majestät umgeben als sie. Keine Frau ward in ihrem Vertrauen mehr gemißbraucht, in ihren Neigungen mehr verrathen. Der Hof Ludwigs XVI. war in dieser unglücklichen Epoche den Intriguen mächtiger Personen preisgegeben, die die ganze Autorität an sich reißen wollten; den Machinationen gewandter und gefeierter Gaukler, die sich anmaßten, den glänzenden Blendwerken ihrer lügenhaften Kunst Alles zu unterjochen. Der Monarch selbst, dessen Furcht sich bis zur Scheuheit steigerte, beschäftigte sich mit der Jagd, mit mechanischen Künsten, mit den vorläufigen Verhaltungsbefehlen für seine Kinder, während er alle Ehrgeizigen willkürlich-manövriren ließ; er vergaß, daß ein König stets mit fester Hand die ihm von Gott anvertrauten Staatsruder halten und die oberste Gewalt wahren müsse als alleinige Erhalter der Thronmajestät und des Völkerwohles.

Dieß unmerkliche Nachgeben in allen Launen und dem unbescheidenen Trotze der Hofleute führte die Revolution herbei. Vergeblich bestrebten sich nun die privilegirten Großen, den Strom zu hemmen; er ergoß sich nach beiden Seiten. Die Königin, die jeden Tag die peinlichsten Proben davon erfuhr, bemühete sich unaufhörlich, die Gemüther zu beruhigen, die Aufwiegler zu entkräftigen, indem sie ihre Grazie und Güte verdoppelte. Seit langer Zeit war es Gebrauch, daß sie jeden Donnerstag auf der Orangerieterrasse Alles vereinigte, was der Hof und die Stadt in beiden Geschlechtern an Eleganz der Form und Sitten, kurz an jener französischen Tournüre Merkwürdiges besaß und was alle die Residenz Versailles besuchenden Fremden beneid ten und nachzuahmen suchten. An diesem Tage versammelte sich dort die glänzendste Gesellschaft von Paris. Man nannte es das Stelldichein alles dessen, was die Natur und Kunst Bezauberndes schaffen konnte. Die imposante Schönheit der Gärten, die prächtige Sammlung der Statuen unserer großen Meister, die zahllosen Blumen der vier Welttheile, die immer frischen Rosen und der berauschende Geruch von fünfhundert Orangeriebäumen in ihrer ganzen Pracht, der sich bis zur Terrasse wie ein betäubender Dampf erhob; jene ungeheure Strecke des Waldes von Satori; jener unermeßliche See, das Schweizerstück genannt; jenes schmeichelnde Rauschen und Brausen der Cascaden, welche durch die wohlthuendsten Schatten drangen, und zudem jene reiche und seltsame Mischung von Prinzen, großen Herren, Magistraten, Rechtsgelehrten, Handwerkern und Künstlern, die gleichsam den Kern der Nation bildeten: alles dieß entzückte

*) Vielleicht ein Seitenstück zu den letzthin im Planeten veröffentlichten letzten Lebenstagen der Königin Louise von Preußen.

das Auge, exaltirte die Einbildung und hauchte einen geheimen Stolz ein, dem auf einmal energischesten, unterrichtetsten und gebildetsten Volke der Welt anzugehören. Die Königin verfehlte nicht, durch ihre erlauchte Gegenwart einen eben so seltenen als verschiedenartigen Verein zu verschönern. Aber sie zeigte sich nur in der einfachsten Toilette und aller Königszierden baar. Sey es, daß sie das ermüdende Ceremoniell der Etiquette vermeiden wollte, oder einiges Vergnügen daran fand, sich minder als Königin von Frankreich, sondern als die schönste Frau des Königreichs bemerkbar zu machen: sie verließ ihre Gemächer mit einfachem weißen Kleide ohne die mindeste Auswahl, doch die schönsten Formen bezeichnend. Ihre langen blonden Haare waren unter einem schlichten Strohhute in Flechten vereinigt. Sie gab gewöhnlich einer ihrer Hofdamen den Arm und nur von einem durch seine hohe Gestalt und imposante Figur bemerkenswerthen Jäger begleitet, spazierte sie wie eine simple Bewohnerin der Stadt oder Umgegend dahin, durchschritt die verschiedenen Gruppen, die sich auf ihrem Wege gebildet und schien durch ihren Blick und ihre Haltung der ganzen glänzenden französischen Jugend zu sagen: „Wer von Euch würde nicht der Ritter, der Vertheidiger seiner Königin seyn wollen?"

Oft nachdem sie mehrmals den ganzen Terrassenumfang durchwandert hatte, setzte sie sich auf eine der weissen Marmorbänke, die sich daselbst in gewissen Entfernungen vorfanden. Und indem sie mit jener graziösen Feinheit und jener Munterkeit des guten Tones, dessen vollendetestes Muster sie zeigte, sich ausschüttete, verweilte sie hier, alle Personen musternd, die vorüberschritten. Man hat gesagt, daß sie die Gedanken derjenigen errathen, die ihre begierigen Blicke auf sie geheftet und so zu sagen schienen: „Frankreichs Königin hat in unserer Mitte nichts zu fürchten!" Und in der That von einer so großen Menschheit umgeben, die so viele Titel erworben, überließ sich Marie Antoinette mit Zuversicht allen den sie umwogenden Blendwerken. Ach, Alles ist Täuschung für die Großen der Erde, und wie Juvenal sagt: „Die höchste Gewalt, seitdem man ihr schmeichelt, glaubt sich den Göttern gleich!"

(Schluß folgt.)

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

5. Rudolph II. folgt seinem Vater, der 1356 mit Tode abging, in der Regierung, wohnt das Jahr darauf dem berühmten Reichstage zu Metz bei, auf welchem die letztern Titel der goldenen Bulle (bekanntlich ein wichtiges Reichsgrundgesetz, welches unter Kaiser Carl IV. 1356 den 10 Jan. bekannt gemacht wurde und bis zur Aufhebung der deutschen Reichsverfassung 1806, seine Gültigkeit behielt) abgefaßt wurden. Den Streit, der nach Rudolphs II. Tode wegen der Nachfolge in der Kurwürde zwischen seinem jüngsten Bruder Wenceslaus und dessen ältern Bruders Otto's hinterlassenem Prinzen Albrecht entstand, (denn Rudolph starb im Jahre 1370, ohne Nachkommenschaft; er hatte zwar mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer Gräfin von Ruppin, einen Sohn, dem er den Namen Albrecht beigelegt, gezeugt, der aber vor ihm gestorben war,) entschied Kaiser Carl VI. 1376 so, daß Wenceslaus die Kur bekam, doch hat auch Albrecht, wie man findet, den kurfürstlichen Titel geführt.

6. Wenceslaus, Rudolphs II. jüngster Bruder, folgt also in der Kurwürde. Von ihm verdient unter anderem weigen bemerkt zu werden, daß er den ältesten Prinzen Kaisers Carl IV., Wenceslaus, im Jahre 1376 den 10 Juni zum römischen König wählen half.*)

7. Rudolph III. folgt als ältester Prinz seinem Vater in der Regierung der Kursachsen, 1388. Er ist zwar als ein kluger und tapferer Fürst bekannt, hatte aber wenig Glück. Er hatte sich mit den Kurfürsten vereinigt, die bei der sorglosen Regierung des Königs Wenceslaus eine neue Königswahl zu Frankfurt veranstalteten, und gab sich viel Mühe, einem Schwager, dem Herzog Friedrich von Braunschweig, auf den Thron zu helfen, der ihn auch erlangt hätte, wenn er nicht kurz vor seiner Wahl ermordet worden wäre. Denn als sich Friedrich in Begleitung des Kurfürsten Rudolph von Frankfurt zurück nach Braunschweig begeben wollte, wurden beide von dem Grafen Heinrich von Waldeck, Friedrich von Hertingshausen und noch einigen Anderen, bei dem Dorfe Englis unweit Fritzlar, 1400 den 5. Juni, überfallen, der Herzog Friedrich erschlagen und der Kurfürst Rudolph gefangen genommen, doch aber bald wieder frei gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kein deutscher Kaiser oder König ist in der Geschichte mehr auf üble Art verschrieen, verläumdet und einer Menge Dinge beschuldigt worden, die größtentheils erlogen sind, als dieser Wenceslaus. Besonders machten sich die Geistlichen seines Zeitalters ein Vergnügen, ihn mit Tadel und Schelt-worten zu überhäufen, welches daher kam, daß Wenceslaus den Hussiten günstig war und sie an seinem Hofe wohl vertragen konnte. Andere aber, die ihm das Wort geredet und gänzlich haben entschuldigen wollen, sind wieder zu weit gegangen. (Vergl. des berühmten Christian Thomasius Progr.: An Imperator Wenceslaus legaliter sit depositus et tantis vitiis contamnatus ut vulgo creditur? Hal. 1693, 4.) Ihn ganz entschuldigen wollen, ist schwer, denn so viel ist doch gewiß, daß er in der Regierung des Reichs eine große Sorglosigkeit bewies, dem Trunke und den damit verwandten Lastern, besonders der Faulheit, sich im höchsten Grade ergab, daher man auch noch jetzt einen faulen sorglosen Menschen einen faulen Wenzel nennt, und viele Grausamkeiten verübte, welches auch seine Lobredner nicht leugnen können und es ihm vorgeworfen haben. Daher erfolgte auch seine Absetzung vom deutschen Throne, 1400 den 20. Aug.; wiewohl die Ursachen seiner Entthronung, die man angab, bei welchen man sich hier aber nicht aufhalten kann, da sie nicht zu unserem Vorhaben gehörten, nicht als völlig rechtmäßig angesehen werden können, und zum Theil der Wahrheit entgegenliefen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. F. H. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 23. Mittwoch, den 7. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Rettungs-Sterne.

Grausam schwingt der Orkan den Scepter des barschen Despoten!
Hört ihr das Noth-Signal, wie es allmählig verstummt?
Schwach nur noch treibt die Macht der Verzweiflung den wack'ren Piloten,
Während ein donnernder Baß Tod und Verderben ihm brummt.
Rabenschwarze Nacht ereilt ihn und Hagel und Regen;
Wüthender Wogen Gewalt treibt mit dem Fahrzeug sein Spiel;
Bald zu den Wolken geschleudert, bald gähnt ihm ein Abgrund entgegen,
Und der zersplitterte Mast kündet des Hilflosen Ziel.
Augenblick höchster Gefahr, Dir ist Entscheidung nicht ferne!
Hand an's Ruder, Pilot! sahst Du den Retter nicht nahn?
Hoch von Oben herab, da leuchten die himmlischen Sterne,
Und ihr funkelndes Licht zeigt Dir die rettende Bahn!

Volk von Germanien's Stamm! Was zagst Du bei drohenden Stürmen?
Wälzt auch ein dunkles Geschick Nebel und Nacht um Dich her;
Sollten auch schäumende Fluthen wie Berge sich himmelhoch thürmen,
Wüthet, gepeitscht vom Orkan, kocht auch das brandende Meer!
Stößt und kracht auch der schwankende Kiel, bedroht mit Zerstörung:
Herrmann's Söhne, bleibt frei, wenn gleich Euch Fesseln umklirrn!
Frei von der Knechtschaft Joch, besiegt Ihr der Hölle Empörung,
Und an des Horizont's Saum strahlt Euch ein Siegesstern!
Hört nur das Roß, wie es schnaubt! Wer wagt es ihm Bande zu schmieden!
Wer hat, dem Lastvieh gleich, Eu'ren Nacken gebeugt?
Wär', wie Romulus, ihm eine Wölfin als Amme beschieden?
Hätten, wie Cybele, ihn Löwen und Panther gesäugt?

Volk von deutschem Stamm, sey mannhaft! — Nicht wanke noch weiche,
Blitzt auch des Donners Strahl Tod Euch, Verderben und Grab!
Weihet nur Epheu und Palm' und kränzet Germania's Eiche,
Und der Plejaden Wink lächelt Euch Beifall herab.
Siehe! schon legt sich der Sturm; die Fata Morgana verschwindet,
Eiserner Willkür Gewalt lähmen Begeist'rung und Muth;
Septentrionischer Glanz hat Euer Daseyn begründet,
Wie einst Fabius Rom's Rettung vor Hannibal's Wuth!

Doch den Minerven-Stab benetz' keine Thräne der Reue,
Wie des Ulysses Haupt stütz' und verjüng' er den Thron!
Dann ist Euch Meineid allein ein Trauer-Gerüste der Treue,
Und Euer Siebengestirn — Klio verewigt es schon!

Dr. Stierling.

Das letzte Gastmahl des Nero.

(Fortsetzung.)

„O, mein Theurer, Du bist das Entzücken der Welt. Deine geringsten Handlungen athmen unnachahmliche Zartheit; wer hat dieses wunderbare Gefühl in Deine Seele gelegt?"

„Wer? — fragst Du, Alexandra? — Die Musik. Ich bin Tonkünstler; sieh da das ganze Geheimniß meiner Weisheit, Güte und meines Ruhms."

„Möge Deine Cither einst unter den Sternen glänzen, Deine Stimme Tiger bändigen und an Deine Spuren fesseln!" —

„Ich brauchte dann keine Jäger nach Afrika zu senden."

„Möge Dein Wort das Weltall beruhigen!"

„Prächtige Idee, ich verabscheue den Krieg. — Vergossenes Blut erschreckt mich. — Alexandra, hast Du vielleicht Locusta gesehen? Wird sie mir die verlangten Fläschchen und Büchsen bringen?"

„Du wirst sie erhalten, Cäsar. Wozu diese Arzneien?"

„Für Halsübel; mehrere meiner Freunde leiden daran, und ich will sie heilen. Ich verstehe mich ein wenig auf Arzneikunde, und Locusta ist meine fleißige Gehilfin. Ihr Geist erräth den meinigen; ich deute das Uebel an, und sie bereitet auf der Stelle das Mittel. Diese Frau ist wahrhaftig Consularischer Ehren würdig. Ich habe es stets bedauert, daß sie nicht Tonkünstlerin wurde; welchen Schwung der Harmonie würde sie ihren Gedanken gegeben haben! Aber sie hat eine schlechte Stimme, das ist ein unheilbares Uebel. — Wird sie diese Nacht kommen, Alexandra?"

„Gewiß. Ich verlasse Dich, Nero, um der Juno Lucina zu opfern; ihrem Schutze habe ich Dich befohlen. Verachte meine Rathschläge nicht, mein Theurer. Denke an Vinder, Galba, die gallischen und spanischen Legionen; unselige Gerüchte sind in Umlauf."

„Sey ruhig, liebe Amme; Rom und die Welt bedürfen des Nero. Und dann, was kümmert mich Glück oder Unglück — der Künstler lebt überall!"

Alexandra verließ die Gärten. Nero setzte seinen einsamen Spaziergang fort. —

3.

Es lebte damals in Rom ein junges Mädchen, Namens Apollonia, berühmt durch ihre Schönheit. Ihre Mutter Flavia hatte sie fern von den verderbten Sitten der Hauptstadt, in der Einsamkeit erzogen. Doch auch auf ihrem Landgut, an den Grenzen Campaniens, fürchtete sie die gefährliche Nähe Nero's, und beschloß eine sichere Zuflucht für sich und die Tochter auf der Insel Pandataria zu suchen, wo sie bereits zwei Jahre, verloren für Italien, gelebt hatte. Der einzige Vertraute ihres stillen Asyls war der Vinder, Proprätor in Gallien, der dem Geschlechte der Metellus befreundet. Er hatte die beiden Frauen oft in ihrer abgelegenen Wohnung besucht, aber als er am letzten Male geschieden, waren ihm unglückliche Vorzeichen erschienen. Vor der Trennung brachten Vinder und Flavia Sühnopfer für Apollonia's Heil. Die junge Römerin wandelte oft mit der Arglosigkeit des achtzehnten Lebensjahres am Ufer des Meeres, und suchte sich einsame Plätzchen, wo sie beim Rauschen der Wellen Virgil's unsterbliche Verse sang. Wer sie dort, ruhend auf einem von Palmen beschatteten Grabhügel, gesehen, würde bewundernd vor der hoheitstrahlenden Stirn stillgestanden seyn, die Flavia Metella so gern mit Oelzweigen bekränzte. Ein keuscher Strahl leuchtete aus Apollonia's Blick; beim leisesten Geräusch floh ein leichtes Roth über ihre Wangen, und der Busen hob sich bewegt unter der weichen Tunica. Virgil im Elysium war der Geliebte dieser träumenden Vestalin. Oft glaubte die junge Apollonia den bleichen Schatten von Dido's Sänger zu sehen, wie er hinter Gewölk oder dunklem Laube auftauchte. Oft verweilte sie vor einem Schwan, voll Zweifel, ob nicht der einsame Vogel die auf den Wässern irrende Seele des Dichters sey. Nun aber glich Vinder düsteres Gesicht dem des Sängers von Mantua; auch er war ein Träumer: Zärtlichkeit und Heldenmuth waren die Elemente seines Wesens. Seine Augen ruhten schmachtend auf der keuschen Stirn von Flavia's Tochter, doch ein Flammenblitz zuckte aus denselben, wenn ihn der Zufall an Nero oder das gefesselte Vaterland mahnte. Darum liebte die schöne Apollonia den Proprätor. Er hatte sie vor seiner Abreise nach Gallien errathen lassen, daß bald gewaltige Bewegungen das Reich erschüttern könnten, und geschworen, sie jedenfalls auf der Insel Pandataria aufzusuchen. Vinder war zu Rom und bei den Heeren mächtig.

Eines Abends hatte Apollonia, verlockt von der Schönheit der untergehenden Sonne, länger als gewöhnlich am Meeresufer verweilt, wo sie dem Spiel der Delphine auf den purpurnen Fluthen zusah. Sie lächelte über dieß thörigte Spiel, und folgte mit den Augen den Kreisen, die sie in den krystallenen Wogen beschrieben. Die flüchtigen Delphine schimmerten in wechselnden Farben, je nachdem die Sonnenstrahlen auf ihre Schuppen fielen. Bald verlor sich Apollonia's poetischer Sinn in seltsame Träumereien; sie glaubte das Gefolge der Götter des Abends aus den Fluthen steigen zu sehen; Seemuscheln glitten über die Wellen, Meerrosse warfen Schaumstrahlen um sich, mit den wogenden Mähnen und den Flossenfüßen. — Apollonia gewahrte selbst Galathe, nackt und voll Schaam auf ihrem Corallenwagen ruhend. Ihr langes Haar floß wie eine goldne Schärpe auf Schnee über eine der Schultern zurück; die schönen Füße traten auf grünendes Moos, aus dem eine Lotusblume emporwuchs, die sich zur Göttin neigte. Ein melodisches Säuseln tönte um Galathe, wie ferne Harfen, das Meer seufzte auf in Liebe, und der Abendstern tauchte lächelnd am schwimmenden Horizonte empor.

„O, zarte Göttin verschwiegener Liebe!" rief Apollonia, „erbarme Dich meiner, der armen Sterblichen, und laß mein Leben im Schatten sanft und unbemerkt dahinrinnen."

„Ziemlich bescheidene Wünsche für so viel Schönheit!" antwortete eine geheimnißvolle Stimme, die nicht Galathe gehörte.

Apollonia wandte sich betroffen um, und erblickte einen jungen Mann, schön wie Ganymedes, der ihr die Arme entgegenstreckte. Sie hielt ihn für einen Gott und wollte sich vor ihm niederwerfen, bis er, lächelnd über ihre Ehrfurcht, sie mit den Worten aufhob:

„Was thust Du, schöne Apollonia? Mir gebührt es, Deine Füße zu küssen; aber sieh, die Göttin, welche Du angerufen, will Deinen Wunsch erhören, sie sendet mich, um Dich einzuladen, in ihren schimmernden Felsenpalast zu kommen; dort schwimmt der Nachen der erhabenen Göttin, dessen Führer ich bin. Schönste unter Campaniens Töchtern, willst Du Deinem Sclaven folgen?"

Der Nachen berührte das Ufer. Die junge Apollonia glaubte den Göttern zu gehorchen und folgte dem unbekannten Führer, der die Ruder ergriff, und das Boot hinaussteuerte, nicht zu der Seemuschel der Galathe, sondern nach einer Galeere des römischen Kaisers, die von Bajä kam und im Hafen von Ostia landete. Das Schiff erreichte die Höhe der Tibermündung, durchfuhr diesen Strom, und warf eine Meile vor Rom Anker. Es geschah dieß an demselben Tage, wo Nero der Göttliche, nach einem vertrauten Abendmahl, mit Menecrates singen, und mit Spicillus tanzen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Königin Maria Antoinette.

(Schluß.)

Ich mischte mich oft unter die zahlreiche Masse, die alle Donnerstage, Abends 7 Uhr, in den langen Sommertagen die Orangerie-Terrasse erfüllte. Alles was Eleganz und Mode Hinreißendes hatte, ward in dieser königlichen Residenz von beiden Geschlechtern zur Schau ausgestellt. Niemals hat und wird man vielleicht die Grazien und die einen so hohen Grad des Glanzes und der Vollendung erreichte französische Galanterie erblicken. Das Kaiserreich war durchaus nicht mit mehrerem Erfolge darin geübt. Man glaubte von Huris umgeben zu seyn, wähnte sich durch eine magische Gewalt in Muhamed's Paradies versetzt. Eines Abends kehrte ich von Klein-Trianon, einem nicht minder bezaubernden Garten als dem der Armide, zurück. Ich hatte eine junge Dame aus der Gegend von Tours dahin geführt, die seit einigen Monaten schwanger war und ihr Vater ein alter Militair und Ritter des heiligen Ludwigs begleitete uns. Wir waren zu Fuß zurückgekommen, und meine junge Landsmännin, von der Anstrengung ermattet, suchte einen bequemen Ort, wo sie sich niederlassen konnte. Aber alle Plätze waren besetzt, alle Bänke eingenommen. Die junge Dame entschloß sich nun, auf einem der Rasenstücke Platz zu nehmen, die des Abends rosige Fülle feucht gemacht; die hübsche Spaziergängerin schwitzte sehr, ein solcher Ruheort ward gefährlich, ihr Vater und ich widersetzten uns diesem, und während wir ein Auskunftsmittel suchten, bemerkte ich zwanzig Schritte von uns zwei Frauen, von denen mir die Eine den Rücken zukehrte, und mit der die Andere, welche den Sechszigern nahe zu seyn schien, im Tone größter Vertraulichkeit plauderte. Ich wendete mich dahin und wollte mich des noch leeren Theils der Bank bemächtigen; doch, indem ich mich ein wenig vertraut an die Seite der Unbekannten niederließ, drehte sich diese, von einem solchen Akte der Besitznahme vielleicht überrascht und verwundert, um, und schleuderte auf mich einen eindrücklichen Blick. . . . . Ich erkannte die Königin. Ueberrascht von meinem Streiche und verwirrt bei jenem majestätischen Anblick, sammelte ich meine Geister, entschuldigte mich wegen meines sonderbaren Versehens, und bezeichnete Ihrer Majestät Jäger, der sich in diesen Augenblicken entfernt, und beschäftigt war, die gewandten Touren der Seiltänzer anzusehen, als denjenigen, der mich getäuscht habe. Die Königin unterließ nicht meine Gründe mit dem graziösesten Lächeln zu billigen, und da ich noch hinzufügte, daß der Platz, dessen ich mich so unklug bemächtigt hätte, für eine junge, schwangere, höchst ermüdete Dame bestimmt gewesen sey, sagte mir Maria Antoinette mit einer Leutseligkeit, die ein Ton des graziösesten Scherzes verschönte: „Diese Dame darf nicht der hohen Thaten ihres würdigen Ritters beraubt werden, geruhen Sie, mein Herr, geruhen Sie diese meinerseits einzuladen, neben mir den Platz einzunehmen, den Sie so tapfer erobert haben."

Ich beeilte mich meine schöne Landsmännin von meinem seltsamen Abenteuer und von der ehrenvollen Einladung, deren Ueberbringer ich war, zu unterrichten. Die junge Dame zeigte die lebhafteste Bewegung und erklärte, daß sie es niemals wagen würde, sich neben die Königin zu setzen. —

„Aber diese Einladung," sagte ihr Vater, „ist ein Befehl, dem sich die Tochter eines Ritters des heiligen Ludwigs nicht entziehen kann." Diese Worte sagend, zog er sie fort, und stellte sie Maria Antoinetten selbst vor, die bei dem Erblicken eines alten, decorirten Militairs sich erhob, ihn mit der größten majestätischen Grazie grüßte, und die junge Dame neben sich Platz nehmen ließ, die plötzlich so gerührt und bestürzt war, daß sie anfangs kein Wort hervorbringen konnte. Die Ermüdung und Gemüthsbewegung bewirkten, daß sich über ihre reizende Gestalt ein Schweiß ergoß, den die Königin bemerkte und auf ein ihrem zurückgekehrten Jäger gegebenes Zeichen, lief dieser, in den Gemächern ein Sammtkissen zu holen, auf welches sich, nach dem inständigsten und dringendsten Bitten Ihrer Majestät, die junge Dame setzte, die dieser Zug der Güte so sehr rührte, daß sie Thränen vergoß. Sie wollte ihre Erkenntlichkeit ausdrücken, aber die Ehrfurcht hielt sie zurück, die Bewunderung hemmte ihr die Sprache; „diese Marmorbänke sind in diesem Augenblick zu kalt für Sie," fügte Maria Antoinette mit einem aus dem Herzen kommenden Tone hinzu. „Ihr Zustand verlangt die größte Sorgfalt, es ist ganz natürlich, daß Frankreichs Königin Sorge nimmt für den Enkel eines heiligen Ludwigsritters. Wir wissen zu gut, Uns mit treuen Dienern zu umgeben." Und diese letzteren Worte sprechend, lenkte sie ihre Augen auf mich, um zweifelsohne die Wirkung zu beurtheilen, die sie erzeugen würden. Ich erwiederte in diesem Augenblicke mit der Begeisterung eines französischen Herzens, welche diese hinreißende Scene steigerte: „O, wer würde nicht Blut und Leben für Eure Majestät hingeben?"

Meine reizende, von ihrer Erschütterung ein wenig zurückgekommene Landsmännin hatte wieder Kräfte erlangt, um auf die Fragen zu antworten, die die Königin an sie über den schönen Garten Frankreichs, den sie bewohnte, über das Alter, den Charakter und Stand ihres Gemahls, über die in der Hauptstadt sich darbietenden Vergnügungen und endlich über das, was sie am meisten in der Residenz Versailles überrascht habe, richtete. „Nach der ausgezeichneten

Ehre, womit Ew. Majestät geruht haben mich zu überhäufen," antwortete die junge Dame, „und die sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen wird, ist es, ich bekenne es, jenes Klein-Trianon, woher ich komme, welches mir am meisten Ueberraschung verursachte, welches auf alle meine Gefühle einen Zauber bewirkt hat, den ich mir nicht erklären kann; sein Geschmack, die elegante Einfachheit und jene Vereinigung alles dessen, was die Künste Vollkommenstes haben, brachte mich zu einem Entzücken, das mich überzeugt hat, Madame, dieser Ort der Ergötzlichkeiten könne nur das Werk einer erlauchten, an die Wunder der Vollendung gewöhnten Hand seyn." Diese mit dem lebhaftesten und ausdrucksvollsten Tone gegebene Antwort schien Maria Antoinette zu gefallen. Sie verdoppelte die Fragen über den Geist der Einwohner an den Ufern der Loire, drückte ihr Bedauern aus, sie niemals besucht zu haben, wiederholte noch mit einer sehr auffallenden Absicht die Beweise der Ergebenheit und Treue, die dieser Theil des französischen Volkes zu allen Zeiten seinen Königen gegeben hatte, dann auf mich einen neuen beobachtenden Blick heftend, schloß sie mit diesen Worten und voll durchdringender Betonung: „Vermöchten ihre Nachkommen sie nachzuahmen und sich selbst zu überzeugen, daß Wir ihrer Liebe nicht unwerth sind." — Der Blick, den sie auf mich warf, indem sie sich entfernte, ließ mich nicht länger zweifeln, daß sie mich nach meinem Costume für einen Abgeordneten des Mittelstandes gehalten habe, und daß sie ein Vorgefühl aller Unruhen habe, die Frankreich bedroheten. Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und folgte ihr mit den Augen und mit geheimem Zittern, das sich lebhafter noch erneuerte, als ein fast eben so seltner Zufall als der erste, mich auf's Neue vor diese anbetenswerthe Frau führte, die damals Alles vereinte, was die wahrhafte Herrscherin bestätigt, und deren majestätische Züge, der Ton ihrer Stimme und deren unaussprechlicher Reiz meinem Gedächtnisse auf immer eingeprägt sind. —

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Nach Friedrichs Ermordung war er Ruprechten, Kurfürsten von der Pfalz zur Erlangung der deutschen Königswürde nicht hinderlich. Ein trauriger Vorfall trübte die noch übrigen Lebenstage Rudolphs. Seine beiden Prinzen, Wenceslaus und Siegmund, die bei dem Flecken Annaburg im sächsis. Kurkreise sich mit der Jagd beschäftigt hatten, wurden des Nachts von dem dasigen alten Thurme, der einfiel und auf das Gebäude stürzte, worin diese Prinzen mit ihrem Hofmeister und sechs Edelknaben schliefen, erschlagen. *) Nach Ruprechts Tode, der 1410 den 18. Mai erfolgte, stimmte er der Wahl des Markgrafen Jobst von Mähren, 1410 den 1. October, zum römischen Könige bei, und da dieser schon 3 Monate darauf, 1411 den 8. Januar wieder mit Tode abging, und auch genau genommen, nicht einmal in die Reihe der deutschen Könige gesetzt werden kann, weil seine Wahl sehr zweifelhaft war, und er auch nicht zum Besitz des Thrones gelangt ist, fand er für gut, der wiederholten Wahl des Königs Siegmund beizutreten, welcher daher den Streit zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzoge von Brabant, wegen des Rechts, dem Kaiser bei seiner Wahl das Schwert vorzutragen, zum Besten des Kurfürsten entschied. Der Hussitenkrieg, an welchem er leider auch Theil nahm, kostete ihm das Leben. Er starb in Böhmen, den Ort findet man nicht angegeben, den 11. Juni 1419; man vermuthet an Gift, das ihm die Hussiten sollen beigebracht haben. Man vergl. Müllers sächs. Annalen: S. 10, wo aber der Fehler Rudolph IV., statt III., vermuthlich ein Druckfehler, zu verbessern ist. Von Rudolphen verdient noch angemerkt zu werden, daß er sich zuerst Elector Saxoniae genannt hat.

8) Nach Rudolph III. Absterben war von dem ascanischen Kurhause nur noch sein Bruder Albrecht III. übrig, der ihm auch in der Kur folgte. Er konnte zum Besten des Landes wenig thun, weil die vielen Kriege seines Bruders und Vorgängers in der Regierung das Land und den öffentlichen Schatz sehr entkräftet hatten, er konnte daher auch bei dem wüthenden Hussitenkriege keine wichtige Unternehmung wagen, war sogar genöthigt, seinen Hofstaat außerordentlich einzuschränken. Seine Regierung dauerte auch kaum 3 Jahre. Er starb 1422 ohne Erben, und durch einen eigenen Zufall. Er hatte sich mit seiner Gemahlin Euphemia, einer Tochter des Fürsten Conrad zu Oels, nach dem vorhin genannten Annaburg, oder wie es damals genannt wurde, Lochau, wenige Tage zuvor auf die Jagd begeben, und sein Nachtlager in einem Bauernhause genommen. Hier kam des Nachts Feuer aus, welches in kurzer Zeit so sehr überhand nahm, daß der Kurfürst mit den Seinen sich nur mit Lebensgefahr gerettet hatte. Der angeführte Müller in seinen Annalen schreibt S. 11, (ich bediene mich seiner eignen Worte) er habe sich der Flamme nebst den Seinen im Hemde entreißen und durch ein Fenster kriechen müssen. Der dabei gehabte Schrecken verursachte dem Kurfürsten eine Krankheit, an der er nach einigen Tagen zu Wittenberg starb. Mit ihm starb der ascanische Stamm der Kurfürsten von Sachsen völlig aus, und seine Länder und Würden fielen an das Reich zurück. Zwar hatten die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, wegen der Erbverbrüderung vom Jahre 1389, das nächste Recht auf Sachsen, gleichwohl findet man nicht, daß sie sich deßwegen gemeldet hätten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich habe von diesem traurigen Vorfalle schon vor mehreren Jahren in der „Sachsenzeitung" weitläuftig gehandelt, daher ich es für überflüssig halte, jetzt länger dabei zu verweilen.

Notiz.

[Heine.] Wie es heißt, arbeitet Heine an seinen Memoiren. Sollte sich denn nichts Aehnliches unter Börne's Papieren vorgefunden haben?

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 24. Donnerstag den 8. Februar 1838.

Correspondenzblatt.

Hannover.

(Schluß.)

In einer der hiesigen Zeitschriften wird es nämlich so zu sagen ausposaunt, in welcher Tonart das mögen die Götter wissen, daß beim Erscheinen Sr. Majestät des Königs, das Publicum erst dann Allerhöchstdenselben gewahrt habe, nachdem das Militair den Ruf: „Es lebe der König!" habe erschallen lassen.

Daß nun dieser Ruf vom Militair nicht erschallt ist, das je nach den Graden oder richtiger nach der Gage oben und unten und überall im Theater anwesend war, geht daraus hervor, daß das übrige Publicum stumm blieb. Erfolgte jener Ruf aber wirklich, so bedarf es wohl kaum einer Erwähnung, daß er die ganze Versammlung in Folge der grandiosen Tonleiter, zu einem freudigen: „Es lebe der König!" hingerissen haben würde. Wäre dieses nicht geschehen, dann hätte der Hannoveraner wenig Gefühl und Zartsinn für seinen neuen König an den Tag gelegt. Dem ist aber nicht so; jeder Hannoveraner ohne Unterschied des Standes ist von gleicher Liebe, von gleicher Anhänglichkeit an seinen Landesfürsten beseelt. Nur in dem leisen von allem Geräusch entfernten und während des Spiels geschehenen Nahen Sr. Majestät des Königs kann der Grund liegen, daß das Publicum Allerhöchstdenselben nicht bemerkte und somit da, wo ein lauter freudiger Jubel hätte erschallen sollen, Alles ruhig und still blieb.

Es kann daher nur dem feinen Hörorgan jenes Journalisten, der dem Militair ein Compliment reißt, während er Andere auf eine feine Weise blamirt, zugeschrieben werden, wenn aus seiner von der Wahrheit entblößten Mittheilung irrige und zweideutige Meinungen und Ansichten sich folgern lassen.

Die Hannoversche Zeitung verbessert nun jenen Casus dahin: daß Se. Majestät der König von der sehr zahlreichen Versammlung mit großem Jubel empfangen worden sey. Hiernach ist es nun, da des epochenreichen militärischen Rufes ganz und gar nicht gedacht wird, eben so gut möglich, daß das Militär erst dann Se. Majestät den König gewahrt habe, nachdem die sehr zahlreiche Versammlung in großen Jubel ausgebrochen. Ich möchte nur wissen wie die Hannoversche Zeitung bei einer tiefen Stille en gros hat jubeln können.

Der Eine läßt das Volk jubeln, während der Andere das Militär in Activität setzt. Das ist ein herrliches fingirtes Concert, das in den Journalisten und Zeitungsschreibern einen würdigen Resonnanzboden findet. Die Stimmen des Militärs schwirren wie Congrevesche Raketen durch die Luft, während das Volk mächtig dazwischenjubelt und doch ist

Mir von alle dem so dumm
Als ging ein Mühlrad mir im Kopf herum.

Denn:

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Nun lebe wohl und glücklich geliebter Leser und behalte werth Deinen ergebensten Rammstahl.

Nachschrift.

Es gereicht mir zum besondern Vergnügen, Ihnen geehrtester Herr Redacteur, durch diese Nachschrift anzeigen zu können, daß Seine Majestät der König am 29 Dec. das Theater abermals mit einem Besuche beehrte und beim Erscheinen von der überaus großen Versammlung mit lautem Jubel empfangen wurde. Das Orchester machte den Trampolinsprung in der Wüste *), und ging von den schmelzenden Belliniſchen Harmonieen **) in das nie veraltende God save the king über, während der versammelte Chor der Herren Oberpriester auf der Bühne ihr lästiges Joch abschüttelte, freudig nach Luft schnappte und begeistert mit anstimmte: God save the king.

Aus Dresden.

(Schluß.)

Der Grabebitter hat die längsten Lieder ausgesucht, und der Herr Präfect schlägt den Tact so langsam — so langsam, daß

*) Dieser Sprung wird nicht von einem Sprungbret, sondern von einem frei liegenden Steine ab ausgeführt.

**) Norma ging an diesem Abend über die Bretter.

man einschlafen möchte. In Leipzig kennt man keine sogenannten Extras, keine flatterhaften Titularmäntel; in Leipzig wird der Choral wenigstens noch einmal so schnell gesungen als bei uns, und gleichwohl ist das Thomanerchor unbestritten in einem ungleich blühendern Zustande, als das Kreuz- und Leid-Chor. Das Chor wird durch Abschaffung von derlei Uebelständen sich eher heben als sinken. Es brauchte ja nur das, gewiß nicht geringe, Schulgeld der Choristen ein wenig herabgesetzt zu werden. Früher wurde, während vier Chöre neben drei anderen Schulen bestanden, gar kein Schulgeld gegeben und das Chor blühte. Auch ist ja die Kreuzschule nicht ärmer an Legaten als andere Schulen!!

Unter unseren glänzenden Winterbällen hat am 2. Feiertage der Harmonieball den Reigen eröffnet. Ist auch jetzt die Natur nicht so schön wie im Sommer, so ist die Welt desto schöner.

Endlich haben die Stände, nach verschiedenen Debatten, 1500 Rthl. zur Errichtung eines gymnastischen Instituts nach Wernerschem System zugestanden, eine Idee, die bereits in einem mächtigen Nachbarstaate großartig ins Leben trat. Dr. Werner, ein Mann, der als Schriftsteller, Lehrer und Mensch rühmlichst bekannt ist, den die größten Monarchen der physischen Erziehung ihrer Völker willen um Rath zu fragen sich nicht scheuten, und dessen treffliches System besonders in Preußen Eingang fand, erlebte vor Kurzem, bei der Besetzung der Stelle eines Gymnastikers an der Kreuzschule, einen Mann sich vorgezogen zu sehen, der ihm das Wasser nicht reicht; ein Vorgang, der der guten Stadt Dresden, der Kreuzschule nicht zu gedenken, wenig Ehre macht. Freilich hatte der bescheidene Werner um jene Stelle nicht angehalten, aber muß denn immer gebettelt seyn? Uebrigens nimmt ein Lehrer der Gymnastik an der Kreuzschule eine so untergeordnete Stellung ein, daß ein Werner diesen Posten, selbst wenn man ihm denselben offerirt hätte, abgelehnt haben würde. Vielleicht sahe man dieß auch im Voraus ein.

Werner's neuestes, eben erschienenes Werk ist Amöna, ein sehr zweckmäßiges Buch, welches insbesondere der weiblichen Jugend gewidmet ist. Gegenwärtig beabsichtigt der Verfasser (im Verein mit dem Dr. Gräfe) eine medicinische Gymnastik herauszugeben, deren Druck zu Anfange Januar beginnen wird. Man freut sich schon im Voraus darauf.

Mögen Werner's wohlthätige Ideen fortgrünen und blühen und Früchte tragen unter dem Segen des Höchsten. Das Gute muß ja, wenn auch oft verkannt und angefeindet, sich endlich siegreich Bahn brechen. Werners System ist nicht das der weiland berüchtigten Turner von der Hasenhaide und anderen Orten her, wo man Deutschthümlichkeit in altfränkischer Kleidung, in einer liebenswürdigen Frechheit und langen Haaren suchte. Werners System ist das des heitern Hellas, welches mit zeit- und volksmäßiger Abänderung zu dem Gipfel menschlicher Vollkommenheit führen soll und muß, den der lebensfrohe Grieche Kalokagathie nannte.

Im Gymnasium, in der dumpfen Classe
Wird der Geist ersäuft im Tintenfasse;
Leben ist Bewegung, unsrer Zeit
Größtes Uebel ist die Sitzsamkeit.

Der gefallene Schnee, lieber Planet, und plötzlich eingetretenes Thau- und Regenwetter veranlaßte großes Wasser, welches unerwartet zu steigen begann. Der mit Eisschollen bedeckte Elbstrom schwoll wie mit einem Male zu einer ungewöhnlichen Höhe (bis auf die 6.) Zwei große Schifferkähne wurden bei dieser Gelegenheit unfern der Brücke losgerissen; auf dem einen befand sich ein alter Mann als Wächter, welcher begreiflicher Weise nicht im Stande war, der unfreiwilligen Abfahrt des Schiffes zuvorzukommen. Die ungestüme Strömung trieb ihn bis unterhalb Caditz, einem Dorfe an der Meißner Straße, wo das Schiff durch ein glückliches Ungefähr auf einem Häger zu sitzen kam, so daß nun der geängstigte, in Lebensgefahr schwebende Mensch, obwohl nicht ohne große Mühe, durch herbeieilende Schaluppen gerettet werden konnte.

Die Statue Augusts des Gerechten ist in diesen Tagen (durch unsern Schrödel) gegossen worden. Man war anfänglich, was auch der Gießer selbst glaubte, besorgt, der Guß möchte mißlungen seyn; es hat sich aber, Gott sey Dank, das Gegentheil bestätigt, wodurch ein Schade von ungefähr 2000 Thalern verhütet worden ist.

Nicht bloß in Leipzig, auch in Dresden, grassirt die Bau-Manie. Die Häuser wachsen jetzt bei uns wie die Pilze auf (das kommt vom Accordiren her.) Besonders prangt der Platz vor dem Freiberger Schlage, New-York benamset, (wo sonst die Missethäter abgethan wurden) vornehmlich auf dem linken Weiseritzufer (in der Nachbarschaft des Schindersteiges und der Pechhütte) mit stattlichen und netten Gebäuden. Vor Allem soll dieser neue Anbau durch eine milde Stiftung geziert werden, ein Institut für arme Kinder, denen man daselbst Arbeit und Brot gibt. Es ist in der That höchst erfreulich, daß jene verrufene Gegend, die selbst, wenn die Weiseritz angeschwollen ist, zum Einpaschen und anderen Diebereien einen bequemen und ungefährdeten Ein- und Ausgang darbietet, durch Bauten sich zu heben anfängt. Dieß wäre freilich noch mehr zu wünschen von dem Raum innerhalb der Schläge (das wilde Viertel.) Hier hauf't der Auswurf, die Sentine, von Dresden. Es gibt nämlich, namentlich auf der sogenannten Viehweide, elende Kneipen, wo Gesindel aller Art, das gar keine bestimmte Wohnung hat, wenn es sich den Tag über in der Gegend herumgetrieben, für sechs Pfennige übernachtet. Gegen Morgen schleichen sie dann, oft in einen einzigen Lumpen gehüllt, hohläugig und eckelhaften Aussehens hervor, um ihrem edlen Tagewerke nachzugehen. Dank unsrer wachsamen und wohlbesoldeten Policei, daß es nicht noch schlimmer ist.

Zum Schluß noch ein Anekdötchen. Ein Policei-Wachtmeister vernahm, daß man dem nächstens erwarteten Professor Bendemann einen Fackelzug zu bringen beabsichtige. Mit sichtbarem Entsetzen frug er sogleich, er komme doch nicht etwa von Göttingen? (Sic?)

Sonst, lieber Planet, wüßte ich Dir vor der Hand nichts Erhebliches zu berichten, Du müßtest denn dahin rechnen, daß wir den zweiten Simonides, Hirsch-Dänemark, zu sehen die Ehre gehabt, daß wir den sogenannten Todten-Sonntag mit Sterbeliedern gefeiert, daß ein gewisser C. F. Klatt einen wohldressirten weiblichen Riesenelephanten zeigt, daß der Hof-

rath Winkler (oder poetisch zu reden, Theodor Hell) durch Großherzogliche Gnade ein ordentlicher Mann geworden, und daß man den Ex-Pastor Stephan gehängt hat — und zwar auf die Schloßgasse — in Kupfer gestochen. Der Derwisch Naphets jedoch, der sich von seiner Magdalena die Füße waschen läßt, ein bösliches Pasquill, ist nicht mehr zur Schau ausgestellt. — Sic transit gloria mundi! —

Da ich Dir, lieber Planet, ohne einen Anachronismus zu begehen, nicht gesunde Feiertage wünschen kann, so nehme ich mir hiermit die Freiheit, Dir zum neuen Jahre zu gratuliren. Lebe wohl, und verliere bei den jetzigen schlechten Zeiten den Verstand nicht. Ich bin Dein aufrichtiger Freund

Stephan Rundhut.

Chemnitz.

Ende 1837.

Unser Theaterbau ist bei thätigem Wirken resp. des Directoriums wacker vorwärts geschritten und soll, trotz des der Baulust nicht eben günstigen Winters, zum nahen Fasching schon vollendet dastehen. Was Wunder, daß selbe Direction sich demnach unlängst veranlaßt glaubte, im hiesigen Anzeiger das an diesem Baue betheiligte, als auch das übrige daran Interesse nehmende Publicum zu bitten, „sich bis zur nicht sehr entfernten Vollendung und Einweihung dieses Gebäudes aller Besuche desselben enthalten zu wollen, damit es sich durch Beschauung der einzelnen schon fertigen Theile nicht um den Totaleindruck, den es nach dem Dafürhalten des Directoriums bei Eröffnung der Vorstellungen machen dürfte, bringe, und Letzterem die Freude, den Theaterfreunden eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, verkümmere!"

Sie sehen sonach, mein Herr Planet, welch' ein Genuß unserer wartet. Und in der That scheinen unsere Hoffnungen von diesem neuen Thaliastempel, in Betracht auf das daran schon Vorhandene nicht sanguinisch. Ein imposantes Gebäude sah das sich nun zu Ende neigende Jahr durch vereintes Wirken Vieler entstehen, das, eine Zierde der Stadt, aus deren Wallgraben es sich stolz erhoben, freilich auch größere Opfer heischte, als man früher geglaubt. Eine Nachzahlung von einem Drittel des Nominalwerthes einer Actie zu 25 Rthl. hatte vor Kurzem Statt, um das noch unvollendete Innere des großen Ganzen dem Aeusseren desselben entsprechend darzustellen. Seitdem beeilen sich fortwährend wetteifernd auch bei Lampenlicht bis zum späten Abend bei geschlossenen Thüren, stehend, sitzend oder auch schwebend Tischler, Tapezierer, Maler und andere geschäftige Hände in oft seltsamen Gruppirungen, um Thaliens Jüngern und Jüngerinnen möglichst bald die Thüren eines Asyls zu öffnen, das unser Chemnitz seither schmerzlich vermißte. Leider sollte sein Aufbau auch Menschenblut und Leben kosten, als in den Sommermonaten, trotz aller genommenen Vorsicht, das Gerüst zum Theil überlastet brach, so daß einige Arbeiter unaufhaltsam von beträchtlicher Höhe herabstürzten, die, mehr oder minder beschädigt, genasen oder starben. Mag es bei diesen Opfern bleiben!

Auch Apoll weilte freundlich im Christmonat unter uns. In dem ersten Abonnement-Concert, das unter Mejo's Direction im großen Casino-Saale Statt hatte, hörten wir zwei junge Künstler, die Gebrüder Stahlknecht, Adolph und Julius, Königl. Kammermusiker aus Berlin, die ihre Virtuosität, jener auf der Violine, dieser auf dem Cello in einem Concertante für diese Instrumente, über ein Thema aus „Norma," und dann eben so in einem Divertissement über ein Thema aus „Moses" vollkommen bewährten. Daß sie sich, wie es Einige der Anwesenden Wunder nahm, niemals eines Notenblattes bedienten, kann nur von ihrem Vertrautseyn mit jenen Etüden zeugen; wahre Künstler erheben sich im stolzen Selbstgefühl über jede Schranke und folgen, Alles neben und um sich unbeachtet lassend, ihrem sie leitenden Genius. Von Dresden war dieses Künstlerpaar, das auch am Hofe sich hören zu lassen, die Ehre gehabt, zu uns gekommen und gewann durch die dichtgedrängten Reihen von Zuhörern die Ueberzeugung, daß auch Chemnitz die Kunst zu achten verstehe. Dem hier lebenden Gebrüderpaar gleiches Namens absolut genial-heterogen: mag N. f. doch nicht eine mögliche Blutsverwandtschaft zwischen beiden Gebrüderpaaren in Zweifel stellen.

Am ersten Weihnachtsfeiertage unterhielt der Musikdirector Mejo ein musikliebendes Publicum durch ein Extra-Concert auf Engels großem Saale; die Ouvertüre aus Mozarts „Zauberflöte" die das Ganze eröffnete, machte bei trefflicher Executirung des besten Erfolgs nicht fehlen, ließ aber auch das sogenannte „große charakteristische Potpourri, Kunze's Maskenball in Kleinweltwinkel," das mit seiner Ratsche, Regenmaschine und Strohfiedel nur nach Effect jagt, desto ärmer an intensivem Gehalte erkennen. Wahrlich, Mozart würde weinen, wenn er Ohrenzeuge derlei musikalischer Farcen seyn müßte! Musik hört dann auf die Kunst zu seyn, unmittelbar zum Gemüthe des Menschen zu sprechen. Männern, wie unserem Musikdirector Mejo liegt es ob, gegen solche Verderbnisse der Zeit zu eifern und nicht ihnen zu huldigen. Einen bessern Geschmack beurkundete derselbe durch die übrigen Etuden, unter denen die Variation für die Flöte von Fürstenau, über ein Thema aus „Pretiosa" am meisten gefielen. In der That gehören Variationen nur dann der Kunst an, wenn sie der so viel als möglich vervielfältigte Ausdruck einer großartigen Idee sind, deren Sinn sie uns mit Gefühl und Tiefe unter allen Lagen wiedergeben, wenn in ihnen die gründliche Idee des künstlerischen Schöpfers vorherrscht und sich diese Idee mit Reichthum und Abwechslung unter immer neuen und immer schönen Formen entschleiert.

Doch genug des Musikalischen für heute. Sind wir dem Winter einmal so weit vorgerückt, wie uns der Kalender lehrt, so entführt der muntere Knabe auch wieder der Rumpelkammer den Schlitten; er will, er muß nun fahren! Unsere muntere Jugend genoß dieses Vergnügen nur kurze Zeit, denn sobald der gute Vater Anstalt machte, auch seinen Schlitten wieder ans Tageslicht zu bringen, um ihn in den nahenden Festtagen wieder flott zu machen, wozu ihm diese Zeit und Gelegenheit boten: wurde ihm doch bei derlei Wiederbelebungsversuchen das gehoffte Vergnügen zu Wasser gemacht, da der Vorabend zum Christfeste den schon gefallenen Schnee unaufhalt-

sam in Wasser auflöseten. Derlei anomale Winter gehören nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen.

(Schluß folgt.)

Wien.

Den 10. Januar 1838.

Vorerst will ich Ihnen einige Details über die bereits erwähnte Probefahrt mit Passagieren auf der Nordbahn, (14. Nov.) mittheilen. Der Morgen war sehr neblicht und unfreundlich, gegen Mittag aber drang die Sonne durch und strahlte angenehm die Luft erwärmend, auf eine ununterbrochene Reihe von Fuhrwerken aller Art, welche sich vom Stephansplatze bis zum Spitz, (dem damaligen Ausfahrtsorte) also durch eine Strecke von mehr als einer Viertelmeile, unübersehbar hinbewegte. Bei Floridsdorf, wo ein provisorischer Schoppen für die Eisenbahnwagen hergestellt war, ergoß sich der Strom jener Carrossen, Fiaker, Karren ꝛc. auf einem umfangreichen freien Platze gleichsam in einen See, während die Angekommenen ihre Fahrzeuge verließen, und auf den Damm der Eisenbahn hinaufeilten, welchen sie zu beiden Seiten besetzten, und der mit seinen doppelten Reihen Schaulustiger, wie ein endloses Militärspalier anzusehen war. Endlich setzte sich das rauchspeiende Locomotiv „Austria" in Bewegung und flog mit 8 daran gehängten, eleganten Berlinen, und circa 180 von den Unternehmern geladenen Personen vor den schwindelnden Blicken der Nahestehenden in die Ferne. Enthusiastisches Jubelgeschrei begleitete die Reisenden und ihre Fortbeweger, und nun hob sich der Nebelschleier vollends, und die Gebirge wurden sichtbar und schienen wie Schatten begrabener Jahrhunderte auf das neue Schauspiel staunend herabzublicken, und verklärten sich im Schimmer der Sonne. Schnell, wie er fortgeglitten war, kehrte der Train wieder zurück, um noch zwei Mal die Fahrt zu wiederholen. Der bisherige Endpunct der Bahn ist der, durch jene denkwürdige Schlacht berühmte Ort Deutsch-Wagram, zwei und eine halbe Meile von der Hauptstadt entfernt, und die Strecke dahin und zurück wurde je in 20—27 Minuten durcheilt. So allgemeiner Theilnahme von Menschen aus allen Classen sich diese Fahrten erfreuten, so war dennoch weit interessanter die erste Personenfahrt gegen Bezahlung, welche am 6. Januar zu drei verschiedenen Malen Statt fand, und wo zwei Locomotive jedes Mal einen Train von zehn Wagen verschiedener Gattung mit 218 Passagieren, vom Bahnhofe im Prater, über die neuen Brücken bis Wagram führten. Das Wetter war überaus günstig, der Andrang von Menschen sehr groß. (Bei 30,000 Personen mochten auf der Dammstrecke bis Floridsdorf vertheilt stehen.) Der ganze Weg wurde in 30—36 Minuten durchmessen. Bei der zweiten Rückfahrt passirte die Unannehmlichkeit, daß das vordere Locomotiv, welches anhielt, von dem hinteren,*) welches noch antrieb, sammt der zwischen befindlichen Wagenreihe fortgestoßen wurde, wobei der unthätige Dampfwagen und ein Paar andere Wagen aus dem Geleise traten. Dieser Vorfall übte aber auf die Theilnehmer der Lustfahrt nicht den geringsten Nachtheil aus, und man drängte sich darnach eben so zu den Plätzen wie früher. So wäre denn mit diesem Stück Eisenbahn der Anfang zu einer der großartigsten Unternehmungen dieser Art in Europa gemacht, welches durch die Verbindung einer Flügelbahn nach Preßburg noch um so mehr gewinnen wird, als die Ungarn sich bereits entschlossen haben, ähnliche Straßen von Pesth und von Tyrnau nach der alten Krönungsstadt zu errichten. Außerdem erhielt der Baron Sina die Bewilligung zur Herstellung einer Eisenbahn von Wien nach Baden, und einer zweiten von hier über Neustadt und Oedenburg nach Raab. — Ein anderes wohlthätiges Unternehmen ist die beabsichtigte Wasserleitung zur Versorgung der hochgelegenen Vorstädte, welche in den Sommermonaten jährlich einem empfindlichen Mangel ausgesetzt waren. Zu diesen Herstellungen sind schon seit längerer Zeit beträchtliche Capitalien von Menschenfreunden eingesammelt worden, die den erzielten Betrag übersteigenden Kostensummen aber vom Staate geleistet worden. Auch läßt die hiesige „Landwirthschaftsgesellschaft" auf dem Getreidemarkt (vor dem Burgthor) einen artesischen Brunnen graben, welcher zur Abhülfe jenes Bedürfnisses noch mehr geeignet seyn wird, wenn es nämlich gelingt, wie wohl zu hoffen steht.

Zur Bequemlichkeit des Publicums sollen ferner sogenannte „Omnibus" nach Art der Pariser errichtet werden, welche sich, wie Einige behaupten, durch einen eigenen Mechanismus, ohne Zugthiere (?) fortbewegen werden.

Im Kunstfache zeichnete sich ein Gemälde des Professors Joh. Ender aus, welches die Erzherzogin Therese (jetzige Königin von Neapel) als Aebtissin des Prager Damenstiftes darstellt, in welcher Eigenschaft sie bei der Krönung des Kaisers fungirte. Desto weniger gelungen ist ein lebensgroßes Bildniß des Monarchen selbst, von dem nämlichen Künstler, welches für die hiesige Universität bestimmt ist.

Die literarische Presse förderte ans Tageslicht: 1. den „Adler," eine neue Zeitschrift für Politik, Wissenschaft, Belletristik und alles Mögliche. Ex ungue aquilam kann man übrigens nach Einsicht der ersten Nummern unmöglich ausrufen; ein Sonnen-Adler scheint es wenigstens nicht zu seyn. Indessen ist den Politikern Glück zu wünschen, denn der „Adler sagt: Wer den Adler hält, kann aller übrigen in- und ausländischen Zeitungen und Journale entbehren. (!!) Nun der Adler muß es wissen! 2. „Il Pellegrino," ein italienisches Journal, welches, wie wir wissen, tüchtige Mitarbeiter besitzt. Möge es seinen Zweck, Italien mit deutscher Literatur, Wissenschaft, Kunst und Industrie bekannt zu machen, durch Umsicht und Ausdauer erreichen!

(Fortsetzung folgt.)

*) Man hatte deren zwei angehängt, um die Schnelligkeit der Fortbewegung noch zu erhöhen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hiezu Theaterfreund Nr. 11 und 12.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 25. Montag, den 12. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das letzte Gastmahl des Nero.

(Fortsetzung.)

4.

Die ersten Sterne der Nacht spiegelten sich in der durchsichtigen Fluth der unermeßlichen Weiher. Nero's Palast, ganz aus weißem Marmor aufgeführt, erhob sich wie ein Weihrauchgefäß aus den grünen Massen. Der Herrscher erwartete seine besten Freunde; er gab ihnen ein besonderes Fest, ein freundschaftliches Abendmahl. Die Trunkenheit sollte an diesem Abend bei dem römischen Kaiser das Vertrauen herbeiführen. Das Volk hatte seine Spiele gehabt; dreihundert Gladiatoren hatten sich in der Arena gemordet; Galeeren hatten gegen Galeeren einen Seekampf geliefert; Löwen und Tiger waren in großer Zahl unter dem Horn des Rhinoceros und dem Rüssel des Elephanten gefallen. Ein großes Blutbad von Menschen und wilden Thieren hatte in der Kaiserstadt Statt gefunden. Das römische Volk war zufrieden; Geschenke des Herrschers waren jenen Spielen gefolgt.

Es war billig, daß Agrippina's Sohn auch die häuslichen Freuden genoß; er hatte sich mit seinem Freigelassenen Phaon, dem Nachfolger des Tigellinus, deßhalb berathen, und der schöne Phaon hatte geantwortet: „Deine Laune wird unser Gesetz seyn, ist nicht das Universum ein Erbgut Nero's?"

Und er selbst hatte dem Phaon lächelnd geantwortet: „Was ich vorzüglich an Dir liebe, mein junger Messenier, ist Deine Abneigung vor jeder Schmeichelei. Dein Rath ist eben so erhaben als Deine Rede gefällig."

Der Messenier hatte ein prachtvolles Gastmahl angeordnet, wie es des zu Nero geladenen Nero würdig war. Die geheimen Gemächer waren von Soldaten aus den Prätorianern und der so ergebenen deutschen Cohorte bewacht. Mehreren der Gäste erschien die Einladung des Kaisers befremdend, denn sie gehörten nicht zu seinen Freunden und hatten ihn sogar bei mehreren Gelegenheiten beschimpft. Unter diesen befand sich Thrasea, ein ehrwürdiger, vom römischen Volke und Senate bewunderter Greis; der rechtserfahrene Cassius Longinus; Isidorus der cynische Philosoph; der junge Aulus Plautius, der den Cäsaren verwandt und von Agrippina zärtlich geliebt worden war und endlich der edle Taurus, der zweimal die Ehren des Consulats und des Triumphes genossen. Nero hattte sie durch Boten einladen lassen, welche verkündigten: „der neue Orpheus wolle die gegen ihn erbitterten Gemüther versöhnen." — Die Freunde des Cäsar staunten, als sie diese fremden Gesichter im Palaste erblickten, und Einige unter ihnen sagten zu dem geschäftig durch die Gemächer eilenden Phaon:

„Hast Du die Becher gut bezeichnet? — Wir werden nur Wein trinken, von welchem Nero trinken wird."

Der schöne Freigelassene weidete sich an ihrer Furcht und vermehrte ihre peinliche Verlegenheit durch die Antwort:

„Die Schalen für Freunde und Feinde werden diesen Abend aus derselben Quelle gefüllt. Locusta wird allen Gästen ohne Ausnahme credenzen.

Der Saal, worin sich die Freunde des Cäsar versammelten, war eines der Lieblingsgemächer desselben. Es grenzte an die Badesäle; üppige Gemälde bedeckten das Gewölbe, welches Säulen von afrikanischem Marmor stützten. Man sah Pasiphae vom Stiere verfolgt; Diana und Endymion unter grünem Schatten; Achill mit seinen Gespielinnen zu Skyros scherzend; Bacchus mitten unter den Nymphen und tausend andere liebliche Gegenstände von dem Pinsel des vom Nero geliebten Amulius, dieses römischen Apelles.

Goldene Lampen verbreiteten ihren magischen Schein; der Mosaikboden schimmerte gleich einem syrischen Teppich in tausend Farben; Weihrauchdüfte füllten die Atmosphäre, und von Zeit zu Zeit hörte man langgezogene Harfenaccorde,

gleich Himmelsstimmen, die zur Wohnung des Cäsar niedertönten.

Bald erschien er selbst, der Beherrscher der Erde. Seine Tunica, von der Weiße des Schnees, war ein kunstreiches Gewebe von Canusa; zwei große orientalische Perlen, von Rubinen eingefaßt, bildeten auf den Schultern die Agraffen. Ein einfaches Purpurband zog sich durch seine schöngelockten Haare, dessen Enden sich im Nacken vereinigten.

Seine Cothurne glichen an Weiße dem Gewande, ohne Goldgewirk und Edelstein. Nero hatte an diesem Abend ganz die Anmuth und Würde einer Vestalin.

Als er eintrat, wollten die Vertrauten seine erhabenen Hände küssen, doch er bat sie mit mildem Tone und das Roth der Schaam auf der Stirn, ihm diese Zeichen der Ehrfurcht zu ersparen. Er umarmte sie und nannte sie seine Freunde. Als er Thrasea erblickte, der sich in seine Toga hüllte, ging er ihm leutselig und lächelnd entgegen. Es wurden einige versöhnende Worte gewechselt und der ehrwürdige Greis hoffte einen Augenblick lang für Rom und den Erdkreis. „Wie" — fragte er sich selbst — „ist dieß eine Rückkehr zur Tugend?" Nero gab auch dem Longinus, Isidorus und dem Senator Taurus gleiche Beweise seiner Versöhnlichkeit, und sprach zum jungen Aulus, seinem Verwandten:

„Wenn meine Mutter mich schrecken wollte, nannte sie Dich als meinen Nachfolger in der Herrschaft, und drohte mir sogar, die Legionen zu Deinen Gunsten aufzuregen. Ich sollte Dich hassen, aber ich räche mich wie Du siehst, dadurch, daß ich Dich zwinge, mich zu lieben."

Und ihn bei der Hand fassend, ging er mit ihm in das Festgemach voraus, wohin sämmtliche Gäste unter lautem Beifall folgten.

Mehrere elfenbeinerne Tafeln standen im Halbkreise vor den Lagern von milesischem Purpur; von dem Gewölbe des Saals fielen Tropfen einer wohlriechenden Essenz herab, die sich in der Luft auflösten, ohne die Gäste zu befeuchten. Ein porphyrner Fischbehälter bildete das Centrum der Tafel, wo in krystallheller Fluth Fische vom Ganges schwammen. Flammenträger verbreiteten, gleich Sonnen, blendende Tageshelle; der Eine, ein Prometheus, trug in der Hand das vom Himmel geraubte Feuer; ein Anderer stellte die Morgenröthe dar, wie sie ihren Schleier hebt, aus dem das klare Licht des Morgens hervorbricht; ein Dritter war ein geflügelter Merkur, der den Seelen, die Fackel in der Hand, voranschreitet. Alle diese prachtvollen Candelaber hatten griechische Hände gebildet. Mehrere derselben waren aus Tempeln geraubt, und hatten, wie Nero zu sagen pflegte, nur das Heiligthum gewechselt.

Ehe man sich niederließ wurden die Becher erhoben und auf die Unsterblichkeit des Kaisers getrunken. Er dankte durch ein Lächeln und sprach zu dem ernsten Thrasea:

„Hat man keine Wünsche für die Ewigkeit meiner Stimme! Wenn ich sie nun verlöre! Mögen die mächtigen Götter Rom und das Reich vor diesem Unglück bewahren!"

Das Mahl hatte begonnen; er fuhr in der Unterredung mit seinen Freunden fort:

„Ihr sehet, wie süß das Leben bei Nero ist, und begreifet nun die Ungerechtigkeit meiner Feinde, die böse Gerüchte in der Stadt verbreiten, und mich den guten Bürgern als einen Saturn schildern, der seine eignen Kinder verschlingt. Mögen die unsterblichen Götter jene Schlangenzungen lähmen; ich selbst, meine Freunde, entsage jeder Rache. Die versöhnende Musik wird mir alle Herzen gewinnen. Soll ich griechische Verse zur thebanischen Lyra singen, oder wünscht Ihr einen Homerischen Gesang auf siebenstimmiger Cither. Vielleicht gefällt Euch indeß ein Marsch der Barbaren besser mit Geräusch der Waffen und Paukenklang? Ich könnte selbst, Euch zu gefallen, das Geschrei der Thrakier nachahmen, im Augenblick, wo sie mit erhobener Streitart gegen die römischen Adler stürzen. Doch nein, vernehmt ein satyrisches Lied mit neuem Tonfall; ich habe es gegen düstere Senatoren und eigensinnig treue Gattinnen gedichtet. — Aber lassen wir das Alles, ich will zu Euch von Weltbegebenheiten reden. Ich sehe Thrasea mich mit unruhigen Blicken befragen und den Senator Taurus für mein bedrohtes Leben fürchten. O, die würdigen Freunde, die von mir so viel Böses gesprochen haben, und die ich deßhalb als meine aufrichtigsten Freunde betrachte. Thrasea, ich danke Dir, und auch Dir, Taurus. Dir Isidorus, der Du an den Straßenecken meine Statuen anspei'st, wünsche ich Heil und schwöre Dir unsterbliche Belohnung. Was unsern Verwandten, den jungen Aulus, betrifft, den mir meine Mutter bei Lebzeiten zum Nachfolger bestimmte, so mag er in meine Arme kommen, und das Schlagen meines Herzens fühlen. Doch ich verliere den Faden des Gespräches; ich wollte ja von Angelegenheiten des Reichs reden. Ihr wisset, daß ich den Erdkreis beherrsche, mit Ausnahme der unbekannten Indien und einiger Inseln, die sich in der Mitte des Weltmeers befinden sollen; das abgerechnet, ist die Erde mein Eigenthum. Ich kann sie an Jupiter verkaufen, wenn mir jemals Geld fehlen sollte."

„Hat Cäsar schon einen Becher zu viel geleert?" fragte heimlich ein Gast den Freigelassenen Phaon.

„Nein, nein," antwortete dieser; „aber er hat das Gastmahl damit begonnen, von sich selbst zu reden, und es gibt keinen berauschendern Wein für Nero."

„Cäsar," sprach Thrasea, „man sagt, daß wir durch den Einfall der Parther eine Niederlage in Armenien erlitten haben."

„Wohl," sagte Nero. „Thrasea gleicht dem Geier, er wittert Aas."

„Man behauptet," fügte der vom Wein schon erhitzte Isidorus hinzu, „daß statt der vom Volke so ungeduldig erwarteten Getreideschiffe, Galeeren mit Sand aus Alexandrien kommen, für die Erhaltung der Circus und kaiserlichen Gärten."

„Sagt man das wirklich?" erwiderte Nero. „Nun wohlan, Isidorus, wenn wir nun die ausgehungerten

Mäuler mit Sand füllten, und bei dem Deinigen den Anfang machten!"

„Was mich betrifft," sprach der Senator Taurus, „so kann ich Cäsars Güte gegen mich nur loben. Doch da er uns diesen Abend als vertraute Freunde behandelt, bitte ich ihn um die Begnadigung zweier Consularen, die sein Befehl zum Tode des Aderöffnens verdammt."

„Ach," erwiderte Nero, „Deine beiden Freunde, die Dir im Senate zur Seite sitzen? Ich sehe ein, Du hast Recht, es sind brave Männer. Ich nehme das Urtheil zurück — man soll sie erdrosseln."

Bei diesen Worten lachten Cäsars Vertraute laut auf, und Nero überließ sich mit ihnen einer ausgelassenen Freude. Phaon war damit beschäftigt, die in Unordnung gerathenen Locken des Kaisers zu ordnen, und flüsterte ihm in dem allgemeinen Rausche zu:

„Ist es Zeit, Hebe eintreten zu lassen?"

„Wohl," sagte Nero.

„Glückselige Gäste," rief nun Phaon, „dem göttlichen Beherrscher der Erde gefällt es, statt seines Ganymedes, der ich selbst bin, Euch eine Hebe zu senden, jung und von strahlender Schönheit."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die urweltlichen Thierfährten bei Hildburghausen.

Von Friedrich Krug von Nidda.

Als ich verwichenen Herbst nach dem südwestlichen Thüringen reis'te, um daselbst liebe Verwandte zu sehen, so wie die Scheidemomente der Jahreszeit in einer heitern Natur zu verleben, nahm ich Gelegenheit, auch die Oberhaßberger berühmten Thierspuren mit Augen zu schauen, und will versuchen, in folgender Darstellung meine Bemerkungen auszusprechen, die nicht nur flüchtig erfaßt, sondern auch nur höchst empirisch sind, da dem Nicht-Geologen und wohl nur unbefangenen Beobachter, kein kunstgerechtes Urtheil zustehen kann. Doch ist der Gegenstand an sich selbst so interessant und Ideen erregend, daß ich nicht Dichter seyn, mindestens dafür gegolten einst haben müßte, wollte ich meiner Ansicht, gleich so mancher andern, nicht auch einige Publicität zu Theil werden lassen.

Mein Weg ging über Meiningen durchs Werrathal, über Maßfeld und Themar, doch war das Wetter nicht günstig gelaunt, und da sich, von schweifenden Nebeln halb verhüllt, die nahe Bergumgebung meinem Blick entzogen, behielt mein inneres Auge um so freieren Raum, den vorgeschichtlichen Wundern und ihrer Entstehung zu folgen. Und so wuchs denn vor meiner Phantasie der schmale Werrafluß zu einer mächtigen Breite an, die Mittelregion der ihn umgebenden Höhen erreichend, und da ich nicht über Jahrhunderte allein, sondern über Brücken von Jahrtausenden schritt, gelangte ich bald zu jener gefürchteten Fluth zurück, die angeblich die Sünden der Väter über ihre Enkel verhängten. Die Gipfel der mich umragenden Berge füllten sich mit Mammuths und Höhlenbären, Urstieren und Riesenhyänen an, wie sie die kühnste Vision nur begünstigen konnte, und um die Formation der fraglichen Thierklauen zu versinnlichen, hatte das Element die Thon- und Mergelschichten des Gebirges so erweicht, daß jeder Fußtritt darin ausgeprägt wurde. Darauf von den fallenden Regengüssen aus ihren Lagerklüften geschreckt, sah ich nun diese Thiergiganten durch die Waldblößen streifen, nach Nahrung und Rettung das Gebirg durchziehen, und Alles, was sich ihrem Lauf widersetzte, mit Uebermacht vor sich zu Boden werfen. Doch immer drängender ward ihre Noth, je höher die zürnenden Wasser stiegen! Wiesen und Almen waren längst schon ersäuft, schon nahte die Fluth dem höhern Gebirge und reißende Seearme wuchsen unaufhaltsam bis zu den Zinnen des Felsenwalls, all' ihre Rettungsschluchten vertilgend. Da trieb die unentfliehliche Gefahr sie endlich auf vorspringende Klippenjoche in wildgemischter Verwirrung vor; laut schnaufend hoben sie die gräßlichen Häupter voll riesiger Waffenzähne gegen den Sturm und schüttelten ihre zottigen Mähnen, — denn sie sahen zum ersten Male einen Feind, dem sie nicht Stirn zu bieten vermochten, den Tod des Hungers oder des Ertrinkens in sonst so friedlichem Elemente, das sie bisher aus ihren Felsenhöhlen mit stumpfem Gleichmuth wachsen gesehn. Doch ihre Verzweiflung höhnte der Sturm, die Wogen immer mächtiger wälzend. Zuletzt in höchster Noth sich selbst anfallend und zerreißend, schmolz ihre Zahl von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde sichtbar ein, — und eben jener Todesflucht gewaltigen Spuren, in den durchnäßten Boden eingeprägt, meint' ich in jenen Fährten zu begegnen, die ich noch heute zu bewundern hoffte. Dabei spielte die vegetabilische Natur eine nicht minder glänzende Rolle, denn Palmen, Cedern, Aloen und Riesen-Cactus grünten und prangten auf allen Höh'n, und ließen jene Fülle der tropischen Zonen im Herzen Deutschlands einheimisch werden, das bei seiner jetzigen Productivität jene Landthiere nicht mehr zu nähren vermöchte, deren Skeletfragmente in unseren Gebirgen nicht selten sind, so wenig Zeit man auch noch auf deren Entdeckung verwendet. Bis hieher die Erscheinungen meines wachen Traums, doch nun zur rechten Darstellung meines Befundes!

Der Himmel hatte sich aufgeklärt, ehe ich mit meinem Begleiter Hildburghausen erreichte und die Berghäuper standen wieder klar und schleierlos da, als wir, die Werrabrücke passirt, seine Hauptstraße durchschnitten, die in regulärer ganz anständiger Bauart, noch Spuren einer schönen Vergangenheit trägt. Im sächsischen Hofe abgetreten, ließen wir uns kaum Zeit einen Miethwagen zu nehmen, und fuhren dann sofort zu dem Steinlager hin, wovon ich so Wunderbares gehört, nachdem wir im Dorfe Heßberg einen Führer gedingt, der in den fraglichen Brüchen gearbeitet hatte. Doch wie gewaltig war unsere Täu-

schung! Wir hielten nämlich nicht vor einer isolirten, die Gegend beherrschenden Felsenzunge, worin sich die fabelhaften Fußstapfen geprägt, — wie etwa die Roßtrappe am Harz und die Menschentritte auf Rügen, — vielmehr sahen wir uns au niveau, ja fast schon über der Horizontallinie eines solchen Steinlagers, das, südwestlich durch Nadelwaldung begrenzt, nichts als eine im Abbau begriffene ganz ordinäre Steinschicht zeigte, deren Oberfläche abgesprengt, schon theilweis zerstückt und verarbeitet war, mithin keine Spur der Fährten mehr bewahrte, nach denen ich wie Jason nach dem goldnen Vließe gereis't. Und dennoch belehrte mich selbst das Negative meiner Erfahrung vollkommen über das Wesen des Phänomens, nachdem ich von unserm Führer Auskunft erlangt und den Steinzug möglichst besichtigt hatte.

(Schluß folgt.)

Komisches.

[Naives Geständniß.] An ein Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung von Gewerbserzeugnissen zu sehen war, hatte der ehrliche Gärber, von dem es herrührte, einen Zettel angeheftet, mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt."

Zur Zeit, als die Ritterromane von der Lesewelt noch begierig verschlungen wurden, also zu Anfang dieses Jahrhunderts, handelte ein Buchhändler in Leipzig mit einem Schriftsteller um einen solchen Roman, den Letzterer schreiben wollte, im Voraus und Beide wurden über das Honorar nach folgender Taxe einig: 1. für jeden Ritter 2 Gr.; 2. für einen Knappen 1 Gr.; 3. für Flüche 6 Pf. pro Dutzend; 4. für Flamberge, Lanzen und Donnerwetter 1 Gr.; 5. für einen Humpen einen halben Groschen; 6. für jeden Schurken 2 Gr.; 7. für einen ins Verließ geworfenen Ritter 4 Gr.; 7. wenn man ihn winseln hört, noch 4 Gr.; wenn das Gewinsel in Musik gesetzt werden kann, 6 Gr.; 8. für einen Geist 8 Gr.; 9. für den Beelzebub 16 Gr. ꝛc.

Ein gekränkter Schauspieler schrieb auf einen Zettel „Schafskopf" und klebte denselben an die Stubenthür seines Recensenten, auf den er deßhalb gewaltig erbittert war. Am folgenden Tage sandte der Recensent dem nicht wenig erstaunten Schauspieler ebenfalls eine Charte mit seinem Namen und folgenden Zeilen: „Sie haben mir gestern, während meiner Abwesenheit, die Ehre erwiesen, mich zu besuchen und Ihre Visitencharte an meiner Thür zurückzulassen, ich halte es daher für meine Schuldigkeit, Ihren Besuch zu erwiedern, bin aber leider durch überhäufte Geschäfte so sehr abgehalten, daß ich mich begnügen muß, mich Ihnen ebenfalls durch Repräsentation vorzustellen."

Notizen.

[Bahn.] Der Botaniker Deppe, ein geborner Preuße, hat auf den Sandwich-Inseln, die freundlichste Aufnahme gefunden. Er war überrascht, im Audienzsaal des jungen getauften Königs neben mehreren anderen Bildnissen die des Königs von Preußen und Blüchers zu finden. Hr. Deppe hat von dort, einen auf jenen Inseln selbst gefertigten Atlas mitgebracht, auf dessen Karten die Namen nach der Aussprache der Sandwicher angegeben sind; dann auch eine Elementarencyklopädie mit schönen Holzschnitten, unter denen auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer dort gedruckten Zeitung ist auch von Goethe und Winkelmann die Rede.

[Goethe.] Goethe's „Wahlverwandschaften" wurden ins Italienische unter dem sonderbaren Titel: „La scelta dei parenti" (wörtlich: „Die Auswahl der Verwandten") übersetzt.

Eine interessante literarische Erscheinung wird von Danzig aus in folgendem Werke dem deutschen Volke angeboten:

Soldaten-, Kriegs- und Lager-Leben. Blüthen der Erinnerung aus dem Befreiungskriege, gesammelt von J. C. Kretzschmer.

Fünf und zwanzig Jahre sind verschwunden, seit jener Riesenkampf für die Freiheit und Selbstständigkeit Deutschlands begann, und je weiter jene Zeit zurücktritt in die Nebel der Vergangenheit, je mehr gewinnt sie an Interesse für die Zeitgenossen. Als wir Jünglinge waren, und Männer von den Kämpfen am Rhein gegen die Franken, Greise vom alten Fritz und dem siebenjährigen Kriege erzählten, da klopfte uns das Herz höher in der Brust. So geht es auch jetzt unserer Jugend, bei welcher der Drang nach Thaten, ohngeachtet der langen Ruhe, noch nicht erstorben ist, wenn Augenzeugen von den Jahren 1813, 14 und 15 sprechen!

Wohlan, Ihr Jünglinge, nehmt das Geschwätz des alten Kriegers, von jener Blüthenzeit des Preußischen Ruhmes, freundlich auf, es ermuthige Euch zum gleichen Handeln, wenn König und Vaterland es heischen.

Ihr alten Waffengenossen aber, begleitet mich noch einmal auf dem Wege der Gefahr und des Sieges, der Noth und der Freude, und labt Euch mit mir an den Träumen, die die Erinnerung Euch darbieten wird. Ich liefere Euch aber keine strategische Schilderungen der Operationen, sondern nur bunte Bilder aus jener Zeit, Gemälde des Soldatenlebens auf dem Schlachtfelde, im Bivouac und in den Quartieren, Anekdoten und Charakterzüge, vermischt mit Gedichten und Novellen, alles im heitern Gewande, denn wir wollen uns jener Zeit ja freuen, indem wir sie nochmals durchleben, jedoch nicht ohne belehrende Winke für den jungen Krieger über sein Benehmen im Felde. Kr.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 26. Dienstag, den 13. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Clara Wieck und Beethoven.

(F Moll Sonate.)

Ein Wundermann, der Welt, des Lebens satt,
Schloß seine Zauber grollend ein
In fest verwahrten, demantharten Schrein,
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschlein mühen sich geschäftig ab,
Umsonst, kein Sperrzeug löst das harte Schloß,
Und seine Zauber schlafen, wie ihr Meister.
Ein Schäferkind, am Strand des Meeres spielend,
Sieht zu der hastig unberufnen Jagd.
Sinnvoll gedankenlos, wie Mädchen sind,
Senkt sie die weißen Finger in die Fluth
Und faßt und hebt und hat's. Es ist der Schlüssel!
Auf springt sie, auf, mit höhern Herzensschlägen,
Der Schrein blinkt wie aus Augen ihr entgegen,
Der Schlüssel paßt, der Deckel fliegt. Die Geister
Sie steigen auf und senken dienend sich
Der anmuthreichen, unschuldsvollen Herrin,
Die sie mit weißen Fingern, spielend, lenkt.

Grillparzer.

Das letzte Gastmahl des Nero.

(Fortsetzung.)

Plötzlich sah man den Vorhang von einem Säulenthor wegziehen, und die alte häßliche Locusta erschien, mit Rosen bekränzt. Ihr kurzes, an einer Seite offenes Gewand ließ die fleischlosen Schenkel durchblicken, die magern Arme waren um ein Gefäß geschlungen; die hohlliegenden Augen zuckten wie grünliche Flammen, und die bleichen dünnen Lippen zeigten lange unregelmäßige Zähne im unermeßlichen Munde. Locusta lächelte beim Anblick Nero's, und er zeigte sie mit dem Finger der Versammlung.

„Unsterbliche Götter!" riefen die Gäste.

Und Mehrere wollten vom Lager aufspringen und fliehen, doch eine Bewegung des Herrschers hielt sie auf dem Purpur zurück.

„Ach Cäsar!" — schrie der junge Aulus, sich in seine Arme stürzend.

„Armes Kind," sagte Nero. „Wie hättest Du gegen die Gespenster kämpfen können, die den kaiserlichen Thron umlagern, wenn Du meine gute Locusta nicht anschauen kannst. Beruhige Dich, Aulus. Sie ist ein gewaltiger Arzt; ihre Mittel heilen jedes Uebel."

„Wohlan," sprach er zu Locusta, „wohlan, meine junge Hebe, mache Deinen Gang um die Bänke und träufle all' diesen sterblichen Gästen Vergessenheit ihres Kummers ein. Ich selbst, als Gott, bedarf keiner Tröstung und werde nicht von Deinem Zauberwein trinken."

Locusta schritt mit langsamen ernsten Schritten vor, näherte sich den erbleichenden Gästen und füllte alle Becher bis zum Rande. Das Todesschweigen im Festsaale ward nur durch den schauerlichen Klang unterbrochen, den die höllische Schale im Zusammenstoßen mit den goldenen Kelchen verursachte. In diesem Augenblick verlangte Nero seine große Cither, und stimmte eine Hymne an, bevor er das Zeichen zum Trinken gab. Er wendete sich zu dem jugendlichen Aulus und sang:

Mein süßes Kind, das schönste Leben
Wiegt nicht den Schlaf der Todten auf;
Der Schönheit Zauber muß entschweben,
Und Sorgen wühlt das Alter auf.
Trink aus den Kelch und blicke nieder,
Dich führt Locust' ins Zauberreich:
D'rum schließe sanft die Augenlider,
Die Todten sind den Göttern gleich!

Geh' Du voran den Freunden Allen,
Mein Götterbot' im Schattenland;

Laß ihre Seelen dorthin wallen,
Wo Charon harrt am Nebelstrand.
Bring ihm vom goldnen Haus die Kunde:
Der Tod ist schön zu jeder Stunde,
Bald eine Jungfrau, sanft und klar,
Ein Jüngling bald mit dunklem Haar.

Mit Jugend schmückt' ich das Gerippe,
Und mit der Schönheit, lebenswarm;
Aus Myrthenkränzen zuckt die Lippe,
Die Cither ruht in seiner Hand.
Trink' aus den Kelch und blicke nieder,
Dich führt Locust' ins Zauberreich:
D'rum schließe sanft die Augenlider,
Die Todten sind den Göttern gleich!

Der Gesang hatte geendet, und die große Cither tönte lange unter Nero's Hand nach. Endlich gab er das Zeichen, der göttliche Herrscher, und alle Becher wurden geleert. Tiefe Seufzer folgten: Einige der Gäste bargen das Gesicht in die Falten des Purpurs und beweinten das flüchtige Leben, das sie verlassen sollten. Andere beschworen die unsterblichen Götter und schlugen mit der Faust die elfenbeinerne Tafel. Noch Andere schauten, bleich wie die Schatten, nach allen Seiten, um zu sehen, ob der Tod in das Gemach einträte. Der junge Aulus, der arme Knabe, konnte sich nicht mehr aus den Armen des mörderischen Kaisers winden und bat flehentlich, ihm das Leben wiederzugeben. Nur von drei Gesichtern wichen Ruhe und Ernst nicht; Taurus, Longinus und Thrasea blickten sich wie mahnend an, um ohne Schwäche zu sterben. Der Cyniker Isidorus tobte gegen Cäsar, Locusta und Phaon, die furchtbarsten Verwünschungen aus, seine Zunge schäumte und zischte unter den Lästerungen gleich der einer gereizten Schlange. Und in dieses Todtenfest fielen die Blumen, strömten die duftenden Essenzen von der Decke des Saales, warfen die Leuchtfeuer ihren Tagesschein auf die im Tod erbleichenden Züge, und tönten unter den unermeßlichen Galerieen die harmonischen Chöre äolischer Harfen.

Da neigte sich Phaon zu seinem Herrn und sprach:

„Sollen wir plötzlich die Scene ändern?"

„Wohl," erwiderte Nero.

Und Phaon rief mit lauter Stimme:

„Glückselige Gäste! Eine schöne Gottheit wird jetzt bei dem Feste erscheinen, um Eure letzten Augenblicke zu versüßen. So will es der erhabene Cäsar."

Er entfernte sich einen Augenblick und führte dann die Lieblichste der jungen Mädchen herein; man konnte sie der Schaam vergleichen, die zum Troste der Erde herabgeschwebt.

Cäsar ließ sie zwischen sich und den sterbenden jungen Aulus niedersitzen; sie glich einer Nymphe von Parischem Marmor. Ihr dunkles Haar zierte ein Kranz von grünen Blättern; das feuchte zärtliche Auge ruhte auf der Versammlung, der Busen hob und senkte sich ungestüm und ein tiefes Beben ging durch die schönen Glieder.

Da sprach Nero zu seinen Gästen:

„Wünschet mir Glück vor Eurem Tode; seht da eine Taube, die man mir von der Insel Pandataria gebracht."

Zugleich hob er den Becher mit einem Blick auf Phaon, der ihm Cyrenäischen Wein einschenkte, ein Wein der einzig für den Kaiser bezeichnet war.

Da fuhr eine Hand hervor und berührte mit Blitzesschnelle den Rand des kaiserlichen Bechers. Phaon wandte sich um. Die Erscheinung war verschwunden.

Phaon hielt den Arm des Herrn zurück, und dieser starrte bleich und bebend um sich in den Saal nach dem Verruchten, der ihm das Gift in den Trank geschüttet. Da sah er Vindex drohende Gestalt, wie einen gespenstigen Schatten, an der Mauer vorüberschweben.

„Wehe!" rief Nero, „der Proprätor von Gallien!"

„Gnade!" bat Apollonia zitternd.

Und wie um das Verbrechen des Vindex zu sühnen, ergriff sie die vergiftete kaiserliche Schaale und trank. Ein lautes Geschrei ertönte; es war zu spät. Die Tochter der Flavia Metella, die schönste Jungfrau, sank ohnmächtig, wie einst Britannicus, auf die purpurnen Kissen. Der Kranz lös'te sich und die schönen Haare fielen, wie eine letzte Nacht, in schwarzen Locken auf ihre Schultern.

Verwünschungen wurden laut, wie das ferne Rollen des anbrechenden Orkans. Die prätorianische Garde murrte, entflammt durch Vindex Donnerstimme; Waffengeräusch schallte durch die marmornen Säle. Der Schrecken griff mit eisiger Hand an das Herz des Cäsar. Er gab Phaon ein Zeichen, um den Aufruhr zu stillen, und dieser erklärte den Gästen, daß ihre Furcht nur eine eingebildete gewesen, die Vergiftung nur scheinbar und ein Spiel des Nero sey.

Aber Dolche funkelten aus der Tiefe des Saals, und ein gewaltiger Blitz zerriß plötzlich den gewitterschwangern Himmel im Abend. Cäsar erhob sich entsetzt, entfloh mit Phaon und verschloß sich in die geheimen Gemächer des kaiserlichen Palastes.

Bald sank das Schweigen und die Nacht auf das goldene Haus.

(Schluß folgt.)

Ueber die urweltlichen Thierfährten bei Hildburghausen.

(Schluß.)

Die Thierfährten kamen nämlich nie zu Tage, das heißt dem Auge blos gestellt, auf der Klippe vor, woselbst man sie entdeckt und freigelegt hatte, sondern waren nur zufällig beim Sprengen des Steins zum Vorschein gekommen, — nachdem man von Oben, über sechszehn Fuß tief, abwechselnd durch Sand, Sandsteinschiefer, Mergel und Sandstein zur Mitte des Felsens gedrungen war, wo sie sich sämmtlich auf der Unterfläche, convex und deutlich ausgeprägt zeigten. Hier waren sie denn, wie sie der Zufall ans Licht gestellt, sammt ihrer Unterlage vereinzelt,

verkauft und weggeführt worden, und daher an Ort und Stelle nichts mehr zu sehen, — höchstens blieb die Höhe der Localität gegen die Ostsee zu ermitteln, die gegen 1300 pariser Fuß betragen mag, und etwa die Urform des Klippenzugs am rechten Werraufer zu prüfen, zur Zeit als jene Fährten entstanden sind. Doch haben der Strom der Jahrtausende, Urbarmachung der Wälder und darauf folgende Bodencultur, sowohl Profil als Grundriß des Terrains bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt, so daß kaum das innerste Steingerippe, noch weder seine früheste Umgebung und Gestalt mehr erkannt werden können. Wichtiger war dagegen die Frage nach den entdeckten Fußtritten selbst, da man am Platze nichts mehr davon erblickte, und hier erhielt ich denn die genügende Kunde: daß der Besitzer des Steinbruchs, Maurermeister Winzer zu Hildburghausen, die bedeutendsten und schönsten theils aufbewahrt, theils an Naturkundige und Sammler veräußert habe; daß aber von Allem was man bisher entdeckt, lithographirte Blätter existirten, die er uns billig ablassen werde, wenn uns die einmalige Ansicht nicht genüge! Dieß wirkte wie ein elektrischer Schlag auf mich und meinen Reisegefährten; wir bugsirten unsern Wagen baldmöglichst aus dem Schuttlabyrinth, worein unsere Ungeduld ihn vorhin beinahe eingekeilt hatte, und in lustigem Trabe ging's nun nach dem heitern Städtchen zurück, wo uns bei Herrn Winzer alle Auskunft zu Theil ward, die wir nur irgend wünschen konnten. Denn er zeigte uns wohl funfzehn bis zwanzig verschiedene Steinplatten, die Thierfährten enthielten, fast alle deutlich geprägt und ausgedrückt, mitunter mehrere Tritte auf einem einzigen mehrere Fuß langen Steinblock, wobei sich dreierlei Verschiedenheiten herausstellten, die ich weiter unten erörtern will. Die Masse, die sie verewigt, ist grauer durchaus verhärteter Sandstein, und die Form der Fährten mahnt theils an einen Bärenfuß, theils an ein affen- oder faulthierartiges Quadrupes, das, geschränkten Gangs wie ein Hund, wohl ein und ein halb Fuß weit, ausgeschritten, ja wäre der Grund minder schlüpfrig gewesen, leicht gegen zwei Fuß überspannt haben möchte. Die Länge der mit Nägeln bewehrten vierzehigen Tatzen ist acht, die Breite kaum 4 Zoll, und eine fleischige Hinterzehe (die fünfte,) fast einem menschlichen Daumen gleich, an der innern Seite des Fußes, gibt dem Ganzen eine abnorme Gestalt. Die meisten Reliefs deuten auf ein mehr feistes als mageres, vielleicht vier Fuß hohes vierfüßiges Thier, dessen Hinter- und Vordertatzen von äußerst abweichender Größe waren, was auf eine Bildung wie beim Känguru schließen läßt, dessen Vorderfuß bekanntlich weit kleiner als der hintere ist, weßhalb es sich auch nur in Sprüngen bewegt; was jedoch hier, bei dem geschränkten Gange des Thiers, eine Ausnahme leidet. Doch zeigen sämmtliche Reliefs stets vor dem größern Fußtritt einen kleinern, der flacher und leichter eingedrückt ist, und überdem lieferte uns eine lithographirte Platte noch einen schlagendern Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht, denn vier wohl ausgedrückte Tatzen — zwei kleinere voran und zwei große dicht dahinter — unfehlbar in stehender oder sitzender Stellung ausgedrückt machen jede andere Erklärung zu nichte. Neben den eben beschriebenen größern Fährten laufen in mancherlei Richtung auch andere hin, die, obschon um die Hälfte kleiner, den großen völlig gleichgeformt sind; doch kommt auch eine Gattung mit fünf vorwärts gerichteten Zehen vor, die mit einem kurzen, fast katzenartigen Ballen versehen, der ersten und zweiten Art nicht im mindesten gleichen, doch dem Anschein nach gleichzeitig in ihrer Nähe hingestreift sind. Endlich erscheint fast auf allen Platten ein versteinertes Pflanzengeflecht, worüber die Fußtritte hingeeilt seyn und dieses zuweilen berührt haben müssen, und das bei seiner netzartig verschlungenen fortrankenden Bildung, an ein kürbißartiges Schlinggewächs mahnt, das sich nur nach langer Luft- und Sonneneinwirkung auf diesem steinigen Boden erzeugte. Die Stärke des Hauptzweigs, der sich hier und da in Ableger trennt, ist ungefähr Zoll hoch, mehr breit als scharfkantig ausgedrückt, und die Verschlingungen kreuzen sich in allen möglichen Winkeln und Rauten.

Eine mit besonderem Fleiß lithographirte Tafel, deren Original jetzt in Paris (wohin solches für funfzehn Friedrichsd'or ans dortige Museum abgesetzt worden) zeigt dieß versteinerte Vegetabil in seinen verschiedenen Verschlingungen, nebst den Fährten sämmtlicher Thiere, die ich so eben zu beschreiben versucht, und mithin ist der Besitz dieses einzigen Stücks zur Uebersicht alles Gefundenen genügend. So viel über die Gestaltung dieses, Jahrtausende überlebt habenden Alterthums, das ich allerdings zu flüchtig beschaut, um seine charakteristischen Variationen alle anzudeuten, so wie ich auch die Erklärung der veränderten Natur des Steins, aus seinem weichen in den nunmehrigen Zustand, nur Mineralogen vom Fach überlasse; dürfte ich jedoch über die Entstehung der Reliefs meine Meinung äußern, so würde diese keine andere als folgende seyn:

Die untergegangenen Thiere — man nenne sie nun Cheiroterien der größern oder kleinern Art, oder gebe ihnen jeden anderen classischen Namen — wurden bald nach ihrem Vorüberlauf auf thonweichem Boden von einem Sandwirbel eingeholt, vor dem sie sich vielleicht zu retten versuchten; ihre Fußtritte füllte das fremdartige Material aufs genaueste an, und da dieß später zu Sandstein erhärtete, nahm es die Fährten treu in sich auf und bewahrte sie ungestört bis auf unsere Zeiten. Ein dazwischen gelegenes, kaum einen Zoll hohes Thongeschiebe verhinderte die Verschmelzung der obern mit der untern Steinmasse, die daher als zwei ganz getrennte Lagen erscheinen, und als man die obere zufällig abhob, schälten sich die convexen Fährten sammt ihrer Grundfläche mit heraus, und wurden nachher noch auf der Unterfläche der obern Steinschicht bemerklich. Auf der thonartigen Unterlage blieb dagegen nur das flache Basrelief des Fußtritts nach, was auch auf einem Stein noch besonders gezeigt ward, dagegen der Hochdruck ausschließlich nur auf der bedeckenden Steinschicht erscheint, und zwar von stets gleich fortlaufender Bildung. Etwas Aehnliches sehen wir sehr oft im Winter bei schnell eintretendem

Thauwind entstehen, vorzüglich an Pferde- oder Menschentritten, nämlich das erhöhte Relief des überhingeschrittenen Fußes, das, da es compacter als die übrige Schneemasse ist, den Thaumoment eine kurze Zeit überlebt, und während der lockerere Schnee schon zerronnen, sich noch dem Auge bemerkbar macht.

Phantastisch und gedankenerregend bleibt übrigens die Hildburghauser Entdeckung unbedingt, da sie nur als Anfangsglied einer unendlichen Fährtenkette anzusehen ist, die sich leicht um das ganze Gebirge gezogen, ja sich wohl auch in anderen Gegenden bei analoger Beschaffenheit des Terrains kund geben dürfte, ist man nur mit Ernst darauf bedacht, Steinlager und Brüche, zumal an Meeresküsten oder Strömen, mit Achtsamkeit zu durchspähen und ihre verbindenden Glieder zu lösen. Und so dürften denn diese Klauen-Fährten nur die flüchtigen Vorläufer einer urweltlichen Fauna seyn, die uns mit Thiergeschlechtern bekannt machen wird, wovon sich unsere Naturforscher noch nichts träumen lassen, und eine unerschöpfliche Fundgrube der Erkenntniß ist vielleicht für kommende Generationen eröffnet, die zu den großartigsten Ergebnissen führen kann.

Schließlich sey es vaterländischen Sammlern und Naturfreunden noch besonders ans Herz gelegt, daß Winzer noch mehrere Steinplatten besitzt, die er um billige Preise feil bietet, vertrauend, daß ihm der Geist des Gebirges noch manch' reiches Stalaktit schenken werde, indem er fort und fort immer tiefer in seine Adern dringt; wiewohl gleich viel Geschick als Glück dazu gehört, bei Lossprengung so bedeutender Blöcke, dem unsichtbaren Fährtenzug mit dem Hammer zu folgen, ohne die interessantesten Reliefs zu zertrümmern, und — wie es übereilten Urnengräbern oft ergeht — nur werthlose Fragmente ans Licht zu ziehen.

Komisches.

[Prospectus einer neuen Actienspeculation.] §. 1. Es soll eine Kegelbahn auf Actien errichtet und das Modell der Bahn unter den Actionairs verloost werden.

§. 2. Das Unternehmen ist aufs Fallen berechnet. — — §. 5. Der Besitz von Actien macht zu nichts verbindlich, sichert jedoch den Antheil am Reservefond (siehe §. 8) nach Maßgabe der Einschüsse.

§. 6. Von der Einzahlung bekommt man in seinem Leben nichts wieder zu sehen (ein §., der in den Prospecten anderer Gesellschaften fehlt, aber mit Unrecht ausgelassen ist); man hofft durch diese Maßregel dem Actienschwindel einigermaßen vorzubeugen.

§. 7. Zinsen und Dividenden werden von den Unterzeichneten als unmodern anerkannt.

§. 8. Jeder Actionär schiebt, so stark er kann und behält seine Methode. Die Löcher bilden den Reservefond.

§. 9. Die erste Generalversammlung hat

1. den Director zu beglückwünschen,
2. das Liquidationsgeschäft zu beantragen u. s. w.

Außer diesen gedruckten Prospecten gab man gegen Erlegung von 4 Gr. Actien aus, die Figuren enthielten, von welchen wenigstens die Bedeutung der einen unzweifelhaft war. Statt der Unterschrift des Bevollmächtigten zeigt sich nämlich ein Herr, im Frack mit Mappe und Regenschirm abgebildet, der auszureißen schien.

Ein Herzog gab jüngst bei seiner Durchreise durch das Städtchen N. den Befehl, die Haltbarkeit sämmtlicher Wagen zu untersuchen. Der Oberhofmeister beauftragte hiermit einen Schmied und einen Stellmacher, welche aber trotz alles Suchens nicht das mindeste Schadhafte entdecken konnten. Worüber nun aber eine Rechnung aufsetzen, da ohne solche von dem Oberhofmeister kein Pfennig ausgezahlt wurde, indem er jede Ausgabe damit belegen mußte? Nach langem Hin- und Hersinnen brachten sie endlich Folgendes zu Stande:

Rechnung für die Untersuchung von drei Wagen.

1. Unter die Wagen gekrochen	4	Gr.
2. Von rückwärts wieder zurück	8	=
3. Dabei zweimal an den Kopf gestoßen . . .	2	=
4. Einen Nagel eingeschlagen	4	=
5. Dabei einmal auf die Finger geschlagen . .	2	=
6. Für Branntwein	4	=
7. Trinkgeld à Person 8 Gr.	16	=
Summa	1 Thlr. 16	Gr.

Eine solche Rechnung war dem Herzog noch nicht vorgekommen und lachend befahl er, den Leuten das Doppelte zu geben.

Notizen.

[Bavaria.] König Ludwig von Baiern läßt für einen erhöhten Punct der Theresienwiese eine achtzig Fuß hohe metallene Statue der Bavaria anfertigen. Sie wird ein Seitenstück zu dem bekannten Herkules in Cassel und der Statue des h. Carl Boromäus am Lago maggiore. Aus ihren Augen wird man eine herrliche Aussicht auf die Umgegend haben.

In Paris kommt ungefähr auf 1500 Menschen eine Buchhandlung und auf 5000 ein Lesecabinet; in Deutschland kommt dagegen nur auf 25000 Seelen eine Buchhandlung. In Paris gibt es auch 1758 Gelehrte und Literaten.

*) Eine Satyre auf Leipziger Verhältnisse. D. Red.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 27. Mittwoch, den 14. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das letzte Gastmahl des Nero.

(Schluß.)

5.

Die Morgenröthe ruhte noch tief hinter den Sabinischen Bergen, als Nero, auf sein Lager gestreckt, die Hand auf zwei Dolchen ruhend, die aus Spanien gekommenen Nachrichten anhörte, welche Phaon vorlas. Von Zeit zu Zeit tobte er zornig auf und biß in den Purpurmantel, der ihn bedeckte. Es war die Botschaft von der Empörung der Legionen und Galba's.

„Wehe!" rief er, „selbst dieser trunkne Greis! selbst dieser unförmliche Dickwanst!"

Aber Phaon fuhr im Lesen fort, ohne das Mindeste an der harten Wahrheit zu mildern. Eine einzige Lampe brannte bei Cäsars Lager, sie war von massivem Gold und stellte einen aufgerichteten Löwen dar. Die Flamme leckte aus dem Rachen wie eine glühende Zunge, und erschien dem sie unruhig betrachtenden Nero grünlich. Ein dunkles Vorgefühl ergriff ihn, er wandte die Augen ab und seufzte tief. Da hörte man durch die Dunkelheit Tritte in den anstoßenden Gemächern; Cäsar richtete sich empor.

„Sieh' nach, Phaon. Kommen sie schon mich zu morden?"

„Wer?" antwortete der Freigelassene. „Von wem spricht mein Cäsar?"

Nero nannte die Prätorianer nicht, doch machte er ein Zeichen, das Schlafgemach zu bewachen. Aber der Freigelassene erkannte eine befreundete Stimme und öffnete der Locusta.

Der verstörte Kaiser vermochte nicht, sie im Augenblicke zu erkennen. Er glaubte das unsterbliche Gerippe eintreten zu sehen, welches ihn suchte, und sank erbleichend zurück. Doch die Stimme der Zauberin beruhigte ihn. Noch trug sie den Kranz von Rosen auf dem grauen Haupte, und war mit der griechischen, an einer Seite offenen Tunica umgürtet. Ihre Hand hielt ein kleines goldenes Gefäß mit dem stärksten Gifte. Das brachte sie dem Herrn, dessen Leben sie bedroht wähnte.

„Wie!" rief Nero. „Ist diese Stunde so verhängnißvoll?"

Da erzählte ihm Locusta, daß die Prätorianer in ihrem Lager in offenem Aufruhr seyen, daß jeder Bürger in der Stadt sein Haus verschlösse, und die deutsche Cohorte den Palast verlassen habe.

Cäsar sah den entscheidenden Augenblick herannahen; er drückte Locusta's Hand, über deren abgezehrtes Gesicht eine Thräne rollte. Locusta weinte über Nero! Sie sagte dem Herrn Lebewohl, und lange noch hörte man ihren schleichenden Tritt in den widerhallenden Gemächern.

Noch immer stand der Himmel voll Gewitter; häufige Blitze erhellten auf Augenblicke die ewige Stadt, die bald die alte Nacht verschlang. Bei diesem Leuchten spähte Nero auf Rom nieder, wie ein am Kerkergitter lehnender Verdammter. Phaon zog einen dicken Vorhang weg, und zeigte ihm die öde Stadt in düsterem Schweigen. Kein Licht brannte, schwarze Nacht deckte den Tempel Julius Cäsars, die der Fortuna und des Jupiter, und die Triumphbogen. Da flammte einer der furchtbarsten Blitze, die je den Erdraum durchzitterten, aus Abend nieder. Nero sank zusammen; Rom erschien ihm bleifarben wie ein unermeßliches Leichentuch, dann wieder plötzlich, wie von Blut geröthet. Es trieb ihn auf; er wollte aus dem Palaste fliehen und eine Zuflucht bei seinen Freunden suchen. Phaon bekleidete ihn mit einer weiten Kappe, die selbst den Kopf verhüllte. So verhüllt verließ Cäsar das goldene Haus; er durchstrich die langen Gänge, sie waren offen und einsam; von da kam er in die Gärten des Servilius, gewann das Forum, und klopfte an mehrere Pforten, sich bei dem Scheine der Blitze die Richtung suchend. Niemand öffnete dem Kaiser. Da verfluchte er den Tag seiner Geburt, und beschwor, mit den Füßen stampfend, die Erde, ihn zu verschlingen. Ueberdrüs-

sig der vergeblichen Bitten, von Müdigkeit erschöpft, von Trugbildern geschreckt, beschloß er in den Palast zurückzukehren. Wie er durch die Arcaden des großen Circus schritt, brüllten die Thiere in ihren tiefen Käfigen. Das colossale Gebäude ward davon erschüttert, das Echo hallte wie eine furchtbare Klage wieder. Nero stützte sich voll Schreck gegen eine Säule der Arena, und sein Fuß glitt in dem Blute aus. Das Gebrüll der Löwen und Panther glich dem Weinen; die Thiere schienen über den bevorstehenden Tod ihres für sie so besorgten Herrn zu klagen. Cäsar gedachte in diesem Augenblick des letzten kaiserlichen Festes, er suchte mit den Augen die Loge, aus welcher er das Zeichen zum Beginn der Spiele gegeben und glaubte den bleichen Schatten eines Christen über die Stufen der Vorbühne irren zu sehen. Entsetzt wandte er das Gesicht ab, und eilte mit stürmischen Schritten weiter.

Den Morgenhimmel überzog kaum noch ein dämmerndes Roth, als der Beherrscher der Welt allein in den Palast eintrat. Phaon, den er unter einer äußern Halle fand, erzählte ihm, daß bewaffnete Prätorianer bis zum kaiserlichen Bett gedrungen waren. Sie hatten die goldene Schachtel mit dem Gifte geraubt. Phaon gab dem Nero die beiden Dolche und schlug ihm vor, aus Rom zu entrinnen. Ein Sclave ging eben vorüber; Cäsar erkannte ihn und rief ihm zu: „Hole den Gladiator Spicillus, daß er mich tödte."

Der Sclave kehrte eilig mit der Nachricht zurück, daß sich Spicillus weigere zu gehorchen.

„Wie!" rief Nero, „habe ich denn weder Freunde noch Feinde mehr?" —

Aber Phaon vermochte ihn, in ein kleines Landhaus zu fliehen, das er, der Freigelassene, ungefähr vier Millien von der Stadt besaß. Dahin nahmen sie ihren Weg, nur von einem Sclaven und vom jungen Sporus gefolgt, der sie aufgefunden hatte. Nero, der Sieger der olympischen Spiele, ritt ein schlechtes Ackerpferd, wie es Sporus in der Eile aufgegriffen. Er bedeckte sein Gesicht mit einem Schleier, aus Furcht, erkannt zu werden. So erreichten sie die äußern Gärten ohne auf Jemand zu treffen. Als sie die Via Nomentana erreicht, in der Entfernung einer Millie von Rom, hörten sie verworrenes Geschrei aus dem Lager der Legionen. Bald waren sie gezwungen, einzelne Trupps von Soldaten zu durchziehen, die über das Feld zerstreut waren. Cäsar erkannte einen Tribun an seinem hohen Helmschmuck, und dieser, der die Reisenden in solcher Eile vorüberziehen sah, rief aus:

„Sieh da, Leute, welche Nero verfolgen, den schlechten Musiker!"

Der kaiserliche Künstler biß vor Zorn in die Kappe, die sein Gesicht verdeckte, und griff nach seinen Dolchen. Bei Sonnenaufgang erreichte man das kleine Haus des Freigelassenen, und Phaon verbarg seinen Herrn in eine sandige Grotte. Die Hitze war erstickend, aber nur salziges, verdorbenes Wasser zu haben. Nero beugte sich nach der Pfütze, und trank mit Begierde.

Ein Sclave brachte Nachrichten aus Rom. Cäsar ergriff die Täfelchen und las, daß der Senat ihn als Feind des Vaterlandes erklärt, und zu der Todesstrafe „nach Weise der Vorfahren" verdammt habe. Man sagte ihm, daß diese Strafe darin bestände, den Verurtheilten mit Ruthen zu Tode zu peitschen. Entsetzt faßte er nach seinen Dolchen und untersuchte ihre Schärfe. Bald ermahnte er den jungen Sporus zu weinen und zu jammern, bald verlangte er, daß Jemand ihm das Beispiel gebe, zu sterben. Und plötzlich schrie er wieder vor Schaam erröthend:

„Was ich thue, ist eines Nero unwürdig. — Auf, Nero, ermanne Dich!"

Da sprengten Reiter mit verhangenen Zügeln an, in der Hoffnung, ihn lebendig zu fangen. Er sah sie von Weitem und sprach einen griechischen Vers:

„Gewalt'ger Klang von Rosseshufen dringt zu mir!"

Dann setzte er hinzu:

„Welch' großer Künstler stirbt mit mir!"

Und zugleich stieß er sich, unterstützt von dem Freigelassenen, den Dolch tief in die Brust.

So starb Nero, der Göttliche.

Reiseblüthen.

Im Sommer des Jahres 1837 gesammelt von Alexander Soltwedel.

1.

Der Wagen stand schon bereit, da durchwanderte ich noch einmal Lübeck's alterthümliche Gassen, betrachtete noch einmal all' die todte, steinerne Herrlichkeit, und eilte dann meinen Platz im Wagen einzunehmen, doch — was sah ich? — Tief im Dunkel der Kutsche und im abgeschabten Pelze saß ein alter Hebräer, hatte sich's recht bequem gemacht und blinzelte neugierig-verlegen unter den buschigen Augenbraunen hervor; neben ihm hatte, durch Mantel und Hut wohlverwahrt, eine Dame Platz genommen, mit Schachteln und Kästchen sich thurmhoch verpallisadirt, und mir Armen nichts als das vis à vis des grauen Hebräers und den unbequemsten Platz übrig gelassen. — Tiefe Stille herrschte im Wagen, keiner hatte Lust das Gespräch zu eröffnen, und der Hebräer schien eben keinen Freund seines Glaubens in mir zu vermuthen. Ich versank allmählig in sanfte Melancholie, das Unglück des israelitischen Volkes lag mir vor Augen, — da räusperte sich der alte Ben David, bot mir eine Prise, und eröffnete somit das erste Gespräch. Im Laufe desselben erfuhr ich, daß er ein Tabaksfabrikant aus Hamburg sey, und seinen Sohn, den er mir als jüdische Schönheit erster Classe beschrieb, besucht habe. — Die Dame beobachtete das tiefste Schweigen. — Der alte Jude wurde redselig, und erzählte mir allmählig seine ganze Lebensgeschichte, mit welchen Qualen und Drangsalen er gekämpft habe, ehe er in den Hafen der Ruhe gelangt sey. Seine Züge wurden immer beweglicher und sein Wesen nahm die

Lebendigkeit des Orients an. Er war aus Posen und von armen Eltern, welche Gott reichlich mit Kindern gesegnet hatte; als er sein dreizehntes Jahr erreicht, gab ihm der Vater den Segen, zwei Goldstücke, und hieß ihn dann sein Heil in der weiten, dem jüdischen Volke so feindlichen, Welt versuchen. Die Mutter wollte den Sohn nicht lassen, aber er ging heimlich in's Weite. In Berlin mußte er lange umsonst arbeiten, und wurde endlich von einem gutmüthigen Tabaksfabrikanten angenommen. Das Schicksal verschlug ihn darauf nach Hamburg, hier etablirte er sich, litt viel in der französischen Zeit, und ist jetzt ein reicher Mann. Er klagte mir die traurige Lage seines Volkes und würde jedem seines Gleichen rathen, nicht in Europa zu bleiben, sondern nach dem freien Amerika zu gehen, wo alle Religionen gleichgestellt sind. — Aber man kann die Juden nicht wie die Christen beurtheilen, sie wollen sich unter den Christen heimathlos und gedrückt herumtreiben, von den Christen wollen sie ihr Geld verdienen, und durch die Christen zu reichen Leuten werden. Der Gedanke, ein jüdisches Reich zu errichten, ist unausführbar und in dem höchsten Grade phantastisch.

Ist je einer von meinen Lesern von Lübeck nach Hamburg gefahren, so wird er die Qualen kennen, welche meiner harrten. Ein unabsehbares Sandfeld breitet sich aus, und der Wagen versinkt entweder bis an die Axen oder wird von Felsstücken so von einer Seite zur andern geschleudert, daß der Reisende für seine Rippen ernstlich besorgt seyn muß. Ich möchte jedem Hypochondristen rathen, diesen Weg zu machen. Der Hebräer trug die Stöße mit Geduld, denn der Jude muß ertragen können, aber die Dame schrie ach und o! flog sammt ihren Effecten von einer Seite zur andern, und bat mich bei jeder unsanften Berührung um Entschuldigung. Das wurde mir zu arg, ich sprang aus dem Wagen, ging nebenher und verlor mich in Gedanken über das menschliche Elend. Die Gegend muß sehr arm seyn, denn zahllose Schaaren zerlumpter Kinder umlagern die Wagen der Reisenden, bitten um Almosen und laufen, tanzen und springen stundenlang nebenher. — In blauer Ferne tauchten die Thürme des stolzen, reichen Hammonia's auf und zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Dame — nebenbei gesagt, es war ein Dienstmädchen erster Classe — bekam Leben, und verlor sich in einer entzückenden Schilderung der Hamburg'schen Vergnügungsörter; besonders rühmte sie mir „Peter Ahrens und Dorgerloh". Man muß die Hamburger Dienstmädchen nicht für gering achten, sie wissen in mancher Hinsicht den ersten Ton anzugeben, und geben ihn in mancher Hinsicht wirklich an. — Wir kamen durch das freundliche Wandsbeck; Alles erinnerte mich an den treuherzigen Claudius und seine echt deutschen Sinn athmenden Gedichte. Nicht lange, so fuhren wir in Hamburgs Thore ein; der alte Hebräer wurde von seiner Familie empfangen, das Mädchen begab sich zu ihrer Herrschaft, und ich mich ermüdet in das nächste Wirthshaus. —

2.

Hamburg ist Weltstadt, und bietet als solche dem Fremden manchen Genuß. Der Hafen mit seinen unzähligen Schiffen ist allein im Stande, die Aufmerksamkeit Tagelang zu fesseln, denn immer bieten sich dem Auge neue ungewohnte Gegenstände dar. Eine unendliche Menschenmenge wogt lärmend durch einander, Gesichter der verschiedensten Racen, Costumes aus den entferntesten Ländern erblickt das spähende Auge, und Sprachen der verschiedensten Nationen schlagen wunderbar durcheinander an das lauschende Ohr. Hier schreitet ein gravitätischer Spanier mit seiner Cigarre im Munde einher, dort hat ein phlegmatischer Holländer gemüthlich Platz genommen, während schwedische Matrosen jubelnd und trunken durch die Gassen schwanken. Läßt man sich nun auf einem Kahne, wie deren unzählige im Hafen liegen, durch die unendlichen Schiffsgassen rudern, so entfaltet sich das Getreibe einer reichen Seehandelsstadt vor den Augen des Staunenden. Friedlich liegen die Schiffe der entferntesten Nationen, durch Tausende von Meilen getrennt, bei einander. Hier ankert ein Westindier und dunkelbraune Gestalten, das spitze Dolchmesser an der Seite, laden unter Gesang den Zucker aus, welchen das Schiff von Havannah gebracht hat, während ein wohlgenährter Engländer Korn einnimmt, und die Mannschaft eines Ostindienfahrers damit beschäftigt ist, das Schiff zur baldigen Abfahrt in Stand zu setzen; auf dem hohen Hinterverdeck wandelt der ernste Capitain im gelben Strohhut auf und ab und gibt in gemessenen Worten seine Befehle. Unter dem Jubel der Matrosen lichtet jene Brigg die Anker, gibt eine Kanonensalve und schwimmt bei hoher Fluth dem Meere zu. Unzählige Böte fliegen in verschiedenen Richtungen an einander vorbei; dieses führt einen Capitain, von weiter Seereise kommend, in die Arme der harrenden Gattin, jenes bringt Wasser und Proviant an Bord, während sich hier festlich gekleidete Seeleute an's Land rudern, um in übelberüchtigten Kneipen innerhalb weniger Wochen das sauerverdiente Geld zu verschlemmen und dann mit leeren Börsen an's Schiff zu schwerer Arbeit und schlechter Kost zurückzukehren. Häufig entstehen unter den verschiedenen Besatzungen ernstliche Streitigkeiten, welche aber durch die stark bewaffnete Hafenrunde schnell beigelegt werden.

Wer Hamburgs vornehme Welt sehen will, der begebe sich an schönen Nachmittagen auf den allberühmten Jungfernstieg. Hier unter schattigen Alleen und in brillanten Kaffeehäusern ist für die Befriedigung aller Sinne gesorgt. Frische Kühle weht vom Alsterbassin herüber, worin zahlreiche Schwäne die plätschernden Wogen durchschneiden. In und vor den Kaffeehäusern unterhalten sich Hamburgs zierliche Stutzer bei einer dampfenden Tasse des allbeliebten Mokkatrankes von den Tagesneuigkeiten, lesen Journale und belorgnettiren die schöne Welt, welche langsam an ihnen vorüber wallt. Die ersten Moden aus Paris und London werden hier zur Schau getragen, der größte Luxus entfaltet sich hier, und die verschiedenen Nationaltrachten bilden den

grellsten aber anmuthigsten Contrast. Söhne des Orients und des fernsten Westens, Söhne des kalten Nordens und der glühenden Tropenländer ziehen unsere Augen auf sich und geben zu manchen Betrachtungen Anlaß. Bei meiner Anwesenheit erregten besonders vier junge Perser die allgemeine Aufmerksamkeit; sie waren zu Schiffe von Smyrna gekommen und machten bedeutende Einkäufe; ihr kräftiger Wuchs, ihr sonnverbranntes Gesicht und ihre auffallende Tracht machten sie zum Gegenstande der Neugierde. Sie besuchten das Theater und nahmen an allen ordentlichen Vergnügungen Antheil, aber dennoch wünschten sie sich so bald als möglich in die glühenden Sandsteppen ihrer Heimath zurück und konnten an den raffinirten Genüssen der civilisirten Völker keinen Genuß finden.

Wandeln wir beobachtend durch Hamburgs unregelmäßige, enge aber volkreiche Gassen, so stoßen wir häufig auf die verschiedenartigsten Gestalten, und mitunter auf die grellsten Charaktere. Wenn meine Leser am Mittage zwischen 12 und 1 Uhr über den alten Steinweg gehen, so werden sie häufig einem alten Mann in zerrissenem Mantelkragen, in gelber Weste und dunklen Beinkleidern, theilweise in den gespaltenen Stiefeln verborgen, begegnen. Sein Hut bildet die verschiedenartigsten mathematischen Figuren, und seine magere Hand stützt sich auf einen mächtigen Krückstock, sein Gesicht — nein, sein Gesicht kann ich nicht schildern, denn alle Leiden haben es gestempelt und es zu ihrem Tempel geweiht; häufig steht er still, zieht eine große Schnupftabaksdose hervor, nimmt eine Prise und geht dann mit stoischem Gleichmuth in eine benachbarte Branntweinschenke. Jeder Hamburger wird diese Caricatur kennen, und meine Leser sind gewiß begierig es zu erfahren, es ist — — — ein alter Candidat eines Ew. Ministerii!!

Auf den beliebten Spaziergängen sieht sich der Fremde häufig von jungen hübschen Mädchen in auffallender Tracht mit hübschem Mieder, breitem Strohhut und langen auf dem Rücken herabfallenden Haarflechten, angeredet, dieß sind — die Vierlander Blumenmädchen, und gern kauft man von ihnen ein Sträußchen. Die speculativen Vierlander wissen zu diesem Geschäft die schönsten ihrer Töchter auszuwählen, und man hat mir versichert, daß schon manches frühere Blumenmädchen zu einer reichen Kaufmannsfrau emporgestiegen ist. — Ausrufer durchziehen mit ihren Waaren die Straßen und erregen durch sonderbar klingende Töne die Aufmerksamkeit; Fischweiber preisen Schollen und Schellfische an; reinlich gekleidete Landmädchen verkaufen in blank gescheuerten Eimern die Milch aus „Ham und Horn;" Israels Söhne durchziehen die Straßen mit Trödelwaaren, suchen billig zu kaufen, um hohen Preis wieder anzubringen und so einen guten Schacher zu machen. Alles beweis't, daß Handel die Haupttriebfeder des Ganzen, so im Großen, so im Kleinen ist; glänzende Läden reihen sich aneinander, und versammeln eine Menge müssiger Gaffer vor ihren Fenstern; Handlungsdiener eilen mit Geldsäcken hin und her, kräftige Arbeiter bringen die Waaren von den Fleeten in die Speicher oder verpacken sie auf häuserhohen Frachtwagen, geschäftige Mäkler fliegen durch die Straßen, und alle diese so verschiedenartigen Menschen werden durch eine Maschine, durch das Geld, bunt durcheinander getrieben. Ein Gedanke, der sich in's Unendliche ausspinnen läßt!! —

(Fortsetzung folgt.)

Komisches.

[Originelle Liebesbrief.] Ein alter Lieutenant richtete kürzlich an ein junges, reiches Mädchen folgende Adresse: „Madmoiselle, ich liebe Sie und ersuche mit umgehender Post um Gegenliebe. Genau bekannt bin ich mit Ihren Verhältnissen; Sie haben keinen Liebhaber, keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Jahre und gräßlich viel Geld. Ich bin mit Ihnen einverstanden. Auch ich habe keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Haare und gräßlich wenig Geld. Sie sind 16 Jahre, ich 61, — da scheer' ich mich den Teufel drum! Ich liebe jedoch wie ein Jüngling von 18 Jahren, worauf ich mich noch gut erinnern kann. Ich bin Gottlob noch Lieutenant. Ich kann diese Charge jedoch sogleich aufgeben. Ihr Vermögen gibt mir die Stellung eines Generals. Schlagen Sie ein, Sie können mein Weib, hol' mich der Henker! noch diese Woche werden. Schulden habe ich keine, aber Verrechnungen werden mir zur Last gelegt. Lassen Sie mich daher nicht gleiche Fehler bei der Hoffnung auf Ihre Hand begehen. Hier mein Portrait, von einem Cameraden mit Bleistift entworfen. Mit Farben macht sich so etwas besser, allein Sie sollen durch das Original überrascht werden. Bauch habe ich keinen, graue Haare einige, Falten im Gesichte höchst sparsam, doch rauche ich höllisch viel Tabak und trinke gerne viel und lange. Dieß ist Alles.

M. v. M., Lieutenant."

Notizen.

[Feuersbrünste.] Der letzte Monat hat sich durch mehrere bedeutende Feuersbrünste ausgezeichnet. Zuerst die kaiserliche Residenz in Petersburg, dann dieses Stück Geschichte der neuen Zeit — die Londoner Börse und endlich das Italienische Theater in Paris.

[Morgenzeitung.] Als neues Journal ist auch eine Morgenzeitung von einem gewissen G. Schneiderreit angekündigt. Wir sind begierig diesen reitenden Schneider galoppiren zu sehen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 28. Donnerstag den 15. Februar 1838.

Correspondenzblatt.

Wien.

(Fortsetzung.)

3. „Das Herzogslied" von einem gewissen Chownitz. Seltsam! unsere anfangenden Dichter und dichterischen Anfänger werfen sich auf das Epos, wenn es mit der Lyrik nicht gehen will, und meinen dort mit leichter Mühe Lorbeeren zu pflücken, und bedenken nicht, daß ein Buch voll holperiger Verse und genothzüchtigter Gedanken noch lange keinen Poeten mache. — Die Modenzeitung hat nun statt der abgerissenen Notizeleien ein eigenes Literaturblatt eröffnet, welches, wenn auch nicht die gesammte Literatur umfassend, der Zeitschrift doch nur förderlich seyn kanu. — Das projectirte „Neusonntagskind" ist glücklicherweise nicht zur Welt gekommen. Dafür erscheint 4., eine „Rivista Viennese" bei Volke, von dem geachteten Literaten Graf Bolza redigirt, und 5. eine „Zeitschrift für Industrie und Handel," mit einer hübschen Vignette, die Statue Gutenbergs darstellend. Von den bereits bestehenden Journalen bleibt der „Humorist" noch immer das Gesuchteste; (ohne Wortspiel versteht sich,) das österr. Morgenblatt schreitet rüstig vorwärts und erlebte bereits den 3. Jahrgang; der „Telegraph," welcher heuer der „Wiener Telegraph" heißt, findet auch sein Publicum, und der „Zuschauer" und die „Theaterzeitung," welche fortwährend ganz artige Bilderchen liefert, das ihrige. Die Triester „Adria," welche mit einer Novelle von Tomlitz anfängt, hat auch bereits ihre ersten Blätter in unsere Lesecirkel fliegen lassen, und verspricht viel Gutes.

Unter der Menge von Concerten, welche diese Saison hervorgerufen, sind die Bemerkenswerthesten: des Herrn Parish-Alvars auf der Harfe, des Violinisten Blagrove, und — per excellentiam — der plötzlich wie vom Himmel herabgefallenen Clavier-Künstlerin Clara Wieck. Der Enthusiasmus, welchen ihr geniales Spiel erweckte, ist unbeschreiblich, und nur ein solcher konnte es seyn, was unsern schweigsamen Grillparzer in einem Gedichte begeisterte, welches die Wienerzeitschrift für Literatur ꝛc. veröffentlichte, und welches so echt poetisch ist daß ich mich nicht enthalten kann, es hier beizufügen.*)

Im Gebiete der Oper war eine neue Erscheinung des verdienten Kreuzer „Gang nach dem Eisenhammer." Doch leider! hat sein Talent dießmal nicht so glücklich gewaltet, wie in seinem allbeliebten „Nachtlager." Das Buch von Reil ist aber auch ein so mißlungenes Machwerk in Erfindung und Ausführung, daß es den Componisten unmöglich begeistern konnte; eine unbeholfene Schülerarbeit, in welcher Verse (?) wie: „Waldeinsamkeit, du meine Freud'," und: „Dieses Blümchen hat ein Striemchen" noch die genialsten sind. Ein Unglück für das Tonwerk war es auch, daß die treffliche Lutzer so wenig darin beschäftigt war. Der Beifall war äußerst sparsam, das Hervorrufen Kreuzer's wohl eher demüthigend als ehrend, obschon nicht zu leugnen ist, daß in der Oper sich ein sehr achtbares Talent kund gibt, welches aber vergebens seine Schwingen zu entfalten sucht. Die Piece erlebte natürlich nicht viele Wiederholungen. Sehr lobenswerth war die Ausstattung an Costüm und herrlichen Decorationen. Der Tenor Schmetzer vom Braunschweiger Hoftheater sang mit außerordentlichem Erfolge im „Liebestrank" (zum Benefiz der Lutzer, wobei Staudigl den Dulcamara gab.) Der Tenorist hat eine sehr angenehme hochgehende Stimme, (nur nicht das Metall der Stimme Wild's,) und einen recht guten Vortrag. Der Bassist konnte trotz seiner Kunst und sonoren Stimme in dieser Parthie nicht durchdringen. Der welsche Buffo ist keine Aufgabe für einen deutschen Sänger. So steht auch Dlle. Lutzer mit sammt ihren Nachtigall-Rouladen im Savoir faire weit hinter der Tadolini, welche in dieser Partie hier so sehr gefiel. In „der weißen Dame" machte Hr Schmetzer fast Fiasco, während sein Robert, Max, Gomez (im Nachtlager) ihm großen Beifall verschafften. Er soll für die hiesige Oper engagirt werden. Die Gastrollen der Mad. Pirscher vom Stuttgarter Theater wurden vom besten Erfolge gekrönt. Höchst ausgezeichnet ist ihr Fidelio, (bei welchem Wild wieder unübertrefflich sang,) ihre

*) S. Planet, Hauptblatt S. 101.

Iphigenie, Alice u. s. w. Dem. Lutzer wurde von Sr. Majestät zur Kammersängerin ernannt.

Der famöse Perrot mit seiner Gattin (der ehemaligen Grisi) kam wieder hierher, um sein schon so oft gesehenes „Stelldichein" bewundern zu lassen, und dazu noch erhöhte Preise! Das Einzige Halb-Neue war seine Leistung im Ballet: „Die Nymphe und der Schmetterling."

(Schluß folgt.)

Chemnitz.

(Schluß.)

Unter der producirenden und handeltreibenden Classe gab sich im Christmonate eine ungewöhnliche Thätigkeit kund, theils um Neues und Geschmackvolles zu Weihnachtsgeschenken anzufertigen, theils, Behufs des Vertriebes, sich damit zu versehen; was zu besonderen Ausstellungen, wie Spielsachen für Kinder, Delicatessen in den Conditoreien auch für größere Kinder ꝛc., sich nicht eignen mochte, empfahl sich wenigstens nach Vortrefflichkeit und Preiswürdigkeit. Welch' ein weites Feld hat sich dabei doch der Luxus erbeutet! Du gute, alte Zeit, die du mit Wenigem deine Kinderwelt eben so zufrieden — glücklich zu stellen wußtest und dem Vater noch einige Groschen im Säckel zurückließest, — du bist von uns entflohen, weil wir dich verlassen!

Für unserer Armen Kinderwelt — und die Anzahl derselben ist nicht klein — bewährt sich auch in diesen Tagen wiederholt der Wohlthätigkeitssinn unserer Mitbürger, so daß das Lehrercollegium an unserer allgemeinen Bürgerschule dadurch in Stand gesetzt wird, dem dringendsten Bedürfniß an Kleidungsstücken, Büchern und sonstigen Schulutensilien, bei den, so viel als möglich des Geschenkes würdig erkannten Armen, nach Kräften zu begegnen, und so im Namen der edlen Wohlthäter einer armen Kinderwelt den Lebensschatten letzterer durch einzelne Freudenlichter zu erhellen.

Wenn das vorige Jahr unter den Wohlthätigkeitsanstalten unserer Stadt ein neues und erweitertes Waisenhaus erstehen sahe: so hinterläßt das so eben scheidende ein nicht minder schönes Denkmal des Gemeinsinnes, der unsere Stadt ehrt. Das frühere, seiner innern und äußern Wirksamkeit minder entsprechende Waisenhaus wurde im Laufe dieses Jahres zu einem Stadt-Krankenhause zweckmäßig eingerichtet, das, bei seiner trefflichen Verwaltung, denen eine Zufluchtsstätte bietet, die aufs Krankenlager geworfen, nach sorgfältiger Pflege bis vor Kurzem vergebens umherblicken mußten. Bethätigte unsere Stadt also für die Lebenden ihre Sorgfalt, vergaß sie dabei auch der geliebten Todten nicht und sorgte bis zum Sinken dieses Jahres für baldige Einrichtung eines Leichenhauses, um dem furchtbaren Grubesschrecken — im Schooße der kühlen Erde wieder zu erwachen — zu begegnen. In Folge eines im Laufe dieses Sommers geschehenen Aufrufs in unserem Anzeiger, Seitens eines achtbaren Mitbürgers, fand am 28. Septbr. eine allgemeine Versammlung im Hôtel de Saxe Statt, in welcher einmüthig der Beschluß gefaßt wurde, sich zur Errichtung eines Leichenhauses zu vereinen. Man erwählte alsbald einen Comité und beauftragte denselben, die nöthigsten Vorfragen zu erörtern und dann über das Ergebniß der Berathungen in einer zweiten Versammlung Bericht zu erstatten. Da nun die Vorarbeiten des Comité beendigt sind und das Resultat derselben vollkommen befriedigend hervortritt: so hat derselbe nicht angestanden, beim Scheiden des Jahres — in welchem er zweifelsohne ein Symbolum unseres einstigen Scheidens zu suchen glaubte — zu einer zweiten Versammlung einzuladen, um sich zu dem heiligen Zwecke zu vereinen, alle Bewohner unserer Stadt von dem quälenden Gedanken, an di Möglichkeit lebendig begraben zu werden, zu erlösen. Faxint dii!

Sincerus.

Aus Pesth.

Mit dem Winter pflegt in großen Städten gewöhnlich die Saison der Gauner zu beginnen, die mitunter recht verschmitzte Vorstellungen geben; zum Glück ist die Censur wachsam und da wird denn so manchem Autor gerade das Pikante, die Intrigue, Haslinger-Fractur-Federn ausgestrichen, leider ist das nicht bei allen der Fall, wie nachstehende Begebenheit zeigt.

Ein hiesiger Clavierinstrumenten-Erzeuger, Namens Trinner, pflegte alle Abende ein Kaffeehaus zu besuchen. Den 27. Dec. kam sein Bursche ins Kaffeehaus, und meldete seinem Herrn, daß zwei Herren noch diesen Abend ein Instrument zu kaufen wünschten. Der fleißige Geschäftsmann eilt nach Hause, zwei elegant gekleidete Herren erwarten ihn. Er ersucht die vermeintlichen Käufer ihm in sein Depot zu folgen. — Dort angekommen, verschließt einer der saubern Herren die Thüre, und Beide setzen dem erschrockenen Instrumentenmacher eine Pistole auf die Brust, unter Androhung des Todes, wenn er einen Laut von sich gäbe. Dann fordern sie Geld. Der erschrockene Mann gibt was er hat, (circa 80 Fl. CM.) und vier Sackuhren, (die Gauner hatten wahrscheinlich auf mehr gehofft, denn Trinner ist ein wohlhabender Mann;) darauf muß er sie bis auf die Straße begleiten, wo sie sich entfernen. Unverschämt keck!! Aber trotz der feinen Durchführung ihres Planes werden sie dennoch entdeckt werden; denn erstens: ist ihnen der Gaunerstreich gelungen, sie werden dadurch dreister, verwegener und lassen es nicht bei diesem Debut bewenden und zweitens: die Uhren!! Die Juden Naderer sind bereits in voller Thätigkeit, denen werden sie kaum entkommen. — Also gut. — Corpo di Bacco! — Da schlüpft mir der Schnürmacher aus der Feder, und ich habe mich doch so zusammengenommen, nur daß sie mich nicht erkennen sollen, Monsieur Planet! „Die Phrygische Haube ist eine schlechte Maske, man erkennt einen doch," sagt Dr. Lippi, er weiß es aus Erfahrung. — Gute Nacht!

Guten Morgen! Was hab' ich gesagt? Die Sobrianer, die Pistolen-Helden, sie sitzen schon fest. Leider sollen es Söhne rechtlicher Eltern seyn, die nach Pesth zur Ausbildung geschickt worden sind, die aber das Tagdieben bequemer fanden, und so sich, und zwei achtbare Familien in gränzenloses Elend stürzten. Ein Zeichen unserer Zeit, kein Mensch will arbeiten, aber gut leben, und — Nichtsthun.

Vor ein paar Tagen erschien in Pesth eine Annonce von Mausberger in Wien, der eine „humoristische Damenbibliothek" von M. G. Saphir ankündigt. Hier ist die Bescheidenheit gar zu weit getrieben, denn da heißt es unter Anderem: „Sein brillanter, funkensprühender Witz, sein thränend lächelnder, nie verletzender(?), in einem Meer von Laune gaukelnder Humor, die treffende Satyre, ein Ausfluß von Beiden, verbunden mit einer durch Erfahrung und seinen angebornen Genius geläuterten durchdringenden Anschauung aller Verhältnisse und Stufengänge des Lebens, des Wissens und der Kunst." Ferner: „S. ist durch und durch lyrischer Dichter, den man lieben lernte, wo man früher den Schriftsteller hochgeschätzt — gefürchtet(?) hat." A! a! das ist gar zu bescheiden. Mausberger! Mausberger! Sie erinnern durch Ihren Namen an ein altes lateinisches Sprüchwort, welches, wenn ich nicht irre, heißt: Parturiunt montes et nascitur mus. Saphir der Bescheidene muß sich ja schämen, wenn er Ihre Ankündigung lies't!!

Unserem Referenten in Pesth wird Ihr Geschäft oft verdammt sauer gemacht, denn sehen Sie, Herr Planet, die Zeitungsschreiber, denen man die Geistesdier einsendet, und die sie dann mittelst Druckerschwärze ausbrüten, pfeifen alle durch eine Pfeife, nämlich Neuigkeiten! Neuigkeiten! nur recht Pikantes und nebenbei vom Theater. Hier in Pesth ist dieser Erwerbszweig, wie z. B. „die Hautlach" (Thierfelle) in den Händen der Juden. So viel ich weiß, sind es dreie, der eine von Lovas-berény, der zweite von Alt-Ofen und mein Publatschenherr: Dr. Filippine Lippi von Leitomischl. Jetzt bitt' ich Sie, sollen diese Cameraden das Leben und Treiben der Salon-fashionablen Welt (was sagen Sie zu dieser Bildersprache?) berichten, die höchstens verstohlen in einer Bierkneipe sich blicken lassen; da kommt denn oft gewaltiger Unsinn in gewisse Blätter, und weil der Mauschel mit seinem: „Handle was" überall durchblickt, geschieht oft mit den Blättern, wo dergleichen Geschmiere steht, abominabler Scandal. Da erschien z. B. vor ein Paar Tagen in einem jungen Wiener Blatte ein Referat von Pesth, „Filippine" unterzeichnet, das war eine Leibhusaren-Honigbrühe voll schauderöser Partheilichkeiten, das jeden ehrliebenden Menschen empören mußte. Was war die Folge davon? — Daß bei diesem Artikel fast an allen öffentlichen Orten, wo dieses Blatt gelesen wurde, mit Bleistiften abscheuliche Randglossen dazu geschrieben, zu lesen waren, deren Refrain lautete: „nur ein dummer Jude kann dieses geschrieben haben." — Ist das nicht dumm und unverschämt zugleich? — Mein Publatschenherr lacht und sagt: „Was kümmert's mich, Rappo hat mir doch 50 Fl. fürs erste und 25 Fl. CM. fürs zweite Gedicht, das ich ihn streuen ließ, zahlen müssen." — Sehen Sie, Verehrtester, das bewog mich, Ihnen von Zeit zu Zeit meine Ansichten mitzutheilen, damit doch auch ein Christ aus Pesth berichte.

„Armer Schnürmacher, Dir wird's schlecht gehen," brummte mein Publatschenherr, „jetzt werden's den Dalai Lama von Lovas-Berény auslassen." — Perdauz! — Der hat einen curiosen Respect vor Pesth, den fürchten wir nicht, sintemal unser Arsenal einen unerschöpflichen Vorrath Gegengift. — Also gut. — Heute ist der erste Tag des Jahres nach Christo 1838; was wird noch Alles bis zum letzten Tag dieses Jahres mit Druckerschwärze abgeschattet werden — Wohl bekomm's!!

S. P., Seidenschnürmachermeister.

Braunschweig.

Im letzten Decembervierteil u. den Flitterwochen des jungen Jahres.

Die schwingenrauschende Zeit strebt allmächtig hinab in der Vergangenheit Bett und nur wie leise Dämmerahnung hallt und schwirrt das Gebilde eines gewesenen Jetzt an des Sterblichen inneres Ohr. Wenn dieser fern lebt vom Herde seiner Entwicklung, keine Wehen seiner Geburt empfindet und noch besser, nicht selbst als Accoucheur dem Gebornen den Kopf eindrückt, dann ist er glücklich und beneidenswerth. Wohl fühlt, zittert und wünscht er für das zu Entwickelnde, allein das ist auch Alles bis zu seinem Daseyn, wenn es wiederum verschwunden, lebt es erst für ihn: So schreibt man die Geschichte! Noch hör' ich den Traueraccord der deutschen Kriegermusik und des Gesangs, noch das salbungsvolle Scheidewort, noch das Gebet des Herrn: noch sehe ich im Geiste hinabsenken das lorbeerbekränzte Haupt Schill's und es friedlich beisetzen neben den wackern Cameraden unter dem Monumente, an dessen Stelle sie den Tod für deutsche Freiheit gestorben. Daß diese Wahrheit erhebenden Anklang gefunden, konnte ein Blick gewahren, denn alle Anhöhen waren von Braunschweigern bedeckt und das sämmtliche Officiercorps bei der Feierlichkeit versammelt. Doch hinweg von jener Todtenscene, die an eine noch größere der entferntern Vergangenheit unwillkürlich mahnt. Das falbe Laub der Bäume, dann sein endliches Verschwinden, die Dreiviertelnacht des Tages, Sie wissen ja wie es auf unserem Planeten zugeht, drängt nothwendig die Menschheit dichter zusammen und die Sommersonne des Geistes muß sie erwärmen. Wo diese strahle, höre ich sie fragen? Vorläufig dächte ich und zunächst ihr zugängliches Licht im Theater. Was gibt es da nicht sonnige Gegenden! Zuweilen steht sie im Zenith und man wird ganz schwul. Kein Spaß, wenn eine Dem. Mannsfeld singt, oder eine Holbreiter oder Kunth, ich muß gestehen, nicht so viel gelernt zu haben, um deren Kehlschulen würdig sondiren und genetisch beleuchten zu können. Wie gesagt, die Sonne glüht. Wie wohlthätig, wenn ein leiser, labender Zephyr uns entgegenweht aus der Accordenweltgegend einer Mad. Fischer-Achten, wenn ein tanzender Wirbelwind uns gar lieblich neckt und mit uns schäckert, geschaffen von der Mad. Methfessel. Dann naht Herr Pöck mit elektrischer Stimme und wir sind hingerissen; Herr Fischer, der schöne, Sänger, der gewandte Spieler; Herr Bußmeier, der lyrische gemüthliche. Kein Wunder, wenn es nach Thaliens Hallen den Bohlweg herabwogt, noch dazu, da der Postillon von Longjumeau gegeben wird. Eine gar niedliche, belustigende und musikalisch werthe Oper, für deren Ausführung der Intendanz nicht genug gedankt werden kann. Schön und mit Vorlieb vom Compositeur behandelt, ist vorzüglich der erste und letzte Act, der zweite hat einige Dehnungen. Die Mad. Methfessel

als Madelaine und später als Frau von Latour, war heute ganz vorzüglich, vielleicht unübertrefflich. Wir glauben damit viel gesagt zu haben, da diese Rolle mit ihrem „Dualismus" eine schwierige Aufgabe seyn dürfte. Herr Schmetzer als Chapelou und Saint Phare sang sehr gut, aber sein Spiel verschmolz sich nicht gebührender Maßen und harmonisch mit diesem, es war vielmehr manches Eckige und Steife vorherrschend und dieß einer gewandten Methfessel gegenüber um so bemerkbarer. Vorzüglich gut gefiel auch Herr Größer als Marquis von Corcy; dieser anerkannte, ächte Künstler entfaltete ein ganz ausgezeichnetes Spiel, wie es denn auch Herr Fischer als Schmidt Biju, und Chorführer Alcindor zur größten Ergötzlichkeit des Publicums that. Diese Oper ist nun schon mehrere Male und mit großem Beifalle gegeben worden. Stets wurden die Natadores gerufen. Herr Schmetzer ist unlängst von einer Kunstreise nach Prag und Wien zurückgekehrt, hat dort sehr gefallen, und wurde bei seinem hiesigen Wiederauftreten mit ungetheiltem Beifalle in eben jener vorerwähnten Oper empfangen, worin er uns dießmal besser als beim ersten Male gefiel. Im repetirenden Drama möchte als hier aufgeführt zuerst Kean von Dumas zu erwähnen seyn. Wir müssen gestehen, es scheint uns, als wären die Acte sehr ungleich aneinander geschoben und manches auszulassen gar nicht unnütz, obwohl die Diction durchgängig des Verfassers würdig ist. Der dritte Act ist unstreitig der schönste. Herr Kettel als Kean verschaffte dem Publicum einen hohen Genuß. Dieser wackere Künstler spielte hier mit einem so energischen Ausflusse seiner Innerlichkeit, ließ so recht die wüste Genialität des britischen Bühnenhelden, seine Begeisterung für die ewige Kunst und dennoch ihre Dornenpfade, die er gewandelt und vor denen er so rührend warnt, gewahren, daß sein stürmisches Hervorrufen nur ein Zeichen des wohlverdienten Lohnes war. Daneben spielte Herr Gaßmann als Gesandter, Herr Größer als Norfolk, Herr Senk als Souffleur, mit aller der Größe und Gewandtheit, mit der sie stets über die Bühne schreiten. Auch mehrere Lustspiele kleineren Umfanges, wie z. B. Voltaire's Ferien, die Liebe im Eckhause u. s. w.; mehrere neue Ballets und Tanzdivertissements wurden aufgeführt und dem Urtheile der Schmecker preisgegeben. Vor allen verdient noch besondere Erwähnung das Schauspiel, Lorbeerbaum und Bettelstab von v. Holtei, denn es war zum Benefiz des Herrn Marr, der nun von hier geschieden ist. Daß in diesem Stücke Herr Marr alle seine Künstlerstärke aufbieten, daß er, wenn es überhaupt in einem Stücke möglich, den Vorwurf, nur Copieen zu copiren, vernichten würde, war leicht zu erachten und Freunde und Feinde desselben erschienen in dichten Schaaren; das Haus war sehr voll. Herr Marr spielte den Schriftsteller Heinrich und im folgenden Nachspiele den verrückten Bettler. Das Stück, überhaupt sehr schön und tiefe Gemüthswahrheit in sich tragend, ja, vielfach an eine dahingegangene Dichtergroteske neuerer Zeit mahnend, ward im Ganzen in vollkommener Abrundung ausgeführt. Herr Kettel war wiederum der wackere Künstler, eben so Herr Schütz, Senk und Größer. Doch das Hauptaugenmerk mußte sich vornehmlich auf den scheidenden Künstler richten. Wir glauben nach unserer Ansicht die Darstellung dieser Rolle von Herrn Marr als eine Meisterhaftigkeit bezeichnen zu müssen; denn Natur und Kunst wallten harmonisch neben einander in Mimik und Sprache, und rührten den Zuschauer auf eine höchst ergreifende Weise.

(Beschluß folgt.)

Verzeichniß der im Königreiche Preußen seit April 1837 bis Ende des Jahres verbotenen Bücher und Journale.

Am 13. April 1837 wurde in Berlin verboten: Unpartheiische Universal-Kirchenzeitung, für die Geistlichkeit und für die gebildete Weltclasse des protestantischen, katholischen und israelitischen Deutschlands, erscheinend in Frankfurt a. M., „weil sie in ihrem 5. Stücke das Gesetz vom 13. Mai 1833. über erloschene Parochieen und die Behandlung des Vermögens derselben einer Kritik unterwirft, welche offenbar dazu dienen soll, die katholische Bevölkerung dagegen einzunehmen, eine der diesseitigen Kirchenverwaltung feindliche Tendenz zeigt, und überhaupt auch, ihrer Aufgabe nach, von derselben um so weniger etwas Vorzügliches erwartet werden kann, als sie zwischen Empfehlung des Indifferentismus und der Organisation des Kampfes unter den monotheistischen Religionsformen fast keine Wahl hat."

Am 23. Mai 1837: Carl Sand, par Alphonse Brot. 1836. Brüssel und Leipz. 2 Bde., welche Schrift, neben der Darstellung schlüpfriger Scenen, die Ermordung Kotzebue's durch Sand zu rechtfertigen sucht, und in Bezug auf diese dazu dient, die Begriffe zu verwirren und die gröbsten Verbrechen zu beschönigen.

Am 7. Juni 1837: „Obgleich nach der bestehenden Gesetzgebung alle außerhalb der deutschen Staaten in deutscher Sprache erscheinenden Schriften ohne besondere Debitserlaubniß schon an sich als verboten zu erachten sind, so wird dennoch auf folgende zwei Schriften noch besonders aufmerksam gemacht: 1) Actenmäßige Darstellung der über die Ermordung des Studenten Ludwig Lessing aus Freienwalde bei dem Criminalgericht des Cantons Zürich geführten Untersuchung von Dr. Joseph Schauberg. Zürich, bei Schultheß. 2) Der Mord, verübt an Ludwig Lessing aus Freienwalde. Zürich, bei Orell Füßli u. Comp.

Am 6. Juli verboten: Forschungen über die Verfassungen der freien Völker von J. C. L. Simonde von Sismonde. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Aug. Schäfer. Frankfurt a. M., „weil die in einer sehr gehässigen Richtung abgefaßten Anmerkungen des Uebersetzers Aufregung zu fördern geeignet sind."

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 13 und 14.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 29. Montag, den 19. Februar 1836.

Unterhaltungsblatt.

Der Fischerin Tod.

Auf dem Teiche unter Reusen
Schwebt der Fisch'rin leichter Kahn,
Angelockt von ihren Liedern
Spielend sich die Fische nah'n.

In der Hand ruht ihr die Angel
Und gewiegt auf leichter Well',
Flieht vom heimathlichen Ufer
Uns're Fisch'rin kühn und schnell.

Weiße Lillen bricht sie spielend
Und zerpflückt sie Blatt für Blatt,
Beugt sich nieder, pflücket neue,
Wird des Spieles nimmer satt.

Und noch einmal nach der schönsten
Beugt sie schwebend sich herab
Und sie beugt sich, und sie stürzet
In das blaue Fluthengrab.
Und wo ihr die Fluth geöffnet
Das azurne Grabesthor,
Blühet aus den blauen Wogen
Nun die schönste Lilie vor

M. St.

Carl von Hohenhausen.

Worte der Rechtfertigung, veranlaßt durch einen Aufsatz im Gesellschafter.

Es ist über ein Jahr verflossen, seit im Gesellschafter eine Recension des Buches: Carl von Hohenhausen, sogleich nach dessen Erscheinung, von einem Herrn H. Rebenstein erschien. Sie enthielt neben gänzlicher Entstellung der in jenem Buche erzählten Thatsachen, eine Anklage und Schmähung des unglücklichen Jünglings, die durch nichts begründet war, und die, so wie die ganze Fassung jener Recension, die unglücklichen Eltern des Gefallenen aufs tiefste kränkte.

Aber diese erkannten in der Erscheinung jener Recension die gewaltige Hand des Herrn, und diese tiefste Demüthigung — die Beschuldigung eines niedern Lasters, wozu der sittlich reine, durch den Ton seiner Seele allem Gemeinen und Niedrigen abholde Jüngling, völlig unfähig war — so wie die gänzliche Herabwürdigung und Verneinung seiner geistigen und körperlichen Vorzüge, zum Hohne aller Zeugnisse dafür — die das Buch enthält, als eine durch Gottes Willen absichtlich über sie verhängte Strafe, und trugen auch diesen Schmerz mit stiller Ergebung und der Hoffnung, daß der Herr diese Schmach wieder von ihnen und ihrem Liebling nehmen würde.

Und das ist wirklich geschehen, nicht nur ist Carls von Hohenhausen Buch öffentlich anständig und liebevoll gewürdigt worden, sondern eine fremde Hand hat auch, gänzlich ohne Vorwissen der Eltern, sich im Gesellschafter selbst an den Verfasser jener Recension über Hohenhausen's Biographie gewandt, und ihn über seine völlig ungegründeten Schmähungen, über die Ursache seines blinden Hasses gegen die ihm völlig unbekannten Eltern, und über den durchaus angreifenden, jedem edlen Anstande Hohn sprechenden Ton der Recension, zur Rede gestellt. So mag es denn auch denen, die den unglücklichen Carl von Hohenhausen, so wie seine Eltern genauer kennen, vergönnt seyn, jene schmähende Recension im Allgemeinen zu berichtigen.

Zuerst würde besonders der Herr Redacteur des Gesellschafters zu tadeln seyn, daß er ein Buch christlicher Tendenz, einem Juden, — denn das ist Herr Rebenstein — ein Werk, welches für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte geschrieben ist, einem jungen Literaten, der zu allen diesen nicht gehört, zur Recension zutheilte, dessen Hegel- und Goethianismus, natürliche, menschliche und religiöse Gefühle nicht ersetzen kann. Ein Grund des An-

standes wäre es übrigens für den Redacteur noch gewesen, da der Namen der Mutter auf dem Titelblatt als Mitarbeiterin steht, sie nicht in ihrem tiefen und heiligen Schmerz auf eine so ungerechte Weise zu kränken.

Dann aber soll der völlig ungegründete entehrende Angriff auf Hohenhausen's Sittlichkeit widerlegt werden, der dem anhaltenden Stillsitzen und Lernen des Jünglings in seinem vierzehnten Jahre — das damals noch nicht aus übermüthigem Ehrgeiz hervorging, sondern aus treugemeinter Folgsamkeit gegen seine Eltern und Lehrer und dem redlichen Willen ihnen Freude zu machen — eine lasterhafte Deutung gibt. Wer so vor aller Unsittlichkeit gehütet wurde, wie dieser Jüngling, der konnte in solche Versuchung nicht fallen. Seit seinem zwölften Jahre schlief er beständig mit seinem Vater in einem Zimmer. Oft führte Letzterer die Mutter an sein Lager um den blühenden Jüngling zu sehen, der wie Titan im Arme Aurorens mit den schönsten Rosen auf den Wangen schlummerte; nun hat ihn auch die Morgenröthe entführt. Aber dennoch, als die seinen Eltern und Aerzten unbegreifliche Kränklichkeit eintrat, wurden die genauesten Nachforschungen über seinen sittlichen Zustand angestellt und Carl als völlig unschuldig erfunden. Ein Blick auf das Aeußere des Jünglings genügte übrigens, um ihn von jedem Vorwurfe der Unsittlichkeit frei zu sprechen. Diese Gazellenaugen voller Geist und Leben, mit den feinen, schön gezeichneten, nichts weniger als verknoteten Augenbrauen, (wie sie Herr Rebenstein im Geiste gesehen) von dunklerer Farbe wie das Haupthaar, mit den langen schwarzen Wimpern, sprachen so wie die edle stolze Haltung nur schwärmerische Kühnheit, aber nichts weniger als Frivolität aus, und diese blühenden vollen Wangen bekundeten eine unentweihte Jugend, die selbst in den Fortschritten seiner Krankheit, Carls Körper blühend und kräftig erhielt, obgleich er, theils seines Uebels wegen, theils weil alle physischen Bedürfnisse ihm gleichgültig waren, nur sehr wenig Nahrung zu sich nahm, besonders aus ästhetischem Gefühl, alle stark schmeckenden Speisen vermied.

Den Vorwurf, daß Carl von Hohenhausen beschränkt, unwissend, sehr wenig begabt, ohne Phantasie und Geist, ohne Fähigkeit und Kenntnisse gewesen sey, widerlegt jede Zeile seines Buches, die Zeugnisse seiner Eltern, Lehrer, Verwandten und Freunde, ja sogar das Zeugniß des Obducenten seiner Leiche, der von ihr aussagt: „Die Bildung des Hirns bezeugte deutlich, daß ein Geist, der in solchem residirte, Großes und Außerordentliches zu leisten vermochte." Hier tritt die böse Absicht Herrn Rebensteins, Carls unglückliche Eltern, sogar auf Kosten der Wahrheit zu verletzen, recht hervor, ohne daß deßhalb das Warum? aufzufinden wäre.

Eben so lächerlich wird die Aeußerung, daß Carl sich habe übermäßig anstrengen müssen, um endlich nach Prima zu kommen, daß er viele Jahre in Secunda gesessen u. s. w. Carl kam mit funfzehn Jahren nach Prima, wo er zwei Jahre blieb; anderthalb Jahre hatte er in Secunda zugebracht, und war überall der jüngste seiner Mitschüler. Einzig und allein seiner Jugend willen, wollten die Lehrer den Eintritt nach Prima noch aufschieben. Die Reife dazu besaß er schon lange. Doch zur Ehre der Eltern sey es gesagt, daß, wenn sie hätten ahnen können, daß ihres Sohnes Fortschritte seiner Gesundheit nachtheilig würden, sie ihn mit Gewalt davon zurückgehalten haben und ihn Oekonom oder Forstmann hätten werden lassen. Ihren einzigen Sohn gesund und glücklich zu sehen, galt ihnen zu jeder Zeit mehr, als ihn berühmt und hochgestellt im Leben zu wissen. Nur zu früh hatte sich Verstand und Phantasie des Jünglings entfaltet und im Leben keine Befriedigung gefunden. Schon in seinem vierzehnten Jahre schrieb er in sein Tagebuch:

„Sonderbar, daß die Leute, die Sonntags am weitesten ins Feld leuchten, gewöhnlich Alltagsmenschen und nichts weniger als Sonntagskinder sind," und im funfzehnten Jahre sang er im prophetischen Sinne folgende Ballade:

Mein Erdenleben.

Auf hohem Felsenufer saß
Ein Jüngling träumend da,
Sein Blick von heißen Thränen naß,
Trüb in die Fluthen sah.

Die Welle die vorüber rauscht,
Dünkt ihm ein friedlich Grab,
Und wie er ihrem Murmeln lauscht,
Zieht's mächtig ihn hinab.

Du nur, o Tiefe, stillst die Qual,
Die nimmer von mir weicht;
Von oben mir kein Hoffnungsstrohl
Den Weg zur Tröstung zeigt.

Da rollt der Donner um ihn her,
Des Himmels Zorn bricht los,
Laut heult der Sturm, das wilde Meer,
Birgt ihn in seinen Schooß.

Carls Mutter erfuhr nichts von diesen, sein innerstes Gefühl aushauchenden Gedichten. Er hatte in seinem vierzehnten Jahre ihr einige gelungene Versuche gezeigt, und sie ihn freundlich aber ernst gewarnt, nicht zu frühe die mütterliche poetische Ader zu schlagen, weil seine Schulstudien darunter leiden würden. Dieß hat sie nachher oft bereut, weil es die Folge hatte, daß ihr der Jüngling sein poetisches Vertrauen entzog. Gedichte wie folgendes, in welchem sich die ganze Verzweiflung Byron's, aber ohne das Gefühl eigener Schuld, welches den britischen Dichter immer begleitet, ausspricht, hätten sicher die ganze Aufmerksamkeit der Mutter auf den Seelenzustand des Jünglings gerichtet, der im sechszehnten Jahre sang:

Vernichtung.

Wer mir des Glückes Faden
Mit strenger Hand schnitt ab,

Hat lebend mich gebettet
Ins kalte düstre Grab.

Der hat mein frisches Leben
Verkehrt in welken Tod,
Und grause Nacht ist worden
Mein Jugendmorgenroth.

Was Herr Rebenstein gegen die körperliche Schönheit Hohenhausen's sagt, indem er an ihm einen dicken Kopf und Hals, einen auf Phlegma deutenden Nacken, verknotete düstre Augenbrauen und eine auf Beschränktheit deutende aufgeschwemmte Oberlippe sieht, so sind das Visionen aus der Luft gegriffen, obgleich er ihnen Carls Bild, dem Buche in Medaillenabdruck beigegeben, unterlegt. Zwar gibt dieß Bild nur einen Todesschatten von der blühenden Schönheit des Jünglings — denn noch im Sarge wurde eine Büste von seinem Kopfe genommen, die nach künstlicher Verkleinerung das Modell zu jenem Abdruck lieferte. Die Aehnlichkeit ist unverkennbar, aber die Lieblichkeit und Anmuth der Gesichtszüge ist von der kalten Hand des Todes berührt, in Starrheit verwandelt; eben so wenig konnte die Rosengluth des Lebens in dieser Abbildung dargestellt werden. Aehnlicher ist die letzte Abbildung, weil sie unmittelbar nach der Todtenbüste entworfen wurde. Eine aufstrebende Oberlippe bedeutet übrigens, nach Lavater, einen aufstrebenden, keinen beschränkten Geist.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseblüthen.

(Fortsetzung.)

3.

Das Theater ist eine der ersten Zierden Hamburgs, und kein Fremder wird es unbesucht lassen. Ich sah die „Jüdin." Madame Schröder-Devrient gab eine Gastrolle, mehr braucht man nicht zu sagen; herrliche Musik und herrliche Ausführung; aber das Theater war dennoch leer und das wunderte mich! — Schon das Theatergebäude in der Dammthorstraße macht einen angenehmen Eindruck, denn groß und einfach steht es da. Im Geiste stellte ich mir das elende Lübecker Gebäude vor, welches jeden Tag einstürzen kann: doch ... Lübeck ist ja kein Hamburg und es gibt ja mehrere schlechte Theaterhäuser, mit denen müssen wir Lübecker uns trösten; durch welchen elend.n Eingang, erinnere ich mich irgendwo gelesen zu haben, ziehen die reichen Magdeburger in ihren Musentempel und erst die Residenzstädter in Coburg (wo die reiche Fürstenfamilie residirt, aus der in neuester Zeit ein Paar Könige hervorgingen) .... den allerschlechtesten, interimistischen Pferdestall glaubt man zu sehen, wenn man das Coburger Hoftheater betritt .... und wir Lübecker schreien so arg, schon ein halbes Jahrhundert lang! Wenn wir das hundertjährige Jammerjubiläum erreicht haben, dann mag es Zeit seyn zu klagen, das wird man wohl für keine ausschweifende Hoffnung, für keinen unbilligen Wunsch halten; für's erste aber erhalten wir kein neues Theatergebäude .... s' geht nicht, ich glaube aus 27 Gründen; einer davon wird doch wenigstens haltbar seyn, und wenn auch nicht, ... „s' geht halt nicht" denn es fehlt am besten, nämlich am nervus rerum!

Vor Hamburgs Thoren findet man eine große Anzahl sogenannter Sommertheater, zu welchen man für ein Billiges das ganze Sommerhalbjahr hindurch Zutritt erhält, und gerade diese Sommertheater mögen wohl Ursache seyn, weßhalb das Stadttheater in der schönen Jahreszeit so selten besucht wird. Aber davon abgesehen sind sie ein großer Verderb für das Volk und Hamburgs Obrigkeit sollte diesem Unfuge gewisse Gränzen setzen. Ein Familienvater, gewöhnlich sind es Handwerker, hat für sich und seine Familie abonnirt; es wird vier Mal in der Woche gespielt und zwei Mal will er doch wenigstens da seyn, denn er hat ja sein Geld dafür ausgegeben, er vernachlässigt also die Arbeit um in's Theater zu gehen und gibt Geld aus, anstatt Geld zu verdienen; die Hausfrau macht es eben so und wo möglich noch toller, das Fräulein Tochter hat großen Geschmack am Schauspiel, und noch mehr an den Schauspielern, darf also niemals fehlen, die kleinern Kindern, welche noch die Schule besuchen, verabsäumen dieselbe des Nachmittags, denn sie müssen ja in's Theater, weil es nichts weiter kostet. So greifen diese Sommertheater wegen ihrer enormen Billigkeit störend in das Familienleben ein, und es ist nicht zu kühn behauptet, wenn wir ihnen den Ruin mancher braven Familie zuschreiben.

Der Originalität wegen mache ich jeden Fremden auf den „Hamburgerberg", oder die Vorstadt St. Pauli, wie er jetzt feiner genannt wird, aufmerksam; er verbindet Hamburg mit Altona und darf sich eben keines guten Rufes erfreuen. Buden reihen sich an Buden, das ist der Ort, wo die Matrosen nach einer beschwerlichen Seereise Erholung suchen und selten verlassen sie ihn, so lange noch Geld in der Börse ist, hier ziehen Menagerieen durch ausgehängte Pagageien oder durch einen Bären das Auge der Schaulustigen auf sich, dort stößt eine Figur, das Gesicht voller Schminke und in lauter bunte Flittern gekleidet, in die Trompete, sucht den versammelten Pöbel durch knotige Witze zum Lachen zu bringen und so zum Eintritt in die Bude zu bewegen, wo das Stück immer gleich beginnen soll und doch nie seinen Anfang nimmt. Nebenbei zeigen Seiltänzer ihre halsbrechenden Künste, während der Circus olympicus des Herrn Lipphardt die gaffende Menge in Anspruch nimmt. Schallender Gesang tönt aus jener Bude, wo zahllose Matrosenschwärme lagern, sie erfreuen sich des Branntweins und des beitzenden Tabaks, speisen dazu gekochte Eier und lassen sich durch feile Dirnen, welche das Geld anlockt, die Zeit vertreiben; der Seemann lebt nur für den Augenblick. Bald gibt eine Trompete das Signal, ladet zum Wiener Carrousel ein und zieht einen Schwarm Neugieriger an, während andere sich in einem Automatencabinet oder bei anderen Herrlichkeiten ergötzen, sich elektrisiren oder in die Zukunft sagen lassen. Der Hamburger-

berg ist ein Vergnügungsort für die niederen Volksclassen; Alles ist in der größten Bewegung, man jubelt, singt, trinkt und hält sich auf seine Weise vergnügt, so lange man Geld hat, denn Geld ist auch hier die Losung. Doch ich will diesem wilden Tummelplatz der rohesten Leidenschaften den Rücken wenden und mich in das benachbarte Altona begeben und das Erste, was ich bei meinem Eintritt ins Thor bemerke, ist das Königliche Lotto! Wie viele Thränen mögen schon des Lottos wegen aus den Augen der Armen und wie viel Geld schon in die Casse des Landes geflossen seyn. Ist es Recht, daß der Staat von dem Unglück seiner Unterthanen auf solche Weise Vortheil zieht? Wie mancher Tagelöhner mag seinen sauerverdienten Pfennig hieher getragen und bitter getäuscht zurückgekehrt seyn!!

Altona ist im Vergleich zu Hamburg todt und flüchtigen Schrittes eile ich über seine gerühmte Pamaille nach Ottensen's Friedhof, zu des großen Klopstock's Grab. Der alte Barde ruht so sanft neben seiner Meta und die hohe Linde fächelt Frieden auf sein Grab.

„Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen."

Welch' herrliche Inschrift für den Denkstein eines solchen Mannes. Es kommt ein eigner Geist über den Menschen am Grabe eines großen Verstorbenen; der Genius des Verschiedenen scheint sich dem mitzutheilen, welcher die heilige Stätte betritt. Ich las am Grabe des Dichters eine seiner herrlichen Oden und verstand den begeisterten Flug seiner Gedanken mehr als jemals. —

Welch' himmelweiter Unterschied! Klopstock's Grab zu Ottensen und der Hamburgerberg mit seinem wüsten, sinnverwirrenden Tumult! Und doch so nahe bei einander!

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht so ferne, daß man nur einige große Namen in der schönen Literatur kannte, und vor diesen bald alle anderen, unbedeutenderen entschwanden, so wie Lichter erblinden, sobald sich das Tagesgestirn in seinem Glanze zeigt. Jetzt aber suchen sich Lichter auf Lichter zu häufen und vermessen sich im frechen Dünkel den entschwundenen Glanz dadurch herstellen zu wollen, — doch es ist ihr Streben eitel, sie sind niedrig geboren und bleiben niedrig — es ist der Schriftsteller eine zu große Menge, sie erdrücken sich gegenseitig. —

Aber nicht allein sie selbst suchen sich zu vernichten, indem jeder talentlose Kopf die Feder zur Hand nimmt und das geduldige Papier bekritzelt und so einem Andern vielleicht ein Thema fortnimmt, das dieser weit besser bearbeitet, — das nun aber nicht mehr neu ist — auch die Kritik sucht im blutigen Kriege die neuen Schriftsteller zu vertilgen und der Schreiber will sich dadurch selbst zum Schriftsteller machen. — Wenn es nun aber schwer ist, ein gutes Buch zu schreiben, so ist es gewiß nicht minder schwer, gute und schlechte Bücher zu kritisiren. Freilich, so wie wir es von vielen unser neuern, meistens anonymen Kritiker sehen, ist es wohl leicht; man kann bald sagen: „an dem Buche ist viel Gutes" oder „der Werth des Buches ist gering," aber worin das Lob, worin der Tadel liegt, das ist eine Frage, die nur zu oft gar nicht, oder wenn auch einmal, so doch nur meistentheils durch leere Phrasen ungenügend beantwortet wird. —

Gewiß, es ist ein Schweres um eine gute Kritik und indem wir manche Schriftstellernamen in der Literatur nennen, werden wir doch nur vielleicht auf zehn gute, talentvolle Dichter oder Schriftsteller anderer Art einen ächten Kritiker nennen können.

Wenn viel Gewürm ist, gibt es auch viele andere Geschöpfe die sie auffressen — diesem Grundsatz scheint das Kritikerheer zu huldigen, das auftritt, um die in unendlicher Masse anwachsende Zahl der Scribenten zu vertilgen. — Schade, ewig Schade nur, daß sie die Schreiber vermehren und leider die Literatur nicht bereichern — zumal sie in grundloser Bescheidenheit nicht einmal ihren Namen unter den Aufsatz setzen, in welchem sie einen Schriftsteller tüchtig mitgenommen haben.

Gewiß, Anonymität sollte durch ein Sittengesetz, dem jeder Schriftsteller von Ehre zu gehorchen verpflichtet wäre, verboten werden; denn wie oft mag sich nicht Dummheit und Arroganz, wie viel öfter nicht elende Persönlichkeit und drittens endlich Beides in lieblicher Einigkeit unter ihren Schleier flüchten. Bescheidenheit ist gut und sie ziert jeden Menschen, um wie viel mehr einen Schriftsteller, der vielleicht oft Ursache hätte oder doch zu haben glaubt, stolz zu seyn; — aber offene Redlichkeit ziert den Mann noch mehr, und wer sagt mir denn, ob dieser unbekannte Richter, der mir verborgener Weise naht, der mich kennt ohne daß ich ihn kenne, wer sagt mir denn, ob er der Bescheidenheit die Ehre, oder ob nicht der Schleier seiner frechen Lust mich zu beleidigen, vielleicht selbst der Dummheit, die er wohl in sich erkannt, Muth gab? Man kämpfte früher wohl mit geschlossenem Visier, doch mit gleichen Waffen — das Visier ist aber geschlossen, wenn ich weder des Schreibers Persönlichkeit kenne, noch sie zu benutzen denke, die gleichen Waffen aber sind die Namen, bei welchen ich fragen kann: „warum nennst Du dieß schlecht!"

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Auf den Boulevards in Paris sterben sehr viele Bäume ab, man schreibt dieses einer Infiltration des Gases zu; der Verlust dieser Alleen wäre für die Pariser Spaziergänger in der That unersetzlich.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 30. Dienstag, den 20. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Reiselied.

Reiselust und Reiseleben
Bringt in Gluth das junge Herz,
Wie die Rose frisch erblühet,
Heiter lächelnd himmelwärts.

Reiselust und Reiseleben
Bringt in Schwung der Jugend Sinn,
Wie die Adler munter schweben
Durch die blauen Lüfte hin.

Durch die Auen will ich schweifen,
Jubelnd durch die Büsche dringen,
Will nach jeder Blume greifen
Und ein lautes Liedchen singen.

Gustav Bernhard.

Carl von Hohenhausen.

(Fortsetzung.)

Recht sehr wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß der arme Carl das Phlegma, welches Herr Rebenstein an ihm entdecken will, wirklich gehabt hätte — es würde sein Retter geworden seyn — aber es war keine Spur davon in seinem Temperamente, in welchem sich das melancholische der Mutter, und das sanguinische des Vaters in höchster Potenz vereinigte, wodurch das räthselhafte Doppelleben des Jünglings in äußerer Heiterkeit und innerer Verzweiflung, einigermaßen erklärbar wird.

Was übrigens Herr Rebenstein über die Heilung ähnlicher Zustände, wie den Carls von Hohenhausen, sagt, dürfte schwerlich beachtet werden. Räuber- und Ritterromane von Spieß und Cramer, wird kein gebildeter Jüngling lesen, und wer sie lies't, wird keinen moralischen Nutzen davon haben, weil sie einen falschen Heroismus anfachen und Missethat zur Heldenthat umwandeln wollen.

Eben so wenig dürfte die von Herrn Rebenstein ausgesprochene Idee, daß der Selbstmord eine Lebensversöhnung sey, Eingang finden, obgleich sie nicht ihm, sondern Goethe angehört, der sie aber zu schätzen wußte, indem er sie in den Mund eines Wahnsinnigen legte. Der kranke Harfner im Wilhelm Meister, S. 288, spricht vom Selbstmord als einer Lebensversöhnung; aber seine Idee bewährt sich nicht, denn einige Blätter weiter nimmt er sich das Leben, nachdem er beinahe noch, im Versuche, sich zu vergiften, ein Kind getödtet hätte. So wie Goethe der Spiegel seiner Zeit ist, so begegnen wir in seinen Werken überall Zeugnissen für den Fluch Gottes, der der Sünde folgt, ohne daß der Dichter dieß gewollt hat.

In Goethe's „Dichtung und Wahrheit," dreizehntes Buch S. 219 — 20, erwähnt der Verfasser, daß zur Zeit als Werther erschien, unter der Jugend eine Schwärmerei für Selbstmord allgemein gewesen sey, daher auch Werther so viel Aufsehen erregt habe, und zwar bei Jünglingen, die im friedlichsten Zustande von der Welt, aus Mangel an Thaten, durch übertriebene Forderungen an sich selbst, des Lebens überdrüßig geworden waren. Theilweise finden diese Ursachen auch auf Carl's Schicksal ihre Anwendung, aber wie er selbst sehr richtig bemerkt: die übertriebene Ausbildung des Gefühls brachte in jener Zeit den Selbstmord hervor, in unserer die des Verstandes, des abstrahirenden, kalten, alles Leben, alle Wahrheit, alle Schönheit vernichtenden Verstandes, der auch die christliche Religion zum Objecte seines Urtheils machen und sie zerstören will, wie der Jüngling unserer Zeit das leider in sich selbst empfindet.

Gottentfremdung uud Gottverlassenheit begründeten den Untergang Werthers, so wie den des Jünglings unserer Tage, aber jener setzte einen Götzen auf den von Gott verlassenen Thron, eine sentimentale verbotene Liebe. Dieß vermag der Jüngling unserer Zeit nicht mehr, da eine gänzliche Verachtung alles Irdischen sich seiner Seele bemächtigt hat Er würde es kindisch und schwach finden, um eines

Weibes willen, zu verzweifeln. Seine, in ihren innersten Tiefen erschütterte und verwitterte Seele kann die ungeheure Sehnsucht durch keine Sünde, durch kein Phantom mehr beschwichtigen; sie ruft nur nach Glauben an Gott, nach Erlösung von dem Leibe dieses Todes.

Wer sich davon überzeugen will, lese in Hohenhausen's Buche, S. 168. Am 7. Februar: „Die Wüste, der Menschen Gewoge, die Höhe des Berges — sie sehen mich alle ohne ihn. Eli eli lama asabthani. Zu wem soll ich meine Hände ringen, wenn Gott mich verläßt!" und weiter: „Ich bin nicht bei Gott, Gott ist nicht bei mir! O, Sterben, mein letzter Trost, meine einzige Hoffnung ist dieß dunkle, heilige, süße Geheimniß!!!" Dann die immer wiederkehrenden Ausrufungen: „Welches Opfer kann ich bringen, daß ich meine Seele löse," und S. 125: „Noch nie ist ein Sturm so schrecklich, so heillos glücklich abgelaufen, als der, den irgend ein Dämon auf mein Herz wagte. Er war grausamer als Tilly. Magdeburg wurde ein Aschenhaufen, aber mit düstrem Blitz schaute darüber hin mit seiner Lampe der unversehrte Dom. Verkohlt sind meine Gefühle und ein Trümmerhaufen die Luftschlösser meiner Phantasie; aber kein Dom schaut darüber hin. Eine verworrene Wüste liegt Religion und Glaube vor mir und die geweihte Kerze ist erloschen."

O, ihr Eltern und Lehrer! beachtet Eure Zöglinge in den Jahren der Entwicklung. Nicht allein der Körper leidet dann durch Losreißen vom Kindesalter, vielmehr noch die Seele. Das Kindesalter ist ein Paradies des Glaubens, aber das ganze Streben des Jünglings geht auf selbstständige Erkenntniß. Ein gewaltiger Sturm entsteht in seinem Innern; eine fürchterliche Entdeckung in dem Elend dieses Lebens macht er nach der andern. Wehe ihm, wenn die Sonne des Glaubens ihm nicht aufgeht, um die empörten Wogen des Meeres in seiner Seele zu beruhigen, und seinen Blick über das Elend und die Nichtigkeit dieses Lebens hinaus, auf Ewigkeit und Seligkeit zu lenken — und dieß kann nur geschehen, indem er sich in der Buße vor Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit aufgibt, und sich in seiner Nichtigkeit erkennt, indem er im Glauben an die Erlösung der Menschen sich Gottes Gnade hingibt, und in der Gemeinschaft des heiligen Geistes zu einer neuen Creatur wird. Wer das weiß und glaubt, der hat damit den Urtypus aller Wahrheit gefunden.

Wie sehr die allen Menschen inwohnende, aber selten verstandene Sehnsucht nach Christus auch in dem unglücklichen Carl wohnte, sprach sich besonders auch in den Briefen aus, die er auf seiner großen Fußreise an seine Eltern schrieb, was diese aber damals, befangen in dem religiösen Indifferentismus ihrer Zeit, nicht beachteten. Er besuchte in Nürnberg das Pilatusthor und den Kirchhof Golgatha, und erzählt wie die Denksteine am Wege dorthin, in schöner, gehauener Arbeit von berühmten Meistern, den kreuztragenden Christus und die jedesmalige Entfernung von einem Hinsinken unter der Last des Kreuzes zum andern, darstellten. Der Erbauer dieses Denkmals sey zweimal nach Jerusalem gepilgert, weil er den Maßstab der Entfernungen verloren gehabt. Carl ruft am Ende dieser Schilderungen aus: „Das geschah im vierzehnten Jahrhundert, jetzt zerstört man die Klöster. Wo ist die fromme Glaubensbegeisterung geblieben?" Ein tiefes Weh mochte diese Zeilen dictirt haben. — Carls Eltern freuten sich über Aeußerungen ihres Sohnes, wie folgende vom Bodensee: Der See war roth wie Blut, Schnee und Eis der fernen Gletscher blitzten wie Diamanten. Nur einzelne weiße Segel zogen wie Schwäne durch die purpurrothe Fluth. Es war die große Frühkirche der Natur!" Von dieser Naturreligion ist noch sehr weit bis zur Offenbarung, bis zur Erkenntniß der Sünde, zur Buße und zur Erlösung. Das fühlte Carls Seele wohl, aber konnte es nicht mit dem Verstande fassen. Beweis dafür ist auch, daß der Jüngling beim Ersteigen des Straßburgers Münsters, unter den zahlreichen, dort in den Mauersteinen eingehauenen Namen, bloß Klopstock, den Sänger der Messiade, bemerkte.

(Schluß folgt.)

Der Dichter Mahlmann im Gefängnisse zu Erfurt.

Oft genug hört man das Publicum klagen, daß in den öffentlichen politischen Blättern, mögen sie ihre Spalten noch so sehr vergrößern, doch auch gar nichts stehe. So lange noch Patente und hierarchische Anmaßungen vorkommen, so lange noch Siebengestirne leuchten und Actienhandel getrieben wird, so lange mag es noch hingehen. Wie's aber dann werden wird, mag Gott wissen. Krieg! wird dann wieder ein großer Theil schreien, Krieg muß seyn, aber kein Krieg, der, wie in Spanien, durch sein ewiges Einerlei ermüdet; nein, ein Krieg der durch öfters wechselnde Scenen die allgemeine Neugier mehr reizt. Sehnt sich doch auch mancher Redacteur öffentlicher Blätter nach solchen Dingen, um dadurch zu prosperiren, nämlich durch ihre Mittheilung in der Gunst seines Publicums. Noch ist kein Menschenalter verflossen, seitdem wir das Alles in reichlicher Masse hatten. Das ältere Geschlecht mag das jüngere belehren, wie gar bald in solchen Zeiten der Stachel der Neugierde sich an anderen Gefühlen abstumpft, welche das Herz beengen. Es mag dasselbe belehren, daß, wenn ein rechter Kampf in unserer Nähe wüthet, die öffentlichen Blätter fast nichts mehr Interessantes bieten können, als Lügen der neuesten Zeit, welche die obenschwimmende Partei fabricirt. Ein Dirigent öffentlicher Blätter mag sich daran erinnern lassen, wie er in solcher Zeit oft nichts wird, als das willenlose Werkzeug tyrannischer Machthaber, und wenn etwas vorkommt, was nur im Entferntesten auf seinen Willen zu deuten scheint, er nicht mehr ruhig hinterm Ofen sitzen bleiben darf.

Wir wollen ein Beispiel der Wirren und Treiben in Leipzig während des bekannten Napoleonischen Eroberungskrieges in Norddeutschland geben. In dieser Stadt gestal-

teten sich die gedachten Verhältnisse um so schlimmer, da während der letzten Kriege Land und Stadt bald von der oder jener Partei besetzt waren. Damals kamen die in Leipzig lebenden und wirkenden Redacteure gar übel weg, wenn sie gezwungen worden waren, etwas zu Gunsten der Ausrückenden aufzunehmen, was den Einrückenden empfindlich war, oder dieß vielleicht sogar unwissend gethan hatten. Damals erneuerten sich die Scenen, welche schon im dreißigjährigen Kriege Torstenson den Leipziger Zeitungsschreibern bereitet hatte, in einem viel höhern Grade. Wie oft mußte sich nicht der damalige Herausgeber eines Localblattes, Claudius, das doch kein politisches Blatt war, sich selbst auf den Mund schlagen, und selbst durch die Presse erklären, daß er ein voreiliger Mensch gewesen sey, wenn er irgend eine unschuldige Bemerkung niedergeschrieben hatte, worin etwas gesucht wurde, was nicht darin zu finden war. Noch trauriger erging es den Redacteuren der Leipziger politischen Zeitung. Doctor Bergk konnte sich nur mit Mühe vor den wüthenden Braunschweigern, den sogenanten Schwarzen, retten, weil die Leipziger Zeitung einen französischen Artikel hatte aufnehmen müssen, worin ihre Truppe mit den bei den Franzosen gewöhnlichen Ehrentiteln belegt worden war. Vor allen aber traf im Jahre 1813 den Pachter der Zeitung, Hofrath Mahlmann, in der deutschen Literatur als talentvoller Dichter und Schriftsteller wohl allgemein bekannt, ein trauriges Loos.

Schon gegen Ende des Monats April des Jahres 1813, kurz vor der Schlacht bei Großgörschen (Lützen) erhielt Mahlmann von Seiten verschiedener bedeutender Männer in den Heeren der Verbündeten freundliche Winke, sich für etwa vorkommende Fälle in Sicherheit zu bringen. Allerdings hatten in der von ihm gepachteten und zum großen Theile auch redigirten Leipziger Zeitung genug der Ausfälle auf die Franzosen und deren Gewaltige gestanden. Vornehmlich wurden sie scharf mitgenommen in Anmerkungen, welche zu den von ihnen erlassenen und im Blatte mitgetheilten Proclamationen u. s. w. geschrieben wurden. Man lese einmal in der Zeitung vom 21. April 1813 die Anmerkungen welche einen französischen Aufruf aus Wesel begleiteten. Da heißt's z. B. „Frankreich hat keinen Ruhm, es hat nur Schande," oder „den großen französischen Kaiser hat noch kein redlicher Deutscher anerkannt" und dergleichen mehr. Auch trugen diese Anmerkungen keineswegs immer die Form einer Einsendung, sondern schienen geradezu von der Redaction herzurühren. Kurz, Mahlmann benutzte den ihm gewordenen Wink und wanderte am 30. April 1813 in Begleitung eines treuen, bald weiter zu erwähnenden Dieners aus Leipzig zu Fuße nach Sommerfeld, wo er einen Bauerwagen fand, der ihn nach Wurzen brachte, von wo aus er mit Extrapost nach Mügeln eilte, um dort mit seiner vorangegangenen Familie zusammen zu treffen. Hier verweilte er einige Tage. Unterdessen wurde die obenerwähnte Schlacht geschlagen. Die Franzosen rückten in Leipzig ein, und Mahlmann, sich in seinem bisherigen Aufenthaltsorte nicht mehr sicher glaubend, flüchtete durch Hilfe eines Freundes auf Nebenwegen bis Meißen. Hier wollte ihm und seinem Begleiter der Postsecretär ein Nachtquartier in seiner Wohnung gewähren; versagte es ihm aber später auf Geheiß des Postmeisters, welcher Unannehmlichkeiten wegen der Beherbergung des „Leipziger Zeitungsschreibers" befürchtete. Mahlmann verbrachte die Nacht in einem Hinterstübchen des Gasthauses zur Sonne und begab sich am andern Tage nach Dresden. Hier weilte er verborgen bis zum Tage nach der Rückkehr des Königs aus Prag. Die Leipziger Zeitung war während dieser Zeit mehrere Tage nicht erschienen, und das am 8. Mai ausgegebene Stück enthielt eine große breit gedruckte Erklärung, in welcher unter andern folgende Stelle vorkam: „Der Redacteur und Herausgeber dieser Blätter hatte, durch die fremde Gewalt gezwungen, durchaus keine Wahl, sondern mußte dieser Gewalt unbedingt nachgeben, welche über Alles verfügte, was gedruckt wurde; daher kann man auch in keiner Hinsicht annehmen, daß er das gebilligt habe, was die fremde Autorität durch diese Zeitung bekannt gemacht hat." Durch diese Erklärung schien sich der Sturm gegen Mahlmann beschwichtigen zu wollen, wenn schon die Erinnerung an diese Angelegenheit vielleicht nicht ohne Einfluß auf sein späteres Schicksal geblieben ist. Vor der Hand konnte er ungehindert zurückkehren und sein Geschäft fortsetzen. In der Zeitung aber donnerten nun die Franzosen gegen die Verbündeten.

Da erschien in dem 110. Stücke der Zeitung vom 14. Juni 1813 folgendes Avertissement:

„Dank. Dem Herrn Rittmeister von Colomb unsern innigen Dank, daß er uns sein gegebenes Wort so schön gehalten. Wir haben von ihm und seinen Begleitern gehört!!! Der biedere Mann halte einst auch sein zweites Versprechen und besuche mit dem edelmüthigen E. unsere schönen friedlichen Berge. D. W., den 5. Juni 1813. Die Familie S."

Wie man sich erzählt, so galt dieser Dank dem bekannten Parteigänger von Colomb, der mit einer Schaar seiner Leute in das Voigtland eingebrochen war, einen französischen Artilleriepark weggenommen, und während des dabei vorgekommenen Scharmützels Sorge getragen hatte, das Hab und Gut einer sächsischen Familie zu schonen. Die über den Verlust empfindlichen Franzosen argwöhnten, daß ein Einverständniß mit dem Feinde vorhanden sey, und Sonnabends den 19. Juni wurde Mahlmann vorgefordert, um über das Avertissement Rede und Antwort zu stehen. Der damalige Zeitungsexpedient kannte den Einsender nicht und hatte das Avertissement als ein unverfängliches, auf Treu und Glauben, wie er sich erinnern wollte, von einem Prediger angenommen. Umsonst betheuerte Mahlmann, daß er von einem vermeintlich darin enthaltenen politischen Winke nicht die geringste Ahnung gehabt habe. Er wurde nur aus dem Verhör entlassen, um von einem französischen Gensdarmen begleitet, nach Hause zurückzukehren, wo er im Arrest blieb.

Was Mahlmann's Lage verschlimmern mochte, war der Umstand, daß zur selbigen Zeit (20. Juni) die Stadt

Leipzig durch den Herzog von Padua in Belagerungszustand erklärt wurde, angeblich wegen der verdächtigen Gesinnungen ihrer Einwohner, welche mehrere derselben dnrch ein unverantwortliches Benehmen bei den neuesten politischen Ereignissen an den Tag gelegt haben sollten. Kurzum am 23. Juni wurde dem guten Mahlmann durch einen, vom General Bertrand abgesandten Officier die Ordre des Kaisers Napoleon angekündigt, zufolge welcher er nach Erfurt abgeführt u. auf der dortigen Citadelle gefangen gesetzt werden sollte.

Man denke sich die Bestürzung Mahlmann's und seiner trostlosen Familie. Auch seine Freunde und Bekannten fingen an zu zagen. Ach, es war doch damals in Deutschland eine Zeit, in welcher Einkerkerung noch nicht das Aeußerste war, was der Uebermuth auf uns häufte. Mahlmann's treu ergebener Diener und Freund, der jetzt noch in Leipzig lebende Zeitungsexpedient, Herr Paul Jünger, entschloß sich, das Loos seines unglücklichen Herrn zu theilen. Ihm verdanken wir die Notizen, wie sie das Nachstehende enthält.

(Schluß folgt.)

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Fortsetzung.)

Es wird mir Niemand einwerfen, daß blöde Schüchternheit ein Grund sey, seinen Namen zu verschweigen oder sich einen falschen zu geben; — gib Gutes und Du wirst nicht nöthig haben zu zagen; ist es aber schlecht, so wage nicht, das öffentlich werden zu lassen, was Du schon als schlecht erkanntest, ist es endlich aber in Deinen Augen schön und Du übergibst es in diesem Glauben der Presse, so ist dieß zu verzeihen, denn welch' ein Vater zeigte das Kind, das er liebt, nicht gern auch Anderen, daß sie es auch lieben möchten; doch gleiche nicht jenen thörichten Eltern, die nicht Rath annehmen von Anderen und böse werden, wenn man ihren Liebling tadelt, gleiche vielmehr denen, die den guten Rath aufnehmen in einem feinen frommen Herzen und das Kindlein darnach zu bessern suchen. Gewiß schmerzt es sie tief wie Dich, wenn Du statt Ruhm und Lorbeer, den Du erwartet, nur bedingtes Lob einerndtest, doch wenn Du gleich ihnen zu Herzen nimmst was aus wohlmeinendem Herzen kam, wird es Dir nimmer schaden, die Schmerzensthräne die getäuschte Hoffnung Dir erpreßte, wird wunderthätige Frucht bringen. Eine volle Namensunterschrift kommt mir wie die freie Stirn eines Menschen vor und wer wird sich nicht bemühen eine freie Stirn zu haben — ist doch dort der Stempel der Gottheit.

Müßte Jeder seinen vollen Namen unterschreiben, würde gewiß vieles genauer geprüft, manches scharfe Wort milder und auch mancher Fehler vermieden werden, — und doch wäre dem so leicht abzuhelfen, wenn keine Verlagshandlung etwas drucken ließe, ohne diese Bedingung erfüllen zu können.

Man wird mir vielleicht einwenden: aber die Verlagshandlung weiß ja den Namen, wird wenigstens jeden Kläger angeben können, welchen Weg seine Klage zu nehmen habe — aber nein, das ist nicht genug. Jeder, das ganze Publicum muß ihn kennen — dann erst ist dem Beurtheilten genug geschehen. — Man kämpfte zwar ohne Namen, doch zu Ende des Kampfes wußte Jedermann wer die Kämpfer waren.

Offenheit liegt in dem Charakter der Deutschen, ist dieses Volkes höchste Zierde — warum nicht auch in den schriftlichen Arbeiten.

Man findet und das leider nicht selten, daß solche, im Trüben fischende Kritiker, ihre Weisheit anonym oder doch mit Pseudonamen in zwei oder mehreren Blättern verschieden eingekleidet drucken lassen, um auf diese Weise irgend ein Urtheil vielstimmig zu machen, mit dem sie allein stehend nimmer gehört würden. Dieß nun würde lächerlich seyn, indem sie dadurch selbst zeigen, wie wenig sie ihre Meinung achten und wie könnten dieß dann Andre thun, wäre es nicht wirklich zu ernsthaft, um einem tiefer Denkenden das Lachen vergehen zu lassen, indem es so wirklich schon manchem solchen Tintenklekser gelungen ist, junge talentvolle Schriftsteller, die nicht in ihre abgeleierte Melodie mit einstimmen wollten, zu Tode zu jagen, um einen Ausdruck dieser saubern Herrn zu gebrauchen. Leider leben wir in einer Zeit, wo viel gleiche Urtheile so viel als vernünftige, gesunde Urtheile heißen, und doch bedenken die Herrschaften, die diesen prächtigen Schluß bei einer gelehrt genommenen Prise machen, nicht, daß oft diese gleichen Urtheile nicht daher stammen, weil eine gesunde Vernunft überall gleich ist; ach, an diesem Utensil fehlt es den gestrengen Herren Richtern oft nur gar zu sehr, sondern weil sie dieselben Motive haben, als da sind: Neid, Tadelsucht, Unkenntniß der Umstände, vorzüglich aber den einen, großmächtigen, alle anderen unnütz machenden Grund, weil sie sich einmüthig durch einen gewissen Instinct gegen alles Gute verbrüdern, da man sonst ihre Jämmerlichkeit zu leicht entdecken möchte. Dann werden die heftigsten Feinde Freunde, um vereint über den Einen, den sie als gefährlich erkannt, herzuziehen und ihn in den Koth zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Gott Odin.] Bis jetzt war, so viel wir wissen, noch kein Bild eines solchen bis auf unsere Zeiten gekommen. Jetzt hat man in der Nähe von Donagh in Island, in den Ruinen eines alten Klosters, eine kleine, ziemlich grob gearbeitete, kupferne Bildsäule gefunden, welche einen vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneten Mann vorstellt, mit einer Erdkugel in der Hand. Die Rüstung, der Helm und die Streitart dieser Figur haben viel Aehnlichkeit mit denen der alten Skandinavier. Durch den gelehrten Alterthumsforscher in Kopenhagen, Finn Magnusen ist diese Figur untersucht worden; er hält sie für die des Gottes Odin.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 31. Mittwoch, den 21. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Carl von Hohenhausen.

(Schluß.)

Herrn Rebenstein's eben so ungegründete als hämische Beschuldigung gegen Carls Eltern, als hätten sie in Bezug auf den Sohn in Zwiespalt gelebt, indem die Mutter Carl zu einem zweiten Byron, der Vater ihn zu einem tüchtigen Geschäftsmanne erziehen wollen, bedarf keiner Widerlegung. Niemals hat die Mutter ihren Sohn einen zweiten Byron genannt, niemals geglaubt, daß er mit dem unglücklichen britischen Dichter Aehnlichkeit habe. Der Gedanke würde sie jederzeit tief betrübt haben, denn sie sah immer ein, daß Lord Byron's zerrissenes Gemüth ihm Qualen bereite, welche nicht durch Dichterruhm aufgewogen werden konnten. Carls Mutter war es gerade, die den aufstrebenden Geist ihres Sohnes immer in den Schranken des Gewöhnlichen halten wollte, wenn der Vater oft sich kühne Pläne über den Sohn, doch nie in dessen Gegenwart, erlaubte. Es entspricht dieß Benehmen sowohl dem männlichen wie dem weiblichen Charakter, und ist umgekehrt, nicht natürlich. Die einzige Aeußerung, die Carls Mutter, in Beziehung auf die Anlagen ihres Sohnes that, und die er in seinem Tagebuche aufnahm, geschah von ihr im Sinne des Vaters, um diesen zu vermögen, den Fleiß des Sohnes durch die Erlaubniß der Aufnahme in Prima zu belohnen, die einzig und allein seiner Jugend wegen noch verschoben werden sollte. Eltern mögen hieraus ersehen, wie sorgfältig sie ihre Aeußerungen in Gegenwart der Kinder zu bewachen haben.

Fast lächerlich klingt die Vergleichung zwischen Carls Biographie von seiner Mutter, und der des Dr. Mundt von Charlotte Stieglitz. — Carls Biographie hat die Absicht, Eltern und Erzieher dahin zu vermögen, ihre Zöglinge vor Ueberspannung zu hüten, sie zu Gott und seinem Sohne zurückzuführen. Die Biographie von Charlotte Stieglitz arbeitet auf einen ganz entgegengesetzten, auf dem letzte Blatte deutlich ausgesprochenen Zweck hin, auf die Aufhebung der Ehe und mancher göttlichen Einrichtung. — Es scheint auch eine Strafe der edeln und liebenswürdigen Frau, bei der die reinste Liebe und Treue zu ihrem Gatten, Motiv ihrer Handlung wurde, daß man ihr sogar eine Leidenschaft für Herrn Mundt unterlegt, und daß dieser ihr zur Heilung ihrer Seele einen Wechsel ihres Gatten vorschlägt. — Zu begreifen ist übrigens aus diesem allen, wie Charlottens und ihres Gatten Umgang, ihre reine schöne Seele zu dieser schrecklichen Verirrung führte.

Bemerkungswerth ist aber die Aehnlichkeit in den Motiven zu Carls und Charlottens Tode. Beide achteten den Ruhm — den Dichterruhm — dieß vergängliche, ungewisse, nichtige Gut über Alles. Charlotte strebte gern nicht für sich, denn sie hatte ihre Individualität an die ihres Gatten hingegeben, — aber für ihren Heinrich. — Sie starb, damit er das Höchste, den Ruhm erringe; ein großer Schmerz seine kleinen Schmerzen überwinde und seine Dichterkraft befreie. —

Carl starb, weil ihm ohne Ruhm das Leben unwürdig erschien. — Beide hatten keine richtige Erkenntniß von der christlichen Religion. Hätten sie sich als Sünder erkannt, so würde alle irdische Hoheit, aller Glanz und Ruhm vor ihren Blicken verschwunden seyn, vor der richtenden Ewigkeit. — Charlottens Religion war nur eine poetische Auffassung des Christenthums; ein Anstaunen der Erscheinung ohne Kenntniß und Ehrfurcht vor seinen Geboten; sonst hätte ein junges, zartes Weib nicht den mehr als titanischen Gedanken fassen können — die Rolle der Vorsehung spielen zu wollen.

Möge der Allbarmherzige Beiden vergeben; aber ein größes Gewicht fällt in des Jünglings Wage, eine organische Krankheit, die ihm nicht vergönnte seine Gedanken lange auf etwas anderes als seinen Tod zu richten, die den Freuden des jugendlichen Lebens nicht erlaubte, ihn mit seinem Schöpfer zu versöhnen. — Seine Leiden würden allein hinreichen, seinen Tod zu entschuldigen, wie es den des treff-

lichen Menschen und berühmten Malers, Leopold Robert, herbeiführte.

Thöricht ist auch die Bemerkung Rebensteins, daß Hohenhausen's Geist durch den dämonischen Gedanken des Selbstmordes erstarkt sey; daß im Laufe des Tagebuches seine Gedanken immer geistreicher und umfassender wurden, hat den ganz einfachen Grund, daß er es mit zwölf Jahren anfing und mit achtzehn Jahren beschloß.

Welcher kalte Hohn aus Rebensteins Aeußerung blickt — Carls Eltern bedauerten die Welt, daß sie einen solchen Jüngling verloren — wird jeder Leser fühlen. Wer sein Theuerstes auf Erden verloren hat, wird nicht die Welt, nur sich bedauern; sein einsames Alter, seine verlorenen Hoffnungen, die Oede und Leere seines Lebens! Die Welt ist nie um den Verlust eines Menschen, und wenn es Goethe und Napoleon wäre, zu bedauern. — Ein Jeder nützt ihr was er soll, und unendlich ist die Schöpfung; auch der Beste kann ersetzt werden; — Aber was die Liebe verliert, das bleibt verloren, wenigstens für diese Welt. Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der ewigen Herrlichkeit. — O, wer die Leiden dieser Zeit kennt, der fühlt wie unermeßlich diese Verheißung Gottes ist. —

A . . n —.

Der Dichter Mahlmann im Gefängnisse zu Erfurt.

(Schluß.)

Am Vormittage des 24. Juni mußte Mahlmann nebst seinem Begleiter eine offene Chaise besteigen, deren Rücksitze zwei Gensdarmen, ein französischer und ein sächsischer, einnahmen. Still ging die Reise vor sich, nur durch die Aufregung unterbrochen, in welche der Franzose durch den Anblick des Schlachtfeldes bei Lützen, wo er dem blutigen Würfelspiel beigewohnt hatte, versetzt wurde. Schon in Weißenfels wurde durch die Begleitung Mahlmann's die Aufmerksamkeit der Menge rege; noch mehr aber in Naumburg, wo gerade zur Zeit der Messe viele Leipziger anwesend waren. Sie eilten zum Posthause, wo dem Gefangenen einige Augenblicke Ruhe vergönnt wurden, und mancher Freundesblick, mancher Händedruck wurde da gewechselt; aber auch manche Zähre rollte über die Wange. In Eckardtsberge wurde Nachtquartier gemacht, und am folgenden Tage langte man halb zwei Uhr Nachmittags in Erfurt an.

Der franz. Gensdarme übergab hier im Commandantenhause seine Ordre, und alsbald wurde der Gefangene nebst seinem Treuen drei Stunden lang in ein Zimmer gesperrt, in welchem sie die ganze Zeit über stehend zubringen mußten. Endlich brachte sie ein Officier auf das Rathhaus, auf welchem sie in das sogenannte Civilgefängniß, d. h. eine Art Loch, eingeschlossen wurden. Es war ein fünf Schritte langes und acht Schritte breites Gemach, mit kleinen, schmuzigen, stark vergitterten Fenstern, durch welche kaum ein Sonnenstrahl drang. Ein alter Tisch, eine hölzerne Bank und ein Nachtkübel waren die einzigen Geräthschaften. Hier wollte der franz. Officier Herrn Jünger anfangs von seinem unglücklichen Gefährten trennen; doch erklärte jener standhaft, mit seinem Herrn gefangen bleiben zu wollen. Mahlmann selbst bestand vergebens darauf, nach der Ordre des Kaisers auf die Citadelle gebracht zu werden. Vor der Hand, erklärte man, sey dieß unmöglich, da es an einem eingerichteten Zimmer daselbst fehle. — Im Zwielicht gewahrte man die Denksprüche, welche die Vorgänger Mahlmanns an den Wänden dieses unheimlichen Ortes eingegraben hatten. — Lützowsche Jäger hatten mit ihnen in dieser unwillkommenen Wohnung ihrem bekümmerten Herzen Luft gemacht. Mahlmann las; es waren Verse, Verse, die er selbst gedichtet, und die ihn jetzt von der Mauer herab rührend ansprachen.

Die Eingesperrten mußten auf der Erde schlafen, da das enge Gemach unmöglich für zwei Bettstellen Raum hatte. Mitten in der Nacht wurde die Thüre mit gräßlichem Gerassel aufgerissen, und der Kerkermeister, begleitet von zwei Hunden, trat herein, angeblich, um sich von dem Daseyn der Gefangenen zu überzeugen. Das waren freilich keine trostreichen Aussichten; doch unterblieben diese nächtlichen Ruhestörungen. Ueberhaupt hatte Mahlmann Ursache, mit dem Benehmen der Erfurter Policeibeamten zufrieden zu seyn. Diese edlen Männer ließen dem Unglücklichen manche Erleichterung angedeihen, von der freilich der französische Commandant nichts wissen durfte. Leider sollte sich dieß bald ändern.

Am 28. Juni wurden die Gefangenen auf die Citadelle selbst gebracht und ihnen dort ein acht Schritte langes und eben so breites Gemach angewiesen, aus dessen vergitterten Fenstern man vornehmlich die Aussicht auf den Hof hatte, den Ställe umgaben, in denen gegen 400 Stück Ochsen verwahrt wurden. Wiederum eine erfreuliche Aussicht für den Dichter Mahlmann. Das ihm hier eingeräumte Zimmer war zwar ungleich bequemer und anständiger, als das Gemach auf dem Rathhause, doch der französische Commandant ließ ihn alles Wohlwollen und allen Antheil, den seine deutschen Landsleute auf dem Rathhause ihm bewiesen hatten, auf das Schmerzlichste vermissen. Bei der barschen und abstoßenden Behandlung, die ihm in der Citadelle zu Theil wurde, mußten nicht nur alle anfänglichen Befürchtungen auf einmal wieder in der Brust des seinem Hause und seiner Heimath Entführten erwachen, sie mußten sogar eine weit drohendere Gestalt als zuvor annehmen.

Was galt ein Blutflecken, was ein Todtschlag mehr, in einer Zeit, so voll von Blut und Tod, wie die damalige? Und das Verfahren mit ihm hätte gegen den gröbsten Verbrecher kaum härter seyn können. Eines Abends, als der Gefangenwärter nach Ueberbringung des Abendessens wieder hinweg war, und Alles, wie gewöhnlich, verschlossen und verriegelt hatte, wurde die hiermit eingetretene tiefere Stille bald darauf durch Oeffnung einer enernten Thüre wieder unterbrochen.

Es nahten sich Tritte. Mahlmann glaubte die Stimme

des Commandanten zu erkennen. Sein treuer Gefährte bekräftigte diese, ihm geäußerte Vermuthung mit unwillkürlichem Seufzen. Denn was war nach der zeitherigen Rauheit des Benehmens von einer so plötzlichen Erscheinung anderes zu erwarten, als das Herannahen einer finstern Katastrophe? — Und wirklich tritt jetzt der Commandant selbst zu der aufknarrenden Thüre herein. Welch' eine Verwandlung aber war mit ihm vorgegangen! Aus dem strengen, harten Manne war die Freundlichkeit und die Liebe selbst geworden. Mit offenen Armen eilte er auf den Gefangenen zu, ihm anzukündigen, daß er frei sey. —

Der hiervon auf das Freudigste Ueberraschte wollte natürlich ohne Verzug von seiner Freiheit Gebrauch machen, mußte sichs aber, da die vom Kaiser angelangte Ordre erst auf den nächsten Morgen lautete, bis dahin noch in der Wohnung des Schreckens gefallen lassen, nachdem er — der Commandant bestand darauf — an dessen Abendtafel gespeis't hatte. Der Toast, den der französische Befehlshaber auf das Wohlseyn des Kaisers ausbrachte, wurde in trefflichem Weine getrunken, und am folgenden Morgen schied der zeitherige Gefangene mit dem Frühesten von dem Commandanten, der dem Abreisenden eine Weisung an alle Postmeister der Route zu Mahlmann's schleunigster Beförderung mitgab.

Und welcher Schutzgeist war es, der die offenbare, dringende Gefahr von Mahlmann's bedrohtem Haupte ableitete? Der nämliche, dessen ganzes schönes Leben aus Wohlthun und Menschenliebe bestand, die ihren Brüdern, den Königen von Sachsen Friedrich August und Anton, seitdem in die Ewigkeit vorangegangene Prinzessin Maria Anna.

Auf den Rath der französischen Behörden selbst hatte Mahlmann's tieferschütterte Gemahlin sich nach Abführung desselben an diese, als eine beim Kaiser Napoleon in ganz besonderer Achtung stehende Fürstin schriftlich gewendet, da Mahlmann's Gattin, die damals jeden Augenblick der Entbindung entgegen sah, eine Reise nach Dresden unmöglich wurde. Ueberaus huldvoll hatte sich die Verewigte der angelegentlichsten Betreibung der Sache unterzogen.

Das Collier.

Es war an einem Junimorgen im Jahre 1806; Josephinens Juwelier war in den kleinen Salon eingeführt worden, der dem Kaiser als Speisesaal diente, so oft er allein frühstückte. „Ich sehe nicht auf den Preis," sprach Napoleon zu ihm, „liefern Sie mir nur das Schönste, was Sie auftreiben können. Sobald das Collier gefaßt ist, bringen Sie mir es, aber zeigen Sie es Niemandem; hören Sie?" Auf ein Zeichen des Kaisers entfernte sich der Juwelier und ging. Acht Tage später überbrachte er dem Kaiser das prachtvollste Collier, welches man je sehen konnte. Josephine hatte nichts Aehnliches. Napoleon ließ es schätzen; es war 800,000 Fr. werth; so viel hatte der Juwelier gefordert. Am Tage, wo die holländischen Gesandten dem Kaiser die Krone von Holland überreichten, damit er sie seinem Bruder aufsetze, befand sich der Hof zu St. Cloud. Louis und Hortense trafen am Morgen daselbst ein. Die Ceremonie wurde mit beispielloser Pracht vollzogen. Am Abend ließ er Hortense in sein Cabinet rufen. Zum ersten Male meldete der Huissier, indem er beide Thürflügel öffnete: Ihre Majestät, die Königin von Holland. „Hortense," sprach er zu ihr, „Sie sind jetzt Königin eines guten und braven Volkes; wenn Sie und Ihr Mann es zu behandeln wissen, so wird nie das Haus Oranien nach Holland zurückkehren. Das Volk hat nur einen Fehler: unter dem Anscheine von Einfachheit verbirgt es Geldstolz und Prunksucht. Sie sollen nicht in Gefahr gerathen, durch die Frau eines Bürgermeisters verdunkelt zu werden, hier ist ein ziemlich hübsches Collier, welches ich Sie bitte, von meiner Hand anzunehmen. Tragen Sie es manchmal mir zum Andenken." Mit diesen Worten hing er die kostbare Diamantenschnur der schönen Königin um den Hals und küßte sie auf die Stirn.

Kurz nach der Schlacht von Waterloo saß Napoleon im Elysée bourbon vor einem Tische, auf welchem er so eben die zweite Thronentsagungsacte unterzeichnet hatte. In diesem verhängnißvollen Augenblick trat eine Dame herein; es war Hortense. „Sire," sprach sie zu ihm, „erinnern Sie sich des Geschmeides, was Ihre Majestät mir vor neun Jahren in St. Cloud zum Präsent machten? Ich bin nicht mehr Königin, Sire, und Sie . . . nehmen Sie dieß Geschmeide wieder." — „Das Collier? Hortense? Warum sich dessen berauben?" erwiederte kaltblütig Napoleon; „es macht vielleicht die Hälfte Ihres Vermögens aus, und Ihrer Kinder?" — „Sire, es ist Alles, was ich in diesem Augenblicke besitze; meine Kinder werden mir nie einen Vorwurf darüber machen, daß ich mit meinem Wohlthäter die Reichthümer getheilt, womit er mich überhäufte." Bei diesen Worten fing die Königin an zu weinen. Napoleon hatte sich nie so ergriffen gefühlt. „Nein, Hortense," indem er das Gesicht abwendete und ihre Hand sanft von sich drückte, „ich kann nicht." — „Nehmen Sie, Sire, ich beschwöre Sie; es ist kein Augenblick zu verlieren! Man kommt, Sire, nehmen Sie doch . . ."

Der Kaiser verstand sich endlich dazu, die Gabe anzunehmen. Sechs Wochen nachher ging er in der Gallerie des Bellerophon mit Las Cases auf und ab. Während des Gesprächs zog er einen Gürtel unter seiner Weste hervor und übergab ihn Las Cases mit diesen Worten: „Mein lieber Las Cases, ein griechischer Philosoph, Namens Bias, behauptete, er trage alle seine Habe bei sich, ob er gleich kein Hemde hatte; ich trage meine ganze Habe unter meiner Weste; seit meiner Abreise von Paris ist sie mir eine ermüdende Last; heben Sie mir die Ceinture auf." Las Cases wurde vom Kaiser getrennt, ohne sie ihm wiedergeben zu können. Durch einen englischen Officier, dessen Redlichkeit gebührende Anerkennung verdient, gelangte sie zuletzt wieder

in die Hände Napoleons. Nach seinem Tode nahm Montholon das Collier mit sich nach Frankreich und händigte es der Königin Hortense ein, die es an Baiern gegen eine Leibrente von 23,000 Franken veräußerte.

Füllsteine.

[Ein merkwürdiger ungarischer Krieger.] Gegen Ende des Jahres 1837 starb zu Caschau in Ober-Ungarn ein pensionirter Major, der wohl wenig Cameraden zurückgelassen haben wird.

Nosdrovitzky ist der Name dieses Ehrenmannes, geboren bei Caschau im Jahre 1740, wurde in seinem siebenzehnten Jahre gemeiner Füselier, diente 40 Jahre, und brachte es bis zum Hauptmann; mehrere Blessuren hinderten ihn weiter zu dienen; er trat daher 1797 in Pension mit Majors-Titel, und bezog selbe netto 40 Jahre. Er starb 1837 im 97 Jahre seines Lebens. — Merkwürdig ist das Verhältniß der Dienstjahre zu den Zeitjahren, 40 geboren, 40 gedient und 40 pensionirt. Mit 17 Jahren Soldat, 97 pensionirt, 97 Jahre alt geworden, und 37 gestorben. Hier lauter 7 — dort lauter 4. — Ferner erlebte er fünf Souveraine, unter welchen Maria Theresia und Franz, Erstere netto, und Letzterer über 40 Jahre regierten!

Sit tibi terra levis! A. B.

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Fortsetzung.)

Nicht selten kommt es, daß sie ihn zu lange für unbedeutend gehalten, — ehe sie mit ihrem kleinen Gehirn seine Größe zu fassen vermochten, begann vielleicht schon sein Steigen, und dann ist es sonderbar genug zu sehen, wie dieselben Tadler nach und nach zu Lobhudlern werden — eine gerade Mittelstraße ist ihnen so fremd wie manchen Arbeitern, die entweder übermäßig arbeiten oder faullenzen. —

Aus all' dem Vorigen glaube ich genugsam bewiesen zu haben, daß volle Unterschrift der Namen bei einer guten Kritik unerläßlich ist. Daß es Unbefangenheit des Urtheils nicht minder sey, wird mir sicher Jeder zugestehen, ja ich bezweifle es gar nicht, daß Mancher über meine Einfälle, wie er es wohl zu benennen beliebt, lächeln wird, indem ja, wie er ganz richtig bemerkt, eine gute Kritik ohne diese Voraussetzung nicht denkbar sey. Ich will mir schon sein Lächeln gefallen lassen, wenn er dafür auch mir geduldig zuhören will.

Daß auch befangene Urtheile ihr Gutes haben können, ist wohl nicht zu beweisen nöthig, indem wir wenig, sehr wenig andere in unserer jetzigen Literatur aufzuweisen haben. Selbst die unserer größten und tiefdenkendsten Kritiker möchten nicht sämmtlich davon auszunehmen seyn. Selbst W. Menzel, der sich um unsre Literatur ein Verdienst erwirbt, das dem, welches Lessing ihr einst durch seine kritischen Arbeiten leistete, gleichzukommen strebt, ist nicht immer ganz frei von dieser Schwäche. Ich verehre W. Menzel viel zu hoch nach dem, wie ich ihn aus seinen Schriften kenne, um nicht gern diese meine Meinung frei auszusprechen, daß auch selbst er nicht immer ganz unbefangener Beurtheiler ist, und gewiß wird mir Niemand sagen, daß seine Arbeiten nicht ächten, classischen Werth haben. — Nun mögen die lächeln, die vorher lächelten — jetzt aber möchte es ihnen doch wohl etwas schwer werden, bei ihrer Behauptung stehen zu bleiben. Ich aber werde meinen Satz weiter zu beweisen suchen. — Wieder ergibt sich hier der Werth einer ächten, richtigen Namensunterschrift, denn kennen wir den Schreiber, so wissen wir leicht seine Schwächen zu erkennen und zu verbessern, und so möchte selbst ein befangenes Urtheil immer noch wahren, und wenn es eins wie des angeführten Schriftstellers ist, wahren classischen Werth haben. Müßte doch der ein Gott seyn, der keine Schwächen hätte, aber nimmt man die menschlichen Schwächen von den Menschen, so bleibt ja eben nur das Göttliche. —

Das befangene Urtheil kann verschiedener Art seyn: 1. persönliches Interesse für oder gegen einen Schriftsteller. 2. Interesse für oder gegen den abgehandelten Gegenstand, und endlich 3. Unkenntniß mit demselben. —

Von diesen dreien kommt das erste am meisten zur Sprache, doch erlaube man mir vorzugreifen, und einige Worte über die dritte Art, durch welche Befangenheit im Urtheil entstehen kann, anzuführen. —

Ich thue dieß gern, um mich mit jener ungeheuren Schaar schlechter Kritiker abzufinden, die in so vielen Zeitschriften ihr unheimliches Wesen treiben, denn daß bei diesem letzten Puncte nicht von verständigen, oder gar von echten, wahren Kritikern die Rede seyn kann, wird gewiß Jeder gleich vorausgesetzt haben.

Nein, in diese Branche gehören nur diejenigen, die sich zu oft nur: „Vielwisser, umfassende Geister, oder gar Genies" schelten lassen, aber sonderbarer Weise in der Regel (die hier wie immer ehrenwerthe Ausnahmen hat, ich nenne als solche z. B. Goethe) nur Unwissende sind, die eben dieses Unglück der Dummheit hinter dem Schleier des Allwissens zu verbergen streben. Aber indem sie nun diesen schönen, sehr dünn gewebten Schleier zu oft brauchen, hat er das Schicksal alles Irdischen, er zerreißt, und wir sehen durch die Löcher bald Unkenntniß mit dem Handwerkszeug umgehen, bald unpractische Benutzung des Materials, überall aber Seichtheit und schlechte Fundamente hervorlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 32. Donnerstag den 22. Februar 1838.

Correspondenzblatt.

Wien.

(Schluß.)

Die französischen Schauspieler fahren noch immer fort mit ihren Vorstellungen einen Theil des Publicums zu amüsiren, den andern zu ennuyiren, aber die haut volée will's und die übrigen Abonnenten machen bonne mine à mauvais jeu. Man gab die Vaudevilles: „Rodolphe ou frère et soeur," (Aehnlichkeit mit Goethe's Geschwistern), „Le mari et l'amant," „Le jeu d'amour et d'hasard," „L'elixir d'amour," doch was liegt Ihnen an all' den Titeln! Jetzt spielt einer der französischen Matadore in deutschen Stücken an der Wien. In diesem chamäleontischen Theater gab man ein Erstlingsproduct des Wiener Dichters Silesius, welches allerdings Anlagen beurkundet, aber doch viel zu schwach ist, um Anerkennung zu finden. Es heißt: „Des Goldes Fluch," und verschwand schnell wieder vom Repertoir. „Barbier und Seiler," ein elendes Product, verdiente sein dunkles Geschick. „Der Reisewagen des Flüchtlings" nach dem Französischen von Mad. Karl, hatte wenig Beifall, und eben so wenig die „Glücksjäger" welche aus der nämlichen Feder geflossen seyn sollen. Einiges Aufsehen erregten dagegen die Beduinen*) Rhisga und Abdallah, welche sich „erste Künstler aus dem Stamme Setja" nannten und in „Moppel's Abentheuer" arabische (?) Künste ausführten. Doch verlassen wir diesen unerquicklichen Boden, und wenden wir uns zu den neuesten Leistungen des Burgtheaters. Der Gastrollencyklus des Herrn Baison, welcher im „Don Carlos," „Landwirth" u. s. w. auftrat, fand im Ganzen viele Anerkennung; doch weit mehr noch jener des Herrn Marr vom Braunschweiger Theater, dessen Schewa, Philipp Kocke, meisterhafte Gebilde sind. Am wenigsten doch gefiel er in letzterer Partie, nach deren etwas kühler Aufnahme er sich für die „freundliche Güte" des Wiener Publicums bedankte. Die Tochter des Hofschauspielers Löwe debütirte in Griseldis und als Julie in Shakspeare's Drama, und erhielt reichliche Beweise der Anerkennung, welche aber nur dem schönen Talente galten, nicht etwa einer vollendeten Darstellung dieser schwierigen Rollen, was auch gar nicht gedacht werden kann. „Des Stranders Tochter" betitelt sich ein neues Schauspiel nach dem Englischen, welches anfänglich beinahe anwiderte, nachher aber durch das Spiel der Herren Laroche, Löwe und der Mad. Reitig beifälliger aufgenommen wurde. Der Schiller'sche „Fiesco" kam auch wieder einmal zum Vorschein, und Löwe in der Titelrolle, so wie Laroche als Mohr, die Peche als Leonore, und die Reichel als Imperiali, lieferten eine wahre Wiederschöpfung dieses Kunstwerkes. Besonders war man über Dlle. Reichel erstaunt, deren jugendlichem Streben man ein solches Resultat nicht zugetraut hätte. „Die Großtante" nach dem Französischen von Bar. Braun, in welchem Lustspielchen Dlle. Müller wieder Wunder that, gefiel aus eben diesem Grunde.

In der Leopoldstadt sind „die neuen Zwillingsbrüder" von Meisl gänzlich durchgefallen. „Die Herbstrose" von Told, (dessen „Foppereien" in der Josephstadt immer volle Häuser machen,) ging trotz des Beisatzes „romantisch-melodramatisch" ohne Spur zum Meere der Vergessenheit. „Kleon" von Schickh fand eben nicht viel Anklang, wird aber dennoch öfters gegeben.

Lanner gab zu seinem Benefiz beim Sperl ein Walzerfest: „Der Diamant des Festgebers oder Sympathie der Wahl," welches großen Zulauf hatte, vermuthlich wegen des mystischen Anschlagzettels.

Das Elysium im Seitzerhof, ein Wirthskeller von großer Ausdehnung, in welchem eine gute Restauration besteht, und wo bald 4 (weibliche) „Elemente," bald 4 dito „Welttheile" Geschenke vertheilen, die man beim Eintritt vorher bezahlt, findet bedeutenden Zuspruch. Ob Europa dort eine Jungfrau ist, mag dahin gestellt bleiben.

Ein Wallfischgerippe, in Kisten eingepackt, ist hier angekommen, hat aber noch kein Locale gefunden, sich in seiner Totalität zu zeigen. Strauß der Große wird morgen oder übermorgen wieder in Wien seyn.

*) Es lief hier eine Stimme im Volke herum, die genannten Araber seyen geborene Baiern und gelernte Bierbrauer.

Braunschweig.

(Schluß.)

Wie tragisch durchschauernd gab er den Dichter, dessen Lebensfluidum der Ruhm ist, und der ihm fern bleibt, dessen Geist sich verkennend verirrt und noch als geistesabwesender Bettler glücklich verklärt wird, da ihm der Zufall seine Gedichte gedruckt in die Hände spielt. Herr Marr ward am Schlusse jedes Actes gerufen und ließ sich beim Hervorruf sehr bitter vernehmen. In wiefern er Recht oder Unrecht hat, mag ich nicht entscheiden, nur den Wunsch möcht' ich hiermit verbinden, dessen Stelle baldigst wieder mit einem gewandten Künstler besetzt zu sehen. Vorläufig hat Herr Marr in Wien — Sie werden es schon wissen — mit vielem Beifalle gastirt, doch soll sein Engagement in Stuttgart an Seidelmann's Stelle sehr wahrscheinlich seyn.*) Dann muß ich noch des Herrn Cramolini, der hier engagirt worden, eines Sängers, der sich schon von seinem Kraftgipfel herniederneigt, erwähnen, übrigens höchst interessant spielt und sehr gefällt. Vorzüglich ist dieß in dem bekannten Sanggemengsel von Fröhlich, besser ausgedrückt in dem musikalischen Quodlibet, der Fall. Hier gibt er die Titelrolle und ist wirklich eine sehr amüsante Erscheinung, die um so mehr das Publicum anspricht, da in Deutschland die Quodlibets sehr beliebt sind und es auch nothwendig seyn müssen, weil sie neben den komischen Apparaten manche Anklänge früher gehörter Opern liefern und keine gespannte, musikalisch präparirte Aufmerksamkeit beanspruchen. Schließlich hätte ich dann noch die Dlle. Schechner vom Münchener Theater als Gast unserer Oper zu erwähnen; eine junge Sängerin, die wohl durch den Künstlerruf ihrer Schwester von der löblichen, so wohlbedächtig fortschreitenden Intendantur die Rollen einer Cornet erhielt. Wankend und schwankend, mit Verwischung des Textes, scheint ihr Gesang aus seiner specifischen tiefern Stufe gewaltsam in die Höhe geschroben worden zu seyn und entbehrt aller Ständigkeit, so kommt es, daß er mitunter anspricht und umgekehrt. Bei dieser Gelegenheit gerathe ich auf die, am Freitag den 5. Januar 1838, zum Besten des in Salzburg zu errichtenden Mozartmonumentes gegebene Oper „Don Juan." Wenn einmal unser Zeitalter das der Bildhauer seyn will, wenn es seinen meist dürftig und verkümmert dahin gestorbenen Originalgrößen zwanzig oder wie viel Jahre nach ihrem Tode dankbare Zeichen in Marmor gräbt, so gebührt auch dem großen Mozart ein volles Scherflein. Und Braunschweig steht darin nicht zurück. Bei völlig erleuchtetem vollem Hause, alle Mitglieder der Capelle in schwarzem Anzuge, harrte man des Vorhangs Aufzug. Es geschah. Wir sahen „Mozarts Feier." Sechs Transparente zeigten uns die sechs besten seiner Meisterwerke: die Zauberflöte, Don Juan, Figaro's Hochzeit, die Entführung aus dem Serail, Titus und Cosi fan tutte; unter jedem derselben die dahin gehörigen Sänger gruppirt, im elegantesten Costüme. Der Hintergrund zeigte einen viersäuligen antiken Tempel mit der bekränzten Büste Mozarts, sanft und allmählig sich in seinen Zügen verklärend von der morgenrothen sich leiser erhebenden Färbung. Schmezers gediegener Gesang ließ sich vernehmen, der Chor fiel ein, das Publicum ward eine in Andacht und Rührung versunkene Seele — der Vorhang fiel und lauter Beifall erscholl den Künstlern und namentlich den geistreichen Schöpfern dieser würdigen Feier. Da begann die Ouvertüre zum Don Juan, da sang die Mad. Fischer-Achten hinreißend und tiefergreifend, und hauchte den ewigen Weltengeist, den Mozarts Seele in seiner tiefsten Tiefe ahnete, empfand und in dieser Oper versinnlicht und für sich vielleicht erschöpft hat. Hier bewährte sich jene große Sängerin — sie gab die Donna Anna — als vielleicht einzig in ihrer Art. Auch Herr Schmezer erntete als Don Octavio den reichsten und würdigsten Beifall. Mad. Methfessel, Zerline, war wieder die liebreizende, niedliche Sängerin, die allgemein und stets gefällt. Was aber Herrn Pöck betrifft, so sang er, wie man stets gewohnt ist, freilich mit großer Meisterhaftigkeit und erhielt sehr oft den rauschendsten Applaus, aber er stellt den Don Juan nicht fein genug dar, man sieht stets nur einen Deutschen, keinen Spanier, gewandt und liebedurchglüht; über ihn ist nicht jene eigenthümliche zarte Grandezza ausgebreitet, die die Damen so ansprechen und Don Juans Hauptwaffe seyn muß. Und Leporello, Herr Fischer, wie verfehlt war der! Wer ihn von Herrn Günther gesehen hat, wird mit mir einstimmen, eines Breitern bedarf es nicht. Donna Elvira gab Dlle. Schechner. Somit hat sich denn Braunschweig einer schönen Pflicht entledigt, deren Erfüllung genußreich ist und war. Unter der nunmehr erfolgten Oberleitung des kenntnißreichen und bekannten Dr. Köchy wird sich die hiesige schon so gute Bühne immer mehr veredeln und ergänzen, denn ein von wissenschaftlichen, parteilosen Principien ausgehender Geist der Einheit in Ansicht, That und Wort kann nur den glücklichsten Einfluß auf Ausführende und Ausgeführtes erzeugen und somit hat jene Creirung nur den allgemeinsten Anklang gefunden. Das Alltagsleben zeigt uns hier sonst keine Particularaußenseiten, sondern stellt sich wie allenthalben unter denselben Gesichtspuncten dar. Lustig und wohlgemuth, traurig und trübe, oder ein Gemisch von beiden, äußert sich auch hier in dem Wechselleben des Menschenthumes. Das in der allgemeinen Zeitung des Judenthumes von Dr. Philippson in Magdeburg veröffentlichte Project zur Errichtung einer jüdisch-theologischen Facultät hat auch unter den hiesigen Israeliten thätigen Anklang gefunden und es wurden zu diesem Behufe von nur 5 Personen am Neujahrsmorgen nahe an 500 Rthlr. gezeichnet, ohne was ein Circular noch colligiren wird. Hieraus geht der Geist der freilich nicht sehr großen hiesigen Judengemeinde hervor, die sich begeistert jeder Reform anschließt, die sie näher einer würdigen Emancipation durch sie selbst bringt und die Völker lauter mahnen soll, sich ihnen brüderlich zu nähern, weil sie es verdienen. Seltsam aber ist es dabei auch, daß die streng Orthodoxen sich jenem Projecte in Masse thätigst beigesellt haben, da gerade jenes Institut eine Anstalt zur Säuberung des alten Sauerteigs abgeben dürfte und die Altgläubigen sich sonach mit eigenen Händen schlagen. Jedoch will ich diese Meinung nur individuell genommen haben, da ich nicht wissen kann, was im

*) Herr Marr kam am 9. v. M. hier durch, um nach Hamburg zu reisen.

Schoße der Zeit ruht. Die hiesigen Buchhandlungen äußern eine excellente Thätigkeit und England und Frankreich werden mit Frachtschiffen übergesetzt. Bei C. Leibrock wird baldigst eine Chrestomathie aus den neuesten spanischen Prosaikern, Dichtern und Rednern erscheinen, die hoffentlich vielen Beifall erhalten wird, da sie nicht nur Gutes, ja Gediegenes liefern wird, wozu der Redacteur, der annoch selbst an der Quelle ist, berechtigt, sondern auch bei der jetzigen Hinwendung aller Blicke nach diesem unglücklichen Lande unsere Bekanntschaft und bewußtere Sympathie für dieses erregen wird. — Nächstens mehr. Sollte auf Ihrem stets leuchtenden Planeten auch Neujahr gewesen seyn, so gratulire ich Ihnen und wünsche daß Ihre Volkszahlstatistik sich eben so vermehre, wie auf unserer erbärmlichen Erdscholle.

Verzeichniß der im Königreiche Preußen seit April 1837 bis Ende des Jahres verbotenen Bücher und Journale.

(Schluß.)

Am 16. Juni wurde aufmerksam gemacht auf die zu Brüssel erschienene Schrift: Affaires de Rome. Mémoire addressé au Pape, par M. J. de Lamennais, und nicht nur das Original verboten, sondern auch die Uebersetzungen, von denen die in Basel erschienene, schon nach Artikel XI. der Censurordnung ohnedieß schon als verboten anzusehen ist. Selbst etwanige Auszüge dieser Schrift, wenn solche, angeblich der Widerlegung wegen mitgetheilt werden sollten, sind verboten.

Am 24. Juni verboten: Die in England erscheinende Schrift „Portfolio" wegen der darin enthaltenen Verunglimpfungen, namentlich auch der diesseitigen Regierung und verschiedener zur Verwirrung der Begriffe gereichender Aufsätze, so daß dieselbe weder in der Ursprache, noch in der zu Hamburg herauskommenden französischen, oder irgend einer andern Uebersetzung gehalten oder überhaupt verbreitet, ihrer auch nicht in den mit diesseitiger Censur erscheinenden Druckschriften erwähnt werden darf.

Am 27. Juni. Liebschaften des Cardinals von Bernis und der Frau von Pompadour. — Eine Schilderung der Sitten zur Zeit und am Hofe Ludwigs XV., von Touchard-Lafosse (Verfasser des Oeil de boeuf) und Dufaignet; weil, abgesehen von der darin enthaltenen Schilderung der unsittlichsten und schlüpfrigsten Scenen, die Verfasser nicht ohne Geschick sich bemühen, die Verirrungen des Hofes Ludwigs XV. als Vorbild der jetzigen Höfe darzustellen und dabei offenbar eine politische Nutzanwendung bezwecken.

Am 27. Septbr. wurde die in Leipzig bei Weber in Lieferungen erscheinende: „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, 1815 — 1832; von Dr. Burkhardt, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Leipzig" verboten und zwar nicht nur in den bereits vorliegenden Lieferungen, sondern in den zu erwartenden Fortsetzungen, wegen der im Allgemeinen sehr anstößigen Darstellungsweise.

Im Septbr. Die Schrift: Pariser Nächte. Eine Gallerie galanter Abenteuer, Leipzig 1834, Liter. Museum, ist in allen ihren Fortsetzungen schon längst verboten, ihnen wird aber zum Theil ein zweiter und dritter Titel ertheilt, namentlich vom 7. Bande an der Titel: Funfzig Jahre der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles, und dann vielleicht schon vom ersten Bande an, jedoch nicht in allen Exemplaren, der Titel: Chronik des Oeil de boeuf. Da bei diesen verschiedenen Titeln, die bei dem vielleicht auf eine sehr große Anzahl von Bänden berechneten Unternehmen noch mehrfach wechseln dürften, es leicht der Aufmerksamkeit der Behörden, ja selbst der Buchhändler und Bücherverleiher entgehen kann, daß das Buch zu den verbotenen gehört, so wird diese Verfügung erlassen, damit dergleichen Irrthümern vorgebeugt werde.

Am 8. Octbr. Memoiren des Cavalier von Eon, bearbeitet und herausgegeben von Frederic Gaillardet, frei nach dem Französischen von Dr. Brinkmeyer. Braunschweig, Meyer sen. 2 Th. werden verboten und dabei bestimmt, daß dieselben sowohl in der jetzt erscheinenden freien Uebersetzung, als in der Ursprache und etwaigen andern Uebersetzungen oder Bearbeitungen, weder öffentlich angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und öffentlichen Lesecirkeln gehalten werden sollen, weil sie, außer einer bedeutenden Zahl von lebhaften Schilderungen schlüpfriger Scenen, viele Anzeigen über Unsittlichkeit und Laster der Großen, auch harte Verunglimpfungen der Vorfahren, der mit dem Preuß. Königshause in nahem Verhältnisse stehenden Fürstenhäuser enthalten.

Am 27. Septbr. Ludwig Börne, als Charakter in der Literatur, von Eduard Beurmann; da darin nicht allein als verwerflich anerkannte Grundsätze aufgestellt werden, sondern auch dem Börne, gegen welchen von Seiten des deutschen Bundes und der diesseitigen Regierung Maßregeln genommen worden, großes Lob gespendet wird.

Am 2. Octbr. Galanterieen und Liebschaften der Gräfin von Parabère, Favoritin des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, 2 Th., auch genannt: Chronik des Palais royal, 1. u. 2. Th. Leipzig, Liter. Museum, wegen ihres sittenverderblichen Inhalts.

Am 7. Octbr. Galanterieen und Liebesabenteuer hübscher Mädchen. Ein moralisches Buch von G. Touchard-Lafosse, Verf. der Chronik des Oeil de boeuf. Leipzig, Liter. Museum; wegen ihres frivolen, sittenverderblichen Inhalts, welcher wohl dem eigentlichen Titel des Buchs, nicht aber der hinzugefügten Bezeichnung eines moralischen Buches entspricht.

Am 10. Octbr. Nach Verfügung vom März 1836 sollte die Einführung und Verbreitung der damals von der Brodhag'schen Buchhandlung zu Stuttgart erwarteten Schrift: E. Beurmann, vertraute Briefe aus Berlin, verhindert werden. Jetzt ist die gedachte Schrift jedoch bei Rieger zu Stuttgart und Leipzig und zwar unter dem Titel: Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt von

Beurmann, erschienen, und das definitive Verbot erfolgt daher jetzt.

Anfang Novbr. Folgende Schrift, von einem zu den Schriftstellern des jungen Deutschlands gehörenden Autor herrührend, gehört hiernach bis dahin, wo ihr Debit und ihre Verbreitung in den diesseitigen Staaten ausdrücklich nachgegeben ist, zu den verbotenen: Charaktere und Situationen. Vier Bücher, Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur von Th. M. 2 Th. Wismar u. Leipzig bei Schmidt und v. Cossel. Nach dem in Leipzig vor Kurzem ausgegebenen Bücherverzeichniß der Michaelismesse 1837, ist nämlich Theodor Mundt der Verfasser, und diese Anzeige wird auch durch anderweitige Mittheilungen bestätigt.

Am 17. Novbr. Wichtige Tage aus dem Leben Napoleons und der Geschichte unserer Zeit, von Dr. Heinrich Elsner. 1. u. 2. Th. Stuttgart u. Leipzig; da darin nicht allein die entschiedenste Feindschaft gegen das Christenthum und alle monarchische Verfassung ausgesprochen, sondern auch, wie in nur wenigen historischen Schriften, den schlechtesten religiösen und politischen Grundsätzen unverholen gehuldigt und endlich auch noch eine besonders feindselige Gesinnung gegen Preußen kund gegeben wird.

Am 24. Novbr. Das zu Lüttich in monatlichen Heften erscheinende: „Journal historique et littéraire;" hinsichtlich dessen bis jetzt, seiner wiederholten feindseligen Berührung kirchlicher und anderer innerer Verhältnisse ungeachtet, nur die Entziehung der Begünstigung seines Bezuges unter Kreuzband angeordnet und in Ausführung gebracht worden ist, hat in seinem Hefte seine frühern Angriffe gegen die diesseitige Regierung und deren Organe mit gesteigerter Böswilligkeit erneuert, weßhalb das förmliche Verbot dieser Zeitschrift jetzt angeordnet wird.

Am 20. Dcbr. wurde die in der Stahl'schen Buchhandlung zu Würzburg erscheinende: „Neue Würzburger Zeitung," wegen ihrer eben so frechen und boshaften, als ungründlichen und schmählichen Angriffe auf die Preußische Regierung verboten.

Aus Dresden.

Den 6. Februar 1838.

So oft ich mich zum Correspondiren niederlasse, muß ich jedesmal über eine Correspondenzler-Geschichte lachen, die mir dann immer einfällt. Es ist nämlich sehr schwer, aus unserm stillen, wohlgezogenen und sich hofräthlich gebehrdenden Dresden etwas in ein Blatt zu berichten, weil, was auswärtige Nebenmenschen interessiren könnte, fast gar nicht vorfällt, ausgenommen solche weltgeschichtliche Thatsachen, wie z. B. daß der Herr Hofrath und Theatersecretär Theodor Gottfried Winkler den weißen Falkenorden erhalten hat u. s. w. Ein correspondirender Freund nun, der sich einer Redaction verbindlich gemacht hat, alle vier Wochen einen Bericht einzusenden, hatte die Sitte, weil er in seiner Zerstreutheit nie zu einer Brieftasche kam, alle erfahrenen Neuigkeiten stracks auf ein Zettelchen zu schreiben und so verkörpert in die Tasche zu stecken. War nun der Monat verflossen, so stürzte er alle Rock- Westen- und Hosentaschen um und schüttete seinen Schatz auf den Schreibtisch, wo er ihn chronologisch ordnete und dann niederschrieb. Diese Zettelchen waren für jeden Menschen, außer ihm, unauflösbare Räthsel, die aber durch ihre seltsame Abfassung bisweilen höchlich ergötzten. Einst lautete ein solches Zettelchen folgendermaßen: 71 unglückl. lieben. Schneidergef. in den Hundstagen wie gewöhnlich auf den anatomischen Saal gebracht. In der Abschrift lautete die schauderhafte Notiz folgendermaßen: „In den letztverflossenen Hundstagen hat sich ein Schneidergeselle wegen unglücklicher Liebe erhenkt, dessen Leichnam, wie es hier gewöhnlich geschieht, auf den anatomischen Saal gebracht wurde." Auf meine verwunderungsvolle Frage: wie in jenen auf dem Zettelchen stehenden Worten diese Nachricht enthalten seyn könne? erhielt ich die naive Erklärung, daß die 7, als Galgenzahl, der Kürze wegen, das Erhängen, die 1 aber ein gehängtes Subject bedeute, so daß das Ganze mit Ergänzung der Auslassungen und Abbreviaturen heißen sollte: „Erhängt hat sich ein unglücklich liebender Schneidergeselle in den Hundstagen, und wurde, wie gewöhnlich, auf den anatomischen Saal gebracht." Und während ich noch herzlich lachte, lief der Referent im Zimmer auf und ab und rief einmal über das andere: „Nichts weiter als ein erhängter Schneider zu berichten! Himmel, diese Dresdener Correspondenz wird mich auch zum Hängen bringen, halbtodt geärgert hat sie mich schon! Dann wird man mit Entsetzen unter den Todesfällen lesen: „Am 1. d. M. erhängte sich der Dr. Phil. N. N. wegen Mangel an Neuigkeiten." Ja, wahrhaftig, so kommt's auch noch, denn halbtodt geärgert hat es mich schon," Als ich dem Zürnenden in Beziehung auf seine letzten Worte seine Feistheit ins Gedächtniß rief und ihn fragte, wovon er bei diesem Aerger so dick werde? antwortete er mit komischem Pathos: „Von vielem Seufzen, Junge, wie Hans Fallstaff, das bläht den Menschen auf wie einen Schlauch."

„Doch zu etwas Ernsterem, werthe Freunde und Jagdgenossen" sagt der gnädige Fürst im Freischütz — und ich gehorche ihm, denn man kann heut zu Tage, eher als eine Wachtel gebraten ist, des criminis laesae majestatis angeschuldigt werden, besonders seit auf vorigem Landtage auch eine angenehme Zuchthausstrafe für „Unterlaßungsverbrechen gegen fürstliche Personen" verordnet ward.

In Bezug auf den Tod des berühmten Oberberghauptmanns, des Freih. v. Herder hier so viel: Er war nach Dresden gekommen, um sich von einem furchtbaren Uebel durch Operation heilen zu lassen, verschied aber so zu sagen, unter dem Messer des Chirurgen. Bereits im Verscheiden liegend, fand ihn ein Freund, der Bergrath v. E. — so hörte ich bestimmt — und sagte beim Eintritt in das Krankenzimmer, nach Bergmannsbrauch, unwillkürlich: „Glück auf!" Da schlug der Sterbende noch einmal das Auge auf, sagte leise: „Glück auf!" und hauchte seinen letzten Seufzer aus. Wohl dem, welchem bei seinem Eintritt in jene Welt aus dem Chore der Edeln ein Glück auf! entgegenjauchzt. (Forts. flgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 15 und 16.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 33. Montag, den 26. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Pfeife.

Wellen gelblichen Wassers, kreisförmig gehoben; Sandbänke, die einen Augenblick auftauchen und dann verschwinden; ein Geräusch, gleich dem eines durch ein Mühlrad getriebenen Sturzbaches; ein Wind, um das Meer aus seinen Tiefen zu wühlen; die Sonne hinter einem Vorhang von Schaum; das Land mit den Wellen verschmolzen und wogend; Seemöven die mit ihren Flügeln die Luft durchschneiden und Sturmlüfte um die Stirn pfeifen; plumpe Haifische, mit dem schuppigen Bauch die Wogen ebnend, und mit blutgierigen Blicken emporschielend; die Masten des Schiffes gebeugt, die Segel gleich Fischflossen herabhangend; ein Sandregen, der das Athmen erschwert, und plötzlich ein ruhiger Fluß zwischen zwei Ufern, dessen eines gelber Sand, das andere die bezauberndste Vegetation bedeckt; ein duftiges Schweigen, unterbrochen vom bunten Flug der Kolibris; so weit das Auge reicht, grünende Büsche und baumhohe Kräuter, daneben Bäume, die ihre Zweige rings um sich dreißig Fuß hinausstrecken; Affen von Zweig zu Zweig hüpfend, und zwischen den Pflanzen und Bäumen Strohdächer in Form eines Zuckerhuts; am Firmamente eine einzelnstehende, senkrechte Sonne; endlich eine urweltliche Luft, wie sie nöthig, um Elephantenrüssel zu füllen, und ganze Wälder gleich einem Kornhalm zu beugen; seltsam narkotische Düfte aus riesenhaften Blumen, deren Kelche schlafende Schlangen bergen und gleich einer Mücke schaukeln können; Trupps junger Negerinnen, die Euch mit den beweglichen Augen verfolgen; das ist das doppelte Schauspiel von Vernichtung und Ruhe, das mit Gedankenschnelle wechselt, wenn man das Meer verlassen, die Grenzlinie zwischen dem süßen und salzigen Wasser, die Barra genannt, im Rücken hat und in den Senegal einmündet.

Das Schiff schien die Freude der Mannschaft zu theilen, den Gefahren des Meeres entronnen zu seyn. Der Kiel theilte träge das mit Schilf und schwimmenden Pflanzen bedeckte Wasser; es wallte langsam vorwärts, seine Segel flatterten gegen den Mast, und das Oberdeck füllte bereits ein süßer Duft der Küche, die so viele Wochen verwaist gestanden.

Nur wer selbst eine größere Seereise gemacht, kann das Glück der Landung begreifen, die Wandlung, welche mit dem Reisenden vorgeht, wenn er sich im Hafen sieht. Das Land erblicken! es fühlen! hören! diese Wonne ist schon tausendmal beschrieben und wird stets neu bleiben. Für den Seemann selbst, der an diesen Wechsel gewöhnt, ist der Anblick des Landes ein ergreifendes Schauspiel. Er war Triton, nun wird er Mensch. Er wechselt die Wäsche, entledigt sich der großen Stiefeln, wäscht sich umständlich die Hände, verschneidet den drei Monate alten Bart und setzt sich zu Tische. Sich zu Tisch setzen! O, der kennt den unendlichen Reiz dieses Vergnügens nicht, der nie auf schwankenden Seilen sitzend, gespeist, wenn der Sturm noch das Essen möglich macht.

Zwei Fahrzeuge von kräftigen Negern gerudert, überholten unsere kleine Brigg; sie sangen Lieder, deren Melodie und Worte Crocodile eifersüchtig machen konnten. Wir steuerten nach der Insel St. Louis, der Hauptstadt der französischen Besitzungen in Afrika. Diese Hauptstadt würde im Marsfelde Platz finden. Sie erschien uns von Weiten wie ein auf dem Flusse schwebendes Strohbund. In dem Grade, als wir uns näherten, theilte sie sich in mehrere kleine, aufrechtstehende Garben, aus deren Spitzen helle Rauchstrahlen gingen.

Als wir der Insel ziemlich nahe gekommen, ruderte uns ein Fahrzeug mit dem Schiffsarzt entgegen, um zu erforschen, ob man uns rücksichtlich unseres Gesundheitszustandes den freien Verkehr mit den Einwohnern gestatten dürfe. Wir kamen von Europa, voll einer durch die Seeluft gefestigten Gesundheit, und legten an einem Lande an, dessen Bevölkerung seit undenklichen Zeiten durch ein Heer

von tropischen Krankheiten dahingerafft wird. Der gesundheitliche Besuch des Doctors erschien mir wie Ironie. Er sah selbst so bleich und mager aus, daß wir ihn einer Quarantaine hätten unterwerfen sollen, bevor wir ihm unsere Besichtigung erlaubten. Sein Ausspruch war, daß wir stark genug schienen, um der herrschenden Epidemie des Orts zu trotzen.

Einige Stunden später gingen wir, ungefähr in der Mitte der Insel, vor Anker, an einem mit Gärten bedeckten Ufer, dessen Palmbäume die langen Zweige in den Fluß tauchten. Ich war in Afrika.

Noch voll von der Lectüre von Cook, erwartete ich großmüthige Neger, welche dem Ankömmling für einen alten Nagel Wassermelonen, Paradiesfeigen, Ananas schenken. Die Ferkel blieben aus. Statt dessen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß zwar die Civilisation den Wilden einen Abscheu vor alten Nägeln und eine außerordentliche Liebe für das Geld eingepflanzt, keineswegs aber das Bedürfniß erweckt hat, nicht ganz nackend zu gehen. Diese allgemeine Nacktheit hat indeß nicht die Folgen, welche eine schaamhafte Einbildungskraft für die Sinne befürchten könnte.

Eine Negerin kann für einen Weißen nicht nackt seyn, ihre Haut ist eine ewige Bekleidung. Und wenn auch die ohne Schleier ausgestellten Reize der jungen Afrikaner verlocken könnten, so würden die Verwüstungen des Alters, das sich nicht minder blosstellt, jede Gefahr beseitigen. Alles erwogen, ist dieses Schauspiel kaum der Aufmerksamkeit werth. Der Widerstand des heiligen Antonius würde in Afrika wenig verdienstlich gewesen seyn.

Man bereis't Afrika, vorzüglich den Senegal, meist wegen des Sclavenhandels mit Schwarzen. Und doch gewährt dieser so geringen Vortheil und ist meistens so zu Grunde richtend, daß man dieses Wagniß kaum begreifen kann.

Mein Gewissen war in dieser Hinsicht rein; ich hatte in meinem Leben noch keinen Menschen von irgend einer Farbe verkauft. Aber Vorwürfe anderer Art lasteten auf mir, wenn auch minder gewichtig. Bei meiner Abreise nämlich hatte ich eine Unzahl von Aufträgen für Freunde, Verwandte und Bekannte übernommen.

Jedem meiner Schulcameraden sollte ich bei meiner Rückkehr einen Leoparden mitbringen, für Naturalisten zwölf Bogen von Wilden nebst ihren Köchern; Tiger aus den fernsten Gegenden; drei Rosse vom reinsten Gestüt für benachbarte Rittergutsbesitzer, und viele andere seltene Dinge für Personen, die ich gar nicht kannte, als: Elephantenzähne, Elephanten selbst, Korallen, Perlen, Rubinen, Goldstaub.

Niemand hatte mir gesagt: bring' Dich selbst glücklich zurück.

Ich vermöchte kaum zu sagen, warum ich keinen dieser Aufträge erfüllte, und ohne grüne Papageien, Tiger, Elephanten und Goldstaub in den Hafen einlief. Ich wendete nicht einmal die sinnreiche Entschuldigung jenes Reisenden vor, der mit ähnlichen Bestellungen überhäuft, und mit leeren Händen zurückkam. „Meine Freunde," sagte er, „Einige unter Euch hatten mir, wie sie sich erinnern werden, mit ihren Wünschen zugleich das nöthige Geld dafür eingehändigt; Andere, weniger vorsichtig, hatten das Letztere unterlassen. Was geschah? An einem schönen Tage sehe ich auf dem Verdeck die Notizen der Einen und der Andern durch. Meine Prüfung war eben so genau als ordnungsgemäß. Auf jedes Papier legte ich das dazu gehörige Geld. Plötzlich erhob sich ein Windstoß — das pflegt auf offner See so zu geschehen — aber wißt Ihr, was die Folge davon war? Alle Notizen auf die ich Geld legen konnte, widerstanden dem Sturme, während die andern, natürlich leichter wie Ihr einseht, davonflogen und mir so verloren gingen. Deßhalb, meine Freunde, konnte ich weder den Wünschen der Einen noch der Anderen genügen."

Ich würde mich geschämt haben, diesem Reisenden das Wort zu reden; aber man braucht sich nicht zu schämen, keine Leoparden und Tiger mitzubringen, wenn man nicht das Glück hat, diesen Thieren zu begegnen.

Unter den mehr oder minder eigennützigen Empfehlungen befand sich indeß ein ernsterer Auftrag, dessen Gelingen nicht minder abenteuerlich und ungewiß war, und eben so wenig durch meine Schuld.

Im Augenblick meiner Abreise nach Afrika hatte mir eine Mutter ganz bewegt erzählt, daß ihr Sohn, ihr einziger Sohn, sie seit länger als fünf Jahren verlassen und nie Kunde von seinem Aufenthalt gegeben habe. Sie vermuthete, daß dieser Sohn, ein überspannter Kopf und voll romanhafter Ideen und Liebe zur Unabhängigkeit — ein vortrefflicher Vorwand, wenn man der Geistes- und Körperarbeit abgeneigt ist — wohl in Afrika seyn könnte. Da ich nun in diesen Welttheil kam, war es nicht unmöglich, ihn zu treffen, vorausgesetzt, daß er weder unterwegs von Seeräubern gefangen, noch bei seiner Ankunft von Crocodilen oder Schlangen verschlungen worden war. Ich erkundigte mich nach dem Alter des Abenteurers, und seine Mutter antwortete, achtzehn Jahr. Mehr konnte sie mir nicht angeben, als sie mir einen an Herrn Emil Dax adressirten Brief einhändigte.

„Und Euer Sohn hatte sonst keinen Grund Euch zu verlassen?"

„Keinen," antwortete die Mutter des Emil Dax. „Wenn es einen gab, so ist dieser jetzt nicht mehr vorhanden. Die Armuth drückte ihn nieder. Er wollte in irgend einem Winkel der Welt, in China, Peru und wo weiß ich, sein Glück machen. Als der Vater starb, war Emil schnell entschieden, schiffte sich nach Sicilien ein und schrieb mir, daß er nach Malta gehen wolle; von Malta aus habe ich seine Spur verloren. Der Consul, an den ich mich gewendet, schrieb, daß zu jener Zeit nur ein einziges Schiff und zwar nach dem Senegal auspassirt sey. Seitdem sind alle meine Bemühungen fruchtlos geblieben. Und ermessen Sie das Unglück, Emils Oheim hat das liebe Kind in diesem Briefe zu seinem Universalerben eingesetzt, er erbt vierzigtausend Francs. Doch leben Sie wohl, mein Herr,

der Wind füllt die Segel. Gott schenke Ihnen eine glückliche Ueberfahrt!"

Die Mutter des Emil Dar stieg in die Schaluppe und verschwand bald hinter dem Rumpf und grünen Kielwasser unsers Schiffes.

Die Insel St. Louis, wo ich gelandet, war damals wie noch heut zu Tage, ein Verbannungsort für politische Verbrecher. Die wüthendsten Utopisten, die man für Frankreichs Ruhe gefährlich gehalten, bauten dort ihren Kohl wie die Schäfer der Idylle. Ich sah jene von der Restauration so gefürchteten Ungeheuer, weil sie eine unschuldige Broschüre hatten drucken lassen, betitelt: „Wohin gehen wir? wo sind wir?" oder weil sie ein Veilchen im Knopfloch getragen, ihre Tage in einem Hamak, die Nächte auf Binsenmatten zubringen. Diese Königsmörder wagten nicht einmal sich der stechenden Insecten zu erwehren!

(Fortsetzung folgt.)

Georg Joachim Zollikofer.

(Fortsetzung.)

Ein anderes großes Verdienst, das sich Zollikofer um seine Gemeinde erwarb, und worinnen er zugleich Vorbild für andere Glaubensgenossen ward, war die Verbesserung der Liturgie. Er unternahm es, eine Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge, welche zweckmäßiger und erbaulicher als die bisherige war, und worin ihm der Oberconsistorialrath Dieterich in Berlin mit folgender Sammlung: „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, Berlin 1765, 8," voranging, welche überhaupt die Quelle aller neuern Gesangbücher geworden sind, zu veranstalten. Dabei bediente er sich des Raths und Beistandes seiner einsichtsvollen Freunde, theils in Absicht auf die Verbesserung derjenigen alten Gesänge, welche einer Verbesserung fähig waren, theils in Absicht der zweckmäßigern Wahl der Lieder von neuern Dichtern, besonders von Gellert, Cramer, Schlegel, Funk, Uz und Klopstock. Etwas weniges, was für eine so vermischte Versammlung wie die seinige war, nicht allgemein faßlich schien, wurde verändert. Sein Freund, der Kreissteuereinnehmer Weiße, unterstützte ihn ganz vorzüglich bei dieser Arbeit. Dieser vortreffliche und verdienstvolle Mann in der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts, ist, wie man mit Gewißheit angeben kann, der Verfasser folgender Gesänge, die sich auch zum Theil im Leipziger Gesangbuche befinden: Allen Christen und auch mir ꝛc., Du gabst mir Ew'ger dieses Leben ꝛc., Gott unser Vater, der du bist ꝛc. (verbessert) Ich bin ein Christ ꝛc., Gott ist mein Freund ꝛc., Was hilft es mir ein Christ zu seyn ꝛc., Welch' hohes Beispiel gabst du mir ꝛc., Wie sanft seh'n wir den Frommen ꝛc. (aus dem Englischen übersetzt.) Dieses neue Gesangbuch erschien in der Ostermesse 1766 und enthält sechs vortreffliche Gesänge, welche Zollikofern selbst zum Verfasser haben, nämlich: Dein, Gott, ist Majestät und Macht ꝛc, Der du das Daseyn mir gegeben ꝛc., Dieß Christen ist der Tag des Herrn ꝛc., Laß mich o Herr in allen Dingen ꝛc., Nun habe Dank für deine Liebe ꝛc., welches letzte auch in dem Leipziger Gesangbuch aufgenommen worden ist. Dieses Gesangbuch wurde von Zollikofer mit einer Vorrede begleitet, in welcher er das Bedürfniß besserer Gesangbücher bescheiden aber ohne Zurückhaltung darstellte, weil die Gesänge beider protestantischen Gemeinden sich nicht mehr für unser Zeitalter eigneten. Doch diese Vorrede erregte Aufsehen, denn noch an keinem Orte Sachsens war ein verbessertes Gesangbuch vorhanden. Es ward deßwegen dem Verleger (M. G. Weidmanns Erben und Reich) befohlen, schon beim Verkauf der ersten Auflage diese Vortede hinwegzunehmen. Gegen die Lieder aber konnte um so weniger etwas eingewendet werden, da sie Zollikofer der theologischen Facultät zu Leipzig, deren Decan damals der Senior Dr. Crusius war, zur Censur übergeben hatte. Doch wider alles Erwarten brachte ein Mann, von dem man es am allerwenigsten geglaubt hätte, der Hofrath, Dr. juris, und Professor der Poesie zu Leipzig, Bel*), der ein ächter Lutheraner seyn wollte, (er war der Sohn eines evangelisch-lutherischen Predigers in Ungarn und zu Presburg geboren) eine Klage beim Dresdner Oberconsistorium wider den Titel an, daß auf demselben gesetzt sey: „Neues Gesangbuch, oder Sammlung der besten geistlichen Lieder und Gesänge, zum Gebrauche bei dem öffentlichen Gottesdienste, herausgegeben von G. J. Zollikofer, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeinde in Leipzig," (so evangelisch, gleichbedeutend mit protestantisch-reformirter Prediger, also nicht bloß reformirter, hat sich Zollikofer in seinen gedruckten Predigten mit Recht genannt, welches ihm auch, wie die Geschichte, besonders die Kirchengeschichte, lehrt, nicht streitig gemacht werden konnte) indem diese Lieder nicht für die besten anerkannt werden könnten, und die Reformirten nicht das Recht hätten, sich eine Gemeinde zu nennen. Zollikofer's Sanftmuth ließ sichs gefallen, daß der Titel

*) Er starb plötzlich den 5. April 1782; man fand ihn Morgens über seinem Bette erhängt. Man wollte den Vorfall verheimlichen, es wurde aber doch laut davon gesprochen. Bel war ein sehr streitsüchtiger Mann, der sogar mit dem Leipziger Rathe processirt haben soll, allein das Beste der Universität wo er nur konnte, beförderte, auch war er armen Studenten zu Stipendien, Convictorium, Hauslehrerstellen ꝛc. behilflich. Er ging gewöhnlich, um sich recht groß zu machen, auf den Zehen, daher las man nach seinem Tode folgende Reimverse:

Dem Dichter, dem bei seinem Leben,
Mit aller Müh' es nicht gelang,
Sich nur zwei Spannen zu erheben,
Gelang es endlich durch den Strang.

Man wollte wissen, daß der Verfasser dieser Verse ein berühmter Mann in Leipzig sey, der sich schon damals um Leipzig verdient machte, in der Folge aber in mehrerer Beziehung sich viele und bleibende Verdienste erworben hat. Auch wurde der Leipziger Bel mit dem Bel zu Babel in Parallele gesetzt.

ohne Weiteres so verändert wurde: „Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge, zum Gebrauche reformirter Religionsverwandten." Späterhin und schon seit der 8. Auflage (1786) ist dieser Titel wieder verändert worden.

Schon im Jahre 1777 waren dieser Liedersammlung, welche öfters aufgelegt worden war, auch die Anreden und Gebete gefolgt, welche zum Gebrauche sowohl bei dem gemeinschaftlichen, als auch häuslichen Gottesdienste, sogar späterhin in evangelisch-lutherischen Gemeinden eingeführt, benutzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Füllsteine.

Ein seltsamer Fall zeigte sich bei einer Bauersfrau aus der Umgegend von Ofen. Nachdem selbe bereits zwei Monate für die Wassersucht curirt wurde, ergab sich, daß das Weib guter Hoffnung sey. Ein ärztliches Consilium zeigte jedoch den höchst seltenen Fall, daß die Frucht sich außer der Gebärmutter in der Bauchhöhle befinde. Die Aerzte sind gespannt auf den Proceß, man zweifelt an dem Aufkommen des Weibes und der Frucht.

Auf den Ofener Redouten sollen schon einige Masken erfroren seyn. Der Juristenball in den Prachtsälen des Pesther Redoutengebäudes gehört zu den glänzendsten und frequentirtesten, die je in Pesth waren. Die adelichen Bälle sind überaus glänzend, der Putz der schönen ungarischen Damen ist überaus reich.

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Fortsetzung.)

Es ist ein schönes Ding von Allem Kenntniß zu haben, und es ist wohl gut sich mit Vielem zu beschäftigen, aber um Vieles zu besprechen, bei Vielem mitsprechen zu können, muß man genaue, gründliche Kenntniß von Allem haben, und es ist nicht gleich, ob man ein prosaisches oder poetisches, ein philosophisches oder philologisches Werk beurtheilen soll. Wenn man wohl die erstern beiden durch die gründliche Kenntniß ihrer Literatur versteht — was beiläufig gesagt, nicht nur durch Lesen erzeugt wird, so muß man zum dritten tüchtige Fundamente nicht nur in philosophischen Systemen, in den Federkriegen der Philosophen, sondern eben so gut Weltkenntniß und praktischen Hausverstand haben — man muß mehr als Philosoph, man muß feiner, gebildeter Weltmann, man muß ehrlicher, derber Spießbürger seyn. Um endlich ein philologisches Werk zu beurtheilen, ist es nicht nur nöthig, eine Sprache fließend sprechen und lesen zu können, sondern man muß auch viel in ihr gelesen haben um mit den Wendungen gehörig vertraut, auf alles Außerordentliche gehörig gefaßt zu seyn. Doch von einem Kritiker verlangt man noch mehr, er muß eine ächte grammatische Unterlage haben, und sich doch auf ihr ohne Pedanterie bewegen. Und so könnte man noch viel über jeden einzelnen Zweig der Literatur schreiben — man könnte z. B. sagen, daß der Kritiker eines medicinischen Werks nicht nur Medicin, Chemie und Naturkunde gehörig studirt, nicht nur den Menschen im gesunden und kranken Zustande gehörig beobachtet, nein auch brav die Geschichte der Arzneikunde von ihrem Entstehen bis jetzt genau verfolgt und im Gedächtniß haben muß. Doch ich höre auf, hier von den einzelnen Gegenständen zu sprechen, da es weder Raum noch Zeit mir erlaubt, mich hier weiter darüber auszulassen, man könnte ein Buch davon schreiben und sollte sich Gelegenheit dazu finden, so würde ich vielleicht später, bei mehr Muse diesen Faden wieder aufnehmen. Jetzt wollte ich nur denen zeigen, die so leicht nach dem Lesen einer Recension ein Schnippchen schlagen und lächelnd sprechen: „Das kann ich auch," daß es wohl nicht so leicht ist, als Kritiker aufzutreten und wenn man gleich nicht immer das viele Material sieht, das zu manchem kleinen Aufsatz auf diese Weise benutzt wurde, — man wird gewiß eine Recension, wo es daran fehlt, nicht schön nennen können. Es gleicht eine gute Recension einer kräftigen, schmackhaften Brühe, es ist gar mancherlei Gewürz dazu nöthig und man muß genau abwägen, daß man weder zu viel, noch zu wenig nehme, wenn sie gut seyn soll. Man nehme mit diesem Gleichniß nun schon einmal so vorlieb, ist es gleich nicht sehr zart, so scheint es mir doch passend gewählt — und mir fiel grade kein besseres ein. Hierbei bringt uns aber ein grader Gedankenweg auf die vielen Köche zurück.

Hat man so die Schwierigkeiten einer guten Kritik rein vom wissenschaftlichen Puncte und Nro. 1 und 2 noch bei Seite setzend erkannt, so wird man sich nicht mehr so sehr wundern, so viele und seichte Kritiker zu finden, wenn man die Unmasse von Recensionen betrachtet, die jährlich von einem Heer von Recensenten (Anonymen) fabricirt werden. Denn was müßten wir für ein gelehrtes Deutschland haben, wenn diese Leutchen wirklich wüßten, welche Vorkenntnisse sie haben müßten, bevor sie munter auf die, gleich Pilzen emporschießenden, Autoren losschlagen. Man könnte fast sagen auf jeden Autor käme ein Kritiker und doch haben wir gesehen, wie viel mehr man von einer guten Kritik, nur auf Wissenschaftliches Rücksicht nehmend, verlangt. Das sieht aber Jeder bei vielen solchen Recensionen, daß es diesen Herrn meistens am Besten fehlt. Den gläubigen Christen, die da im frommen Eifer glauben, daß Alles seinen Nutzen auf der Welt habe, vermag ich, von diesem Gesichtspuncte jene, bald mit großen bald mit kleinen Buchstaben und beliebigen Puncten, (Y.... oder ....r) geschriebenen Menschen betrachtend, nichts zu erwidern, als daß sie gleich den Krähen dazu dienen, das Ungeziefer auszurotten. So hat also doch Alles seinen Nutzen in der Welt, selbst ein Doctor Y.... oder ein Professor ....r.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 34. Dienstag, den 27. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das ewige Alte.

Man spricht so viel vom Lauf der Welt;
Wo lauft sie denn, ihr Narren?
Wer die für galoppirend hält,
Sie schleicht so leisen Schneckenschritt,
Daß man nicht Trott vernimmt und Tritt,
Und bleibt beim ew'gen Alten. —

Sie geht wie eine gute Uhr,
Und geht nicht von der Stelle,
Sie läuft und braust und sprudelt nur,
Wie eine starke Quelle.
Die Wellen rinnen Jahr um Jahr,
Die Quelle quillet immerdar,
Und Alles bleibt beim Alten.

Herr Ohnekopf, von Stolz entbrannt,
Läßt sich zum Rathsherrn wählen;
Denkt: mit dem Amt kommt auch Verstand,
Das kann mir gar nicht fehlen!
Ist Rathsherr nun mit Zopf und Schopf,
Und ist noch immer ohne Kopf;
Denn Alles bleibt beim Alten.

Wer gestern vornehm sich geblähet,
Muß heute tief sich bücken;
Wer heute breit auf Stelzen geht,
Braucht morgen wieder Krücken.
Denn unterm lieben Monde hier
Gilt's heute mir und morgen dir
Und Alles bleibt beim Alten. —

Viel' arme Narren glaubten schon
Die gold'ne Zeit vorhanden,
Daß helle Weisheit schlug zum Lohn
Das Vorurtheil in Banden.
Die Menschen wären aufgeklärt,
Und in vergangener Noth bekehrt? —
Gefehlt! Es bleibt beim Alten.

Es lebt der alte Kukuk noch
Und heiliger Bocksbeutel;
Wer heller sieht, der muß ins Loch,
Philosophie ist eitel.
Da lauert Inquisition,
Die Jesuiten kommen schon —
Doch still! Es bleibt beim Alten.

Es gährt und tobt und stürmt und kracht,
Es wackeln viel Perrücken;
Wer klug und pfiffig ist, der macht
Dem Feinde gold'ne Brücken.
Denn was von heut ist, was es sey,
Es ist nicht alt, es ist zu neu;
Glaubt's mir: Es bleibt beim Alten.

Der neue Singsang ist nicht alt,
Und klang er noch so artig;
Gewaltig ist zwar die Gewalt,
Doch allzu scharf macht schartig.
Der erste Hieb ist noch kein Sieg;
Wer kriegen will, dem wird auch Krieg;
Denn Alles bleibt beim Alten.

So geht die Welt im Ring herum,
Und wird fürwahr nicht klüger;
Es ist viel Lärmens um und um,
Bald der, bald dieser Sieger.
Was recht ist, will man nicht versteh'n,
Das Wahre will man nicht gern seh'n,
Und darum bleibts beim Alten.

Das Neu' ist alter Schlendrian,
Und nicht das alte Gute;

Mit Titeln ist's nicht abgethan,
Nicht mit der Kinderruthe,
Mit Wappen nicht und Narrethei
Von allerhand Ceremonei;
Drum bleibt's beim lieben Alten.

Das Alte ist nicht alter Mist,
Den du nur willst erneuen,
Wenn du den Schnupfen hast, mein Christ,
Magst du dich d'ran erfreuen.
Der Koth vergang'ner Barbarei
Ist unser'n Tagen viel zu neu,
D'rum, sag' ich, bleibt's beim Alten.

Das Alte ist — und das ist klar,
So sehr ihr euch auch wundert,
Nicht, was gar schön und zierlich war
Im vorigen Jahrhundert;
Nein: daß ihr Narren nur es wißt:
Alt ist allein, was ewig ist,
Das Ew'ge bleibt beim Alten.

Und ewig ist der Wahrheit Licht,
Ihr könnt es nicht verlöschen;
Der Hokuspokus hilft euch nicht,
Als leeres Stroh zu dreschen.
Umsonst erklärt ihr den Verstand
Für Ueberfluß und Contreband,
Es bleibt, trotz euch, beim Alten.

Und ewig ist der Tugend Werth,
Das werdet ihr nicht ändern;
Der stolze Schuft bleibt ungeehrt,
Trotz seinen Prachtgewändern.
Wer edel denkt, ist Edelmann,
Des Galgens würdig der Tyrann.
So bleibt's beim ew'gen Alten.

Und ewig ist das heil'ge Recht,
Was recht ist, muß recht bleiben,
Und was ihr auch dagegen sprecht,
Und drucken laßt und schreiben:
Was Allen wohlthut, das ist recht!
Was dir allein nützt, das ist schlecht!
Das ist das ew'ge Alte. —

Zschocke.

Die Pfeife.

(Fortsetzung.)

Ich hatte meinen Emil Dax keineswegs vergessen, trotz der physischen und geistigen Abspannung, in die mich eine sinnverwirrende Hitze versetzt.

Einige sagten mir: wenn Ihr junger Mann seit fünf Jahren in der Colonie ist, so muß er nothwendig an der Leberentzündung gestorben seyn; Andere meinten, daß, wenn erst zwei Jahre seit seiner Ankunft verflossen, er zwar nicht der Leberentzündung, wohl aber der Ruhr unterlegen seyn würde; die wenigst Entmuthigenden überzeugten mich, daß er beiden Krankheiten entgangen seyn könnte, wenn er sich der Expedition angeschlossen, die zur Beschützung des Gummihandels flußaufwärts gesegelt. In diesem Fall würde sein Schweigen nichts weiter beweisen, als daß er von den Mauren erschlagen worden.

Einen Menschen aufzusuchen, von dem man bloß den Namen kennt, und zwar in den Colonieen, wo die erste Handlung meistens ist, denselben zu verändern, ist ziemlich schwierig; noch mißlicher ist es, ihm zu begegnen, wenn er aufgehört hat zu leben. So nach und nach entmuthigt, ließ mein Eifer, Emil Dax zu finden, allmälig nach; ich steckte den Brief seiner Mutter an die Spiegelscheibe, denn es schien mir eine verlorne Sache.

Kurz darauf verbreitete sich das Gerücht durch die Insel, daß furchtbare Kämpfe zwischen den Mauren und Schwarzen stattgefunden; wie gewöhnlich waren die Schwarzen geschlagen worden, ausgerottet, und ihre angezündeten Dörfer hatten zum Kohlfeuer gedient, um sie zu braten. So lauteten die ersten Nachrichten. Die folgenden sprachen im Gegentheil von beispiellosen Siegen der Schwarzen über die Mauren.. Wenn man ihnen nicht die Kanonen vernagelt, so war dieß bloß unterblieben, weil sie keine besaßen, und ihre Dörfer waren nur deßhalb nicht ein Raub der Flammen geworden, weil sie, wie die Zigeuner, keine bleibende Stätte haben. Sie lagern unter ihren Pferden, Schöpsen und Ochsen. Aber die Schwarzen hatten ihnen dreitausend Ochsen, sechstausend Hammel und eine unbekannte Zahl Kälber geraubt. Diesen unerhörten Sieg der Schwarzen über die Mauren verdankte man allein der persönlichen Tapferkeit eines Weißen, eines Europäers wie man sagte, den die Schwarzen zum Hauptmann, General und fast zum König ernannt hatten. — Ein Abenteurer!

Wenn dieß ein Abenteurer ist, warum könnte er nicht mein Mann seyn? dachte ich bei mir selbst. Seine Mutter hatte mir ihn als sehr romanhaft geschildert, das traf zu; als einen Ehrgeizigen, gewiß, er war es! Ich mußte seine Majestät sehen, und zog schon die Nadel heraus, mit welcher der Brief der Madame Dax befestigt war.

Ohne Jemandem ein Wort von meinem Plane zu sagen, beschloß ich den nächsten Tag in aller Frühe nach dem Dorfe aufzubrechen, wo seine Majestät inmitten ihrer blökenden Siegestrophäen thronte. Die Entfernung war unbedeutend: man brauchte nur einigen Crocodillen aus dem Wege zu gehen, um mitten durch die Sümpfe zu ihm zu gelangen.

Kurz vor Sonnenaufgang trat ich meinen Weg an, um einen beschwerlichen Marsch während des Tages zu vermeiden; gleichwohl konnte ich nicht so schnell vorwärts kommen, daß er mich nicht vor meiner Ankunft bei dem Lager überraschte. Ich habe die Unannehmlichkeiten dieses Sonnenaufganges vergessen, aber seine erhabene Pracht ist mir für immer im Gedächtnisse geblieben.

In jener Zone Afrika's geht dem Sonnenaufgange keine Dämmerung vorher. Es war Nacht, es ist Tag. Der Uebergang selbst ist so gewaltsam, daß die getäuschte Erwartung nach diesem Blitz ohne Gewitter ein fernes Donnern zu vernehmen glaubt.

Die Sonne steigt empor; der Himmel ist ein weißes Lichtmeer. Die Dünste der Nacht rollen sich in einen durchsichtigen Teppich zusammen und fliehen wie der Athem über den Spiegel einer Marmorscheibe. Das Grün der Mimosen und Akacien scheint unter dem aufgehenden Brande, erst in den Wipfeln, dann tiefer und tiefer zu verlöschen; man möchte sie Olivenbäumen vergleichen, die auf Platanen gepflanzt sind. Der Sand der Sahara ist, am Ufer des Flusses gesehen, roth und dem Auge entzündlich; in der Entfernung gleicht er einem weißen vergoldeten Schaum; noch tiefer ist er ein phosphorescirendes Moos mit kleinen Wogen; in der weitesten Ferne endlich ein bewegliches, blendendes, die Augenbrauen versengendes Etwas, das man nicht zu deuten wüßte, wenn nicht bisweilen hinter der endlosen Fläche ein dunkler Fleck wie eine Ruthe auftauchte, welches der Hals eines Kameels ist; oder ein anderer beweglicher kreuzförmiger Schatten, der einen Strauß anzeigt, welcher mit gespreizten Flügeln an der Linie des Horizontes vorüberstreift.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Joachim Zollikofer.

(Fortsetzung.)

Noch war aber diesem (Zollikofer'n) und Weiße'n ein ernstlicher Angriff zugedacht. Dr. Georgi, Professor der Theologie und im Jahre 1767 Decan der theologischen Facultät in Wittenberg, schrieb, einverstanden, wie man sagte, mit seinem Collegen, Dr. Weikhmann, in dem Michaelisprogramm der Universität, unter der Aufschrift: Cantiones b. Lutheri a contumeliosis mutationibus Dn. Zollikoferi vindicatae, quo Rectoris nomine etc. invitat ad Festum Michaelis celebrandum. Viteb. 1767, 4, gegen das neue Gesangbuch, und stellte Zollikofer'n als Socinianer und Weiße'n als einen Kryptocalviniſten dar. Die kritischen Zeitblätter aber nahmen sich Beider zum großen Nachtheile Georgi's an. Zollikofer verhielt sich ganz ruhig und Weiße that weiter Nichts, als daß er einige Dutzend Exemplare verschrieb, und sie an seine Freunde austheilte. Der Conferenzminister Fritsch in Dresden aber, ein aufgeklärter Mann, (Verfasser der zuverlässigen Gedanken in der Einsamkeit, die Weiße zum Drucke befördert hatte) schrieb diesem, daß Georgi einen Verweis vom Kirchenrathe, wegen seines Angriffs, erhalten habe.*) Warum Georgi Weiße'n zum Kryptocalviniſten gemacht, wußte sich dieser nicht zu erklären. Vielleicht, sagte er, war es ihm anstößig, daß sich Weiße mehr mit der Bibel als nach dem System der Theologie ausgedrückt hatte; die Sprache der Bibel schien aber Weiße'n jederzeit, so weit sie verständlich und wirklich deutsch ist, für geistliche Lieder passend, da sie Sprache der Andacht geworden ist, auch hielt er zur Erhöhung der Andacht die Anspielung auf ein verständliches Dichterbild der Bibel, auf einen nachdrücklichen Ausspruch derselben, für zweckmäßig. Dieser Meinung waren ebenfalls die poetischen Freunde, welche Theil an dem Zollikofer'schen Gesangbuche nahmen. Sie ist auch lange die herrschende geblieben, und gewiß würden manche Sammler neuer Gesangbücher vielem und scharfem Tadel entgangen seyn, wenn sie nicht aus allzugroßer Scheu vor anthropomorphischen Vorstellungen von Gott und vor religiösen Vorurtheilen die Dichtersprache und die bildliche Darstellungsart der Bibel in den aufgenommenen Liedern gestrichen hätten. Ihre Gesangbücher, die sonst unstreitig manches Verdienst haben, sind dadurch um den Beifall manches Liederfreundes gekommen, der durch den Gesang nicht seinen Verstand allein beschäftigen, sondern seine Gefühle zugleich beleben will. Weiße konnte nicht glauben, daß seine Lieder in ihrer ursprünglichen Gestalt einer lautern Frömmigkeit schaden, oder nach den in spätern Gesangbüchern getroffenen Veränderungen ihre Bestimmung sicherer erreichen würden. Ob die Sammler des neuen Leipziger Gesangbuchs, welches 1796 herauskam, Weiße'n dabei zu Rathe gezogen, kann ich nicht sagen, so viel aber ist gewiß, daß er in Rücksicht auf seine Lieder die Kritiken und Vorschläge einsichtsvoller Männer benutzt, und sie darnach verbessert haben würde. Ramler, Basedow, Campe, haben sich sehr leicht mit ihm über die Abänderungen vereinigt, welche der Erste mit einigen von Weiße's lyrischen Gedichten bei der Aufnahm in die Blumenlese, und die beiden Anderen mit dessen Kinderliedern und Kinderkomödien nach dem besondern Zweck des Elementarwerks und der Kinderbibliothek vornehmen wollten. Ja Weiße hat sogar nie seine Verwunderung über die willkürliche Entkleidung seiner Lieder von der dichterischen Sprache und Darstellungsart der Bibel, je öffentlich geäußert, noch weniger die unfreundlichen Rügen, welche sich Andere darüber erlaubt haben, gemißbilligt. Ein neues Gesangbuch zu verfertigen, wie es den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen, ist gewiß keine leichte Sache, es gehören dazu Männer, die mit der Bibel genau bekannt, sich gleich Weißen überzeugt haben, daß die Bibelsprache auch in Liedern beibehalten werden muß, wenn sie den gewünschten Nutzen bringen sollen und es überhaupt mit der wahren Christusreligion gutmeinen. In einer gebildeten Stadt Deutschlands, wo man auch schon vor vielen Jahren mit Verfertigung eines neuen Gesangbuchs beschäftigt war, das auch erschien, wunderte sich der aufgeklärte Theil des Publicums nicht wenig, als bekannt wurde, daß so eine wichtige Sache größtentheils Leuten überlassen worden war, die sonst wohl in dem Fache, dem sie sich gewidmet hatten,

*) Allein man wollte doch wissen, daß dieser Verweis in einer sehr schonenden und glimpflichen Sprache abgefaßt gewesen. Georgi und Weikhmann standen in großem Ansehen beim Kirchenrathe, Letzterer noch mehr als Ersterer.

Geschicklichkeit besaßen, aber zu so einer Arbeit viel, viel zu wenig waren; man vermißte auch in dem neuen Gesangbuche die Bibelsprache, wo nicht ganz, doch größtentheils, daher es auch allgemeinen Tadel fand, ja man wollte sogar wissen, daß höhern Orts aus Verfügungen getroffen wären, daß bei einer neuen Auflage manche Aenderungen vorgenommen werden sollten.

(Schluß folgt.)

Komisches.

[Neue Preisfrage.] Französische Blätter theilen jetzt folgende für unsere Zeit nicht unwichtige Frage zur gefälligen Beantwortung für Diejenigen mit, welche sich mit Forschungen der Art abgeben, und versprechen Demjenigen, der dieses zarte Räthsel des menschlichen Geistes enthüllt, eine angemessene Belohnung. Gedachte Frage lautet also:

„Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?"

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Fortsetzung.)

Indeß hat Alles auch seine Ausnahme, Jeder der sich getroffen fühlt, rede, ich werde antworten.

Nachdem ich so anzuführen gesucht, daß viele Recensenten das kaum verstehen, was sie beurtheilen wollen, — lasse ich diese Sorte ganz bei Seite und indem ich zu den Puncten 1 und 2 übergehe, rede ich nur von Kritikern, die entweder zu den guten oder doch zu denjenigen gehören, die mit dazu nöthigen Vorkenntnissen, das Talent des richtigen Blicks und der Kürze, und den guten Willen etwas Tüchtiges zu leisten, verbinden. Man müßte kein Mensch seyn, wenn man nicht Schwächen hätte, sagte ich schon vorher, und ich wiederhole es immer noch einmal, um so zu zeigen, wie ein befangenes Urtheil nicht nur möglich ist, sondern sogar sehr oft, und weit öfter als man meint, vorkommt.

Wie sollte man nicht gern einen jungen Schriftsteller, dessen Leistungen man schon früher kennen gelernt, auf den man vielleicht selbst schon lobend hingewiesen, — auf alle mögliche Weise fortzuhelfen — gern seine Fehler zu verheimlichen, wenn auch nicht zu loben, suchen. Weiß man doch, vielleicht aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, einen guten Schriftstellernamen zu erhalten und wie bald dieser, wenn er noch nicht befestigt ist, durch einen strengen Tadel wieder vernichtet wird und nun der Arme wieder von Neuem beginnen muß, wo er sich am Ziele glaubte; weiß man doch, wie leicht ein solcher unbelohnter Arbeiter erschlafft oder aus Mangel an Kraft aufhören muß fortzuwirken, und man bedauert ihn wohl und mag nicht gern so streng gegen ihn verfahren. Oder im andern Fall, man hat getadelt früher, wohl mit Recht getadelt und findet nur Lobenswerthes, das man gern mit geringer Bemerkung übergehen möchte, weil man weiß, wie bald es auf den Kritiker zurückfällt, wenn er entschiedenes Talent absprach und nun sich selbst widerrufen muß. Und nicht selten ist noch die Waffe der Satyre von Seiten dieses talentvollen, augenblicklich verkannten jungen Schriftstellers gegen seinen Peiniger, als welchen er willig den strengen Recensenten ansieht, gerichtet — und doch soll dieser gewissermaßen noch sein Unrecht eingestehen, indem er lobt, wo er — seinem falschen, doch menschlichen Gefühl folgend, gern tadeln möchte. Er soll selbst da, wo er Tadelnswerthes findet, nicht dieses über Gebühr herausheben, sich nicht vielleicht an jene Gemeinplätze: daß der Autor das sittliche Gefühl, die Moral verletze, anklammern, um nun als Theologe und Moralist gegen den wirken zu können, gegen den er mit den Waffen der rein wissenschaftlichen Beurtheilung nichts ausrichten kann. Ich wünsche gern in diesem Punct richtig verstanden zu werden, ich meine nicht, daß ästhetische Reinheit nicht mit zu den Haupterfordernissen gehöre — ich meine nur, daß sie nicht alleiniges Haupterforderniß sey, wo das Genie und Gelehrsamkeit ebenfalls in Betracht genommen werden müssen, und kann man nun solche Schriften auch unmöglich empfehlen, so lasse man doch dem Schriftsteller seinen Ruhm, der ihm doch gebührt, wenn Alles Andere vollkommen. Nach dieser kleinen Abschweifung komme ich wieder auf mein Thema zurück und sage, gewiß ist es schwer, dort nicht zu loben, hier nicht zu tadeln unter angeführten Gründen. Dennoch darf der ächte, wahre Kritiker keinen andern, als den einzigen Richtpunct haben, die höchste Größe seiner Nation herbeizuführen, indem er ihr Schriftsteller zieht, die im Stande sind, ihren Geschmack zu läutern, zu bilden, zu erheben; keine kleinlichen, selbstischen Gedanken dürfen da seine Handlungen beschränken, er muß sich selbst gern zum Opfer der Verlästerung und Verläumdung bringen, wenn er dadurch nur sein hohes edles Ziel zu erreichen strebt, seinen Landsleuten zu nützen. Und sollte dieser Gedanke, die selige vollkommene Gewißheit, Nutzen gestiftet zu haben, nicht über alle Andre, selbst über den augenblicklichen Triumph und Ruhm erheben? Ich glaube wohl! Uebrigens wird man auch seine Dienste erkennen und wenn gleich der große Haufe gegen ihn schreien wird, sobald er sein Urtheil entschieden zu verändern gezwungen ist, wenn man ihm auch mit scheinbarem Recht, Unkenntniß, Vorurtheile ꝛc. vorwerfen wird, die kleine Anzahl ächter Gelehrten wird ihm ihren Beifall nicht versagen können. Und wessen Lob gilt wohl mehr?

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Mit Ausnahme der jetzigen Königin Victoria von England, kömmt nur eine einzige dieses Namens in der Universalgeschichte vor, und diese war Victoria, Königin der Gallier, welche den Beinamen Augusta trug.

Herausgeber: Dr. Stridtz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 35. Mittwoch, den 28. Februar 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Pfeife.

(Fortsetzung.)

Ich mußte glauben, daß ich in der Nähe des Schlachtfeldes sey, da ein dicker Rauch über der Gegend aufstieg, wo ich das von den Siegern besetzte Dorf vermuthete. Das war das Zeugniß einer unter Freudenfeuern verlebten Nacht. Je weiter ich durch die Büsche vordrang, welche das Dorf umgaben, desto mehr gewann der Rauch eine röthliche Färbung, und es verbreitete sich ein Geruch von Gebratenem, der wohl einen Europäer in einem Lande erschrecken konnte, wo die Menschenfresserei nicht ganz unbekannt war. Als ich in's Freie trat, lag eine geräumige Ebene vor mir, zum Theil mit halbverbrannten Gegenständen bedeckt, die noch von Zeit zu Zeit aufflammten, und auf denen ohne weitere Vorrichtung ganze Schöpse mit Fleisch und Wolle und Ochsen mit ihren Hörnern brieten. Der Anblick war traurig und verpestend. Man wird nicht fragen, ob ich noch weit von dem Dorfe war, in welches ich wollte. Ich befand mich auf der Stelle, wo es gestanden. Dieser Feuer- und Aschenhaufen verrieth das Schicksal, welches es durch die Mauren erlitten. Es bedurfte keiner weitläufigen Auseinandersetzung, um zu begreifen, daß dieß geröstete Fleisch der Rest des von den Schwarzen eroberten Vieh-Contingents war, das ihnen von den Mauren wieder entrissen worden war. Später erfuhr ich, daß die Mauren mitten in der Nacht ihre vom Siegesrausch und Branntwein zu Boden gestreckten Ueberwinder überfallen und leicht bemeistert hatten. Die Schwarzen wurden einigen zartfühlenden Sclavenhändlern an der Küste zugeführt, das Vieh verbrannten sie sammt dem Dorfe, um in ihrem Kriegsmarsche nicht durch die Heerden aufgehalten zu werden.

Der Sieg der Mauren war nicht so ganz ohne grausame Gewaltthätigkeiten gewesen, daß nicht noch hie und da an Bäume gehängte Schwarze im Rauche schwankten. Der Naturmensch macht bei jeder Gelegenheit seine Rechte geltend. Ist er auch nicht sanft und menschlich, wie ihn die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts geschildert, so liegt doch in seinem Charakter etwas Menschenfresserisches, Meuchelmörderisches und Brandstiftungsgieriges. Niemand ist vollkommen.

Während meine Augen noch über diese Spuren des Blutbades hinirrten, ward mir ein anderer noch schrecklicherer Anblick. Unter den schwarzen, vom Feuer gedörrten Körpern befand sich auch der Leichnam eines Weißen, den man verkehrt aufgehängt, wahrscheinlich um ihm eine Ehre zu erzeigen. An der Frische des Fleisches erkannte man leicht das noch sehr jugendliche Alter des Schlachtopfers. Als ich diesen einzigen weißen Leichnam unter den schwarzen sah, durchzuckte mich ein unseliger Gedanke. Es war ohne Zweifel der des Königs, der eben so schnell von den Schwarzen erwählt, als von den Mauren gehängt worden war; es war der des jungen Mannes, welchen ich suchte; aber wie dessen gewiß werden? Ich hatte ihn nie gesehen, und außerdem hatten ihm die Mauren, in Folge ihrer ehrerbietigen Auszeichnung, erst den Kopf abgeschnitten, bevor sie ihn an den Füßen aufgehängt.

Ich bekenne, daß ich mir nur zwei Möglichkeiten gedacht, Emil Dax zu begegnen: ihn zu sehen oder nicht zu sehen; ich war im Irrthum. Man kann einen halb sehen.

Nach meiner Rückkehr nach St. Louis steckte ich den Brief von Emil Dax Mutter zum zweiten Mal an den Spiegel.

Der Winter trat mit seiner ganzen Strenge ein, ein Schrecken für diejenigen, die sich nicht durch einen langen Aufenthalt in den Colonieen an die verderblichen atmosphärischen Einflüsse gewöhnt haben, welche diese Jahreszeit mit sich bringt. Man glaube nicht, daß dieser Winter irgend eine Aehnlichkeit mit unserem europäischen hat. Der Winter ist die Zeit unerträglicher Hitze, und in unserem Clima gänzlich unbekannter Stürme. Die Erde scheint sich dann in jenen heißen Zonen wie zur chaotischen Urzeit zu zerklüf-

ten. Ein dichter, anhaltender Regen strömt unaufhörlich aus der grauen Himmelsdecke; Winde aus allen Erdstrichen entwurzeln die stärksten Bäume und treiben Flüsse aus ihrem Bett. Läßt Regen und Wind einige Stunden nach, so brennt die Sonne glühender als je; sie scheint sich der Erde zu nähern, um sie auszutrocknen. Der Ostwind stürzt sich auf den Sand, hüpft über die leichten Wellen, und verbreitet die vernichtenden Atome durch die Luft. Die Luft ist heiß, die Erde brennend, der Fluß lau. Alles was man berührt schwitzt und siedet. Jeden Augenblick glaubt man, die Strohhütten der Neger sich entzünden zu sehen. Ziegeln und Steine verkalken und werden zu Staub, und die Glasscheiben springen in ihren vertrockneten Rahmen. Nackend erstickt man; im Liegen siedet das Blut; stehend rinnt das Wasser von der Stirn bis zu den Füßen; innen Feuer, äußerlich Feuer.

Wehe dem Europäer, der während des Tages, oder an einem heitern, dem Anscheine nach so wohlthuenden Abende ausgeht! Wehe dem, der im Vertrauen auf den gestirnten Himmel, in der Nacht — den wundervollen Nächten Afrika's, am wundervollsten eben im Winter — Ruhe und Erquickung von den brennenden Schmerzen des Tages sucht! Er wird die tödliche Luft einathmen, die dann aus den Seen und Wäldern aufsteigt. Seine Brust wird das Gift des ringsum abgestorbenen Erdbodens einsaugen, der gleichsam in Fäulniß übergegangen, um von Neuem zu blühen. Eine allgemeine Entkräftung wird ihn befallen, und bis auf das Mark nagen; sein Gesicht wird gelb, die Glieder krümmen sich, sein Fleisch schmilzt ab wie beim Feuer, wenn ihn das Uebel nicht gewaltsamer erfaßt und nach wenigen kampfvollen Stunden hinrafft. Diese Krankheit, welche nach climatischen Verhältnissen einen andern Charakter annimmt, und andere Namen bekommt, heißt hier Typhus, dort das gelbe Fieber, am Senegal Dyssenterie oder Cholera.

Diese furchtbare Pest, welche sich von der Cholera nur durch einen immerwährenden Blutfluß unterscheidet, entvölkerte eben damals die Colonie am Senegal, vorzüglich die Hauptstadt St. Louis, wo ich mich aufhielt. Ich kann sagen, daß ich eine Vorempfindung der Cholera gehabt, auf die ich sehr stolz bin. Schon früher hatte ich die langen Züge von Särgen erblickt, hatte die Genossen des Abends am anderen Morgen zum Kirchhofe geleitet, und die Lebensfrage an einem unbedeutenden Uebermaß im Essen, oder einem Glas unüberlegt getrunkenen Wassers schweben sehen.

Die Leute starben rings um mich in Unzahl; die ältesten Colonisten, die Ureinwohner selbst entgingen der Epidemie oder Ansteckung eben so wenig, als die Fremden. Man begrub die Schwarzen in Kalkgruben, die Weißen in den Sand; darin bestand die ganze Verschiedenheit des Sterblichkeitscharakters.

Man kann hieraus auf die Annehmlichkeiten schließen, welche die Residenz bot; der Fluß war öde, alle französischen Fahrzeuge hatten seit zwei Monaten die Colonie verlassen, deren Handel in der Winterzeit meist ruht; die wenigen Officiere der Garnison, die durch geistige Bildung Frankreichs Sitten übersiedelten, waren todt oder nach Galam, der Stadt des Goldstaubes, verreist.

Meine einzige Zerstreuung war ein regelmäßiger Spaziergang um die Zeit des Sonnenuntergangs. Dieser erstreckte sich von meiner Wohnung, am Ufer des Flusses, bis zum ziemlich nah gelegenen Palais des Gouverneurs. Ich pflegte immer um die Zeit in den Schloßhof zu treten, wo die Regimentsmusik den Nachtisch des Gouverneurs durch irgend eine Symphonie Beethoven's erheiterte. Beim Beginn meiner lyrischen Promenaden bestand das Musikchor noch aus der vorschriftmäßigen Anzahl von Gliedern: Flöte, Oboe, Posaune, große Trommel, halbe Mond, Horn, Triangel, Cymbeln. Gewöhnlich war ich der Einzige, der diese von den Eingebornen verachtete Zerstreuung suchte. Auf einer steinernen Bank sitzend, träumte ich mich voll Lust in das Herz meines entfernten Vaterlandes, und versäumte keinen Abend, mich auf diesem Platze einzufinden.

Eines Tages bemerkte ich nicht ohne Verdruß, daß die Flöte fehlte. Nicht daß man die Lücke im Ensemble merklich empfunden, aber ich hatte für jeden Einzelnen der braven Musiker eine wahre Zuneigung gefaßt, da ich ihnen den glücklichsten Augenblick jeden Tages verdankte. Als die Musik geendet, fragte ich den Director nach dem Grunde, warum die Flöte nicht erschienen.

„Die Flöte ist gestern an der Ruhr gestorben," antwortete er mir, während er das Elfenbeinstäbchen in die lederne Tasche schob. „Eine vortreffliche Flöte, die beste in der ganzen Armee. Es ist ein unersetzlicher Verlust, zumal für ein Land, wo sich schwer neue Musiker bilden lassen."

Ich bemitleidete mit dem Director die arme Flöte, und ging trauriger als gewöhnlich nach Hause.

Das Unglück verbindet schnell. Bald war ich ein Freund der Regimentsmusiker. Die Pünctlichkeit mit der ich mich bei ihren Concerten einstellte, war ihnen nicht gleichgiltig. Ich bemerkte unter ihnen auch einen noch sehr jungen Mann, blond und zart, ja selbst ein wenig melancholisch; das Instrument, welches er spielte, schien seiner Seelenstimmung wenig zu entsprechen. Er hatte die Pfeife, und blies sie zum Entzucken, ja er wandelte sie nach Harmonie und Zartheit zur Flöte um. Sie weinte mit ihm, sang und weckte alte Erinnerungen. Wahrhaftig, er war ein Poet auf seinem undankbaren Instrumente. Auf seinen Tönen schienen die sanften Abhange meines Vaterlandes vorüberzuschweben, unsre unter Weiden angelegten Barken, wie sie sich über das Meer neigen. Du, der durch Meere getrennt, fern vom Vaterlande gelebt, du kannst allein die zahllosen Erinnerungen nachfühlen, die ein örtlicher Duft, ein heimathlicher Accent, eine bekannte Farbe erweckt. Ich las einst in Afrika auf einer Schachtel, die von Frankreich kam: „Wilhelm, Stahlwaarenhändler zu Paris, Straße Vivienne." Ich küßte ehrerbietig die Schriftzüge, und weinte lange. Straße Vivienne! Paris!

Einige Tage nach dem Verlust der Flöte bemerkte ich, daß der halbe Mond nicht mehr in meine Ohren klang, und eine unselige Ahnung stieg in mir auf.

Sie war nur zu begründet. Todt, der halbe Mond wie die Flöte. Beide Musiker in einer bessern Welt.

Am vergangenen Abend hatte der halbe Mond seine Rolle auf Erden ausgespielt.

„Was wollen Sie?" sagte mir der Director, ein ehrwürdiger Künstler mit viereckigem Haupt und rother Nase, „die Colonie hat keinen Wein mehr; es kommt kein Fäßchen mehr von Bordeaux. Man gibt uns Rum zu trinken, und Rum in Wasser bringt uns um."

Ich wagte nicht, dem Director den Einwand zu machen, daß vielleicht eben der Rum ohne Wasser den unglücklichen halben Mond getödtet habe.

(Schluß folgt.)

George Joachim Zollikofer.

(Schluß.)

Was Leipzig betrifft, so soll schon der 1786 verstorbene Professor der Theologie Schwarz zu Leipzig, an einem neuen Gesangbuche für die Stadt Leipzig, wie wenigstens die Rede ging, welcher sich Referent genau erinnert, oder gar wie andere wollten, an einem allgemeinen Landesgesangbuche, längere Zeit gearbeitet haben, welches Letztere aber schwerlich Glauben verdient, aber auch das Beschwerliche dieses Unternehmens gefühlt, und es gegen seine Freunde geäußert, sein unvermutheter Tod aber diese Arbeit unterbrochen haben *).

*) Bis in die allerneuste Zeit hat sich kein Leipziger Prediger eines so ungemein starken Beifalls zu erfreuen gehabt, als Dr. Schwarz. Die große Paulinerkirche konnte die Menge von Zuhörern noch nicht fassen. Wer nicht schon wenigstens eine halbe Stunde vor Anfang des Gottesdienstes sich in der Kirche befand, der mußte froh seyn, wenn er nur ein Plätzchen zum Stehen bekam. Er predigte gewöhnlich wenn ihn die Reihe traf, und ließ nicht leicht einen Anderen für sich die Kanzel betreten, so sauer ihm auch bei seinen körperlichen Umständen (Schwarz war zu seiner Zeit die stärkste Mannsperson in Leipzig, so wie er auch unter die längsten daselbst gehörte), und übrigen Amtsgeschäften (er war auch Assessor im Leipziger Consistorio) das Predigen wurde. Die Vorträge, die ganz vorzüglichen Beifall erhielten, und die auch zum Theil gedruckt wurden, und Referent sämmtlich gehört, sind folgende: 1) Die gerechte Freude evangelischer Christen am dreihundertjährigen Gedächtnißtage der Geburt des großen Luther, am 21. Trinitatis-Sonntage den 9. November 1783 gehalten. 2) Gottes mächtige Unterstützung des von aller Welt verlassenen Luthers, auf dem Reichstage zu Worms, am Reformationsfeste 1785, gehalten. 3) Von den Verdiensten guter Lehrer der Religion, und von der Pflicht sie zu schätzen und zu preisen, die Gedächtnißpredigt auf seinen Collegen und intimen Freund, den Professor und Superintendent Dr. Körner zu Leipzig, am 2. Januar 1786 gehalten. Diese Predigt, die Schwarz unter Strömen von Thränen hielt, war so zahlreich besucht, daß auch auf den Altarstufen sich Zuhörer versammelt hatten. Schwarz starb auch noch gegen Ende des gedachten Jahres. Sein Leichenbegängniß war sehr feierlich. Mehrere hundert Studenten in ganz schwarzer Kleidung gingen Paarweise hinter dem Leichenwagen, und in einer der vielen Kutschen befand sich auch der geheime Kriegsrath und Bürgermeister Müller. Müller fuhr selten zur Leiche, und lehnte die an ihn ergangenen Einladungen unter mancherlei Vorwänd ab, selbst bei den Begräbnissen mancher seiner Collegen wurde er vermißt. Wem er diese letzte Ehre erwies, das mußte ein Mann seyn, den er ganz vorzüglich schätzte, wie dieß der Fall bei Schwarz, und späterhin bei Morus, und wie bald auch noch wiederholt gesagt werden soll, dieses bei Zollikofer der Fall war.

Zollikofer hat sich also gewiß durch seine Sammlung geistlicher Lieder, nicht bloß um seine, sondern auch um andere evangelische Gemeinden, ja man kann sagen, überhaupt um die evangelische Kirche ein bleibendes Verdienst erworben.

Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode wollte er bei abnehmenden, besonders Körperkräften, sein Amt niederlegen, und sich in sein Vaterland begeben; aber auf dringendes Bitten seiner Gemeinde ließ er sich bereden, auf seinem Posten auszuharren. So schmerzhaft auch sein Krankenlager war, so ertrug er doch diese Leiden mit der Geduld eines Weisen und Christen, der über Grab und Verwesung in jene Welt der Belohnung hinüberblickt, und sah dem Tode mit ruhiger Gemüthsverfassung entgegen. Sein Leichenbegängniß war sehr feierlich und zahlreich, über 300 Studenten, unter welchen auch Referent sich befand, einige Doctores jur. und med. und die Kaufmannsdiener der französischen Colonie, ganz schwarz gekleidet und in langen Trauermänteln, wie sie damals gebräuchlich waren, gingen Paarweise hinter dem Leichenwagen, und in zwölf hintereinander fahrenden Kutschen, die Referent auf dem Gottesacker gezählt hat, befanden sich aus der evangelisch-lutherischen Confession: der Rector der Universität, Pezold, der Capitular und Professor der Theologie, Morus, der Professor und Superintendent Rosenmüller, der geheime Kriegsrath und Bürgermeister Müller, Dr. und Professor Platner, der mittlere Diakon an der Thomaskirche Bernhardi, der Kreissteuereinnehmer Weiße, und noch einige Andere, auf die ich mich nicht mehr so genau besinnen kann. Es war das erste Mal, daß man viele Studenten, besonders Juristen und Mediciner, mitunter aber auch Theologen bei dieser Leiche in bunter, doch modester Kleidung, mit einem schwarzen Flor am Arme, sah, welches nachher mehr gebräuchlich wurde. Unter der großen Menge Zuschauer, welche sich auf dem Marktplatze versammelt hatten, bemerkte man auch den Pater Schneider von der katholischen Capelle. An Zollikofer's Grabe flossen unzählige Thränen, jeder wahre Christusverehrer, besonders seine Gemeinde hätte ihm ein viel längeres Leben gewünscht, denn obschon seine Todesstunde längere Zeit zuvor gefürchtet wurde, so kam sie doch noch zu früh. Doch sein Andenken

wird in der evangelischen Kirche nie untergehen. Auch nach dem Tode lebt er hienieden noch fort, denn:

Die Hülle, die ihn hier umschwebte,
Und die sein edler Geist belebte,
Zerfiel, doch Zollikofer lebt;
Er lebt hier fort in seinen Lehren,
Und lebt dort in der Geister Sphären,
Wo Sokrates und Jesus lebt.

Ein Prediger der evangelisch-reformirten Confession zu Halle, schloß in der dasigen Domkirche den nächsten Sonntag nach Zollikofer's Tode seine Predigt, in welcher er Zollikofer's in den rührendsten Ausdrücken Erwähnung gethan, mit den Worten:

Vollendeter! genieße Du
Im Grabe nun die stille Ruh'.
Einst gehn auch wir, o Herr der Zeit!
Durch Tod und Grab zur Ewigkeit.

M. Bergmann.

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Fortsetzung.)

Freilich ist es wohl möglich, daß er nie von diesem Lobe erfahren mag, denn die Vernunft kann Jenen verbieten, sich nicht in einen Streit gegen die Menge einzulassen, wo sie, ohne Jenem zu nützen, vielleicht selbst mit unterliegen müßten. Doch das Gefühl, daß es solche Menschen gibt, wird der Verkannte in sich tragen — und dieß Gefühl ist beseligend genug, ihn für alles Ungemach zu entschädigen. —

Aber ein noch größerer Feind, wie Interesse für den Autor, ist der Kritiker Interesse für den abgehandelten Gegenstand. — Wenn wir, und auch Andere, die uns und den Beurtheilten wirklich oder aus unseren Schriften kennen, bald das persönliche Interesse errathen und ihm abzuhelfen suchen (ich rede hier immer von Recensenten, denen es darum zu thun ist, eine gute Kritik zu liefern, ohne daran zu denken, selbst Lorbeeren zu erndten) so liegt die Vorliebe für den Gegenstand weit tiefer. — Er liegt oben auf, werden Einige schreien, ein Mensch liebt Gedichte, einer Romane u. s. w., wenn mir solcher Einwurf gemacht wird, dann ist es einmal an mir zu lächeln.

Vielleicht aber habe ich mich schlecht ausgedrückt und man versteht mich besser, wenn ich sage, daß ich weder Interesse für eine besondere Wissenschaft oder Kunst allein meine, sondern die Vorliebe, die man für etwas hat, was man selbst bearbeiten wollte. So hat man Interesse für das Weib eines Andern, wenn es vielleicht eine eigne Liebe aus der romantischen, grillenhaften Jugend ist; aber das Interesse wird immer gegen den Gatten gerichtet seyn. So wie hier das Gegen vorherrschend ist, so nicht minder auch da, wo wir ein Thema, das wir lange mit uns herumgetragen haben, und das uns so lieb geworden ist, daß wir es eben bearbeiten wollten, vielleicht schon angefangen haben, wenn wir dieß Thema plötzlich bearbeitet finden. Und wie der Fremde in unserem Beispiel wehmüthig auf das Weib blickt, für sich denkend, wie viel besser würdest Du es bei mir gehabt haben, — so auch der Mann, der sein Thema vor sich ausgearbeitet liegen sieht, „ist es möglich, daß er es so gut ausgearbeitet haben kann, wie Du es gemacht hättest, hat er es wohl auch so lange im Kopfe mit sich herumgetragen, und so viel daran gedacht wie Du — ist es nicht vielmehr das flüchtige Werk einiger müßiger Stunden?" —

Mit diesem Vorurtheile wird er zur Kritik schreiten, wie feindlich wird ihm alles begegnen, was nicht so ist wie er es gedacht, wie wird er Alles, was mehr ist, wie er wohl geschrieben hätte, als überflüssig verwerfen; gleich als wenn er das geliebte Weib an einen Mann geschmiedet findet, den er hassen muß. — Wie er aber minder die Frau bedauern wird, wenn sie seinem Freunde zu Theil ward, der mit ihm gleich denkt und handelt, — wie er dann nur für sich selbst Wehmuth fühlt, daß ihm die Geliebte nicht zu Theil geworden; so wird auch der Kritiker erst im Unmuth beruhigt, dann nach und nach für die Arbeit gestimmt, wenn er sie nach seinem Sinn, nach seiner Art zu denken angelegt und ausgeführt findet.

(Schluß folgt.)

Notiz.

[Schiller's Gustel von Blasewitz.] Das Dörfchen Blasewitz, am linken Ufer der Elbe, ein Stündchen von Dresden gelegen, ist schon als der Geburtsort des Capellmeister Naumann bekannt worden. Noch mehr aber durch den häufigen Besuch Schiller's, welcher, wie man weiß, eine Zeitlang das dem gedachten Dörfchen am andern Elbufer gegenüber liegende anmuthige Loschwitz bewohnte. Ob Schiller's Besuche auch der allerliebsten Gastwirthstochter in Blasewitz galten, vermag man nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Kurz, wegen ihr hatte sich der Gasthof zu Blasewitz eines starken Besuchs zu erfreuen, und Schiller verewigte sie bekanntlich in seinem „Wallenstein's Lager" unter dem Namen der „Gustel von Blasewitz." Diesen Namen führte sie in der That. Späterhin heirathete das hübsche Mädchen ein geachteter Mann in Dresden, wo sie noch jetzt, als hochbejahrte Witwe, sich aufhält. —

Auf Boerne's Grab.

Du liebtest Deutschland, darum schaltest Du's,
Du, Deines Deutschlands zürnender Genius;
Sey Dir die Erde leicht, Dein Himmelsgruß
Dir süßen Freiheitstraumes Hochgenuß!

Fr. Niemann.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 36. Donnerstag den 1. März 1838.

Correspondenzblatt.

Berlin.

Den 1. Januar 1838.

Das alte Jahr ist mit zwölf Glockenschlägen, mit den kreischenden Pfeifen unserer Nachtwächter und mit dem Klange von angestoßenen Gläsern, wobei dem neugeborenen Jahre aus vielen tausend Kehlen ein Begrüßungstoast gebracht ward, zu Grabe gebracht worden. Das Pfeifen der Nachtwächter um Mitternacht am 31. Decemb. hätte man für Ironie halten können, wenn diese armen Menschen nur die entfernteste Ahnung von Ironie hätten. Dazu gehört aber ein Grad von Bildung, der ihnen abgeht, und eine sorgenlose Behaglichkeit, denn fehlt die letztere, so wird aus Ironie Bitterkeit, und das Horn, das diese Nachtwächter tragen, und in das sie nur bei ausgebrochenem Feuer stoßen, ist wahrlich kein Horn des Ueberflusses.

Ich verschone den Planeten und dessen Leser und Leserinnen mit einer breiten Beschreibung der Weihnachtszeit, des Weihnachtsmarktes und der Ausstellung, die dann statt findet, noch weniger will ich sie, wie Gummi elasticum ausdehnen, und in solche das einschachteln, was hier auch schon früher zur Schau gestellt war, und was man in Buch- Kunst- und Musikhandlungen sehen und kaufen konnte. Es ist doch nur eine Modification der früher in den hiesigen Zeitungen eingerückten Artikel über Erzeugnisse der Industrie u. dgl., von dem schon vor geraumer Zeit in dem Planeten erwähnt worden, was es damit eigentlich für eine Bewandtniß hat.

In der Regel sind die Verkäufer bei jedem Markt oder jeder Messe, mit dem Absatz ihrer Producte oder Waaren unzufrieden; eine Erscheinung, die sich dadurch natürlich erklären läßt, daß im Leben sich Jeder in seinen Erwartungen und Hoffnungen getäuscht sieht; dießmal aber scheint die Klage über geringen Absatz mehr als die stereotype Redensart gewesen zu seyn, denn der Weihnachtsmarkt dehnt sich noch bis zum neuen Jahr hinaus, aber nach dem heiligen Weihnachtsabend war er schon wie ausgestorben, viele Buden blieben geschlossen, nur wenige waren geöffnet und erleuchtet, vor der sonst bestimmten Zeit wurden viele abgebrochen und man sah nur hin und wieder, wie nach einer verheerenden Feuersbrunst in einem Dorfe hier und da gerettete Hütten stehen, noch ein Paar Buden. Der Grund davon liegt eben wohl nicht allein im Mangel an Käufern, sondern auch weil sich in allen Gegenden der Stadt die Zahl der offenen Läden, wo man jedes Bedürfniß befriedigen kann, bis ins Unendliche vermehrt hat; ist nun das Wetter so unfreundlich, wie in den letzten Wochen des vorigen Jahres, denn nur zwei Tage während des Marktes machten darin eine Ausnahme, so wählt man den nächsten Laden, um seine Einkäufe für die Weihnachtszeit zu machen.

Herr Kasimir hat, wie alljährlich, seinen Pegasus wieder getummelt, er hat ihn bei der Feuersbrunst, der er in seinen Versen erwähnt, gerettet. Seine Verse lauten also:

In unserer Erinnerung
Herrscht noch die Angst und lähmt den Schwung
Der freudig frohen Phantasie;
Nur der Gedank' erhebet sie:
Daß die hohen und edlen Bewohner in Berlin
Uns Ihre Liebe nicht entziehn;
Und was ein edler Mann gethan,
Dem reihen Sie gewiß sich an,
Und werden wirkend hinzutreten,
Darum sind alle sie gebeten.
Es heißt ja: Krieg und heißen Brand
Segnet Gott mit milder Hand.
Sie werden, wie wir es verkünden,
Gute, schöne Waare finden:
Nürnberger und candirte
Braune Kuchen, wie verzierte,
Baseler, Französische, auch andere Art,
Einzeln und in Packeten gepaart,
Zuckerbilder groß und klein,
Die Kinderwelt mit zu erfreu'n.
Gebrannte Mandeln und Makronen,
Bonbons, verschiedene, als Citronen-,
Chokoladen-, Rosen-. — mehrere Nüsse,
Alle leicht, sehr gut und süße.
Devlsen-Bonbons, nett, sauber und fein,
Die zum Geschenk geeignet seyn.
Beachten Sie gütigst unsern Stand,
Vom Schloß hinunter zur linken Hand;
Die Bude mit unserer Firma benannt.
Geschäft ist (Gott geb' es) immer allhier,

Klosterstraße Nummer 104,
Ergebenste Wagner und Kasimir.

Aber nicht bloß hier, sondern auch in Breslau, wie man aus der dortigen Zeitung sehen kann, gibt es ähnliche Poeten. Als Beweis davon mag hier stehen:

Einladung.

Ich hatte mir es ja gedacht,
Daß Ihr mich nicht vergessen,
Und lade, dadurch kühn gemacht,
Euch wieder ein zum Essen.
Jedwedem, dem es bei mir schmeckt,
Ist wiederum der Tisch gedeckt,
Am fröhlichen Sylvester.

Erfüllet darum meinen Wunsch;
Ihr findet gute Fische,
Mehnklöße und ein Gläschen Punsch,
Und Fröhlichkeit am Tische,
Wenn Ihr Euch bei mir amüsirt,
Dann ruf' auch ich enthusiasmirt
Ein jubelnd: Prosit Neujahr!

Sabisch,

Neusche Straße Nro. 60, im schwarzen Adler.

Daß es nicht an Diebstählen aller Art hier fehlt, versteht sich von selbst; hauptsächlich nimmt die Zahl der Taschendiebe zu und sie finden sich überall ein, wo im Gewühl der Menge sie freien Spielraum haben. Die Weinachtszeit ist ihnen daher eine Zeit der Erndte. So wurde in Fürst's Wintergarten ein Taschendieb erwischt und verhaftet. Im Colosseum entkam Einer glücklich. Er hatte einem Anwesenden, einem Officier aus einer andern Garnison, der das Colosseum kennen lernen wollte, das Schnupftuch und mit solchem die Marke für den abgegebenen Mantel entwendet. Er löf'te sich hierauf den Mantel und ging in solchen gehüllt weiter. Doch in Danzig muß es noch weit gefährlicher seyn, denn dort hat sich ein Sicherheitsverein gebildet, dessen Mitglieder nicht allein die Nachtwächterposten und Nachtwächterwachen, sondern auch allnächtlich noch die sämmtlichen Wohnungen der unter policeilicher Aufsicht Stehenden revidiren. Ein solcher Verein ist ein thatsächlicher Vorwurf für Diejenigen, die ex officio für die Sicherheit der Bewohner einer Stadt sorgen sollen, dahin sollte es freilich zur Handhabung der Policei nicht kommen: es bleibt indeß ausgemacht, daß keine Policeibehörde recht wirksam seyn kann, wenn ihr nicht alle rechtlich gesinnten Bürger zur Beförderung des allgemeinen Besten, aus freien Stücken, werkthätig dazu die Hand bieten. Dazu gehört aber, daß sie sich das Vertrauen, die Achtung und Zuneigung der Besseren zu erwerben sucht, und wo diese fehlen, kann man den Spruch anwenden:

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keine hat, hat keine noch begehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Dresden.

(Fortsetzung.)

Wenn man correspondirt, da merkt man erst recht die Ironie des Schicksals, welche Ernstes und Lächerliches, Erhabenes und Läppisches bunt durch einander wirft; denn kaum hat man das erhebende Ende eines gefeierten Mannes erzählt, so gilt es auch schon, die komischen Folgen einer Nasführung beim Glase Wein oder Bier zu berichten. Daher muß ich immer lachen, wenn die Correspondenten sich abquälen, in ihren Berichten von einer Thatsache zur andern nur mittelst motivirten und vorbereiteten Ueberganges zu gelangen, als wollten sie das ganze Leben nach dauerhaften Styl-Regeln zuschneiden. Wenn's denn manchmal gar nicht gehen will, rufen sie mit sauersüßem Gesicht aus: „Ein Correspondent muß ohne viele Umstände frisch darauf los erzählen." Von diesen kunstsinnigen Berichterstattern macht jedoch der Dresdener Correspondent der Zeitung f. d. elegante Welt, eine rühmliche Ausnahme. Er erzählt im allerschönsten Bettelvogtstyl, wie ihm der Schnabel, oder vielmehr die Pfote gewachsen ist. Ich begreife gar nicht, wie sich ein Blatt mit den Geistesexcrementen solcher Menschen beschmutzen kann, die für ihr Menschenthum keinen bessern Beweis vorbringen, als daß sie zum Geschlechte der Säugethiere gehören. Es könnte der eleganten Zeitung nicht schaden, wenn sie sich im Leipziger Jordan die Spuren ihrer hiesigen Verwandtschaft abwusche. Ich will ihr zu diesem Bade gern die Seife liefern. Wünscht sie denn, wie es fast unverkennbar ist, durch jene Literaturwanze mich mit aller Gewalt zum Kampfe zu reizen — jetzt, „wo sich die Guten eng verbinden sollten" — nun wohlan, so wollen wir sehen, welcher Stahl bessere Funken gibt. Dieß als Antwort auf die letzte boshafte Aeußerung der eleganten Zeitung, die gegen mich, beim Barte des Propheten, so zum Lachen wenig animi elegantiam bewiesen hat, daß man ihr aus dem neuesten Complimentirbuche vorlesen möchte, um ihr fürerst nur die nothdürftigste, hausbackene Lebensart beizubringen. — Doch nun zu meiner schönen Geschichte, zu welcher ich durch einen etwas kriegerischen Uebergang gelangt bin. In einer hiesigen lustigen Gesellschaft also haben sie die scherzhafte Gewohnheit, einander zu mystificiren, um sich dann über den Hintergangenen halbtodt zu lachen. Unlängst war dort beschlossen worden, einen der Leichtgläubigsten in dem Conventikel einmal ganz ungeheuer zum Narren zu haben, wozu die zweckdienlichsten Anstalten getroffen wurden. Als nun zur festgesetzten Stunde der Auserwählte in das Versammlungszimmer tritt, fragt Einer wie zufällig seinen Nachbar: „Der Leichnam ist also seit 200 Jahren nicht im Mindesten verwes't?"

„Nein, nicht im Mindesten," lautet die Antwort: „sogar die Uniform, und, was das Wichtigste ist, sogar jene merkwürdigen Documente sind ganz unversehrt."

Der Gefoppte — wie die Foppenden ein höherer Staatsdiener — spitzt die Ohren, setzt sich zu dem Erzähler und fragt angelegentlich: „Von was, um Vergebung, reden Sie? Ich habe mit Erstaunen" —

„Allerdings ist der Vorfall interessant und für die Wissenschaft von Bedeutung," erwiedert der Spaßmacher, „denn hören Sie: In Pesterwitz hat man vorgestern einen Holk'schen Jägeroberst ausgegraben und wichtige Papiere bei ihm gefunden, woraus sonnenklar erhellt, daß Wallenstein dennoch, so sehr es jüngst auch bezweifelt worden ist, mit den Schweden geheime Unterhandlungen gepflogen hat. Noch vieles Andere, für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges höchst Wichtige, ist in den Documenten enthalten, was mir aber mein Vater, der dortige Gerichtshalter, noch nicht anvertrauen wollte."

Bei diesen Worten zieht der Schelm ein nachgemachtes Papier hervor, wodurch dem Genannten jeder etwaige Zweifel an der Wahrheit des Gesagten entwunden wird. Am nächsten Morgen hat er nun nichts eiliger zu thun, als die wichtige Neuigkeit überall zu berichten und heilig zu betheuern, daß es seine Richtigkeit damit habe, indem er mit eigenen Augen ein Stück von den aufgefundenen Documenten gesehen. Das klang Alles im Grunde gar nicht so unglaublich, denn in der That haben sich Leichname und wohlverwahrte Papiere in trocknem sandigen Boden, von dem sie hoch bedeckt waren, Jahrhunderte lang erhalten. Es war deßhalb kein unbedachter Schritt, als die Gesellschaft für vaterländische Alterthümer — Andere sagen, die Commission der öffentlichen Sammlungen — eifrige Nachforschungen über das erfahrene Gerücht anstellte, aber sich natürlich leider bald in ihren Erwartungen getäuscht sah. Den Veranlassern des Scherzes ist dieser Erfolg, wie sich von selbst versteht, höchst unangenehm gewesen, da der unschuldige Schabernak nicht über die Grenzen ihrer Bekanntschaft hinausgehen sollte.

Es beginnt jetzt ein neuer Lehr-Cursus der Stenographie unter Leitung des vom Staate besoldeten Stenographen, Herrn Wigands, woran früher nur gegen Ausstellung des Reverses der Antheil gestattet wurde, daß man zu jeder Zeit der Regierung als Stenograph zu Gebote stehen wolle. Dießmal jedoch hat das Ministerium des Innern einer Anzahl junger Gelehrten die unentgeltliche Theilnahme an dem stenographischen Unterricht ohne solchen Revers gewährt.

(Schluß folgt.)

Breslau.

Januar 1838.

(Hundeangelegenheiten. — Wintergarten.)

Mit dem neuen Jahre ist nun auch endlich die Hundesteuer ins Leben getreten, an der man nur das Einzige auszusetzen hat, daß sie zu niedrig ist. Viermal so hoch, wäre nicht zu hoch gewesen; die meisten Vergnügungen kosten Geld, viel Geld, warum soll nicht, wer sich einen Hund zum Vergnügen hält, dieß mit einem Thaler monatlich bezahlen? Noch dazu ist dieß kein Vergnügen wie andere, die Niemandem schaden, sondern wie viele dieser Hunde von unfriedlicher, bissiger Natur peinigen und ennuyiren alle Menschen. Es ist doch wahrlich nichts weniger als angenehm, in eine Stube zu treten, und gleich einen solchen Köter in die Beine fahren zu sehen, der mit seinem Gebell eine Viertelstunde lang jedes Gespräch unmöglich macht, bis er von seinem Herrn in einen Winkel gejagt wird, und von da hervor knurrt, und des Gastes Kleider und Gliedmaßen beständig bedroht. Und wer erst so unglücklich ist, einen Stock zu tragen, der wird beim besten Willen nie in Ruh' und Frieden mit dem Hundegeschlecht leben können. Bei dieser Hundesteuer haben wahrlich die Nichthundebesitzer auch ein Wort mitzureden, zu deren Unbequemlichkeit und Aergerniß die Hunde gehalten werden.

Die Hundesteuer ist aber viel zu niedrig, weil dadurch weder ein bedeutender Nutzen für die Armen — der Ertrag dieser Steuer ist für sie bestimmt — noch die andere Wohlthat: Verminderung dieser Bestien ganz genügend hervortritt. Eine so kleine, so unbedeutende Summe, von 6 Gr. monatlich, treibt jeder Hundebesitzer, (die gewöhnlich für die Hunde eine ungeheure Schwachheit, und mehr Liebe wie für die Kinder besitzen) auch der Aermste auf. Es wird da und dort gespart, die Kinder bekommen nicht satt zu essen, wenn nur die „Töle" genug hat. Und wegen des Ertrages für die Armen... Ref. hat vielfach gehört, daß wohlhabende Hundebesitzer die, höchst gelinde gesagt, Nichtswürdigkeit gehabt haben, weil sie Hundesteuer geben müssen, keinen Beitrag für die Armen mehr zu zahlen. Solche engherzige Hundenarren sollten gezwungen werden, den zwanzig-, den funfzigfachen Betrag der Steuer zu zahlen, das hieße dem menschlichen Gefühle gemäß gehandelt, und sollten außerdem die Namen solcher Leute veröffentlicht werden.

Bevor die Hundesteuer eingeführt wurde, entstand lebhafter Streit in öffentlichen Blättern darüber und besonders Herr Dr. Grattenauer — dessen wunderbare Schreibereien schon manchmal zur allgemeinen Belustigung gedient haben, und der ganz unbegreiflicher Weise bei manchen alten Breslauern in dem Geruche sieht, die spitzigste, schärfste Feder zu führen, während seine ganzen Schreibmanöver durchaus nichts Künstliches, Geistreiches, noch Außerordentliches verrathen — kämpfte tapfer auf Seiten der Hunde. Als nun die Hundefrage schon hin und her besprochen worden, ließ Dr. Grattenauer in der Breslauer Zeitung einen Artikel los, der allgemeine Heiterkeit verbreitete, und dem er die Ueberschrift gegeben: „Humane Canität. Canine Inhumanität." (In solchen Ueberschriften ist der Doctor groß, er könnte damit den ärgsten Hypochonder curiren.) In diesem Artikel bekämpfte er nun durch eine Menge Notizen die Behauptung eines Gegners: daß Menschenliebe und Hundeliebe sich entgegengesetzt verhalten — welches gewiß in den meisten Fällen wahr ist. Zu Herrn Dr. Grattenauer's Aufsatze mußte sogar die Bibel herhalten, und seiner Meinung nach sollte man sich sogar schon im alten Testamente gegen die Hundesteuer ausgesprochen haben. Er citirte Moses und Tobias. Besonders Moses, meinte er, hätte im 5. Buch, Cap. 23, V. 18, seine Meinung über diesen Gegenstand gesagt. Vielleicht hat sich Moses auch ein Pinscherchen gehalten. Schade, daß er nicht Breslauer Stadtverordneter ist. Herr Dr. G. sagte in dem bez. Artikel: „Der Hund (das Geschlecht, schäbige, bissige, boshafte, nichtswürdige, gibt es in jedem,) hat nicht bloß alle menschlichen und bürgerlichen, sondern sogar alle christlichen Cardinaltugenden, Liebe, Treue, Geduld, Demuth, Gehorsam, Bescheidenheit, Versöhnlichkeit, Anstelligkeit, Dienstwilligkeit, Genügsamkeit, Fügsamkeit, Entsagung, (es wird immer besser!) Ergebung in den höhern Willen und Zufriedenheit mit dem ihm von der göttlichen Natur bestimmten Schicksale. Die wenigsten Menschen besitzen sie und die allermeisten haben alle entgegengesetzten Untugenden und Laster." Weiter erschreckte uns eine Stelle, wo er von den „sich nach Abzug der Hundesteuer-Administrations-Kosten vielleicht ergeben den Ueberschüssen" sprach. Wie schon gesagt: die Steuer ist zu niedrig, mehr Geld, weniger Hunde. Ueberhaupt sollte

man den Luxus-Steuern, die nur die Reichen treffen, denen Jeder noch dazu ausweichen kann, immer das Wort reden.

Seit den Weihnachtsfeiertagen sind wir Breslauer ganz entzückt, „ganz entzwei vor Freuden," wir haben einen Wintergarten, einen wirklich großartigen Wintergarten, wohin Alles gaffen läuft, und wo man sich später zu amüsiren hofft, vorläufig hat Jeder und Jede noch den Mund vor Erstaunen, vor Verwunderung offen. In einem entlegenen Stadttheile, „der Hinterdom" genannt, der sich sonst eben nicht durch große Gebäude oder irgend etwas Schönes auszeichnet, hat Hr. Kroll, den Breslauern schon genugsam bekannt als Gründer einer Badeanstalt, die in solcher Vollständigkeit wohl wenig Städte aufzuweisen haben, einen Wintergarten angelegt, der auch der größten Hauptstädte würdig wäre. Dieser große Saal mit den beiden Seitengängen, den Bogen ꝛc. wird auch bis jetzt häufig — trotz eines Entrées von 8 Groschen besucht. Etwas Außerordentliches bei den Breslauern, besonders den Breslauerinnen, die nicht gern Entrée zahlen. Herr Kroll beabsichtigte auch in seinem Wintergarten ein paar Redouten zu geben, und am 5. Januar fand wirklich die erste statt; indeß bei einem Entrée von einem Thaler, welches für Breslau sehr hoch ist, hätten wir doch etwas mehr erwartet. Die Beleuchtung war nicht einem solchen Locale angemessen, und überhaupt für das dreifach erhöhte Entrée nichts Besonderes zu sehen oder zu hören. Wie wir vernehmen, sollen für die zweite Redoute einige Arrangements zum Vergnügen der Besucher getroffen werden. Uebrigens war die erste Redoute ziemlich zahlreich besucht, und sollen sich viele anständige Damen dort befunden haben. Jedoch glaube ich nicht, daß man im Stande ist, die Redouten hier wieder zu Ehren zu bringen, sie sind hier zu tief gesunken, und nur eine ganz ausgesuchte „Damengesellschaft" auf ihnen zu finden; keineswegs Damen zweideutigen Rufes, selbst solche halten es „unter ihrer Würde" dahin zu gehen. Außer diesen Nebelmädchens findet man nur Libertins, Lüstlinge und Ausschweiflinge aller Stände und jeden Alters auf unsern Redouten. Um jedoch wieder auf die Kroll'sche Redoute zu kommen, dort war es gewaltig langweilig, denn uns fehlt vorläufig noch ganz das Verständniß für ein solches Vergnügen, das müßten wir den Südländern erst ablauschen. Bei uns artet auf Redouten die Maskenfreiheit zu leicht in Frechheit und Gemeinheit aus, — die reichen jungen Herrn würden nach jahrelanger Verwöhnung sich doch gar zu schwer entschließen, sich etwas anständiger zu benehmen — und nicht feinem Scherz, geistvollem Witz, sondern plumpem Spaß, beleidigendem Spott begegnet man hier. Die Antwort sind gewöhnlich Schimpfreden, und hat der Gegner „Courage" so ist die Prügelei fertig; die bewaffnete Macht muß einschreiten, und man sperrt Türken und Juden in dasselbe Loch.

In diesen Tagen sahen wir Breslauer auch ein seltenes Schauspiel, eine große Schlittenfahrt, welche der hohe Adel entrirt hatte. Sie fiel ziemlich glänzend aus; es war eine durchweg „noble Gesellschaft," welche einmal dem Plebs ihre Jäger, Bediente und Vorreiter zeigte. Den meisten Staat hatte der Graf Henkel entwickelt, der die Reihe eröffnete. Ueber Literarisches ꝛc. in der andern Abtheilung dieses Berichtes. Ueber das Theater, welches Herr Haake trotz aller Vermuthungen doch noch bis Mitte 1840, wo das neue Theater stehen soll, behält, wenn nicht... Doch davon im Theaterblatte.

Hannover.

Ende Januar 1838.

Ihr naht euch wieder, Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf.
Gleich einer alten halbverklung'nen Sage
Kommt erst Lieb' und Freundschaft mit herauf.
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden,
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Goethe.

Freiheit! Freiheit! Wir sind im Trocknen! Dieß sprechen wir freudig, nachdem wir dem alten Jahre Ade gesagt und dem neuen Willkommen entgegengerufen und alle unsere Lieben glücklich und wohl mit herüber gebracht haben.

Mit dem Beginnen des neuen Jahres scheint in unserer Residenz — nach den freundschaftlichen, liebevollen Mittheilungen mehrerer arbeitsfähiger Zeitungsschreiber — der Stammsitz der Mährchen und Wunder*), Alles aus dem Schlummer erwacht, und die Schleusen und Canäle des regen öffentlichen Lebens geöffnet zu seyn. Eine Fluth von Gratulanten per Pedes und per Axe wogte Straß' auf und Straß' ab. Der Eine bringt honigsüße Worte zum Opfer, ein Anderer erscheint auf Pergament, ein Dritter kritzelt gebückt im Vorgemach in leserlichen Schriftzügen seinen Namen und Vornamen mit genauer Bezeichnung des Standes in das Buch der Thorheiten und während die Königl. Policei-Direction bekannt macht, daß den Fegeweibern**) das Gratuliren, zu deutsch: das Betteln untersagt sey, machen uns die geschäftigen Diener der Themis die Visite und wünschen — Geld. Wofür? das mögen die Götter wissen. Ihr Wunsch, der sich drehen und wenden läßt, kann bedeuten: Sie wünschen Glück, daß wir mit ihrer Gebieterin in keine unangenehme Berührung gekommen, oder aber: daß wir der festen zärtlichen Umarmung der besagten Jungfrau, ihrer Schutzpatronin, glücklich entkommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist zu bedauern, daß die Herrn Kannengießer der gehörnten Siegfriede, Kobolde, Molche und Drachen nicht Erwähnung gethan, die hier hausen; wahrscheinlich hätten wir unter jenem Ungeziefer, die von der Schwindelei und Schwärmerei ergriffenen politischen Correspondenzler erkannt, die glauben befugt zu seyn, Jedermann mit sehenden Augen blind zu machen.

**) Dieses sind die Straßenconservateure. Man kann es der Königl. Policei-Direction nicht genug Dank wissen, daß sie dem Vordringen dieser Restauranten gehörige und kräftige Schranken setzte. Eine gleiche Maßregel gegen das andere Coliber dürfte eben so recht als billig erscheinen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 37. Montag, den 5. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Pfeife.
(Schluß.)

Mein Schmerz war tief; doch blieben uns noch die Oboe, die Posaune, die große Trommel, das Horn, der Triangel, die Cymbeln und auch die Pfeife. Die Pfeife ward immer trübsinniger, und gab auf ihrem armseligen Instrument die Trauer ihres Herzens wieder. Hätte Beethoven diese Künstlerseele geahnt, er würde sicher einige besondere Noten für die Pfeife in eine seiner bewunderungswürdigen Compositionen eingelegt haben.

Mein Mißgeschick war noch nicht zu Ende. Die Oboe und die Posaune folgten der Flöte und dem halben Mond bald nach, und das hienieden begonnene Quatuor vollendete sich im Himmel.

Die stolze Musik des Gouverneurs beschränkte sich nun auf die große Trommel, Posaune, den Triangel, die Cymbeln und die Pfeife. Mancher Verstoß gegen die Harmonie wurde jetzt hörbar, aber wer durfte sich beklagen, ohne undankbar zu seyn.

Die Verwüstungen des Winters gingen ihren alten Gang. Der Regen ließ nach, aber trockene Orkane strichen über die Sahara und vergifteten die Luft. Ganze Caravanen, Menschen, Kameele und Zelte wurden durch die Stürme der Wüste fortgeführt.

In dieser Zeit dachte ich ernstlich an eine Veränderung meines Aufenthalts, und beschloß, mich nach der Insel Gorea zu begeben, die ungefähr vierzig Meilen von St. Louis, sich südwarts ins Meer erstreckt. Gorea ist ein kleiner, einzeln gelegener Felsen, den das Meer von den fauligen Ausdünstungen des Festlandes scheidet; es ist die rettende Zuflucht für die Opfer des Winters. Unglücklicherweise beginnen die Auswanderungen meist erst gegen das Ende der verderblichen Krisis, wenn man sich kräftig genug glaubt, die Beschwerden der Ueberfahrt zu ertragen. In einem wie dem andern Welttheile denkt man erst an die Gesundheit, wenn man sie verloren.

Obgleich ich selbst nicht der Herstellung bedurfte, war mir doch Ruhe nöthig. Wenn man rings von Kranken und Sterbenden umgeben ist, ist die Gesundheit selbst nur eine Genesung. Ich bedurfte einer heiterern Umgebung, als diese verödete Natur, den unter dem Fieber dahinschleichenden Fluß, diese Bäume ohne Schatten und diese Wüste voll tödlicher Ermattung. Ich mußte Berge besteigen, das Wasser der Felsenquellen trinken und mit voller Brust die gesunde stärkende Luft des Oceans einathmen.

Mein Entschluß war gefaßt, die Reise auf einem Kutter nach Gorea beschlossen; von Gorea wollte ich mich bei Eintritt des Frühjahrs nach Europa einschiffen. Vor meiner Abreise von St. Louis trieb mich das Verlangen, meine unglücklichen Musiker noch einmal zu sehen. Ich hielt es für heilige Pflicht auf diesem fremden Boden, ihre Aufträge nach Frankreich zu übernehmen. Nachdem Alles gepackt, begab ich mich in das Palais des Gouverneurs, wo überdieß mein Paß visirt werden mußte.

Es war ein sogenannter Wintertag mit allen Schrecken der dortigen Natur. Die Luft strömte wie aus einem Feuerofen und schien die scharfen Zweige der Palmbäume zu röthen. Mit hohlem Tone sprangen die Hülsen des Affenbrots, und lösten sich von den dürren Zweigen. In vielen Hütten, die der Sturm entwurzelt, sah man das schwarze Gestein des Heerdes durch die Trümmer schimmern. Der Sand floß unter den Füßen und man sank in denselben bis an die Kniee. Oben im schwülen Luftraume schrieen Pelikane vor Freude, und ließen kleine Fische aus dem Schnabel herabfallen, die sie in zu großer Menge verschluckt. Nur hier und da zeigte sich eine alte Negerin in der Hüttenthür, Hirse in einem gleich ihr abgestumpften Mörser stampfend. Es regnete Sandkörner, welche die Haut wie Funken verbrannten.

Endlich kam ich an; aber der Schloßhof des Gouverneurs stand öde; keine Musiker. Sie waren nicht gekommen, obgleich die bestimmte Stunde schon vorüber. Wie! alle todt! seit zehn Tagen; in zehn Tagen war kein Einziger der Krankheit entgangen! Es schien jedoch vernünftiger, anzunehmen, daß die überlebenden Künstler, nach dem Verlust der Flöte, des Oboes, der Posaune und einiger anderer ihnen gefolgten Instrumente, das Concert gänzlich hatten aufgeben müssen. Wie schlecht kannte ich die militärische Strenge!

Kaum hatte ich in mir diesen beleidigenden Zweifeln Raum gegeben, als ich unter der Hofpforte des Palais den Musikdirector des Regiments erscheinen sah. Sicher folgten ihm seine wenigen Gefährten; meine Ungeduld war groß, mich von ihrer Zahl zu überzeugen.

Der Erste, der nach ihm eintrat, war der Pfeifer. Ach! der Erste war auch der Letzte; die Pfeife war allein.

Der Director machte bei meinem Anblick ein Zeichen, das eine ganze Geschichte enthielt. Dieses Zeichen wollte sagen: „die große Trommel ist todt, der Triangel ist todt, die Cymbeln sind todt, Alles ist todt, und wir Beide, ich und die Pfeife, wollen auch sterben."

Gleichwohl gingen sie bis unter die Fenster des Gouverneurs, um ihr letztes Solo auf der Erde auszuspielen.

Die Pflicht sagte ihnen nicht, wie Napoleon zu einem seiner Hauptleute: „Sie nehmen hundert Mann, besetzen den Brückenkopf und lassen sich tödten!" Aber die Disciplin hatte gesagt: „Director, Ihr werdet mit der Pfeife vor dem Gouverneur spielen und sterben."

Sie hatten gehorcht. Ich mag das traurige Aussehen des Directors nicht schildern. Er, der früher die große Trommel an Fülle beschämt, dessen Backen ewig Posaune zu blasen schienen, trug kaum die Haut noch auf den Knochen, oder unter den Knochen, denn diese durchbohrten die Haut. Wahrscheinlich trank er jetzt selbst keinen Rum mehr mit Wasser; der Rum war beseitigt. Von seiner frühern Würde war ihm nur das Stäbchen und die stete Kopfbewegung geblieben, womit er den unter seiner Aufsicht stehenden Musikern, das raschere oder langsame Tempo bezeichnete. Auch jetzt schien er nach alter Gewohnheit, noch sie zu leiten.

Der Pfeifer rührte mich. Seine fleischlosen Hände zogen langsam das Instrument, auf dem er spielte, aus einem kleinen Etui, und die bleichen Lippen spitzten sich, um den Ansatz zu finden. Er zitterte; eine nervöse Aufregung fieberte durch seinen ganzen Körper, und mehrmals fuhr er mit den Fingern durch die vom Schweiß gebadeten Haare; nur mit Mühe hielt er sich auf den Füßen.

Mit einer Bewegung aus den alten Zeiten seiner Würde gab der Director dem Orchester das Zeichen zum Anfang.

Die Pfeife begann. Ich habe nie den Text zu der Arie kennen gelernt, welche er spielte, aber die Weise war mir bekannt. Ein Musikverständiger hätte sie vielleicht zu einfach gefunden, mich erschütterte sie bis zum Grund der Seele. Es war ein Lied aus meinem Vaterlande, wie das, welches ich ihn zuerst hatte spielen hören. O, wer vermag bei einem Liede aus der Heimath fühllos zu bleiben! Er kennt den Schmerz nicht. Bis dahin hatte er nur für die Andern gespielt, jetzt spielte der Pfeifer für sich. Der arme junge Mann versetzte sich wahrscheinlich mit seinem Instrument in irgend eine gute Garnisonstadt, im Augenblick der Parade, wenn die jungen Mädchen vom Spaziergange zurückkehren und eine Reihe bilden, um den Pfeifer vorüberziehen zu sehen, den von Allem, was ein Grisettenherz im Busen trägt, so angebeteten Pfeifer! Vielleicht hatte er poetischere Träume; ich weiß es nicht. Wie dem auch sey, er blieb bis ans Ende Meister seiner Bewegung. Als er geendet, drückte ihm der Director, der die verdienstliche Anstrengung seines Orchesters wohl begriffen, kräftig die Hand.

Der Pfeifer, nachdem er sein Instrument wieder ins Etui gesteckt, kam auf mich zu, und sprach, indem er mir es überreichte:

„Da ich nicht mehr spielen werde und Sie bald nach Europa zurückkehren, so bitte ich Sie, das Instrument meiner Mutter zu überbringen. Ich heiße Emil Dar."

Mein Brief war endlich zu seiner Adresse gelangt.

Wie sehr wünschte ich von der Freude des Emil Dar erzählen zu können, als er erfuhr, daß er reich geworden, von seiner Rückkehr nach Frankreich, von seinem und seiner Mutter Glück. Wie gern möchte ich bestätigen, daß ihn die Seuche nicht hingerafft, schon wenig Tage nach unserer letzten Zusammenkunft bei den prachtigen Concerten d s Gouverneurs vom Senegal; aber diese Freude des Geschichtserzählers ist mir versagt. Ich habe nichts mehr erfahren können.

Den folgenden Tag war ich nicht mehr in der Colonie.

Die Pfeife des Emil Dar übergab ich dem Lieutenant eines Kauffartheischiffes, das von Gorea nach Cherbourg ging. Ob das Instrument an den Ort seiner Bestimmung gekommen, ist mir nie bekannt geworden.

Vielleicht hat es das Zollamt in vier Stücken zerbrochen, um sich zu überzeugen, daß es keinen Goldstaub enthielt.

Die Kunst Wind zu machen.

Es ist sehr befremdend, daß man den Nutzen der herrlichen Windmacherkunst noch in Zweifel zieht. Seht nur eure Leute recht an, wodurch sie geworden sind, was sie sind. Es war nicht ihre Geschicklichkeit, Weisheit, Gelahrtheit — sie machten nur zur rechten Zeit ein wenig Wind. Sie selbst hören es gern, wenn man ihnen mit aller Freimüthigkeit sagt: „Ihr Ruhm hätte sich auf den Flügeln des Windes erhoben und verbreitet."

Man bilde sich aber nicht ein, daß das Windmachen leicht sey; nein, es ist eine wahre Kunst, so gut als Musik, Politik, Mechanik, Mathematik u. s. w. Es ist eine köstliche Naturgabe — es gehört dazu ein großes Talent! Man lernt so etwas nicht fürs Geld.

Ich kenne Leute, brav, gelehrt, kenntnißvoll, dienstfertig, aufrichtig, tugendhaft — es sind aber doch arme Teufel. Sie verstehen es gar nicht, Wind zu machen. Sie bilden sich ein, Kenntnisse sollen sie empfehlen, Redlichkeit solle für sie sprechen, ihre Dienstfertigkeit solle sie beliebt machen. Possen! — dergleichen Leute bleiben mit ihrer Kenntniß und Rechtschaffenheit hintenan, sie taugen nichts fürs Vaterland — laßt sie auswandern oder Copisten werden, da sind sie am rechten Orte! Um ein großer Mann im Staate zu seyn, sind Einsichten und Tugenden sehr entbehrlich. Windmacherei hingegen ist nöthig, wie die Luft zum Athemholen. Ein Beispiel! —

Herr Peter Null ist ein ganz gemeiner Kopf, hat wenig gelernt und weiß daher auch wenig davon, was dem Lande und der Stadt wohl oder wehe thut. Trotz dem hat er sich zu Aemtern emporgeschwungen und hilft die Stadt mit regieren, ohne von dieser Kunst mehr zu verstehen, als der Stiefelwichser, der ihm den Rock ausbürstet. Wie machte er's? — Durch Wind. — Er gab sich die Miene, als verstehe er Alles am Besten; auf der Bierbank hatte er immer das große Wort allein; wenn er einmal an den unrechten Mann kam, klingelte er mit seinen Thalern in der Tasche, und Jedermann gab ihm Recht und Beifall. Dann sprach er viel von Religion; da sagten die Bürger: Holla, der ist unser Mann! Der hat noch Religion! — Wenn's um eine Wahl zu thun war, beklagte er sehr mitleidig die reichen Bürger, eiferte gegen alle Abgaben, gegen Gesetze u. s. w. Da sagten die Bürger: Holla, der ist unser Mann; der versteht das Regieren aus dem Fundamente, den müssen wir wählen!

Jetzt ist nun Herr Null gewählt und hilft regieren nach Herzenslust. Wie macht er's? Da er nicht Kopf genug hat, Einrichtungen zum Besten der Stadt zu machen, so nimmt er eine sehr fromme und hohe Miene an und spricht: „Ich bin der Meinung, man lasse es beim lieben Alten bewenden. Ich hasse alle Neuerungen. Hat die Welt so lange beim Alten gestanden, so hält sie jetzt auch fest, und wird uns nicht über dem Kopf zusammenstürzen." — Und so bleibt der alte Schlendrian und die Bürger sagen: „Holla, das ist ein wahrer Vater der Stadt; der ist mit seinen breiten Schultern die einzige Stütze derselben. Dächten alle Leute wie er, das Schießpulver wäre noch nicht erfunden!"

Hieraus erhellt deutlich, daß man, ohne Kopf zu haben, für einen Mann von Kopf passiren und eine große Rolle spielen könne, wenn man die Kunst ausstudirt hat, Wind zu machen. — Leute hingegen, die auf stilles Verdienst bauen, nicht viel Worte machen, sie an Anderen Windbeutelei nennen, oder Charlatanerie, Hasenfüßlerei, Bocksbeutelei, Klingklang — die sind zu bedauern. Man zuckt die Achsel und läßt sie gehen.

Eine gewisse artige Unverschämtheit, eine gewisse Manier von sich selbst dieß und das Schöne den Leuten wissend zu machen; eine gewisse Impertinenz, Andere ins Gesicht zu loben über gar nicht lobenswürdige Dinge (wenn man sie schon hinter dem Rücken auslacht); eine gewisse allerliebste Niederträchtigkeit, vornehmen Leuten Recht zu geben, wenn sie Unrecht haben; eine anmuthsvolle naseweise Dummdreistigkeit, über Dinge groß zu sprechen, von denen man nichts versteht; die Kunst, zu poltern und zu toben, wenn man sich fürchtet; die Kunst, sich im rechten Tempo lang und wieder kurz zu machen, wie ein Regenwurm — das sind erhabene Sachen, die Jedem, der etwas gelten will, empfohlen werden müssen — dieß ist der Inbegriff der Windmacherei.

Merkwürdiger Fall mit einer Riesenschlange.

Der nachstehende Fall möge einen Beleg für die Behauptung abgeben, daß man sich, selbst in Menagerieen vor allzugroßer Keckheit gegen wilde Thiere in Acht zu nehmen habe.

Vor mehreren Jahren wurde in Dublin in einer Menagerie unter anderen wilden Thieren auch eine Boa constrictor gezeigt. Das Thier, welches in einem seiner Größe angemessenen hölzernen Kasten lag, hatte eben ein Kaninchen verschluckt und Mehrere von den Zuschauern wollten diesen selten eintretenden Verschlingungsproceß sehen. Einer derselben bog sich mit dem Gesicht über den Rand des Kastens, um die Schlange, welche anscheinend ruhig lag, genauer zu beobachten, bemerkte jedoch in demselben Augenblicke, daß das Thier sein Auge voll auf ihn richtete. Er hatte kaum so viel Zeit, den Wink zu benutzen und seinen Körper zurückzuziehen, als die Schlange sich aufschnellte und auf derselben Stelle, wo sein Gesicht gelegen hatte, mit dem Rachen in den Teppich fuhr und denselben so fest und entschlossen festhielt, daß es der mehr als 5 Minuten lang vereinigten Kraft zweier Wärter bedurfte, um es ihm wieder zu entwinden. An dem skelettirten Schädel eines jener Kriechthiere hat man die Bemerkung gemacht, daß die Schlange, auch wenn sie gewollt hätte, das Gepackte nicht hätte loslassen können, denn der spitze Winkel, den die Zähne mit der Kinnlade bilden, zeigt deutlich, wie ihrer Beute jedes Davonkommen unmöglich gemacht wird.

Die größeren Schlangen packen ihr Opfer nie offen oder bewegen sich von der Stelle, um ihm nachzusetzen, sondern sie liegen jederzeit auf der Lauer, wobei sie aber nicht leicht eine Angriffshandlung ungeahndet lassen. Als ein Beispiel dieses eigenthümlichen Zugs erzählt ein Reisender in Südamerika folgendes Ereigniß:

Eine Boa hatte sich, bis an das Ufer eines schlammigen Flusses verfolgt, den Blicken des Schlangenjägers zu entziehen gewußt. Er hatte ihr schon eine geraume Zeit fruchtlos nachgesetzt, als er endlich im Fortwandern und eben, hart am Ufer, über einige umgestürzte Baumstämme dahin steigend, die Spur einer Schlange gewahrte, die in dem Schlammwasser sich fortwälzte und schnell hatte derselbe einen Speerstoß nach ihr geführt, fehlte sie aber un-

glücklicher Weise. Allein die Schlange vergalt im Nu das ihr zugedachte Compliment, indem sie blitzschnell ein tüchtiges Stück aus seinen weiten Beinkleidern riß und gleichzeitig ein paar Ringel mit solcher Gewalt um ihren Verfolger wand, daß dieses Glied noch eine geraume Zeit nachher ganz fühllos blieb. Wiewohl Hilfe bei der Hand war und die Schlange zu der kleineren Gattung gehörte, so kam der Mann doch nur mit vieler Mühe und erst nachdem die Schlange todt geschlagen worden war, aus der verzweifelten Umschlingung los.

Miscelle.

[Toleranz unserer Tage.] In den jetzigen Zeiten, wo man so viel von Rückkehr zur Finsterniß des Mittelalters hört, thut es wohl, als Lichtpuncte einzelne von hoher Toleranz zeugende Ereignisse auftauchen zu sehen. Wir wollen sie daher nach Gebühr ehren, und heute wenigstens zwei davon anführen. Bei Gelegenheit der Vorstellungen im Loisser'schen Circus zu Brüssel wurde bekanntlich durch einen unglücklichen Schuß ein in der Pantomime agirender Soldat des zweiten belgischen Linieninfanterieregiments getödtet. Weil er zu dem Unglück, in Friedenszeit erschossen zu werden, noch das besondere Mißgeschick hatte, auf der Bühne sein Leben zu endi verweigerte die belgische Geistlichkeit demselben ein Be in geweihter Erde, vor allen Dingen aber ihre Be[illegible]rung. Während erstere durch seine Cameraden ihm erzwungen wurde, mußte er ohne die letztere zur Erde bestattet werden. — Ein Gegenstück dazu liefert der tragische Tod eines bei der Tourniaire'schen Reitergesellschaft befindlichen Beduinen. Die Verwandten dieses jungen Afrikaners wollten ihm die Auswanderung nach Europa nicht gestatten, bis einer seiner älteren Gefährten den Angehörigen versprach, Vaterstelle bei ihm zu vertreten. Gerade diesen mußte das schreckliche Unglück treffen, seinen Schützling bei dem Salto mortale, während dessen er ein Gewehr in der Luft abfeuert, tödlich zu verwunden. Das Unglück ereignete sich in einer Vorstellung auf dem Braunschweiger Hoftheater, am Abend des vergangenen 1. Febr.; der Schuß hatte das Rückgrat des Armen erschüttert und verletzt, und er starb, aller angewandten Mühe ungeachtet, 2 Uhr Morgens darauf. Als er zur Erde bestattet werden sollte, weigerte sich die Gemeinde, in deren Bezirke der Muhammedaner gestorben war, den Heiden auf dem christlichen Gottesacker der lieben und frommen Gemeinde aufzunehmen, und das Militair gab ihm eine Ruhestätte auf seinem Friedhofe.

Literarisches Museum.

Gedanken über Kritik und Recensenten.

(Schluß.)

Nun aber wird man eingestehen, daß solches Urtheil gewiß im höchsten Grade befangen, in beiden Fällen ausfallen wird.

Doch der ächte Kritiker wird dem dennoch auszuhelfen wissen, er wird lesen und immer wieder lesen und mit sich selbst gegen seine eigene Ansichten kämpfen und so endlich zu einem Siege über seine Schwäche gelangen.

Ich würde mich zu sehr verlieren, wollte ich mich noch weiter über dieses Thema ausbreiten, ich wollte nur im Umriß zeigen, wie viel zu einem ächten, wahren Kritiker gehört und habe ich mein Thema auch noch lange nicht erschöpft, so werde ich doch genügend bewiesen haben, wie er geboren werden muß. Daß man im Urtheil befangen seyn, und dennoch ein guter, allerdings nicht tadelfreier, Kritiker seyn kann, wird vielleicht auch klar geworden seyn. Jeder aber wird mit mir zugeben, daß die jetzige Unzahl von Recensenten nur in kleinster Zahl zu den mittelmäßigen Kritikern zu rechnen ist. Daß auch die Schlechten ihren Nutzen haben, wird man aus dem Beispiel mit den Krähen ꝛc. ersehen haben, nur hege und pflege man sie nicht, sie kommen schon von selbst. Daß die Kritik eine Kunst sey, wird nun wohl Niemand mehr zu bezweifeln Lust haben, man kann wohl die Kunst erlernen, und immer Etwas in derselben leisten, doch Künstler werden nur geboren.

Wie wesentlich nöthig eine volle Namensunterschrift ist, suchte ich überall anzudeuten und ich komme noch ein Mal darauf zurück, denn durch sie lernt man den Menschen und dann dadurch sein Interesse für oder gegen die Arbeit kennen.

Wenn sich die vielen anonymen Recensenten, die Lobhudler und Todschläger erst verlieren werden, werden wir auch der schlechten Autoren weniger haben, da es Gott ja so einzurichten pflegt, daß wo keine Raben, Geier ꝛc. sind, auch keine Nahrung für sie ist, und was für Nutzen dadurch der Nation geleistet würde, wenn diese gelehrten Köpfe zu ihrem Handwerk zurückkehrten, z. B. ihr Nachdenken darauf richteten, wie man in Industriesachen den Franzosen und Engländern gleich käme, wird gewiß Jeder mit mir einsehen.

Ich bitte um Entschuldigung wegen einiger Kreuz- und Querzüge in diesen „Gedanken über Kritik und Recensenten," ich war zu voll des Stoffes und möchte immer noch weiter schreiben — doch breche ich ab.

Sollte mir Jemand gegründeten Irrthum anzeigen, so werde ich ihn mit dankbarer Anerkennung seiner Güte berichtigen.

Notiz.

[Verbot.] In Sachsen ist die Beschlagnahme und Confiscation von „Bei Nacht und Nebel. Roman von Friedrich Clemens, Güstrow bei Friedr. Opitz, 1838, erfolgt Ebenso sind sämmtliche Druckschriften von demselben Verfasser, sie mögen nun unter dem Namen Friedrich Gerke oder Friedrich Clemens erschienen seyn, oder noch erscheinen, verboten.

Kritik und Wahrheit.

Nicht sind alle Verse wäss'rig, die die Kritik wäss'rig nennt,
Doch ihr Feuer manchem Richter Wasser in die Augen trennt.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 38. Dienstag, den 6. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Lord Brougham.

Ein Charakterbild.

Wer irgend ein Mal im Oberhause zu London zugegen war und den Verhandlungen daselbst nur gewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte, wird es nicht schwer finden, voraus die Zeit oder Veranlassung zu errathen, wann Lord Brougham sich erheben werde, um das Wort an J. J. L. L.*) zu richten. Wird irgend eine Anspielung auf ihn von einem Lord der Gegenseite gemacht und hat er nicht bereits zum Hause gesprochen, so erhebt sich ganz gewiß der „edle und gelehrte Lord" in dem Augenblick, wo der eben redende Peer sich wieder setzt, denn wiewohl Niemand häufiger oder hitziger in seinen Angriffen auf Andere — so ist doch hinwiederum Niemand empfindlicher für die Angriffe Anderer, als eben Se. Lordschaft; er fühlt sich ganz unglücklich, bis er den Hieb mit verzehnfachter Gewalt seinem unglückseligen Gegner zurückgegeben hat. Bei anderen Anlässen laßt sich mit unfehlbarer Gewißheit vorhersagen, wann Lord Brougham zu sprechen vorhat. Wenn er begierig ist, selbst das Wort zu ergreifen, so gibt er die unzweideutigsten Zeichen von Ungeduld nach dem Schlusse der Rede, die eben sonst ein edler Lord jetzt hält. Hat er, wie man zu sagen pflegt, keine Ruh' und Rast auf seinem Sitze, während ein Peer von der Gegenseite spricht, gleichviel ob dabei Anspielungen auf ihn gemacht werden oder nicht — so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er aufsteht, wenn der Andere niedersitzt. Schlägt er ein Bein über's andere und kehrt das Gesicht der Schranke**) anstatt dem Wollsack***) zu, so steigt die Vermuthung, daß er als der Nächste das Wort nehmen werde, um hundert Procent; sinkt aber gar noch zu diesen Andeutungen, daß es in ihm von stürmenden Bewegungen tobt, deren er gerne los werden möchte, sein Haupt herab, als ob sich sein Gesicht halb in der Brust verbarge, und fährt er sich hastig kratzend übers Hinterhaupt, und [illegible] ihm zwei oder dreimal in den Nasenflügeln — sind alle diese Erscheinungen zu bemerken, während ein Oppositionspeer spricht (und zu bemerken sind sie nur dann), so darf man so zuversichtlich darauf bauen, daß Se. Lordschaft nach dem eben sprechenden Redner das Wort ergreifen werde, als auf das Aufgehen der Sonne am nächsten Morgen.

Wenn Lord Brougham sich zum Sprechen erhebt, so wirkt er mit seiner ganz eigenen äußeren Erscheinung so mächtig auf den mit ihr nicht Vertrauten, den Fremden, daß dieser den paar ersten Sätzen seiner Rede gar keine Aufmerksamkeit zu widmen im Stande ist. — Seine hohe Stirn — seine dunkle Gesichtsfarbe — seine stark hervortretende Nase — der durchdringende Feuerblick seines rollenden Auges — das düstere Dräuen seiner Brauen — die Rauhheit seiner Züge überhaupt — der tumultuarische Zustand seines Haupthaars und sein ganzes hageres Aussehen — müssen im ersten Augenblick in einem Grade das Auge anziehen und die Aufmerksamkeit fesseln, der kein Denken an das, was er sagt, aufkommen läßt. Es gilt dieß in gewisser Ausdehnung immer, wie auch gerade die Gemüthsstimmung ist, in der er zum Sprechen aufsteht. Doch wenn er sich erhebt, um einen persönlichen Angriff zurückzuweisen oder ein Gefühl starker Parteiaufregung ihn bewegt — und Wenige fühlen bei Parteifragen stärker — da gibt sich in seiner Art und Weise ein stoßähnliches Zufahren und ein Kraftnachdruck kund, die einen so auffallenden Gegensatz mit dem Benehmen der andern Peers bilden, daß der Fremde für ein paar Augenblicke ganz verdutzt ist, sich gar nicht zurechtzufinden weiß.

Erhebt sich Lord Brougham zu einer längern Rede über irgend eine wichtige Frage, ohne durch vorgängige Anspie-

*) Ihre Lordschaften, die Lords des Oberhauses, die Peers.

**) Bar — an der Eingangthüre, wo die Zuhörer stehen.

***) Wo der präsidirende Lordcanzler sitzt.

tungen auf ihn gereizt oder vom Drange ungewöhnlich starker Parteigefühle emporgerissen worden zu seyn, so beginnt er in einem verhältnißmäßig leisen und gedämpften Tone. Bei derlei Gelegenheiten stellt er allgemeine Grundsätze voran, deren Richtung auf die im Hause vorliegende Frage sich schwer wahrnehmen läßt. Je weiter er aber fortschreitet, je deutlicher beginnst Du das Ziel zu gewahren, dem er zutrachtet, und die kraftbündige Anwendung der Grundsätze zu erkennen, die er zu dem Endzweck vorangestellt hat. Wie er nun mehr und mehr diese Grundsätze auf die zu behandelnde Frage anwendet, so leuchtet Dir ihre merkwürdig eindringliche Richtung auf die Ansicht der Frage, wie er sie auffaßt, so schlagend hell ein, daß Du einestheils über Deine eigene Geistesstumpfheit, die Dir nicht gleich die rechte Erkenntniß gab, Dich verwunderst, und anderntheils von Bewunderung der glänzenden Geistesgaben des Mannes Dich hingerissen findest, der so, mit der größten offenbaren Leichtigkeit für ihn, die allgemein als gültig anerkannten Vorschriften der Pflichten- und Sittenlehre — die augenfälligsten, festbegründetsten Sätze einer gesunden Weltweisheit — und die großen Wahrheiten, auf denen die Lanverfassung ruht — sich dienstbar und nutzbar gemacht hat. Alle seine vorausgeschickten Betrachtungen und allgemeinen Grundsätze werden zuletzt gleichsam in einen Brennpunct gesammelt und zur Alles überwältigenden Kraftwirkung auf die dem Hause vorliegende Frage geltend gemacht.

Und ist er so bis auf das Mark seines Gegenstandes eingedrungen, so macht sich ein auffallender Unterschied in seiner Vortragsart bemerkbar; sein Kraftnachdruck und Feuer steigern sich; seine Rede fliegt rascher, seine Gebärde wird heftiger.

Nur bei einer großen politischen Frage, o[der] einer, die ihn recht tüchtig anregt, nimmt sich Lord Brougham vortheilhaft zu hören aus. Wer ihn zum ersten Male über einen Gegenstand, wie die Abschaffung der Zeitungsstempelgebühr, — oder über eine vorgeschlagene Verbesserung im Gerichtswesen u. dergl. m. — hörte, geht ganz verwundert über das Aufheben, das die Leute von ihm machen, aus dem Hause. Bei dergleichen Anlässen stellt er seine Vernunftgründe zweckmäßig auf, entfaltet er ein reiches Wissen, bedeutendes Denkvermögen und eine beredte und kraftvolle Vortragsart, allein der Hörer gewahrt nichts, weder in seinem Stoff noch in seiner äußern Form, was ihm ein Recht auf den Ruf des wirkungsvollsten Redners unserer Zeit gäbe. Ganz anders aber, wenn er sich erhebt, einen persönlichen Angriff zurückzuschlagen oder über irgend eine Frage der Parteipolitik zu sprechen. Da siehst Du schon in seinem Antlitze das Bewußtseyn überlegener Kräfte sich hervorthun. Die gefurchte Braue, das durchbohrende Auge, die Miene des zornigstolzesten Hohns gegen die Andersdenkenden, die sein ganzer Anblick kund gibt, — zeigen Dir in vereinter Wirkung mit den Gesinnungen, denen er Ausdruck gibt, daß seine ganze Seele in seine Rede sich ausströmt. Dann nur, nur dann wirst Du Zeuge der wirklichen, der vollsten Entfaltung seiner erstaunlichen Kräfte. Dann tritt er auf — hervor als der geistige Ringkämpfer, fechtend nicht mit einem oder zwei Gegnern nur, sondern mit jedem Peer von irgend einigem Gewicht, der den Gegenstand abweichend von ihm ins Auge gefaßt hat. Nicht so bald hat er mit der reichlichen Vertheilung und Kraftnachdrücklichkeit seiner Streiche einen Gegner kampfunfähig gemacht und ihn, sich krümmend und windend, zu Boden gestreckt, so versetzt er sie gleich dicht und schwer einem Andern; und so immer fort, bis er jeden Widersacher überwältigt hat, der tollkühn genug war, seinem Vorschritt auf den Punct zu, nach dem er gelangen wollte, sich in den Weg zu stellen. Ihm genügt nicht, die seinem Laufe sich Widersetzenden auf die Seite zu stoßen; er streckt sie alle zu seinen Füßen nieder und wirft sie in den Staub. Er gibt keinem Gegenfechter Quartier. Es ist als ob seine Seele frohlockte in der Beschäftigung, seine Widerkämpfer stracks abzumorden. Daraufhin strebt er so mit vollster Begier, daß ihm die Mittel ganz gleichgültig sind; oder, vielmehr, er gibt den unmenschlichsten Arten der geistigen Kriegführung den Vorzug. Nicht genug, daß der Gegner besiegt wird, der Sieg muß auf die grausamste, wildeste Weise bewirkt werden. Seine Angriffe sind jederzeit von der grimmigsten Art. Jede Gefühlsverfeinerung, jede gesellschaftlich herkömmliche Schicklichkeit der Sprache wird durchaus außer Augen gesetzt. Er verachtet es, was ihm vorliegt, nach Regeln der Kunst oder Wissenschaft zu zerhauen oder zu zergliedern. In dem jetzigen Augenblick theilt er seine Hiebe rechts und links hageldicht und centnerwuchtig aus und ist so scharf wider seinen Gegner herangestürmt, als ob es einen persönlichen und nicht einen politischen oder Parteistreit, in dem er sich umtummelt, gälte. Er ist mit Leib und Seele darauf aus, seinen Gegner so recht zu „züchtigen". Das, meint er, müsse recht derb geschehen, solle es wirken. Er wird darum auch häufig wegen Verletzung der Vorschriften des Hauses zur Ordnung gerufen; das macht aber das Uebel noch ärger. Je mehr er in seinen Angriffen auf einen Gegner unterbrochen wird, desto wüthender wird er in seiner äußern Art, desto ungemessener in seiner Sprache. Er läßt sich nicht nur nicht niederdrücken — mag auch die Gesinnung des Hauses gegen die von ihm verfolgte Bahn noch so allgemein und entschieden seyn — sondern auch nicht von seinem Entschluß abbringen, seinem Opfer das volle Maß der ihm zugedachten strengen Ahndung durch jedes Mittel, das ihm zu wählen beliebte, aufzuerlegen. So lange er nur von einzelnen Peers unterbrochen wird, beschränkt er seine wüthenden Angriffe auf den Gegner, wider den er gerade zur Zeit der Unterbrechung seine versehrenden Sarkasmen schleuderte, die Fluth des Lächerlichen ergoß, — jene paar Augenblicke ausgenommen, wo er einen Seitenschritt thut, um die Geißel über die zu schwingen, die ihn zur Ordnung riefen; wenn aber der Ruf „zur Ordnung" allgemein wird und das wirre Stimmengetöse so groß, daß es seine Stimme übertäubt, da hält er plötzlich inne, bis das laute Durcheinander sich gelegt hat, und ergießt nun die überströmende Schale seines Zornes über die ganze Gegenpartei. Das merkwürdigste Beispiel der Art

habe ich in der letzten Session im Laufe der Verhandlungen über das Gesetz zur Verbesserung der Gemeinderathseinrichtung erlebt. Bei dieser Gelegenheit gerieth er über eine leichte Unterbrechung, die ihm widerfuhr, in einen, selbst bei ihm seltenen Grad des Ungestüms und sagte den edeln Lords in den unzweideutigsten Ausdrücken, sie seyen Pöbelpack — a mob.

(Fortsetzung folgt.)

Die partie honteuse des Buchhandels.

„Einer der erheblichsten Vorwürfe, die bisher auch die sächsische Censur trafen," heißt es in einer an die Buchhändler und Buchdrucker des Leipziger Kreisdirectionsbezirks unter dem 29. Januar h. a. erlassenen Circularverordnung, „war ihre Nachsicht gegen sittenverderbende und besonders die Geschlechtssinnlichkeit anregende Schriften. Ein Blick auf die deutsche Unterhaltungsliteratur und auf Dasjenige insonderheit, was ihr durch Uebersetzungen zugeführt worden ist, zeigt allerdings, daß in dieser Hinsicht die Censur eine ihrer wichtigsten Verpflichtungen häufig verabsäumt hat. Weder diese Betrachtung aber, noch die bis auf die bisherige Praxis sich berufenden Zumuthungen der Verfasser und Verleger werden die Censurbehörden abhalten, die dem Gesetze entsprechende Strenge, besonders auch in dieser Hinsicht, anzuwenden, wenn sie auch nur nach und nach, hauptsächlich in Verbindung mit der über die Leihbibliotheken zu führenden Aufsicht, einen bessern Zustand um so mehr hoffen läßt, als auch bei anderen deutschen Regierungen dieselben Grundsätze immer mehr Eingang finden.

Das königliche hohe Ministerium des Innern erwartet mit Sicherheit von der Gesinnung der sächsischen Buchhändler und Buchdrucker und von ihrem eigenen Interesse an dem guten Ruf der sächsischen Presse, daß sie, sobald ihnen nur einmal die feste Absicht der Regierung unzweideutig bekannt wird, selbst geneigt und bereit seyn werden, diese möglichst zu befördern, und daß sie mit dem Verlage und dem Drucke anstößiger Schriften sich nicht befassen, dadurch den Censurbehörden die Erfüllung ihrer Pflichten erleichtern, sowie überhaupt den schönen Beruf, durch ihre Unternehmungen die Wissenschaft, ächte Aufklärung und Sittlichkeit zu fördern, erkennen und dabei allenthalben die Rücksichten des Gewinnes denen der Ehre und des Gemeinwohles unterzuordnen wissen werden.

Indem das königliche Censurcollegium in Gemäßheit hoher Ministerial-Verordnung vom 13. Januar sämmtliche Buchhändler und Buchdrucker Seines Bezirks von Vorstehendem in Kenntniß setzt und dieselben zur genauesten Nachachtung veranlaßt, fügt dasselbe noch hinzu, daß sämmtliche Censoren gemessene Anweisung erhalten haben, sittenverderblichen Schriften und einzelnen Stellen der Art, mit Einschluß der bloßen Uebersetzungen im Original vielleicht schon viel gelesener Schriften, unnachsichtlich die Druckgenehmigung zu verweigern."

Alle ehrliebenden Buchhändler haben sich sicherlich seit Langem nicht so herzlich über einen Beschluß der sie betreffenden Behörden zu freuen Ursache gefunden, als über diesen, der die Censur gegen die sittenverderbende Literatur zu schärfen beabsichtigt. Es bleibt ihnen nur der Wunsch übrig, daß die getroffenen Maßregeln zu einer künftighin strengeren Beaufsichtigung permanent seyn und stets in voller Kraft bleiben mögen. In Leipzig gibt es, Ehrenhalber sey es erwähnt, unter einer sehr großen Anzahl von Buchhändlern doch nur ein Paar, die in Beziehung auf die verpönten Unternehmungen vor sich selbst, d. h. vor ihrer Ehre und ihrem Gewissen, und der Welt sich nicht scheuten, bis in die jüngste Zeit herein, die allerscandalösesten Bücher mit unsittlichen Bildern, ja sogar alte, längst mit dem Stempel der Verworfenheit und Verachtung gebrandmarkte Scharteken, wie z. B. Grecourt's Werke, Priap's Romane ꝛc., gegen welche die Schriften eines Althing und Consorten noch Tugend- und Sittenspiegel sind, an sich zu bringen, neu auflegen zu lassen, durch allerlei geheime Manipulationen und Kunstgriffe (da es öffentlich allerdings nicht wohl zulässig ist) in die Welt zu schwärzen, dadurch aber, namentlich unter der jüngern und lesesüchtigeren Generation, Wollustkitzel zu erregen, Schamlosigkeit und Frivolität zu nähren, das ohnehin arg vorgeschrittene Sittenverderbniß zu mehren, und auf solche Weise unsäglichen Schaden anzurichten. Freilich bringt dieser geheime Handel mit verbotener schlechter Waare viel mehr ein, als der öffentliche Handel mit erlaubter guter Waare. Jeder leicht erworbene Genuß und Gewinn schmeckt gut, wenn man nur einmal über die Art und Weise der Erwerbung sich wenige oder gar keine Skrupel macht. So ist in den letztvergangenen Jahren ein Machwerk, der Sage nach in Berlin heimlich und natürlich ohne Censur gedruckt, unter einem auffallend scandalösen Titel und den Auswurf der gemeinsten Zoten enthaltend, wie dieselben nur die verdorbene Phantasie des gemeinsten Lüstlings ausbrüten konnte, in vielen Tausend Exemplaren (und leider zum Theil durch Leipziger Commissionäre) auf alle erdenkliche Weise, namentlich durch Wein- und andere Reisende, die es Dutzendweise gekauft und in alle Länder zerstreut haben, verbreitet worden, ohne daß irgend eine Regierung oder Preß-Policei eingeschritten wäre. Es hat diese schmutzige Speculation, nach einer ziemlich wahrscheinlichen Berechnung, dem Sammler und Herausgeber dieser elegant gedruckten zwei Hefte, dem Herrn Buchhändler C. in B., in kurzer Zeit mehrere Tausend Thaler eingebracht. Freilich ein schöner Gewinn, aber erkauft mit der Schaam, der Unschuld und dem Glücke von Tausenden.

(Schluß folgt.)

August Lafontaine, der fruchtbare Romanschriftsteller.

Wer hätte in dem mit einer Fülle der Gesundheit begabten, wie das Wohlbehagen selbst aussehenden, dicken,

freundlichen, alten Manne die Masse von weißen und blaßblauen Frauenkleidern, rosenfarbigen Busenschleifen, wespenschlanken Taillen, großen, blauen, schmachtenden Augen und goldenen Locken gesucht, die er alljährlich auf so viele Bogen Papier aus den Aermeln schüttelte? Wer hätte gemeint, daß ein wohlgenährter Körper, wie der seinige, ein unerschöpfliches Lager von zahmer und doch unbezwinglicher Sehnsucht, von leidenschaftlicher Tugend und tugendhafter Leidenschaft, von züchtigen Liebesseufzern, Thränenfluthen und mit einem Worte von dem gesammten Apparat des damaligen sentimentalen Herkommens in sich beherbergen könne? Jede seiner zahllosen Verehrerinnen stellte sich ihn unfehlbar als einen fast körperlosen, dünnen, zarten, transparenten Incroyable vor und fiel aus allen ihren Himmeln, wenn sie sah, daß er in seinem altväterischen Anzuge weit eher einem mit Fleisch und Blut reichlich versehenen Schafzüchter glich, welcher die eben aus seinem vollen Gesichte leuchtende Bonhommie dem Wollmarkte verdankt, wo er alle seine Waaren zu unerwartet hohem Preise absetzte. Dazu quoll, während seine Feder die weichsten, zartesten, süßesten Gefühle zu Papiere brachte, dem gefeierten Schriftsteller fortdauernd eine Rauchtabakwolke aus dem Munde. Aber die Bonhommie beruhte bei Lafontaine keineswegs auf so zweideutiger Grundlage, wie bei jenem Schafzüchter; sie war vielmehr eine wahre Tugend, weil sie unmittelbar aus seinem Herzen, einem Herzen voll inniger Liebe und Güte kam. So schildert ein Zeitgenosse den Mann, für und durch den einst so viel Jünglinge und Mädchen schwärmten. Ob jetzt noch?

Dieß, Leser, kann ich Dir nicht sagen,
Du mußt den Buchverleiher fragen.

Literarisches Museum.

Ueber Dr. Messerschmidts hochwichtige Lebensfrage.

Nothwendige Berichtigung
eines kritischen Berichts im Gersdorf'schen Repertorio der gesammten deutschen Literatur.

Das genannte Repertorium vom Jahre 1837 enthält im 2. Hft. des 14. Bds. S. 168 einen kritischen Bericht über eine bei Schieferdecker in Zeitz gedruckt erschienene Schrift, betitelt:

„Die hochwichtige Lebensfrage: Sind die Aeußerungen der höheren geistigen Thätigkeit beim Menschen bloß Wirkungen seiner nur vollkommenen Organisation, oder eines mit dieser in inniger Verbindung stehenden Wesens von unsterblicher, geistig an sich höherer Natur? auf dem einzig sichern Wege der Naturforschung evident beantwortet von Dr. H. Messerschmidt," welcher Bericht also lautet:

„Ursprünglich zu einem Vortrage für eine der öffentlichen Sitzungen der im Jahre 1836 zu Jena versammelten Naturforscher bestimmt, aber wegen ihrer Länge nicht dazu geeignet, erscheint die vorliegende Abhandlung nunmehr als Druckschrift, wahrscheinlich um die, für welche sie anfangs bestimmt war, für das Nichtgehörthaben zu entschädigen. Ref. kann darin kaum etwas Anderes, als das Product eines zwar redlichen, aber in seine subjectiven Einfälle seltsam verliebten Eifers für einen an sich wichtigen Gegenstand erkennen. Die Einleitung (S. 1—42) enthält die Metaphysik des Verfs., eine Art hylozoistischen Atomismus, der sich friedlich in den Strom der Identitätsphilosophie verliert. Nachher kommt der Verf. auf die Aeußerungen der Thier- und Menschenseelen, und die Frage des Titels wird bejaht. Die Thierseele besteht nämlich aus einer Menge zweckmäßig verbundener, einfacher, lebendiger Wesen, die Menschenseelen sind aber besondere, einfache, selbstständige Wesen höherer Natur. Das meiste Gewicht legt der Verf. auf die Entdeckung, daß die die Thierseelen constituirenden Wesen die sind, welche das Licht bilden. Es giebt deren 3 Classen, die das rothe, gelbe und blaue Licht verursachen; die übrigen Lichtarten stellen „ein Gemisch" aus jenen dar. Wie der Verf. seine Hypothese gegen die Undulationstheorie vertheidigt, sie mit der Newton'schen Emanationstheorie nicht verwechselt wissen will, und endlich mit Electricität, Magnetismus und Galvanismus in Verbindnng setzt, möge man in der Schrift selbst, namentlich im Nachtrage unter No. 8 (S. 129 ff.) nachlesen. Die übrigen Abschnitte dieses Nachtrages (No. 1—7) referiren über Beobachtungen und Versuche anderer Physiker über Electricität, Galvanismus und Magnetismus, die der Verf. als Erläuterung seiner Theorie betrachtet wissen will. Schwerlich wird sich Jemand die Mühe nehmen, den Verf. zu widerlegen! —"

Der anonyme, mir völlig unbekannte gelehrte Herr Ref. hat da den Lesern des Repertoriums einen kritischen Bericht über den Inhalt und Werth der genannten Schrift geliefert, wie ich ihn einem wahrheitsliebenden, wissenschaftlich gebildeten und humanen Manne nicht zugetraut hätte. Denn es hat derselbe darin bloß wenige Einzelheiten ausgehoben, durch veränderten Ausdruck entstellt, auch durch unwillkürliche Zusammenstellung, wobei sich eigentlich gar nichts, wenigstens nicht das Rechte daraus ersehen läßt, ins Lächerliche gezogen, wiedergegeben, um dann spottweise und verächtlich über das Ganze absprechen zu können.

Den Hrn. Verf. jenes Berichtes überlasse ich damit seinem eigenen Gewissen. Aber eine Berichtigung desselben bin ich der Wahrheit und der guten Sache von so hoher Wichtigkeit schuldig, welche von Endesgenanntem in der beurtheilten Schrift abgehandelt worden ist.

Ref. sagt darüber in seinem Berichte: „er könne darin kaum etwas Anderes, als das Product eines zwar redlichen, aber in seine subjectiven Einfälle seltsam verliebten Eifers für einen an sich wichtigen Gegenstand erkennen."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 39. Mittwoch, den 7. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Lord Brougham.

(Fortsetzung.)

Uebrigens kann er auch fein seyn in seinen Sarkasmen, und ist es oft, wenn er über Gegenstände spricht, bei denen er nicht so stark fühlt. Bei solchen Gelegenheiten habe ich ihn oft eine reiche Ader ruhigen Humors entfalten sehen, die bei einer Versammlung, wie das Haus der Lords, mit Wirkung einschlug und häufig ein allgemeines Gelächter hervorbrachte. Ihn selbst jedoch sieht man kaum je einem Lächeln sich überlassen.

In Lord Brougham's zornigeren Stimmungen ist etwas Furchtbares schon in seinem Blick und Gehaben. Sein Auge, wie gesagt, schießt Blitze der Entrüstung, seine Lippe wirft sich auf, zieht sich zusammen, unheimlich dräuend ist der Anblick seiner Stirne, und in den Tönen seiner Stimme und der Heftigkeit seines Gebärdenspiels liegt etwas, das, ganz abgesehen von dem, was er sagt, einen Gegner verzagend vor ihm zusammenschauern machen muß. Und dieser zornige Unwille ist nicht künstlich und angenommen, gleich dem Eifermuth, den ein Rechtsanwalt für seinen Clienten offenbart, und der Entrüstung, mit der er das Benehmen der Gegenpartei dem Richter anzeigt. Bei Lord Brougham ist er, wie gesagt, eben so ernst gemeint als heftig geäußert. Gleich allen heftigen Gefühlen ist er aber nur von vorübergehender Dauer. So wie der Redner sich wieder niedergesetzt hat, ja oft schon, sobald das letzte Unwillenswort heraus ist, geht er vorüber und ist vergessen; wie denn sein Widerwille zu schnell aufschießt und zu ungestüm sich ausläßt, um nach der Natur der Dinge bleibend zu seyn.

Wenn der edle Lord sich erhebt, um über eine Parteifrage zu sprechen, so läßt sich schlechterdings aus einem Satze nicht errathen, was der nächste bringen wird. Was er sagt ist bei ihm freilich alles unmittelbar oder mittelbar der Begründung der Positionen zugerichtet, die er feststellen will; allein er ist so grillig in der Wahl seiner Hauptsätze und in seinen Begleitbildern dieser Hauptsätze, daß er Sachen mitbringt und hineinwirft, an die ein anderer Redner über den Gegenstand im Traume nicht gedacht hätte. Die Oppositionspeers sind deßhalb jeder für sich in beständiger Besorgniß, Se. Lordschaft möchte stoßvogelartig auf sie niederschießen — wegen irgend etwas, das sie im Laufe der eben stattfindenden Verhandlung, oder früher sonst wohl gesagt haben.

Eine höchst merkwürdige Seite seiner Reden ist der zum Erstaunen reiche Schatz von Kenntnissen, der in ihnen zu Tage kommt. Wie oft habe ich ihn in einer zwei- bis dreistündigen Rede fast den ganzen Kreis des Wissens durchfliegen — umfassen gesehen, indem er Beweisgründe und Bilder aus beinahe jedem Zweige der Wissenschaft und jedem Fachwerk der schönen Literatur herholte. Er ist eine lebendige Encyklopädie. Die Leichtigkeit und das glückliche Geschick, mit dem er sein vielseitiges Wissen zu seinem Zwecke sich dienſam macht, setzt nicht weniger in Verwunderung, als dieses Wissen selbst. Sein Gedächtniß ist überaus zäh; es läßt ihn nie im Stiche, und seine Sprachfertigkeit setzt ihn in den Stand, alles und jedes, was er gelesen hat, vortheilhaft anzuwenden. Jeder, der ihn hört, erkennt übrigens leicht, daß er sein ausgedehntes Wissen nicht zur Schaustellung und Prunkentfaltung hereinbringt; dafür kommt es zu natürlich zum Vorschein, zeigt es sich allezeit zu sichtbar nur als beförderndes oder unterstützendes Mittel zum Zweck, den er erreichen will.

Er ist ein beredter Sprecher, allein seine Beredtsamkeit hat ein durchaus eigenthümliches Wesen und Gepräge. Ich wüßte nichts in der alten und neuen Redekunst, das ihr gliche. Seine Sätze sind meist sehr lang. Es ist nichts Seltenes, in seinen Reden Sätze zu hören, deren Vortrag mehr als eine Minute erfordert und ausfüllt. Sein Styl ist darum verwickelt; allein abgesehen davon, daß Sätze von so ungemeiner Länge an sich schon gern sich verwickeln, schachtelt sich in ihnen auch häufig noch Parenthese in Pa-

renthese ein. Bei alledem sind diese Sätze so gebildet, daß man nie den Sinn und seine Meinung verkennen kann. Seine erstaunliche Beherrschung der Sprache überrascht, ergreift die Zuhörer — und das wohl um so mehr, wegen des eigenthümlichen Gepräges seiner Diction und wegen der offenbaren Leichtigkeit, mit der er ihr dieses eigentliche Gepräge aufdrückt. Sie ist nicht schön, nicht glatt; sie ist rauh, uneben und bei alledem im Allgemeinen vollkommen correct in ihrer Art. Sie gleicht mehr der Johnson's, als der Addison's, und ist doch wieder in vieler Hinsicht der ersten unähnlich. Man sieht ihr nichts von Anstrengung, von Gesuchtem an; sie ist bei ihm weder prunkgeschwellt noch geziert, und doch könnte sie ihm nicht leicht Jemand nachmachen, und jedenfalls nur mit mittelmäßigem Gelingen. Sie hat viel von dem Wesen und Gepräge seiner Gemüthsart. Gleich ihm ist sie voll Ungestüm, wie ein Wildstrom rauscht sie hin und reißt Jeden fort, ohne ihm Zeit zu lassen, auch nur einen Versuch des Widerstandes gegen ihre Gewalt zu machen. Nichts vermag ihren Lauf zu hemmen. Lord Brougham versucht nie, seine Zuhörer zu seinen Ansichten von einer Frage sanft zu verleiten, sie herüberzugewinnen zu seiner Meinung, er zieht sie herüber mit rascher Gewalt. Die Grundsätze, die er vertritt, die Maßregeln, die er verficht, haben Deinen Beifall nicht, und doch nimmst Du jene an, stimmst zu diesen — weil Du *mußt*; und dabei fühlst Du nicht die leiseste Anneigung zu dem Redner. Du weißt nichts von der Liebe zu Deinen neuen Ansichten, noch von der anhänglichen Zuneigung für *ihn*, der Dich zum Proselyten machte, wie sie das bezeichnende Merkmal Neubekehrter zu seyn pflegen. Es ist Dir zu Muthe, als ob er ohne alles Recht von seiner Seite Deine Meinungen, oder die von Dir bisher unterstützten Maßregeln angegriffen, und Dich in eine Dir höchst unbehagliche Stellung hineingezwungen hätte. Lord Brougham geht in allen seinen Angriffen auf die Festung, die er stürmen will, geradezu in der rechten Mauerbrecher-Weise los Die Außenwerke kümmern ihn nicht weiter, als daß er eben für sich einen Eingang zu bahnen hat; an sie seine Zeit und Hilfsquellen zu verschwenden, hält er unter seiner Würde, im Bewußtseyn, daß andere minder kühne und waghalsige Streiter ganz wohl mit dem Geschäft ihrer Zerstörung vertraut werden können.

Lord Brougham ist ein Mann von riesenhaftem Geiste; gleichlos steht er in dieser Beziehung in unsern Tagen da. Mit der größten Leichtigkeit und in unglaublich kurzer Frist vermag er die schwierigsten und verwickeltsten Gegenstände zu bemeistern. Wie durch eine Art innerer Anschauung übersieht — durchblickt er eine Frage im Augenblick, wo sie sich ihm darstellt, von allen Seiten, in allen Richtungen. Nichts was er nur vornimmt, sey's schreibend, sey's sprechend, scheint ihm die mindeste Anstrengung zu kosten. Mit den umfassendsten und verschlungensten Fragen sich zu befassen, scheint, statt einer Mühaufgabe, eine Art üppiger Lust für ihn zu seyn. Aus anderen Elementen läßt sich der staunenerregende Umfang seines Wissens nicht erklären.

Seine Thätigkeit ist unermüdlich. Sein Geist ist unablässig regsam; er gleicht der bewegten See, er kann nicht ruhen. So wie er einen Gegenstand verlassen hat, so setzt sich sein Geist auf einen andern fest. Ein Plan oder schöpferischer Entwurf folgt auf den andern so gewiß und unmittelbar, wie auf die Nacht der Tag. Zu Zeiten ist er im selben Augenblick mit mehreren — vielleicht den denkbar verschiedenartigsten — Entwürfen beschäftigt. Thätigkeit scheint bei ihm eine der nothwendigen Bedingungen und Erfordernisse seines Wesens zu seyn. Ein Zustand geistiger Ruhe wäre für ihn gleichbedeutend mit dem maßlosesten Elend. Schließe ihn irgendwo mit ihm allein ein, versage ihm den Gebrauch von Büchern, Feder, Tinte und Papier, und Du thust ihm die allerhärteste Strafe an, der man nur einen Sterblichen unterwerfen kann. Das Märtyrthum in seiner gräßlichsten Gestalt hätte keine solche Schrecken für seinen Geist. Geistige Erschöpfung ist ein ihm beinahe, ja vielleicht durchaus, fremdes Gefühl. Ich weiß Fälle, wo er an einem Tage erst im Canceleigerichtshofe von Morgens zehn bis Abends vier Uhr wichtigen Rechtshändeln die strengste und sorgfältigste Aufmerksamkeit zuwandte und dann um 5 Uhr seinen Sitz auf dem Wollsack im Oberhause einnahm, da allen Vorgängen auf's achtsamste bis 10 oder 11 Uhr folgte, und alsdann sich erhob, eine zweistündige Rede hielt, und in ihrem Fortgang mit merkwürdiger Gewandtheit und Geistesbehendigkeit auf jeden Satz und Umstand von Gewicht, der im Laufe des Abends von der Gegenseite vorgebracht worden war, antwortete. Und am Morgen darauf um 10 Uhr saß er wieder im Canceleigerichtshofe, so frisch und kräftig an Leib und Seele, wie am Tage vorher.

Lord Broughams Hauptfehler als Staatsmann ist — er kann nicht an sich halten. Er ist durchaus das Geschöpf des augenblicklichen Antriebs; er spricht immer im Sturm und Drang des Moments und weitaus in den meisten Fällen unter dem Einflusse stark aufgeregter Gefühle. Die Folge ist, daß er oft Dinge heraussagt, denen er in seinen kühleren und besonneneren Augenblicken um keinen Preis Worte geliehen haben möchte. Wie oft und schmerzlich ihn aber auch schon die Erfahrung belehrt hat, welche Ungelegenheiten es ihm persönlich, und welchen Nachtheil es der von ihm ergriffenen oder vertretenen Sache bringe, unter dem Einflusse eines erhitzten Gemüths zu sprechen, so fällt er doch immer wieder in die Begehung des alten Fehlers zurück. Ja, ich möchte wohl wissen, ob er nicht in letzterer Zeit auf diese Art sich häufiger etwas vergeben und blosgestellt hat, als in irgend einem Abschnitte seines früheren Lebens. Sein Ruf eines folgerichtigen Seyns und Handelns hat hierdurch unzweifelhaft in einem Grade gelitten, wobei ihm offenbar Unrecht geschieht; denn wenn auch seine Worte oder Reden oft auf's Unglücklichste mit einander im Mißklange stehen, so wird man doch finden, daß seine Handlungen, im Ganzen genommen, mit den großen Principien, denen er früh im Leben sich zuwandte und Verfechter war, im Einklange gehen und bleiben.

Er ist ein Mann von sehr hitziger und jacher Gemüthsart. Die geringste Kleinigkeit reizt ihn auf. Ob übrigens,

Alles zusammen erwogen, diese Schwäche dem Publicum leid zu seyn brauche, wie leid sie ihm auch seyn mag, möchte ich beinahe bezweifeln. Ausgemacht ist wenigstens, daß gerade die glänzendsten seiner rednerischen Anstrengungen und Ergüsse in den beiden Häusern da zum Vorschein kommen, wo er so recht von gewaltigem Zorn durchglüht und aufgestachelt war. Seine Gegenwart des Geistes verläßt ihn dabei nie, während sie ihm — wie seltsam dieß auch scheinen mag — eine Schärfe der Auffassung gibt und ihn mit einer Kühnheit und Gluth der Handlung beseelt, die man an ihm, wenn er in ruhigerer Stimmung spricht, nie gewahrt. Nie habe ich ihn, so weit ich denken kann, in gewaltigerem Zornmuth gesehen, als an dem Abend, in der Session von 1834, wo sein Gesetzvorschlag zur Errichtung von örtlichen Gerichtshöfen (Local Courts Jurisdiction Bill) verworfen wurde. An dem zahlreich versammelten Aufgebot der Peers von der Opposition sah er, so wie er das Haus betrat, die unvermeidliche Verwerfung der Bill ab, wiewohl er sich vorher ein solches Ergebniß nicht vermuthet hatte. Ehe er sich erhob, um zu antworten, entfernte er sich vom Wollsack auf etwa zehn Minuten in eines der Vorgemächer, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Mit athemloser Spannung sah man seiner Rückkehr entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die partie honteuse des Buchhandels.

(Schluß.)

Dieß ist aber, leider! nicht die einzige Erscheinung. Außer mehrerern — zur Ehre deutscher Schriftsteller sey es gesagt — meist aus französischem Geblüt entstandenen Büchern der Art, müssen auch hier die Memoiren Casanova's in zwölf Bänden (Leipzig, Brockhaus) erwähnt werden. — Leider ist der höchst lascive und, weil das Werk äußerst anziehend geschrieben ist, doppelt gefährliche Inhalt nur zu bekannt. Die frivolsten Dinge über die Fata eines unersättlichen Wollüstlings und Liebesabenteurers werden darin mit einer Schonungslosigkeit und Unbefangenheit erzählt, die in Erstaunen setzt.

Mit Bedauern müssen wir am Schlusse unserer sine ira et studio, aber im gerechten Unwillen über dieses Treiben genannter Art, hervorgegangenen Betrachtung bemerken, daß sich namentlich der Chef einer Leipziger Buchhandlung, seit Jahren fast ausschließlich mit dem Verlage von Uebersetzungen französischer Werke lasciven Inhalts abgegeben, und, leider! eine Masse von Bänden in dieser leichtfertigen Schriftgattung in die Welt befördert hat. — Wir können jedoch unsere Behauptung nicht besser belegen, als wenn wir hier ein kleines Verzeichniß seines Verlags folgen lassen:

Chronik des Oeil de Boeuf der inneren Gemächer, des Schlosses und der Gesellschaftssäle in Paris. 9 — 18 Bd. 8. 1834 — 1837. 10 Thlr. — Chronique scandaleuse des päpstlichen Stuhles; oder: Gallerie gottloser Statthalter Christi auf Erden. 3 Bde. 8. 1834 — 35. 3 Thlr. 12 Gr. — Chronique scandaleuse des Pariser Hofes seit den Zeiten Louis XIV., oder geheime Memoiren zur politischen und Regentengeschichte des französischen Reiches aus der Periode von 1638 bis auf Louis Philipp I. 1 — 8. Bd. 8. 1834. 8 Thlr. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Maria Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich. 4 Bände. 8. 1837. 4 Thlr. — Galanterieen, Abenteuer und Liebschaften einer jungen Dame vom Stande. 4 Bde. 8. 1834. 4 Thlr. — Geheime Geschichte der galanten Abenteuer und Liebesintriguen des Kaisers Napoleon und seiner vier Brüder. Nach der fünften Auflage des französischen Originals bearbeitet. 3 Bde. 8. 1834. 3 Thlr. — Des Herzogs von Reichstadt einzige Liebe. Nebst einem Anhange. Nach französischen Quellen bearbeitet. 8. 1834. 1 Thlr. 12 Gr. — Der Hirsch-Park, oder das Serail Louis XV. Eine Gallerie geheimer Memoiren der jungen Mädchen, welche in demselben eingeschlossen waren, um zur Belustigung Louis XV. zu dienen. 3 Bde. 8. 1834. 3 Thlr. — Funfzig Jahre der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles. 1 — 4 Bd. 8. 1837. 4 Thlr. — Der Mucker in der Einsamkeit; ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. 8. 1837. 9 Gr. — Nacht- und Tageblätter aus dem Portefeuille Louis XVIII. Eine Reihe pikanter Umblicke am französischen Hofe, vor und nach der Revolution. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. 1835. 2 Thlr. — Pariser Nächte, eine Gallerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der Pariser Großen. 1 — 10 Bd. 8. 1834 — 1837. 10 Thlr. — Die Verbrechen der Päpste seit dem heiligen Petrus bis auf Pius VI. 8. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

Die preußische Regierung ist längst in der Indignation über solche frivole Erzeugnisse fremder und deutscher Presse anderen Regierungen vorausgegangen, und hält namentlich den Vertrieb verdächtiger Artikel und die Verbreitung derselben durch Leihbibliotheken unter strengster Controle. Auch hat dieselbe sämmtliche Artikel moralisch-verderblichen Inhalts aus der Fabrik dieses und ähnlicher Verleger*) in ihren Staaten auf's Nachdrücklichste verboten. Dr. W. M.

Füllsteine.

Zwei kräftige junge Aerzte, wovon der Eine Allopath, der Andere Homöopath, stritten sich bei einem Glase trefflichen Ofner Wein über die Vorzüge ihrer Methode, bis sie nicht mehr lallen konnten. — An demselben Tische saßen zwei ihrer Patienten, der Eine wurde mit Wasser, der Andere mit Wein behandelt, waren aber immer kränklich. — Nachdem sie die Wankelmüthigkeit ihrer Aeskulape gesehen hatten, beschloß der Allopath Wasser, und der Homöopath Wein zu trinken, und — siehe da — beide sind jetzt kerngesund.

*) Man sehe die Verzeichnisse der in Preußen verbotenen Bücher, welche in den Jahrgängen 1835 bis 1838 des Planeten abgedruckt stehen.

Das Mäntelchen.

Fürwahr! Man weiß im deutschen Land
So im gemeinen Leben
Jedwedem Dinge mit Verstand
Ein Mäntelchen zu geben.

Besonders spricht man gar nicht gern
Zu laut von Tod und Sterben,
Und wenn die Leute nah und fern
Auch noch so gerne erben.

Stirbt zum Exempel ein Soldat,
Wird's grelle Wort gedämpfet,
Es heißt: „der arme Teufel hat
Heut' Morgen ausgekämpfet."

Und wird ein Thürmer irgendwo
Zum Friedhof fortgetragen,
Da seufzt man unter Ach! und O!
„Sein Stündlein hat geschlagen."

Hat dem Stadtpfeifer rasch im Lauf
Der Tod an's Herz gegriffen,
Spricht weislich man: „Der Mann hat auf
Dem letzten Loch gepfiffen."

Kaum hat sich einer Waschfrau Geist
Zum Himmel aufgeschwungen,
Gleich Alt und Jung den Himmel preis't,
„Daß sie nun ausgerungen."

So stirbt kein Kutscher hier zu Land,
Kein Fährmann; man sagt lieber:
„Der Kutscher, er hat ausgespannt,
Der Fährmann ist hinüber."

Beim Wechsler, der den Tod erlitt,
Wird schnell das Wort gedrechselt:
„Er hat das Zeitliche nur mit
Dem Ewigen verwechselt."

Jüngst konnte ein Gourmand nicht mehr
Sein Mittagsmahl verdauen,
Da rief der Arzt: „Hier hilft nichts mehr,
Der Mann muß Erde kauen."

Kunz „segnete das Zeitliche,"
Hinz „hat in's Gras gebissen,"
Zehn Andern „thut kein Zahn mehr weh,"
Vom Tod — will Niemand wissen.

Literarisches Museum.

Ueber Dr. H. Messerschmidt's hochwichtige Lebensfrage.

(Fortsetzung.)

Also doch einen redlichen Eifer für einen wichtigen Gegenstand hat Ref. in meiner Schrift anerkannt. Das muß schon einigermaßen eine gute Meinung für ihren Inhalt und Verfasser erwecken; allein diese wird sogleich durch den Beisatz wieder aufgehoben, daß das Product jenes redlichen Eifers aus subjectiven Einfällen zusammengesetzt sey, welche ja nichts anderes sind, als das Erzeugniß bloß träumerischer Hirnthätigkeit. Ich sage jedoch in meiner Schrift, Seite 40 unten, nachdrücklich: „Sollen also, ich wiederhole es, die von uns (dem Subjecte) gebildeten höheren Vorstellungen, Begriffe und Ideen nicht nur theilweise, sondern durchaus Wahrheiten seyn, so dürfen wir nicht willkürlich Theilvorstellungen darin zusammenfassen, das wäre eben Dichtung; sondern wir haben dieselben zu nehmen und so geordnet zu begreifen, wie sie das Wahre der Welt gibt." Diese unbestreitbar richtige, von dem an sich Wahren selbst gebotene, aber keineswegs von allen Denkern befolgte Regel, habe ich sorgfältigst bei aller meiner auf den Gewinn von Wahrheiten ausgehenden Naturforschung zu befolgen gesucht. Subjective Einfälle, oder nur wachend geträumte Vorstellungen, sind also nach meiner eigenen festen Ueberzeugung keine Wahrheiten; und ich sollte, nach des Berichterstatters Angabe, wissentlich so unverschämt gewesen seyn, dergleichen gedruckt öffentlich für Wahrheiten auszugeben? — Wie ganz verschieden von diesem Urtheile des Ref. ist das über die nämliche Schrift in den, mit der Abendzeitung herausgegebenen, Blättern für Literatur und bildende Kunst vom 22. Novbr. 1837 Gesagte, so wie auch das, was mir über dieselbe von einigen gelehrten, sachverständigen Männern privatim geschrieben worden ist. Selbst der im 1. Heft des 14. Bandes vom Gersdorf'schen Repertorio 1837 enthaltene kritische Bericht über meine zweite bei Schieferdecker in Zeitz herausgegebene Schrift, ein Sendschreiben an den Herrn Kirchenrath Dr. Stephani mit der Ueberschrift: „Sieg der Wahrheit," muß bei den Lesern desselben die Vermuthung begründen, daß ich wohl nicht ein so jugendlich leichtsinniger Schriftsteller seyn könne, der sich erlauben werde, mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ein phantastisches Spiel zu treiben, und in die daraus hervorgegangenen subjectiven Einfälle verliebt zu seyn.

Außer dieser Thorheit, hat ferner Ref. sich nicht entblödet, mir auch noch den eiteln Beweggrund zur Herausgabe meiner Abhandlung als Druckschrift anzudichten, nämlich um die, für welche sie anfangs bestimmt war, für das Nichtgehörthaben zu entschädigen. Dergleichem Hohn und Spotte habe ich nur Verachtung entgegen zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 40. Donnerstag den 8. März 1838.

Correspondenzblatt.

Berlin.

(Fortsetzung.)

Viele Anordnungen würden ohne Zweifel mehr Eingang und Geneigtheit, sich ihnen zu fügen, finden, wären sie nicht in einem so dictatorischen und wilden Tone abgefaßt, nach dem Sprichwort: ein gutes Wort findet einen guten Fleck. Diese Bemerkungen sollen jedoch im Allgemeinen und keineswegs mit individueller Beziehung gemacht seyn.

Die kleinen Tagesbegebenheiten, die nur den Stoff zum Gespräch für wenige Stunden geben, oder Dinge, welche nur diejenigen interessiren, die hier gar nicht beachtet werden, wie z. B. daß ein Ochse seinem Treiber entlaufen und mit seinen Hörnern hier oder dort Unheil angerichtet hat, oder daß sich ein Paar obscure Nobilitäten in den Zeitungen oder anderen Zeitschriften Grobheiten gesagt haben, oder daß Hanns oder Kunz an einem Buche arbeitet, das — ehe vielleicht noch eine Zeile davon geschrieben worden — etwas ganz Außerordentliches seyn wird, oder daß Bav oder Möbius ihr meublirtes Zimmer oder ihre Schlafstelle mit einer andern in einer entlegenen Stadt vertauschen werden u. dgl. übergehe ich mit Schweigen, und überlasse dergleichen Mittheilungen jenen Correspondenten, welche das Nämliche in zehn Zeitschriften zugleich abdrucken lassen, wie z. B. man dergleichen im Danziger Dampfboote, in Ost und West, in der allgemeinen Theater-Zeitung, redigirt von Bäuerle, im Kometen, der Leipziger Theaterchronik und der Himmel mag wissen, in noch wie vielen Blättern, lies't, denn wer würde einen solchen Raub an seiner kostbaren Zeit verantworten können; dagegen darf ich etwas nicht unerwähnt lassen, was nicht nur hier, sondern auch gewiß allgemein Interesse erregt hat, noch immer die Gemüther in großer Spannung erhält und erhalten wird, bis das Endresultat erfolgt ist. Ich meine die Maßregel, welche sich der preußische Staat wider den Erzbischof von Cöln, Freiherrn Droste zu Vischering, wegen seiner hartnäckigen Widerspenstigkeit gegen dessen Anordnungen, zu ergreifen genöthigt gesehen hat. Es ist dieß ein Ereigniß, das die lebendigste Theilnahme der christlichen Welt, hauptsächlich aber derjenigen, die sich nach der Reformation Luther's von den Fesseln der päpstlichen Sclaverei freigemacht hat, in Anspruch nimmt. Wer sich zu den Lutheranern, Calvinisten oder Reformirten, welche jetzt zu evangelischen Christen verschmolzen sind, zählt, ist über das Benehmen des Erzbischofs in hohem Grade indignirt; es verträgt sich nicht mit seinen Ansichten von Glaubensfreiheit und Toleranz und dem Schutz, den er sich in dieser Hinsicht von einem so frommen und gerechten König zu versprechen, um so mehr berechtigt war, da er solche in einer so langjährigen Regierung genossen und dankbar anerkannt hatte. Eine solche Opposition war ihm eine Erscheinung, die ihn doppelt frappirte, weil man davon in dem preußischen Staate zuvor nie ein ähnliches Beispiel gehabt hat, indem unter allen früheren Regenten den Katholiken in Hinsicht ihres religiösen Glaubens kein Hinderniß in den Weg gelegt, aber auch nicht gestattet wurde, solchen zum Nachtheil des Staatswohls zu mißbrauchen. Man verfuhr dabei nach Grundsätzen, deren Richtigkeit durch die Erfahrung von Jahrhunderten sich bestätigt hatte, ohne sich um das Haupt der katholischen Kirche mit der dreifachen Krone in Rom zu bekümmern, und Friedrich dem Großen war es sehr gleichgültig, wenn er in dem genealogischen Kalender, der in Rom erschien, nur als Markgraf von Brandenburg aufgeführt wurde, und persiflirte sehr witzig das Geschenk des Papstes an den österreichischen Feldmarschall Daun im siebenjährigen Kriege mit einem geweihten Degen.

Der fromme und mild gesinnte König, Friedrich Wilhelm III., der allen seinen Unterthanen, weß Glaubens sie auch seyn mögen, recht christlich wie ein Vater seinen Kindern, gleiche Liebe zu Theil werden läßt, wollte den Katholiken, zur Beruhigung der davon noch in den Banden der Hierarchie Verstrickten, einen Beweis seiner väterlichen Fürsorge für ihre Gewissen geben, und schloß deßhalb mit dem Papste für solche ein Concordat ab. Wie ihm diese Milde vergolten worden, das hat jetzt der Erzbischof von Cöln und der Papst durch seine Allocution nur zu augenfällig an den Tag gelegt. Als dieß Concordat abgeschlossen war, äußerte Mancher, der den Geist der Hierarchie zu kennen glaubte, darüber Besorgnisse, man bestritt sie aber als ein mißsüchtiges

Hirngespinnst; das jetzige Ereigniß hat aber gelehrt, wie gegründet diese Befürchtungen gewesen sind.

Aus den officiellen Mittheilungen der Staatsbehörden ersieht man, welche fortwährende Widerspenstigkeiten, welche gesetzwidrige Anmaßung sich der Erzbischof erlaubt, und welcher sophistischen Rechtfertigungen er sich bedient hat, um seine Wortbrüchigkeit zu beschönigen, aus der Allocution des Papstes aber, wie er geflissentlich alle dem Erzbischof zur Last fallenden Vergehen mit Stillschweigen übergeht, und nur der Opposition in Ansehung der gemischten Ehen erwähnt, auch bei dem Widerruf eines verstorbenen Erzbischofs, wo es noch sehr ungewiß bleibt, ob er ihn nicht auf dem Todtenbette im Delirio gethan, und ob nicht dabei Andere, entweder aus Fanatismus oder aus anderen Gründen die Hand im Spiel gehabt, den Namen des Widerrufers unerwähnt läßt, damit der Nichtunterrichtete auf den Gedanken kommen möge, es sey der edle Erzbischof Graf Spiegel von Desenberg gewesen.

(Schluß folgt.)

Aus Dresden.

(Schluß.)

Unter den Musikfreunden hat es großen Unmuth erweckt, daß ihre Hoffnungen, Lipinski als Concertmeister bei der Königl. Capelle angestellt zu sehen, abermals gescheitert sind. Es ist aber auch wirlich zum Verzweifeln, daß das Große in seinen Planen fast immer unglücklich ist, die Mittelmäßigkeit immer fortunisirend. Ein Fiedler und ein ganz, ganz, ganz kleines Lichtchen von Geigerchen wird eher Concertmeister als ein Lipinski. Exempla sunt odiosa et in promptu!

Der Dr. Burkhardt ist durch Krankheit schon seit mehreren Wochen abgehalten, seine vielbesuchten öffentlichen Vorlesungen über die Hauptcharaktere in Schiller's und Goethe's historischen Dramen fortzusetzen. Mit den geistigen Genüssen will es diesen Winter bei uns überhaupt nicht recht flott gehen; hingegen haben alle lieben lasterhaften Beine täglich Festtag, denn die Bälle nehmen kein Ende. Die Tanzwuth ist wahrlich schauderhaft. Neulich traf ich beim baierischen Biere einen Bekannten, welcher denselben Abend schon auf dem dritten Balle gewesen war und sich nur ein wenig stärken wollte, um dann schleunigst den vierten zu besuchen. Hätte ich nur gekonnt, ich hätte dem Burschen eine türkische Bastonnade auf seine kitzeligen Fußsohlen zählen lassen, daß er fürs erste von seinem Tarantelstich gewiß curirt gewesen wäre. Vier Bälle und ein Abendbrot! Das klingt ja noch toller als Sir John Falstaff's Wirthshausrechnung mit der unvergleichlichen Zeche: Dreißig Maß Sect und für einen Pfennig Weißbrot!

Und nun wäre ich ja bei der lieben Komödie angelangt, die in einem deutschen Correspondenzartikel ja doch nie fehlen darf! Also corda sursum!

Madame Schröder-Devrient hat neulich als Fidelio eine allgemeine Erboßung gegen sich hervorgerufen, die sich aber alsbald wieder in deutsche Rührung auflöst'te. Weil nämlich ihre erste Arie nicht gehörig beklatscht worden war, spielte und sang sie den übrigen Theil der Partie zum Erbarmen schlecht, so daß das ganze Haus, außer mir, im edelsten Zorn entbrannte. Ein geehrtes Mitglied der löblichen Stadtkritik vergaß sogar die Wohlthat seines Freibillets und meinte: „das heißt die Leute um ihr schönes Geld bringen." Die gute Seele hatte schon alle Taschen voll prächtiger Worte, mit welchen sie den „lieblichen, herrlichen, himmlischen" Fidelio in ihrem Blättchen ausschnarren wollte, und nun — o, es war grausam, die ersten Parterrepatrioten waren indignirt. Und dicht daneben meine tugendhafte Schadenfreude über den Aerger dieser Menschen, welchen bei dem Untergange der nordamerikanischen, englischen und französischen Freiheit die Pfeife nicht ausgegangen wäre! Wer schildert dieses Seelenschauspiel? — Der holden Frevlerin drohte bei ihrem nächsten Auftreten wirklich Gefahr, denn sie hatte das zarte deutsche Gemüth in seinem Allerheiligsten, in dem Departement der theatralischen Angelegenheiten gekränkt, worin jeder Deutsche wenigstens Auscultator mit halbem Gehalte ist. Sie tritt endlich als Romeo auf — wie die Schauspieler sagen: in einer Hosenpartie — bedeutendes Zischen; sie beginnt — Stille — die Fernröhre operiren — sie schließt — donnernder Applaus und Hervorrufen. Die Devrient auspfeifen! Das ginge wohl, aber es geht nicht. — Jetzt heißt es, Madonna Wilhelmine verlasse unsere Bühne — mir sehr egal; hat doch Aristides sein Vaterland verlassen müssen. Ferner heißt es: Dem. Wüst, Herr Kriete, Herr Heckscher und Dem. Berg werden uns Arme verlassen — adio! Aber daß Herr Klauer uns verlassen will — das ist bei Gott kein Spaß! Womit hat Sachsen das verdient? —

Nun zum Schlusse noch einen schlechten Witz, den ich unlängst erfuhr. Es sey nämlich, so wurde erzählt, ein Stotternder in das Klepperbein'sche Gewölbe gekommen, um sich bei der grimmen Kälte für 2 Groschen von dem allbekannten Klepperbein'schen Magenpflaster zu kaufen, habe aber seinen Wunsch vor Stottern nicht vorbringen können, sondern folgenden Gallimathias gewaschst: „Ich will — für 2 Groschen Magenbeinsches Klepperpflaster — nein: Klepperpflasterisches Magenbein — Pflasterklepperschen Beinmagen — Beinpflasterschen Kleppermagen — Pflasterbeinschen Magenklepper — Beinmagenschen Pflasterklepper — Magenklepperischen Pflasterbein — Klepperma genscheS Beinpflaster — Beinklepperischen Pflastermagen — Magenpflasterschen Beinklepper — ach, Gott, ich will meine Schwester herschicken." Damit sey der Wunderliche den Augen der erstaunten Diener entschwunden.

Nun sage Einer noch, es gäbe in Dresden keinen Humor!

H. F. Mannstein.

Lessing.

(Vision.)

Auf einem lenzbegrünten Hügel
Hört' ich den Pulsschlag der Natur,
Empfand der Zeiten raschen Flügel,
Verschwand mir jede Erdenspur.

Im fernen Osten hocherglühend
Durchfurchte Sol des Himmels Blau,
Und Strahlenfunken um sich sprühend
Zerrann des Veilchens Thränenthau;

Und wonneselig fortgetragen
Schaut' ich in eine andre Welt,
Unsterbliches begann zu tagen
Im endlos planen Zeitenzelt.

Sah große Geister milde walten —
Nein, Einen sah ich immer nur;
Er trug der Dichtung Hochgestalten,
Er trug in Allem Gottes Spur:

Des Orientes Gleichnißblume,
Des Occidentes Witzkelwitz,
Thalien's Keim zum ew'gen Ruhme
Und der Kritik durchbrochnen Blitz;

Des Wahnes Dunkel streng enthüllend
Und auch Versöhnungstempel baun,
Die Duldung, Liebe stets erfüllend,
Sah ich ihn über Welten schau'n!

Er sah der Menschen winzig Treiben,
Nur eine Größe sah er bluh'n:
Daß sie in Marmor dankbar schreiben,
Was einst als einzig ihnen schien.

Da fühlt er selbst in sel'gen Fluthen
Der Rührung Ebbe mild erseh'n
Und seine Jenseitsblicke ruhten
Auf uns von den verklärten Höh'n.

Im Sonnensaume tief verschwommen
Schaut' ich nur Dich, den großen Mann!
War Dir, o Lessing, nah' gekommen
Und hochentzückt mein Geist zerrann! —

Da sah ich wieder grüne Matten,
Es wogte noch das Blättermeer,
Ich sah des Friedens linden Schatten
Und die Natur so hoch und hehr,

Und aus dem Allen blickt' erhaben
Dein Menschenbild in Marmorerz;
Es schien die Menschheit süß zu laben,
Es trug der Welten heil'gen Schmerz.

Ein dämmerhaftes Geistesringen,
Ein langes, heiliges Gebet
Zog durch die Brust mit kräft'gen Schwingen:
Dein Wort hat's tief in mir gesä't!

So fühlen alle Menschenherzen,
So fühlte längst die Welfenstadt,
So edel strahlt der Menschheit Schmerzen,
Wer sie wie Du durchfühlet hat!!

Braunschweig. S. Frankenberg.

Lessing's Todtenfeier und eine kleine Gemäldeschau in Braunschweig.

Gestern ward in der hiesigen schönen Egidienkirche des unsterblichen Lessing's Todestag auf höchst würdige und solenne Weise gefeiert. Bei sehr zahlreicher Anwesenheit eines mehrentheils den höheren Ständen angehörenden Publicums sangen die hiesige Liedertafel und das Theaterpersonal unter Mitwirkung der Herzogl. Hofcapelle, folgende von Dr. Brinkmeier gedichtete und von Methfessel in Musik gesetzte Cantate, deren Solopartieen unser sangsberühmter Schmezer und Krause gütigst übernommen und ihrer würdig ausgeführt hatten.

Chor.

Stimmt laut zur ernsten Feier
Ein hehres Festlied an
Dem Retter, dem Befreier
Aus Nacht und finsterm Wahn!

Solo.

Klaget um den großen Todten,
Den des Grabes Nacht umschlang,
Als zum heil'gen Land der Freiheit,
Das sein Wort uns offenbarte,
Er im Siegerkranze drang —
Klaget um den großen Todten,
Den des Grabes Nacht umschlang.

Chor.

Er lebt! — In allen Herzen
Der Nachwelt tönt sein Wort!
Er lebt! — In allen Geistern
Glänzt hell sein Lichtstrahl fort.

Solo.

Heilig sey Euch stets sein Namen!
Ehret Ihn durch Eure That!
Brecht des Vorurtheiles Schranken!
Muthig ringend, ohne Wanken
Folgt Ihm nach auf kühnem Pfad.

Chor.

So laßt uns seine Jünger werden.
Ihm freudig folgen allzumal! —
Preis dem Erretter, der auf Erden
Entzündet hat des Himmels Strahl!

Inmitten einer schwarz decorirten Umgebung erhob sich in nämlicher Farbe die mildlächelnde Büste Lessing's mit Epheu bekränzt, vor sich eine sinnreich zu deutende, hell auflodernde Flamme, dahinter ein Halbmond von Wachholderbäumen und darüber die zarte, rosenrothe Färbung der meisterhaft gebauten, bogenreichen Kirche. Der Herr Hofrath Petri hielt eine Rede, die Zeugniß gab von der hohen Weihe des Tages, die mit lauter Zunge die unsterblichen Geisteskräfte, den ewig wahren Kunstsinn, die tiefe mathematisch durchdrungene Logik, den hohen, geläuterten Witz, die gründliche Kenntniß aller und vorzüglich der alten Literaturen und den Dichteradel des großen Todten verkündete, die ihn als Jüngling mehr in die Tiefe wie in die Breite gehend — Gegensatz unserer Zeit — schilderte, und ihm mit edler Freimüthigkeit einen Glauben gab, der ewig seyn und das höchste Menschenglück befördern werde. Wir haben alle Hoffnung, daß jene treffliche Rede, vielleicht zu irgend einem humanen Zwecke, gedruckt werde und wollen Ihnen dann solche zusenden. So lebe denn ewig fort, großer Geist der Menschheit, sey die feurige Freiheitswolke der strebenden, schaffenden Zeit und der auflösende Vernichtungshebel des arroganten, nächtigen Mysticismus!

Der Contrast wird sich vielleicht durch feinere Bezüge in Etwas entschuldigen lassen, wenn wir von dem Ebenerwähnten in Kürze zur Beurtheilung einiger Gemälde übergehen, die auf hiesiger Gallerie des Altstadtmarktes dem Publicum aufgestellt sind. Vor Allem zieht den Beschauer Teich's schönes Gemälde an: Henricus Longus Pfalzgraf bei Rhein, gibt vor dem ihm überantworteten, zu Tyrus gehörigen Fort Berithus einer Menge in langer Sclaverei schmachtender, meist

edler Christen die Freiheit. Welch feines, zartgeschnitztes Gesicht des Heinrichs, der beide Hände auf sein Schwert gestützt, sinnend und gerührt den fast in morgenländische Verzückung übergegangenen Dankeszoll der befreiten Christenschaar empfängt. Wie harmonisch verschmilzt auf seinen Wangen das matte Weiß und Roth zu einem Farbenton. Hinter ihm steht ein Cardinal, in dessen Gesicht sich die ganze Finesse der mittelalterlichen Hierarchie ausprägt, neben diesem der Herzog von Brabant, eine edle, kräftige Fürstenfigur, deren Beschauung man unwillkürlich wiederholen muß, einen so geheimen Anziehungszauber wußte ihm der geniale Künstler zu geben. Im Hintergrunde links Sarazenen, wahrscheinlich gefangen, rechts Berithus, im mittleren Theile und weiter zurückgedrängt, Tyrus mit der Fahne des siegreich gewesenen Kreuzes. Nichts ist bei diesem Gemälde ohne Bezug, innige Harmonie verbindet es und eine ganz eigne hohe Auffassung und Darstellung sich verwebender Farbentöne und Draperieen stellt sich heraus. Dieß Kunstwerk wird von hier nach Hannover gehen. Dann folgen drei Landschaften von Brandis, wovon zwei, glaube ich, schon in Leipzig gewesen sind; sie wurden mit jener Meisterhaftigkeit, die dem allbekannten Künstler eigen ist, gefertigt und versenken uns in die tiefe, wildromantische Gebirgsschönheit Tyrols oder der Schweiz. Von dem beliebten und bekannten Landsmann Schröder findet sich eine Bauernhochzeit vor, über die eine bis in das Kleinste gehende Naivität und Komik sich verbreitet. Dann von Ebendemselben ein Alter, der mit der, Seitens des Künstlers gelungensten, erwartungsvollsten Genußsucht sich einen Krug Bier zapfen will, statt dessen die ihm wahrscheinlich ungewohnte lange Pfeife hinhält und in seinem so anspruchslosen Sinnesstrudel nicht bemerkt, daß ein allerliebster Knabe den Zapfen aus dem leeren Fasse gezogen, hinter diesem sitzt und schelmisch lächelnd die grause Enttäuschung des behäbigen Alten erwartet. Dann hat derselbe Künstler noch ein halb entkleidetes Frauenzimmer in ihrem Schlafgemache dargestellt, wie sie am Tische sitzend von dem Nachtlichte beleuchtet wird; es ist wahrhaft gelungen zu nennen. Unser bekannter Sänger Cramolini ist von Waldmüller aus Wien gemalt und obwohl getroffen, ist dem Bilde doch eine Flüchtigkeit und Eile anzusehen und sind dessen Schattirungen nicht ganz rein. Dagegen ist das „stille Wasser" von Bleyck aus Amsterdam und dessen Seenachtstück ganz herrlich ausgeführt. Dann waren noch Portraits von Neumann und Tunika und ein Familienstück von König zu sehen und als Letztes zwei Fruchtstücke von Eli aus Braunschweig, wie sie vielleicht selten so schön und naturgetreu angetroffen werden.

Hannover.

(Fortsetzung.)

Sey die Bedeutung des Wunsches, für den die Diener der Gerechtigkeit l'argent einçassiren, welche sie wolle, schlimm genug, daß sie in Folge ihrer homöopathischen Salarirung beim Antritte eines jeden Jahrs auf diesen industrieusen Erwerbszweig hingewiesen sind. Mögen wir unsere Börse gegen falsche Angriffe noch so sehr verrammeln und verpallisadiren — vergebens; eine Bresche über die andere wird geschossen, bis bei gefälltem Bajonett Sturm gelaufen wird und die Besatzung sich übergibt. — Es klopft. — Herein! — Genus: Mensch, Species: Nachtwächter. Dieser liebenswürdigste aller Gratulanten wünscht, daß ihm gelingen möge, mich in diesem Jahre mehr als in dem vergangenen durch die unharmonischen Töne seines Kuhhorns im Schlafe zu stören. Kaum hat dieser mit dem Tribute in der Tasche, meine Schwelle verlassen, dann erscheint ein anderer Acteur; es ist die Figur des Glockenläuters, der die Gefühle seines Herzens in der Kraft seiner Beinextremität zu Tage fördert und die andachtsvolle gläubige Menge zur Kirche wie zu Grabe läutet. Sein Wunsch geht auf Leben und Tod. Der Consens zur stillen Beerdigung verpönt freilich das Grabgeläute, nicht aber, um in Frieden in die Grube fahren zu können, das Encassiren der Gebühren für selbiges. Ist dieses Neutrum mit seinen Sporteln von dannen gezogen, dann erscheinen immer andere und neue Gestalten in dieser Absicht und weiß doch, ich habe sie niemals gesehn. Es pocht abermals; Herein! Wie unsaubere Gesellen, auch ihr: Kann ich Groschens aus der Erde stampfen, wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand? Damit transportirte ich ein Heer unprivilegirter Gratulanten. Ist in Leipzig die Sitte des Gratulirens auch Mode, oder haben dort die Glückwünscher mehr Raison als hier.**)

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Diener des Staats*) und der Kirche bezeichnen, die um Neujahr Kratzfüße machen, Entrechats schlagen, und für diese Solopartie — Geld verlangen. Daß die von der Willkür eines Jeden abhängende, mithin auf wackligen Füßen stehende Gehaltszulage der zu gering besoldeten Staats- und Kirchendiener baldigst einer Reform unterzogen werden möge, ist gewiß der Wunsch aller Derer, welche keinen Anstand genommen haben, den beklagenswerthen Gratulanten eine nähere Bekanntschaft mit dem Innern ihrer Börse in Gnaden zu gestatten.

Die ersten Tage des Januars gaben uns Gelegenheit die bis lang geschlummerten Talente eines weiland Polytechnikers in der Graveurkunst und die überwiegende Vorliebe einer Magd zur Chemie zu bewundern. Ersterer machte zur Ausfüllung seiner Musestunden ganz passable und noble Versuche im Falschmünzen, wurde indeß erwischt und da der innere Werth seines Fabricats zu viel zu wünschen übrig ließ, einstweilen ad depositum genommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sollten die Gerichtsdiener nach den jetzigen Verhältnissen nicht auch wohl zu den Staatsdienern oder zu den Dienern des Staats zu zählen seyn? D. Eins.

**) Dieser Unfug ist in Leipzig, aber erst vor kurzer Zeit, größtentheils abgeschafft worden. D. Red.

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 41. Montag, den 12. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Lord Brougham.

(Fortsetzung.)

Der rasche Schritt mit dem er wieder in den Saal trat, und die grollenden Pfeilblicke, die er an den Oppositionsbänken hinschoß, ehe er den Mund öffnete, zeigten den Zornsturm an, der in seiner Brust tobte. Allgemein war das Vorgefühl, daß er jetzt mit mehr als gewöhnlicher Kraft und Wuth seine Beschuldigungsanzeigen an die geweihten Häupter derer schleudern werde, die am eifrigsten Theil am Widerstande gegen die Maßregel genommen hatten. Der Erfolg bewies die Richtigkeit dieses Vorgefühls. So gewaltig war der Zorn, in den er sich hineingearbeitet hatte, daß ihm, ehe er mit seiner Rede fertig war, buchstäblich der Schaum vor dem Munde stand. Seine Züchtigung Lord Wynford's, der an dem Abend den Führer der Opposition machte, war schrecklich. Jeder Satz, den er über die Lippen warf, erschien wie ein Donnerkeil, geschleudert an die Häupter der Widersacher der Bill. Lord Wynford ertrug sein Theil eine Zeitlang mit der musterhaftesten Standhaftigkeit; allein endlich war sein still herhaltendes Geduldsvermögen erschöpft und, im eigentlichsten Sinn, vor Schmerz sich windend unter der erbarmenlosen Zornruthe des Lordcanzlers, erhob er sich von seinem Sitze, so schwer ihn auch das Stehen ankam*), und drang in unverkennbar warmer Bewegung und mit lauter Stimme auf die strenge Einhaltung des funfzehnten Artikels der Geschäftsordnung**) des Hauses. Und doch, trotz der heftig aufgeregten Stimmung, unter deren Einfluß Lord Brougham damals sprach, glauben wir nicht — wie gesagt — je Zeuge einer glänzenderen Entfaltung seiner wundervollen Geisteskräfte gewesen zu seyn.

Im Antworten erscheint der edle Lord zu seinem größten Vortheil. Hält er eine vorerwogene Rede, über was es auch sey, so ist er verhältnißmäßig nichts. Entgegensetzung nur oder Zusammenstoß vermag die mächtigen Kräfte seines Geistes zur vollen Handlung aufzurufen. Die blitzgleiche Schnelle, mit der er die schwachen Seiten eines Gegners entdeckt, ist dann nicht minder überraschend, als die Kunst, mit der er die sinnreichst gesponnenen Gewebe der Sophistik entwirrt. Mag er dabei auch noch so oft unterbrochen werden; ihn stört's, ihn hemmt's nie und nirgends im Geringsten. Kommen solche Unterbrechungen in der Gestalt etwa einer Bemerkung über das was er sagt, so erfolgt sein Zurückschlag mit einer Schnelligkeit und einem glücklichen Geschick, die jeden Hörer in Staunen setzen müssen. Und diesen Zurückschlag führt er mit gleicher Wirkung — sollten ihm auch fünf bis sechs edle Lords von der Gegenseite nach einander mit einem ununterbrochenen Zwischenangriff von Bemerkungen in die Rede fallen, auf sie Alle.

Ruft ein edler Lord von den Bänken der Gegenpartei

*) Lord Wynford leidet schon seit mehreren Jahren an einem körperlichen Uebel, das ihm das Stehen äußerst mühsam macht.

**) Dieser Reglementsparagraph lautet: „Um Mißverständnisse zu verhüten, und um anstoßerregende Reden zu vermeiden, wenn Sachen entweder im Hause oder bei Ausschüssen verhandelt werden, ist es der Ehre wegen für angemessen erachtet, und also verordnet worden, daß alle und jede persönliche, spitzige oder scheltende Reden unterlassen bleiben, und Jeglicher, der auf eines andern Mannes Rede antwortet, soll seine Antwort auf die Sache ohne Unbill gegen die Person richten, und wie nichts Anstößiges geredet — also soll auch nichts übel aufgenommen werden, wenn der, so spricht, sogleich eine aufrichtige Auseinandersetzung oder klare Verneinung der Worte macht, so eine schlimme Auslegung erleiden könnten, und wenn ein dergleichen Anstoß gegeben werden sollte, so wird das Haus, wie es selbst ihn ahndet, also auch den Anstoßgeber scharf rügen und der beleidigten Partei eine angemessene Ehrersetzung und volle Genugthuung geben."

„hört! hört!" so hält er inne, blickt dem Peer ins Gesicht und ruft höhnend aus: Ich habe recht gute Ohren — ich höre ganz gut, was ich sage! Ich wünsche nur, die edelen Freunde des edeln Lords auf den Bänken gegenüber möchten ihre Ohren eben so offen haben und — hörend auch verstehen." Ruft ein edler Lord „nein! nein!" oder bestreitet ihm sonst seine Angaben und Behauptungssätze, so verläßt er im Nu den Gedankengang, den er eben verfolgte, um der Verneinung, die ihn unterbrach, zu erwidern. Er entgegnet: „aber ich sage, ja! ja!" und läßt sich aus in eine Reihe von Beweisen, um dem edeln Lord die Ueberzeugung beizubringen, er habe Unrecht, er aber Recht. Er nimmt sich wohl so eine Minute zur Zerstörung des Neinwortes des widerspenstigen Peers, und fällt dann zur großen Ueberraschung aller Anwesenden wieder so leicht und natürlich in seinen frühern Gedankengang, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Der allerunbedeutendste Umstand verleitet ihn zu Abschweifungen. Sieht er, oder meint er's wenigstens, ein Lächeln auf dem Gesicht eines politischen Gegners spielen, so bricht er urplötzlich, mitten im strömendsten Redefluß ab und leert auf ihn, für seinen angeblichen Mangel an Lebensart, einen Köcher seiner kühnen und bitteren Anzüglichkeiten aus, oder überschüttet ihn mit seinem ironischen Lobe, ärger fast noch und schmerzender, als sein ingrimmigster Schmähsturm.

Ich habe von der Rastlosigkeit seines Geistes gesprochen: es ist ein Theil dieser Rastlosigkeit, sich an Meinungreibungen zu ergötzen. Ihm kann nicht genügen, daß seine gewaltigen Geisteskräfte durch Mitwirken mit Anderen in beständiger Uebung erhalten werden: soll er sich seines Lebens recht freuen, so muß er mit den Meinungen Anderer hart zusammengerathen. Er sollte nie — und würde nie, dürfte er nur seine eigene Liebhaberei und persönliche Befriedigung zu Rathe ziehen — auf der Seite der stärksten Partei seyn: Opposition ist der Kreis, in welchem die Natur ihm seine Bewegung anwies, und je stärker und mächtiger die ihm gegenüberstehende Partei ist, desto höher sein Lustbehagen; je furchtbarer die Macht, mit der er einen Strauß besteht, desto wundervoller die Entfaltung seiner überaus hohen Gaben, desto genußvoller sein Lebensgefühl. Andere Gemüther finden in der Ruhe ihr Glück, er dagegen einzig in der Aufregung nnd dem wilden Getümmel der Schlacht. Mit herbem und sehnsüchtigem Bedauern sieht er sich unter die Lords versetzt: bei den Gemeinen fand er sein Lustbehagen in den oft wiederkehrenden Auftritten des Meinungensturms und Kampflärms, die in ihrem Sitzungssaale vorgehen; die ernste Würde und Ruhe des Oberhauses sind für ihn eine nie versiegende Quelle trostlosen Elends.

Du siehst, während der ruhigen Verhandlungen des Hauses, einen beständigen Ausdruck von rastloser Unruhe, Mißvergnügen und Streitfertigkeit auf seinem Angesicht. Ohne eine phrenologische Untersuchung seines Craniums zu Hilfe zu nehmen, überzeugst Du Dich, daß das Organ der Kampflust aufs Hervortretendste entwickelt ist; ein flüchtiger Ueberblick seines Gesichts gibt Dir darüber Gewißheit. Hätte ihn das Schicksal als gemeinen Irländer und in der Nachbarschaft von Donnybrook geboren werden lassen, er würde sich mit Ruhm in den faustkämpferischen Schaustellungen seiner Kirmeß bedeckt und hervorgethan haben; würde fort und fort zerschlagene Schädel und Knochen ausgetheilt und empfangen haben.

Sein sittlicher Muth ist groß; nichts vermag ihn zu erschrecken oder zu verschüchtern. Im Unterhause, in dessen unreformirten Tagen, war er vier Fünftheilen seiner Mitglieder ein so arger Dorn im Auge (und in der Seite), als nur immer möglich. Dämpfte — brach dieses seinen Muth? Nimmermehr. Er sprach so kühn, kämpfte so entschlossen, als ob ihrer vier Fünftheile es mit ihm gehalten hätten.

Ganz so im Oberhause. Er weiß, die Opposition, ja selbst der eine und der andere seiner eigenen Meinungsgenossen, hassen ihn mit einer Kraft und Innigkeit, wie Cobbett nicht bitterer gehaßt haben mag, und der konnte doch hassen! Er weiß, daß — was er vorbringt, durch und durch mißfällt, oft eben so viel, weil's von seiner Meinungsseite kommt, als weil's von ihm kommt, und doch entmuthigt ihn das im Geringsten nicht, er geht so herzhaft und kühn ans Werk, als ob er der Abgott J. J. Herrlichkeiten wäre und jedes Wort, das von ihm kommt, wie Musik lieblich in die Ohren klänge und mit den herzlichsten Beifallsbezeugungen bejubelt würde.

Er ist stolz und hochfahrend: seine ganze Art sich zu gehaben zeigt, wie sehr er sich seines wundervollen Geistesvermögens bewußt ist. Er schaut hernieder auf die anderen Peers im Hause wie auf Wesen einer geringeren Schöpfungsordnung. Die übermüthig abfertigenden Manieren, die er oft annimmt, und die Freiheiten der Rede, in denen er sich oft gehen läßt, würden im Privatverkehr des Lebens nimmer geduldet werden. Er pflegt von denen, mit denen er in Berührung kommt, eine ans Knechtische streifende Huldigung zu erwarten. Eben die wenige Ehrerbietung, die ihm seine Mitpeers zollen, ist die geheime Hauptspringfeder der wüthenden Angriffe und Ausfälle, die er so häufig auf das Oberhaus macht.

Als Lordcanzler hatte er über alle Maßen einen hohen Begriff von seiner eigenen Wichtigkeit. Daß das Amt, das er bekleidete, ein höchst wichtiges, und daß er selbst durch den großen Einfluß, den seine gebietenden Gaben und Anlagen über die öffentliche Stimmung auszuüben, ihn in den Stand setzten, ein hochwichtiger Mann ist, und in Folge jener Stellung noch besonders war, leidet keinen Zweifel; allein bei alledem war doch seine eigne Schätzung von seiner Bedeutsamkeit in der Zeit, wo er das große Siegel bewahrte, ganz unmäßig übertrieben. Schien er doch zu meinen, er halte das Geschick der Welt in seinen Händen und sey eine Art Gott, Alle um ihn aber nicht viel Besseres denn gewöhnlicher sterblicher Staub. Die verachtungsvolle und bissige Art, mit der er die Anordnungen des Unterhauses, wenn sie dem Oberhause angenommene Gesetzvorschläge zu überbringen hatten, anließ, ging nicht selten

fast ins Unerträgliche. Einmal, aber auch nur einmal, sah ich ihn in dem Finsterstrengen und Starren seiner Züge nachlassen. Es war, als O'Connell in der 1834r Session einige auf Irland bezügliche Bills vom andern Haus heraufbrachte. Der Zufall wollte, daß dieß gerade drei oder vier Tage geschah, nachdem Lord Brougham — von seinem Sitze im Oberhause aus — O'Connell'n einen großen Volksbettelmann geheißen und ihn gegen Dante und andere ausgezeichnete Geister gehalten hatte, deren Unabhängigkeitssinn der Art war, daß sie eher zu den niedrigsten Beschäftigungen im Leben sich verstanden, als von der freigebigen Güte Anderer hätten abhangen mögen. Bei dieser Gelegenheit nahm er die Bill an der Schranke des Hauses von O'Connell mit einem augenscheinlich schwer zu unterdrückenden Lächeln in Empfang, dessen Ursache leicht in der eigenen Zufallsfügung zu finden war, die ihn so bald mit dem ehrenw. Mitglied für Dublin, nachdem er ihm einen so wenig schmeichelhaften Beinamen gegeben hatte, in Berührung brachte. Das erste Mal — und ich glaube fast, auch das letzte Mal — wo sie sich nach dieser Begegnung wieder trafen, war im Frühjahr 1835 bei einem öffentlichen Gastmahl in der London-Taverne. Es saß an jenem Abend nur eine Person zwischen ihnen. Lord Brougham kam mit Versöhnungsversuchen entgegen, indem er O'Connell'n „Adams-Wein," wie er das reine Naturnaß, Wasser, scherzend nannte, zusammen zu trinken vorschlug. Sie leerten ihre Gläser gegenseitig auf ihre Gesundheit, wobei Lord Brougham, als er das Seinige an die Lippen setzte, zu O'Connell sagte: „Wir haben keinen Wein mehr zusammen getrunken, seit wir einander bei einem Festmahl im Jahr 1823 gegenüber saßen." O'Connell erwiderte: „Se. Lordschaft habe in der Sache selbst Recht, irre sich aber in der Zeit, da das Festmahl 1822 stattfand." Ich erwähne dieses an sich unbedeutenden, freundlichen Zusammentrinkens, weil Lord Brougham eine Stunde etwa darauf sich aufs Allerlobendste über die hohen geistigen wie sittlichen Gaben O'Connell's vernehmen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mittelpunct der Welt.

Nächst der Frage: „Was haben wir heute zu essen?" kann keine wichtiger für das menschliche Geschlecht seyn, als die: „Welches ist der Mittelpunct der Welt?"

Untersuchen wir die Sache genau, so finden wir, daß der Magen der Mittelpunct der Welt ist und die Hauptrolle in ihr spielt; daß Alles, was geschieht, meistens für ihn und zu seinem Vergnügen geschieht, geschehen ist und ferner geschehen wird.

Was auf Erden kreucht, fliegt und schwimmt und wächst, Ochsen und Kühe, Fische und Vögel, Obst und Gemüse, Wein und Wasser, auch baiersches Bier und dergleichen: genug Alles kriecht, fliegt, galoppirt und schwimmt und wächst dem Kochtopfe, und von da dem Munde, und vom Munde dem Magen zu.

Für wen in der Welt quälen wir uns erst als Kinder vom Morgen bis zum Abend in der Schule? und nachher vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde, in der Schreibstube, auf dem Dache, im Keller, an der Hobelbank, auf dem Wasser, beim Ambos u. s. w.? Für wen lassen wir uns keine Mühe verdrießen und opfern wir so manchen sauern Tropfen Schweißes bei der Arbeit? Wozu kümmern wir uns und sorgen und sinnen Tag und Nacht? Geschieht das nicht Alles der lieben Nahrung willen? Und Nahrung ist nicht für Arm und Bein, sondern für den Magen.

Dieser kleine, unansehnliche Punct ist die wahre Feder im Uhrwerke aller menschlichen Handlungen und schnellt das Räderwerk des menschlichen Dichtens und Trachtens mit ungeheurer Gewalt. Der Schiffer begibt sich auf das treulose Element des Wassers und segelt nach fernen Ländern; der Gelehrte lies't und schreibt dicke Bücher; der Bergmann steigt in den Bauch der Erde; der Musicus streicht die Baßgeige; der Fuhrmann peitscht die Pferde; der Tanzmeister tanzt Walzer und Galopps — Alles weil — der Magen will. —

Er will! das ist genug! er commandirt wie der kleine Corporal und läßt sich nichts einreden. Wenn er befiehlt, gehorchen ihm unterthänigst alle großen und kleinen Potentaten, Kaiser, Könige, Sultane, Herzöge, Fürsten, Grafen und ihres Gleichen, so gut wie Bettler und ihres Gleichen. Kein Scepter und kein Bettelstab bringt ihn zum Schweigen.

Man kann überzeugt seyn, daß mancher große Herr, mancher gelehrte Herr und mancher süße Herr den Despoten, der unter dem Rippengewölbe thront, nicht für das edelste Glied des menschlichen Leibes werde halten wollen. Ist nicht der Kopf, ist nicht das Herz edler als der Magen?

O Heuchelei! — Nicht für Kopf und Herz — nein, für den Magen scharrt ihr Geld zusammen. Nicht für Kopf und Herz werdet ihr Advocaten und Grobschmiede, geistlich und weltlich, Doctoren und Bürstenbinder, Trommelschläger und Schriftgelehrte, sondern fürs liebe Geld, welches der Fleischer, Bäcker, der Bauer, der Gärtner u. s. w. kennen und nehmen.

Selbst beim Heirathen, wo doch das Herz mit spricht, kömmt's zu allererst auf den Magen an. Vorher regulirt man Magenangelegenheiten mündlich und schriftlich; über Herzensangelegenheiten werden nicht viel Worte verloren. Man fragt zuerst: hat sie Vermögen? versteht er sein Fach? und dann läßt man das liebe Herz dem Ehecontract hinten nach laufen. —

Was den Rangstreit zwischen Kopf und Magen betrifft, so verdient der Kopf gar keiner Erwähnung. — Kein Mensch kann ohne Magen fertig werden; aber es gibt Leute genug, welche sich ohne Kopf recht gut stehen. Es ist zuweilen wohl gar nachtheilig, Kopf zu haben. Daher die meisten Eltern erst dafür sorgen, ihren Kindern Geld

zu schaffen, mit der Geistesnahrung hats keine Noth. Wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.

Man denke, was würde aus der Welt werden, wenn der Magen, dieser mächtige Hebel aller Dinge, dieser Eselstreiber des trägen Menschengeschlechts fehlte? wenn wir künftig weder hungrig noch durstig würden? — Wahrlich, das Uhrwerk der Welt stände binnen acht Tagen still. Aerzte und Schneider, Landmann und Weinschenken, Schuh- und Kalendermacher, kurz, kein Handwerker, kein Bauer, kein Gelehrter und Ungelehrter würde ferner arbeiten. Alle Tage wäre Sonntag und Feierabend. Man bliebe im Hause. Es wäre kein Proceß mehr, denn man stritte sich nicht über das Mein und Dein. Ganze Völker würden vor langer Weile tanzen oder spazieren gehen, oder nach den Sternen schauen, oder sich todt gähnen. So ist's erwiesen, daß der Magen der Mittelpunct der Welt, die Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen ist. Nur Undankbare schämen sich, ihn beim Namen zu nennen. Aber man glaube nur, wenn Jemand sagt: ich thue dieß und das aus Liebe zu meinem Nächsten, oder aus Liebe zur Ehre u. dergl. m. — er versteht darunter den Magen, und nichts Anderes!

Literarisches Museum.

Ueber Dr. H. Messerschmidt's hochwichtige Lebensfrage.

(Fortsetzung.)

Das meinem Geiste natürliche Bedürfniß, sich so viele Wahrheiten anzueignen, als es ihm nur immer möglich war, verursachte in mir den dauernden Antrieb zu einer selbstständigen philosophischen Naturforschung, die ich noch eifrig in meinem schon weit vorgerückten Alter fortsetze, indem noch sehr viel in der Natur zu erforschen übrig ist. Dabei erkannte meine Vernunft schon auf dem niederen Standpuncte der Erfahrung die Natur (das Geschaffene) für das an sich wirklich Wahre, das sich der Vernunft durch die verschiedenen Sinnenorgane zur Betrachtung vorstellt. An den, von dem Wahren selbst, durch Vermittelung dieser Organe bewirkten Vorstellungen von sich, macht nun die Vernunft sinnliche Wahrnehmungen, wobei sie diese Vorstellungen für Wahrheiten erkennt, welche im Gedächtnisse zu beliebiger Erinnerung bleibend werden. Jede dieser so auf dem Wege der Erfahrung erhaltenen Vorstellungen liefert einen Beitrag zu immer weiterer Ausbildung einer innern Gedankenwelt, die als übersinnlich gewordene Gesammtvorstellung auch Wahrheit ist, aber nach und nach durch die Sinne von der wirklich wahren Welt bewirkt.

Von diesem niederen Standpuncte für alle einzelnen Erfahrungen kann und soll nun die Vernunft sich erheben, (wenn die übersinnliche, in das Gedächtniß aufgenommene, Gesammtvorstellung von der wirklich wahren Welt hinreichend ausgestattet ist), zu dem höhern Standpuncte, von dem aus sie diese innere Gedächtnißwelt frei und ungehindert überschauen, sie dabei zur Gedankenwelt machen und nun philosophisch durchforschen kann.

Hierbei erst gelangt die Vernunft auch zur Auffindung der höheren physikalischen, religiösen und moralischen Wahrheiten, die sie also ebenfalls aus der Natur, dieser reinen und alleinigen Quelle derselben, dieser immerwährenden Offenbarung des wahren Gottes und seines heiligen Willens, schöpft.

Auf dem hier angegebenen rechten Wege bin auch ich zu meiner Gedankenwelt gekommen, welche die genannten Wahrheiten umfaßt, die mithin auf dem festen Grunde der Erfahrung von der wirklich wahren Welt stehen. Diese Wahrheiten liebe ich darum allerdings von ganzer Seele, weil ich dabei erkenne, daß ich durch sie in höherer Einigkeit mit meinem wahren Gotte lebe.

Die von mir auf dem bezeichneten Wege selbstständiger philosophischer Naturforschung gefundenen Wahrheiten sind es nun aber, die meine naturwissenschaftliche, religiöse und moralische Geistesbildung ausmachen, welche ich in meinen im Druck herausgegebenen Schriften, nämlich: „der naturwissenschaftlichen Abhandlung," Leipzig, bei Reclam, 1833; „der hochwichtigen Lebensfrage ꝛc.;" „dem Sendschreiben an Dr. Stephani" und „über die Falschheit eines von den Physikern in der Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus aufgestellten Naturgesetzes," Zeitz bei Schieferdecker, 1837, dem Publico, das sich für eine gleiche Geistesbildung interessirt, einzig in der wohlwollenden Absicht mitgetheilt habe, Alles selbst zu prüfen, und das mit mir für Wahrheit Erkannte zu behalten und im Leben zu benutzen, wie auch ich es thue. Einer solchen Gabe und dieser Absicht, in der ich sie darbot, habe ich mich wahrlich nicht zu schämen. Allein der Herr Verf. des kritischen Berichtes über den Inhalt meiner „hochwichtigen Lebensfrage" ist darüber ganz entgegengesetzter Meinung, indem er nicht sowohl die darin abgehandelten Gegenstände für das Erzeugniß subjectiver Einfälle erklärt, sondern auch meinen Mittheilungen eine niedrige Absicht zum Grunde legt.

Bei der Darlegung des Planes zu der neuen Central-Bibliothek für Pädagogik wird S. 11 von derselben als etwas Verdienstliches gerühmt: „daß sie die Leser mit den beachtenswerthen, literarischen Erscheinungen dieses Faches auf eine Art bekannt machen werde, welche ihnen nicht bloß wenig zusammenhängende Einzelnheiten aus denselben, an individuelle des Lobes oder des Tadels geknüpft (wodurch schwerlich je eine genügende Auffassung und selbstständige Beurtheilung des Ganzen möglich wird) flüchtig vorbeiführt, — sondern welche dem Leser die ganze Kette der Bestrebungen und Leistungen des Autors zu ruhiger Beschauung hinstellt, und dadurch die durch das Werk gewonnenen Fortschritte der Wissenschaft im Ganzen, wie im Einzelnen durch eigene Prüfung erkennen läßt."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 42. Dienstag, den 13. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Lord Brougham.

(Fortsetzung.)

Er arbeitet seine Reden nie vorher aus. Das ersieht man leicht an seinen Anspielungen und Bezugnahmen auf alles Wichtige, was gerade in dem Hause zur Erörterung einer eben vorliegenden Frage zur Sprache kommt. Diese Hindeutungen kommen nicht obenhin oder spärlich vor, sondern geben sehr oft den Hauptvertrieb seiner Rede ab. Wiewohl ein Stegreifredner — verräth er doch nie die geringste Mühe, zeigt er nie die leisesten Anzeichen von Verlegenheit hinsichtlich der Mittel oder Art, wie er fortfahren will oder soll. Sein Geist ist so fruchtbar; seine Hilfsquellen im Beweisführen, Erläutern, Spotten, Anklagen, Ausfälle machen, Schmähen.... strömen so reich, daß ihm bloß die Schwierigkeit der Wahl des Besten und die Beurtheilung des rechten Zielhaltens bleibt. Nicht selten verführt ihn die schnelle Bereitheit und üppige Fruchtbarkeit seines Geistes die Seite der Frage, der er sich zugewendet hat, mit Beweisführungen und Erläuterungsbildern gleichsam zuzudecken, zu erdrücken. Nie ist er um Worte verlegen; sie strömen ihm zu; fließen so reichlich, wie die Fluth seiner Gedanken; sie scheinen sich, gleich den Geistern in Shakespeare, ungerufen einzustellen aus der allerunergründlichsten Tiefe.

Bereitet aber auch der edle Lord seine Reden nicht voraus vor, so unterläßt er doch nicht, einige Theile derselben bei großen und besonderen Anlässen sorgfältig auszudenken. In einem solchen Falle ist er in seinem Geschmack überaus wählerisch und häkelig. Er ist fast nicht im Stande sich selbst in irgend einer Ausführung zu gefallen oder zu befriedigen. Davon hat man ein merkwürdiges Beispiel in seiner Rede am Schlusse des Rechtsfalls mit der Königin Caroline. Diese seine Rede*), die unzweifelhaft eines der prachtvollsten Muster moderner Beredtsamkeit ist, wurde nicht weniger als vierzehn Mal umgeschrieben.

Seine Stimme besitzt große Biegsamkeit. In ihren tieferen Tönen ist sie sanft und wohllautend, und oft, wenn

*) Dieses Schlußstück lautet: „Solcher Art, meine Lords, ist der Ihnen vorliegende Fall und solcher Art der Beweis, durch den man ihn aufrecht zu erhalten versucht. Es ist ein Beweis, unzureichend, irgend einen Beschuldigungssatz darzuthun — unvermögend, den geringsten Unterthan irgend eines bürgerlichen Rechts zu berauben — zu lächerlich, das mindeste Vergehen herzustellen — zu schmählich, eine Anklage der schwersten Art zu unterstützen — monströs, die Ehre der Königin von England zu Grunde zu richten. Was soll ich denn von ihm als einem Beweise sagen, der eine gerichtliche Handlung der Legislatur, ein hintennach gemachtes Gesetz unterstützen soll? Meine Lords, ich fordere Sie auf, bedenkend innezuhalten. Sie stehen am Rande eines Abgrunds: sollte Ihr Urtheil gegen die Königin ausfallen, so wäre es dann der einzige Spruch, der je ohne seinen Zweck zu bewirken erging: er kehrte sich wider Sie — er fiele auf Ihr eigenes Haupt zurück. Retten Sie das Land — meine Lords, retten Sie sich selbst. Erretten Sie das Land — retten Sie das Volk, dessen Zierden Sie sind: doch von dem getrennt Sie so wenig leben können, wie die Blüthe, die von der Wurzel getrennt ist und dem Baume, auf dem sie erwächst. Retten Sie darum das Land, auf daß Sie fortfahren mögen, es zu zieren — retten Sie die Krone, die mit unersetzlicher Schädigung bedroht ist — retten Sie den Adelstand, der von Gefahr umgeben ist — retten Sie den Altar, der nicht länger unverletzt bleibt, wenn sein verwandter Thron erschüttert wird. Sie sehen, daß — als die Kirche und der Thron keine kirchliche Feier für die Königin verstatten wollten, die herzinnigen Gebete des Volks um Schutz für sie emporstiegen zum Himmel. Ich bete für sie zum Himmel, und hier ausströme ich mein inbrünstiges Flehen zum Throne des Allerbarmers, daß er mit Barmherzigkeit das Volk dieses Landes ansehen möge, mehr denn seine Beherrscher verdient haben, und daß Ihre Herzen sich wenden mögen zum Rechten."

er mit ihr steigt, klingt sie den Hörer wie Musik an. Wenige haben eine solche Gewalt über ihre Stimme, wie er. Er steigert und senkt sie nach Belieben. In seinen zürnenden Stimmungen ertönt sie mit ungemeiner Mächtigkeit und gewaltigem Umfang, und paßt ganz wundervoll zu seiner kühnen, stürmischen Art und Beredtsamkeit.

Sein Gebehrdenspiel ist so mannigfaltig wie seine Stimme. Bei gewöhnlichen Sachen und Anlässen ist er ruhig und mild in seiner Gehabung; wird er aber aufgeregt — wobei er wie gesagt, seine ganze Seele in seine Rede wirft — da steigert sich seine Action zu oft unerhörter Heftigkeit. Die Arme handthieren häufig dergestalt herum, daß ich keinem der edeln Lords rathen möchte, ihnen auf Abreichslänge nahe zu kommen oder zu bleiben. Er hat kein eigentliches Lieblingssystem der Gebehrdung. Sie wechselt so mannigfaltig, wie die Gestaltungen, in die der menschliche Körper sich bringen läßt, oder die Stellungen, Haltungen oder Biegungen, die Jemand seine Arme annehmen machen kann. In der Hinsicht ist er ein zweiter Proteus. Seine Gebehrde hat nichts Anmuthiges; sie ist oft so unbehilflich und verrenkt, als sich nur denken läßt, und an jedem Andern müßte sie lächerlich erscheinen.

Seine Reden kosten ihn, wie gesagt, nie eine geistige Kraftanstrengung; eben so scheint sein Vortrag durchaus keine körperliche Anstrengung zu erfordern. Nie, selbst nach seinen längsten und nachdrucksamst vorgetragenen Reden nicht, sah ich ihn Spuren von Erschöpfung offenbaren: ich sah ihn schon nach dem Vortrag von Reden, die die Aufmerksamkeit des Hauses drei bis vier volle Stunden in Anspruch nahmen, während welcher Zeit er oft recht eigentlich mit einer Donnerstimme und entsprechender Heftigkeit der Action sprach, so frisch und kraftüppig an Leib und Geist schließen, wie nur in dem Augenblick, wo er seine Rede angehoben hatte. Vor einigen Jahren, noch als Mitglied des Unterhauses, sprach er einmal sieben Stunden in einem fort, über eine nothwendige Verbesserung im Gerichtswesen, und ließ so wenig Ermüdetes in seiner Stimme und äußeren Benehmen bemerken, daß Jemand, der zehn oder funfzehn Minuten, bevor er wieder niedersaß, ins Haus trat, hätte glauben müssen, er habe eben erst begonnen. Reden scheint ihm, körperlich wie geistig, eine Art Zeitvertreib zu seyn; ein Geschäft, eine Mühe ist's ihm bestimmt nicht. Man sagt von den Schneidern, sie ruhten aus, wenn sie recht tüchtig laufen; so könnte man, sans comparaison, von Lord Brougham sagen, er erquicke sich Seele und Leib, wenn er mit aller Gewalt Bannstrahl um Bannstrahl auf die Häupter der edelen Herren im Oberhause schleudert.

Mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Cumberland — wohnt wohl kein edler Lord regelmäßiger den Sitzungen bei, als Lord Brougham. Man wird ihn fast nie an seinem Platze vermissen. Er sitzt dort; was auch immer gerade vor den Lords verhandelt werden mag, in augenblicklicher Erwartung, es könne etwas vorkommen, was ihm Gelegenheit zum Reden gebe. Das Sitzen ist ihm eine wahre Qual, und bietet sich kein Anlaß zum Sprechen, so weiß er wohl schon einen für sich aufzutreiben. Sein erfinderisches Geschick ist mir oft als wahrhaft merkwürdig aufgefallen. Einmal ums andere sah ich schon die allerunbedeutendste Bemerkung, die einem edeln Lord entfallen seyn mochte, aufgreifen, und einen Nagel daraus machen, um daran eine vierzig bis fünfzig Minuten lange Rede zu hängen.

Von Lord Brougham's literarischem Rufe habe ich nichts gesagt, und brauche auch nichts zu sagen. Seine hohen geistigen Erwerbnisse in Literatur und Wissenschaft, und der Feuereifer, mit dem er fort und fort beide pflegt, sind zu allgemein bekannt, um irgend einer besondern Bezugnahme auf sie zu bedürfen. Als Mitarbeiter an Zeitschriften ist er wohl einer der fleißigsten und meistschreibenden unserer Tage. Seine Beiträge in das Edinburgh Review allein würden, gesammelt, zehn bis zwölf gewöhnliche Octavbände ausgeben, und seine Feder ist noch fortwährend für eine und die andere Zeitschrift beschäftigt. Außer den Aufsätzen, die er ununterbrochen ins Edinburgh Review liefert, ist er auch, dem Vernehmen nach, ein regelmäßiger Mitarbeiter am Britisb and Foreign Review. Die Gegenstände, mit denen sich seine Feder befaßt, wechseln in unendlicher Mannigfaltigkeit von den höheren Zweigen der Wissenschaft herab bis zu den allerbescheidensten Fächern der Politik.

Obwohl jetzt in seinem 57. Jahre, hatte doch Lord Brougham bis auf die neueste Zeit*) ein so gesundes und kräftiges Aussehen wie nur je. In der Session von 1834 hörte ich ihn selbst äußern, er habe sich in seinem Leben nicht so wohl und munter gefühlt, als eben damals. Seine geistigen Fähigkeiten haben ebenfalls nicht den geringsten Abbruch an ihrer Kraftfülle und Regsamkeit erlitten; so daß man mit bestem Grunde sich dem Glauben überlassen darf, er werde manches kommende Jahr noch als der größte Mann unserer Zeit — und das ist er, Alles in Allem genommen, unzweifelhaft — uns vor Augen stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseblüthen.

Gesammelt im Sommer des Jahres 1837, von Alexander Soltwedel.

(Fortsetzung aus Nro. 29.)

4.

An einem schönen Morgen — Ende Mai — verließ ich Hamburg, nachdem ich mich daselbst vier Wochen aufgehalten hatte, und fuhr mit der Haarburger Dampffähre über

---

*) In ganz jüngster Zeit war er leidend, ist aber jetzt vollkommen wieder hergestellt, was seine Thätigkeit im gegenwärtigen Parliamente und die wiederholten Versicherungen seiner Freunde wie der öffentlichen Blätter in England gegenwärtig (December 1837) aufs Erfreulichste bestätigen.

die meilenbreite Elbe, um meinen Streifzug durch Deutschland anzutreten! — Ein herrliches Gemälde zeigte sich meinen Blicken; — vor mir Hamburg mit seinem Mastenwald, weiter links Altona und dann die gepriesenen Elbufer bei Blankenese, auch Ottensen sah ich noch einmal! Da lag die große Babel, das stolze Hamburg, mit all' ihrem Wollen und Begehren vor mir, ich rief ihr ein leises Lebewohl zu, wandte meinen Blick, und siehe! mit vollen Segeln flog ein nordamerikanischer Dreimaster an unserm Dampfboote vorbei, die Matrosen jubelten und eine große Anzahl Menschen, womit das Verdeck überfüllt war, schwenkte die mit Eichenlaub bekränzten Hüte; — es waren schwäbische Auswanderer, welche die Heimath verlassen, um in Amerika's unwirthbaren Steppen dem ungewissen Schicksale entgegenzugehen! — Viel gehört dazu, ehe der Mensch von der heimathlichen Scholle läßt und ihr mit Weib und Kind für immer den Rücken wendet, — für immer! Werden diese Armen es nie bereuen, wenn tausende von Meilen sie von der Heimath trennen, wird die Sehnsucht nach den Fluren und Bergen des Vaterlandes nie in ihrem Busen aufklimmen? — Und — werden sie Amerikas fernes Gestade je erreichen? kann nicht die nächste Welle ihre kühnen Wünsche begraben? — So dachte ich noch, als das Schiff meinen Blicken schon lange entschwunden war, aber bald zog ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf sich; es waren die Ueberreste der Riesenbrücke, welche Napoleon dem Elbstrom aufzwingen wollte! — Napoleon bekämpfte die Völker, überstieg den weißen Scheitel der Alpen und zwang reißenden Strömen seine Fesseln auf! Vieles ist durch diesen kühnen Geist anders und besser gestaltet, er hat die Ketten der Völker gebrochen und hat sein Ehrgeiz auch tausende unserer Brüder in's Grab gesenkt, bleibt er dennoch ein großer Mann!! —

Hinter Haarburg warf ich noch einen Blick auf Hamburgs Thürme und nach kurzem Aufenthalt ging es fort in die Lüneburger Haide, welche mir so abschreckend, wie der Orkus, geschildert worden war. — Zu Soltau in der traurigsten Haidegegend, wo nichts als elendes Haidekraut und verkrüppelte Birken gedeihen, machte ich die Bekanntschaft zweier englischer Mylords, welche eine Fußreise in den Harz vorhatten und bald waren wir Reisegefährten. — Diese Insulaner sind wahrlich eine närrische Nation, das haben mir meine beiden Begleiter auf jegliche Weise bewiesen; ohne ein Wort deutsch zu verstehen — wer wird es mir glauben? — machten sie eine Reise durch Deutschland, Alles behandelten sie wegwerfend und verächtlich, kurz sie waren die besten Repräsentanten ihres launischen Volkes, welches gewohnt ist, daß alle Nationen und vorzüglich die Deutschen ihm höflich und unterthänig entgegenkommen. Mit dem Worte „all humbug" bezeichneten sie Alles, was ihnen nicht gefiel und dieses Wort war das dritte in ihrem Munde. So viel Mühe ich mir auch gab, ihnen zu beweisen, daß wir Deutsche ein selbstständiges Volk wären, es schien ihnen doch nicht einzuleuchten und sie bezweifelten, ob wir ohne englischen Zucker und Thee leben könnten; sprach ich mit ihnen von unseren deutschen Dichtern, so erwiderten sie Shakespeare sey mehr werth als „ten Shillers," wie sie sich ausdrückten, und was sie des abgeschmackten Zeuges mehr sagen mochten. Napoleon, meinten sie, sei nur durch England besiegt worden und um Old England drehe sich die ganze Welt wie eine Axe. — Ich ließ sie bei ihren barocken Meinungen, wurde aber bald des erzenglischen Egoismus im höchsten Grade überdrüssig und trennte mich von ihnen bei erster Gelegenheit! —

Ich hatte mir Celle als eine düstere langweilige Stadt vorgestellt, aber wie so ganz anders fand ich es, freundliche Häuser, freundliche Leute und sehr hübsche Blondinen! — Dem Andenken der unglücklichen Mathilde widmete ich einige Augenblicke, besichtigte das alte hochgelegene Schloß und wanderte dann wohlgemuth zum Thore hinaus, froh, mich der Engländer entledigt zu haben, welche glaubten, zur Betrachtung der Merkwürdigkeiten in Celle einen ganzen Tag brauchen zu müssen! — In nicht sehr weiter Entfernung von der Landstraße liegt das Zuchthaus; — ich glaubte, dasjenige zu Emden zu sehen, wo der Dr. Koenig mit seinen Leidensgefährten schmachtet, ein Opfer der Freiheitsliebe und ihres Freimuthes; werden diese Unglücklichen wieder in den Schooß ihrer verwaisten Familien zurückkehren oder sollen sie in Ketten und Banden ihr trauriges Daseyn enden?

5.

„Kennst du das Volk, das fest wie seine Eichen" u.s.w. sang eine sonore Stimme in kräftigen Brusttönen und als ich mich umsah, gewahrte ich einen wohlgekleideten Handwerksburschen, welcher tüchtig den Knittel handhabte und muthig hinter mir drein schritt; die Bürde auf seinem Rücken war nicht leicht, aber seine breiten Schultern schienen ihr vollkommen gewachsen. Er trug einen blauen Staubkittel und seinen mit Wachstuch überzogenen Hut schmückte frisches Eichenlaub. Sein kräftiges Wesen und das Lied, welches er sang, zog mich zu ihm hin, denn ich hoffte eine ächt deutsche Seele in ihm zu finden. Bald hatte er mich eingeholt und

„Guten Morgen, Landsmann!" redete ich ihn an.

„Schönen Dank," war die Antwort, „wohin des Weges?"

„Nach Hannover!"

Wir gingen neben einander her. Das Gespräch war eröffnet, und noch nie ist mir ein Mensch vorgekommen, welcher mit ungeheuchelter Offenheit einen solchen Frohsinn verband. Er war ein Sachse und hing mit ganzem Herzen an seinem Vaterlande; ein deutscher Sinn adelte sein ganzes Wesen. Sein Vater ist Schullehrer in Chemnitz, aber der Sohn fand an der sitzenden Lebensweise keinen Gefallen, er wollte frei sein wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft, darum erlernte er das Zimmerhandwerk und durchstreift jetzt mit frohem Sinn die Gauen unseres deutschen Vaterlandes; daheim hat er eine Braut, welche er mir als das liebenswürdigste Mädchen schilderte; — noch ein

Jahr, dann kehrt er in die Heimath zurück und der Geistliche wird ein glückliches Paar vereinen. Gespräche der angenehmsten Art kürzten den Weg, schneller als wir erwartet lag Hannover vor uns, wir schüttelten uns die Hände und schieden von einander.

Es war der 29. Mai. In Hannover feierte man des Königs Geburtstag, — von den Thürmen wurde geläutet, Kanonen donnerten und auf der Esplanade war große glänzende Parade. In der Mitte über das Getümmel ragte die Waterlooſäule mit der Siegesgöttin ſtolz empor; Staub wirbelte auf unter den Hufen der Roſſe und die glänzenden Rüſtungen der Cuiraſſiere zogen aller Augen auf ſich; — mich kümmerte das nicht, ich war im Geiſte auf Waterloo's blutiger Ebene, ſah den Kaiſer im Schlachtgetümmel, ſah die alte Garde fallen und Blücher und Wellington vereint den blutigen Lorbeer erringen! — Napoleons Glanz war erloſchen! — Wie hoch geſtiegen und wie tief geſunken! — Wird man nicht nach einigen Jahrhunderten die Geſchichte der Napoleoniden für ein wohlerſonnenes Mährchen zu halten im Stande ſeyn?

Meine Stimmung war getrübt, die Steinmaſſen und der Jubel der Reſidenz beengten mir die Bruſt und, nachdem ich die Esplanade mit der Waterlooſäule, das Schloß und das ſchöne Theater betrachtet hatte, zog ich noch an demſelben Tage durch das Kalemburger Thor uud die Vorſtadt Linden von dannen. Es war ſchon Mitternacht, als ich in Begleitung eines biedern Landmannes über Tiedenwieſe in Elze ankam. — Dicht vor dem Städtchen erheben ſich unmittelbar an der Landſtraße 3 kegelförmige Hügel, von denen der mittelſte die Richtſtätte eines jungen Mädchens iſt, welches aus Haß gegen ihren Dienſtherren ſein Wohnhaus anzündete. Das ganze Städtchen und auch die Kirche wurde ein Raub der Flammen! — Carl der Große ſoll mitunter in Elze reſidirt haben, man bewahrte ein ſilbernes Taufbecken von ihm in der Kirche, aber auch dieſes iſt bei dem furchtbaren Brande verloren gegangen.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſches Muſeum.

Ueber Dr. Meſſerſchmidts hochwichtige Lebensfrage.

(Fortſetzung.)

So zweckmäßig ſollen alſo die kritiſchen Berichte über wiſſenſchaftliche Druckſchriften beſchaffen ſeyn. Vergleicht man damit den Bericht des Ref. meiner Schrift, ſo findet man ihn in der erſten, unzweckmäßigen Art verfaßt, wobei kein Menſch das Rechte herausfinden kann, indem er darin höchſt flüchtig und oberflächlich Einzelnheiten aufgreift und ganz unverſtändlich zuſammenſtellt. So berichtet Ref.: „Die Einleitung (S. 1 — 42) enthalte die Metaphyſik des Verf., eine Art hylozoiſtiſchen Atomismus, der ſich friedlich in den Strom der Identitätsphiloſophie verliere.“ Hier ſchiebt Ref. ohne weitere Umſtände ſeine eigene ganz falſche Anſicht von dem Inhalte dieſer Einleitung unter, und nimmt damit ihr eigenes Urtheil vorweg zum Nachtheile meiner Schrift gefangen; denn die Einleitung enthält weit mehr als bloß meine Metaphyſik, die er mit der ſehr gelehrt klingenden Benennung „hylozoiſtiſcher Atomismus“ beehrt, während dieſelbe etwas ganz Anderes als ein ſolcher iſt, und in ihrem eigenen Strome fließt, keineswegs ſich in den der Identitätsphiloſophie verlierend, da dieſe Philoſophie von der meinigen ſehr abweicht, welche ich eher mit Beneke Erfahrungsphiloſophie nennen könnte, weil ſie bei dem in der Erfahrung Gegebenen anfängt, und daraus erſt die höheren Vorſtellungen mittelſt der verſtandeskräftigen Vernunft in Abſtracto auffaßt, welche die Vernunftwiſſenſchaft von dem Ueberſinnlichen in der Welt oder die Philoſophie der niedern und der höhern Natur, ſo wie der religiöſen und moraliſchen Verhältniſſe in derſelben ausmachen, als Gegenſtänden des Wiſſens, die außer den Grenzen der beſonderen ſinnlichen Darſtellbarkeit liegen, und nur von dem innern höhern, allumfaſſenden Sinne, der Vernunft, in der ſinnlichen Geſammtvorſtellung von der Welt, erkannt werden können, die ihr darin als Gedächtnißwelt zur philoſophirenden Betrachtung vorliegt. Man vergleiche nur die Schelling'ſche Identitätsphiloſophie auch im Uebrigen noch genauer mit meiner Philoſophie, ſo wird ſich da deutlich herausſtellen, daß der Berichterſtatter über meine Schrift zur Fällung jenes Urtheils gar nicht berechtiget war.

Derſelbe berichtet ferner von ihr: „Nachher kommt der Verfaſſer auf die Aeußerungen der Thier- und Menſchenſeelen, und die Frage des Titels wird bejaht.“ Wer ſollte hierdurch nicht zu der irrigen Meinung verleitet werden, als käme ich nach jener Einleitung voll nichtiger ſubjectiver Einfälle nun auch noch unter anderen beiläufig auf die genannten Aeußerungen zu reden, und bejahe endlich ebenfalls nach meinem ſubjectiven Einfalle ohne alle Gültigkeit für Andere die Frage des Titels, während ſich doch die Sache ganz anders verhält. Es wird nämlich nach der philoſophiſchen Einleitung, betreffend: die Wahrheit und ihr Verhältniß zum wirklich Wahren oder Seyenden und Geſchehenden; die für immer zur Selbſtſtändigkeit einfach erſchaffenen lebendigen Weſen, ihre geſetzmäßigen Eigenſchaften, ſo wie äußere und innere Daſeynsformen; den Schöpfer derſelben und ſeine vollkommenen Eigenſchaften, die ihn zu einem durchaus heiligen, höchſten Weſen, zum Gott erheben; den höchſten Weltzweck deſſelben und die von Ihm geſetzlich dazu beſtimmten Mittel, die Menſchen hauptſächlich mit inbegriffen; das religiöſe und moraliſche Verhältniß dieſer; nach dieſer ſo gehaltvollen Einleitung gehe ich damit vorbereitend über zur Abhandlung des fraglichen Gegenſtandes von ſo großer Wichtigkeit für alle Menſchen. Dieſe Abhandlung zerfällt natur- und vernunftgemäß in drei Abtheilungen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'ſchen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 43. Mittwoch, den 14. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Lord Brougham.

(Fortsetzung.)

Aus einer anderen Quelle theilen wir die nachstehende Schilderung Brougham's als „Advocat" und als „Lord-Canzler" mit.

Lord Brougham ist gewiß, Alles in Allem genommen, der größte Mann, den England in der neuern Zeit hervorgebracht hat. Seine richterliche Laufbahn war nur kurz; doch die Stelle, die er in diesem kurzen Zeitabschnitt bekleidete, war die höchste, die ein brittischer Staatsbürger bekleiden kann, und die Zeit selbst, in der er sie bekleidete, eine der hochwichtigsten und folgenreichsten unserer Geschichte. Henry Brougham, der Advocat und der Mann vom Unterhause, war ein dem öffentlichen Ohr und Auge so vertrauter Namen, als es jetzt der des Lord Brougham ist oder nur seyn kann. Seine Rechtspraxis war sehr ausgedehnt und sehr einträglich dazu. Ich glaube bestimmt, daß sie ihm die letzten zehn oder zwölf Jahre vor seiner Erhebung auf die Richterbank nicht weniger als 15,000 Pf. St. jährlich im Durchschnitt abwarf. Fast in allen wichtigen Rechtshändeln nahm man ihn zum Sachwalter; nur in solchen erschien er aber auch zu seinem Vortheil. Man kann sich kaum zwei verschiedenere Menschen denken, als Henry Brougham in einem Rechtshandel von beschränktem Interesse und Henry Brougham in einer Sache von mächtiger Bedeutung. Sachen unerheblicher Art vermochte er nie seinen Geist in rechter Kraft und Eifrigkeit zuzuwenden. Wie ganz anders dagegen, wenn er in einer wichtigen Sache, zumal in einer, wo es sich um irgend einen großen Grundsatz bürgerlicher oder Glaubens-Freiheit handelte, auftrat. Bei solchen Gelegenheiten ließ Brougham in der von ihm entfalteten Fülle und Kraft des Geistes alle Rechtsmänner, die nur das letzte Vierteljahrhundert hindurch vor Gericht auftraten, weit hinter sich. Meist erhob er sich in ruhiger und gesammelter Weise, sprach einige Sätze in gedämpftem, die wichtige Bedeutung, — die er der von ihm unternommenen Aufgabe beilegte, bezeichnendem Tone, und erbat sich die Nachsicht der Geschworenen für die kurze Zeit, die er ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müsse. Dann begann er mit langsamer Stimme und gemessenen Sätzen den allgemeinen Verhalt der Sache zu entwickeln; wurde dabei allmählig belebter, wärmer, sein Ton lauter, sein Vortrag schneller, bis er zu den wichtigsten Theilen seines Gegenstandes kam. Die ersten Anzeichen, daß er die Puncte in seiner Rede, denen er die volle nachdrückliche Kraft seines Geistes zuzuwenden gedachte, erreicht habe, gab er meist damit, daß er sein Advocatengewand weiter an die Schultern heraufzog und seine hohe hagere Gestalt in eine so aufrechte und gebietende Körperhaltung brachte, als ihm nur, ohne Gefährdung seines Gleichgewichts, anzunehmen möglich war. Dann kam sein heftiges Gebärdenspiel — die blitzschnelle Bewegung des rechten Arms mit einer gelegentlichen flüchtigen Bewegung der linken Hand, und das Wenden und Drehen des Körpers in alle möglichen Biegungen und Gestaltungen. Sein Auge, zuvor noch alles Feuers bar, und seine Züge, bisher geglättet und ruhig, wie die eines Marmorbildes, wurden nun als Hilfstruppen zum Dienst seines Rechtsschützlings aufgeboten. — Das Auge schleuderte Blitze wie Eines, dessen Busen von stürmischen Empfindungen schwillt, und im Gesicht prägte sich der Abdruck der tiefaufgeregten Gefühle aus. Auch war dieß bei Brougham stets ernstgemeint, sobald die Sache seines Clienten mit irgend einem großen Princip verwachsen oder angeregt war. Seine Grundsätze waren — hierin den wenigsten Rechtsanwälten gleich — wirklich und wahrhaft ein Theil seines Wesens. Indem er sie nun in der Person seines Rechtsschützlings verfocht oder geltend machte, schlug er recht eigentlich eine Unbild, die man ihm angethan, zurück.

Wer ihn in solchen Stimmungen gesehen hat, sah ein Schauspiel werth des Namens. Nur bei solchen Gelegenheiten ließ sich eine rechte Würdigung der ungeheuern Hilfs-

quellen seines Geistes anstellen. Da flossen seine Lippen über von den höchsten, ächtesten Ergüssen der Beredtsamkeit. Gedanke drängte sich auf Gedanke, Princip legte sich an Princip, Bild folgte auf Bild mit einer staunenerregenden blitzartigen Schnelle. Einen Augenblick war er der strengste Beweisführer — den nächsten der glänzendste Declamator. Jetzt brachte er in gewinnender Rede und fesselnder Art vor, was sich nur Günstiges für seinen Clienten sagen ließ — dann donnerte er in Grimmeswettern, daß der Saal davon erschallte, gegen seines Rechtsbefohlenen Widersacher los. Des Redners Züge schon schienen, in solchen Augenblicken, auch ohne daß er ein Wort gesprochen hätte, wie Blitzesflammen den zu versehren, gegen den seine Anklagen geschleudert wurden. Sein dunkles borstiges Haupthaar sträubte sich — schien's wenigstens. Seine Brauen zogen sich dräuend zusammen; sein Auge starrte wild und durchbohrend; dazu das gelbbleiche Gesicht, die hagern Züge — es war ein Anblick, zum Fürchten und Bangen. Die Geschwornen vergaßen dabei oft den Zweck, der sie im Gericht versammelt hatte, vergaßen über dem Rechtsanwalt die Rechtssache. Er zog ihre Aufmerksamkeit von der Materie auf den Mann ab. Sie verloren für den Augenblick die merita causae, über die sie zu entscheiden berufen waren, in ihrer grenzenlosen Bewunderung der riesenhaften Geistesgaben und glanzvollen Beredtsamkeit des Sprechenden, aus den Augen. Ein genauer Bekannter des verstorbenen Hazlitt erzählte mir unlängst, daß Letzterer noch als „Reporter" des Morning Chronicle, einmal Herrn Plunket (jetzigen Lord Plunket) im Unterhause zu Gunsten der Katholikenemancipationsbill eine so glänzende und hinreißende Rede halten hörte, daß er eine volle Stunde wie verzückt und ohne eine einzige Aufzeichnung zu machen, da saß; er vergaß, wie er selbst zu sagen pflegte, ganz und gar, daß er ein „Berichterstatter" war. So vergaßen die Geschwornen bei einigen vorzüglich glücklichen Anstrengungen Brougham's ganz und gar, daß sie Geschworne waren. Nicht ein Athemzug war im ganzen Gerichte zu vernehmen; Alles todtenstill, außer seiner machtvollen, wiewohl etwas barschen, Stimme. Vor Allem furchtbar zeigte er sich, wenn er die Aussage der Zeugen, welche gegen die Sache seines Rechtsbefohlenen sprachen, anklagend dem Gericht aufwies. Man hat diese Armen schon buchstäblich unter den Blitzpfeilen und Donnerkeilen seiner zermalmenden Anklagen und Hohnworte am ganzen Leibe bebend dastehen sehen. Und doch waren, trotz all' dem Ungestüm seiner Art und der zornigsten Leidenschaft, in die er sich hineingearbeitet hatte, seine Reden, wiewohl manchmal absichtlich von dem Hauptverhandlungspuncte abgehend, so gut geordnet und so richtig gegliedert und aufgebaut — d. h. für den massenhaften und verschlungenen Styl, der ihm immer der liebste war — als sie nur in dem ruhigsten und gesammeltsten Vortrage hätten seyn können. Juristische Kenntnisse entfaltete er selten in großem Umfang oder bedeutender Tiefe, und wiewohl er, bei Gelegenheit, recht scharf seine Beweise führen konnte, so legte er doch sehr selten, bei seinen größten und glänzendsten Anstrengungen und Kraftwirkungen, viel strenge Beweiskunst an den Tag, ja er verschmähte es, wenn er so seine ganze Seele in seine Reden ausgoß, sich in einem solchen Falle von den — wie er sie ansah — Hemmketten und Schleppkugeln der Gesetzkunde oder Logik fesseln zu lassen. Daher kann man auch nicht so wohl sagen, er habe die großen Obsiege, die er so häufig an der Gerichtsschranke davon trug, durch das Ueberzeugen, als vielmehr durch das Verdutzmachen und Ueberstürmen der Geschworenen errungen, — gerade wie wir oft Jemand minder durch die Beweisgründe eines gewandten Wortstreiters überzeugt, als durch dessen Geschicklichkeit zum Schweigen gebracht sehen. Daraus, und nur daraus läßt sich erklären, wie er so oft einen Ausspruch zu Gunsten seines Clienten von den Geschwornen erpreßte, während es doch den Richtern selbst wie jedem andern Mann vom Fache in dem Gerichtshofe ausgemacht war, daß Gesetz und Beweiskraft durchaus auf der andern Seite seyen.

(Schluß folgt.)

Reiseblüthen.

(Fortsetzung.)

6.

Ueber Amensen, Brüggen und Ahlefeld gelangte ich, nachdem ich mühsam die hohe Haube oder Hube bestiegen, zu dem tief im Grunde gelegenen Eimbeck, und betrachtete in dem alten schmutzigen Orte die dortige Saline und das merkwürdig gebaute Rathhaus mit seinen drei dicken Thürmen. — Ueber das freundliche Nordheim an der Ruhme gelangte ich auf schöner, schnurgerader Chaussee durch das bekannte Dorf Weende nach Göttingen, am kahlen Hainberge gelegen. Daß die Muse dort ihren Sitz aufgeschlagen, verkünden ihre zahlreichen Jünger, welche im burschenschaftlichen Anzuge und mit langen Pfeifen im Munde die Aufmerksamkeit des einfachen Wanderers erregen.

„Frei ist der Bursch" singt ein Studentenlied; aber noch freier, unabhängiger war er, denn die Monarchen haben Argusaugen, und auch in Göttingen zügeln zahlreiche Rothröcke den Uebermuth der studirenden Jugend, das haben die letzten Ereignisse hinlänglich bewiesen. Wenn die Burschen des vorigen Jahrhunderts auferständen, so würden sie Zeter über das Universitätsleben schreien; früher waren sie Herren, und jetzt? — — Die Ursache? — Die jungen Herren wollten die ganze Welt reformiren, sie wollten ihr den Zuschnitt eines „alten Hauses" geben, und das gefiel den Majestäten nicht, sie besahen das Ding durch die Brille der Demagogie. — Hätten die Studiosen sich nicht an der Demagogie die Finger verbrannt, sie könnten vielleicht noch mit Kanonenstiefeln, mit Degen und Sporen in's Collegium gehen, aber jetzt mögen sie mit ihren Raufdegen Gänsefedern zuspitzen, Collegien-Hefte schreiben, und — zur Abwechslung — in Ulrichs Garten an einem Gläschen Wein nippen! — Prosit! —

Die beiden Hauptmerkwürdigkeiten Göttingen's sind:

1) die große Bibliothek von 300,000 Bänden, und 2) ein sehr miserabeles Straßenpflaster und schiefe, winklige Straßen; nur der Marktplatz, wo das abscheulich schlechte Rathhaus steht und ein schöner Springbrunnen sprudelt, ist erträglich. — Die Studenten meinen, die Göttinger Schönen hätten mit ihren großen Füßen das Pflaster verdorben; meiner Meinung nach könnte das Pflaster die Füße verdorben haben. — Schon bei meiner Anwesenheit wurde von dem bevorstehenden Jubiläum sehr viel gesprochen; — einige Herren hatten den Einfall, nicht jubiliren zu wollen, aber die königliche Policeidirection hat ihnen bewiesen, daß es durchaus nothwendig sey; — und wie haben sie gejubelt! — Gefeierte Celebritäten und mitlaufende Nullitäten, Geheimräthe, Professoren, Doctoren und Studiosen haben der Georgia Augusta durch hochgelahrte Festreden und begeisternde Trinksprüche, erhebenden Feiergesang und lebensfrohe Jubellieder das alte Jahrhundert abgestreift; aber keiner der Jubelnden hat sich wohl träumen lassen, daß das neue Jahrhundert auf eine unheilbringende Weise beginnen, und der Glanz der Georg-Augusts-Universität bald sehr geschmälert werden sollte!

Ein herrlicher Weg führt von Göttingen über Dransfeld, welches mit Basalt gepflastert ist, nach Minden. — Tief zwischen hohen waldbekränzten Bergen schlängelt sich die Werra in hundertfachen Windungen hin; überall sieht man Bäche und wilde Gewässer den Weg durchkreuzen oder sich seitwärts hinabwälzen. — Die Natur übt einen wohlthätigen Einfluß auf den Menschen, die Steinmassen großer Städte beengen das Herz, die Natur in ihrer hehren Einfachheit erweitert die Brust und gibt den höchsten Gedanken Raum. Der Mensch hat sich weit von seiner Mutter entfernt; wie viele Stufen liegen zwischen dem Sohn der Wildniß und dem zierlichen Städter, welcher im Schooße des Luxus und der raffinirtesten Vergnügungen emporgewachsen ist. Noch immer weiter dringt der menschliche Geist in das Meer des Wissens; — wann wird er die höchste Stufe der Bildung erreicht haben? — — Vielleicht wenn er ein Gott ist, aber ein Gott kann nur durch natürliche Erhabenheit groß seyn. —

Bei Minden, welches in einem tiefen Bergkessel malerisch liegt, vereint sich die sanfte Fulda und die brausende Werra zur Weser; — so im Leben, das Starke eint sich mit dem Zarten und bildet ein großes Ganze! —

Herrliche Aussicht lohnt dem Wanderer die mühsame Ersteigung eines Berges zwischen Minden und Cassel, an dessen Fuß sich die Chaussee hinschlängelt; das ganze gesegnete Fuldathal breitet sich vor den entzückten Blicken aus, und mitten darin das schöne Cassel, im Hintergrunde die Wilhelmshöhe zwischen blauen Bergen! — — Und dieses schöne Land verlassen jene Geblendeten, welche dort mühsam den Berg ersteigen und langsam neben dem mit Leinwand bespannten Karren, der all' ihr Hab' und Gut trägt, daher schreiten? Noch liegt ihr schönes Vaterland dicht hinter ihnen, aber nur noch einige Augenblicke, dann verschwindet es auf immer. — Die Leute trugen ächt hessische Nationaltracht, die Buben sprangen fröhlich daher und schmückten ihre Mützen mit gelben Butterblumen, während die Frauen in scharlachrothen wollenen Röcken, blauem Mieder und schwarzer Bänderreicher Kopfbedeckung, strickten und in lebhaftem Gespräche dem Wagen folgten. Auf der Höhe des Berges hielt der Wagen und die Familien sammelten sich; da trat ein junger Mensch in hessischer Uniform hervor, fiel einem alten Mann um den Hals und seufzte:

„Leb' wohl, Vater!"

Die Scene war sehr rührend, ich verhielt mich ruhig. Schweigend hatten sich Alle unter den Bäumen in's Gras gesetzt, der Abschied lastete schwer auf ihrer Seele; sie blickten zum letzten Mal in die Fluren ihrer Heimath und mehr als ein Auge wurde feucht.

„Leb' wohl, Vater! Leb' wohl, Mutter!" seufzte der Soldat und sprang auf. „Ich kann nicht länger, ich muß —" Thränen erstickten seine Stimme, er brauchte sich ihrer nicht zu schämen.

„Leb' wohl, Heinrich!" rief der alte Mann, und schüttelte dem Sohne die Hand, „halte Dich brav, in drei Jahren sehen wir uns im freien Amerika wieder."

„Wer weiß!" trauerte die betagte Mutter; aber der Soldat ermannt sich, drückt jedem der Anwesenden die Hand und will scheiden, doch — seine Augen durchirren noch immer den Kreis. Da stand im Hintergrunde, an eine Eiche gelehnt, ein Mädchen und weinte bitterlich. Der Soldat fliegt auf sie zu und schließt sie in seine Arme.

„Leb' wohl, Anna! bleibst Du mir treu?"

„Ewig!" stöhnte die Arme, und sank in die Arme eines Nahestehenden. — Bald rollte der Wagen an der hannöverschen Seite des Berges herunter, das Vaterland war den Blicken entschwunden. — Der Soldat eilte in der Richtung nach Cassel mit schnellen Schritten fort, um die bestimmte Stunde der Rückkehr nicht zu versäumen und im Arrest dafür büßen zu müssen. —

Werden Vater und Sohn, Braut und Bräutigam sich jemals wiederfinden?

7.

Cassel ist eine schöne Stadt; gerade Straßen, herrliche Plätze (der Friedrichs-, Carls- und der kreisrunde Königsplatz) und große weitläuftige Paläste. — Alles beurkundet eine Residenz; prachtvolle Livreen eilen durch die Straßen und glänzende Equipagen rasseln daher. — Mitten in dieser wahrhaft fürstlichen Stadt steht eine colossale Ruine und zieht die Augen des Reisenden auf sich, es ist die — Kattenburg; nach einem Riesenplane von Wilhelm I. begonnen, wuchert jetzt — ein Sinnbild menschlicher Unvollkommenheit — Gras zwischen den breiten Quadersteinen; nur das Erdgeschoß und ein Theil des ersten Stockwerkes ist vollendet. — —

Ich begleite meine Leser, an dem kurfürstlichen Palais und dem nahen Museum vorbei, über den schönen 1000 Fuß langen Friedrichsplatz mit der von den Landständen dem Landgrafen Friedrich II. gesetzten 15 Fuß hohen Marmorstatue,

aus dem neuen Wilhelmsthor nach der Wilhelmshöhe, diesem herrlichen Schlosse von europäischem Rufe. Das Innere des Schlosses konnte ich nicht besichtigen, denn der Hof war anwesend. — Siehe, da tritt ein alter Invalide in hessischer Uniform herzu, und mit ihm durchwandere ich die künstlich-natürlichen Ruinen und Grotten, betrachte die grausigen Abgründe und herrlichen Wasserfälle und glaube mich bald in die wildeste Gebirgsgegend der Schweiz, bald in die lieblichsten Fluren unseres süddeutschen Vaterlandes versetzt; — Wasserfälle stürzen schäumend über Felsen, Fontainen sprudeln, und aus der Ferne tönt das harmonische Geläute des Kuhreigens.

Mühsam haben wir endlich den auf dem Gipfel des Carlsberges stehenden Winterkasten bestiegen, klettern auf enger Leiter in die Keule des berühmten 31 Fuß hohen Herkules, und das herrlichste Panorama breitet sich vor uns aus, im fernsten Hintergrunde bei hellem Wetter der kugelförmige Brocken. —

(Schluß folgt.)

Literarisches Museum.

Ueber Dr. H. Messerschmidt's hochwichtige Lebensfrage.

(Fortsetzung.)

In der ersten derselben werden aufgeführt: „Die Aeußerungen geistiger Thätigkeit bei den Thieren, welche hinsichtlich einer vollkommeneren Organisation dem Menschen am nächsten stehen." (S. 43 — 54.) Die zweite Abtheilung enthält: „die Aeußerungen höherer geistiger Thätigkeit bei den Menschen mit vollkommenster Organisation, mit minder vollkommener Organisation, im wachenden und schlafenden, so wie im gesunden und kranken Zustande." (S. 54 — 71.) In der dritten Abtheilung wird nun die Frage: „Welches sind in diesen vollkommener organisirten Thieren und in dem Menschen die wahren Ursachen jener verschiedenen höhern geistigen Thätigkeiten?" aus naturwissenschaftlichen, physikalischen und chemischen Gründen bejahend für die Frage des Titels beantwortet, nämlich: daß die wahre Ursache davon ein, mit der vollkommenern Organisation des menschlichen Leibes in inniger Verbindung stehendes Wesen von unsterblicher, geistig an sich höherer Natur ist.

Der Herr Berichterstatter sagt darüber bloß, die Leser in völliger Ungewißheit lassend: „Die Frage des Titels wird bejaht." Welche Frage, die erste, oder die letzte; denn der Titel enthält zwei Fragen? —

Hierauf bringt Derselbe wieder ein falsches, irre führendes Citat aus meiner Schrift, wo S. 80 steht: „Da nun dieser (nämlich der chemische Proceß) in allen Puncten des Organismus statt findet, so muß die Thierseele aus einer zweckmäßigen Menge von Einzelnwesen bestehen u. s. w."

Dafür beliebt es dem Herrn Ref. zu sagen: „Die Thierseele besteht nämlich aus einer Menge zweckmäßig verbundener, einfacher, lebendiger Wesen u. s. w." Der Sinn dieser Worte ist gar nicht einerlei mit dem Sinne der von mir angeführten Stelle; und so nackt wie Ref. diese Einzelnheit hier hinwirft, entblößt von allen dazu gehörigen naturwissenschaftlichen Gründen, kann jene Vorstellung von der Thierseele freilich leicht für einen subjectiven Einfall ausgegeben werden.

Was Ref. ferner über das in meiner Schrift vom Lichte Gesagte berichtet, ist von der Art, daß ich nur dagegen bemerke, wie ich nicht im Stande seyn würde, etwas so Unwissenschaftliches vorzubringen.

Die von mir in dem Nachtrage zu meiner Schrift in der Absicht mitgetheilten Beobachtungen und Versuche anderer Physiker über Elektricität u. s. w., um die Leser, denen sie nicht schon bekannt seyn möchten, auch mit etwas sehr Interessantem bekannt zu machen, will ich keineswegs als Erläuterung meiner Theorie betrachtet wissen, wie Ref. fälschlich davon angibt; sondern die Ergebnisse derselben sollen vielmehr zur Begründung derselben dienen helfen.

Zum Schlusse seines Berichtes gibt Ref. noch nach seinen falschen individuellen Ansichten die, nur die Größe der Geringschätzung gegen die in Rede stehende Schrift und ihren Verfasser ausdrückn sollende, Prophezeihung: „Schwerlich wird sich Jemand die Mühe nehmen, den Verf. zu widerlegen!" —

Diese Vorhersage hat sich schon in der nächsten Folgezeit als trüglich erwiesen, indem bereits unterm 18. December 1837 dem Verleger meiner Schriften eine Gegenschrift in Verlag zu nehmen angeboten worden ist, die mir, dem Wahrheitsfreunde, sehr willkommen seyn soll. Gegen den gelehrten Herrn Referenten muß ich aber so lange die Vermuthung hegen, daß er den Inhalt meiner Schrift selbst nicht gründlich widerlegen könne, bis er mir das Gegentheil davon durch die That bewiesen haben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Grabschrift auf einen Wucherer

Egal liegt hier. — Gleich war er bei der Hand,
Wenn in der Noth man Geld von ihm begehrte;
Ein Darlehn ihm der Menschenfreund gewährte,
Sobald er sich gesichert fand,
Und wie es die Erfahrung lehrte,
Er sich dabei nicht übel stand.
D'rum soll man hier zu seinem Ruhme lesen,
Daß Jedem, der ihn einst gekannt,
Vor Allem theuer er gewesen.

Jocosus Fatalis.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 44. Donnerstag den 15. März 1838.

Correspondenzblatt.

Berlin.

(Schluß.)

Unter solchen Umständen ist es fast allgemein der Wunsch, daß ein Concordat zurückgenommen werden möge, das solche Früchte getragen, und wo von der einen Seite die eingegangenen Verpflichtungen so wenig erfüllt worden sind. Der preußische Staat hat so lange ohne Concordat bestanden, warum sollte er es nicht noch ferner? Der Schluß des Erlasses des Staatsministers Freiherrn v. Altenstein an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz v. Bodelschwingh, läßt hoffen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Er lautet also:

„Was aber auch die Zukunft bringen mag, mit Liebe und „Wohlwollen gegenüber fanatischem Hasse, aber auch umgürtet mit dem Schwerte, welches der Obrigkeit als Dienerin Gottes anvertraut ist, eine Rächerin zur Strafe über „den, der Böses thut, wird die königliche Regierung ihre „Bahn fest und unverrückt verfolgen, mit zuversichtlichem „Vertrauen auf ihr gutes Recht, auf die Weisheit der Bischöfe, die Einsicht einer gebildeten Geistlichkeit und den „verständigen Sinn eines treuen Volkes."

Mit welcher Schonung man übrigens, nach den milden Gesinnungen des Königs, mit dem Erzbischof verfahren, ersieht man aus den öffentlichen Bekanntmachungen; da jeder Unterthan, der vornehmste wie der geringste, jeder Diener des Staats, er sey Erzbischof oder Kirchenknecht, Staatsminister oder Cancelleidiener, Feldmarschall oder Tambour unter den Gesetzen des Landes steht, so hat man hin und wieder den Wunsch geäußert, auch dem Erzbischof hätte der Proceß über seine Handlungsweise gemacht, und den Gerichten überlassen werden sollen, ein Urtheil darüber zu fällen. Hiernach wäre er, gleich nach Verfügung der Untersuchung ab officio suspendirt worden, nach dem Instanzenzug das Urtheil rechtskräftig geworden, um es vollziehen lassen zu können; das ist die Ansicht Vieler, aber eben deßhalb ist diese Schonung um so preiswürdiger und jeder Unbefangene wird auch jetzt um desto mehr, diese Milde nach ihrem wahren Werthe schätzend, das edelmüthige und nachsichtige Verfahren des Königs und der preußischen Regierung hochschätzen.

Der Geist des Fanatismus bei den Glaubensgenossen des Erzbischofs hat sich schon hin und wieder auffallend kund gemacht. Ein Referendar hieselbst hat nach der Abführung desselben nach Minden sogleich seinen Abschied gefordert; daß er solchen erhalten, darf ich wohl nicht erwähnen; eben so sollen mehrere Officiere, ebenfalls des Widerspenstigen Glaubensgenossen, ihre Entlassung nachgesucht haben. Unstreitig wird ihrem Gesuch ebenfalls recht gern gewillfahrt werden.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch eines zwar unbedeutenden, doch charakteristischen Vorfalls erwähnen.

Der katholische Caplan Schmidt zu Frauenberg in Preußen, wurde als Pfarrer nach dem Dorfe Jansee im Marienburger Werder berufen. Man gab ihm ein Abschiedsmahl, welches der Bürgermeister, der katholische Geistliche, der evangelische Pfarrer und der Mennoniten-Lehrer theils veranstalteten, theils ihm beiwohnten. Bei seiner Abreise begleiteten ihn in zwei vierspännigen Wagen einige angesehene Männer, unter welchen sich ein mennonitischer Priester und der evangelische Geistliche befand, bis zu einem Dorfe in der Nähe, und in diesem Dorfe wurde Kaffee getrunken, der für die Ankommenden bereitet war. Dieß Ereigniß wurde, nur etwas weitläuftiger, in dem Danziger Dampfboote erzählt, und der Aufsatz schloß mit den Worten:

„Möchte doch bald die Zeit erscheinen, wo die Menschen im Allgemeinen als Brüder sich erkennen, und den einen Vater im Himmel durch vereintes liebevolles Handeln verherrlichen. Thränende Augen, Umarmungen, Segenswünsche und Händedrücke bildeten die letzte Abschiedsscene in **

Mögen alle die aufrichtigen Segenswünsche für den wackern Pfarrer Schmidt in Erfüllung gehen, dann wird der Biedermann in seiner neuen Heimath glücklich leben und ferner vieles Gute für Zeit und Ewigkeit stiften.

y..."

Der Pfarrer Schmidt fand sich durch diese Bekanntmachung so beleidigt, daß er eine Erwiderung darauf an die Redaction des Danziger Dampfbootes zum Abdruck in solches einsandte. Diese eröffnete ihm schriftlich, wie sie sich dazu um so weniger verstehen könne, da genannte Erzählung von der Art sey, daß sie ihm

zur Ehre gereiche; wenn er indeß auf der Bekanntmachung seiner Erwiderung beständе, so solle sie unter den Inseraten des Dampfbootes abgedruckt werden, in welchem Falle sie aber auch, nach einer gesetzlichen Vorschrift, in dem Danziger Intelligenzblatte eingerückt werden müsse.

Herr Schmidt hat, statt dieß Anerbieten anzunehmen, die Redaction des Dampfbootes auf eine beleidigende Weise angegriffen. Die Erwiderung lautete übrigens also:

„So dankenswerth beim ersten Ueberblick die in der Schaluppe des Danziger Dampfbootes, Nro. 116 S. 707, vom 28. Sept. d. J. (1837) eingerückte, ohne allen Zweifel von Freundeshand verfertigte Annonce erscheint, so hat doch Freund y... nicht bedacht, daß er mich dadurch vor meiner geistlichen Behörde (?) und vor der übrigen gewissenhaften katholischen Welt (??) zu einem Londoner Omnibuswagen, der Alles beliebige aufnimmt, und zu einem Indifferenten, der keinen Unterschied mehr zuläßt, herabgesetzt hat. Erkennen muß ich überdieß, zur Ehre anderer fernländischer Mitbrüder, daß recht Viele, bei gleicher Stellung mit mir, wo nicht oft mehr, doch ähnlich dasselbe, gemäß ihres Berufes, leisteten, was ich leiste, und sind, so viel ich sie kenne, mit Berichterstatter, nach der apostolischen Lehre: „Prüfet aber Alles und das Gute behaltet," (1. Thess. 5, 25) einerlei Sinnes. Doch die gute Absicht nicht verkennend, offerire ich hier öffentlich dem Freunde y... mit der nöthigen Bemerkung den gebührenden Dank, daß die gethane Erwiderung zur Rechtfertigung des Betheiligten geschehen mußte, denn fortgeltend sollen stets verbleiben die Worte: Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen, auch dem

Jansee, den 8. Oct. 1837. Pfarrer Schmidt."

Der Redacteur des Dampfbootes hat nach Erzählung dieser Differenz zu selber hinzugefügt:

„Das Publicum mag nun entscheiden, wer von uns nicht-christlich gehandelt hat, ich, indem ich Herrn Pfarrer Schmidt, um durch Veröffentlichung seiner Erwiederung kein Aergerniß zu geben, über jene, ihn doch wahrlich nur ehrende Notiz zu beruhigen suchte, oder Herr Pfarrer Schmidt, indem er seine Ansicht, daß er durch freundliches Beisammenseyn mit den Anhängern anderer Confessionen herabgesetzt werden könne, nicht aufgab und nun öffentlich gegen mich zu Felde zog?

Sollte Herr Pfarrer Schmidt noch ferner verletzend gegen mich auftreten, so werde ich nicht mehr antworten, wohl aber die Sache dann seiner hochwürdigen geistlichen Behörde und den hohen Staatsbehörden zur Entscheidung vortragen."

Man traut kaum seinen Augen, wenn man eine solche Erklärung des Pfarrers Schmidt und sein Benehmen gegen den Redacteur des Dampfbootes lies't. Ueber seinem cognomen scheint er sein nomen gänzlich vergessen zu haben.

Aus Pesth.

O, seit ich denke, seit die schwache Hand
Der Leier Saiten selber schwankend prüfte,

ist mir noch kein solcher Schnee vorgekommen. Was fällt Ihnen denn ein, Monsieur Planet, wer hat denn so viel Schnee und Wasser bestellt? Glauben Sie, weil ich Sie manchmal mit wässerigem Zeuge versehe, so hätten Sie ein Recht, unsere lieben Städte mit Schnee gleichsam zu überziehen? Ja, ja, schmunzeln Sie nur. Zuerst stieg das Wasser so hoch, daß der Wasser-Vögel 20' 6" zeigte; alle Ortschaften unterhalb Pesth waren überschwemmt, selbst ein großer Theil von Ofen stand unter Wasser, an den höchsten Ufern von Pesth war die ohnedieß breite Donau mit den Quais eben, und bei diesem seit Jahren nicht erlebten hohen Wasserstande in dieser Jahreszeit, bildete sich ein fester Eisstoß, der, indem ich dieses schreibe, von vier Seiten befahren und begangen wird. So hat nun um allem Streit wegen der oft besprochenen stabilen Brücken ein Ende zu machen, der große Baumeister uns Gnomen mit Riesen-Köpfen gezeigt, daß wir auf dergleichen Kleinigkeiten beim Reißbret vergessen hatten. Vor der Hand ad Acta mit den Rissen. — Also gut. — Wie Sie diesen Brief bekommen werden, weiß ich nicht, denn es schneit seit drei Tagen ununterbrochen; die Posten aus allen Gegenden fehlen nun ganz; ich denke auch schon einige Dutzend Jahre, aber solch einen Schnee habe ich auf unserem Planeten noch nicht erlebt.

Der Carneval hätte nun freilich begonnen, aber weder die Kaufleute noch die Freudenfeilbieter, die Tanzlocal-Impressarii, haben Ursache zufrieden zu seyn! würde der liebe Fasching nicht lange genug dauern, so müßte vielleicht manche unserer Schönen noch ein ganzes Jahr warten auf eine gut conditionirte Auszehrung, das wäre schrecklich!!

Das Theater sollte uns nun entschädigen. Der beste Wille von Seiten der Direction und der Bühnenmitglieder ist da, aber wer wird bei solchem Wetter ins Theater gehen? Das Schneewaten ist eine sehr mühsame Arbeit, dazu die Kälte im Theater selbst, ich küsse die Hand. Was thun nun die Menschen, um sich nach gethaner Arbeit zu zerstreuen? Est modus in rebus. Stricken, Tabakrauchen, Kartenspielen, Kaffee, Thee, Wein und Bier trinken, oder schriftstellern. Ich pflege gewöhnlich die Dingerchen alle ein Bischen zu meliren. Denn sehen Sie, Herr Planet, während ich bei einem Glase Wein, oder bei einem Schälchen Kaffee und einer Pfeife Tabak mich meines Lebens freue, male ich mir so nach meiner Manier meine Lebensbilderchen, und Sie dürfen mir's glauben, man findet oft bei einem ganz kleinen Tische einfacher Menschen, so kerngesunde Lebensansichten, die unsere Erfahrung weit mehr bereichern als Kant, Schlegel und Nestroy. So war ich z. B. gerade bei einer so stürmischen Nacht im „Stock im Eisen" (die freundlichen Leser werden schon verzeihen, daß ich so oft von „Stock im Eisen" und Pielmeyer rede, das ist so meine Poetenlaune; alle großen Geister richten ihre Gedichte und sonstigen Erzeugnisse an einen Gegenstand ihrer Liebe, so hatte ein gewisser Schiller seine Laura und ich meinen Stock.) Also im Stock war es sehr gemüthlich, der Wein perlte, und theilte in Verbindung mit dem warmen Ofen der freundlichen Versammlung ein rechtes Wohlbehagen mit; da kam ein stattlicher Greis zur Thür herein, grüßte die Versammlung recht ehrerbietig und ging zum Ofen, um sich seine Hände zu wärmen. Der Kellner wollte ihm Wein bringen, er aber nickte verneinend. Sein Anzug, obschon rein, trug doch die unverkennba-

ren Spuren redlich ausgedienter Dienstjahre. Nachdem nun unser Fremder seine Hände, wie es schien, sattsam gewärmt hatte; trat er in die Mitte des Saals und sprach mit schönem Anstande: „Darf ich so frei seyn, der geehrten Gesellschaft ein paar Gedichte vorzutragen?" Einstimmige Bejahung. Der alte Mann trug mit noch ziemlicher Begeisterung zwei Gedichte: „das reisende Genie" und die „Resignation" vor. Obschon nun diese Declamation keine classische war, so interessirte uns der schöne antike Kopf, wir beschenkten den Mann und gaben ihm ein Plätzchen an unserem Tisch; es erräth es wohl ein Jeder, daß der Greis ein alter Schauspieler ist. Wir gewannen ihn lieb und sorgen nun abwechselnd für seine kleinen Bedürfnisse, dagegen theilt er uns seine theatralischen Erfahrungen mit. Hier ein Pröbchen davon.*) Findet es Beifall, sollen mehr folgen, von

Ihrem Seidenschnürmachermeister.

Königsberg.

Mitte Februar 1838.

Die Liedertafel hat in diesem Jahre bereits drei Sitzungen gehalten, die recht besucht waren. Das schöne Local der deutschen Ressource wurde am 18. Januar (am Krönungstage) durch ein Festmahl feierlich eingeweiht. Die Meinungen über die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Bauart sind verschieden. Die Fehler sind aber weniger dem Erbauer des Saales als der abweichenden und stets veränderten Anordnung der Mitglieder zur Last zu legen. So sollte früher eine Gallerie an der dritten Seite des Saales herumgehen und in der mittleren Seite, den Fenstern gegenüber, das Orchester seyn. Nun ist aber doch eine Art Vogelbauer in den Saal hineingebaut, worin die eben nicht sanft zwitschernden Vögel ihre Töne erschallen lassen. Auch soll die Resonanz zu stark seyn. Dieß ist aber nicht anzunehmen, da der Gesang und Redefluß an solchen Festmahlen nicht wohl als Norm anzunehmen ist. Das Theater ist selten besucht. Die Kälte ist zu groß und Herr Hübsch hat hier noch mehr Drangsale zu erdulden als in Danzig, da seine Freunde, statt ihm zu nützen, ihn nur in stets größere Verlegenheit bringen. Und Herr Hübsch ist von vielen solchen Freunden umgeben, die obenein die Plätze im Theater kostenfrei füllen. Herr M. D. Kiel gab am Clavier, das keineswegs Glockentöne hatte, Schiller's und Romberg's Glocke. Man fuhlte nur zu deutlich, wie sehr die Compositien dem Gedichte nachstand. Das schöne Fest am 3. Februar ist ohne Störung und sehr lobenswerth begangen worden. Auffallend ist es, daß mehrere der früheren Freiwilligen sich geweigert, Theil zu nehmen, von denen es nicht anzunehmen war, daß sie wegen der Höhe des Beitrags zurückgeblieben wären. Ein beabsichtigter Fackelzug ist unterblieben.

Ein anderer Correspondent schreibt von dort:

Das Jubelfest der Freiwilligen wurde gestern im Saale des Kneiphöfschen Junkerhofes gefeiert. 180 Männer aller Classen, von den höchsten bis zu den untersten Chargen des Civil- und Militärstandes, Gutsbesitzer, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Handwerker nahmen daran Theil. Alle belebte die Erinnerung an jene ernste aber auch freudig begeisternde Zeit, in der zuerst der Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland" ertönte, der Ruf der noch heute in Aller Herzen wiederklingt. Die Toaste unserem Könige und dem Kronprinzen, ausgebracht durch den ältesten anwesenden Freiwilligen, Herrn Obermarschall Graf Dohna-Wundlacken wurden mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen; eben so die durch den commandirenden General, Herrn v. Natzmer „dem Lande" und durch den Herrn Oberpräsidenten v. Schön (als Ritter des eisernen Kreuzes am weißen Bande und würdiger Repräsentant der Provinz, eingeladener Gast) „der bewaffneten Macht" dargebrachten Toaste, denen noch mehrere andere sich anreiheten, untermischt mit angemessenen Festliedern. Der Geist, welcher die ganze Versammlung belebte, zeigte von der innigen Verschmelzung des Nähr-, Lehr- und Wehrstandes und daß nur ein Kampf unter ihnen bestehe, der Wettkampf in der Liebe und Treue für das angestammte Herrscherhaus und das theure Vaterland.

Danzig.

Den 5. Februar 1838.

Feier und Feuer.

So wie im Jahre 1813 über ganz Deutschland ein Nebel lag, bis er am 3. Februar durch den Aufruf des Königs zerstreut wurde, so war auch in diesem Jahre unsere Gegend an den ersten Tagen dieses Monats in Nebel gehüllt, der erst der Sonne des 3. Februar wich. An diesem Tage hatte sich nämlich ein Theil der in und bei Danzig befindlichen Freiwilligen aus den Jahren 1813, 1814 und 1815 zu einem Erinnerungsfeste vereinigt. „Am 3. Februar," so hatte man kurz zuvor in unseren Intelligenzblättern gelesen, „Mittags 12 Uhr, ist ein allgemeiner Apell im Locale des Casino. Die alten Soldaten werden eingedenk seyn, daß sie sich einige Minuten vor dem Glockenschlag auf dem Apellplatze einfinden müssen." Und so waren denn die Säle des Casino prachtvoll und militärisch decorirt worden, indem zu diesem Zwecke eine Menge von Waffen, nachdem sie auf einen Monat gegen Feuersgefahr bei der Gothaer Compagnie für 4000 Rthlr. versichert worden, benutzt waren. Unter Aufspielung eben des Marsches, mit welchem die Freiwilligen im Jahre 1815 von hier aufgebrochen waren, setzten sich bald nach 1 Uhr Mittags die Theilnehmer des Festes, einige siebenzig an der Zahl, in Marsch und zogen vom Casino über den vorstädtschen Graben, nach dem am Buttermarkte befindlichen neuen Gymnasiumsgebäude, in dessen Aula der Consistorialrath Herr Breßler eine Rede hielt und feierliche Gesänge angestimmt wurden, worauf die Gesellschaft ins Casino zurückkehrte und sich dort zu Tische setzte. Doch als gälte es ein neues Kriegsabenteuer, mußte bald nach acht Uhr Abends, plötzlich und viel früher als so Mancher geglaubt hatte, aufgebrochen werden, indem Feuerlärm ertönte. Ein in der Hunde-

*) Theaterfreund Nro. 21 und 22.

gasse, wenige Schritte vom Langenmarkt befindliches, von zwei jüdischen Familien, der des Tischler Zutrauen und des Lotterie-Collecteur Manktewicz bewohntes Haus, stand plötzlich in vollen Flammen; bei einer Kälte von 10 Graden (12 Grad Reaumur) eine furchtbare Erscheinung! Die meisten Brunnen waren zugefroren und mußten durch Hereingießung von kochendem Wasser u. s. w. gewaltsam fließend gemacht werden und darauf fror das Wasser in den Schläuchen und kochendes Wasser mußte herbeigeschafft werden. Zum Glück war jedoch die größte Windstille, so daß das Feuer zwar überaus langsam, denn während des ganzen gestrigen Tages stand das Haus in Flammen, aber dennoch ohne weiter um sich zu greifen, in sich ausbrannte. Von den beiden benachbarten Häusern, dem des Kaufmanns Herrn August Höpfner und des Gutsbesitzers Herrn Friedrich Röpell, hat nur das erstere bedeutend gelitten. — Bald nach Entstehung des Feuers wurde unter den zur Rettung herbeigeeilten Personen ein Schornsteinfeger bemerkt, in dem ein Mitglied des Rettungsvereins den berüchtigten Observaten Schulz erkannte, der natürlich auf der Stelle entfernt und festgenommen wurde.

Wir hatten am 5. Februar nur eine Kälte von 38 unserer Florentiner Grade. Ziehen Sie von dieser Zahl 26 ab und dividiren sodann mit $4\frac{1}{2}$ und Sie erfahren wie viel Reaumur dieses ist.

Hannover.

(Fortsetzung.)

Letztere legte sich Behufs Erforschung der durablen Kräfte der Natur peu à peu aufs Giftmischen, zog aber bei ihrem vorherrschenden Hange zur Wissenschaft, die Aufmerksamkeit der Herren Sachverständigen auf sich, welche es für gut fanden, dieser hochsinnigen Personage*) zur Dämpfung ihrer Studien ein besonderes Laboratorium und Auditorium anzuweisen.

Der olympische Circus der Gebrüder Tourniaire ist nunmehr wieder geschlossen. Wie man sagt, soll hier das Brüderpaar bedeutende Summen zugesetzt haben. Ein Beweis, daß ihre Vorstellungen nur spärlich besucht worden, was bei der anhaltenden strengen Kälte nicht anders zu erwarten war. Haben nun gleich die Gebrüder Tourniaire keine Opfer und Kosten gescheut, das Innere ihrer olympischen Halle dem Publicum so viel als nur immer möglich angenehm zu machen, so sind doch diese wohlgemeinten Vorkehrungen als Lockspeise fast ganz ohne Erfolg geblieben. Nichts wollte recht anschlagen, so wenig die für den Augenblick höchst überraschenden, aber doch immer monoton bleibenden Leistungen der Beduinen, als die Kunstproductionen des seiltanzenden Elephanten Kieuny, der, nebenbei gesagt, seinem Führer das Athemholen erleichterte, ihn an der Wand zerdrückte und somit schnell und unverhofft in Abrahams Schooß beförderte.

*) Das zur Zielscheibe ihrer Begierde gewählte Opfer ist durch die schnell herbeigerufene ärztliche Hilfe glücklich gerettet.

Die Schlußvorstellung der Tourniaire'schen Gesellschaft war die auf Speculation berechnete Verloosung eines Pferdes für den ersten Rang (Einsatz 16 Gr.), eines Necessairs für den zweiten (Einsatz 8 Gr.), und einer Tabakspfeife für den dritten Rang (Einsatz 4 Gr.) angehängt; die Plätze waren, trotz dem daß Fräulein Fortuna freundlich durch die Finger lächelte und schelmisch auf Rosinanten, das Opfer ihrer Laune, blickte, nur schwach besetzt. Die Gebrüder Tourniaire haben bei dieser Verlosung eben nichts eingebüßt, denn der Hauptgegenstand der Lotterie, das Pferd, ward ihnen sofort von dem Gewinner wieder zurückgegeben. Wie gering die Theilnahme und der Anklang gewesen, den dieser olympische Circus hervorgerufen, geht daraus am klarsten hervor, daß die zum Besten der hiesigen Armen gegebene Vorstellung nur 17 Rthlr. und 4 Louisdor eingebracht hat, welche letztere, sage 4 Louisdor, von hoher Hand gekommen seyn sollen.

Der Hannoveraner, dieß ist im Ausland genügend bekannt, hilft gern, wo es Noth thut, ohne einer besonderen Anregung, wie die vorstehende, zu bedürfen, und dennoch ging jene Gelegenheit zum Wohlthun und Mittheilen an ihnen spurlos vorüber.

Das Theater ist der strengen Kälte halber einige Zeit geschlossen gewesen.

Die erste große öffentliche Redoute ist so winzig und klein gewesen, daß von ihr Nichts zu sagen ist.

Die Abonnementsconcerte werden nun glücklich und regelmäßig vom Stapel gelassen. Diesem Unternehmen schienen sich Anfangs Schwierigkeiten entgegenzustellen, die aber später zur Zufriedenheit der kunstliebenden Welt gehoben worden sind.

Ein Theil unsers Militärs wird nun und zwar nach Außen preußisch. Sollten Sie über kurz oder lang hier durchpassiren und beim Anblick desselben vermeinen, es seyen preußische Preußen, dann sind Sie sehr im Irrthum befangen; es sind preußische Hannoveraner, denen die Gutmüthigkeit und Zufriedenheit aus den Augen leuchtet.

Zu den vielen aus der Luft gegriffenen, aber bald in ihr Nichts zurückgefallenen Neuigkeiten, ist auch die zu zählen, welche namentlich am Schlusse des v. J. die Gemüther in eine ungeheure Schwulität versetzte, daß die seit 16 Jahren in Gnaden geruhte Sperre, mit Beginn 1838 unter verschiedener Variation wieder in Kraft gesetzt werden sollen. Kaum ist ein Ungewitter, ohne einzuschlagen, vorbeigezogen und heiterer Sonnenschein geworden, so tauchen auch schon wieder andere Besorgnisse auf. Die Neuigkeitskrämer und Buschklepper möchten nämlich gar zu gerne auf den Hund kommen und die leichtgläubige Menge zu diesem scandalösen Ritt verleiten. Nach der unlängst geschehenen Viehzählung prophezeihen die Ersteren als ganz zuverlässig, daß nächstens eine Hundesteuer werde eingeführt werden. Es ist zu bewundern, daß gewisse Zeitungsschreiber dieses Umstandes gar nicht gedenken. Sie holen's vielleicht noch nach.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 45. Montag, den 19. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Dampflied.

Dampf ist die Losung! hört man immer rufen,
Nichts ohne Dampf! denn Dampf regiert die Welt.
Der Mensch erstürmt der Bildung höchste Stufen
Per Dampf; — doch wenn des Wissens Nebel fällt,
Wenn er sich glaubt der Elemente Meister,
Bemeistert Dampf die kühnsten Erdengeister.

Ein Luftgebild ist unsrer Zeit erschienen,
Es brachte uns die Hülle und Fülle — Wind;
Dampf gibt es jetzt in Köpfen und Maschinen,
Durch Kraft des Dampfs nur sind wir, was wir sind;
Die Menschheit kann jetzt ohne Dampf nicht leben,
Nur Dampf kann sie dem Schlendrian entheben!

In unserm Hirne sprudeln die Gedanken,
Wie Seifenblasen, durch des Dampfes Kraft,
Der Dampf zerschellt der Dummheit Eisenschranken
Und viele Dinge hat er neu erschafft,
Dampfkutschen, Dampfgenie's und Dampfraketen,
Dampffedern, Dampfjournale, Dampfpoeten.

Im Dampfe sucht man jetzt den Stein der Weisen,
Im Dampfe liegt des Wissens leerer Schwall,
Mit Dampf kann man die weite Welt durchreisen,
Und Dampf umfängt das ganze Weltenall.
Nichts ohne Dampf! Der Dampf muß Alles dämpfen,
Er muß die Elemente uns bekämpfen.

Travemünde. Alex. Soltwedel.

Lord Brougham.

(Schluß.)

Doch ist es Zeit, auch von Lord Brougham, dem Richter zu sprechen. Manchem kommt die Größe, wie man zu sagen pflegt, über Nacht. So erging es Herrn Brougham. Zwei Tage, bevor ihm das große Siegel anvertraut ward, dachte er, glaube ich, mit keinem Gedanken an seine mögliche Erhebung zur Lordcanzlerwürde. Vielleicht erinnert sich der eine oder der andere meiner Leser noch, daß er eine Woche vor seiner Amtserhöhung im Unterhause äußerte, wie ihn die so eben eingetretene Auflösung des Wellingtonschen Ministeriums nicht veranlassen könne, die von ihm angezeigte Motion wegen der Negersclaverei über ein paar Tage aufzuschieben, da ja seine Stellung durch die Bildung irgend einer neuen Staatsverwaltung nicht berührt werden könne. Einige haben geglaubt, diese Bemerkung sey nicht aufrichtig gemeint gewesen, da er doch damals bereits habe wissen müssen, daß er von dem im Entstehen begriffenen Ministerium einen Theil ausmachen würde. Ich kann aber, aus guter Quelle, versichern, daß Brougham aufrichtig und die schlichte Wahrheit sprach, als er jene Aeußerung that. Ich weiß, daß er am Tage nachher von einem Procurator in der Provinz eine Arrha für einen ziemlich erheblichen Rechtshandel annahm, der in wenigen Tagen darauf vorkommen sollte. Das würde er bestimmt nicht gethan haben, wenn er schon gewußt hätte, daß ihm das große Siegel so nahe zur Hand liege. Gerade wie der Tag kam, an dem er in jener Rechtssache Schritte thun sollte, war ihm das große Siegel angeboten und von ihm auch angenommen worden, ohne daß er es übrigens bereits förmlich übergeben erhalten hatte. Er that also in jener Sache nichts. Erstaunt und entrüstet hierüber nahm ihn der Procurator ernstlich ins Gebet für seine vermeintliche Pflichtvernachlässigung. „Kommen Sie morgen zu mir und frühstücken mit mir, und Sie sollen dann von mir den Grund dieser scheinbaren Nachlässigkeit hören," sagte der im Bildungsprocesse begriffene Lordcanzler (the embryo Lord Chancellor.) Der Procurator nahm die Einladung an und frühstückte am andern Morgen mit Brougham, gegen den er wieder von dem Uebelstande und der Störung anfing, die sein unterlassenes Handeln in dem

erwähnten Processe herbeiführen mußte. „Sie werden mich gewiß entschuldigen, wenn Sie die Ursache kennen. Ich bin jetzt Lordcanzler von England. Gestern Abend erhielt ich das große Siegel," sagte Brougham. Die Ehre, der Erste mit dem neuen Lordcanzler gefrühstückt zu haben, ließ den Procurator seine fehlgeschlagene Erwartung auf die Thätigkeit seines Advocaten in seiner Klagsache gern und leicht vergessen. Lord Brougham als Richter befriedigte weit mehr, als man im Allgemeinen sich erwartet hatte. Man hatte geglaubt, die ihm angeborene Jachheit, verbunden mit mangelnder canzleigerichtlicher Kenntniß würden ihn zu diesem hohen und wichtigen Amte wenig tauglich machen. Allein darin irrte man sich. Er war nicht so hitzig und vorschnell auf dem Richtersitz, als am Advocatenstand (at the bar) und im Volksrathe (senate), — wiewohl selbst dort mitunter jene Gebrechlichkeiten sich kund gaben. Er erwog und behandelte die vor ihm zur Entscheidung kommenden Sachen mit aller Sorgfalt und zeigte bald, wie schnell er sich die canzleigerichtliche Kenntniß zu eigen zu machen wußte, die er nöthig hatte, um die Obliegenheiten seines Richteramts auf eine zum Mindesten achtbare Weise erfüllen zu können.

Wohl nicht leicht hat noch ein Lordcanzler den Vorsitz im Canzleigerichte geführt, der emsiger und unnachlässiger den Pflichten seines Amtes nachgekommen wäre, als eben Lord Brougham. Die Summe der körperlichen Arbeitsanstrengung — der geistigen gar nicht zu gedenken — die er während der größern Hälfte seines Lordcanzlerthums durchzumachen hatte, ist staunenerregend. Monate lang hinter einander saß er von 10 bis 4 Uhr zu Gericht, die vor ihn gebrachten Rechtssachen anhörend und abthuend. Und aus dem Oberhause, wo er stundenlang auf dem Wollsack gesessen hatte, heimgekommen, wendete er alle Kräfte seines Geistes den zu der Zeit vor dem Gerichtshofe anhängigen Rechtssachen zu. Den besten Beweis hiervon liefert die Thatsache, daß er, der in selten erreichtem und gewiß nie übertroffenem Grade die Gabe der Rede aus dem Stegreife besaß, seine Urtheile niederschrieb und sie im Gerichte verlas. Als ein weiterer Beweis für den ungemeinen Eifer, mit dem Lord Brougham den Pflichten seines Amtes oblag, mag wohl auch die allgemein bekannte und anerkannte Thatsache angeführt werden, daß er im Verlaufe von zwei bis drei Jahren die ungeheure Masse von rückständigen Sachen, die sich beim Canzleigericht aufgehäuft hatten und die er bei seinem Amtsantritt vorfand, weggearbeitet hat.

Lord Brougham war's ein Gräuel, wenn er die endlos langen Reden, die einige der jüngern Rechtsanwälte abzuspinnen pflegten, anhören sollte, sobald er einmal die Einsicht gewonnen zu haben glaubte, daß bereits Alles, was sich über die vorliegende Sache sagen ließ, von den ihnen vorangegangenen Sachwaltern erörtert und dargelegt worden war. Seine „Winke" oder „Fingerzeige" an jene Herren, sich kurz zu fassen, waren zu Zeiten äußerst wohlangebracht und treffend. Ich erinnere mich, wie einmal, nachdem er von 10 bis 2½ Uhr ununterbrochen den Vorträgen zweier Sachwalter ein und derselben Partei zugehört hatte, auch noch ein dritter Anstalt machte, ebenfalls für diese Partei sich vernehmen zu lassen. Lord Brougham, dem diese neue Redebuße ganz unerwartet kam, rief aus: „Was! Mister A—, wollen Sie wirklich auch noch für die Sache sprechen?" — „Ja, Mylord, ich möchte allerdings Ihre Aufmerksamkeit auf kurze Zeit in Anspruch nehmen." — „In dem Falle," sagte Lord Brougham und sah dabei dem Sprechenden mit einem ganz eigenen plötzlichen Zucken im Nasenflügel bedeutungsvoll ins Gesicht, „würden Sie wohl thun, Mister A—, Ihren Vortrag möglichst abzukürzen, da Sie sich sonst nicht wundern dürfen, wenn Sie mich ein Bischen nicken sehen; denn's ist wahrhaftig mehr, als die menschliche Natur ertragen kann." — Der junge Sachwalter verstand den Wink, hielt sich streng an den eigentlichen Streitpunct — eine bei Advocaten seltene Sache — und drängte seine Beweisführung in einen billigen Umfang zusammen.

Reiseblüthen.

(Schluß.)

Sind wir heruntergestiegen und haben uns in dem bereit liegenden Fremdenbuche*) verewigt, so treten wir bald in die mittelalterliche Löwenburg und nichts erinnert uns an die Gegenwart, unsern Führer, einen sehr mürrischen Mann, ausgenommen; wir betrachten die Rüstungen der Helden einer längst verklungenen und nur noch in Sagen fortlebenden Zeit und sehen im Geiste das anmuthige Burgfräulein in diesen Hallen walten, während der Ritter, erzgepanzert sich in den Sattel schwingt, von Knappen begleitet, donnernd zur ernsten Fehde über den Schloßhof sprengt und der sorgenden Gattin ein leises Ade! zuwinkt!

Nachdem ich Alles betrachtet hatte, eilte ich nach Cassel in mein Wirthshaus, den Ritter zurück, widmete den Nachmittag der Besichtigung des herrlichen Museums, besuchte am Abend eine Vorstellung, welche der Herr Professor Döbler mit seinem Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop gab und setzte am folgenden Morgen mit frohem Sinn meinen Wanderstab durch Hessens gesegnete Fluren weiter!

8.

Hessen ist ein schönes Land, — überall blicken Ritterburgen auf die anmuthigen Thäler nieder, überall erhebt sich der Kirchthurm eines Dörfchens durch saftiges Grün,

*) Vor mir hatte sich ein sentimentaler Schneidergeselle, mit folgenden Worten, die ich mit diplomatischer Genauigkeit wiedergebe, eingeschrieben: „Ahm 2. Juhny entzüchte sich der sehr rohmantische Kleidermachergehülfe Johann Christ. Cahrmann auß Offenburg in Baden an den kupfehrnen herrn Kules und versichert jehdes Bublikum das die Leither in den herrn man noch schwer zu basiren ist. Scheiden thut weh! Reißt mit Gott nach Gota den 2. Juhny 1837.

und die Bewohner sind brave Leute, aber meistens sehr arm und Viele suchen in Amerika's fernem Westen ein besseres Loos zu erjagen, denn

„Der Mensch hofft immer Verbesserung."

Eine der alterthümlichsten Städte, welche ich je gesehen, ist Fritzlar; allenthalben Zwinger, Burgen und Mauern, allenthalben die Zeichen jener Zeit, wo der friedliche Städter hinter fester Schutzwehr vor dem erzgepanzerten Ritter Ruhe suchen mußte. — Nahe an der Landstraße bemerkt der Wanderer die Ueberreste eines hohen Zwingers und daneben bilden junge schattige Eichen einen anmuthigen Platz, zur erquickenden Ruhe einladend, — hier ruht das feurige Schlachtroß eines Generals, von ihm selbst dem Tode geweiht, damit es nicht, nachdem es ihn in manchem Kampfe zum Siege getragen, noch im stumpfen Alter das Feld eines Bauern ackernd durchziehe. Wie oft wird dem Menschen ein ähnliches Loos; in seiner Jugend hoch gestiegen, sinkt er im Alter in tiefes Nichts zurück und nur wenige ehren die Verdienste, welche er sich um die Welt einst erworben. Was bleibt ihm? — Nichts als der Rückblick auf gute Handlungen.

Ueber Kerstenhausen, Jessberg ꝛc. kam ich nach Marburg. Im Ritter, wo ich logirte, hatte sich eine Anzahl lebenslustiger junger Männer versammelt; Studenten und Doctoren leerten wechselnd die Gläser und kürzten durch joviale Gespräche die Zeit, während der Wirth und seine geschäftigen Kellner hin und her eilten, um die Flaschen von Neuem zu füllen. Das Gespräch würde lebhaft, das Herz öffnete sich und man glaubte sich unbeachtet; aber im Dunkel des Zimmers lauerten die Augen eines wachsamen Polizeicommissärs; — kein Wort schien ihm zu entgehen, denn es war von Demagogie, Politik ꝛc. die Rede. Am folgenden Morgen erfuhr ich, die Studenten P.....g, R...e und W.....o seyen arretirt worden!!

Nachdem ich vom Wirthe auf eine niederträchtige Weise geprellt worden war, als ich die herrliche Elisabethkirche, die große Bibliothek und den Saal des Bergschlosses, wo Luther und Zwingli sich trennten, näher betrachtet hatte, zog ich von dannen, verlor mich in trüben Gedanken über Menschenrecht und Menschenpflicht, hatte bald die Grenze erreicht, und betrat nun den Boden des Großherzogthums Hessen. Unwillkührlich fielen mir beim Grenzzeichen folgende Verse ein:

Was tändelt der Schwabe mit Gelb und mit Roth,
Mit Blau und Roth Baier und Hesse;
Die vielen Farben sind Deutschlands Noth,
Vereinigte Macht nur gibt Größe;
D'rum weg mit der Farben erbärmlichem Tand,
Nur eine Farb' und ein Vaterland!

Sehr schön, aber das riecht etwas stark nach der Demagogie! Ich brummte diese Worte nur sachte vor mich hin, denn sonst hätte der vorbeireitende Gensd'armes etwas ††† an mir wittern mögen und mir wäre vielleicht auf dem Hardenberg ein freies unfreies Logis bestellt worden! Ave Maria!

Im ersten Dorfe hinter dem freundlichen Musensitze Gießen mit seinem zertrümmerten Bergschlosse und seinen zahlreichern Hebräern kostete ich den bekannten Apfelwein, à 2 Kreuzer die Flasche, und wollte, ein ächter Norddeutscher, meinen eigenen Ohren nicht trauen, als ich von seiner Billigkeit hörte. Es war Sonntag und das ganze Dorf im höchsten Staate; die Frauen in tonnenähnlichen Reifröcken, ellenlangen Manschetten und thurmhohen Schuhen; die Männer in halbsammetnen Kniehosen, dreieckigen Hüten, kurz ganz à la mode des vorigen Jahrhunderts.

Ich traf eine Wagengelegenheit, kam durch das freundliche Butzbach, ließ Friedberg mit seiner hohen Kirche in der lieblichen Wetterau tief unter mir liegen und fuhr auf abscheulichem Taunuswege über Friedrichsdorf, wo fast nur französisch gesprochen wird, nach Homburg vor der Höhe, dieser Hauptstadt des Taunus. Ob ein prophetischer Schwärmer dem Landgrafen vielleicht geweissagt hat, daß er durch den Stock eines unscheinbaren Fremden ins dunkle Jenseits gefördert werden soll? Fast möchte ich's glauben, denn kein Reisender darf mit dem Stocke im landgräflichen Park spatzieren gehen!!

Am folgenden Tage war ich in Frankfurt a. M. und lade meine Leser für die Zukunft ein, mich, nachdem wir uns hier erholt haben, über Darmstadt, Mannheim, Heidelberg und Carlsruhe nach Straßburg, dem Ziele meiner Wanderschaft, zu begleiten.

Tr.....nde. Alexander Soltwedel.

Matthäus Colinus.

Dieser geistreiche böhmische Dichter wurde zu Kaurczim 1516 geboren, und erhielt, nachdem er unter Melanchthon zu Wittenberg studiert, und 1540 in sein Vaterland zurückgekommen war, die Lehrcanzel der lateinischen und griechischen Literatur, als gerechten Lohn seiner Talente und seiner Gelehrsamkeit. Hodiejowsky de Hodiejowa, der Mäcen aller Gelehrten, machte ihm ein Geschenk mit dem Garten des Angelo*) in der Neustadt, wo er — so pflegte er selbst zu sagen — den Pegasus an den Pflug spannte,

*) Dieser Garten, „Hortus Angelicus" genannt, weil er dem Hof-Apotheker Angelo de Florentia gehörte, war wahrscheinlich die erste Anstalt dieser Art in Europa. Carl IV. befreite ihn 1360 von Steuern und verlieh ihm 1363 neue Vorrechte, welche Kaiser Wenzel 1429 zu Gunsten von Angelo's Neffen, Ludwig von Florenz, mit dem Beifügen bestätigte, „zur Ergötzung des Monarchen (pro speciali consolatione nostra) wohlriechende und gewürzige Pflanzen und Wurzeln darin anzubauen." (Nach dem dunkeln Gemälde, welches uns die Geschichtschreiber von diesem Fürsten zurückgelassen, ist es interessant, zu erfahren, daß er an sanften Gegenständen Vergnügen finden konnte.) Dieser Garten lag in der Heinrichsgasse der Neustadt, auf demselben Platze, welchen jetzt das k. k. Tabak- und Stempelgefälle-Amt einnimmt.

der ihn zum Parnasse getragen, und den ihm Ferdinand I. zum Wappen verlieh, als er ihn in den Adelstand erhob. Colinus wählte das Prädicat von Choterina, um Hodiejowa seine Achtung zu bezeugen, welcher daselbst geboren war. Seine Glaubensansichten brachten ihn um seine Lehrstelle und die Gunst Maximilians II., der ihn zu höheren Ehren erheben wollte. Er starb 1566 im 50. Jahre, und wurde in der Kirche von Bethlehem begraben, wo man seine Grabschrift bis zu deren Schleifung im Jahre 1786 las. Ein gelehrter Grieche von der Insel Chios, Jakob Olympidarius Palälogus, von den Kaisern dieses Namens abstammend, der als Verbannter zu Prag lebte, ließ ihm aus Dankbarkeit für seinen weisen Unterricht das marmorne Denkmal mit ehrenvollen griechischen und lateinischen Inschriften errichten, welches man noch im ersten Hof des Prager Universitäts-Gebäudes sieht.

Literarisches Museum.

Ueber Dr. H. Messerschmidt's hochwichtige Lebensfrage.

(Fortsetzung.)

Da übrigens meine kleine Abhandlung, deren in einen engen Raum zusammengedrängten Inhalt ich auch nöthigenfalls zu einem dicken Buche weiter ausarbeiten könnte, das sich aber weniger zur fruchtbringenden Lecture für ein größeres, schon hinreichend dazu gebildetes Publicum eignen würde, die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit betrifft, über welche ich darin diejenigen, welche dessen noch bedürfen, aufzuklären suche, wie ich mich selbst, mittelst des rechten Gebrauches meiner verstandeskräftigen Vernunft auf dem allein zur Wahrheit führenden Wege philosophischer Naturforschung, mich dabei frei erhaltend von dem Einflusse fremder philosophischer Lehren, darüber aufgeklärt habe, wobei ich die Ergebnisse dieser meiner Forschung in der Hauptsache mit dem reinen Christenthume im wahren Sinne Jesu im Einklange finde: so dürfte meine Abhandlung, als ein wohlwollender Beitrag zur wahren Aufklärung der Menschen über ihre eigene Natur, über ihr physisches Verhältniß zur Außenwelt, über ihr religiöses Verhältniß und ihre moralischen, die göttlichen Rechtsgesetze und Pflichtgebote enthaltenden Verhältnisse, über ihren irdischen hohen Lebensberuf in jedem Lebensverhältnisse, über die Unsterblichkeit des höhern geistigen Wesens im Menschen, und über dessen höhere Bestimmung für alle künftigen Lebensverhältnisse, über den moralgesetzlichen Grund der angeborenen schlechten Lebensverhältnisse, als die gesetzlichen übeln Folgen moralischer Unwürdigkeit aus ihrem vorirdischen Leben, welche bei gleichbleibender moralischer Unwürdigkeit, nach Maßgabe eigener Verschuldung dabei, in dem künftigen außerirdischen Leben in angemessener Art wieder zu erwarten sind: so sage ich, dürfte mein Beitrag zur wahren Aufklärung hierüber wohl auf eine eben so freundliche Aufnahme hoffen, wie andere Schriften ähnlichen Inhalts, wie namentlich die Schrift des Engländers Bakewell „evidenter Beweis eines zukünftigen Lebens ꝛc." und die Schrift des Holländers Schröder van der Kolk: „über den Unterschied zwischen todten Naturkräften, Lebenskräften und Seele," von welchen beiden Schriften Uebersetzungen ins Deutsche erschienen sind, gleichzeitig mit meiner Schrift: „Die hochwichtige Lebensfrage ꝛc.," für deren Beantwortung ich also nichts daraus entlehnen konnte, auch nicht gewollt haben würde, um mich nicht von meinem eigenen Untersuchungsgange verleiten zu lassen; daher die dadurch gewonnenen Ergebnisse auch ihr Eigenthümliches haben. Sollte darum meine Schrift weniger Werth für die Deutschen haben, als die Schriften der genannten Ausländer, weil ich ein Deutscher bin? — Ich will es nicht glauben. Auch hat wohl Niemand ihren Werth herabgesetzt, außer der gelehrte Herr Re... im Repertorio, so viel mir bis jetzt darüber bekannt ist.

(Schluß folgt.)

Notizen.

[Eigenthümliche Censurlücken.] In Rußland und Polen wendet man seit einiger Zeit eine schwarze Masse an, um diejenigen Stellen öffentlicher Blätter und Journale von Censur wegen damit zu überstreichen und unleserlich zu machen, die das Publicum nicht genießen soll; die Masse ist so beschaffen, daß die entgegengesetzte Seite des Drucks nicht darunter leidet. Die Erfindung, worauf der Statthalter des Reichs einen Preis gesetzt hatte, rührt von einem Engländer her und ist in so fern lobenswerth, als sie das Verstümmeln der Blätter durch Ausschneiden und das gänzliche Confisciren der einzelnen Nummern verhindert. Jetzt werden nun auch die Druckereien in jenen Reichen aufhören können, die die vom Auslande kommenden Journale förmlich nachdrucken mußten, welche anstößige Stellen enthielten.

In Regensburg kündigte Dlle. Adelheid Berthier in der Zeitung, im Wochenblatte und auf dem Theaterzettel an: daß sie zu ihrer Benefiz-Vorstellung „Genovefa" von Raupach gewählt, und, was hier noch nie gesehen, eine lebende zahme Hirschkuh zu bekommen suchen werde, deren Erscheinen den gewünschten Effect nicht verfehlen würde. Sie erreichte durch dieses thierische Mittel, was sie bezweckt — ein gefülltes Haus; doch es erschien keine Hirschkuh, nicht einmal ein surrogirender Rehbock, und das Publicum zeigte sich so gutmüthig, der Beneficiantin nicht zu zürnen. (Berl. Fig.)

Herr Bertoletto ist mit seinen kunstreichen Flöhen in Danzig eingetroffen. Das „Dampfboot" nennt diese Ankunft der Flöhe ein beißende Satyre auf die Abreise der Schauspieler nach Königsberg.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Geimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 46. Dienstag, den 20. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Sommerabend.

Mild und labend
Sinkt der Abend
Auf die stille Flur hernieder,
Nebel fallen,
Nachtigallen
Flöten ihre sanften Lieder,
Hauchen wehmuthsvolle Luft
In die Gram durchzogne Brust.

Blumendüfte,
Zephyrlüfte,
Scherzen mit der dunklen Rose,
Luna flimmert,
Lieblich schimmert
Silberthau auf grünem Moose,
Ruhe senkt sich in die Brust,
Leid vereint sich mit der Lust.

Thränen fließen,
Sternchen gießen
In den Busen milden Frieden
Sanfter Schlummer
Scheucht den Kummer
Und erquickt den Lebensmüden;
Wunderbar schwellt in der Brust
Süße, wehmuthsvolle Lust.

Alex. Soltwedel.

Die Soirée.*)

Von David Russa.

Die Gesellschaftszimmer des Raths Theodor standen einmal wöchentlich einer aus den verschiedenartigsten Elementen gebildeten Gesellschaft offen. Man erblickte in diesen Cirkeln nicht bloß Diplomaten, Adelige und Geldaristokraten, sondern auch Künstler, Dichter, Journalisten, ja selbst gebildeten Handwerkern war der Zutritt zu diesem Salon nicht verwehrt. Jeder, der sich eine gewisse Bildung angeeignet hatte, welche ihm, an den Interessen des Tages Anspruch zu nehmen, ein begründetes Recht geben konnte, war hier willkommen. Eben so wenig fehlte es an der Blüthe der schönsten Frauenwelt, und die Wirthin des Hauses, Therese, wußte durch geistreiche Behandlung auf jeden Gast einen besonders wohlthuenden Eindruck zu machen. Alles in diesem Hotel glänzte von Glätte und Sauberkeit, nirgends gewahrte man eine überladene, schwerfällige Prachtverschwendung; die Möbel waren weniger modern, als zierlich und gefällig. Heitere Kunstgebilde schmückten die Wände. Teppiche, Behänge und Gardinen trugen die ansprechendsten Farben, die nicht so sehr ängstlich gewählt, als höchst geschmackvoll genannt werden konnten. Alles athmete Behaglichkeit und Kunstsinn, fern gehalten von jeder Verzerrung; das verwöhnteste Auge fühlte sich hier angenehm unterhalten.

Heute war die Gesellschaft weniger zahlreich als sonst. Es war ein stürmischer Novemberabend, der manche zartnervige Dame ans Haus fesselte. Dennoch war der Kreis dießmal ein gewählter zu nennen: Künste und Wissenschaften erschienen wenigstens hinlänglich repräsentirt. Um die Dame des Hauses hatte sich eine Gruppe gebildet, man sprach dort über die schöne Literatur, während am andern Ende des Saales die Tagespolitiker, den Gesandten in der Mitte, welthistorische Ereignisse verhandelten.

Ein schlank gewachsener Mann mit einem zartgeröthetem Antlitze, der dicht vor Therese Platz genommen hatte, sprach sehr eifrig und mit lebhaftem Mienen- und Geberdenspiele.

„Trauen Sie meinen Versicherungen, schöne Damen," sprach er, „es ist nicht so arg, wie diese Herren es glauben

*) Bruchstück aus der Novelle „Scheintod," welche zu Ostern im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erscheinen wird.

machen wollen. Man bezüchtigt diese Schule, die man neu nennen will, mit Unrecht der Unmoralität. Schlimm genug, wenn sie bloß aus dem Grunde neu genannt wird, weil ihre Tendenzen sich der Wahrheit nähern, weil ihre Principien nicht auf Lug und Trug begründet, sondern auf haltbarem Boden Fuß gefaßt haben. Gerade was Sie Unnatur heißen, ist von den neuen Bestrebungen fern gehalten. Das Schriftenthum eines Volkes soll seine edelsten Gedanken, seine erhabensten Gefühle umfassen; soll es aber auch treue Bilder aus dem innern und äußern Leben dieses Volkes zu Tage fördern, so muß die Literatur sich dem Leben der Nation so nahe wie möglich stellen und selbst Gedanken und Gefühle, die minder edel, minder erhaben, aber doch richtig charakterisirend sind, von ihren Bestrebnissen nicht ausschließen. Zwar ist die Wahrheit nicht immer schön, aber gesund ist sie, und eine gesunde Häßlichkeit macht stets einen gemüthlicheren Eindruck als eine kranke Schönheit, die von Außen geputzt und geschminkt, wohl den Unerfahrenen täuschen, aber den Kenner nicht bestechen kann, der hinter den äußeren Schönheitslinien die innere krankhafte Verkrüppelung hervorblicken sieht und dem die Auflösung mit der Verwesung in ihrem Gefolge entgegenlauscht."

Eine hagere Dame mit hochrothen Wangen griff hier nach dem Riechfläschchen. „Welcher horriblen Bilder bedient sich dieser Herr Walter!" flüsterte sie ihrer Nachbarin ins Ohr.

Ein Mann mit breiten Schultern und einem finstern Gesichte nahm das Wort.

„Sie sprechen von Tendenzen, Herr Walter," sagte er. „Wahre, gesunde Tendenzen sind es gerade, die ich in der Richtung, welche die heutige ästhetische Literatur genommen, am meisten vermisse. Eine Zeittendenz ist es aber, die ich vornehmlich und fast einzig wahrnehme. Es ist die Tendenz der Kritik, oder wenn Sie wollen, die kritische Tendenz, von der sich männiglich angesteckt fühlt. Und eben was Sie Schönheitssinn nennen, wird just unbarmherzig von dieser Alles berührenden Kritik zernagt und durchwühlt. Es ist nichts mehr schön, nichts mehr heilig, man will eben wissen, warum dieses schön, jenes heilig ist. Alle reine Gefühlsinnigkeit, jede feine Empfindung, die gerade dadurch, daß sie sich selbst ein unerklärbares Etwas, ein unauflösliches Räthsel ist, einen eigenthümlich reizenden Zauber besitzt, geht dabei gänzlich verloren. Früher war es anders, man sah, fühlte und genoß und trübte sich diesen Genuß nicht durch die trübsinnige Grübelei einer schwer zu befriedigenden Kritik, die ihre Spürnase in Alles hineinsteckt und vor lauter gelehrter Zugluft an einem starken Schnupfen laborirt. Dieser kritische oder besser kritisirende Sinn, der mit seinen prosaisch scharfen Secirmessern sich in Alles zergliedernd hineinwühlt, hat seit den letzten Jahren die behaglichste Ordnung in das unheimlichste Babel verkehrt. Es wird viel durcheinander geschrieen, aber nur verworren springt hier und da zuweilen ein vernehmbarer, verständlicher Ton hervor, sonst verschwimmt Alles in einer wahren Sündfluth von Phrasen, Terminologieen und andern hohlrauschenden Sprachwogen. „Tendenzen," „Absichtlichkeiten," „Ganzes," hört man aus dem Stimmgetöse herausgellen. Wenn man nur wüßte, was mit diesem Ganzen eigentlich gemeint sey. Wenn man diese Tendenzen doch nur deutlich anzugeben verstände. Die Stimmführer selbst sind am wenigsten einig unter einander über das, was sie wollen, was sie wünschen. Ein dunkles Bewußtseyn, daß es anders werden müsse, genügt hier nicht, man muß es gerade heraussagen, wie es anders werden soll und warum das Alte nicht mehr bestehen könne."

„Und sagen wir es denn nicht gerade heraus," fiel Walter ein. „Wollen wir das Alte ganz über den Haufen stürzen? Wenn wir das Baufällige vor dem sichern, unabwendbaren Einsturze durch Ausbessern und theilweises Einreißen unbrauchbarer Partieen, die dem Ganzen drohen, bewahren wollen, sind wir dann schon Radicalverheerer alles Großen und Ehrwürdigen? Wo eine alte, schadhafte Construction zusammenzubrechen und die Passage zu hemmen droht, da ist es gut, wenn man bei Zeiten nach Ordnung und Regel das alte morsche Gebäu auseinander nimmt, für ein neues, besseres aber sich vom alten das zu Nutze macht, was davon noch gebraucht werden kann. Mancher Stein, mancher Balken und Pfeiler bewährt seine natürliche gute Beschaffenheit, und er wird nicht zum unnützen Vermodern an die Seite geworfen, vielmehr nützlich verwandt werden. Was Ihnen ein verworrenes Geschrei von Babel dünkt, ist nichts als die gesunde Kraftäußerung befähigter Stimmen, die nicht als hohle Sprachgespenster, sondern als gediegene Wesenheiten auftreten und sich schon Bahn zu brechen wissen werden. Es ist kein dunkles Bewußtseyn, daß es anders werden müsse, welches uns befangen hält. Das Bewußtseyn ist vielmehr klar und selbstständig und äußert sich in freien verständlichen Lauten. Die Ideen sind nicht neu, sie leben, seit die Welt athmet, seit die Sonne leuchtet, seit das Herz schlägt. Und das Herz ist das wahre Vaterland der Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mährchen vom Rattenfänger zu Hameln.

Eine kürzlich in Berlin auf dem Königstädter Theater mit Beifall aufgenommene komische Oper mit Text von Berger, componirt vom Capellmeister Gläser, hat die Aufmerksamkeit des Publicums aufs Neue auf dieses alte Mährchen hingeleitet. Es wird den Lesern des Planeten nicht unangenehm seyn, nachstehende Mittheilungen aus den vorhandenen Quellen darüber zu lesen.

Zuvörderst lautet im Allgemeinen die Sage: Der Rattenfänger weiß einen gewissen Ton, pfeift er den neun Mal, so ziehen ihm alle Ratten nach, wohin er sie haben will, in Teich oder Pfütze. Ein Mal konnte man in einem Dorfe

der Ratten gar nicht los werden und ließ endlich den Fänger holen. Der richtete nun einen Haselstock so zu, daß alle Ratten daran gebannt waren, und wer den Stock ergriff, dem mußten sie nach; er wartete aber bis Sonntags und legte ihn vor die Kirchthüre. Als nun die Leute vom Gottesdienste heimkamen, ging auch ein Müller vorbei und sah gerade den Stock liegen, sprach: „Das gibt mir einen feinen Spazierstock." Also nahm er ihn in die Hand und ging zum Dorfe hinaus, seiner Mühle zu. Indem so huben schon einzelne Ratten an aus ihren Ritzen und Winkeln zu laufen und sprangen querfeldein immer näher und näher. Als der Müller, der nichts ahnete und den Stock immer behielt, auf die Wiese kam, liefen sie ihm aus allen Löchern nach, über Acker und Feld, und liefen ihm bald zuvor, waren eher in seinem Hause als er selbst und blieben nach der Zeit bei ihm zur unausstehlichen Plage. — Nun die Sage vom Hameln'schen Rattenfänger insbesondere, welche freilich im Texte der vorgedachten Oper verändert erscheint.

Im Jahre 1284 ließ sich zu Hameln ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem, buntem Tuche an, weßhalb er Buntoing soll geheißen haben. Er gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm. So führte er sie an die Weser; dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Thiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, Morgens früh um 7 Uhr, erschien er wieder in Gestalt eines Jägers erschrecklichen Angesichts, mit einem rothen, wunderlichen Hute und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen dießmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahre an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dieß hatte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kinde auf dem Arme von fern nachgezogen war, danach umkehrte und die Mähr in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund' an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, sich nach den Kindern zu erkundigen, aber Alles vergeblich. Es waren ihrer im Ganzen hundert und dreißig verloren. Zwei sollen, wie Einige sagen, sich verspätet und zurückgekommen seyn, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemde mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in die Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, wodurch die Kinder zum Thore hinausgegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts (vielleicht noch heute) die bunge-lose (tonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Koppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen und pflegten in ihren Ausschreiben nach dem Verluste ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. An dem Rathhause standen folgende Zeilen:

Im Jahr 1284 na Christi gebort
tho Hamel worden uthgevort
hundert und dreissig Kinder dasälvest g born
durch einen Piper under den Köppen verlorn.

Und an der neuen Pforte:

Centum ter denos cum magus ab urbe puellos
duxerat ante annos CCLXXII condita urbe fuit.

Im Jahre 1572 ließ der Bürgermeister die Geschichte an den Kirchenfenstern abbilden. Auch ist eine Münze darauf geprägt.

Miscellen.

Eine junge Dame, welche kürzlich aus der Provinz nach Paris gekommen war, und daselbst in Gesellschaften glänzen wollte, wandte sich an eine dort lebende Freundin, die in den vornehmsten Cirkeln der Residenz zu Hause war. „Ich bin gesonnen, mich nach der neuesten Mode zu kleiden, und will mir deßhalb bei Ihnen Rath holen," sagte sie zu ihrer Freundin. — „So," erwiederte diese, „Sie wollen sich also nach der Mode kleiden. Nun gut, thun Sie nur genau Alles, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Vor allen Dingen nehmen Sie Ihren Hut ab. Gut! Jetzt nehmen Sie Ihr Halstuch ab. Recht schön! Jetzt ziehen Sie Ihre Robe aus. Ganz vortrefflich! So, nun sind Sie so ziemlich nach dem neuesten Geschmack gekleidet; wollen Sie aber noch mehr in der Mode auffallen, so ziehen Sie noch irgend Etwas aus, denn je mehr Kleider Sie ablegen, desto mehr werden Sie nach dem neuesten Geschmack gehen."

[Tortur des 19. Jahrhunderts.] Aus einer Stadt in der Nähe des Rheins, die wir vor der Hand nicht nennen wollen, erzählt man sich jetzt folgendes verbürgte Factum, das sich vor zwei Jahren ereignete. Ein Gefangener befand sich im Detentionshause und sollte zum Geständnisse gebracht werden, und zwar auf diese Weise: Man gab ihm tagtäglich stark versalzenes Gemüse, und da er darauf den wüthendsten Durst empfand, keinen Tropfen Wasser zur Labung. In gräßlicher Verzweiflung trank der Arme seinen eigenen Urin. Die Sache kam zur Sprache und wurde dem Gefangnißarzte insofern zur Last gelegt, als man von Seiten der Inquisitionsbehörde zu erweisen suchte, die erwähnte Maßregel sey durch nothwendige Rücksichten auf den körperlichen Zustand des Verhafteten bedingt worden. Darf man — nach Anhörung eines solchen Factums — sagen: Wir leben im 19. Jahrhundert, und die Folter sey abgeschafft? Zur Ehre der Menschheit sey es indessen gesagt, daß die Sache jetzt aufs Neue zur Untersuchung angeregt worden.

Literarisches Museum.

Ueber Dr. H. Messerschmidt's hochwichtige Lebensfrage.

(Schluß.)

Daß aber solche Beiträge zur wahren Aufklärung der Menschen über die eben genannten wichtigen Gegenstände des Wissens bis zu einer möglich klaren Vernunfterkenntniß derselben, welche das nur dunkle Glauben hierin übersteigt, keineswegs schon etwas Ueberflüssiges sind, das lehrt noch die tägliche Erfahrung an den häufigen Verirrungen der menschlichen Geister zum Irrglauben, Aberglauben und Unglauben sowohl, als auch in dem was Recht und Pflicht ist, was ihr Dürfen und Sollen betrifft, wie überhaupt alle ihre Mißgriffe bei der Wahl ihrer Zwecke und der Mittel dazu. Alle diese Verirrungen entspringen entweder aus ihrer Unwissenheit in dem, was ihnen die Natur von dem heiligen Willen ihres Schöpfers, Erhalters und Regierers offenbart, oder aus Irrthümern, welche sie in ihre Wissenschaft aufgenommen haben und für Wahrheiten halten, oder aus Verlockung durch lüsterne liebliche Triebe, welchen der in seinem religiösen und moralischen Wissen und Wollen noch nicht hinreichend feste Menschengeist aus Schwäche folgt, oder aus allen drei Gründen zusammen.

Ueberflüssig sind ferner solche Beiträge zu einer wahren Aufklärung aus dem Grunde nicht, weil es noch in gegenwärtiger Zeit viele falsche Propheten gibt, vor welchen schon Jesus und seine Apostel warnten, die es sich angelegen seyn lassen, ihre Irrlehren mündlich und schriftlich zu verbreiten. Ich will nur die unheilbringende Irrlehre eines Einzigen anführen, ohne ihn zu nennen, wiewohl ich dieß und auch die Schriftstelle nachweisen könnte, welche also lautet: „Es gibt eine Philosophie, die der Arzt flieht und verachten soll, die Metaphysik, jene leeren Träumereien von übernatürlichen Dingen, von einer Gottheit, die über und außer der Welt stehe, von einer Seele, die ein eigenes, frei für sich bestehendes, an den Körper nur gefesseltes Wesen sey, von einer Unsterblichkeit dieser Seele u. s. f." Eine solche Lehre ist ganz dazu geeignet häufiger ähnliche Auftritte herbeizuführen, wie sie voriges Jahr in Sicilien Statt gefunden haben, wo Menschenfresserei und schaudererregende Menschenquälereien an der Tagesordnung waren.

Ist es nicht dringendes Pflichtgebot für einen Jeden, der es vermag, mit aller Macht der Wahrheit gegen derglichen Irrlehren mündlich und öffentlich in Schriften anzukämpfen, um wo möglich den nachtheiligen Eindruck wieder zu verwischen, den sie etwa bereits auf dieses oder jenes Gemüth hervorgebracht haben?

Schaffet fort am guten Werke
Mit Besonnenheit und Stärke!
Laßt euch nicht durch Lob bethören,
Laßt euch nicht durch Tadel stören!

Naumburg a. d. S. den 24. Januar 1838.

Dr. Heinrich Messerschmidt.

Notizen.

Bei Fr. Volkmar in Leipzig erscheint jetzt eine Gesammtausgabe von Heinse's Schriften, von H. Laube besorgt. Heinse war der Herold einer schönen Zukunft; mitten in der Stumpfheit und Engherzigkeit seiner Zeit, verkündete er ahnungsvoll den entfesselnden Frühling der Kunst. Aber der Frühlingsbote wird leicht vergessen, wenn dieser selbst erscheint. Darum nennen wir das Unternehmen ein dankenswerthes, das uns einen Mann wieder näher stellt, von dem Goethe selbst sagt:

„Dergleichen Fülle hat sich mir sonst nirgends dargestellt, man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Ich glaubte nicht, daß so was in deutscher Sprache möglich wäre ꝛc."

Heinse ist nicht veraltet. Er gehörte, wie jeder größere Genius, mehr dem kommenden Geschlecht. Schlummerte doch Shakespeare den hundertjährigen Schlaf, bis seine Zeit gekommen. Und so begrüßen wir freudig auch Heinse's Erwachen.

Am 1. Dec. v. J. versuchte in London, die New-Road entlang, ein Erfinder eine neue Bewegungsmaschine, bestehend aus zwei Rädern von 6 Fuß Durchmesser, in deren Mitte in einem Sitze der Erfinder saß, und, mit den Füßen den Boden tretend, sich vorwärts trieb. Er legte, im Schweiße seines Angesichts, etwa 3 deutsche Meilen in der Stunde zurück.

Freiherr von Zedlitz, der Sänger „Tasso's" und des „Sterns von Sevilla," hat eine Reise nach Paris angetreten, wo er einige Monate zu verweilen gedenkt.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 47. Mittwoch, den 21. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Des Sängers Jugend.

Bebend greif' ich in der Lyra Saiten,
Düst'rer Flor umnachtet mir den Blick,
Süße Bilder früh erstorbner Zeiten
Führt ein holdes Trugbild mir zurück.

Längst entschwand der Jugend Azurhimmel,
Scheu entwich der reine Kindersinn,
In des Lebens schwankendem Getümmel
Fielen jene Blüthen welk dahin.

Wem das Leben Kränze nie geboten,
Wem die Freude stets den Rücken wandt',
Der entzieht sich gern dem Schicksalsknoten,
Der den finstern Mächten ihn verband.

Gern verweilt er in der Jugend Räumen,
Wo die Freude ungetrübt ihm lacht,
Und vergißt bei himmlisch sanften Träumen
Gern des Lebens rabenschwarze Nacht.

A. Soltwedel.

Die Soirée.

(Fortsetzung.)

Der Mann mit den breiten Schultern und dem feisten Gesicht nahm eine Prise, indem er so fein zu lächeln sich bemühte, als seine derben Züge es nur zulassen wollten.

„Freilich, wenn Sie offen die Fahne entfalten, zu der Sie geschworen, so habe ich nichts gesagt," sprach er achselzuckend. „Mit der jeune Allemagne läßt sich nicht gut rechten."

„Sie werden bitter, Herr von Bitterfeld," rief Walter. „Das sollten Sie nicht! Was wollen Sie von dem jungen Deutschland? Soll es wie ein greiser Jüngling die Freuden des Lebens abschwören, die Ihr freilich Jugendsünden nennt, nachdem mit der Jugend auch der Reiz geschwunden und ein Genuß Euch gehässig worden ist, den Eure abgestumpften Sinne nicht mehr empfinden können? O, wir wissen das, Kinder und schwache Gemüther lassen sich damit in's Bockshorn jagen. Die Jugend ist aber frisch, weil sie Jugend ist, und noch frisch seyn kann. Ihre Irrthümer sind liebenswürdig, während die Eurigen abgeschmackt und lächerlich sind. Habt Ihr auch die Jugend der Seele bewahrt? Schlimm genug, daß man erst durch Irrthümer zur Wahrheit gelangen kann. Warum aber habt Ihr die Göttliche so vermummt, daß wir sie erst hinter all' diesem irreführenden Plunder suchen und erobern mußten?"

Der Streit wurde heftiger und drohte in einen persönlichen auszuarten. Man schob sich allmählig gegenseitig auf ein der ursprünglichen Disputation ganz fremdartiges Terrain hinüber. Der lauter werdende Wortwechsel zog auch die Uebrigen aus allen Winkeln des Saales herbei. Da trat Therese, die bisher, scheinbar theilnahmlos, geschwiegen, weiter vor in den Kreis. Sie machte eine winkende Bewegung mit der Hand, und es stellte sich augenblicklich eine Stille ein.

„Meine Herren," sagte Therese, mit einem wahrhaft bezaubernden Lächeln um die anmuthigen Lippen, „es scheint, als wollten Sie selbst das Bild von Babels Thurmbau hier verwirklichen. Sie selbst sind nicht nur ganz von Ihrem anfänglich so interessanten Gespräche abgekommen, sondern Sie haben sich in ein Wortgefecht eingelassen, das namentlich für uns Damen schreckenerregend zu werden beginnt. Verzeihen Sie, wenn ich glaube, daß Sie sich ebenfalls untereinander wenig verstehen. Sie streiten um Principien und Tendenzen, von welchen Sie beide, wenn ich nicht irre, durchdrungen sind, und nur über die Wege nach Rom herrschet Uneinigkeit unter Ihnen. Es führt aber ein jeder Weg nach Rom, und wer dieß Ziel in's Auge faßt und gern dahin

gelangen will, kann nur über den zunächst und am bequemsten dahin führenden Weg, nicht aber über das Ziel im Irrthum seyn. Sie Alle wollen das Bessere in Leben, Kunst und Wissenschaft, nicht der Wille, nur die Kraft trennt Sie. Gebrauche Jeder seine Kräfte, wie er kann, und nur hinsichtlich des guten Willens laßt gutes Einverständniß unter uns heimisch seyn."

„Was soll auch das blinde Parteinehmen?" hob ein Mann mit einem schwarz verbundenen Auge an, in dem wir Victor erkennen. „Die Einseitigkeit ist mir das größte Uebel in der Welt, sie ist wenigstens die Quelle vieles Uebels. Das ist aber das Schlimmste, daß Alles jetzt Partei nehmen soll, selbst die Poesie. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, gnädige Frau, wenn Sie Jeden seinen eigenen Weg verfolgen lassen wollen. Darin besteht ja das Wesen der Freiheit, daß im Reiche der Gedanken und Gefühle Niemand Zwang erleide, und durch den Andern hineingezerrt werde in ein Geleise, in das er nicht paßt. Da schreien sie nun Alle von Zeitgeist, der männiglich durchwehen und regieren soll. Zeitgeister gibt es, aber keinen Zeitgeist, der ja wieder nur einseitig in seinem beschränkenden Singularis seyn würde. Ist von der jetzigen Literatur die Rede, und zwar von der schönen Deutschlands, so habe ich seit lange ein löbliches Ringen und Streben nach Sprachkunst, nach Sprachtalent wahrgenommen, was die besten jungen Geister an den Tag legen. Ein solches Streben ist gar so sträflich nicht, wenn man es unter einem gewissen Gesichtspuncte besieht. Das junge Deutschland, wie man manche gute Köpfe zu benamsen sich gefiel, schreibt in der That schon jetzt einen Styl, der bei dem gewohnten Schlendriansgange gründlich harter deutscher Gelehrsamkeit und bei der schwerfälligen Bewegung deutscher Skepsis in der That durch Grazie, Präcision und scheinbare Leichtigkeit überraschend ist. Ich nenne diese Leichtigkeit scheinbar, weil ich überzeugt bin, daß diese Leute des sogenannten jungen Deutschlands sich nicht geringe Mühe mit ihrem Style geben. Man lese diesen Heine, wie das klingt und klappt. Ich weiß nicht, ob es mir allein so ergangen ist, aber wahr ist es, daß bei den schönsten Stellen dieses graziösen Prosaikers — von seinen prosaischen rede ich nur — über der unvergleichlichen Schönheit der Sprache, welche zu bewundern ich bei der Lectüre nicht aufhören kann, mir der eigentliche Sinn so gut wie abhanden gekommen ist. Ich meine hier auch wieder nur die Raisonnements dieses Autors. Eben dasselbe ereignet sich mir bei Laube, von dem Jemand jüngst ganz richtig behauptet, daß er den Heine'schen Styl sich erobert hat. Ja, so etwas muß wirklich erobert werden. Es ist wie das künstliche Bollwerk vor einer Festung. Vielleicht aber hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste ab."

„Merkwürdig ist mir auch," sagte Therese, „welch' ein gegenseitiger Austausch in dieser Hinsicht jetzt zwischen Deutschen und Franzosen besteht. Der junge Deutsche zeigt ein offensichtliches Streben, sich den sogenannten Esprit der überrheinischen Literatur zu eigen zu machen, und der Franzose gibt sich indeß nicht geringe Mühe, deutsche Philosophie und Kunstanschauung zu erringen. Jenen Esprit habe ich besonders in den Schriften der jungen Deutschländer gefunden. Die Leute reden, daß es Einem blau und grün vor Augen schimmert. Es ist größtentheils nur Schimmer, Sprachschimmer, und bei Einigen auch recht erquickender Sprachduft, wie z. B. bei Wienbarg und Mundt. Im Ganzen genommen, kann die Sprache selbst sich nur dazu gratuliren, die Gedanken haben sich an Ausdrücken, und die Ausdrücke sich an Kern bereichert. Friedrich der Große, der so klein vom Geiste der deutschen Sprache dachte, sollte jetzt aufstehen." —

„Er würde seinen französischen Klingklang gewiß gegen deutschen Wohlklang, der Melodie mit kernhafter Denkgediegenheit vereinigt, auszutauschen sich bereit finden lassen," fiel Walter ein.

Das Gespräch wurde jetzt allgemeiner, es spielte in das Gebiet der Politik, und wunderbar genug! von da bald auf das Heitere des deutschen Schauspiels und der Oper hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Manifestationen der modernen Lyrik.

1.

Carl Beck.

Die Gedichte, welche gegenwärtigen Aufsatz veranlassen, erschienen vor Kurzem unter dem Titel: „Nächte. Gepanzerte Lieder von Carl Beck." Leipzig, bei Wilhelm Engelmann.

Im Voraus muß ich erklären, daß man es hier mit einem Poeten von so mannigfacher Eigenthümlichkeit zu thun hat, daß er, und nur er allein, abgesehen von aller Zusammenstellung mit Anderen, beurtheilt werden muß.

Wie unsere Literatur sich jetzt gestaltet, muß die erste Frage bei einem neu auftretenden Dichter seyn: Wie ist seine Anschauung, welches seine Tendenzen? Denn unsere Zeit, die sich von allem Kleinlichen, von aller Beschränktheit der Ansichten zu emancipiren strebt, die durch den Sturmhauch der neuen Ideen emporgeschleudert, und zu der schwindelnden Höhe einer Universalität der Anschauung erhoben wird, sie muß andere Ansprüche machen als die Vergangenheit, deren Poesie sich größtentheils nur an das Herz und an den Herzschlag der Welt — die Natur knüpfte.

Tritt jetzt ein Dichter auf, so findet er andere Ideen, welche er durch die Farbenpracht seiner Bilder vor uns verkörpern, durch das Glockenspiel seiner Sprache schmeichelnd an unser Ohr legen kann; das Spielen mit Gefühl, mit Kindlichkeit und Courtoisie haben wir zärtlichen Naturschwärmern und Frauen überlassen; die Poesie, die so oft verkannte Tochter der Zeit, beginnt jetzt das dunkellockige Haupt zu schütteln, Anmuth blitzt aus ihren Augen, Hohn spielt um den schmerzhaft verzogenen schönen Mund, und unter ihren Schätzen bringt sie den Auserwählten auf Schwert und Schild.

Ein solcher Auserwählter ist auch Carl Beck; kämpfend schwingt er das Schwert der donnernden Rede, und der Unterdrückung, der Schwäche und Kleinlichkeit hält er den undurchdringlichen Schild entgegen. Man könnte ihn einen gewaltigen Tribun nennen, mischte sich nicht oft so viel Milde und Weichheit in seine Reden, daß wir an die elegischen Trauerbilder einer herbstlichen Natur erinnert werden. Das ganze Buch ist ein lebendiger Klageton, aus der tiefverwundeten Brust der Zeit herausgestöhnt, und Beck tritt als der modernste der modernen Jeremiase auf.

Die Vergangenheit ist es nicht, welcher seine Lieder tönen, diese liegt abgeschlossen, begraben und scheinbar vergessen vor dem Auge unseres Dichters; wenn er manchmal noch einen Blick zurückwirft, so malt sich Ironie um seine Lippen, Hohn und Verachtung heben den ersten Stein, um den Verbrecher, die alte Zeit, zu tödten. Wie ein Goliath, gepanzert mit der vollen Rüstung des Philisterthums, steht sie da, bestimmt, von der neuen Zeit, dem jugendkräftigen frischen David, zu fallen.

Dieser David ist nun Beck wohl nicht, aber er ist einer der Steine, welche die neue Zeit sammelt, um sie gegen die riesenhaften Philister zu schleudern.

Man hat sich gewöhnt, der neuen Literatur ein zwiefaches Interesse abzugewinnen — das der Zeit und der Kunst. Was das Erstere anbelangt, kann freilich nicht von Unsterblichkeit die Rede seyn, denn über den Neugeborenen wird der Greis vergessen; aber Jene haben das innerste und wahrste Wesen der Poesie noch nicht erfaßt, welche ihr das Anschlagen zeitgemäßer Töne absprechen zu müssen glauben.

So lange das rein Menschliche Gegenstand der Poesie ist, so lange sind es auch alle Interessen, welche das tiefste Wesen des Menschen in Anspruch nehmen, und thut der Fortschritt dieß nicht? Man spreche nicht von revolutionären Ideen in Beck's Buche, wahrlich, die ächte Poesie ist legitim, und die „Nächte" sind von der Begeisterung gesalbt. Es habe wohl viele deutsche Dichter früherer und neuerer Zeit einzelne Freiheitstöne angeschlagen, aber so voll und mächtig wie Beck, noch Keiner. Man muß, wenn man das Buch liest, es ihm glauben, was er am Schlusse des Eingangsgedichtes „der Sultan" sagt:

Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben!

Nur mit Herzblut kann man hinschreiben, was sich in Einem zu Fleisch und Blut verkörpert hat. Aber so sehr der Dichter die Wirklichkeit zu schildern strebt, so gestaltet sich doch Alles — wie es das tiefste Wesen seiner Individualität bedingt — zu einem träumerischen Leben. Aus dieser unbewußten Lebendigkeit der Anschauung ist auch größtentheils der bedeutungsvollste Abschnitt seines Buches „die neue Bibel" hervorgegangen. Eine so stürmische Individualität wie die des Dichters kann sich nie in dieses tiefsinnige Brüten versenken, um klaren Auges in dem rothen Buche des Zeitgeistes zu lesen. Die Bibel, die er schildert, ist die Entwicklungsperiode, welcher er entgegengeht. Aus dem Chaos der Ideen seiner Brust ringt sich eine neue Schöpfung hervor, die Zeit schwebt als Gott über dieser dunklen Welt und ihr Zauberstab schafft Licht und Dunkel. Man hat Beck mit den bedeutendsten Poeten der neuen Zeit verglichen, man wollte bald ein Stück Grün, bald Byron, bald Schiller in ihm finden. Ich glaube aber, man irrt; weil alle eben Genannte große Dichter waren, soll Beck ein Geistesverwandter von ihnen seyn. Weil er Bilder und Allegorieen verschwenderisch um sich streut, deßwegen ist er noch nicht Grün, ja ich halte dieß selbst für einen Fehler, denn die Klarheit des Gedankens leidet darunter; weil er knallende, hassende Töne ausstößt, gigantische Bilder thürmt, und eine düstere Schwermuth ihn umfangen hält, ist er noch nicht Byron; Schiller aber ist er am wenigsten, denn er gestaltet Alles, seine Gedanken werden plastisch ausgemeißelt, so wie ich ihn überhaupt den Buonarotti der Poesie nennen möchte.

Das Eigenthümliche seiner Dichtungen ist die Schonungslosigkeit, die mannhaft offene Rede, der feste, eiserne Wille, der sich in Allem ausspricht. Diese Züge des Charakters sucht er nun auf die Kunst zu übertragen, die Idee soll ihm zur Person werden, soll schon enthalten, was jene erst aussprechen muß. Daher die gewaltigen Grundideen der Gedichte. Ich glaube überzeugt zu seyn, daß der Gedanke bei ihm im ersten Momente bloß Idee des unmittelbar am nächsten Liegenden ist; wie er ihn denkt, ist er sich noch aller seiner Verzweigungen und Verschlingungen, aller tieferen Beziehungen und Nebenideen unbewußt, erst später wird Gedankenreihe nach Gedankenreihe in seinem Geiste sichtbar, und die Uridee wird Stammvater einer ganzen Nation. So nur läßt es sich erklären, wie in den „Nächten" oft Gedankensprünge vorkommen, welche eine Masse Nebenideen in ihrem weiten Rachen verschlingen. Ein anderer Charakterzug seiner Gedichte ist die fast durchgehende Anwendung der Allegorie. Sie ist in sofern verwerflich, als eine durchgehende Allegorie das Verständniß erschwert. Denn hier habe ich es mit Zweien zu thun; mit dem Bilde, das der Dichter vor mir aufrollt, und mit dem Gegenstande, den er darunter versteht. Ein Theil muß nun nothwendig leiden; denn entweder vernachlässigt der Dichter den Grundgedanken des Bildes wegen, oder das Bild wird mager, um den Gedanken hervortreten zu lassen. Beck sucht Beides so viel als möglich zu verbinden, hat es auch manchmal, aber leider auf Kosten der klaren Verständlichkeit. Man staunt über diese Tiefe, Fülle und Farbenpracht der Allegorie, wie sie Beck angewandt, und kann ihn in dieser Hinsicht mit seinen Schönheiten und Fehlern nur einem Dichter an die Seite setzen: dem himmelstürmenden Ghibellinen Dante. Bei Beiden derselbe Groll, die Unzufriedenheit mit allem Bestehenden; bei Beiden dieses großartige Erfassen der Zeit, ihrer Schwächen und Mängel, und dann gleiche Propheten-, gleiche Mahnerstimmen, alles aber im Gewande der Allegorie, dieses Traumlebens der Poesie. Wohl merkt man es gleich, daß die Anwendung der Allegorie in diesen Gedichten einen tiefen Zweck habe; doch Beck hat dadurch, wenn auch Manches gerettet, nichtsdestoweniger auch Manches verloren, und es wird Viele geben, welche eben Letzteres sehr hoch an-

schlagen. Er hat die Sympathieen der Jugend gewonnen, er hat das große Verdienst, eine flammende Fackel in die morsche Kneipe des Philisterthums geschleudert zu haben — aber die große Masse des deutschen Volkes wird ihn, ich spreche es mit Schmerz aus, in seinen tiefempfundensten und gewaltigsten Bildern nicht verstehen. Die Primaten der Literatur, die höher Gebildeten der Gesellschaft werden ihn auf eine hohe Stufe erheben, aber das Volk wird untenstehen und fragen: Wer ist der neue König?

(Schluß folgt.)

Nekrologe.

Nicht allein Deutschland und Frankreich, sondern Europa verlor kürzlich fast zu gleicher Zeit zwei seiner ausgezeichnetsten Gelehrten; Beide im höhern Alter stehend.

Am 19. Februar d. J. starb in Paris, 80 Jahre alt, der berühmte Orientalist Sylvester de Sacy, Verfasser einer vortrefflichen arabischen Grammatik und Anthologie wie mehrerer anderer Werke, Pair von Frankreich, Mitglied der Akademie der Inschriften und Professor der persischen Sprache u. s. w., 1758 zu Paris geboren. Am 23. Februar fand sein Begräbniß statt. Die Pairskammer, die Akademie, die Universität waren dabei von ihren ausgezeichnetsten Mitgliedern repräsentirt. Die 4 Zipfel des Leichentuches hielten: Graf Tascher als Mitglied der Pairskammer, Biot für die Akademie, Burnouf für das Collège de France, und Letronne für die königliche Bibliothek. An seinem Grabe wurden mehrere Reden gehalten, worunter besonders die von Hase und Amadée Jaubert, welcher Letztere im Namen des Collegiums der orientalischen Sprachen das Wort ergriff, zu erwähnen sind.

Am 27. Februar, also um wenige Tage später, endete in Leipzig, in Folge einer unerwartet schnell entwickelten Brustwassersucht, der Geheime Rath und Professor der Staatswissenschaft, Ritter Carl Heinrich Ludwig Pölitz, geboren zu Ernstthal im Schönburgischen am 17. August 1772, sein den Wissenschaften und der Literatur gewidmetes Leben. Seit 1794 Professor an der damaligen Ritterakademie zu Dresden, seit 1803 als Professor des Natur- und Volksrechts zu Wittenberg, nachdem er vorher kurze Zeit als außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig gelehrt hatte, seit 1808 bis zur Aufhebung der Wittenberger Hochschule als Schröckh's Nachfolger, und seit 1815 anfangs als Professor der Geschichte und Statistik, dann als Professor der Politik und Staatswissenschaft auf der Universität Leipzig, hat er sich in den Herzen seiner Zuhörer, namentlich in der Zeit seiner Blüthe, ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet. Seine zahlreichen Schriften, besonders im Gebiete der Geschichte und Staatswissenschaft, haben sich einer lebendigen Theilnahme seiner Zeitgenossen zu erfreuen gehabt, und namentlich die staatswissenschaftlichen auch zum Verständniß der Interessen unserer Zeit beigetragen. Im Leben und in seinen Gewohnheiten hatte er manches Eigenthümliche; scheinbar auf die Welt und ihre Ansichten wenig gebend, war er nicht ohne Eitelkeit, die jedoch, bei seinen vielfachen liebenswürdigen Eigenschaften, nie verletzend für Andere wurde. Aeußerst human in allen Verhältnissen, namentlich auch gegen die Studirenden, die er sehr gern bei sich sah, war es ihm ein Vergnügen, Anderen sich gefällig zu erweisen. Diese Freude bereitete ihm besonders seine sehr ansehnliche Bibliothek, die gleich einer öffentlichen zu betrachten war. Viele Jahre schon leidend, insbesondere an einer nicht zu überwindenden Hypochondrie, war er doch fortwährend sehr thätig, und erst in den letzten Wochen vor seinem Tode setzte er seine Vorlesungen aus. Seine bedeutende Büchersammlung, beiläufig aus 25,000 Bänden bestehend, wird nach seinem letzten Willen mit der Leipziger Rathsbibliothek, als besonders aufgestellte Bibliotheca Poelitiana, vereinigt werden. Den größten Theil seines baaren Vermögens hat er zur Stiftung von Convictstellen, Stipendien u. s. w. bestimmt. — Am 2. März, in den Morgenstunden, wurden die sterblichen Ueberreste dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Verlust die Universität Leipzig und die Wissenschaften lange zu beklagen haben werden, zu ihrer Ruhestätte gebracht.

(Schluß folgt.)

Notizen.

In einem der Gelegenheitsstücke auf die Einnahme von Constantine heißt es unter Anderem: „Wer schneidet uns den Kopf ab? Wer frißt uns auf mit Haut und Haar?" Und der Chor antwortet darauf:

„C'est le bé bé bé,
C'est le douin douin douin,
C'est le bé, c'est le douin,
C'est le bédouin!!"

Eine großartige Poesie!

In Paris wollte ein wohlgekleideter Mann mit einem rothen Bande im Knopfloche, einen Arzt besuchen, und setzte sich, da er denselben nicht zu Hause traf, an dessen Schreibtisch, um einige Zeilen für ihn zu hinterlassen. Der Bediente des Arztes ward einen Augenblick hinausgerufen, und als er zurückkehrt, überreichte ihm der Fremde das versiegelte Billet und entfernte sich. Als der Arzt bei seiner Zurückkunft das Briefchen öffnete, las er Folgendes: „Sie brauchen Ihre Uhr, die Sie heute auf dem Kamin liegen lassen, nicht zu suchen, denn sie ist in diesem Augenblicke in meiner Tasche, di: Sie nicht so leicht finden dürften. Ihr Bedienter ist kein Dieb, aber ein großer Tölpel, da er zugibt, daß man Sie in Ihrer Abwesenheit bestiehlt. Ich empfehle ihnen dringend, denselben zu entlassen, und wage zu hoffen, daß Sie diesen freundlichen Rath als Entschädigung für das Geschenk annehmen werden, welches ich mir auf Ihre Kosten angeeignet habe. Ihr aufrichtiger Freund

Cagdeville, Dieb."

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 48. Donnerstag den 22. März 1838.

Correspondenzblatt.

Hannover.

(Schluß.)

Von dem alltäglichen Treiben der Residenz lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen würdigeren Gegenstand, einen Gegenstand, den so glaube ich, meine Landsleute bis lang zu wenig Interesse geschenkt haben, der überhaupt bis diesen Augenblick nicht eine solche Theilnahme eingeflößt hat, die man mit Recht von jedem Deutschen ohne Ausnahme für Errichtung des Herrmanns-Denkmals erwarten darf.

„Wo Hermann den Varus schlug" heißt es in einem aus Detmold datirten Briefe, „da steigt nun bald ein würdiges Denkmal empor zur Erinnerung an Deutschlands großen Tag, den Tag der Errettung vom Römerjoch, den großen Tag, auf welchem Deutschlands Freiheit steht! — Ein deutscher Künstler, schon seit Jahren den heiligen Gedanken in seiner Brust pflegend, bringt ihn nun zur Ausführung. Hr. v. Bandel, ein Anspacher von Geburt, ist der Ehrenmann, der durchaus uneigennützig, aus reiner Begeisterung für die Sache, seinen gesammten deutschen Landsleuten dieß Weihgeschenk darbringen will — eine 40 Fuß hohe Statue aus getriebenem Kupfer, ruhend auf einem gleich hohen Säulenfuße, aufgethürmt von großen Sandsteinblöcken. So wenigstens im vorläufigen Plane.

In der Nähe Detmold's, wo an seiner südlichen Seite, zwischen Detmold und Paderborn, der waldige Teut von Osten nach Westen mächtig dahinzieht, überschaut ein Waldberg, die kleine Grotenburg genannt, mit seinem holzfreien Haupte das bis nach Herford hin sich ausdehnende Thal. Oestlich am Abhange dieses Berges birgt sein Buchen- und Eichenwald den, in seinem riesigen Aufwurfe und Graben noch wohl erhaltenen kleinen Hühnenring, der den sinnigen Wanderer mit Gedanken der Vorwelt erfüllt. Mehr südlich hinter der kleinen Grotenburg erhebt sich der noch höhere Waldberg, die große Grotenburg, deren Fuß sich in dichte Waldungen verliert. Der Scheitel dieses Berges trägt auf seiner ziemlich ausgedehnten Fläche kein Holz. Umkränzt wird diese Scheitelfläche von den herunterwärts zerfallenen Felsstücktrümmern des ehemaligen großen Hühnenringes.

Auf dieser hohen, geräumigen Bergfläche, von der man fast ringsumher den Blick in die weite Ferne sendet, wird das Denkmal sich erheben. Sein Standort ist dann nicht fern vom Winnefelde, welches von der großen Grotenburg aus, richtet man von dort sein Gesicht nach Paderborn hin, gesehen wird. Auf und umgeben von classischem Boden, der nach seiner Befreiung vor 1800 Jahren nie wieder unmittelbar fremdes Joch trug, überschauet und bewacht das Standbild Hermanns, des Befreiers, sein Kampffeld, wo er des Feindes Adlern den kühnen Flug lähmte, und von wo noch bis in diese Stunde, in doppelten Reihen, die Gräber der gefallenen Krieger in die Sand-Ebenen sich hinabziehen, sich nähernd den Quellen der Lippe und Aliso.

Hr. v. Bandel, dessen Kunstsinn und Talent ein zweijähriger Aufenthalt in Rom veredelte, der hiernächst mehrere Jahre in den ersten deutschen Städten verweilte und manche schöne Kunstwerke ausführte, ist in diesen Tagen mit seiner Familie in hiesiger Stadt eingetroffen, um sich hier auf eine Zeit lang häuslich niederlassen, und an Ort und Stelle seinen Lieblingsplan auszuführen. Das Modell zu der Statue wurde in Hannover von dem Künstler in Gyps angefertigt.

Die, in der Seele des Künstlers gekeimte und ausgebildete Idee zum Hermanns-Denkmale schenkt Hr. v. Bandel seinen deutschen Landsleuten, und zur materiellen Ausführung des Ganzen trägt, wie billig, Deutschland die Kosten. Jeder Deutsche kann das Gefühl der Ehre in Darbringung freiwilligen Beitrags befriedigen, und damit das große deutsche Unternehmen würdig ausgeführt werden könne, muß für dieses patriotische Werk der patriotische Sinn von ganz Deutschland in Anspruch genommen werden. Vorläufig hier also die Bitte zur Bethätigung liberaler Theilnahme am zeitgemäßen Abtrage der alten Ehrenschuld. Möge es keine deutsche Stadt geben, die sich nicht gern und willig in den Kreis der Schwestern dränge, welch für Mit- und Nachwelt, auf viele Jahrhunderte, ein Denk-

mal stiften, dem weit vor allen anderen voraus die Bezeichnung als ächtdeutschem gebührt!

Die Sache eilt indeß! Denn ob in Größe und Umfang nach dem obigen Maßstabe und wie in seinen Attributionen der Plan zur Ausführung gebracht werden dürfe, wird nun erst nach dem Gesammtbetrage der Beiträge bemessen werden können. Daher ist denn ein dringendes Erforderniß, daß unverzüglich zum Werke geschritten, überall mit dem Unterzeichnen der Beiträge begonnen werde."

Das Modell zur Statue Hermanns, von welchem der vorstehende Brief spricht, ist acht Tage lang den Freunden der Kunst zur Beschauung im hiesigen Königl. Schlosse aufgestellt gewesen, und es freut mich, sagen zu können, daß das Urtheil über dieses herrliche und schöne Gebilde nur einstimmig zur Ehre des Künstlers lautet.

Hr. v. Bandel hat seinen Liebling, den germanischen Helden, dessen Stirn ein Kranz von Eichenlaub ziert, fortschreitend mit gehobenem Schwerte dargestellt. Aus dem Auge spricht ernste Ruhe und festes Vertrauen. Der linke Arm, der von dem den Nacken herabwallenden Mantel halb bedeckt ist, ruht auf dem Schilde. Die Attribute der Römerherrschaft, Adler und Fasces sind seines Fußes Schemmel. Erstaunen nnd Ehrfurcht ergreift uns beim Anblick dieses Hermann, denn

Wie sein Bild in uns gelebt,
So steht es blühend jetzt vor unsern Augen.

Rammstahl.

Wien.

Ende Februar 1833.

Wie soll man bei dieser sibirischen Kälte schreiben? Es erstarren Einem die Finger und Gedanken. Und was soll man schreiben, als von Kälte, Kälte, und wieder Kälte? Von ihr, der Vierzehngrädigen, die das Hauptgespräch und den allgemeinen Jammer unserer an (in der Regel) mildere Winter gewohnten Bevölkerung ausmacht! Wie sie steigt, die Barbarin, die Kälte nämlich, so fallen das Quecksilber, der Schnee und die Leute. Doch hat es auch sein Gutes; die Donau baut bessere Brücken als der Mensch, — der Schnee gibt mehr Licht als manches neueste Journal — und schafft dem frierenden Tagwerker, zum Danke, daß er ihn zur Stadt hinauswirft, Geld auf Nahrung und Holz. Was will man mehr?

Eine, nach hiesigen Zeitungsberichten prächtige(!) Schlittage des Adels hat die große Kälte und der reichliche Schnee auch veranlaßt. Es zogen sechs Schlitten zum Thor hinaus, und kamen zurück, und — da war es aus. Dieser sogenannte Zug ward freilich von dem prachtvollen Hoffchlitten des Oberststallmeisters eröffnet, aber was ist das Alles gegen die grandiose Schlittenfahrt der Kaiser und Könige, welche dem Wiener seit der Congreß-Zeit noch immer im Gedächtnisse lebt. Wenn, wie es heißt, der A. h. Hof etwas Aehnliches veranstaltet, dann wird es wohl der Mühe lohnen, davon näher zu berichten. Uns den nördlichen Regionen näher zu rücken, erschien hart vor Wiens Mauern, nämlich auf der sogenannten Schmelz ein Wolf, den man zum Glück erlegte, der aber, zu noch größerem Glücke, kein Wolf, sondern ein armseliger Gassenhund ist; auf einen zweiten Wolf wird, wie man versichert, Jagd gemacht. Der Himmel gebe, daß auch dieses Exemplar mit einem Wolfe nicht mehr Aehnlichkeit hat als das Andere, welches im hiesigen Thierspitale für einen leibhaftigen Lupus und komischer Weise also wirklich „in fabula" gehalten wurde. Es ist zwar nichts Unmögliches, daß dergleichen Raubthiere sich bis hierher verirren, wie denn im k. Museum in der That ein ungeheurer Wolf sich befindet, welcher im Thiergarten bei Schönbrunn geschossen wurde. Aber nach jenem Irrthume zu schließen, durfte sich das gegenwärtige Gerücht von solchen unangenehmen Gästen, von welchen sich Spuren im Prater und in der Brigitten-Au zeigen sollen, widerlegen. Daß wir uns aber völlig an den Nordpol versetzt glauben können, hat man vor dem Rothenthurmthore das riesenhafte Wallfischgerippe ausgestellt, welches in einem guten Theile von Europa schon herumgespukt hat. Es gibt Neu- und Wißbegierige genug, die es besichtigen; doch wird der Ertrag in dem Maße steigen, als der Preis (30 Kreuzer C. M.) fallen wird.

Eine andere Sehenswürdigkeit ist das ethnographische Cabinet des Hrn. Lamarpignot, mit welchem der Hof eines Ankaufes wegen in Unterhandlung steht. Der allzugroße Zulauf und die allzugroße Theilnahme*) veranlaßte den Eigenthümer in der Wiener Zeitung die anscheinend illiberale Aeußerung von sich zu geben, daß „la distribution des objets et l'éxiguité du local, lui ont imposé l'obligation de ne mettre en circulation qu'un très petit nombre des cartes" und daß „les élémens historiques, formant ce cabinet, ne pouvent être que d'un très faible (?) intérêt pour les personnes étrangères à ces sortes d'études."

Während die Dampfwagenfahrten auf der Nordbahn, des drohenden Eisganges wegen, eingestellt sind, bethätigt der Dampf seinen Nutzen in dem mit größter Eleganz eingerichteten neuen „Russischen Dampfbade" auf der Landstraße, welches häufige Besuche von der fashionablen Welt empfängt. Eine andere Art von Schwitzanstalten bereitete der langwierige Carneval, der eben noch drei Tage zu leben hat. Die neu aufgetauchten Tanzmusiker Fahrbach und Bendl, machen den ausgeflogenen Strauß so ziemlich vergessen. Ich will nun, um doch etwas von der heurigen Faschingslust zu sagen, die vorzüglichsten Ball-Truppen aufmarschiren und Revue passiren lassen, und den Tagesbefehl des Generals en Chef, Herrn Carneval dabei notiren: Hof- und Kammer-Bälle, — excellent! glänzender und besuchter als je. — Die Bälle bei den Fürsten Metternich, Colloredo, bei dem Prinzen Wasa ꝛc., desgleichen. — Musikvereinsball, schlecht. Dem Vereine gerathen die Concerte besser. — Künstlerball, etwas überfüllt, aber sehr brillant, gewählte Gesellschaft. — Harmonieball, detto. — Ball Laroche, recht hübsch. — Ball Schwarz, auch nicht übel.**) — Blindenball, (d. h. zum Besten der Blinden,) — Kinderwartanstalt-Ball u. s. w.

---

*) Es sollen mehrere Gegenstände entwendet worden seyn.

**) Den Unternehmer, Hofschauspieler Schwarz, hat zum Leidwesen der Theaterfreunde kürzlich der Schlag gerührt. Er starb bald darauf.

erfüllten ihre Zwecke, und diese sind löbliche. — Im Elysium gab es wieder: „Burleske Belustigungen österreichischer Nationen"(?!) und „Bacchus als Ballgeber," der unzähligen Annakeller- und Vorstadt-Saturnalien nicht zu gedenken. Die Redouten mit ihrer Maskerade bilden das Gros d'armée und die beiden Letzten (am Donnerstag und Fastnachtstage) dürften sich den Faschingsorden für ihre Freudenfahne erwerben.

So geräuschvoll nun der Fasching ist, so geräuschlos zieht das intellectuelle Leben seinen Schneckengang hin. Die Literatur bringt nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa die Novelletten von Schilling dazu rechnen will, und die trostreiche Aussicht auf fünf neue Zeitschriften.

Von Grillparzer haben wir, wie Ihnen wohl schon bekannt seyn wird, ein Lustspiel zu erwarten, welches den Titel führt: „Wehe dem der lügt!" Auch von Braunthal sollte eines in der Josephstadt gegeben werden, was aber, aus unbekannten Gründen, einstweilen noch unterblieb.

Concerte werden noch immer fortgeleiert. Unter die Ausgezeichneten gehören jene der gefeierten und dennoch von Vielen angefeindeten Pianistin Clara Wieck. Eine, in Vertheidigung der eigenen Ansicht sehr nachdrückliche Stimme hatte sich so unverholen über Grillparzer's, jüngst in diesen Blättern erwähntes poetische Urtheil ausgesprochen, daß sich der Dichter bewogen fand, einige Ergänzungsverse zu schreiben, welche in Abschriften circuliren und also lauten:

Darüber war die ganze Welt entzückt,
Die Schlosser nur, die, ausgeschickt,
Kein Sperrzeug fanden für das harte Schloß,
Sie tadelten die Lösung als zu rasch, —
Ein Grobschmied schloß sich ihrer Meinung an.

In wiefern diese Erwiderung des genialen Dichters würdig sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, und glauben nur, daß er sie ohne gewisse Einflüsterungen kaum würde von sich gegeben haben.

(Schluß folgt.)

Chemnitz.

Ende Februar.

Mit Eintritt des neuen Jahres machte sich der Winter in aller Strenge, mit weniger Unterbrechung, bis heute fühlbar; die Holzpreise sind dadurch enorm hoch gestellt und von der unbemittelten Volksclasse nicht zu erschwingen. Für die notorisch Armen wurde Seitens der Behörden die nöthige Fürsorge durch außerordentliche Spenden genommen. Auch Menschenleben heischte dieser Winterunhold; ein hiesiger achtbarer Bürger wurde ein Opfer derselben, da er sich bei heftigem Schneewetter verirrt und erst nach drei Tagen aufgefunden werden konnte.

Trotz aller Winterstrenge weilte doch Apoll freundlich in unserer Mitte; man hörte mehrere Spenden dieses Göttersohnes. Fräul. Fink aus Leipzig trat hier in einem Casinoconcerte auf und erfreuete allgemein durch Genialität, Lebhaftigkeit und Gefühl im Vortrage ihrer Pianoforte-Etuden. Der hinreichend besuchte Saal zeigte nur, wie gern Chemnitz sich um Koryphäen der Kunst versammle.

Inmitten jenes strengen Winters schritt dessenungeachtet unser neues Theatergebäude im Innern seiner Vollendung näher. In öffentlichen Gesellschaften, gleichwie in Familienkreisen, sprach man von dessen Einweihung, und bald war das Directorium der Theater-Actien-Gesellschaft in Stand gesetzt, den 7. Februar als den dazu bestimmten Tag im hiesigen Anzeiger zu bezeichnen. Man war nun um so gespannter, da das Directorium schon seit längerer Zeit für gut gefunden, den Eintritt ins Gebäude zu untersagen, um die Arbeiter nicht durch den Andrang der Schaulustigen zu behindern. Billigerweise waren die Actionaire durch Verabreichung zweier Billets par tête zur ersten Vorstellung gegen Bezahlung, doch vor Anderen insofern bevorzugt, als Letztere bei Unzureichenheit ihrer Schaulust nicht Genüge leisten konnten, obwohl man 2 — 3 Rthl. für das Billet bot. Mit einem Festspiele „des Fluches Lösung" von einem hiesigen schöngeistigen Kopfe eigends dazu geschaffen, sollte die Einweihung des „würdigern" Thalientempels nach Bestimmung des Directors Statt haben. Ein anderer Hebel sich im Ankauf der von der Theater-Direction schon ausgegebenen Billets zu überbieten. Der Kramer'schen Schauspieler-Gesellschaft war das glückliche Loos beschieden, die Bühne zu eröffnen, und dieß mit Recht, da Herr Kramer am ganzen Theaterbau als Actionair lebhaftes Interesse genommen, nächstdem auch einen brillanten Kronleuchter — relata refero — von 200 Rthl. hierfür geschenkt hatte. Die Eröffnung der Bühne war an dem bezeichneten Tage auf 6 Uhr Abends festgesetzt; um 5 Uhr öffneten sich die Flügelthüren des Gebäudes. Eine große Menge harrte hier auf den Glockenschlag dieser Stunde, erhielt dann, gewaltig gedrängt, Einlaß und begab sich auf die bestimmten Plätze. Das Haus bald gedrängt voll — es faßt gegen 900 Köpfe — zeigte sich unverkennbar und allgemein die Freude und angenehme Ueberraschung über die innere, eben so zweckmäßige als geschmackvolle Einrichtung und Ausschmückung unsers neuen Schauspielhauses. Sicher würde sich dieselbe — wie auch eine andere Stimme im hiesigen Anzeiger sich aussprach — schon bei dieser ersten Vorstellung laut und dankend ausgesprochen haben, wenn man sich nicht in der Erwartung eine Eröffnungs- oder Festrede zu hören, unangenehm getäuscht gefühlt, das gegebene Festspiel aber — ein dramatisches Quid pro quo — mehr gefallen und durch die Sprühfunken eines schaamlos übersättigten Witzkopfes weniger verletzt hätte. Jedenfalls würde das Directorium der Theater-Actien-Gesellschaft glücklicher nach einem classischen Schauspiele gegriffen haben, dem ein des Gegenstandes würdiger Prolog hätte vorausgehen können; Dank unserer Literatur, die noch nicht also verarmt erscheinen darf, als es jenem Directorio bedünken mochte, oder folgte es seinem individuellen Geschmacke? Nun ja — chacun à son goût!

Die Kramer'sche Gesellschaft, die billigen Erwartungen vollkommen Genüge leistet, unterhielt uns seitdem recht angenehm durch mehrere Schau- und Lustspiele; Raupach's „Schule des Lebens" ging wiederholt und bei vollem Hause über die Bühne; auch der Freischütz wurde mit großem Beifall gehört; die Billets reichten auch hierfür nicht zu, und ein schaulustiges Publicum hätte gern den zehnfachen Nominalwerth eines Billets bezahlt. Binnen Kurzem werden wir auch — erschrecken Sie nicht, mein Herr Planet — Theaterrecensionen haben, so ganz

à la Dresden und Leipzig, die, wenn „sie kurz und gedrängt erscheinen" die Redaction unsers Anzeigers aufzunehmen sich jüngsthin bereit erklärte. Sie sehen sonach, theuerster Herr Planet, wie wacker unser Chemnitz vorwärts schreitet und auch in dieser Hinsicht sich jenen Städten assimiliren möchte.

Noch muß ich bemerken, daß die Allgewalt der Schaulust bei unserm Publicum größer war, als das panische Schrecken, das böser Leumund verbreitet, als lasse ein gedrängt besetztes Schauspielhaus ein Zusammenstürzen desselben bei seiner Einweihung fürchten. Man wagte die Sache — und überzeugte sich eines Bessern. Jetzt denkt Niemand mehr an derlei Schreckniße, von denen nur Ammen noch fabeln mögen.

Wir haben innerhalb zehn Monaten das imposante Gebäude erstehen sehen, dessen Aeusseres mit nächstem Frühjahr eben so geschmackvoll erscheinen wird, als dessen Inneres mit den nöthigen Räumlichkeiten, Maschinen, Decorationen — letztere vom Herrn Decorationsmaler Schwarz aus Dresden trefflich hergestellt, — unter des hiesigen Architekten Heinig Leitung schon vollendet dasteht. Der Zierden der Stadt eine mehr! Da unser Schauspielhaus nächstdem auch einen schönen, geräumigen und hellen Saal mit Restauration enthält, so wurde auch dieser gleichzeitig mit der Bühne durch ein Concert eingeweihet, nachdem der Vorhang dort gefallen. Wir sahen hier auch unlängst einen Maskenball, der bei starker Frequenz den Actionären, so wie dem Restaurateur gleich lucrativ erscheinen durfte, da das Entrée auf drei Zwanzigkreuzer gestellt war.

So sind auch hier, wie andern Orts, Carnevalsfeten nicht ungekannt; auf eisernen Kothurnen Tialfs Kunst zu üben, wozu der nah gelegene Schloßteich die beste Gelegenheit bieten würde, verbietet doch die allzustarke Schneedecke, die dafür das Vergnügen anhaltend Schlittenpartieen auf sicherem Gleis zu unternehmen, gewährte und manchen Klepper ans Tageslicht brachte, während unsere Eisenbahn unter den gewaltigen Schneemassen im Winterschlafe dahinschlummerte. Ob die allgewaltige Frühlingssonne auch sie wieder erwecken und beleben werde, und Anderes — davon nächstens.

Magdeburg.

Am 12. März 1838.

Motto: Freimüthig und bescheiden.

Seit dem Anfange dieses Jahres hat so Manches sich hier ereignet, was auch dem Auswärtigen Interesse gewährt, und kann ich daher nicht unterlassen, Ihnen, hochgeschätzter Herr Redacteur, davon Mittheilung zu machen.

Am 29. Januar starb der General-Lieutenant und erste Commandant hiesiger Festung, Graf von Haacke. Am 1. Febr. fand dessen feierliches Leichenbegängniß Statt. Auf dem Wege von der Wohnung des Verstorbenen bis zu dem Sudenburger Thor, besonders aber auf dem Militair-Gottesacker hatten mehrere Tausende von Zuschauern sich versammelt. Hier gab der hiesige Pöbel in seiner ganzen Schändlichkeit sich kund. Mehrere hatten in der Nähe des Platzes, auf welchem der Consistorialrath und zweite Domprediger Mänß die Leichenrede hielt, die Bäume bestiegen. Daß durch diesen Unfug die größte Störung, — während der Redner sprach — für die aus den höheren Militairpersonen, dem gesammten Offizier-Corps, der Geistlichkeit der Stadt, den Präsidenten und Mitgliedern der Collegien, den Vorstehern der Kaufmannschaft ꝛc. bestehenden Leichengefolge — unter welche die Zuschauer sich mischten — erwachsen mußte, wird einem Jeden einleuchten, wenn ich bemerke, daß durch das Herabfallen des Reifs und Schnees von den erstiegenen Bäumen die unten stehenden Zuschauer sich bewogen fanden, jene Baumkletterer mit Schneebällen zu werfen, und daß schlanke Bäume, auf welche Zuschauer gestiegen waren, so lange geschüttelt wurden, bis dieselben herab- und in den tiefen Schnee stürzten. So wie auf diese Veranlassungen Gelächter und Jubel ertönte, so mußten es auch die zur Leichenfolge Gehörenden sehr übel empfinden, daß aus den Pfeifen der ihnen zur Seite stehenden Eckensteher der Dampf des ärgsten Knellers sie berührte, — eine Rohheit, welche schon mehrere Male in den öffentlichen Blättern unter Androhung von Strafe gerügt war.

Die angeführten Vorgänge würden reichlichen Stoff zu mancherlei Betrachtungen darbieten; ich enthalte mich aber derselben, und wende mich sofort zur Schilderung der Unannehmlichkeiten, welche durch das am 21. Februar hier eingetretene Thauwetter herbeigeführt worden sind.

Die Sorge für die Pflasterung und Reinigung der Straßen liegt in Magdeburg in der Regel den Hauseigenthümern ob; in Ansehung der Fahrstraßen, des breiten Weges, des alten Markts, des Platzes vor dem Rathhause, sowie einiger anderen Straßen und Plätze ist jedoch die städtische Behörde hierzu verpflichtet.

Der breite Weg ist die breiteste und längste Straße der Stadt. Ihre Länge beträgt 1850 geometrische Schritte, oder 5450 Fuß Duodecimal-Maß. Sie theilt die Stadt in zwei Hälften. Magdeburg ist eine der größten Handelsstädte Deutschlands, und findet in dieser Beziehung lebhafter Verkehr Statt. Ein Theil desselben ist zum Kornmarkt bestimmt. An dem breiten Wege liegen die Post, die besuchtesten Gasthöfe, und eine Unzahl von Mode-, Putz-, Schnitt-, Manufactur- und Material-Waaren-Handlungen, sowie die mehresten der Buchhandlungen, zwei Apotheken, sieben Conditoreien ꝛc. Aus diesen Gründen, und weil 32 Straßen — in Leipzig, Dresden, Prag ꝛc. würde man dieselben Gassen oder Gäßchen nennen — nach dem breiten Wege führen, die Bevölkerung Magdeburgs aber nach der neuesten Zählung — ohne das Militär — 44229 Seelen beträgt, so ist der breite Weg unbestritten eine der lebhaftesten Straßen der Städte Deutschlands. Darum leuchtet es ein, daß man Hinsichts der Pflasterung und Reinigung besonders auf diese Straße die vorzüglichste Aufmerksamkeit richten sollte.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimerschen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 23 und 24.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 49. Montag, den 26. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Reiter und Invalid.

(Ein Straßenbild.)

Vor der Schänke hält der Reiter,
Graubestäubt auf heißem Roß,
Trinken will er erst, dann weiter,
Leicht ereilt er noch den Troß.

Und den Schänken ruft er schnelle:
„Heda, Wein! — Doch frisch und klar!"
Dienstbeflissen von der Schwelle
Reicht das Glas ihm Jener dar.

Sieh' auf staub'ger Straße schreitet
Da ein Mann, ergraut und schwach,
Lahm auf einem Fuße, leitet
Der sein krummes Roß sich nach.

Kläglich traun ist's anzusehen,
Und der junge Reiter stutzt,
Wie die Zwei so mühsam gehen
Ausgedient und abgenutzt.

„Alter, sag', wohin die Straße?"
„„Zu dem Schinder,"" spricht der Mann,
Und das Aug', das thränennasse,
Blickt ihn kalt, doch schmerzlich an.

„„'s ist der letzte Gang im Leben,""
Spricht er, „„den wir Beide thun,
Blieb für uns nichts übrig eben
Als am Anger draus zu ruh'n.""

„„Haben lange ausgehalten,
Lange in Gefahr und Noth,
Krüppel selbst, führ' ich den alten
Krüppel jetzt zum Schindertod.""

Und dem Reiter, der gehoben
Just das Glas an seinen Mund,
Ist die Trinklust wie verstoben
Und es schnüret ihm den Schlund.

Und dem Greis, von Schmerz durchnaget,
Reicht er hin das Glas mit Wein,
Gibt dem Roß den Sporn und jaget
D'rauf in toller Hast feldein.

Johann N. Vogl.

Die Soirée.

(Fortsetzung.)

Das war aber ein Gespräch, das die Damenwelt völlig elektrisirte. Ein Weib ist nur geboren, um zu gefallen, sagt irgendwo ein geistreicher Schriftsteller. Das Gemüth des Weibes besitzt ein ganzes Arsenal von Waffen, um damit Männerherzen zu erobern, dafür verlangt es auch für sich stets möglichst gefällige Eindrücke. Die Poesie und vorzüglich die dramatische, findet das dankbarste Publicum bei der schönern Hälfte des allgemeinen. Moden und Schauspiel sind immer die Anregungs-Momente für weibliche Seelen, sie mögen sonst noch so betrübt seyn. Ottilie, die ernsthafte, unglücksbleiche Frau, die still und in die Betrachtung ihrer häuslichen Leiden verloren, da gesessen, wurde jetzt plötzlich lebendig, beredtsam, selbst heiter. Wir geben den Inhalt dieser Unterhaltung nicht wieder, sie umfaßte wie alle ähnliche, dieselben Gegenstände, trug dieselben Farben, die dergleichen Besprechungen überall in Deutschland zur Schau tragen. Klagen über den Verfall des deutschen Theaters, Sehnsucht nach einer Nationalbühne, Lob und Tadel der überhandnehmenden Opernmanie, Kritiken über die Leistungen einzelner Schauspieler und Sänger, gute und schlechte Urtheile — alles dieß wiederholt sich in hundert Gesellschaften auf dieselbe Weise. Das Theater ist das Alph

und Omega bundesstaatlicher Journalistik, es bildet den Centralpunct aller Conversation, es drangt jeden andern hervorstrebenden Gegenstand in den Hintergrund. Ein Jeder beschwert sich über das Uebergewicht, welches das Theater über andere Interessen erlangt hat, und ein Jeder raumt ihm unwillkürlich dasselbe Uebergewicht ein. Es war auch die Rede von der Ueberschätzung der Schauspieler und namentlich der Sänger und Sängerinnen.

„Während die übrigen Künste und Wissenschaften in manchen Staaten von oben herab wenig oder gar nicht unterstützt werden," bemerkte ein magerer, kleiner, schwindsüchtig aussehender Mann mit einer jener unzufriedenen Physiognomieen, wie man sie heutzutage in den Gesichtern von hundert Recensenten trifft, — „während für die Literatur und ihre Träger nichts geschieht, werden unsere Schauspieler in manchem Bundesstaate nicht nur wie hohe Staatsmänner besoldet, sondern auch wahrhaft fürstlich protegirt und über die Gebühr bevorzugt. Dichter und Tagesschriftsteller darben, der Genius schafft die gediegensten Werke, welche noch in späteren Zeiten eine Zierde deutschen Geisteslebens seyn werden, die Großen der Erde nehmen keine Notiz davon, manche Dedication wird kaum mit einem allerhöchsten, höflich kalten Danksagungsschreiben beantwortet, manche ignorirt, während die Bravour-Arie einer Primadonna mit brillantenen Spangen, der falsche Pathos eines Histrionen mit ächtem Golde und Edelsteinen belohnt wird, obschon sich diese Leute durch hohe Gagen schon einer gemächlichen Existenz erfreuen, während unsere Literaten, wie bekannt, zum größten Theil mit den kleinlichsten Verhältnissen des Lebens, mit den niedrigsten Bedürfnissen zu kämpfen haben. In Frankreich hat der Schriftsteller einen eigenen Stand, bei uns kann ein Mensch, der sich bloß mit literarischer Beschäftigung abgibt, noch von Glück sagen, wenn er nicht geradezu verlacht wird, oder gar verhungert."

„Eines solchen Glückes haben wohl besonders Sie, mein Herr, sich zu erfreuen," sagte ein schöner Mann, dessen ganzes Aeußere den Schauspieler verrieth. „Ja, Sie haben Recht, wir werden überschätzt, in jeder Hinsicht verhätschelt, aber wie lange dauert es? Welche Spur läßt unser Schaffen hinter uns zurück? Man spricht von den guten Leistungen ausgezeichneter Mimen und Sänger nach einem Jahrhundert, aber seine Leistung selbst ist mit ihm untergegangen. Wie glücklich ist dagegen der Dichter! Gerade der Mangel des Aeußeren vermehrt bei ihm den Reichthum des Innern, unsere ärmsten Dichter waren vielleicht die besten. Das Gedicht lebt durch Jahrtausende, so lange es eine deutsche Sprache gibt. Der Ruhm ist ein großer Gedanke, ein noch größerer die Unsterblichkeit, des Schweißes der Edlen werth. Es ist poetischer, im Schooße des Mangels Kronen verschenken zu können, als im Schooße des Ueberflusses Brillanten anzunehmen."

Mit verschränkten Armen, ziemlich entfernt von dem conversirenden Theile der Gesellschaft, stand ein Mann, mit dem Rücken an eine Fensterbrüstung gelehnt. Es war eine hohe Figur mit edlen Körperumrissen und Formen. Das blasse Gesicht hatte einen fremdartigen Schnitt, orientalisches Leben lauschte aus seinen Zügen, die glänzend schwarzen Augen funkelten wie zündende Blitzstrahlen, gelocktes schwarzes Haar beschattete die hochgewölbte Stirn, über den feinen Mund mit dem lebhaft rothen Lippenpaar ragte die kühn gebogene Nase. In dem ausdrucksvollen Kopfe war viel Stolz aber auch viel Schmerz ausgeprägt. Der blitzende Blick der Augen nahm oft einen sanften, schwermüthigen, fast traurigen Schein an. In diesem Blicke lag dann eine ganze Geschichte voll Unglück und Jammer, aber auch ironisches Wetterleuchten schoß aus der elegischen Nacht hervor; man glaubte ein lyrisch-episches Gedicht in dieser Melancholie zu lesen.

Jetzt schweiften seine Blicke zu den anziehenden Zügen einer jungen Dame in reichem Schmucke hinüber. Ihre Augen begegneten sich. Die Wangen des lieblichen Kindes färbten sich mit einem zarten Roth. Sie erhob sich und zeigte einen edlen Wuchs, der Leib glich der schönen bergenden Säule eines hochstrebenden Geistes; die Formen, Schultern, Busen, Hüften waren fein, jugendlich, unschuldig gerundet. Kastanienbraune Locken, die eine Brillantnadel nur mit Mühe zusammenzuhalten vermochte, quollen in reicher Fülle über die runde, leuchtende Begrenzung des Nackens; in den braunen Augen lag ein südlich milder Himmel, der lockende Morgenduft des Lebens umwogte das ganze Wesen.

Der junge Mann richtete sich hoch auf. Wie ein sinnvolles, lebenverklärtes Götterbild stand er da. Wehmuth hauchte über seine Züge. Er war ganz in dem Anschauen des schönen Mädchens verloren.

Theresens Blick schweifte im Laufe der Unterhaltung seitwärts, er blieb einige Minuten an der edlen Gestalt haften. Sie folgte der Richtung seiner Augen, und als sie das Ziel fand, nickte sie leicht mit dem Haupte, und ein theilnehmender Zug flog über das Gesicht der hohen Frau.

„Wollen der Herr Doctor nicht näher treten," sprach sie. „Es wäre doch befremdend, wenn die von uns abgehandelten Gegenstände so ganz ohne Interesse für Ihr universelles Gemüth seyn sollten."

Der junge Mann mit dem interessanten Kopf, dem schwarzen Anzuge und der überaus feinen Leibwäsche, trat jetzt in den Kreis. Er nahm bald mit leichter, anmuthiger Schmiegsamkeit an dem Gespräche Theil. Die junge Welt schien ihm gern zuzuhören. Einige ältere vornehme Herren sahen ihn dagegen mißtrauisch an, wie man ein fremdes, ungehöriges Mitglied der Gesellschaft zu betrachten pflegt. Der Doctor verbeugte sich leicht gegen die Hausfrau, fuhr mit den Fingern durch das reiche Haar und sprach:

„Ich habe mich nicht der Gleichgültigkeit anzuklagen gegen die wichtigen Interessen, welche eine so hochachtbare Gesellschaft zu Gegenständen der Besprechung erwählte; vielmehr lieh ich stets ein aufmerksames Ohr, und besonders wurde meine Theilnahme rege, als die heutige Literatur berührt ward. Ein erschöpfendes Urtheil über die neueren

Bestrebungen junger deutscher Schriftsteller jetzt schon abzugeben, halte ich meiner Ansicht nach für sehr gewagt. Wir leben seit lange in den Stadien einer gewaltigen Durchbruchsperiode, von welchen das letzte noch lange nicht erreicht ist. Es wird viel gekämpft und mehr edles Herzblut in Bewegung gesetzt als je. Das Wort ist die edle Waffe des Geistes geworden, und die Nachkommen werden sich des Besitzthums erfreuen, das wir für sie erfechten. Seit 1830 ist Vieles wieder jung geworden, die Jugend braus't ungestüm dahin, es schäumt und gährt, aber das Unhaltbare wird verrauschen und was für alle Zeit gut ist, auch für alle Zeiten bleiben. Das junge Deutschland, in seiner bessern Bedeutung, wird zum Manne heranreifen, der Mann manche Thorheit seiner Jugend belächeln, aber auch manche süße Erinnerung sich bewahren, und die ewige Jugend des Gemüths wird, wenn sie erhalten und reif geworden, das Bessere nie aufgeben. Alle diese Kräfte, die sich jetzt aus dem Gewirre hervorringen, werden erst dann erprobt und bewährt oder nicht gefunden werden können. Man hüte sich eben so sehr vor einem hastigen Verdammen dieser Bestrebungen und Richtungen, als vor einem blinden Ueberschätzen derselben. Es wird Alles in das gehörige Geleise kommen. So viel ist gewiß: wir sehen jetzt schon viel Schönes erblühen, die wichtigsten Fragen sind aufgestellt, Der Geist der Geschichte, der sich in den letzten Ereignissen fast jeglicher Art nicht verläugnet hat, wird sie lösen. Irrthümer sind am meisten da zu verzeihen, wo nach der Wahrheit gestrebt wird, und die Wahrheit kann nie zu theuer erkauft werden, sollte man sie auch mit einem vorübergehenden Wahne bezahlen müssen. Man will den Geist emancipiren, man will, wie Viele glauben, auch das Fleisch emancipiren: man emancipire. Die wahre Freiheit, welche stets nur eine einzige, eine göttliche und daher auch eine rein sittliche ist, wird nur allein bestehen können, alles Andere wird die Civilisation mit ihrem Wellengrabe bedecken. Der wirkliche Schönheitssinn, die Wahrheit der Poesie, läßt sich nicht bestechen, was ewig schön und wahr ist, muß auch stets ewig schön und wahr dastehen. Es ist schön, daß eine krankhafte Prüderie immer mehr aus Leben, Kunst und Wissen schwindet; diese Prüderie war nie gesund, sie beförderte die Sittlichkeit nicht, und Aufrichtigkeit ist das erste Element des Sittlichen. Der Uebermuth der Jugend ist zu tadeln, aber dieser Uebermuth hat mehr Leben und jedenfalls mehr Wahrheit als die grämliche Krittelei des Alters. Noch einmal: wir leben mehr als es je früher der Fall war, in der Zeit der Hoffnungen. Laßt uns hoffen mehr als je, und wird unser Lohn auch bloß dadurch abgetragen, daß wir gehofft, nun so haben wir doch unsern Lohn."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Calembours von Langenschwarz.

Man hat dem deutschen Improvisator Langenschwarz so oft Mangel an Tiefe zur Last gelegt, statt sich an den gefälligen und treffenden Wendungen seiner leichten Muse und oft blitzähnlichen Productionen zu ergötzen. Was die Freude eines Moments gewährt, hat seinen Zweck erfüllt; wenn ein Volkslied durch Jahrhunderte fortklingt, verhallt ein Tanz mit dem Rauschen seiner Tonwellen. Und wer im nächsten Augenblicke stürbe, wäre in gleicher Wonne gestorben. — Wir lassen indeß obigen Vorwurf unentschieden, und begnügen uns mit Anführung einiger von ihm herrührenden Calembours, die zum Theil sehr treffend sind.

Als nach dem Falle von Warschau sehr viele Güter in Polen confiscirt wurden, äußerte ein vornehmer Russe gegen Langenschwarz: „Was haben nun die armen Menschen davon? Ihre ganze Lustigkeit ist dahin!" — „Da sind Sie im gewaltigen Irrthume," versetzte L., „ich habe Polen nie so aufgeräumt gefunden, als in diesem Augenblicke."

Während des Zeitraumes, in welchem die russische Regierung eine große Menge unglücklicher Polen nach Sibirien abführen ließ, sagte ein anderer Russe zu L.: „Nun ist Alles beigelegt; unsere Regierung hat ganz Polen für sich eingenommen." „Zum Abführen" erwiederte L. lakonisch.

L. saß in einem Berliner Gasthause an der Seite einer Dame, die, während sie wie der beste Jenaer Student, einen Schoppen Wein nach dem andern hinunterschlürfte, ihm von einem Processe erzählte, den sie nicht gewinnen könne. „Ei" versetzte L., „das wundert mich, denn ich bemerke, daß Sie eine Dame von sehr starkem Einflusse sind."

„Denken Sie," sagte Jemand zu L., „ich habe dem Herrn N. das Geld abgefordert, welches er mir schuldig ist, und er hat mir den Hut vom Kopf geschlagen." „Der Mann ist rechtschaffen," sagte L., „er wollte Ihnen eine Abschlagszahlung geben."

„Wird," fragte Jemand unsern L. während des polnischen Krieges, „wird die russische Regierung den gefangenen Polen den Abzug gestatten?" „O freilich," versetzte L., „man wird sie auf jeden Fall ausziehen lassen."

Ein Frankfurter Uhrmacher, der seine einzige Tochter nicht besonders aufmerksam erzogen hatte, sagte zu L.: „Denken Sie, mein sechszehnjähriges Kind ist mit einem meiner Gesellen davongelaufen." „Das ging Ihnen," versetzte L., „wie mit manchen Ihrer Uhren; Sie haben sie zu schlecht aufgezogen, darum ist sie zu frühe abgelaufen."

Jemand sagte zu L. in Frankfurt am Main: „Unser Theater ist so jämmerlich schlecht, wohin wird es noch kommen?" — „In den Abgrund," versetzte L., „denn es hat eine falsche Direction genommen."

„Man hält mich für außerordentlich jung," sagte eine faltige Kokette zu L.; „das ist etwas sehr Altes" meinte L.

Zu Jemandem, der sich bei der Tafel mit beiden Ellenbogen aufstützte, sagte L.: „Sie sind ein charmanter Ge-

sellschafter. Ueberall sind Sie sehr aufgelegt" (und auf der Stelle trat Ellenbogenebbe ein.)

Ein Künstler, der eben kein großes Talent war, sagte zu L.: „Ich muß Sie die Treppe hinunter bis an die Hausthüre begleiten." — „Thun Sie das nicht," sagte L., „man würde unten sehen, daß Sie ein heruntergekommener Künstler sind."

Anekdote.

Der bekannte Professor H—r in B. ward einst in Oberprima ausgetrommelt. Ohne die Fassung zu verlieren, sagte er: „Gut, gut, ich weiß schon langst, daß hier mehr Beine als Köpfe sind." — Es ward ruhig.

Nekrologe.

(Schluß.)

Der verewigte Pölitz hatte testamentarisch verordnet, daß er einfach begraben seyn wolle, und daß nur drei Wagen seiner Leiche folgen sollten. In diesen Wagen weilten die vom Verstorbenen selbst namhaft gemachten näheren Freunde. Allein, wer sich freiwillig anschließen wollte, konnte diß, und so folgte der Leiche des verehrten Mannes ein bedeutender Zug von Studirenden und anderen Bewohnern Leipzigs, so wie in der langen Reihe, welche 21 Wagen bildeten, die Universität, der Stadtrath, die Stadtverordneten und viele andere Personen, die dem Zuge sich anschlossen. Am Grabe angelangt, ertönte der feierliche Gesang eines Männerchores, worauf der Stadtrath Dr. Seeburg, ein in Leipzig allgemein geschätzter Mann und vieljähriger Freund des Verblichenen, folgende Worte sprach:

Die väterliche Freundschaft, welche Du, Verklärter, mir im Leben geschenkt hast, führt mich an Deinen Sarg, um Dir das have pia anima, das letzte Lebewohl, zu sagen! Indem wir in das Grab Dich senken, hallt es im ganzen gebildeten Deutschland wieder: auch Pölitz ist todt! — und das Echo trägt die Trauerkunde weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes! Doch, nicht diesen Kranz des Ruhmes habe ich auf Deinen Sarg zu legen; Du selbst drücktest ihn tief auf Deine Schläfe, und selbst Haß und Mißgunst können ihn Dir nicht rauben! — Wer aber, mein theurer Todter, übte mehr als Du, jene humane Bereitwilligkeit, durch Wort und That zu dienen, zu helfen und zu nützen? — Diesen edeln Trieb hast Du noch im Tode bewährt. Die Errungenschaft Deines mühevollen Lebens hast Du niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes, damit die Wissenschaft mehr und mehr gedeihe, damit Sachsens, damit Leipzigs Ruhm am literarischen Himmel noch reicher erglänze. Euch, akademische Jünglinge, hat er diese Errungenschaft gewidmet, an Euch richtet er seine letzten Bitten, auf Euch stützt er seine Hoffnungen. Höret die Stimme des Todten:

„„Gern möcht' ich beim Scheiden der tröstenden Hoffnung mich hingeben, daß mancher in seiner Bildung glücklich aufstrebende Jüngling nicht bloß unterstützt, sondern auch durch meine Stiftungen wissenschaftlich angeregt werden möge, um dereinst im reifen Mannsalter den im Reiche der Wissenschaften unvergänglichen sächsischen Namen durch eigene gediegene schriftstellerische Werke, an seinem Theile, mit Ehre und Ruhm auf die Nachwelt zu bringen.""

Höret diese letzten Worte des Todten, akademische Jünglinge! — Nicht viele Sterne solcher Größe hat das Vaterland zu verlieren! Have pia anima!"

Nach Beendigung dieser Rede, und nachdem der seinem Verdienste gebührende Kranz auf den Sarg gelegt worden war, sprach der ehrwürdige Superintendent Leipzigs, Dr. Großmann, den Segen, worauf ein abermaliger Gesang die einfache, stille und dennoch erhebende Feier schloß.

Notiz.

[Berichtigung.] In Nro. 85 der Blätter für Literatur und bildende Kunst vom 25. October 1837, Beilage zu der Abendzeitung, befindet sich eine Recension der Schrift:

„Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, Könige von Preußen ꝛc. Herausgegeben von K. F. Jödenbeck." (Sic?)

Abgesehen davon, daß der Herausgeber dieser Beiträge nicht Jödenbeck, sondern Rödenbeck heißt, sagt der Recensent: „Unter den beigefügten Anekdoten dürfte die noch wenig bekannt seyn, wie Friedrich II. einem Candidaten der Theologie aus Ungarn, den er in Sanssouci kennen gelernt und liebgewonnen hatte, ein Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten in Wien mitgab, für den Fall, daß dem Candidaten durch die, von den Jesuiten besorgte Bücherrevision, seine Bücher weggenommen würden. Die Confiscation erfolgte wirklich, und Friedrich erzwang die Zurückgabe der Bücher, indem er in dem Jesuitercollegium zu Breslau die Bibliothek versiegeln ließ."

Diese Anekdote, welche nach des Recensenten Aeußerung noch wenig bekannt seyn sollte, steht ausführlich in der Schrift: „Friedrich der Große. Zu richtiger Würdigung seines Herzens und Geistes." (Berlin in der Naut'schen Buchhandlung 1834.) S. 169—173.

Uebrigens ist das Ganze nur eine trockne Compilation, ohne daß der Herausgeber durch seine Darstellung oder Winke dem Leser einen richtigen Gesichtspunct eröffnet, wie die angeführten Thatsachen und Aeußerungen zu beurtheilen sind. Man irrt sich sehr, wenn man unter der Rubrik: „Tagebuch Friedrichs des Großen von 1740—1749," glaubt, es sey ein vom Könige geführtes Tagebuch; das ist es keineswegs, sondern nur ein trockenes Verzeichniß, wo sich der König jeden Tag aufgehalten und wem er Audienz ertheilt habe, ohne ein interessantes Detail über die Letzteren.

—r—

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 50. Dienstag, den 27. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der Delphin.

In dem weiten Reich der Wasser,
Das der Menschheit Wiege deckt,
Wo die Sonne, kalt und blasser,
Nimmer einen Frühling weckt;
Wo die Perl' auf feuchtem Grunde
Von dem Paradiese träumt,
Rauschet eine dunkle Kunde,
Wann die Woge nächtlich schäumt.

Und es ist nicht leere Sage
Was aus grauen Mährchen hallt:
Daß der Delphin seine Tage
Fühlend durch die Woge wallt;
Denn ihm ward die Fluth gegeben,
Als die Urwelt einst versank,
Und von dem begrabnen Leben
Ist er letzter Wiederklang.

Aus dem kalten Fluthenbette
Weint er auf zum Erdentag:
Ob ihn keine Seele rette,
Nichts hinüber tragen mag
Zu den sonnenhellen Räumen,
Hin zu Waldes-Sang und Pracht,
Unter frühlingsgrünen Bäumen
Wo der blaue Himmel lacht.

Sehnend nach den fernen Schiffen
Zieht er thränenvoll und stumm,
Blickt von schroffen Felsenriffen
Hin nach dem Elysium.
Und er kann es nicht erreichen,
Der Pilot versteht ihn nicht;
Sonn' um Sonne muß erbleichen —
Nimmer kehrt er zu dem Licht.

Nur wenn in der Lüfte Wallen,
Von der grünen Uferwelt
Mild der Leier Töne schallen,
Die der glüh'nde Sänger hält,
Dann durchglüht ihn Himmelsfriede,
Treue Hoffnung steigt hinab,
Und er taucht mit seinem Liede
Seliger ins Wenellgrab. —

E. Roth.

Die Soirée.

(Fortsetzung.)

„Aechtjüdische Philosophie und Oberflächlichkeit," sprach leise flüsternd der Herr von Bitterfeld zu Walter; „sehen Sie, das ist die Anmaßung des auserwählten Volks Gottes. Sie maßen sich heut zu Tage Alles an, unsere Literatur und Kunst erfährt das am meisten. Heine und Börne, ist ihr Feldgeschrei, und wir müssen auf unserer Hut seyn, wollen wir uns nicht betäuben lassen von diesen modernmosaischen Weltverbesserern."

Schon während der junge Doctor sprach, waren Viele aus der Gesellschaft aufgebrochen, das Ceremonielle des Bewillkommnens und des Abschiednehmens war aus diesen Zusammenkünften verbannt; jeder konnte gehen und kommen, wie es ihm beliebte, ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten dabei beobachten zu müssen. Jetzt war der Saal fast leer geworden. Von den Damen verweilten um Therese nur noch Ottilie und jenes junge schöne Frauenzimmer mit der Tante, einer alten Comtesse. Theodor, Theobald, Eduard, Victor und der Doctor setzten die Unterhaltung fort.

„Wir Juden sind die Märtyrer der neuen Zeitcultur," sagte der Doctor. „Ungehindert hat man uns die Leiter der allgemeinen Civilisation mit erklimmen lassen, aber auf keiner Sprosse gönnt man uns einen Haltpunct. Die uni-

verselle Bildung schlägt uns die tiefsten Wunden. Es blutet aus allen Spalten unserer Herzen, die Humanität hat keinen Balsam für uns. Duldung ist das Losungswort des Tages, und wahrlich, man duldet uns nur, weil man dem Zeitgeist dadurch gewissermassen zu huldigen vermeint. Bei der um sich greifenden Gewalt materieller Güter sehen wir es immer noch schmerzdurchdrungen ein, wie man nur das Materielle, das pecuniäre Besitzthum an uns schätzt, und es ist keinem Juden des 19. Jahrhunderts zu verdenken, wenn er nach diesen Gütern strebt. Durch sie allein vermag er eine gewisse Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Ein reicher Jude ist stillschweigend emancipirt, ein armer öffentlich gedrückt. Der religiöse Fanatismus ist fast ganz geschwunden, an seine Stelle aber ein Fanatismus der Mißgunst, ich möchte sagen der Eifersucht getreten, dem nicht weniger Opfer fallen, als der religiösen Verfolgungswuth dunklerer Zeiten. Wie gut waren diese Zeiten noch der Jetzzeit gegenüber! Man stand als Feind und Hasser gegen uns auf, man verläugnete seine Abneigung in nichts; wir wußten das und suchten uns zu schützen, zu sichern. Die Toleranz ist nicht so wahr, so aufrichtig. Wir dürfen mitten unter Euch leben, besondere Straßen sperren uns nicht mehr von der christlichen Cultur ab, besondere Schulen pferchen die Geister unserer Jugend nicht mehr ein: wir gehen und reden mit Euch, wir lernen mit Euch, fechten und sterben mit für das gemeinsame Vaterland. Was wir erlernt, dürfen wir nicht lehren, was wir erfochten, wird uns nicht rechtmäßig mit Euch zu theilen erlaubt. Hätte man uns doch in der Barbarei der Unwissenheit gelassen! Wir fühlten unser Unglück nur halb. Ich weiß nicht, wie ich es richtig benennen soll, aber die Discussionen deutscher Ständeversammlungen über unsere Rechte, die Petitionen der Krämer eines gewissen Staates gegen unsere Emancipation kommen mir, dem Inhalte nach, wie Feigheit vor. Es will mir scheinen, als fürchte man eine Concurrenz mit uns, und ich weiß wieder nicht, soll ich stolz seyn auf diese Furcht, soll ich sie lächerlich und kleinlich heißen. Wahrlich, wir führen nur ein Scheinleben, und wie jener Mann, der nach seinem Erwachen aus dem Scheintode nicht mehr an sein wirkliches Leben glauben will, vielmehr sich nur scheinlebend wähnt und verdammt zu seyn meint, mit diesem Scheinleben, durch welches er auf dem Schauplatze des Lebens mit allen früheren Gewohnheiten umherwandeln muß, seine ehemaligen Verirrungen und Religionsverstöße abzubüßen, bis ihm die Posaune der Erlösung klingt und ihn abruft zu der ersehnten Ruhe der Seligkeit: eben so will mir die Existenz meines Volkes in der toleranten Gegenwart erscheinen."

Diese Worte riefen in Ottilien die Erinnerung an Carl und die abwesende unglückliche Schwester herauf. Ihr eigenes Geschick wälzte sich schwer über das gemarterte Innere. Sie seufzte.

„Wohl ist es ein Unglück, nur ein Scheinleben führen zu müssen," sagte sie. „Und wie Viele gibt es nicht, die umherwandeln unter den Lebenden und in Wahrheit Scheinleichen sind. Nirgends tritt der Tod oft früher ein, als in der Welt der Gefühle. Ein Gefühl, was sich selbst überlebt hat, ist aber ein herbes Mißgeschick. Es ist ein trauriges Bild, das Bild gestorbener Liebe," fügte sie etwas leiser hinzu, indem sie Eduard flüchtig, aber mit einem Blicke ansah, in dem eine Welt voll Schmerz und Klage lag.

(Beschluß folgt.)

Die Manifestationen der neuen Lyrik.

1.

Carl Beck.

(Schluß.)

Von eigenthümlicher, großartiger Wirkung sind die ironischen und sarkastischen Dolchstöße, welche unser Dichter in das tiefste Herz der ihm verhaßten Zustände senkt. Es ist ein blutiger Humor, wenn er Hohn lachend und heiter sich an das wunde Herz drückt, dann jaucht er auf — wird geschwätzig wie ein Knabe, der eben erst den glühenden Champagner gekostet. Diese Ironie hat zu vielen der köstlichsten Gedichtsschlüsse beigetragen, sie ist es auch, welche hier dieselbe Wirkung äußert, als bei Börne der Witz. Hier wie dort dienen sie, theils um als Folie aufzutreten, theils um das Gewaltige, das Erschütternde des Ebenvorhergegangenen zu mildern. Bei Beck erscheint der Witz wie ein blendender, weithinflammender Blitz, der uns einen unendlichen gewitterschwülen Horizont auf einen Moment erleuchtet — er flackert, und wir ahnen eine unendliche Tiefe.

Bei allen Schönheiten ist unser Dichter aber nicht frei von Fehlern und zwar manchmal nicht unbedeutenden. Vorzüglich muß ich zwei herausheben: die Ueberladung mit Bildern und die manchmal absichtlich herbeigeführte Unklarheit der Idee.

Was das Erstere betrifft, so finden wir es bei jedem jungen Dichter; denn man glaubt gewöhnlich, die Poesie sey eine Hieroglyphensprache, deren Schlüssel in der Blumenwellt liege. Daß wir es auch bei Beck, der doch so reif und mit dieser Fülle der Ideen auftritt, finden, ist zu bedauern, um so mehr, als es bei ihm mit seinem tiefsten Wesen, und dessen Ausfluß, dem Hange zur Allegorie auf das Innigste verbunden zu seyn scheint. Denn dieser dichte Bilderwald ist es, welcher in seinem Dunkel so manchen schönen, tiefempfundenen Gedanken bewahrt, — aber die vielen Zweige! Die Unklarheit mancher Gedichte raubt dem Buche einen Theil seines Werthes und entfremdet es partiell der Nation. Wie Wenige wird es geben, welche z. B.: „an Poniatowski's Grabe," „die verwaiste Burschenkneipe," „Du sollst nicht tödten," verstehen werden, und doch sind diese Gedichte ausgezeichnet schön, vorzüglich das Erstgenannte! Wenn Beck fortfährt in seinen Gedichten so unklar zu seyn, so wird man ihm zwar niemals den Ruhm eines bedeutenden Dichters rauben können, aber er wird

nicht das Geringste auf jenen Theil der Nation einwirken, auf welchen der Schriftsteller es zur Zeit muß. Das Publicum, das er sich bis jetzt gewonnen, versteht ihn, und wer ihn versteht, dem sagt er in seinem Weltschmerze nichts Neues mehr. Deßwegen ist die Unklarheit bei einem Schriftsteller der bedeutendste Fehler in den er verfallen kann.

Beck hat sein Buch in fünf Abtheilungen gebracht. Ein Gedicht, das prachtvollste und farbenreichste, ein schimmernder Persershawl, „der Sultan" eröffnet ächt morgenländisch diese glühenden Mährchen-Nächte. Dann folgen die „Abenteuer eines Leipziger Studenten," in der Form die vollendetsten Gedichte des Buches. Dann die tiefsinnige „Neue Bibel," welche der Johannes der neuen Zeit, Börne, geschrieben. Markige, kräftige Gedanken, aber leider werden sie vielleicht nie ins Volk dringen. Ich bemerke als die trefflichsten Gedichte: „Jeremias" und „die erlösende Liebe" im zweiten Theil dieses Abschnitts. Die vierte Abtheilung „das junge Palästina" halte ich der Idee nach schon für verfehlt, denn es kann wohl das Schicksal der Juden, nie aber der Jude zum Gegenstand der Poesie werden. Für Beck ist der unterdrückte Jude Poesie, das ist aber nicht des Menschen Schicksal, das er von sich abwenden kann. Diese Judenpoesie ist Mode geworden und Beck scheint hierin als Stutzer gehandelt zu haben. Unter der letzten Abtheilung, „vermischte Mährchen," ist das Widmungsgedicht und der Epilog auszuzeichnen. Die Uebrigen sind mehr oder minder unbedeutend.

Trotz aller Mängel bleiben die „Nächte" aber dennoch eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen Poesie.

Sz.

Ausgeartete Wirbelthiere.

Bei Schmerber in Frankfurt ist als Fortsetzung von Dr. Rüppel's zoologischem Atlas ein Werk erschienen, betitelt: „Neue Wirbelthiere, zu der Fauna von Abyssinien gehörig." Es werden in demselben die sämmtlich bekannten Species von Merops angeführt, und der Epimachus erythrorhynchus und Upupa epops schließen sich an. So dankenswerth diese und ähnliche Bestrebungen seyn mögen, ist dennoch eine fühlbare Lücke in dem System der Naturgeschichte unausgefüllt geblieben. Das bedeutendste Wirbelthier, der Mensch, ist in seinen Ab- und Bastard-Arten viel zu wenig erforscht. Mag es seyn, daß wir über den Irrthum einiger Alten hinaus sind, welche den Homo zu den schwanzlosen Vögeln (Crypturi) zählten, so schneiden all' unsere Lehrbücher nach einer kurzen Beschreibung dieses vollendetsten und bösartigsten Säugethiers den Faden ab. Schubert geht in seiner Naturgeschichte von dem Affen der alten Welt ohne Weiteres auf dasselbe über, und schließt nach einer kurzen lobpreisenden Tirade. Oken macht es so viel wir uns erinnern, nicht besser. Der Affe der neuen Welt — wenn wir ihn so nennen dürfen — das verschmitzte, aufrechtgehende Wirbelthier, das sich selbst halb Thier halb Engel nennt, und nach Jean Paul irrthümlich nur dritthalb Minuten zu leben hat, pflegt sich von der Natur zu emancipiren. Es rangirt in der Hofrangordnung der Thiere über den König der Bestien, wiewohl es weniger die Bestialität als den Namen scheut, nennt sich ungereimt und schlechtweg Mensch, lebt von Fleisch und Pflanzen, und bringt seine Zeit mit Allotrien hin.

Wir wollen hier bloß von drei Abarten desselben sprechen, dem sogenannten Raucher, Schnupfer und Trunkenbold. Der Raucher ist eine weniger bösartige als unbequeme Species, die leicht an einem gewissen vielgestaltigen Etwas erkannt wird, welches er in den Mund steckt und daraus Dampf zieht. Diese seltsame Fertigkeit wird in der Regel nicht ohne Kampf erworben; sie erregt Anfangs Uebelkeit und unfreiwillige Darlegung im Magen enthaltener Gegenstände. Das Gesicht, welches der unglückliche Anfänger dabei zieht, erweckt Mitleiden — aber die Palme winkt, und nur Wenige lassen sich abschrecken.

Der Schnupfer hat mit geringern Schwierigkeiten zu kämpfen, sein Streben geht dahin, die Nase an ein braunes, körniges Futter zu gewöhnen. Gleichwohl ist er unausstehlicher. Er trägt dieses Futter stets in einer Capsel bei sich, aber wehe! wenn sie ihm fehlt. Dann wird er zum Wüthrich, fällt Menschen an, und requirirt fremde Capseln. Es hat Entartete gegeben — und man soll noch in unseren Tagen deren finden — die nie einen Nasenfutterkasten führten, und ihrer Lust nur aus fremdem Eigenthume fröhnten. Der Schnupfer entwürdigt die Nase zum Thier, indem er dieses für Frühlingshauch und Blüthendüfte geschaffene Gesichtsgebirge, an irdische Kost gewöhnt — es kann ihm nie wohl gehen! Das geistige Princip der Nase erstirbt; man will bemerkt haben, daß sie sich bei alten Schnupfern erdwärts senkt, ein Bild ihres gebrochenen Emporstrebens zum Lichte! —

Der Trunkenbold endlich ist dasjenige Wirbelthier, dessen Abnormität am abschreckendsten hervortritt, und in den verschiedenartigsten Modulationen spielt. Es wird zum Thier, wenn ihm der Wirbel zu Kopf steigt, ist sanft und jähzornig, weint und schlägt um sich. Es ist der Irrstern unter den übrigen und wankt in regellosen Bahnen. Die Erde dreht sich um den Trunkenbold, wie der Mond um die Erde, und dieß ist die zweite Bewegung derselben nach ihrer Rotation. Dieses Wirbelthier birgt sich meist unter abgeschabter, unscheinbarer Hülle, und trinkt unter allen Zonen. Wenn es ausgetobt, sinkt es in horizontaler Lage zu Boden. Die niedrigste Abart ist der Schnappser; im Alter wird es dumm.

E. Roth.

Acteurs mit und ohne Hörner.

Es gab eine Zeit, wo das Thierreich nur schüchtern auftrat, wo selbst die Löwen in der „Zauberflöte" scheu sich umblickten, als ständen sie in einer fremden Welt. Dank dem aufgeklärten Jahrhundert! das Thierreich ist endlich

emancipirt. Wir haben seitdem Pferde, Tiger, Affen, Hunde und Maulesel auf der Bühne angetroffen, und die Direction des Pariser Theaters sucht gegenwärtig zwei gewandte Acteurs, um die Hinterfüße des Elephanten auszufüllen, der in Dumas „Caligula" debütiren soll. — Um so bedauernswerther war die gänzliche Hintansetzung des Rindviehs, das weder in der Hirtenidylle noch in der romantischen Oper eine dankenswerthe Rolle finden konnte; vielleicht stieß man sich bisher an dessen Hörner. Auch dieser Uebelstand ist beseitigt: in der auf der Königsstädtischen Bühne in Berlin, so tumultuarisch in Scene getretenen Wiener Farce: „Hutmacher und Strumpfwirker" oder „die Ahnfrau in der Scheune" tritt ein wildgewordener Ochse auf, der als Furioso mit Musikbegleitung Alles über den Haufen rennt. Es ist dieß, wie Adami sagt, ein Zugstück im engsten Sinne des Worts, und daher allen Directionen zu empfehlen. Gewiß ist, daß ein solcher vierfüßiger Acteur mit größerer Sicherheit auftritt, und außer etwas Heu, wenig Atzung kostet. Mit Wehmuth erinnern wir uns aus unsrer Kindheit des sogenannten Theaterpferdes an der Dresdner Hofbühne. Dieses Thier bewohnte, dem Hofmaler gegenüber, nahe beim Zwinger, einen dunkeln Stall, und erhielt trotz seines doppelten Rollenfachs — als Pferd und Mauleſel — nur kärgliche Nahrung: es hat die Emancipation seines Geschlechts nicht erlebt! —

Auch für den Theaterdichter ist das Umsichgreifen der Vierfüßler auf den Bretern von nicht zu berechnendem Vortheil. Ein Thier, zumal ein recht ansehnliches, vertritt die Stelle der Handlung, und ist an und für sich eine wandelnde Effectscene. So soll — nach glaubwürdigen Berichten — im obigen Stück weder Witz noch Intrigue seyn, der Witz liegt eben in dem Ochsen, er ist der rothe Faden, der sich vermittelnd durchs Ganze zieht.

Schade, daß das Mammuth von der Erde verschwunden; unsre Bühne könnte noch weit Großartigeres leisten. R.

Notizen.

[Grundlinien der Wahrsagekunst.] Das in Leipzig in der belgischen Buchhandlung erscheinende Universal-Conversationslexikon, in diesen Blättern schon hinreichend besprochen und empfohlen, theilt über diesen Gegenstand des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit einer frühern Zeit Folgendes mit. Die Chiromantie (Cheiromanteia), oder das Wahrsagen aus der Hand und den Linien derselben oder die vorgebliche Kunst, aus den Linien (Lineamenten), Räumen und Bergen der Hohlhand die Schicksale eines Menschen und seinen ganzen Lebenslauf zu prophezeihen, findet man schon unter den Ptolemäern und auch bei den Griechen Spuren von ihr. Sogar Aristoteles kannte schon die sogenannte Lebenslinie und verwirft nicht, daß deren Länge die muthmaßliche Länge des Lebens andeute; Cardan und Theophrastus Paracelsus förderten den Glauben an sie bedeutend. Die Basis des Systems der Chiromantie bilden 7 Hauptlinien: 1. die Lebenslinie, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, bestimmt, nach ihrer Länge und Kürze, Stärke oder Schwäche, Tiefe oder Flachheit, die Länge oder Kürze des Lebens; 2. die Kopflinie, steht mit dem Gehirn und mit den geistigen Kräften des Menschen in Beziehung; 3. die Leber- oder Perpendicularlinie, zeigt die natürliche Leibesconstitution, Anlagen zu Krankheiten ꝛc. an; 4. die große oder allgemeine Linie, läuft zunächst unter den Fingern hin, und deutet auf die Körperkraft und die Schicksale des ganzen Körpers oder einzelner Glieder; außerdem ist die Rascette (so nannte man die die Grenze des Armes und der Hand bezeichnende Linie) von hoher Bedeutung für die Leibesbeschaffenheit; 5. die Saturns- oder Glückslinie, geht von der Rascette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu, und verstärkt den Werth der anderen; 6. die Ehestandslinie, fängt unter dem kleinen Finger an, läuft nach dem Rücken der Hand hinaus (sie hat viel Schwieriges und kann nur in Verbindung mit allen übrigen Zeichen richtig verstanden und gedeutet werden); 7. die Milchlinie, läuft von der Rascette nach dem kleinen Finger und ist für Männer, welche sich leicht von Weibern hinreißen und beherrschen lassen, eine fatale Linie; zu den angeführten kommen noch hinzu: die Ehrenlinie für zukünftige Ehrenbezeugungen, ferner: der Venusgürtel, d. h. die kleinen, die Mittelfinger umfassenden Bogen für die Bestimmung der physischen Liebe bei beiden Geschlechtern und allerhand andere puncte, Figuren, Dreiecke, Winkel, Cirkel, welche sämmtlich in dem Systeme der Chiromantie nicht unbeachtet bleiben durften.

Ein Lobredner Goethe's neuer Art, commentirt die Stelle, wo dieser seinen Orgelspieler im „Neuesten aus Plundersweilen" singen läßt:

Orgelum, Orgelei,
O weh!
Orgelum, Orgelei,
Dudeldumdei,
Juchhe!

folgendermaßen: die Poesie ist der durchsichtige Reflex des wirklichen Lebens, der erhaltende und verklärende Spiegel der Welt, die Resonanz und das Echo der vielfältigen, verworrenen Lebenslaute. Das „Neueste aus Plundersweilen" ist das gelungenste Portrait des Jahrmarktlebens. Der Leierkasten gehört auch dazu, und ist die Seele der Jahrmarkt-Leiden und Freuden, oder der überall durchklingende Mittelpunct. (Hört! hört!) Der Jahrmarkt ist ein Bild des Lebens; das Leben dieses Bildes ist der Leierkasten, ohne den kein Jahrmarkt ist. Wer Ohren hat zu hören, der hört die Musik des Leierkastens ꝛc."

Wir haben mehr gehört, als uns lieb ist.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 51. Mittwoch, den 28. März 1838.

Unterhaltungsblatt.

Winterlieder.

Von Joh. Nep. Vogl.

I.

Weht's so recht toll und wild
Her von der Höh',
Stöbert durch's Thalgefild,
Winter, dein Schnee.

Hängt's an die Wimpern sich,
Klebt mir's im Bart,
Fühl' ich so wonnig mich,
Eigener Art.

Möcht' eine Flocke seyn,
Scherzend verweh'n,
Möchte im luft'gen Reih'n
Wirbeln und dreh'n.

Möcht' eine Flocke seyn,
Frei und behend',
Ob wohl der Erde Pein
Dann noch mich fänd'?

II.

Stöbern die Flocken
Mir um's Gesicht,
Hängt's an den Locken
Schimmernd und dicht,

Bleibt mir doch heiter
Immer der Sinn,
Rastlos nur weiter
Schreit' ich dahin.

Kann euch nur loben,
Flocken so wirr,
Grüße von droben
Scheinet ihr mir.

Die Soirée.

(Schluß.)

„Sie sprachen von gestorbener Liebe," sprach der Doctor, und sein schwermüthiges Auge ruhte auf den Zügen der jungen Dame. „Beklagen Sie uns; ein Jude darf eigentlich gar nicht lieben. Mit einem empfänglichen Gemüthe, mit offenem Herzen tritt er in das Leben. Liebe bringt er hinein in eine Welt, die ihm mit Kälte und Verachtung lohnt. Der Götterstrahl der edelsten Neigung zuckt in sein unverwahrtes Innere, es zündet dieser Blitz, die Flamme verbreitet sich mit Macht, und das eisige Wasser des Hasses strömt in die Gluth, sie erlöscht, mit der Helle schwindet die Wärme; es wird dunkel und kalt, schauerlich kalt, und ausgebrannte Ruinen starren trübselig; wo ein froher Lenz geblüht, breitet sich die Schneedecke der Erstarrung. Nur ein Jude weiß, was unerwiderte, verschmähte Liebe ist."

Eine leichte Röthe verbreitete sich über die Wangen der jungen Comtesse. Die Tante erhob sich, der Doctor bot den Damen seine Begleitung an, entschieden lehnte die alte Comtesse dieselbe ab. Sie verlangte nach dem Wagen, winkte dem an der Thür harrenden Bedienten, warf einen strengen Blick auf die wieder todtblaß gewordene Nichte, ergriff ihren Arm und entfernte sich mit der leise Seufzenden. Der Doctor sah ihnen lange nach, er verzog den feinen Mund zu einem eigenthümlichen Lächeln, in welchem sich die Ausdrücke von Schmerz, Ironie, Gram und Weltverachtung auf das Seltsamste paarten.

Therese bemerkte dieses Lächeln. Sie ging an ihm vorüber und rief ihm so leise, daß er sie nur zu vernehmen vermochte, die Worte zu: „Arme Camilla! Armer Nathan!"

Der Doctor richtete sich bei diesem Ausrufe hoch auf. Sein Gesicht nahm plötzlich einen ruhigen, kalten Ausdruck an. Höflich führte er Theresens Hand an seine Lippen. „Gestatten Sie, verehrte Frau," sagte er, „daß ich Ihnen meinen Dank sage für die herzliche Aufnahme, die mir bei Ihnen geworden. Nach langer Nacht leuchteten mir hier wieder die ersten und einzigen Sonnenblicke. Ihre schöne Seele gab mir das Zeugniß, daß es in jedem Verhältnisse noch Menschen gibt, die diesen Namen verdienen. Sie sehen mich zum letzten Male vor sich. Morgen verlasse ich diese Stadt und diese Gegend. Wohin ich mich künftig wende, weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich werde ich mich nirgends fest niederlassen. Ich will ganz die Mission erfüllen, die meinem Stamme geworden; unstät und flüchtig will ich den Erdkreis durchwandeln. Ich habe ja kein Vaterland!"

Er verabschiedete sich schnell bei den Uebrigen, und entfernte sich.

„Ein seltsamer Mann," sagte der Rath. „Schade, daß er mit sich selbst zerfallen ist. Ich fürchte, dieser Nathan ist der wahre Repräsentant vieler seiner Volksgenossen. Sie fühlen sich unheimlich diese Leute, die moderne Civilisation läßt sie Ansprüche auf Rechte machen, welche die historische Nothwendigkeit ihnen versagen zu müssen scheint."

„Und wirklich nur *scheint*," sprach Theobald. „Keine historische Nothwendigkeit sollte zu Ungerechtigkeiten verleiten. Und ungerecht sind wir gegen die Nachkommen Jacobs in mehr als einer Hinsicht. Es ist eine bequeme Theorie, nach welcher man jetzt practisch zu verfahren sich gefällt, zumal wenn man sagt, daß die Institute ihre Verklärung und ihren Zweck finden, wenn sie sich den aufgestellten Principien der christlichen Lehre nähern. So soll z. B. das Recht immer gerechter und vollkommener werden, je mehr es die historische Basis zu der allgemein-christlichen verarbeitet u. s. w. Was ist historische Nothwendigkeit? Ein Windstoß fährt durch die Weltgeschichte, ihre Blätter rauschen auf, und selten kommt eins wieder an seine gehörige Stelle. Das Christenthum wurzelt auf historischem Boden, das Judenthum nicht minder, und beide könnten wohl neben einander bestehen, ohne daß die durch historische Zufälligkeiten am festesten und glücklichsten gestellte Macht die andere minder feste und unglückliche ihr Uebergewicht empfinden läßt. Aber reden wir nicht von solchen Gegenständen. Die Zukunft wird in ihrem fortgeschrittenen Zustande manche verwickelte Frage lösen, die wir kaum noch deutlich erfaßt haben, und für welche uns großentheils der sichere Ueberblick zu fehlen scheint. Wir sind jetzt unter uns und können zu unseren eigenen Angelegenheiten zurückkehren. Ich wiederhole es Ihnen nochmals, daß ich Carls freies Herumgehen nicht lange mehr dulden werde. Charlotte hat Gottlob! die Stärke ihrer Seele in so fern wiedererlangt, daß sie sich gänzlich losgerissen fühlt von jedem äußeren Bande, das sie weiter an einen so hartnäckig in fixer Idee verharrenden Menschen knüpfen könnte. Soll sie gänzlich wieder genesen, so muß er oder sie entfernt werden. Für das Erstere sind sie Alle nicht in ihrer überzarten Gewissenhaftigkeit. Sie fürchten den Unglücklichen, der außer jenem mystischen Wahn Ihnen geistesgesund vorkommen will, auf immer der Nacht des Irrsinns preiszugeben, wenn sie ihn der Heilanstalt, für die er doch so reif ist, anvertrauen. Wohlan, so lassen Sie Charlotte diesen Ort verlassen. Meine Tante, die Gräfin Breitenfels, wird das Mädchen, das ich für meine Verlobte erkläre, gern bei sich in ihrer ländlichen aber reizenden Einsamkeit aufnehmen."

„Ich will Ihnen in wenig Tagen meine Meinung sagen," erwiderte Therese. „Wir dürfen in allem diesen nichts übereilen." Die Gesellschaft ging jetzt aus einander.

Therese blieb mit ihrem Gemahl allein zurück. Die Kerzen waren schon weit herunter gebrannt.

„Diesen Victor sollte ich kennen," sagte Theodor. „Du hast Recht gehabt, Therese, mich auf diese unheimliche Gestalt aufmerksam zu machen. Auch ich finde an diesem Manne nicht, was er den Uebrigen ist. Aus diesen Zügen spricht vieles, nur kein Gemüth. Ihm könnte ich nimmer vertrauen. Wie ist mir doch? Eine gräßliche Ahnung steigt in mir auf, — doch nein, ein bloßer Verdacht genügt hier nicht, und Aehnlichkeiten finden sich oft in der Welt. Aber das *eine* Auge. — Jetzt erzähle ich Dir noch nichts, Therese. Ich muß erst mehr Gewißheit haben. Gute Nacht!"

Das Herz Heinrichs des Großen.

Mitgetheilt aus dem Municipal-Register der Gemeinde von La Flèche in Paris.

Der große König, Heinrich der Vierte, war am 14. Mai 1610 durch den Dolch des rasenden Schwärmers Ravaillac gefallen. Den Tag darauf balsamirten die königlichen Aerzte und Wundärzte die Leiche des Königs ein. Das Herz wurde besonders einbalsamirt, und in eine bleierne Büchse gelegt, welche die Gestalt eines Herzens hatte und von einer ähnlichen Büchse aus Gold umschlossen wurde. Darauf stand geschrieben: Hier liegt das Herz Heinrich's des Großen. Diese Reliquie wurde nach dem Willen des Monarchen in der Kirche des Collegiums von la Flèche beigesetzt. Am nächsten Tage wurde der Sarg, nachdem vier große Messen darüber gelesen waren, in die Gruft getragen. Darauf rief der Graf St. Paul, inmitten der Ceremonienmeister, mit dumpfer, feierlicher Stimme: Der König ist todt! Nun sagte der Waffenkönig, indem er jedes Mal drei Schritte vortrat, drei Mal: der König ist todt! bittet Alle Gott für seine Seele! Beim dritten Male erhob der Graf St. Paul seinen Stab als Groß-Ceremonienmeister und rief mit lauter Stimme: Es lebe der König! und der Waffenkönig wiederholte drei Mal: Es lebe der König mit Namen Ludwig der Dreizehnte, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, der Allerchristlichste, unser souverainer Gebieter und guter Herr, dem Gott langes und glückliches Leben verleihe!

Und jetzt, fügte der Graf hinzu, werden die Pforten der

Gruft über dem Sarge des verstorbenen Königs für immer geschlossen werden; bittet zu Gott, Ihr Alle, die Ihr anwesend seyd, daß Niemand mit dem Geräusch seiner Schritte oder Worte die Ruhe des hochherzigen Heinrich stören möge. Ehret die Zufluchtsstätte, wo diese königliche Majestät schlummert. Requiescat in pace! Requiescat in pace! riefen alle Anwesenden, und ganz Frankreich legte Trauer an. Das Volk beweinte ihn, denn es hatte seinen Vater verloren.

1793.

Die Patrioten hatten sich, wie gewöhnlich, im Collegium von la Flèche versammelt. Der Redner wollte eben die Tribüne verlassen, auf der er die Verbrechen des Adels und Clerus besprochen, als sein irrendes Auge diese Inschrift auf der Mauer gewahrte: Hier ruhet das Herz Heinrichs des Großen. Da sprach er mit trauernder, klagender Stimme von den Zerstörungen und Umgestaltungen der Zeit, und fügte dann mit Würde und Zorn hinzu: Es ist nichts übrig von dieser ganzen Race, als eine schreckliche Erinnerung, und doch sehe ich in Eurer Mitte, Bürger, hier ein Monument, das der Erinnerung der Tyrannen errichtet wurde. Ich lese auf dieser Mauer: Hier liegt das Herz Heinrichs des Großen. — Es ist wahr! riefen die Anwesenden.

Des andern Tages, am 7. Vendemiaire des Jahres II., wurde der Befehl ertheilt, das Herz Heinrichs zu verbrennen. Man hatte den Schlüssel zu der goldenen Büchse verloren, man öffnete sie mit dem Meisel. Die Specereien, welche man zur Einbalsamirung verwandt hatte, bildeten eine kleine Staubwolke. Einige Schläge auf die Büchse und ein fester, schwarzer Körper fiel zu Boden. Das Volk eilte auf den Revolutionsplatz. Man holte bei einem Bäcker Holz, und die Büchse wurde verbrannt.

1814.

Am 6. Juli wurde das Herz Heinrichs des Vierten in die Kirche des Collegiums von la Flèche zurückgebracht und bestattet.

Ein Royalist, ein Wundarzt in der Gemeinde la Flèche, sah, wie man das Herz Heinrichs verbrannte. Als die Menge sich verlaufen hatte, ließ er sein Sacktuch, wie aus Zufall auf den Aschenhaufen fallen, und nahm darin, so viel in der Eile möglich war, mit. Zu Hause rief er seine Frau, seine Tochter und seinen Eidam und sagte: Meine Freunde, während die ehrlichen Leute sich in ihre Wohnungen eingeschlossen, um nicht Zeuge der Entheiligung zu seyn, die so eben begangen wurde, wollte ich die Asche des Herzens des guten Heinrichs, aus Liebe und Achtung, bewahren. Hier ist sie; sie wird uns und unseren Kindern ein Gegenstand der Verehrung seyn, vielleicht wird der Tag kommen, da sie der öffentlichen Verehrung zurückgegeben werden kann; diese Zeit ist jedoch noch fern, vielleicht kömmt sie erst für ein anderes Geschlecht; bis dahin können wir Alle sterben. Aber ich hoffe, der Himmel werde über das Leben eines von uns wachen, damit er dieses kostbare Denkmal bewahre. Darauf wurde die Asche in eine Flasche geschüttet und aus Furcht vor Entdeckung ohne Inschrift bewahrt.

Später übergab der Eidam jenes wackeren Mannes die Asche den Municipalbehörden, und am 16. Juli 1814 begab sich der Maire in Begleitung seiner Adjuncten in's königliche Prytaneum und übergab diese Ueberbleibsel dem Generalcommandanten der Schule. Herr General, sagte er, wir haben die Ehre Ihnen hier die Asche des Herzens des guten Heinrichs zu überreichen, welche durch die Sorgfalt Bouchers, unseres alten Mitbürgers, gerettet wurde. Er war aus la Flèche; er erfüllte den Wunsch seiner Mitbürger. Durchdrungen von der lebhaftesten Dankbarkeit für diesen großen König, unsern Wohlthäter, bitten wir Sie, Herr General, im Namen des Municipalcorps, diesem köstlichen Ueberbleibsel dieselbe Stelle einräumen zu wollen, wo das edle Herz während fast zweier Jahrhunderte den Blicken und der Verehrung aller Bewohner dieser Stadt ausgesetzt war. —

Ich nehme diese kostbaren Ueberbleibsel, erwiederte der General, mit Dank an; in diesem Tempel vor den Augen der Jugend, die mir anvertraut ist, feierlich aufgestellt, werden sie ohne Unterlaß edle Rückerinnerungen erwecken. Es bleibt uns also von dem so guten und edlen Herzen Heinrichs IV. nur die unbelebte Asche, die den Revolutionsstürmen entkam. Danken wir Gott, Heinrich den Großen in dem Herrscher, der uns wiedergegeben wurde, ganz und gar wiedergefunden zu haben. Seitdem ruht diese Reliquie wieder in ihrer alten Stätte.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Die Dorfzeitung gibt ihren Leserinnen das folgende Räthsel auf. „Die Zeitungen melden, der junge russische Thronfolger werde bei seiner bevorstehenden Ankunft in Deutschland zunächst die Princessin A. A. in B. aufsuchen. Sie ist 19 Jahr alt und mit den preußischen und russischen Herrscherfamilien vielfach verwandt. Die Verlobung soll in Berlin gefeiert werden. Nun rathen Sie, meine schönen Leserinnen? (Die Auflösung folgt zu seiner Zeit)."

Am Niederrhein, meldet dieselbe Zeitung, soll eine katholische und eine protestantische Eisenbahn angelegt werden.

In den Berliner Zeitungen las man am Schlusse des vergangenen Jahres unter den Anzeigen zur Empfehlung von Weihnachtsgegenständen, folgende:

„Laßt Hasser neiden, Neider hassen,
Wenn wir nur schöne Elbinger Süßmilchkäse und frische Lithauer Butter können kommen lassen."

In einer Parodie: „Der Müller und sein Kind," welche im Königstädter Theater in Berlin aufgeführt wurde, sagte der in Calembours und im Extemporiren von passen-

den Witzen unerschöpfliche Komiker Beckmann unter anderem in seiner Rolle als reicher Bauernsohn: „Mein Vater behauptet immer, ich hätte in der Familie die besten Züge, — wenn ich Bier trinke."

Ein Berliner Pfefferküchler bot den vorübergehenden Damen und Mädchen aus seiner Bude die Pfefferkuchenmännchen mit folgender Apostrophe an:

„Hierher, mein liebes Mamsellchen,
Wenden Sie einen Sechser d'ran,
So kriegen Sie, was Sie suchen,
Den allersüßesten Mann!
Er wird sich treu beweisen
In seinem Lebenslauf,
Und haben Sie ihn satt, so speisen
Sie ihn vor Liebe auf!" —

In den Pariser Blättern sucht ein Friseur einen Lehrling, der neben vielen anderen Talenten auch Kenntnisse in der Mathematik und Geometrie besitzen soll.

Ein reicher Banquier in L. erhielt neulich folgenden naiven Brief: „Leihen Sie mir gütigst 200 Rthlr., die ich zur höchsten Noth brauche. Sie haben so viel Glück gehabt, daß es gar nicht unmöglich ist, daß Sie dieses Darlehn von mir wieder erhalten werden.

Literarisches Museum.

(Beschluß aus Nr. 21. *)

Die kritisch-idealistische Periode ist, wie wir also gesehen haben, im Verscheiden begriffen, und ihre Matadore wenden sich mit Hast der Production zu. Aber sie begreifen wohl, daß ein zu schneller Uebergang nicht anders als schädlich werden könne, und wir sehen einer neuen Periode — nicht der Literatur, sondern des Schriftstellerthums — einer Uebergangsepoche nämlich, entgegen. Derartige Schriften werden weder reine Productionen, noch reine Reproductionen seyn, beides wird hier verbunden, eines das Andere ergänzend. Die sogenannten Tendenzromane haben hier vorgearbeitet, die Kritik hat sich ein anderes Feld gesucht, und ist aus der Studirstube in die laute, rauschende Welt hinausgestiegen. Wahrlich, der Stern der Bücherkritischen Periode ist im Erbleichen, diese Zeit beginnt in's Grab zu steigen — werden ihr viele Thränen fließen? Was sie sollte, hat sie geleistet, sie hat in neuester Zeit schöne Resultate geliefert. Wem anders als ihr haben wir das unisono-Verwerfen von Laube's neuen Schriften, Steffens „Revolution" und Spindler's „König von Zion" zu verdanken. Sind das nicht schöne Früchte früherer Saaten? Ein Beweis, daß die Kritik der sorgsame Landmann auf dem Felde der Literatur war, denn alles Unkraut wird ja ausgejätet.

Alle Jene, welche wir früher nur als rein kritische Talente kannten, von ihnen haben wir nächstens die mannigfachsten Productionen zu erwarten. Von Gutzkow und Kühne, Roman und Novellen, jedenfalls Bereicherungen unserer Literatur; Mundt hat sich ganz und gar in Productionen vergraben, und ist in der letzten Zeit einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller geworden. Seine Quartalschrift „Der Freihafen," bei Hammerich in Altona, vereinigt Alles, was die neue Literatur an geistreichen Repräsentanten zählt, und tritt als mächtiger Rival der Cotta'schen Vierteljahresschrift auf, welche ein Trabant der höheren Aristokratie zu werden verspricht. Marggraf klagt, daß er die alte kritische Haut abschütteln müsse, und der in seinen Bestrebungen verkannte Willkomm wird aus den Wirren der Zeit klarer hervorgehen.

Wollen wir einen Blick auf die Feinde der jungen Schule werfen? Liegen sie auf Rosen? Der unglückliche Reformator Schlesier jagt wie ein angeschossenes Wild umher, Kühne's Kugel steckt ihm noch im Leibe, und er kann sie nicht loswerden, trotz aller Mühen; Wolfgang Menzel — — — und der große Dresdner Dichter, Herr von Wachsmann, ist von drei österreichischen Kunstkennern gekrönt worden! Ich könnte vielleicht noch mehr unglückliche Gegner der neuen Literatur aufzählen, aber wie es heißt, haben die Armen gar keine Namen.

So vereinigen sich alle Gleichgesinnten, nicht um Terrain zu gewinnen, in dem Sinne wie es einst ausgesprochen worden, sondern um das Eroberte zu behaupten, Neues zu erwerben und die Grenzen so weit wie möglich hinauszustecken. Ich glaube die schöne Hoffnung fassen zu können, daß wir bald am Ziele jener Durchgangsperiode seyen, und daß die nächste Zukunft schöner und früchtereicher wird, als die nächste Vergangenheit. In unblutigen Kämpfen hat sich mancher Arm gestählt, manch' Auge ist fester und sicherer geworden, und viele Herzen pochen jetzt männlicher denn früher. Man hat der neuen Literatur vorgeworfen, daß sie kein festes Ziel, und daß jenes, was sie als Ziel ausgebe, ein Wahn, eine Täuschung, ein Utopia sey! Haben diese Aussprüche sich bestätigt? Die jüngeren Bestrebungen, obgleich manchmal zurückgewiesen, welche herrlichen Früchte haben sie getragen. Ihr haben wir es zu verdanken, daß die Literatur zum integrirenden Theil der Zeit geworden, zum Spiegel unseres Seyns, Lebens, und sogar unserer Zukunft. Der Speculation wurde das weiteste Feld geöffnet, und kein Jahr geht ohne bedeutende Ernte vorbei. Die Aussprüche Jener, welche mit Schiller die deutsche Literatur zu Grabe getragen glaubten, sind in ein Nichts zerfallen, denn wenn wir aufrichtig seyn sollen, wird es nicht täglich klarer, daß wir immer fortschreiten? Und ist ein Fortschritt nach dem Ende möglich?

Eine Revolution des Gedankens ist vor sich gegangen, seit die Prosa so cultivirt wird, daß sie die Poesie zu verdrängen scheint.

S — z.

*) Zufällig verspätet. D. R.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 52. Donnerstag den 29. März 1838.

Correspondenzblatt.

Magdeburg.

(Schluß.)

Daß man dieselbe Hinsichts der Pflasterung beobachtet, wird ein Jeder mit Dank anerkennen, ein Gleiches ist jedoch in Ansehung der Reinigung nicht zu rühmen. Besonders hat sich dieses auf Veranlassung des dießjährigen Thauwetters bemerkbar gemacht. In anderen großen Städten, — namentlich in Leipzig — in mittleren Städten — in Frankfurt a. d. Oder — wird nach einem bedeutenden Schneefalle der Schnee aus der Stadt geschafft, damit bei eintretendem Thauwetter ohne Anstand die Reinigung der Straßen bewirkt werden könne. Nicht so in Magdeburg! Der seit dem 9. Januar zum Theil in sehr bedeutenden Massen gefallene Schnee lag noch am 21. Februar auf den Straßen. Zwar hatten die Hauseigenthümer am breiten Wege aus freiem Antriebe schon während des strengen Winters den Schnee von den Bürgersteigen geschafft und hatten ein Gleiches mehrere Bewohner der Nebenstraßen, ein Jeder bis zur Hälfte, bewirkt, die Fahrstraße des großen Weges ward aber von Schnee nicht gereinigt. Auf Veranlassung des Thauwetters wurde das Wegschaffen des geschmolznen Schnees durch die Policei angeordnet, indem das Aufeisen der Rinnsteine schon vorher befohlen war. So wie Letzteres von den Hauseigenthümern ohne Anstand befolgt worden, so sahe man schon wenige Tage nach erfolgter Anordnung der Wegschaffung des Eises, selbst in den kleinsten, größtentheils von armen Hauseigenthümern bewohnten Straßen, dieselben gereinigt. Nur in Ansehung der Fahrstraßen des breiten Weges und der übrigen, auf Kosten der Commune*) zu reinigenden Räume war dieß nicht der Fall. Was war nun aber der Erfolg der Nichtwegräumung des seit sechs Wochen sich angehäuften Schnees? Namentlich auf der Fahrstraße des breiten Weges trat man bis über die Knöchel ins Wasser; man sank in Tiefen, welche an Stellen sich gebildet hatten, wo zufällig weniger Schnee gelegen, als an anderen. Mannspersonen achteten wohl geringer diese Unannehmlichkeiten, aber — die Frauenzimmer? Damenschuhe — was sagen dazu die nett und elegant sich kleidenden Leipzigerinnen? — füllten sich mit Schneewasser, und einige Tage später, als dieses in die Rinnsteine geflossen und mit Straßenkoth, mit Excrementen der Pferde und anderem Unrath vermischt war, versanken sie förmlich oder blieben ganz darin stecken. — Und die Kinder, welche die jenseit des breiten Weges belegenen Schulen zu besuchen hatten? Die Eltern geriethen in die größte Verlegenheit. Viele der Kinder, besonders Mädchen, versäumten die Schulen. — Erst am 7. März — vierzehn Tage nach dem Beginn des Thauwetters — begann man die Reinigung des Fahrdammes des breiten Weges von dem daselbst zum Theil schuhhoch liegenden Kothe. Das noch vorhandene Eis ließ man an den Rinnsteinen liegen und bewirkte auf diese Weise die Reinigung nur unvollständig.

Man entschuldigte die Nichtreinigung des breiten Weges mit der Unmöglichkeit, dieselbe zu bewerkstelligen. — „Unmöglichkeit? Das bestreiten wir" erwiederte das Publicum. In einer Stadt wie Magdeburg, die mehr als 44000 Einwohner zählt und wo großer Verkehr getrieben wird, fehlt es nie an Handarbeitern; es mangelte aber zur Zeit des eingetretenen Thauwetters am wenigsten daran, denn eine große Anzahl von Handarbeitern war gerade damals unbeschäftigt, indem es wegen geschlossener Schifffarth am Packhofe an Arbeit fehlte und eben so wenig die Cichorien-Fabriken — 15 an der Zahl — die Cichorien-Cultivateurs — davon 7 — die Rübenzucker-Fabriken — deren 8*) — Arbeiter im Felde bedurften und diese daher brotlos waren. Zugegeben wird nun zwar, daß die Fortschaffung der zu Eis sich gebildeten Schneemassen aus der Stadt zu einer Zeit nicht möglich war, wo es die Nothwendigkeit erheischte,

*) Die Kämmerei der Stadt Magdeburg ist unstreitig den reichsten der Communal-Cassen der Städte Deutschlands beizuzählen. Der magdeburgische Bürger wird durch Zahlung von Communal-Abgaben wenig belästigt. Die Kämmerei bestreitet die sehr beträchtlichen Kosten der Armenverpflegung — ungefähr 50,000 Rthlr. jährlich — die Kosten der Straßenbeleuchtung, des Leitens des Elbewassers in die Stadt ꝛc.

*) Diesen acht werden sich vom Monat September d. J. ab noch vier anreihen — vielleicht noch mehrere! Nach einer Nachricht im allg. Anzeiger der Deutschen bestehen im ganzen Königreich Sachsen, diesem Lande der Industrie, nur fünf Runkelrüben-Fabriken!!

daß das auf dem Fahrwege des breiten Weges aufgehauene Eis augenblicklich aus der Stadt geschafft wurde, sondern es würde hingereicht haben, wenn man — die Passage wurde hierdurch nicht gehemmt — dasselbe von Distanz zu Distanz längs den Rinnsteinen aufhäufte und der Wegschaffung so lange Anstand gab, bis die Lohnfuhrleute — 36 an der Zahl — weniger Beschäftigung hatten, als dieß bis zum 28. Februar der Fall war, an welchem Tage die Wegschaffung des Eises aus den Nebenstraßen — wenigstens größtentheils — beendigt wurde. Dieses ist die Ansicht des Publikums, welcher wohl jeder Unbefangene beitreten dürfte.

Die folgsame, ruhige, gutgesinnte Bürgerschaft Magdeburgs hat mit dem innigsten Danke es anerkannt, wenn die städtische Behörde das Wohl der Stadt vor Augen und dieses vielfältig bethätigt hatte; kann es aber unter den obenerwähnten Umständen wohl befremden, wenn man mißbilligend darüber sich ausspricht, daß — policeilichen Anordnungen entgegen — zur Förderung der Passage auf dem breiten Wege — nichts geschehen ist und der Erwartung, „es werde die städtische Behörde der Bürgerschaft mit gutem Beispiel vorangehen," nicht entsprochen worden? Z.

Wien.

(Schluß.)

Unter den mancherlei Oppositionen gegen die arme Künstlerin ist eine besonders bemerkenswerth, welche sie der (freilich halb verrückte) Graf S. empfindlich fühlen ließ. Clara Wieck spielte nämlich im Hause eines hier berühmten Dentisten, wo sich jener Herr an diesem Abende so zu sagen aufgedrungen hatte. Nach Beendigung des Musikstückes suchte S. das Mädchen in ein Nebenzimmer zu bekommen und begann nun in den beleidigendsten und unsinnigsten Ausdrücken sie über die Unverschämtheit zur Rechenschaft zu ziehen, mit welcher sie sich den Künstlerruhm Thalberg's anmaße. Clara zerfloß in Thränen, und verließ nach vergeblichen Beschwichtigungsversuchen der Gesellschaft, mit ihrem Vater das Haus.

Demungeachtet gab sie noch ein öffentliches Concert mit dem größten Beifalle.

Theaterneuigkeiten waren in diesem Zeitraume folgende:

In dem Burgtheater; „die homöopathische Cur" nach dem Französischen von Lembert, welcher mit dieser Bearbeitung (?) eben nicht die beste Wahl getroffen hat. Indessen verschaffte das immer unübertreffliche Spiel der Dlle. Müller der unbedeutenden Piece einigen Erfolg. — „Rubens in Madrid" von der großen und starken Birch-Pfeifer. Das Stück ist groß, hat Stärke im theatralischen Effecte, und gefiel so ziemlich, obschon es die Journale tüchtig mitnahmen. Ohne einen gewissen Schauspieler in Bristol, wäre dieser sehr ungewisse Maler in Madrid schwerlich zur Welt gekommen.

Die Gastrollen der Mad. Neumann-Haitzinger, und ihrer Tochter, der Ersteren in: „Stille Wasser sind tief" ꝛc., der Letzteren in: „Hanns Sachs" finden ungewöhnlichen Beifall. „Luftschlösser," worin die Brede eine hiesige hochadelige Jüdin täuschend portraitirt, hat gar keinen Werth, und nur der überall beliebte Skandal verleiht auch diesem gemeinen Producte Anziehungskraft.

Im Kärnthnerthortheater gibt der rühmlich bekannte Tenor Haitzinger als Gast den Arnold Melchthal im „Tell," Rodrigo im „Othello" (wo er seine Kunstfertigkeit und schöne Stimme am glänzendsten bewährt) in der „Stummen von Portici" ꝛc. Seine Bewegungen sind etwas fremdartig; das nimmt man aber bei Opernsängern und besonders bei Tenoristen nicht sehr strenge. Die bei früheren Gelegenheiten wenig beachtete Sängerin Mink, vermochte im „Othello" endlich in der Rolle der Desdemona durchzudringen, und mußte ein Gesangstück sogar wiederholen. Wild gab den Mohren wieder mit außerordentlichem Feuer, und wird, wie es verlautet, sich bald vom Theater ganz zurückziehen. So schwer man seinen Verlust bedauern muß, so rühmlich wird es für diesen Sänger seyn, noch im Besitze jener Kraft, welche ihm so reichen Lohn brachte, vom Schauplatze abzutreten, als wie Andere bis zum seligen Sterbestündlein vor dem Publikum die widerstrebenden, längst entschwundenen Geister wieder zurückbeschwören zu wollen. Binder wußte sich im „Robert" vielen Beifall zu verdienen, besonders im 1. Acte. Rossini's „Sturm von Korinth" wurde mit Wild, Staudigl und der Lutzer wieder vortrefflich ausgeführt. Auch Binder sang ungewöhnlich gut. Das Unangenehmste ist, daß wir der häufigen Krankheiten und Unpäßlichkeiten wegen, immer nur die alte Leier zu hören bekommen, doch soll Halevy's „Jüdin" nächstens wieder in die Scene gehen. Der Tänzer Perrot brachte endlich wieder etwas Neues, nämlich das Balletchen: „die neapolitanischen Fischer," was eigentlich nur eine Tanzscene genannt werden kann. Er und seine Gattin ernteten großen Beifall darin, obschon auch hier wieder eine bedeutende Familienähnlichkeit mit dem bis zum Ueberdrusse aufgetischten „Stelldichein" obwaltet.

Im Theater a. d. Wien brachten sie „Don Juan" und „Faust" aufs Tapet. Man konnte leicht errathen, daß hier Grabbe's originelles Drama zum Grunde liegen werde, aber ohne große Divinationsgabe eben so leicht wissen, daß das Eine mit dem Andern keine größere Aehnlichkeit haben könne, als den Titel und die Personennamen. „Don Juan" und „Faust" von Grabbe in Wien und an der Wien! Da möchte wohl eine ganze Seite von Ausrufungszeichen nicht genügen! „Der Held des Meeres" hieß eine andere Novität von einem gewissen Pabst, welche nicht ohne alles Talent verfaßt ist, aber ohne alle Spur in Kürze verschwinden wird. Einige Gemeinheiten, seynsollende Localstücke (!) sind auch wieder aufgetaucht, wie: „das Tabakhüttel am scharfen Eck," und „eine Hand wäscht die andere;" das Erste ist keine Prise Tabak werth, das Zweite ein wahres Gewäsche. Schade um die Träger der Hauptrollen (!) Scholz und Nestroy!

Dieses Theater, geht das Gerücht, wird von einigen Particuliers angekauft und Hrn. Duport zur Leitung übergeben werden, der Willens ist, große italienische Opern dort zu geben. Da möchte es dem Herrn Balochino von der Porta d'Italia schlecht ergehen.

Die Leopoldstädter Bühne brachte eine Parodie des „Turniers

zu Kronstein," welche durchfiel. „Lustig ohne Geld, traurig ohne Grund" hatte kein besseres Schicksal. Von noch ein Paar anderen Fiasco's wollen wir lieber ganz schweigen.

In der Josephstadt macht eine Parodie (?) des „Postillon von Lonjumeau" sehr volle Häuser. Das alte Reinoldische Tänzerpaar hat einige Scenen dabei und man zollt ihm, seiner einstigen Verdienste wegen, Beifall.

Nachschrift. Die Wieck gab noch ein Concertchen im Kärnthnerthor-Theater, wobei sie aber nichts von Beethoven spielte. Den Carneval beschloß ein außerordentlich prachtvolles Ballfest des regierenden Fürsten Lichtenstein, in dem, (bis zur Herstellung der Arbeiten im Majoratspalais) gemietheten grandiosen Palaste Rasumofsky an der Donau. Seit den glanzvollen Congreßtagen hat Wien nichts Aehnliches gesehen. Minder glänzend, doch ebenfalls sehr besucht war das Fest der russischen Ambassade. Beide Feste währten von 11 Uhr Morgens bis nach Mitternacht. Allgemeinen Beifall hatte ein Kinder-Carousseel bei Hofe. Endlich hat die wärmere und häufiger erscheinende Sonne den traurigen Eis- und Schneewust aus unsern Straßen verbannt und wird als Ersatz für das entschlummerte Faschingsleben nebst der ganzen Natur auch unsere Eisenbahn und viele andere Bauten wieder auftauen lassen. Das Resultat des Eisganges der Donau wird eine Masse von Nordbahn-Speculanten glücklich, eine andere unglücklich machen. Das Omnibus-Project ist einstweilen suspendirt.

Aus Pesth.

Zu Allem in der Welt gehört Tact, das heißt: „eine durchdringende Anschauung aller Verhältnisse und Stufengänge des Lebens, des Wissens und der Kunst." Darum bin ich auch, trotz meiner Schnürmacherkunst, ein großer Referent. Sie schmunzeln, Herr Planet? Das ist purer Neid. Die Welt hat es anerkannt: ich bin „durch und durch Referent, für die Mit- und Nachwelt in der vollendetsten Form." — Wie würde sich sonst der „Dalai Lama des Witzes" oder auch „der erbärmlichste unter den Behoseten" wie in den „Poeten Oesterreichs" sein Prädicat lautet, Herr Moses G. Saphir, so gewaltig über den Pesther Schnürmacher (Seidenschnürmachermeister, wenn ich bitten darf) ärgern, der auch so frei ist, seine Schnürmacherischen Gedanken drucken zu lassen. In seinem Tutti-frutti-Zorn fällt er über den Magyaren-Schnürmacher her und sagt in seiner Eduard und Kunegunde Zeitung: „Es ist Pflicht jedes Rechtlichdenkenden ꝛc." (Herr Saphir kann halt das Spaßmachen nicht lassen.) Ferner sagt Herr Saphir: „In der Zeitschrift „„Unser Planet"" zieht sich seit langer Zeit ein Referat aus Pesth in Ungarn ꝛc." (Ein Beweis, daß der Herausgeber wie die Leser Gefallen daran finden!) Ferner citirt der Tutti-Frutti-Schreiber wörtlich eine Stelle, in welcher der joviale Schnürmacher das Publicum darauf aufmerksam macht, daß in Pesth der Erwerbszweig des Lobens oder Tadelns der Schauspieler in den Händen dreier Juden sey. Der erbärmlichste unter den Behoseten fällt hier ganz aus der Rolle, er ärgert sich, daß der Schnürmacher drei Juden anführt und vergißt dabei sich selbst (denn eigentlich von ihm war früher die Rede) vor Aerger vergißt er ganz, witzig zu seyn! Ich ersuche die freundlichen Lesernur das Correspondenzblatt vom Planeten Nro. 28 noch einmal zu lesen, da werden Sie den giftigen Bajazzo gleich herausharen. Ferner sagt „der größte jetzt lebende Humorist": „Es handelt sich hier nicht um Pesth ꝛc." und nun kömmt ein Lob auf die Ungarn. Gut gebrüllt Dalai! Geben sie sich keine vergebliche Mühe, wir Ungarn brauchen die Verehrung eines Saphir's nicht. Wir kennen Sie und haben Ihnen ganz sprechende und thätliche Beweise unserer Zuneigung gegeben. Lassen Sie uns Ungarn ungeschoren, gegen welch' edle Nation Sie sich eben so niedrig, wie gegen alle Anderen, wo Sie das consilium abeundi erhielten, bewiesen haben. Die hiesigen Schnürmacher, die Sie übrigens für fleißige Männer halten, lassen sich bei Ihnen bedanken, und bitten Sie, ja nicht das Pariser Gässel zu vergessen, wo Sie einem Knieriem zu Liebe die schöne Galoppade aufführten. Welch' schöne Lehren (Leeren) Sie übrigens dem Planeten ertheilen, darüber mag er sich selbst bedanken. *) Wenn Sie endlich wieder einmal aus dem Planeten Anekdoten nacherzählen, um Ihr Blatt damit zu bereichern und zu füllen, so hüten Sie sich, um nicht lächerlich zu werden, vor den Schnürmacherischen. Lesen Sie nur in Ihrer Kunegunde und Eduard Zeitung Nro. 133, 15. Septbr. 1837, im Bunterlei, da finden Sie den Schnürmacher und zwar als besten Gedanken in Ihrem ganzen Blatte. (Sic?) — Da fällt mir gerade ein, daß Sie das Wort Publatschenherr befragzeichnet haben, das hätte ich von Dr. Debek nicht geglaubt; haben Sie denn schon auch den lichtblauen +++ in Pesth vergessen? — Ich besitze noch Ihr Conterfei als Pfiffspitz aus jener Zeit. Ach das war eine schöne Zeit, lieber Moses! Wir sind Beide seit dieser Zeit ziemlich älter geworden. Nun ich will sobald mein Geschäft es erlaubt, Skizzen aus Pesth über Dalais damaligen Aufenthalt in Pesth herausgeben und wenn das Publicum da nicht lacht, so wie es öfters über Ihre schaalen Witze sich ärgert, so will ich kein Schnürmacher seyn.

Wenn Sie mir antworten, so machen Sie die Sauce länger, damit die verminderten Abonnenten des Humoristen den verlornen Witz wieder finden. Börne ist todt, er hat zwar den Teufel nicht unterzeichnen wollen, daß das, was er Ihnen verdankt, Witz sey, jetzt ist er aber todt. Nur mich, Schäker! werfe mit Deinem liebloſen Motto nicht zu den Todten." „Ich soll schon sterben? bin noch so jung — so jung. Ich soll schon sterben? Bin noch so jung!" — Noch eins. Der Alt-Ofner, den Sie vor zwei Jahren, in der Theaterzeitung von Bäuerle, über sein literarisches „Handle was!" so gewaschen haben, wissen Sie mit dem Motto: „Du kennst den Schützen!" und der Sie dann wieder, im Ofener Spiegel, mit dem Motto: „Ich kenne Dich Schufterle!" zurückgeworfen hat, ich meine denselben, der unter den Marodeurs in Pesth in dem schönen Buche: „Die Poesie und die Poeten Oesterreichs" Grimma 1837, fol. 91 so schön porträtirt ist, nimmt auch neuerdings im Ofe-

*) Wir bedauern, diesen Dank schuldig bleiben zu müssen, da der Humorist nicht über die böhmischen Dörfer hinauszukommen scheint, wir also nicht wissen, wofür wir Herrn M. G. Saphir zu danken haben. D. Red.

ner Spiegel Ihre Partie, und kommt auch über den ungarischen Schnürmacher. Samiel, das ist nicht jud jedhan! Du kennst die stille Klause noch als Pseudo-Politiker! Nimm Dich in Acht, Stotterer!! Sapperment, wenn ich einmal ins Schreiben komme, kann ich nicht aufhören, mein Dr. Lippi, der Esel, nennt mich, um auch ein Bischen witzig zu scheinen, in der Leipziger Theater-Chronik nun gar einen Schnürmeister. Der Bursche wird alle Tage dümmer, schreibt übers Theater und weiß nicht einmal, was ein Schnürmeister beim Theater und ein Seidenschnürmachermeister in Pesth sey. Jener ein Diener, dieser ein Herr!: Dr. Fidelis-Notus, der dritte, der statt zu curiren, einen verbotenen Leihbibliotheks-Handel treibt, über den nächstens. Grüßen Sie mir Ihre Hertha, fragen Sie sie in meinem Namen: ob die Wilden-Rosen, wie unsere Hetschabetsch- (Hagebutten) Blüthen, auch mit Essig und Baumöl zum Rindfleisch zu genießen sind. Auf baldiges Wiedertreffen!

Ihr Seidenschnürmachermeister.

Geschrieben in Pesth im Jahre des Heils 1838.

Königsberg.

Den 10. Februar 1838.

Wer jetzt unsere Salons durchstreift, der hört nichts als die Worte „Flöhe" und „Bull" nennen; Worte, die gewiß höchst ästhetisch sind und noch dazu das Gute haben, daß sie denjenigen unserer jungen Modeherren, welche sonst von nichts Anderem, als vom Wetter oder von sich selbst anzufangen wissen, einen guten Stoff zur Einleitung eines Gespräches in Damengesellschaft geben. Alles ist in Gährung; auf hiesigen öffentlichen Maskeraden erscheinen Flöhe und tanzen mit den Störchen Pas de quatre à la Taglioni, Flöhe befinden sich als eine neue Merkwürdigkeit unseres Jahrhunderts auf den Nipptischen und wieder der Name Ole Bull greift in jedes Herz.

Sie wissen wohl, daß Herr Bertoletto seine „betriebsamen Flöhe" hier gezeigt hat, und daß der große norwegische Violinist Ole Bull gegenwärtig Alles durch sein bezauberndes Spiel hinreißt Die „Betriebsamkeit" der Flöhe ist nun wohl nicht bewunderungswerth, wohl aber die des Herrn Bertoletto, des großen Flöhebändigers, der vortrefflich versteht, den Leuten das Geld abzulocken. Sein Verdienst besteht in dem sehr sinnreichen und saubern Apparat, den er mit sich führt und der sein Werk ist. Höchst zierlich und reizend von Papier und Seide und dem feinsten Holz geschnitzte Wägelchen, Schiffchen, Carousel's, Ziehbrunnen ꝛc., werden von den eben so künstlich und fein davor gespannten Flöhen gleichmäßig fortgezogen. Die Bewegung geschieht auf einem auf den Tisch gestellten langen und schmalen Kästchen, welches hohl und dessen Deckel aus dem zartesten Holze ganz fein und dünn verfertigt ist. Daß in diesem hohlen Kästchen heißes Wasser oder irgend eine die Flöhe antreibende Maschine befindlich, ist das Erstere unmöglich und das Zweite unglaublich. Herr Bertoletto ist aber wohl selbst die Maschine, denn sobald er den Floh mit seinem dahintergespannten Wagen oder Schiff auf das Kästchen gesetzt hat, so klopft er mit einem eisernen Stäbchen ziemlich stark auf den Deckel, dessen Schwingungen bei der Dünne und Feinheit des Holzes auch gewiß bis zu den Flöhen gelangen. Springen können die sonst so leichtfüßigen Thierchen nun nicht, da ihnen der Springfuß fehlt, rückwärts gehen auch nicht, theils weil sie durch das Klopfen hinter sich geängstigt werden, oder weil auch vielleicht die Räder am Wagen und Schiff durch besondere Vorkehrungen am Rückwärtsbewegen verhindert sind, also bewegen sie sich vorwärts. Am merkwürdigsten ist der Tanzsaal, der dicht über dem Uhrwerk einer Spieldose angebracht ist. Flöhe aller Art sind in aufrechter Stellung als Musikanten vor Notenpulten befestigt, mit bunten Röcken und Pantalons bekleidet, setzen sie sich natürlich bei dem Vibriren des Uhrwerks in die verschiedenartigsten Bewegungen (obgleich Herr B. behauptet, daß sie von selbst spielen) und bearbeiten ihre Instrumente, wozu mehrere Flöhepaare beiderlei Geschlechts in eleganten Ballcostumes eine Groteskgaloppade aufführen. Einen ganz tüchtigen Königsberger Floh hat Herr B. an einem goldenen Kettchen befestigt; dieser Herkules muß noch gezähmt werden. O, Unsinn! Wenn Herr B. in seiner Flohbiographie auch sagt, daß diese Thiere zwei Jahre leben und daß er sie täglich zweimal auf seiner Hand füttert, wo die Wunden stets zu sehen sind, so bin ich doch überzeugt, daß er täglich die abgearbeiteten Flöhe mit neuen vertauscht. Herr B. gibt übrigens für das Dutzend Flöhe 5 Sgr., und schon werden große Flöhankäufe auf Speculation veranstaltet, wodurch dem Gewerbe wieder eine neue Bahn geöffnet wird. Die jungen Damen sind sehr bestürzt und weichgestimmt, daß man sogar mit solchen niedlichen und unschuldigen Thierchen grausamen Handel treibt und da, wo Alles Emancipation ruft, Sclaven machen will. Uebrigens erzählt Herr B., daß, als er bei seiner Anwesenheit in Paris vor Louis Philipp mit seinen Flöhen beschieden worden wäre, ihm dieser große König, anstatt auf die Flöhe seine Aufmerksamkeit zu richten, fortwährend ängstlich und mißtrauisch ins Auge gesehen, vielleicht wähnend, in dem hohlen Kästchen wäre wieder eine neue Höllenmaschine verborgen, und daß er, (Herr B.), für einen drei Stunden langen Aufenthalt vor dem Könige der Franzosen und einer Gesellschaft von hundert der vornehmsten Personen, unter denen sich auch noch ein anderer Monarch befand, als Anerkennung die große Summe von 100 Fr. erhalten habe.

Der norwegische Violinist Ole Bull, ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, ist auf den höchsten Gipfel der Kunst gestiegen und steht Paganini nur darin nach, daß er einzelne Passagen mit weniger Sicherheit durchführt. Sein Lob kann ich auf verdiente Weise nicht ausdrücken, da ich nur erneuerte nicht neue Schmeichelworte finde. Alles ist nach den drei hier gegebenen Concerten in Enthusiasmus; am Ende der Vorstellung wird er stürmisch, rasend hervorgerufen oder vielmehr hervorgetobt, und gerührt trägt der liebenswürdige Künstler dann statt einer trivialen Danksagung noch stets ein improvisirtes Stückchen vor, das hinlänglich sein Gefühl verräth.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 53. Montag, den 2. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der Paß.

„So willst Du wirklich heirathen, Leo, und man darf gratuliren?"

„Allerdings. — Sieh hier Mantelsack und Nachttasche; in einer Stunde reise ich mit der Post ab, komme morgen nach Montargis, und stelle mich übermorgen meiner Braut vor, die einige Meilen von dort auf dem Lande wohnt."

„Ist sie hübsch, Deine Braut?"

„Ganz allerliebst. — Zwar habe ich sie noch nicht gesehen, aber mein Onkel Lombard, der die ganze Sache arrangirt, hat mir ein bezauberndes Bild von dem jungen Mädchen entworfen. Achtzehn Jahr, blond, dreißigtausend Thaler als Mitgift, und das Doppelte zu hoffen. Du wirst sie sehen, Julius, denn Du gehörst zu den wenigen Freunden, denen mein Haus immer offen stehen wird."

„Danke. Doch der Augenblick Deiner Abreise naht; lebe wohl. Glückliche Reise und gutes Gelingen!"

Leo Durand war ein ziemlich gewandter junger Mann, von angenehmen Aeußern und mittelmäßigen geistigen Fähigkeiten. Sein bescheidenes Wesen machte, daß er unbemerkt von der Welt hinlebte, und weder zu Lob noch Tadel Anlaß gab. Gleichwohl war sein Charakter nicht ohne Originalität. Von seinem zwanzigsten Jahre sich selbst überlassen, Herr seiner Handlungen und seines Vermögens, hatte Leo nie Neigung zum Hagestolzenstand gezeigt. Er besaß weder den Geschmack noch die Leidenschaften, welche dem Junggesellenleben Werth verleihen; für ihn hatte die Unabhängigkeit keinen Reiz; er floh alle rauschenden Vergnügungen und fürchtete sich vor galanten Abenteuern. Unter Liebe verstand er nur eine süße und dauernde Zärtlichkeit. Diese Neigung zum ehelichen Leben war bei seinem weichen Gemüthe um so natürlicher, das, zum Gehorsam geneigt, sich gern einer Meinung anschloß, und gleichwohl hatte man bisher diese guten Anlagen nicht entdecken wollen, und Leo war, trotz seiner persönlichen Annehmlichkeiten, trotz seiner sechstausend Livres Renten, und seiner großen Lust zu heirathen, im achtundzwanzigsten Jahre immer noch ledig.

Den Anfang seiner Bewerbungen hatte er, eben so unbesonnen als vorzeitig, bei einer jungen Witwe gemacht, deren Koketterie er mit einem offnen und förmlichen Heirathsantrage entgegentrat. Die Witwe, dessen nicht gewärtig, war nicht wenig über den ernsten Antrag erstaunt, doch sie hatte eben erst den Werth des Witwenstandes kennen lernen und nicht Lust, seine Reize und Vorrechte so bald hinzugeben. Sie dankte also ihrem respectvollen Anbeter und gab ihm ein Körbchen. Leo verlor durch diese erste Fehlschlagung den Kopf und seitdem begleitetete ein unseliges Ungeschick und Mangel an Selbstvertrauen alle seine derartigen Schritte. Als er dreimal gescheitert war, verbreitete sich das Gerücht seiner erhaltenen Körbe, und die Familien, mit denen er in Verbindung treten wollte, schracken davor zurück. „Madame N., Fräulein R. und S. haben ihn ausgeschlagen," sagte man, „der junge Mann muß bei allem äußern guten Anschein irgend einen versteckten Fehler haben." Hier gab es nun ein weites Feld zu den seltsamsten und schlimmsten Vermuthungen. So flossen mehrere Jahre dahin, und Leo, niedergedrückt durch sein Mißgeschick und erbittert durch so viele Fehlschlagungen, versank in eine gänzliche Muthlosigkeit.

Glücklicherweise kam ihm sein Onkel Lombard zu Hilfe. Herr Lombard war in früherer Jugend Reisediener gewesen, hatte sich einiges Vermögen gesammelt, und stand nun als Compagnon an der Spitze eines bedeutenden Handelshauses, wo er sich ebenfalls die auswärtigen Besorgungen vorbehalten hatte, um seinen alten, ihm lieb gewordenen Gewohnheiten treu zu bleiben. Seit dreißig Jahren bereiste Herr Lombard ganz Frankreich, und hatte den Ruf, in allen Departements Leidenschaften erregt zu haben. Auch war sein Aeußeres hübsch genug, um diese weltbürgerliche Galanterie zu rechtfertigen. Obgleich für den Ehestand nicht sehr passionirt, fiel es ihm doch nicht ein, die Neigung sei-

nes Neffen dafür zu bekämpfen. Er war zu freisinnig, um nicht Jedem seine Meinung zu lassen, und hatte im Augenblicke seiner Abreise zu Leo gesagt:

„„Laß den Muth nicht sinken, mein Junge; ich nehme es über mich, Dir in der Provinz eine passende Frau zu suchen; überlaß mir die ganze Einleitnng, Dir soll dabei nichts übrig bleiben, als zu heirathen. Verlaß Dich auf mich, ich bin in solchen Dingen glücklich. Binnen jetzt und einem Monate erhältst Du Nachricht"

Und Herr Lombard hielt Wort Drei Wochen darauf kam ein Brief folgenden Inhalts:

„Lieber Neffe! Durch Gegenwärtiges gebe ich mir die Ehre, Dich zu benachrichtigen, daß ich eine vortreffliche Partie für Dich gefunden; ein Mädchen schön wie ein Engel, herrliche blaue Augen, blonde Haare, die einzige Tochter einer Mutter, die ihre funfzehntausend Livres in sicheren Renten hat. Die Mitgift beträgt hunderttausend Francs. Ich hoffe, daß Du Dich nicht über mich zu beklagen hast. Reise sogleich nach Empfang Dieses ab und beeile Deine Heirath. Ich werde nicht gegenwärtig seyn können, da ich unverzüglich nach Marseille muß, wo ich zwei Monate bleibe. Es soll mich freuen, Dich bei meiner Rückkehr schon häuslich eingerichtet zu finden, und ich bringe demnach im Voraus meine besten Wünsche für Dein Glück. Lebe wohl

Dein treuer Onkel

Isidor Lombard."

P.S. „Die Adresse Deiner Frau ist, Fräulein Euphrasie Dutillois, bei Mad. Dutillois, in Bony bei Montargis."

Dieser Brief versetzte Leo in einen wahren Freudentaumel, er reis'te voll Hoffnung und Träumen einer schönen Zukunft ab. Bei Fontainebleau hielt die Post, und der Schaffner gab dem Reisenden zwanzig Minuten Frist zum Mittagsmahl. Man setzte sich zu Tisch. Im Nebenzimmer standen eben Reisende einer von Lyon kommenden Diligence von der Tafel auf, und wollten ihre Plätze im Wagen wieder einnehmen, als Gensd'armen nach ihren Pässen fragten, welche gesammelt und sorgfältig durchgesehen wurden, weil damals eben eine Verschwörung entdeckt worden war. Nach Erfüllung dieses herkömmlichen Gebrauchs, verfügten sich die Gensd'armen an beide Tische, und Jeder erhielt, nach Nennung seines Namens seinen Paß zurück.

Während Leo Montargis entgegenfuhr, beschäftigte man sich in Bony bereits mit seiner Ankunft. Euphrasie Dutillois verdiente in der That die Lobeserhebungen, welche Herr Lombard von ihrer Schönheit gemacht; sie war ein junges liebenswürdiges Wesen, und hatte nur den Fehler, wie alle verzogenen Kinder, etwas eigenwillig zu seyn; sie paßte in dieser Hinsicht vollkommen zu Leo. Erbin von funfzehntausend Livres Renten, war Euphrasie zu reich, um in Bony eine anständige Partie zu finden. Kein Bewerber hatte es gewagt außer einem Tölpel von Vetter, Pamphil Jovin, den sie abgewiesen, der aber gleichwohl seine Bewerbungen mit liebenswürdiger Dreistigkeit stets erneuerte. Als Herr Lombard vorüberreis'te, erinnerte er sich, daß sein Freund, der selige Dutillois, eine Witwe, eine einzige Tochter und ein ziemlich ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte; er begab sich nach Bony, fand Euphrasie nach seinem Geschmack und trat mit seinem Vorschlage hervor, den man auch annahm. Jovin ward über diese Vereinigung herzlich betrübt; er hatte auf seine Beharrlichkeit und die geringen Aussichten in Bony gerechnet, als aber Paris mit ihm in Concurrenz trat, verlor der arme Teufel jede Hoffnung.

(Schluß folgt.)

Reisezeitung.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Eine Geschichte ganz eigener Art beschäftigt seit einiger Zeit das Publicum einer großen Ostseestadt. Ein junges Mädchen, die Tochter eines dortigen, im sogenannten schwarzen Meere wohnenden Handwerkers, welches einen unmoralischen Lebenswandel führte und — je stiller der Verkehr in einer großen Stadt ist, um so mehr stille Verkehre pflegt man dort anzutreffen — vorzugsweise den Verkehr einer Frau besuchte, erkrankte in Folge ihrer Debauchen, so daß sie sich einer eben so langwierigen als kostspieligen Cur unterwerfen mußte. So etwas passirt nun freilich alle Tage (alle Nächte vielleicht noch häufiger), aber nicht, daß, wie es hier der Fall war, ein inficirtes Frauenzimmer einen, vermöge seiner Stellung, allgemein gekannten höhern, bejahrten und verheiratheten Policeibeamten beschuldigt, sie bei jener Frau gesprochen (das ist ja wohl der Terminus?) und angesteckt zu haben, und daß der Vater der Erkrankten, ein anscheinend wohlhabender Mann, die Schande seiner Tochter öffentlich proclamirt, indem er nicht nur an die höchste Behörde, sondern selbst an den Landesfürsten schreibt und darüber wehklagt: daß der, welcher stille Verkehre zerstören sollte, sie nicht nur dulde, sondern sogar frequentire, und daß seine jüngst noch so unschuldige Tochter dort durch jenen hochgestellten Mann in eine so traurige Lage versetzt worden sey, und er, der Vater, eine für ihn so namhafte Summe zu ihrer Wiederherstellung aufbringen müsse. Unterdeß wird die Geschichte in der Stadt ruchbar und ein dortiges Localblatt bringt bei dieser Gelegenheit unter mehreren literärischen Neuigkeiten, eine Nachricht, worin das seestädtische Publicum eine nicht unwitzige Anspielung auf die Namen einiger Hauptpersonen in dieser scandaleusen Geschichte fand, und den Titel: der drei Männer-Walzer auf das verbreitete Gerücht deutete, daß nicht blos ein Policeiofficiant, sondern sogar deren drei solche Excursionen und zwar häufig gemeinschaftlich unternommen hätten. Und als nun gar ein ehemaliger Hautboist einen schwarzen Meer- oder drei Männer-Walzer componirte und ihn mit einer Vignette, welche eine sich auf den Wogen des Meeres schaukelnde Nymphe darstellte und wobei sich in der Entfernung ein Boot mit drei Männern, einer mit einem gewaltigen charakteristischen Dreimaster auf dem Haupte zeigte, lithographiren ließ, und dieser Walzer in mehreren Gartenconcerten und zwar mit Anspielung auf den Stand des Vaters, zur Aufüh-

rung kam, und man im Intelligenzblatte las: Heute wird der schwarze Meer-Walzer hier, morgen dort aufgeführt, war die Schadenfreude groß. Doch Scherz bei Seite: jene so stadt- ja landkundig gewordene Anklage*) hatte eine Anfangs von der administrativen und später von der richterlichen Behörde geleitete Untersuchung zur Folge; der Angeschuldigte läugnete jedoch und eine Menge von Personen mußten vernommen werden, von denen sich mehrere in Widersprüche verwickelten und ganz besonders das kranke oder krank gewesene Mädchen, so daß dieses, wie mir so eben ein Freund aus jener Seestadt schreibt, zu Arrest gebracht wurde und desgleichen ein persönlicher Feind des Angeschuldigten, so daß bei der Mehrzahl der Richter, nicht des Publicums, die Voraussetzung entstanden zu seyn scheint: daß die Anschuldigung, wenigstens zum Theil, erfunden und der Zweck jener Eingabe an die höchsten Personen gewesen seyn dürfte, einen hohen Beamten von seinem Posten zu verdrängen, um einen bestimmten Anderen an seine Stelle zu bringen. Sollte sich dieses im Laufe der Untersuchung bestätigen, so dürfte diese Geschichte zu den merkwürdigsten Intriguen jenes Landes gerechnet werden.

*) Als ich kürzlich von jener Seestadt nach Berlin reis'te, konnte ich mich dort eines Tages nicht zurecht finden und erkundigte mich deßhalb bei einem sehr anständig gekleideten Mann. Er war so verbindlich mich zu versichern, daß sein Weg ihn gerade nach dem Viertel, nach welchem ich wollte, führe und erbot sich zu meinem Begleiter. Als er nun zufällig im Gespräch erfuhr, daß ich von —g käme, hob er an: „Da ist ja kürzlich eine famöse Geschichte mit einem — und einem Mädchen passirt. Die Sache hat hier viel Aufsehen gemacht."

Der Reisende.

Weihnacht.

Hell blickt der Mond vom Himmel nieder,
Die Sterne leuchten in stiller Pracht.
In tiefem Schlummer ruht die Erde,
Und nahe ist die Mitternacht.

Drei holde Jungfrau'n sitzen harrend
Im stillen dunkeln Kämmerlein,
Durch buntgemalte Scheiben flimmert
Des Mondes bleicher Silberschein.

Sie harren zitternd, daß der Liebste,
Den ahnend ihre Seele meint,
Durch dunklen Zaubers Macht gezwungen,
In der geweihten Nacht erscheint.

Bereitet ist der dunkle Zauber,
Und Alle schauern bleich und kalt,
Als nun in ernsten dumpfen Schlägen
Die Mitternacht vom Thurme hallt.

Da öffnet lautlos sich die Thüre,
Zwei Jünglingsbilder treten ein
Und nahen den Erkorenen leise —
Hell blickt der Mond ins Kämmerlein.

Die dritte Jungfrau harrt vergebens,
Und einsam bleibt sie und allein;
Da blickt sie traurig von dem Fenster
Hin auf die Flur im Mondenschein.

Auf weißbeschneitem Plane drunten
Steht eine schwarze Todtenbahr,
Ein bleiches Mägdlein liegt im Sarge,
Den Todtenkranz im blonden Haar.

Und bebend sinkt die Jungfrau nieder,
Sie sah sich selbst im Todtenkleid,
Sie sah sich in der Jugend Tagen
Dem finstern kalten Grab geweiht.

Bald standen zwei der Jungfrau'n selig
Mit dem Geliebten am Altar. —
Die dritte schlief im dunklen Sarge,
Den Todtenkranz im blonden Haar.

E. Ferrand.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Louis Drucker, der bekannte Berliner Wein-Bajazzo kündigte jüngst in dortigen Zeitungen an: „er habe für seine Gäste extraordinairen ächten Bischof von Cöln kommen lassen." Eine Fadaise gleicher Art erlaubte sich ein Conditor, Namens Klenke in Augsburg, der ächte Vischerings-Pastetchen und Hannöversche Constitutions-Krapfen anbot.

Englische Blätter erzählen: die junge Königin Victoria habe, ehe sie noch Königin geworden, dem jungen schönen Lord Elphinstone bei seiner Abreise einen Ring mit der Zusicherung eingehändigt, daß, wenn er diesen ein Mal zurückbringe, so dürfe er fordern, was er wolle. Kürzlich habe nun der junge Lord den Ring durch eine vertraute Freundin, ungeachtet aller Hindernisse in die rechten Hände gebracht und — (Beschluß folgt.)

Auf einem Chemnitzer Concertzettel war jüngst gedruckt zu lesen:

Erster Theil. Symphonie von Haydn (Esdur, die mit einem Paukenviertel anfängt.)

Unterzeichnet ist: W. Mejo, Musikdirector.

In einem baierischen Tageblatte vom 5. Februar 1838 wird unter den Gebornen auch erwähnt: „Michael Kellner, herzogliches Postillonkind!"

Der witzige Schriftsteller Glasbrenner in Berlin äußerte, als ihm in einer Buchhandlung die „Klagen eines Juden, Blätter für die höchsten Interessen, von Joel Jacobi" vorgelegt wurden. „Ich finde gar nichts Besonderes darin, daß ein Jude für die höchsten Interessen eingenommen ist."

Am 9. d. Mts. fand in Berlin eine humoristische Schlittenfahrt der dortigen Studenten statt. Von höchst elegant costümirten Vorreitern eröffnet, begann der Zug im gemessenen Tempo. Bald begrüßte eine Schöne, welche die Natur mit einem Schnurrbarte und Henri quatre ausgestattet hatte, die Berliner Welt und coquettirte über alle Maßen. In einem andern Schlitten saß ebenfalls ein in eine Romanheldin metamorphosirter Studiosus, in deren Herzen die Pandecten und das ganze Corpus juris laut schlugen, und die sich nicht entblödete, ihrem Courmacher auf offener Straße Beweise ihrer Zärtlichkeit durch unzählige Küsse zu geben. Auf einer Bank saß, als Sinnbild der Treue, eine colossale Dogge, mit einem Bibi, welcher der galante Herr ihr gegenüber mit einem Fächer Kühle zuwehte, und in einem andern Schlitten hielt ein junger Hippokrates das Pfand der Liebe, einen schwarzen Pudel, in seinem Schooße. Aber auch die Jahreszeiten wurden persiflirt. In einen ungeheuren Bärenpelz gehüllt, saß die Jurisprudenz und die Gottesgelahrtheit mit weißen Sommerbeinkleidern hinter einem Sonnenschirme. Verschleiert ritt im Amazonengewande die Heilkunde einher, begleitet von zwei stattlichen Herren, die uns durchaus weiß machen wollten, daß wir im Juli und nicht im Februar leben. Zwei alte Herren mit Alonge-Perrücken und in rothem Costüme discutirten sehr emsig über einen sehr kritischen Rechtsgegenstand und erschütterten besonders bei ihrem Anblick alle Lachmuskeln. Kurz, die ganze Schlittenfahrt war eine Materia medica geistreicher Satyre, eine Concordanz des besten Humors, ein Corpus juris der glücklichsten Laune, eine Encyklopädie wahren attischen Salzes.

Literarisches Museum.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Von Seidelmann.

Herrmann Marggraff.

Die letzten Tage haben der Journalistik ein neues Leben eingehaucht; jungkräftige, reichbegabte Talente haben mit ihrem warmquelligen Blut der alten Medea die Adern gefüllt und ihren Geist, ihre Empfindung in den leichtgebauten Budenzelten der vorüberflatternden Menge aufgestellt.

Was können die Journale der Literatur gewähren? Ist es recht, sie von dem Standpuncte mechanischer Fabrikarbeit aufzufassen, gefertigt um den täglichen Heißhunger der Lesesucht abzufüttern und die gnädige Frau, wie das Tonspiel einer Flötenuhr, in einen gesunden Nachmittagsschlaf zu singen? Sollen sie das Rendezvous läppischer Klatschereien darstellen und so den Charakter literarischer Damencafés annehmen?

Der Augenblick, der gleich dem beschwingten Pfeil vorüberfliegt dem Lande der Zukunft entgegen und uns auf weichem Flügel mit forthebt, ist zu edel für diese Depravation. Die Literatur würde zur feilen Dirne herabsinken, die Jedem gefällig, ihre innere Bedeutsamkeit frevelhaft aufgibt. Man würde mit Recht die Tagesschriftsteller in die Classe der Handlanger und Industrieritter zurückstoßen.

Die Journale sind wesentlich ein Product der neuern Zeit; sie konnten erst zu Stande kommen, nachdem die Literatur in allen ihren Theilen organisch herausgebildet und gleichsam männlich geworden war, nachdem an der Menge der vorhandenen Mittel sich auch ein weitergreifendes, Mehr verlangendes System der geistigen Bedürfnisse erzeugt hatte und die Presse endlich eine hinlängliche Schnelle und Leichtigkeit garantirte.

Bei dem Vorhandenseyn dieser Conjuncturen bilden die Journale das Nerven- und Faserngewebe des literarischen Körpers, indem sie die einzelnen Gliedermassen verbinden und in einander überführen; sie treten durch ihre Vermittlung des stabilen, soliden Elements mit den Interessen von Heute zu Morgen in die Bedeutsamkeit der Chausseen und Dampfschiffe, und werden so zu Courszetteln für die Schriftsteller, zu einer repräsentativen Chronik des Geistes der Gegenwart, zugleich aber auch zu einem Institut, um auf das Publicum leitend und regelnd zu influenziren. Als Kernpunct ihrer Bedeutsamkeit ist die Vertretung der Gegenwart zu nennen und nur wenn sie diese in mannigfachgestaltigen Chancen und Verflechtungen mit der Intention abschildern, in dem flüchtigen Moment die innere Wahrheit, das eigenthümliche Lebensprincip herauszukehren, und das vorüberrollende, unter der Perspective des Ewigen zu ergreifen, schließt sich in ihnen die Verwirklichung ihrer Idee ab. Dann ist auch die Journalistik zur Kunst emporgehoben und darf sich kühn, eine erweiterte Schwinge, in den Kanon poetischer Bildungen einreihen.

Von diesem Standpunct aus hat Herrmann Marggraff ein Recht aufgefaßt zu werden.

Marggraff ist Journalist. Im Jahre 1834 trat er zuerst im Gesellschafter mit einzelnen Aufsätzen hervor, die, obwohl mit Interesse gelesen, den Verfasser doch nicht über das Niveau der Tagesschriftsteller erhoben.

Eine Stellung in der Literatur erlangte er durch die Redaction des Conversationsblattes; man muß sagen, daß dieß Journal das Piedestal seines Rufes geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 54. Dienstag, den 3. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Winterlieder.

Von Joh. Nep Vogl.

3.

Wie wehet der Flocken
Hellschimmernder Flaum,
Wie hänget voll Locken
So Staude als Baum!

Wie wirbelt und fliegt es,
So scherzend und licht,
Wie flackert's und schmiegt es
Sich mir an's Gesicht!

O schaut doch das Regen
Ohn' Ende und Ziel,
Das tolle Bewegen
Im neckenden Spiel.

Die Meisten wohl grollen,
Dem Stöbern und Schnei'n,
Dem Frühling nur zollen
Sie Beifall allein.

Doch fröhlich zum Himmel
Entschwingt sich mein Lied,
Wenn wild das Gewimmel
Um's Auge mir zieht.

D'rum heissa, ihr Flocken,
Und jagt euch im Kreis,
Behänget mit Locken,
Das schwankende Reis.

Umschwärmet, umflimmert
Die Giebel im Tanz,
Und glänzet und schimmert
Von Thürmen als Kranz.

Doch wer da entmarket,
Der fliehe die Lust,
Im Winter erstarket
Nur männliche Brust.

Der Paß.

(Schluß.)

Lombard war gleich nach Abschluß der Verbindung wieder abgereis't; Leo sollte den nächstfolgenden Tag eintreffen, und Madame Dutillois unterhielt ihre Tochter von den künftigen Pflichten und Rechten der Gattin. Euphrasie hörte eine Stunde lang mit träumerischem Stillschweigen zu, dann unterbrach sie plötzlich die Mutter, und sagte:

„Ich glaube, wir haben uns hinsichtlich Herrn Durand's übereilt, daß wir den Vorschlag auf das bloße Lob seines Onkels annahmen."

„Herr Lombard" — antwortete die Mutter — „ist jeden Betrugs unfähig. Uebrigens hat sich mein Notar von seinen Verhältnissen Einsicht verschafft."

„O, ich zweifle nicht an den sechstausend Livres Renten Herrn Durand's; ich will auch wohl glauben, daß er von anständiger Familie und guten Sitten ist. Das Alles ist gut für Sie und deckt Ihre mütterliche Verantwortlichkeit über die passende Vermählung Ihrer Tochter; mir aber genügt das nicht: der junge Herr muß mir auch gefallen, und es wollte mich bedünken, als ob Herr Lombard, während er den Charakter seines Neffen nicht genug rühmen konnte, über seine Persönlichkeit leise hinschlüpfte und alle darauf bezügliche Details vermied." —

„Die Sache war, daß Herr Lombard aus Discretion über dieses Capitel geschwiegen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nur eine Art von Schönheit bei den Männern anerkannte. Nach ihm gehörten zur vollkommenen Schönheit eine Länge von fünf Fuß acht Zoll, vierschrötige Schultern, grellrother Teint und ein äußerst vol-

ler Backenbart. Leo nun besaß diese glänzenden Vorzüge keineswegs, und da ihn Herr Lombard für von der Natur minder begünstigt hielt, begnügte er sich mit den Worten: „Ich bin fast gewiß, daß Sie ihn nicht übel finden werden." Diese doppeldeutige Phrase hatte eben Euphrasiens Zweifel und Unruhe erregt.

„Nun wohl," sagte Madame Dutillois, „noch bist Du vollkommen frei; nichts ist noch unterschrieben und besiegelt. Du wirst morgen Herrn Durand sehen; gefällt er Dir nicht, nun so schicken wir ihn zurück. — Aber ich wette, daß er Dir gefällt."

„Das ist ganz gut, und Ihr Vertrauen macht Sie stark, deßhalb schlüpfen Sie so leicht über das Wort hin: wir schicken ihn zurück! Glauben Sie denn, daß es so leicht, den Leuten ins Gesicht zu sagen: Sie gefallen mir nicht, ich finde Sie unleidlich und häßlich. Gewiß, liebe Mutter, wenn es bis dahin kommen sollte, so wird Ihre Verlegenheit so peinlich seyn, daß ich ihn aus Mitleiden mit Ihnen heirathen werde. — O, ich kenne mich! — Glücklicherweise weiß ich noch ein Mittel Alles beizulegen."

„Und dieses ist?"

„Sie sagen Etienne, daß er die beiden Pferde vor unsere Halbchaise spannt; in drei Stunden sind wir in Montargis; wir steigen in dem Gasthofe ab, wo die Pariser Posten einkehren; man kennt uns nicht; wir speisen mit den Reisenden an der Wirthstafel zu Abend; ich sehe Herrn Durand, und wenn er mir mißfällt, schreiben Sie ihm einen höflichen Brief, der ihn der Mühe überhebt, nach Bony zu kommen, und Ihnen eine peinliche Erklärung erspart. Was sagen Sie zu meinem Plan?"

Es war neun Uhr des Abends, als Madame Dutillois und ihre Tochter in Montargis angekommen und im bewußten Gasthofe abgestiegen waren; das Abendessen war schon vorüber. Euphrasie wandte sich an die Wirthin, die mit Geschwätzigkeit alle ihre Fragen beantwortete.

„Unter den heute von Paris gekommenen Reisenden ist ein gewisser Herr Durand?"

„Ja, mein Fräulein, ja; ein junger Mann, der sich in unserer Gegend zu verheirathen gedenkt, so viel ich aus seinem Gespräch vernommen. Er will morgen früh nach Bony, und Thomas soll ihn für vier Francs hinfahren. Zwar kostet das nur drei Livres, allein wenn man zu seiner Braut reis't, nimmt man es nicht so genau. Die Damen kennen vielleicht Herrn Durand? Soll ich ihn benachrichtigen lassen? Er kann noch nicht zu Bett seyn, denn ich sehe noch Licht in seinem Zimmer. Warten Sie, eben bringt mir Katharine seinen Paß, den ich dem Policeiamt übergeben muß. Ich will gleich seinen Namen in mein Buch schreiben. Wünschen die Damen zu soupiren?"

„Ja," sagte Euphrasie, „lassen Sie uns so schnell als möglich decken."

„Im Augenblick, meine Damen."

Die Wirthin ging hinaus und ließ den Paß auf dem Tische liegen. Euphrasie ergriff ihn eiligst und sagte:

„Vielleicht wird es unnöthig, Herrn Durand selbst zu sehen; hier haben wir ja sein Portrait."

Sie las: „Im Namen des Königs — Peter Ignaz Durand. Er heißt Ignaz; was für ein abscheulicher Name!"

„Du wirst ihn nach Gefallen umtaufen," erwiderte Madame Dutillois.

Euphrasie kam zum Signalement. Beim ersten Worte ward sie bleich, die Hand zitterte, und sie sagte zur Mutter:

„Kann ich ihm auch nach Gefallen andere Haare geben?"

„Wie so?"

„Haare — roth."

„Roth!" schrie Madame Dutillois. — „Ach, Herr Lombard, Herr Lombard!

„Das ist noch nicht Alles," fuhr Euphrasie mit Kälte fort, „hören Sie, Mama:

Stirn — niedrig, Augenbrauen — roth, Augen — grau, Nase — dick, Mund — groß, Bart — roth, Gesicht — blatternarbig. Besondere Kennzeichen: Eine Warze auf dem linken Nasenloch."

Madame Dutillois war außer sich. Euphrasie war schnell mit sich einig, wie ein Mädchen, das der Freier gewiß ist. Die Wirthin kam jetzt mit der Nachricht, daß das Mahl bereit sey, und setzte hinzu:

„Herr Durand ist noch wach, er hat so eben Feder, Tinte und Papier verlangt."

„Was geht das uns an?" rief Euphrasie, „wir kennen den Herrn nicht; der, von dem wir sprachen, ist mein Vater, ein Mann von funfzig Jahren."

Den folgenden Tag wollte Leo eben in Thomas Miethkutsche nach Bony abfahren, als er einen Brief von Madame Dutillois empfing. Man hatte dem plötzlichen Zurücktreten eine höfliche Wendung gegeben, und eine Menge von zufälligen Umständen und Entschuldigungen angeführt, auf die nichts zu erwiedern war. Leo sah ein, daß ihn sein Unstern zum Cölibat verdamme. Er verzichtete, und trat betrübt seine Rückreise nach Paris an. Als er in Fontainebleau anhielt, rief der Gensd'armerieofficier nach Durchsehung seines Passes:

„Wetter! das ist ein Glück für den Herrn, der gestern drei Stunden von hier angehalten worden ist. — Ignaz Durand, rothe Haare, blatternarbig, eine Warze. — Ganz richtig," uud fügte er hinzu, ein anderes Papier entfaltend: „Leo Durand, schwarze Haare, mittle Nase, ovales Gesicht — es trifft zu. Entschuldigen Sie, mein Herr, wir haben uns gestern versehen; es waren zwei Durand's da, der Eine kam von Paris, der Andere wollte dahin man hat Ihre Pässe bei der Zurückgabe verwechselt. Das hat für Ihren Namensbruder sehr böse Folgen gehabt, den man festgenommen und ins Gefängniß geführt hat. Doch jetzt klärt sich Alles auf, und ich eile zum Procurator des Königs. Sie können sich Glück wünschen, mein Herr Leo Durand, daß die Sache für Sie kein schlimmes Resultat gehabt."

„In der That, das kann ich," sagte Leo.

Nach dieser Niederlage von Montargis ward Leo Philosoph. Da er sah, daß er sich auf keine Weise verheirathen konnte, sehnte er sich mit dem Junggesellenleben aus. Die Erbschaft seines Onkels setzte ihn bald in den Stand, dieses Leben mit allem möglichen Pomp zu führen: Herr Lombard starb plötzlich zu Marseille, und hinterließ seinem Neffen ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Francs. Seitdem that Leo sich selbst Zwang an, haschte nach Vergnügungen, und betrachtete die Ehe von einem ganz neuen Gesichtspunct.

Ein Jahr war seit seiner unseligen Reise nach Montargis verflossen, als Leo auf einem Balle eine wunderhübsche Frau bemerkte, die, als sie seinen Namen hörte, zu ihm sagte:

„Auch ich könnte mich Madame Durand nennen."

„Ach, vielleicht einer meiner Verwandten — —"

„Kennen Sie Herrn Ignaz Durand, Rentier in Paris?"

„Leider! Unsere Bekanntschaft hat sich auf ganz eigenthümliche Weise gemacht. Bei einer Reise im vorigen Jahr wurden unsere Pässe verwechselt, und er festgenommen. Zum Glück für ihn kehrte ich den folgenden Tag von Montargis zurück, und —"

„Von Montargis! — Und Ihre Pässe waren verwechselt?"

„Ja, Madame; er hatte den meinigen, ich den seinen: ein Versehen der Gensd'armen. Und da wir uns nicht ähnlich sahen —"

„Mein Gott! was sagen Sie da! — Sie waren also —"

„Allerdings war ich — doch um Vergebung, Madame, dürfte ich um Aufschluß bitten?"

„Ich bin Euphrasie Dutillois, mein Herr. Ich war Ihnen mit meiner Mutter entgegengereis't. Im Gasthofe zu Montargis sah ich Ihren Paß, und —"

„Und das Signalement erschreckte Sie: es gab Grund dazu. O, und ich Verblendeter wünschte mir noch Glück, den bösen Folgen dieser Verwechselung entgangen zu seyn! Doch, mein Fräulein, darf ich vielleicht nun hoffen —"

„Jetzt, mein Herr, bin ich verheirathet und Madame Jovin; mein Mann sitzt uns dort an jenem Tische gegenüber."

Sie zeigte dabei auf einen plumpen Burschen mit nichtswürdigem Ausdruck, dessen Gesicht hinter einem Atout auftauchte.

„Verwünschter Paß!" rief Leo.

„Verwünschter Paß!" wiederholte Euphrasie kaum hörbar.

Ueber die neuesten Methoden des Einbalsamirens menschlicher Leichname.

Die Kunst, den menschlichen Leichnam vor Fäulniß zu bewahren und ihn so lange als möglich zu erhalten, ist sehr alt, und soll eine Erfindung der alten Aegyptier gewesen seyn. Das Einbalsamiren der Leichen beruhte bei den morgenländischen Völkern auf religiösen Meinungen, ja es wurde sogar durch Cultus und Priester geboten. Die künstlich einbalsamirten und getrockneten Leichname Verstorbener, wie sie später häufig in ägyptischen Höhlen und Pyramiden aufgefunden wurden, sind wahrscheinlich die Ueberbleibsel von Fürsten und Priestern, oder vornehmer, angesehener und reicher Leute, da bekanntlich das Einbalsamiren schon in damaligen Zeiten sehr kostspielig war. Man verwendete dazu vorzüglich ein kostbares persisches Erdharz, im Arabischen Mum geheißen, wovon der Name Mumie abgeleitet wird. Die übrigen Ingredienzen, sowie die Art und Weise der Procedur der Alten ist nicht mehr mit Gewißheit zu bestimmen, da die Oeffnung von alten Mumien zu keinem sichern Resultate geführt hat. Nur soviel ist bekannt, daß das Einbalsamiren eines Verstorbenen 70 Tage dauerte, worauf der Körper in Byssus (feine Leinwand) gewickelt und in einen Sarkophag gelegt wurde. Seit der Regierung der Ptolomäer hörte die Gewohnheit, die Leichen einzubalsamiren ganz auf, und daher kam es, daß später jene Kunst zu den verlorenen Geheimnissen des Alterthums gerechnet wurde. Soviel ist gewiß, daß sich die alten Aegyptier verschiedener Balsame, Gewürze, Natrum ꝛc. bedienten, von denen Sabiz (de conditura, Argentoratum 1649) ein ausführliches Verzeichniß gibt. Nach Nachrichten, welche Plinius mittheilt, scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß schon in alten Zeiten eine Art Holzessig das wesentlichste Material bei Bereitung der ägyptischen Mumien war, wobei allerdings noch wohlriechende Ingredienzen zugesetzt wurden. Auch in neuesten Zeiten ist der Holzessig mit Erfolg zum Einbalsamiren angewendet worden und jetzt, da man das fäulnißwidrige Princip des Holzessigs, Kreosot, für sich allein hat darstellen lernen, ist zu erwarten, daß das Einbalsamiren der Leichname geliebter Todten allgemeiner werden wird.

Die neuere Chemie hat außer Holzessig vorzüglich in dem Aetzsublimat und dem Arsenik, in Einspritzung der Adern mit Terpentinöl und Kampfer die kräftigsten, fäulnißwidrigen Mittel entdeckt und in Gebrauch genommen. Von den verschiedenen Methoden des Einbalsamirens neuerer Zeit scheinen die von Kopp und Tranchina die zweckmäßigsten zu seyn. Kopp's Verfahren (Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. Band 1. 1330) ist folgendes: Kopf, Brust und Unterleib des Verstorbenen werden geöffnet und von ihren Eingeweiden gänzlich entleert. Gehirn, Brust- und Baucheingeweide verschließt man in ein kleines Faß, welches mit folgender Mischung gefüllt wird:

℞ Mercurii sublim corr. ℥jv. — Spirit. frument. ℔xvj. — Solut adde Olei Lavendulae Olei Anthos aa ℥jß. in Alcohol ℥iv. solus.

Das Herz kann man separat in Weingeist aufbewahren. In die muskulösen Theile des Rückens, der Lenden, der Brust und der Extremitäten des Leichnams werden tiefe Lanzetteneinschnitte gemacht, die eben so wie die 3 Höhlen des Körpers mit trockenen Tüchern von anhängenden Feuch-

tigkeiten gereinigt und dann mit einer Sublimatauflösung ausgewaschen werden, welche auch in die Mundhöhle gegossen wird. Hierauf wird der Leichnam 48 Stunden hindurch in eine enge und tiefe Badewanne gelegt und mit folgender Mischung, zu welcher die erforderliche Menge Regenwasser hinzugesetzt wird, beständig feucht erhalten und begossen.

℞ Mercur. subl. corrosiv. ℥xvi — Sal. ammoniae. dep. ℥ß solve in — Aquae destill. ℔xvi. — Spirit. vini rectif. ℔j. — Spirit. coloniensis- ℥jß. — M.

(Schluß folgt.)

Literarisches Museum.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Herrmann Marggraff.

(Fortsetzung.)

Marggraff, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, war noch keineswegs durchgebildet und in seiner Entwicklung abgeschlossen, als er die Redaction übernahm, sondern er warf sich gegentheilig mit dem ganzen übersprudelnden Feuer einer jungen ungeprüften Kraft in das wirre, tosende Gedränge des literarischen Marktes; die Brust voll Muth und vielfarbiger Hoffnung, glänzte der Prospect für das neue Journal in dem schimmernden Farbenlichte seiner Phantasie.

So hat seine journalistische Wirksamkeit zwei volle Jahre gedauert und was sie an dem jugendhaften Feuer abgegeben, gewann sie reich am festen Ernst des Mannes.

Als ein Resumé dieser Epoche seines Schriftstellerthums ist das Werk zu betrachten, welches unter dem Titel: „Bücher und Menschen" bei Appun erschien. Diese Schrift trägt einen journalistischen, durchaus keinen buchlichen Charakter; es gibt Segmente des innern Lebenskreises, Aphorismen des Geistes, Monographieen, die meistens etwas Gelegenheitliches an sich haben und wie ein Impromptu aus der Fontaine des Augenblicks hervorspringen. Die gegebenen Aufsätze sind, wie sie einmal zusammengestellt sich vorfinden, Conglomerat von Einzelheiten, keine organische Gestaltung; sie sind zu abrupt, um künstlerisch ausgegohren zu seyn, Werke vom Tage geboren und für den Tag bestimmt; aber ihr intensiver Gehalt übergreift und zerreißt die äußere Formung; man trifft auf Embryonen für ein volles Menschenleben. So ist der Stoff tyrannisirt durch die Kürze der Zeit, in der er sich entfalten sollte, und seine Fassung ist eher von Außen gewaltsam herangebracht, als von Innen naturgemäß entwickelt.

Es wäre einseitig, das Buch nur nach dem beurtheilen zu wollen, was es in der That gibt; man muß ein Auge haben für die Zukunft desselben, für die Consequenzen, die in seinen Vordersätzen basirt sind, für die Ausfüllung und Verdichtung der Linien, die jetzt noch skizzirt erscheinen, um zu einem künftigen Gemälde sich farbvoll zusammenzuschließen. Das Buch ist durchaus eine Prämisse, ein Vorspiel kommender Dichtgestaltungen, und sein wahrer Lebenskern liegt nicht in ihm selber, sondern in dem, der es schrieb. Es spricht für sich die Stelle eines Memoirs an, eines Bekenntnisses des subjectiv aufrollenden Lebens, und nicht die eines vollkommnen, losgelösten objectivirten Kunstwerks.

Indem ich aber hier die einzelnen Fragmente in den Tenor einer organischen Entwicklung hineinreihen, die Mitteltinten und Uebergänge, die Brüche und Risse angeben will, habe ich das Leben des Autors, gleichsam den Unterbau seiner Gestaltungen, zunächst zu umschreiben.

Marggraff ist aus Züllichau, einer kleinen schlesischen Landstadt gebürtig. Nachdem er die Primitien des Gymnasiums durchgemacht, ging er nach Berlin auf die Universität, um Philologie zu studiren, und er studirte fleißig, entfernt von jener Caprice der neuern Zeit, welche keck und knabenhaft die Meisterwürde ohne Lehrjahre sich spielend erwerben möchte; er machte sein Oberlehrer-Examen und ward — Oberlehrer, nein — Schriftsteller.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Humoristische Damenbibliothek.] Herr M. G. Saphir hat eine „humoristische Damenbibliothek" herausgegeben. Das Humoristische an der Sache ist, daß er schlechte Witze für gute anbringen will, und Bibliothek ist es insofern, als es nur eine Sammlung seiner früheren, in der „Theaterzeitung" und im „Humoristen" abgedruckten Aufsätze ist. Daß sie nicht besser als seine gewöhnlichen sind, ist leicht einzusehen; schlechter — ist kaum mehr möglich. Wer eine grinsende Larve für einen classisch schönen Ausdruck der Freude hält, dem ist Saphir ein Humorist und der wird auch an dieser Damenbibliothek Gefallen finden. Man kann von Saphir nicht entschuldigend sagen — er ist alt geworden; nein, er war niemals jung; gewirkt hat er Nichts, zu hoffen ist von ihm auch Nichts — darum „werft ihn zu den Todten."

Zu der neulich von uns gegebenen Notiz: Acteurs mit und ohne Hörner, müssen wir nachträglich berichten, daß vor Kurzem in Prag sogar ein Ziegenbock die Bühne betreten hat. Der Zettel enthielt die Bitte „das Thier durch Geräusch nicht schüchtern zu machen." Ein Berliner Blatt meint „die Directionen böten in der That Alles auf, das Theater in üblen Geruch zu bringen. In Regensburg eine Hindin, in Wien und Berlin Ochsen, in Prag endlich ein Ziegenbock! — Sauve qui peut!

Ein russischer Gelehrter sagt in einer Abhandlung über deutsche Literatur: „Von allen Werken des unsterblichen Dichters Schiller wird keines früher veralten, als der deutsch-lateinische Theil seines Wörterbuchs ꝛc." O, Schiller und Scheller! —

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 55. Mittwoch, den 4. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Winterlieder.

Von Joh. Nep. Vogl.

4.

Schnee bedecket Berg und Hügel,
Weiß noch schimmert Flur und Thal,
Und doch brechen schon die Blümchen
Sich die Bahn zum Sonnenstrahl.

Freudig heben sie die Köpfchen,
Schauen hin und schauen her,
Sieh, da schwingt der West als Ritter
Für den Lenz den luft'gen Speer.

Und der frost'ge Alte flüchtet
Hin zum Nord in vollster Hast,
Denn an seinen weißen Locken
Hat der Held ihn schon erfaßt.

Aber auch die frühen Blumen
Reißt er mit auf toller Flucht,
Wie ein Greis oft karge Freuden
Noch am Grab zu haschen sucht.

5.

Kommt der frost'ge Winter wieder
Im Geleite Schnee und Wind,
Fällt die Flocke wirbelnd nieder
Als sein jüngstes liebstes Kind.

Hüllen sich in Weiß die Räume,
Trauernd zu der Menschen Leid,
Prangen doch noch manche Bäume
Hier und dort im grünen Kleid.

Und man meint, der Winter wolle
Eben jetzt von hinnen zieh'n,
Und es müss' aus Schnee und Scholle
Morgen schon ein Blümchen blüh'n.

So auch wähnt im süßen Traume
Oft mein Herz den Frühling nah,
Weil's an seinem Hoffnungsbaume
Manch' ein grünes Blättchen sah.

Doch mit freudigem Erkühnen
Jauchzt es kaum: Der Lenz beginnt!
Sieht es auch, daß jene grünen
Blätter seine letzten sind.

Schauderhafte Ermordung

der Magistratspersonen von Louvain 1379.

Seit der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts regte sich in allen größeren belgischen Städten, besonders in den brabantischen, ein dem Adel gefährlicher Freiheitsgeist unter den Bürgern, die, durch Handel und Gewerbthätigkeit zu großen Reichthümern gelangt, nicht länger mehr den Uebermuth der Abkömmlinge des Ritterthums ertragen, nicht länger mehr ihnen alle aus dem Feudalwesen stammenden Vorrechte zugestehen wollten. Aller Orten fanden deßhalb Umtriebe, Aufruhr, offener Kampf zwischen den Adligen und Nichtadligen statt; so in Brüssel, in Antwerpen, Gent und anderen Städten. Oft erlaubten sich die Bürger, durch die Schandthaten des Adels dazu gereizt, die größten Grausamkeiten. Ein merkwürdiges Beispiel hievon bietet die Ermordung der Magistratspersonen zu Louvain. Louvain zählte im vierzehnten Jahrhunderte eine ungeheure Anzahl von Webern und Tuchmachern; an 120,000 Arbeiter befanden sich in seinen Mauern. Schwer nur konnten deßhalb die adligen

Familien, unter denen sieben mit dem Namen „Tribus" seit undenklichen Zeiten für sich und ihre Schützlinge alle wichtigen Aemter in Besitz genommen hatten, ihre erworbenen Privilegien gegen jene gewaltige Volkskraft behaupten. Das merkwürdigste Begebniß in diesem Kampfe ereignete sich am Schlusse des Jahres 1379.

Es war am 20. December des genannten Jahres, an einem kalten düstern Morgen, als zwei Bürger, welche auf der Straße von Brüssel her die ganze Nacht geritten waren, eiligst in die Stadt Louvain hereinjagten. Ihre in Schweiß gebadeten Rosse, ihre niedergeschlagene geheimnißvolle Miene, die Worte, die sie mit leiser Stimme an die Vorsteher der Gilden, die ihnen begegneten, richteten, das Staunen und die Wuth, die sich alsbald in den Gesichtern der letztern malten, hatten nach wenig Augenblicken die Aufmerksamkeit des Volkes, das sich schon in den Straßen bewegte, erweckt. Man wußte noch nicht, um was es sich handelte, Keiner wußte bestimmt, was er zu hoffen, zu fürchten hatte; aber Alle nahmen mit Grund an, daß nur ein höchst wichtiges Ereigniß stattgefunden haben müsse, und die Versammlung, welche den beiden Reitern folgte, schwoll mit jedem Augenblicke mehr an.

Die beiden Bürger waren eben auf dem Platze vor dem Stadthause angelangt, und schickten sich an in das majestätische Gebäude, in welchem die Rathsversammlungen gehalten wurden, einzutreten, als mehrere Stimmen sich zugleich in der bereits unruhigen und die verschiedensten Gedankenverbindungen machenden Volksmasse erhoben: „Messires von Poortel und Berthaut," schrieen sie, „was ist denn geschehen? welch' Unheil bedroht denn unsere liebe Stadt? warum diese bestürzte Miene? Ihr kommt von Brüssel, sprecht, was geht dort vor? . . . ." „Was dort vorgeht," antwortete Berthaut, dem die große Anzahl seiner Arbeiter und seine für das Wohl der Gemeinde allgemein anerkannte freundliche Gesinnung einen großen Einfluß auf die niederen Volksclassen gab, „was dort vorgeht, das sollt ihr erfahren!" und sich auf seinem Pferde eine sichere Haltung gebend, fügte er hinzu: „Es ist euch bekannt, daß wir gestern den braven Weber Gauthier van Leyden, unsern alten Bürgermeister nach Brüssel begleitet haben; wir hofften von der Herzogin Johanna Vermittelung zwischen uns und den Patriciern zu erlangen, um den stets sich erneuenden, unsere Stadt in Trauer versetzenden Kämpfen ein Ziel zu stecken; aber kaum waren wir dort angelangt, als wir von einem Haufen Adliger, die mit mächtigen Stöcken bewaffnet waren, angefallen wurden, und nur mit größter Mühe ihren tödtlichen Streichen entweichen konnten. Gauthier van Leyden, weniger glücklich, als wir, fiel in ihre Hände; all' unsere Anstrengungen, ihn zu retten, waren vergeblich; er wurde massacrirt und vor unseren Augen zerstückt. Seht, das geht vor zu Brüssel, Bürger von Louvain!"

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und der Wuth folgt dieser Erzählung, fürchterliche Verwünschungen werden laut, drohende, von Rache glühende Worte werden unter den Gruppen gewechselt . . . Der Aufruhr bricht aus und beginnt noch einmal die Straßen der Stadt zu verschlingen. Die Weber, ergrimmt über ein Verbrechen, das ihrer Zunft eines ihrer mächtigsten Glieder entriß, greifen sogleich zu den Waffen; die Läden werden geschlossen, die Werkstätten sind leer, die Lärmtrompete zittert gewaltig durch die Lüfte, und alsbald hört man überall als Vorbote neuen Blutvergießens die Worte wiederholen: „Tod den Adligen, Tod! Tod den sieben Tribus! . . ."

Van Poortel und Berthaut bereiteten sich trotz dem vor in das Stadthaus zu gehen, um dem Magistrate Bericht zu erstatten über den Mord, bei dessen Verübung sie Augenzeugen gewesen; aber umsonst, sie wurden von der Masse an ihrem Vorhaben verhindert: „Laßt die Hunde," schrie man sie an, „es sind lauter Adlige, die nicht mehr werth sind, als die, welche wir zur Stadt hinausgejagt, und die sich nach Brüssel geflüchtet haben; sie sind mit ihnen im Einverständniß, uns kömmt es zu, den Mord zu rächen." Und das Geschrei: „Tod! Tod den sieben Tribus" wurde auf's neue von allen wiederholt, die sich auf dem Platze oder in der Nähe befanden. Die Masse, mit Lanzen, Beilen, Stöcken, Hämmern und Allem, was sich zu Handen fand, bewaffnet, zerstreute sich sogleich wie ein zerstörender Strom in die Straßen; jeder, der den Schein eines Patriciers hatte, ward ohne Erbarmen niedergemacht; der größte Theil der Adligen hatte glücklicher Weise Zeit zur Flucht gehabt, ehe man die Thore schloß. Mehrere jedoch wurden von einer starken Bogenschützenwache auf das Stadthaus geführt und ohne Zweifel zu noch grausamerer Bestrafung aufbewahrt.

Bei dem ersten Aufbrausen des Aufruhrs hatte sich der Magistrat von Louvain beeilt, eine Deputation an die Herzogin Johanna zu senden, mit der Bitte, ohne Verzug gegen die Mörder Gauthier van Leydens vorzuschreiten und sich sogleich nach Louvain zu begeben, indem sie ihr vorstellten, daß dieß das einzige Mittel sey, die schreckliche Rache, zu der sich das Volk augenscheinlicher Weise vorbereitete, zu verhüten. Und in der That, die Straßen und öffentlichen Plätze waren mit Webern und Tuchmachern erfüllt; überall schlugen die Funken des Aufruhrs empor; überall bildeten sich zahlreiche Gruppen von Arbeitern, die mit Begierde und beifälligem Murmeln die Reden Einiger aus ihrer Mitte vernahmen. Alles kündigte an, daß ernste Unordnungen statt haben würden. Die Herzogin beging jedoch die Unklugheit, ihre Ankunft aufzuschieben, und dieser Verzug ließ der erbitterten Masse Zeit, eine der blutigsten Thaten zu begehen.

Der Magistrat, dessen Mitglieder Patricierfamilien angehörten, und einige andere zu Gefangenen gemachte Adlige waren auf dem Stadthause und rathschlagten, auf welche Weise am besten der Grimm des Volkes zu besänftigen sey. Die lebhafteste Unruhe zeichnete sich in ihren, sonst so ruhigen, ernsten Mienen; der Wind, der die Fenster des Versammlungssaales erschütterte, trug von Zeit zu Zeit den Tumult auf den Straßen zu ihren Ohren, sie lauschten in Angst und düsterem Schweigen, das bisweilen einige leise gesprochene Worte unterbrachen, auf das Heulen der aufgeregten,

sich selbst überlassenen Menge; aber obgleich sie unheilvolle Ereignisse fürchteten, so hatten sie doch nicht die geringste Ahnung von dem schrecklichen Loose, das sie erwartete.

(Schluß folgt.)

Ueber die neuesten Methoden des Einbalsamirens menschlicher Leichname.

(Schluß.)

Nachdem man den Leichnam herausgenommen hat, werden von Neuem alle Höhlungen, Einschnitte und die ganze Oberfläche desselben mit Tüchern sorgfältig abgetrocknet, dann die Höhlungen und Einschnitte mit acidum pyrolignosum ausgewaschen, auch davon in den Mund gegossen. Hierauf reibt man in sämmtliche Höhlen und Einschnitte nachstehendes Pulver:

℞. Nitri dep. ℥xxxii.
Camphor. elect. ℥ii.
M. f. pulv.

Darauf werden alle Höhlen und Einschnittte reichlich mit peruvianischem Balsam ausgepinselt und folgendes Pulver eingestreut:

℞. Myrrhae electae ℥iii.
Aloes lucidae ℥vi.
Specier. cephal. resolv.
— aromatic. aa ℥viii.
M. f. pulv.

Kopf-, Brust- und Unterleibshöhle füllt man gänzlich mit folgenden Species an:

℞. Flor. Chamomill.
— Lavandul. aa ℥xxxii.
Hb. Menthae pip.
— — — crisp.
— Salviae officinal. aa ℔. iii. c. iv.
Conc. M.

Die abgesägte Hirnschale und das losgetrennte Brustbein mit den Rippenknorpeln werden nun genau angepaßt, und die Haut durch die Naht vereinigt; ebenso der Unterleib. Hierauf läßt man die Extremitäten und den Rumpf mit schmalem leinenen Bande in einiger Entfernung von einander fest umbinden, und zwar so, daß jedes der cirkelförmig angelegten Bänder durch einen Knopf befestigt wird. Dadurch werden die Einschnitte vereinigt, und das eingestreute Pulver darin erhalten. Nun reinigt man den Leichnam gänzlich mit Weingeist, umwickelt jede Extremität, so wie den Rumpf, von unten nach oben fest und kunstgemäß mit 3″ breiten, leinenen Bändern, und legt zuletzt die Leiche auf ein Kissen, welches mit folgendem Pulver angefüllt ist:

℞. Herbae Menthae crisp. — Hb. Melissae aa ℥xx. — Flor. papav. rhoead. — Flor. stoechad. citrin: aa manipul. vi. Conc. irrorentur. — Spirit. Coloniens. ℥iß. — Olei Bergam. ℥ii.

Wenn man dem Leichnam ein dem Leben sich mehr nähernderes Ansehen geben will, so muß man vor dem eigentlichen Einbalsamiren in die Carotiden und Brachialarterien, aetherische mit Zinnober abgeriebene Oele einspritzen; auch kann man Emailaugen einsetzen und Gesicht und Hände mit einem durchsichtigen Lack überziehen. —

Tranchina's Methode (man sehe l'osservatore medico di Napoli, Maggio 1835), welche sich auf's Vorzüglichste bewährt hat, besteht darin, daß man, ohne die drei Haupthöhlen des menschlichen Körpers zuvor zu öffnen, und die Eingeweide herauszunehmen, einen bloßen Einschnitt am Halse, zur Bloslegung der arteria carotis macht, und in diese eine Auflösung und Mischung von zwei Pfund Arsenik mit einer geringen Menge von Zinnober oder Mennige gemengt, in 20 Pfund Wasser oder noch besser Weingeist einspritzt. Wenn sich viele Flüssigkeit, z. B. bei Hydropischen, im Unterleibe angesammelt hat, so entleert man diese durch einen Troikar und spritzt auch hier eine Portion von dieser Arsenikfolution ein. Der Erfolg dieser Einspritzung ist überraschend; der Leichnam gleicht eher einem Schlafenden als einem Verstorbenen; die Haut behält ihr natürliches Colorit, die Glieder sind beweglich, die Haare sitzen fest, die Adern haben das Ansehen wie bei Lebenden, und wenn man sie öffnet, fließt fast unverdorbenes Blut heraus. Ein übler Geruch hat sich nach zwei Monaten selbst bei der dann gemachten Section an keinem Theile, nicht einmal am Gehirn, wahrnehmen lassen, nur die Augen waren eingefallen und die Hornhaut schmutzig. — Einspritzungen von bloßem Weingeist sollen dieselben Resultate ergeben haben, wie ein anderer italienischer Arzt, Francesco Prudente, beobachtet hat. C. H. F. H.

Unglücksfall auf der Liverpooler Eisenbahn.

Am 20. Februar haben die zwei Convois, welche gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr Nachts auf der Eisenbahn von Liverpool zu Birmingham ankommen, ihre Bestimmung erst gegen 4 Uhr Morgens erreicht. Ein Unfall, der noch traurigere Folgen hätte haben können, war die Ursache dieser Verspätung. Das erste Convoi transportirte Pferde auf den drei ersten Wagons und Passagiere auf den zwei letzten. Glücklich war man an dem Abhange angekommen, der sich von Wolverhampton nach Birmingham erstreckt.

Ein Pferd, das auf der Wiese graste, hörte das Wiehern einer in den Wagons transportirten Stute und stürzte auf die Schienen los; es wurde von der Lokomotivmaschine zu Boden gerissen und von den Rädern einiger nachfolgenden Wagen zerquetscht. Unglücklicherweise leistete der Körper des zermalmten Thieres noch Widerstand. Die Lokomotivmaschine wurde mit entsetzlicher Gewalt aus den Schienen gehoben und fiel in einen 5 bis 6 Fuß tiefen Graben. Einer der Conducteurs, der weit von der Maschine fortgeworfen ward, blieb auf dem Platze; sein Bruder, der ihn begleitete, hatte Geistesgegenwart genug, um sich an der Balancir-Stange festzuklammern, und kam mit ziemlich bedeutenden Contusionen davon. Die drei Wagons, worauf sich die

Pferde befanden, wurden in Stücke zertrümmert und die Thiere getödtet. Von all' den Wagen, worauf sich die Passagiere befanden, wurde bloß einer umgeworfen, zum größten Glück aber wurde Niemand verwundet. Die Reisenden im zweiten Wagen verspürten einen heftigen Stoß, es geschah ihnen aber kein Leid. — Kurze Zeit nachher kam auch das zweite Convoi, durch eine stärkere Maschine in Bewegung gesetzt. Man hatte kaum Zeit, den Conducteurs ein Signal zum Anhalten zu geben; ohne dieß wäre ein zweiter Stoß, noch viel heftiger als der erste, erfolgt. Unterdessen war die erste Bahn unwegsam; die beiden Züge, durch die Lokomotivmaschine des letzten in Bewegung gesetzt, mußten auf die zweite Bahn hinübergebracht werden. Dieß konnte nicht ohne große Schwierigkeiten geschehen. Es war Mitternacht, und noch war man 14 Meilen von Birmingham, als man die Operation beendet glaubte. In der Eile war die Lokomotivmaschine schlecht angespannt worden. Beim Abfahrt-Signal zerrissen die Ketten, womit sie an die Wagons fest gemacht war; sie fuhr allein ab und legte eine weite Strecke zurück. Da die Bahn an diesem Orte abhängig war, so konnte die Maschine, so wie sie stand, nicht zurückkehren. Die Reisenden sahen sich der Gefahr ausgesetzt, den übrigen Theil einer kalten, regnerischen Nacht in den Wagons zuzubringen. Der Thermometer stand unter Null, und es war unmöglich zu Fuß durch das Feld zu marschiren. Zuletzt beschloß man, abzusteigen und die Wagons vorwärts zu drücken. Endlich holte man nach unsäglicher Mühe die erste Maschine, die man aus dem Graben gezogen hatte, ein, und dann auch die zweite, welche allein vorausgelaufen war. An demselben Tage kam der Coroner, eine Untersuchung über die Ursachen des Todes des Conducteurs, das einzige und traurige Opfer des Ereignisses, anzustellen.

Literarisches Museum.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Herrmann Marggraff.

(Fortsetzung.)

Marggraff war in einer kleinen Stadt erzogen und er lebte jetzt in Berlin! — er hatte so lange in der Einsamkeit eng umgrenzter Häuslichkeit voll Stille und Andacht die bestaubten Folianten der Vergangenheit freudigen Auges durchpilgert, und die Blüthen der Poesie wie ein duftiges göttergeschenktes Gewinde um die einfachen Begebenheiten seines Lebens geschlungen; jetzt sollte er aus der Stille der Studirstube in die freche laute Oeffentlichkeit vortreten! — Er hatte ein volles, warmes, lebensglühendes Herz, und wie er nun in die Verflechtungen des Weltlebens hineingerieth, kam ihm überall eine eisige Kälte, eine vornehme, dünkelhafte Arroganz, innere Leerheit und philisterhafte Gesinnung entgegen, lauter todfeindliche, diametralische Gegensätze, scharf und kantig genug, um sein Leben darin zu zerreiben.

Was konnte als Lösung dieser modern-dramatischen Katastrophe sich darstellen?

Entweder er ergab sich wie ein demüthiger Sclave in die Obermacht der Verhältnisse, er destillirte sich selbst zu der Abnüchterung, welche Berlin repräsentirt; er cultivirte, vergroßstädterte sich, zähmte und schüchterte seine Gedanken und Empfindungen ein; er lernte Thee trinken und Butterbrotschnitte essen, er homöopathisirte seinen Geist, um ein solider, officialer, brauchbarer Mensch zu werden, würdig, eine fein-gesittete Berlinerin heimzuführen — ,oder er begann einen Kampf seiner heißesten, heiligsten Gefühle, um zu siegen, wenn nicht — zu sterben.

Ich meine, er wählte das letztere Mittel; denn was versucht nicht ein junger Geist im Gefühl seiner Kraft und der Begeisterung für das Götterbild seiner innersten Gedanken.

Deßwegen auch ist sein Buch von jenem zerfetzenden, anbrüchigen Hauch in den verschiedensten Richtungen durchzogen.

So beginnt ein hartnäckiger, ausdauernder Kampf gegen das Drückende, Verschrobene, Determinirte der Berliner Verhältnisse, und dann gegen den Zustand der heutigen Literatur.

Die „Bücher und Menschen" enthalten nun die einzelnen Manifestationen dieses Ringens, die Angriffspuncte, wo das Individuelle mit dem Allgemeinen sich reibt, die Entladungen dieser innern seelischen Krankheit; sie zeichnen die Tactik des Krieges ab, den Proceß der Verwickelung der feindlichen Elemente.

Marggraff hat längst die ersten Stadien der Poesie verlassen, die unbefangen und fast bewußtlos mit dem festen Glauben des Kindes an der eignen Göttlichkeit haftet, und Kinder wie die Blume Blüthen hervortreibt; er ist durch die stachliche Geißel der Reflexion in einen Zustand der Trennung seiner selbst, des Losreißens von der gläubigen Auffassung der Welt hineingerissen; sein Bewußtseyn ist wesentlich kritisch. In diesem Augenblick dichtet sein Herz weiche Lieder, aber der nächste schon tritt raisonnirend, voll spöttischer Malice, an das junge Kind des Gefühls heran, und zertrennt mit dem Secirmesser der Skepsis das buntschimmernde Gebilde. Noch balanciren sich Empfindung und Kritik, aber diese dämonische Lust am Negiren, diese Gewalt der Zerstörung, in der Hand das ätzende Gift, drängt mehr und mehr jene primitive Stimmung aus der Seele; sie nährt sich von dem sprudelnden Blut der Gefühle, sie wirft unterjochend die innersten Gedanken in die heiße Zone einer stets über sich selbst schwebenden Anschauung; sie liebt weniger das frischgrüne duftige Blatt, schaukelnd am Baumgezweig, als sein zerfasertes, entkleidetes Skelett. Woher nun diese aneantirende Macht der Kritik? —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 56. Donnerstag den 5. April 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Pesth.

Ein entsetzliches, unbeschreibliches Unglücks-Ereigniß hat uns heimgesucht, dessen Folgen und der daraus entsprungene Schaden sich erst später herausstellen werden, da es durchaus unmöglich ist, für den Augenblick auch nur oberflächlich darüber nachzurechnen.

Der segensreiche breite Donaustrom, der Pesth von Ofen trennt, schwoll schon zu Ende Januars zu einer in dieser Jahreszeit beispiellosen Höhe an, welches um so auffallender war, als sonst gewöhnlich im Frühjahr durch die Gebirgs- und Schneewässer dieses Anschwellen herbeigeführt wird, dazu kam noch der ungewöhnliche Frost. Die Donau, so breit sie war, war mit einer Eisplatte bedeckt, welche bei dem hohen Stande des Wassers den 5. Januar sich feststellte, und am zweiten Tage schon einen Eisstoß bildete, der trotz der enormen Breite als feste Bahn für Fußgänger, Wagen, Pferde und Lasten jeder Art bildete. Die ältesten Menschen erinnerten sich nicht, bei so hohem Wasserstande eines so enormen Eisstoßes. Der außergewöhnliche Schnee, welcher dieses Jahr gefallen ist, bildete so zu sagen einen festen Kitt für die starke Eisdecke. Die Wasserstadt und Raitzenstadt in Ofen stand längere Zeit unter Wasser, welches fror, und auf diese Art viele Häuser in unbewohnbaren Zustand versetzte; das Unglück war übrigens noch immer erträglich, denn der übrige Theil von Ofen und ganz Pesth waren wasserfrei. Der Pegil (Wassermesser) sank endlich immer mehr, und die drohende Gefahr schien allmählig zu entschwinden. Von den oberen Gegenden lauteten alle Nachrichten beruhigend, nur von unten waren Hemmnisse zu befürchten, wenn einmal das Eis im Fortgehen seyn würde; leider war es auch so! — Die Donau schwoll von Neuem, trotz der gewaltigen Decke. Von Seiten der Behörde wurde hier längs dem Quai, welcher sehr hoch ist, ein Nothdamm von Dünger und Sand erbaut, und alle sonst nöthig erachteten Anstalten getroffen. — In allen Quartieren der Stadt und Vorstädte wurde angesagt, wenn der Stoß gehen sollte, solle mit allen Glocken geläutet, getrommelt und geschossen werden, damit in der Nacht Jedermann wach sey, um im Falle einer Wassersgefahr, gegenseitig Hilfe leisten zu können. So kam der unglücksschwangere 13. März. Die Donau war mit den höchsten Ufern in Pesth gleich, in Ofen war sie schon längst in allen Richtungen ausgetreten, um fünf Uhr Nachmittags hob sich der colossale Eisstoß mit einer fürchterlichen Gewalt, thurmhoch schichtete sich das Eis an beiden Ufern, ja selbst in der Mitte des Stroms auf, und stürzte in derselben Minute wieder zusammen, einer neuen Pyramide weichend. Das Wasser stieg sichtlich, der Nothdamm war mit Tausenden von Zuschauern beschwert, hier und da riß er wohl, allein man suchte so viel wie möglich die Oeffnung gleich zu stopfen; in den Niederungen der Donauufer trat das Wasser bereits aus, allein die großen Schutzdämme, die oft schon die Stadt vor Wasser beschützt hatten, standen fest, noch fehlten zwei Schuhe bis zur Höhe des Witznerdamms. Da brach die Nacht herein. Im Theater gab man die Oper: „Semiramis." Es ist natürlich, daß das Haus leer war. Um halb neun Uhr ertönen alle Glocken, die wenigen Zuschauer stürzen aus dem Theater. Der erste Act war noch nicht zu Ende, ein panischer Schrecken ergriff die Sänger. Fräulein Carl verläßt sammt allen Anwesenden die Bühne und — die Oper war vorbei. Auf den Straßen drängte sich das Volk in allen Richtungen. „Die Canäle gießen!" war der allgemeine Schreckensruf. — Mein Quartier ist so ziemlich der höchste Theil von Pesth, ich ging ruhig nach Hause, bat noch den Hausmeister, die Thüren des weitläuftigen Gebäudes fest zu schließen, nicht ahnend, was sich in der Nacht vom 13. auf den 14. ereignen dürfte. Den 14. früh um 6 Uhr stand ich auf, mein erster Blick war auf die Straße, (Servitenplatz) es war Alles fest gefroren, ich bemerkte noch scherzweise meiner Gattin, daß der ganze Platz voll Wasser sey. Meine Söhne gingen voll Neugier zum Fenster und sahen natürlich nichts. Meine Magd, die Sahne, Semmel und dergleichen Frühstücksrequisiten einzukaufen hatte, stürzte alsbald athemlos ins Zimmer. „Die ganze Stadt steht unter Wasser," rief sie. Ich war natürlich ganz erstaunt, und glaubte es der Magd trotz ihrem vor Schrecken bleichen Gesichte kaum. Ich

beschloß selbst zu sehen, doch Himmel welch ein Bild zeigte sich meinen Blicken! — Der größte Theil der Stadt stand 3, an manchen Orten auch 5 Schuh unter Wasser. Die schöne Waitzener Gasse, der Bazar der elegantesten Buden, Alles unter Wasser. Das Theater und der Theaterplatz, alles tief im Wasser, es klingt fabelhaft, wenn man die Verheerung des Wassers in so kurzer Zeit gesehen zu haben vorgibt. Das Elend, der Schade ist grenzenlos und unberechenbar. Alle Hotels der Stadt und Vorstädte sind tief im Wasser; zu diesem großen Unglück ist gerade Messe. Menschen und Vieh sind dem Verderben preis gegeben, in den Vorstädten und in Ofen mögen die Verheerungen über alle Begriffe seyn, nur ein kleiner Theil der Stadt ist noch wasserfrei, jede Communication ist abgesperrt, keine Lebensmittel und wenig Hoffnung auf mögliche Hilfe. Heute ist der zweite Tag, und noch keine Aussicht! —

Wie wird das enden! —

Sie kennen mich und mein heiteres Gemüth, heute wurde mir meine Pflicht, zu referiren, sauer. Der „Stock im Eisen" und das Theater, wo sonst nur Frohsinn das Panier wehen ließ, sind verödet und Alles ein Wassergrab. — Gott gebe, daß ich bald wieder Fröhliches zu berichten habe. Ehe diese Gelegenheit erscheint, erwarten Sie keinen Brief von Ihrem

Pesth, den 16. März 1838. Isidor P.

Königsberg.

(Schluß.)

Man hat längst behauptet, daß, wie der Dichter seine Gedanken und Gefühle in Worten ausdrückt, so der plastische und Tonkünstler, weil sie nicht durch Worte sich verständigen können, durch Meißel, Pinsel und in Tönen sprechen, das beweis't Herr Ole Bull. Jeder Ton ist ein Wort und jedes Wort ist lebend und greift in die Seele. Alles steht erschüttert und bewegt und staunend vor diesem Künstler, der noch im Anfange seiner Laufbahn schon auf einem Siegeswagen von seinem Genius fort und fort geführt wird. Ole Bull ist hager und bleich, und hat ein sehr ausdrucksvolles Gesicht; während seines Vortrages fallen ihm häufig seine langen braunen Haare über die Stirn: er scheint sich stets in einen tiefen Traum hineinzuspielen, aus welchem er erst, nachdem lange der letzte Ton seiner Geige verklungen, plötzlich gleichsam erwacht, — aber dieses Erwachen ist herrlich, göttlich, denn er erwacht zum Triumphe. Sein ganzes Wesen, wenn er vor dem Publicum steht, hat gleichsam etwas Dämonisches und steht mit der wundersamen Geisterstimme, die aus der dreihundert Louis werthen Violine spricht, im Einklange. Uebrigens können wir stolz seyn, diesen Künstler, der in unserm Staate nur erst in Cöln aufgetreten, gehört zu haben. In Berlin hat er nicht gespielt, weil der Graf Rödern ihn vor dem Hofe nicht hat auftreten lassen wollen, bevor er nicht vor ihm sein Talent bewiesen. Da sagte aber der beleidigte Künstler: „Ich bin der Ole Bull, ich empfehle mich." Ein Berliner Banquier hat ihm darauf 1500 Rthlr. geboten, wenn er bei ihm in einer Privatgesellschaft spielen wollte. Da sagte Ole Bull: à la bonne heure, ich werde spielen, das Geld will ich nicht." Andere erzählen, daß Ole Bull deßhalb nicht in Berlin gespielt habe, weil der Musikdirector Möser über den Pariser Lafont in einer Kritik geurtheilt, daß dieser sich nicht, seitdem er Berlin verlassen, vervollkommnet habe. Denn Ole Bull sagte: „von einem solchen Manne lasse ich mich nicht beurtheilen." In Danzig hat der reisende Künstler ein Concert zu geben beabsichtigt gehabt und deßhalb auf der Herreise von Berlin die Post in Dirschau verlassen und jene Stadt besucht, aber sich nur eine Stunde dort aufgehalten, indem ein Lohnbedienter ihm sagte: an diesem Tage (es war gerade ein Sonntag) könne er seine Adreßbriefe nicht abgeben, weil die Comptoire geschlossen wären und ein Concert erfordere dort überhaupt eine mehrtägige Vorbereitung, worauf der cholerische Künstler incontinente Postpferde bestellen ließ und seine Weiterreise nach Königsberg fortsetzte.

E. A.

Danzig.

Ende Januar 1838.

Lassen Sie mich schwelgen in der Erinnerung. Unsere Bühne ist jetzt geschlossen, aber noch einmal sey mir vergönnt, den letzten Theaterabend im Geiste zu durchleben.

Es war Montag den 8. d. M.; die treffliche Oper: „Romeo und Julie" sollte als letzte Vorstellung gegeben werden, aber leer und dunkel war das Haus, das heißt — denn Sie müssen mir mitunter nur halb glauben — halb leer und halb dunkel; in den Logen war beinahe kein Mensch, das Parterre hingegen ziemlich gefüllt und die Lampen des Prosceniums brannten à l'ordinaire; zu denen des Kronleuchters, einige dreißig an der Zahl, schien hingegen der beim Schluß der Bühne noch vorräthige Oelrest nicht ausgereicht zu haben und etwas dazu kaufen für überflüssig erklärt worden zu seyn, so daß von Anfang an mehrere Lampen nicht angezündet waren und überdieß von Viertelstunde zu Viertelstunde einige ausgingen, so daß zuletzt in dem großen Hause eine fast ägyptische Finsterniß herrschte. Desto heller war es dagegen auf der Bühne. Hatte der Kronleuchter zu wenig Oel bekommen, so war hier eingedenk des alten Liedes: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht," vielleicht von so Manchem etwas zu viel Oel auf die Lampe genommen worden! Mad. Pollert und Dem. Ackermann erhielten den gewohnten Beifall, Herr Johannes hingegen, der den Tebaldo singen sollte, erregte Bedauern: er schwieg öfters, statt zu singen und excellirte namentlich im dritten Acte, beim Leichenzuge der Julie, in den possierlichsten Stellungen, so daß das Publicum zwar in Lachen ausbrach, jedoch aus Rücksicht auf die anderen auf der Bühne beschäftigten Sänger, sich während des Gesanges so ziemlich ruhig verhielt und sich nur hie und da einzelne pfiffige Töne hören ließen. Kaum war aber der Vorhang gefallen, als zwischen dem dritten und vierten Act ein merkwürdiges Zwischenspiel begann. Nicht von der Gallerie, sondern von dem Parterre brach jetzt der gewaltigste Sturm los; nicht Einzelne, sondern sechszig oder siebenzig der anständigsten Männer vom Civil wie vom Militair, vereinten sich zu dem Geschrei: „Johannes vor," ja mitunter

vernahm man sogar: „Johannes der —r vor." Doch Minute auf Minute verging und Lampe auf Lampe erlosch, ohne daß Herr Johannes erschien. Das Publicum zeigte jedoch eine seltene Beharrlichkeit: „Johannes vor, Herr Johannes vor" ertönte es ununterbrochen. Da drängte sich endlich, nachdem der Lärm eine kleine Viertelstunde gewährt hatte, der Schauspieler Herr Freudenberg, der eine Art von Theatermeister ist, in dem Costüme eines italienischen Knappen, beim Vorhang durch, machte seine Reverenz und schien sprechen zu wollen; das Publicum ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen, so daß er, gleichsam als Leidenberg seinen Rückzug antreten mußte. Der Lärm begann darauf mit verdoppelter Stärke und ließ erst nach, als der Regisseur Woller, den zuletzt mehrere Stimmen gerufen hatten, in bürgerlicher Kleidung erschien und die Nachsicht „eines verehrungswürdigen Publicums" in Anspruch nahm und „einem verehrungswürdigen Publicum" mittheilte, daß Herr Johannes nicht mehr anwesend sey, so daß wirklich der letzte Act ohne ihn zu Ende gespielt wurde.

Das Publicum hatte übrigens in der That alle Ursache, auf Herrn Johannes erzürnt zu seyn, indem er nicht nur während der ganzen Zeit seiner hiesigen Anwesenheit, wohl nicht ohne seine eigene Schuld, nicht bei Stimme gewesen, sondern sogar am 20. Dec. nicht im Stande gewesen war, im „Barbier von Sevilla" als Almaviva aufzutreten, so daß ein Anderer aus dem Stegreif seine Partie übernehmen mußte. Was durch Arzneimittel nicht geheilt werden kann, sagt ja wohl Hippokrates, muß durch Feuer oder Eisen geheilt werden. Unsere milden Ermahnungen achtete er nicht und mußte daher zuletzt unsere Strenge fühlen. Möge er in sich gehen und sich in Königsberg besser und würdiger benehmen als hier.

Breslau.

Den 22. Februar 1838.

Die dießjährige Winter-Saison ist eine der glänzendsten, daren man sich seit Jahren hier erinnern kann, unsere Hauptstadt erfreut sich der Anwesenheit eines großen Theils des höhern Adels aus der Provinz; Bälle, Schlittenfahrten und Kroll's neu erbauter Wintergarten, wechseln in ihrem Reize und gewähren bei der herrschenden Eleganz einen imposanten Anblick; eine Festlichkeit folgt der andern, und doch, wie in der Welt nichts vollkommen seyn kann so auch hier, der Kunstgenuß in Thaliens Tempel geht uns ab. Das Schauspiel ist seit dem Abgange der dem Publicum unvergeßlichen Madame Dessoir ganz verwaist, diese in der Tragödie wie im Lustspiel gleich ausgezeichnete liebenswürdige Künstlerin war die Sonne an unserm Theaterhimmel, die alle Schattenseiten überstrahlte; Demoiselle Wolff ist im Lustspiel sehr gewandt, es gelingt ihr aber nicht, die lebhaften Erinnerungen an ihre Vorgängerin zu verdrängen, dagegen bemühen sich Dlle. Edler und Hr. Löffler (erste tragische Liebhaberin und erster Liebhaber) fortwährend zu — mißfallen. Die Oper befindet sich zwar in einem ungleich bessern Zustande, die Herren Schmidt und Prawit (Tenorist und Bassist) sind recht tüchtig und beliebt, allein der Mangel einer ersten tragischen Sängerin ist sehr fühlbar. Dlle. Scott ist nach viermaligem Auftreten zu der lobenswerthen Selbstkenntniß gelangt, daß ihr als Prima Donna die Hauptrequisiten, Stimme und Gesangsbildung, fehlen und hat die Bühne freiwillig verlassen, möchte doch Herr Loeffler diesem edlen Beispiele folgen. Madame Meyer im colorirten Gesange recht wacker, genügt in den Partieen wie Donna Anna, Jessonda, u. s. w. durchaus nicht. Letztgenannte Rolle sang sie gestern zu ihrem Benefiz vor sehr mäßig besetztem Hause. Dlle. Mejo, ganz derselbe Genre wie Mad. Meyer, ist eine jugendliche Anfängerin, die wenig Fortschritte macht, und Hrn. Anschütz (Bariton) fehlt noch der Anfang. Der Director Hr. Haake dessen Pachtcontract vom Theater-Ausschuß bis Ende des Jahres 1840 verlängert worden ist, scheint in der letzten Zeit von einem unrichtigen Princip geleitet worden zu seyn. Es ist zu verwundern, wie ein so braver Schauspieler, der doch auch sachverständig seyn sollte, so viele Fehlgriffe mit einem Male machen konnte, geringe Talente bringen selbst mit geringer Gage großen Nachtheil. Indessen soll Hr. Haake endlich zur Einsicht gekommen seyn, und einen Agenten, Behufs der nöthigen Engagements abgesendet haben, es verlautet schon von nahe bevorstehenden Gastspielen der Hagn und Mantius vom Berliner Hoftheater, und man gibt der Hoffnung Raum, daß die sichtbar erwachte Thätigkeit des Hrn. Haake auch für das stehende Personal guten Erfolg haben wird. Hierbei erinnern wir uns der bekannten Anekdote jenes Schauspielers, der den Percival spielte, und wegen des hierzu erforderlichen Bärenfelles an den Director schrieb: „Mein Herr! Sie liegen auf der Bärenhaut, stehen Sie auf, ich brauche sie." Nächstens habe ich das Vergnügen, Ihnen über Wissenschaft und Literatur zu berichten.

Berlin.

Den 18 Januar 1838.

Das Krönungs- und Ordensfest wurde in diesem Jahre erst am 21. d. M. gefeiert und wohnte ihm des Königs Majestät nicht selbst bei. Schwarze Adlerorden wurden nicht vertheilt.

Den rothen Adlerorden 1. Classe erhielten vier, ohne Eichenlaub Einer.

Den Stern zum rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub erhielten zwölf, ohne Eichenlaub zwei. Den rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub einundzwanzig, ohne Eichenlaub drei. Die Schleife zum rothen Adlerorden 3. Classe zweiundzwanzig. Den rothen Adlerorden 3. Classe mit der Schleife dreiundachtzig, ohne Schleife acht. Den rothen Adlerorden 4. Classe hundert sechsundachtzig. Den St. Johanniterorden einundvierzig. Das allgemeine Ehrenzeichen neunundachtzig. Es belief sich daher die Zahl der mit Orden Decorirten, mit Einschluß von 22 Schleifen zu bereits verliehenen Orden auf vierhundert zweiund siebenzig. Die Zahl der Ausländer darunter war unbedeutend, so wie die, welche sich in der gelehrten und Künstler-Welt einen ausgezeichneten Ruf erworben haben, da diese Auszeichnung mehr dazu bestimmt ist, denjenigen, die

sich in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise im Dienste des Staates besonders verdienstlich gemacht haben, dadurch einen Beweis zu geben, daß man diese Verdienste anerkenne, ohne Rücksicht auf den Standpunct, auf welchen sie die Vorsehung gestellt hat, weßhalb denn auch Diejenigen, denen das allgemeine Ehrenzeichen zu Theil geworden, in dem schönen Selbstbewußtseyn treu erfüllter Pflichten, darauf eben so edel stolz seyn können, als der mit dem rothen Adlerorden 1. Classe Geschmückte.

In der Rede, welche der Bischof Dr. Eylert, im Rittersaale bei diesem Feste gehalten hatte, findet man auch darauf eine entfernte Hindeutung, mehr aber noch eine der Zeit gemäße auf das Benehmen des Erzbischofs von Cöln und die von Seiten des Staats deßhalb ergriffenen wohl nicht zu vermeidenden Maßregeln, die, da sie durch die Zeitungen veröffentlicht wurden, mehr Anklang bei dem Publicum gefunden, als die Allocution des Papstes.

Ueber diese hochwichtige Angelegenheit ist hier eine von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dem Buchhändler und Buchdrucker Hayn in Verlag gegebene, mithin officielle Schrift: „Darlegung des Verfahrens der Preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Cöln. Vom 25. Nov. 1837." Nebst Beilagen zu der Darlegung und einem Anhange, welcher die Uebersetzung der in den Beilagen vorkommenden lateinischen Actenstücke enthält, erschienen. Sie ist in einem würdevollen und gemäßigten Tone abgefaßt, und muß daher um so mehr jeden Unbefangenen überzeugen, wie das Verfahren der Regierung eben so milde als gerecht genannt zu werden verdient, und alle daraus etwa entstehende Wirren dem intoleranten Geiste der Hierarchie zur Last fallen müssen.

Es verdient das größte Lob, daß man von der Idee zurückgekommen, es nicht zu erlauben, über diesen Gegenstand etwas in dem Preußischen Staat und vorzüglich in den rheinisch-westphälischen Prooinzen drucken zu lassen, und den darüber im Auslande erschienenen Brochuren den Debit zu untersagen, wohingegen jetzt alle solche Schriften, sie mögen nun für oder wider das Benehmen des Erzbischofs seyn, verkauft werden dürfen und in den Zeitungen feil geboten werden.

Der Herausgeber des Sprechers oder rheinisch-westphälischen Anzeigers, Dr. H. Schulz, macht in solchem darüber die sehr beherzigungswerthe Bemerkung: „daß in allen Kämpfen, welche geistige Interessen betreffen, es kein gefährlicheres Mittel gibt, als die materiellen Mittel des Verbots und der geschärften Polizei und Censur, da diese, welche das Uebel äußerlich berühren, es in seinem innern, geistigen Grunde gar nicht zu ergreifen vermögen, und, indem sie die inneren Zustände verhindern, zur äußern Erscheinung hervorzutreten, über jene eine unselige Täuschung verbreiten." Gilt dieß überall, wie vielmehr dort, wo der Kampf solche, das innerste Heiligthum des Menschen berührende geistige Interessen betrifft, wie hier, und wo die Regierung einer geistig-mächtigen Partei, die alle Geheimwege, die zu den geistigen Ueberzeugungen der Menschen führen, im Besitz hat, gegenüberstehend, sich mit Unterdrückung der Oeffentlichkeit, der einzigen Waffen und des einzigen Mittels und Weges beraubt, auf welchem sie den geheimen Machinationen jener mit Erfolg entgegenzutreten vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Elbinger Anzeigen enthalten folgende interessante Mittheilung aus Königsberg, vom 3. März d. J.:

Auch unsere friedliche Stadt war am vergangenen Dienstage der Schauplatz eines Vorfalls, der einen panischen Schrecken überall verbreitete. Um die vierte Stunde des Nachmittags erschien in einer der belebtesten Straßen ein völlig ausgewachsener Wolf, der von Hunger getrieben, sich zu der Stätte stiller Bürger begeben. Anfangs glaubte Jeder sich zu täuschen; bald aber bewies das heulende und seinen gezähnten Rachen öffnende Thier, daß es keine Illusion, sondern ein wirklich vorhanden seyendes Individuum wäre, denn ohne von den umherstehenden Menschen in Furcht gesetzt zu werden und nur seinem Hunger folgend, sprang es mit einem wilden Heulen auf ein Pferd los und verletzte dieses tödtlich. Als man sich von dem ersten Schrecken erholt, dachte man auf ernstliche Maßregeln, aber der Wolf roch die List der Menschen, und verschwand wie Aschenbrödel — Niemand weiß, wohin er seinen Weg genommen. Es werden über dieses Ereigniß vielfältige philosophische Betrachtungen angestellt; Mancher spricht von Wundern, Mancher, der noch vor Angst zittert, läugnet ganz und gar diesen bedeutungsvollen Wolf, Andere studiren die Naturgeschichte der Wölfe, um in künftigen ähnlichen Fällen sogleich Maßregeln treffen zu können; Andere denken, daß sich dieser Wolf gut zu einem Lustspielsujet eigne, und Einer setzt sich hin und berichtet über die tragikomische Geschichte, und der Eine bin ich selbst. Uebrigens sind bei dem Erscheinen des Wolfes zwei junge Damen in Ohnmacht gefallen, und haben trotz des großen Schreckens dennoch die Blicke aller Umstehenden gefesselt, die sich beeilten sie in das nächste Haus zu tragen. Ein Mann, der an Luft Mangel hatte, erstickte vor Schrecken, und ein Bauchwassersüchtiger platzte vermöge der zu starken Contraction der Bauchmuskeln beim Entfliehen, auf. Was für ein schreckliches Geschöpf ist doch ein Wolf!

Unser Theater liegt in den letzten Zügen, alle Zahlungen haben aufgehört und die armen Mitglieder der Bühne spielen sich nun auf ihre eigene Hand ihre Gage zusammen. Es wäre doch kläglich, wenn auch wir am Ende unser Theater verlieren sollten. Allerdings hat Ole Bull, den die Leute witzig hier „milchende Kuh" nennen, nämlich für den Herrn Hübsch, den Herrn Theaterdirector, ein nettes Geld zusammengespielt, da er mit ihm moitié spielte, indessen das ist ein Tropfen Wasser ins Meer, denn Herr Hübsch nage en grande eau. Uebrigens haben wir wieder eine allerliebste Oper: „die Gesandtin" gesehen, deren dritter Act namentlich interessant ist.

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 27 und 28.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 57. Montag, den 9. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Winterlieder.

Von Joh. Nep. Vogl.

6.

Kalt und frostig war's noch gestern,
Sturm und Wolke rang mit Macht,
Doch mit tausend heitern Schwestern
Sprang die Knospe an den Bäumen,
Kam der Lenz mit goldnen Träumen
Ueber Nacht, ja über Nacht.

So auch hatte Leid und Kummer
Oft auch mir der Tag gebracht,
Doch da träufte milder Schlummer
Balsam in die herben Wunden,
Und die Wolke war entschwunden
Ueber Nacht, ja über Nacht.

Drum auch mögst du nicht verzagen,
Herz, von heißer Gluth gefacht,
Mögst dein Loos geduldig tragen,
Denn wie Schnee im Strahl der Sonne
Wandelt Schmerz sich oft in Wonne
Ueber Nacht, ja über Nacht.

Schauderhafte Ermordung
des Magistrates von Louvain 1379.

(Schluß.)

Das Volk, stets ausschweifend und unerbitterlich in seiner Rache, hatte beschlossen, in der Person der in seine Hände gefallenen Patricier die Ermordung ihres Bürgermeisters Gauthier von Leyden, zu sühnen. Nachdem die Wüthendsten verschiedene Stadttheile durchrannt, die Wohnungen der Adligen geplündert und zerstört hatten, strömte ein unzählbarer Haufen, von verwegenen im Aufruhr erfahrenen Führern geleitet, nach dem Stadthausplatze, unter tosendem, langanhaltendem Geschrei; eine starke Wache besetzte alle Zugänge und eine Abtheilung Bogenschützen und Lanzenmänner drang bis in den Saal, in welchem sich der Magistrat befand, und stellte sich schweigend längs der Wände auf, bereit, die schrecklichen Befehle, die man ihnen gegeben, zu vollziehen.

Der Amman oder erste Magistrat erhob sich mit Würde von seinem Sitze und richtete folgende Worte an die Lanzenträger und Bogenschützen: „Mit welchem Rechte dürft ihr es wagen, in unsern Versammlungssaal einzudringen?"

Düsteres Schweigen war die einzige Antwort dieser Waffenleute; Schrecken begann das Herz einiger Patricier zu erfassen; von unheilvoller Ahnung ergriffen, näherten sie sich dem Balkon und schauten die Fluthungen einer unendlichen Menschenmasse, mit Lanzen bewaffnet, die nach den Fenstern des Stadthauses gerichtet waren, und dem Auge eine eiserne Mauer darboten, bestimmt, die Leiber derer in Empfang zu nehmen, die man von Innen herauswerfen würde.

Plötzlich entstand eine tiefe Stille unter der eben noch so aufgeregten Menge; vom Saale aus, in welchem die Adligen sich befanden, vernahm man nur noch ein dumpfes, von ihr verursachtes Getöse, gleich dem Vorboten eines Todesurtheils. Die Lanzenträger und Bogenschützen prüften sorgsam ihre Waffen und näherten sich mit wilder Miene der Tafel, um welche die Magistratspersonen herumsaßen.

Man hörte nun mit mächtiger, weittönender Stimme einen Namen nennen: „Den Amtmann!" heulte das Volk, den Amtmann wirft herab;" er soll den Tanz beginnen!"... Auf dieses wüthende Geschrei folgte wieder eine schreckliche Stille!... Die Masse sendete ihre Blicke bis ins Stadthaus hinein, gleichsam als wollte sie ihre Opfer bezeichnen.

Die Waffenleute, den Befehlen von Außen gehorchend, ergriffen sogleich den Amtmann bei seinen weißen Haaren,

schleiften ihn wie im Wirbel zum Balkon und schleuderten ihn mitten unter die Lanzen und Hellebarden, die ungeduldig auf ihre Beute lauerten. Der Leib des Greises fiel schwer auf diesen Eisenwall und schrecklicher Jubelruf begleitete diesen ersten Triumph... Laß't den adligen Schuft! schrieen einige Baßstimmen! Herunter mit einem von den sieben Tribus, den Mitschuldigen an der Ermordung des Gauthier van Leyden, unsers braven Bürgermeisters!... Der Leib des Amtmanns war alsbald in Stücke zerrissen und die noch zuckenden Glieder waren eine Augenweide für die Blutdürstigen!... Einige Augenblicke gingen während dieses blutigen Auftrittes hin und als von dem Leichnam nur noch einige Reste übrig waren, verlangte neues Geschrei neue Opfer.

Sechszehn Leiber wurden auf das wüthende Geschrei der Menge der Reihe nach heruntergeworfen und dieselben Schreckensscenen wiederholten sich bei jeder Ermordung. — Herunter! herab! heulten sie — mit Messire Kersmakere, mit ihm, der uns bei dem Herzog Wenzeslaw verklagte. Tod! Tod dem Verräther; auf, an den Verräther!... noch einen andern! sehet wie er sich krümmt unter den Händen der Bogenschützen! Das ist der Halunke Van der Berghe, der Emissair der Herzogin Johanna, der Spion der nach Brüssel Geflüchteten; werft ihn herab! herab! herab mit ihm!... Das Geschrei wurde in dem Maße wüthender und ausgelassener, als die Zahl der Todten sich mehrte. Es war ein schreckliches Schauspiel; unter den Wüthrichen war kein Blick des Mitleides für die Unglücklichen, welche man in den sie verschlingenden Abgrund schleuderte; kein Herz, das für sie schlug, kein Mensch, der sie hätte retten mögen!... Doch der Menschheit zu Ehren sey es gesagt, daß sich mitten unter den Greuelscenen eine edle, hochherzige That ereignete, die gewiß eines bessern Erfolges werth war. Einer der Magistratspersonen hatte unter den Bogenschützen, die sie umgaben, einen alten Diener seines Hauses erblickt; er näherte sich ihm, beschwor ihn mit leiser Stimme ihn zu retten und sey es, daß die Aufmerksamkeit der Uebrigen anderswohin gerichtet war, sey es, daß der Tumult die richtige Zählung der Opfer verhinderte, der Bogenschütze war so glücklich, seinen Herrn unter eine der Bänke an den Wänden zu verbergen; zu gleicher Zeit bedeckte er ihn mit seinem Mantel und setzte sich vor ihn. Aber der Sohn eines Tuchmachers, der eben in den Saal eingedrungen war, sah unter der Bank die Goldkette, welche der Adlige trug, blinken und beeilte sich, ihn den Bogenschützen zu zeigen; er wurde im Augenblick zum Balkone geschleppt und erfuhr gleiches Schicksal wie seine Collegen.

Rachegeschrei erhob sich nun gegen den Bogenschützen, der es gewagt hatte, sich mitten unter den Blutdürstigen edelmüthig zu zeigen; zwischen den Armen seiner alten Waffenbrüder herumgeschleudert, sollte der edelmüthige Krieger der Volksmasse, die die Lüfte mit ihrem wilden Geschrei erfüllte, zur Beute hinabgeworfen werden, als es ihm vermöge einer plötzlichen Bewegung gelang, seinen Schergen zu entrinnen; er floh auf den Balkon, klammerte sich mit convulsivischer Kraft an ihn fest und blieb trotz aller Anstrengungen, die man machte, in der Luft schwebend; ein Hieb mit einem Beile endete den langwierigen Kampf; die Finger des Unglücklichen krümmen und klammern sich nur noch fester an die Eisenstäbe, der Körper lös't sich los und fällt dumpf auf die Lanzen, die ihn in Stücke zerreißen.

Als die Volkswuth keinen Gegenstand für ihre Rache mehr erwarten konnte, wurde sie allmälig ruhig; die Menge, gleichsam erschreckt über ihr begangenes Verbrechen, zerstreute sich sogleich, wobei jeder die Blicke seines Nachbars vermied und die abgelegensten Straßen zur Rückkehr in seine Wohnung suchte.

Der Herzog Wenzeslaw, der sich gerade zu Paris aufhielt, wurde alsbald von dem schrecklichen Ereignisse in Kenntniß gesetzt; schnell eilte er nach Brüssel und es wurde in einer Versammlung, welche zu Tervueren Statt hatte, beschlossen, daß vierzehn der ersten Bürger, die an dem Aufruhr Theil genommen hätten, auf die Insel Cypern verbannt seyn sollten; gleiche Strafe, nämlich Verbannung, traf die Adligen, welche Gauthier van Leyden ermordet hatten.

Trotz dieser Maßregeln war die Stadt noch zwei Jahre der Wuth der Parteien preisgegeben. Neue Volksaufstände riefen den Herzog Wenzeslav endlich vor die Mauern von Louvain; nach sechswöchentlicher Belagerung wurde die Stadt genommen, der Herzog drang im Triumphe in sie ein, die Einwohner flehten kniefällig um Gnade mit bloßem Kopfe und nackten Füßen, die Mauern wurden theilweise eingerissen, die verbannten Adligen wurden zurückgerufen; die Anführer der Volkspartei gehenkt und eine große Menge aus ihrer Vaterstadt vertriebener Bürger brachte ihre Industrie nach England, nachdem sie ihrer unglücklichen, der Trauer anheimgefallenen Geburtsstadt Lebewohl gesagt. Nie erlangte Louvain nach diesem harten Schlage seinen frühern Glanz.

Erinnerung an Joh. Georg Palizsch.

In der Nacht zwischen dem 27. und 28. Febr. 1788, also vor 50 Jahren, starb ein Mann, der beinahe in ganz Europa bekannt und berühmt worden ist, und der um so merkwürdiger ist, je geringer sein Herkommen und das Geschäft war, das er eigentlich betrieb. Johann Georg Palizsch, dieß ist sein Name, ein vorzüglich als Astronom und Botaniker berühmter Landmann. Er war am 11. Juni 1723 in dem kleinen Dörfchen Prohlis bei Dresden geboren. Als der Sohn eines Bauern fand er schon im frühesten Alter Vergnügen am Lesen und Forschen und an der Betrachtung der Natur, und in seinen Jünglingsjahren suchte er aus unwiderstehlichem Triebe zu den Wissenschaften sich bloß durch Beobachtung, Lectüre und Umgang mit außerordentlicher Mühe und Anstrengung, besonders in der Naturwissenschaft und Sternkunde festzusetzen, welches ihm auch endlich durch unermüdeten Fleiß gelang. Sein von seinen

Eltern ererbtes ansehnliches Vermögen, das er durch eine gute und kluge Oekonomie zu erhalten und zu vermehren bemüht war, und die Landwirthschaft, sein eigentliches Geschäft das er zu betreiben verstand, half ihm nicht wenig zu Erleichterung seiner Studien, denn er konnte sich die besten und seltensten Bücher anschaffen, und auf diese Weise aus den ersten Quellen schöpfen. Er ward bald einer der fleißigsten Beobachter in der Sternkunde, und im Jahre 1758 entdeckte er mitten unter dem Getöse der feindlichen Waffen, (die Zeit des siebenjährigen Krieges) zuerst den damals erschienenen Kometen, weßwegen er auch von der Societät der Wissenschaften zu London und St. Petersburg, deren beständiger Correspondent er war, mit vielem Lobe beehrt wurde. Bei seinem fortgesetzten Studium der Naturlehre und Sternkunde blieb er aber was er von Jugend auf war, ein Landbauer, der sich nicht schämte die niedrigsten Feldienste zu verrichten und frugaler deutscher Biedermann. Er hatte neben seinem Baum- und Grasgarten ein kleines botanisches Gärtchen, voll ausländischer Gewächse, deren Namen er nach dem Linné'schen Systeme sehr gut inne hatte, und den Gebrauch und die Eigenschaften derselben zu erklären wußte, er verkaufte auch viel aus diesem Gärtchen in die Apotheke zu Dresden. In seinem Studirzimmer mußte man über den Vorrath von Naturalien, optischen und astronomischen Instrumenten erstaunen. Mehrere hunderte von Schlangenarten in Spiritus und eine schöne Insectensammlung vergnügten das Auge; Skelette von Affen und anderen Thieren, indische Vogelnester, lappländische Zaubertrommeln, Waffen und Hausgeräthe der Indianer, ein ausgestopftes Crocodill u. dgl., zogen den Blick des Naturforschers auf sich, da Alles nach einer genauen systematischen Stufenfolge geordnet war. Seine Instrumente waren alle genau gearbeitet und größtentheils von ihm selbst verfertigt. Seine aus den besten mathematischen und physikalischen Werken bestehende Bibliothek wurde durch die Freigebigkeit der preußischen Generale, im baierschen Erbfolgekriege, besonders durch die Güte des verewigten Fürsten Leopold von Braunschweig*), ansehnlich vermehrt. Palizsch war ein Mann im altromischen Geist, der mit eigenen Händen sein väterliches Erbtheil bauete, uud der auf der Hufe in stiller Betrachtung auch seinen Gott fand; ein Mann, der mit seinen vielen und nützlichen Kenntnissen auch eine edle Sitteneinfalt und natürliche Anmuth des Umgangs vereinigte. Kein Wunder, daß ihn viele und große Gelehrte, ja viele Helden und Fürsten in seiner ländlichen Muse besuchten und ihm sprechende Beweise von Verehrung und Bewunderung gaben. Vornehmlich erhielt er oft Besuche von dem gedachten menschenfreundlichen Fürsten Leopold, und der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Einzigen, ließ ihn mit an seiner Tafel speisen. Auch genoß Palizsch immer die Achtung seines Churfürsten, zu dem er unangemeldet kommen durfte, und von mehreren Großen Dresdens wurde er fast alle Wochen zur Tafel gezogen, war aber an jeder großen Tafel auch uneingeladen willkommen. Palizsch hatte keinen Sohn, der gewiß durch den frühen Unterricht seines Vaters und auf dem Wege der Studien ein großer Gelehrter geworden wäre. Von seinen Töchtern wurden zwei an Bauern verheirathet, von welchen aber keiner, wie sein Schwiegervater, ein Günstling Minervens war. Palizsch war für seine Zeit, was Christoph Arnold in seinem Zeitalter war. Dieser Arnold, auch ein berühmter astronomischer Bauer und gleich jenem ein Autodidactus, dessen Bildniß und Handschriften die Leipziger Rathbibliothek aufbewahrt, starb im Jahre 1695 zu Sommerfeld, einem Tochterkirchdorfe von Panizsch bei Leipzig.

M. Bergmann.

*) Dieser edle Fürst endigte sein Leben am 27. April 1785 in der Ausübung der höchsten Menschenliebe. Er wollte nämlich bei der großen Ueberschwemmung zu Frankfurt a. d. Oder den Bewohnern an dem Ufer des ausgetretenen Stromes, die augenblicklich in Gefahr schwebten, von dem Strome mit fortgerissen zu werden und also umzukommen, zu Hilfe eilen, stürzte sich bei dem Fischerthore der drohenden Gefahr und der abrathenden Vorstellungen ungeachtet, die er mit den Worten zurückwieß: „Was bin ich mehr als diese Nothleidenden, ich bin ein Mensch wie sie, und hier kommt es auf Menschenleben an," in einen Kahn und ertrank.

Amerikanische Eisenbahnen.

Während die Engländer fast gänzlich still standen und mit vieler Selbstzufriedenheit auf die 2 oder 3 Eisenbahnen blickten, die sie vollendet hatten, legten die Amerikaner 2000 Meilen Eisenbahnen an, von denen viele in jeder praktischen Hinsicht eben so gut sind, wie die Liverpool-Manchester-Bahn. Manche Umstände begünstigen die Amerikaner dabei; — die angeschwemmten Ebenen, die oft 100 Meilen weit ununterbrochen eine horizontale Fläche bilden, der große Reichthum an Bauholz und vor Allem der herrenlose Boden, den die Unternehmer für eine Kleinigkeit ankaufen und meistens umsonst erhalten. Man hat die Eisenbahnen mitten in die Wildniß hineingebaut. Wie die Heerstraßen der Römer gehen sie ununterbrochen und gerade über Ebene und Sumpf, durch Gassen, Wälder und Flüsse, quer über das rauhe Alleghaniegebirge und mitten durch die wilden Wälder, welche die Ufer des Mohawk umgeben. Wo vor einigen Jahren kaum ein indischer Jäger durchzudringen vermochte, schaukelt man jetzt in der Schnelligkeit von 20 Meilen in der Stunde dahin. Manche Meile hat hier nicht 5000 Dollars gekostet; die besten, aus englischem Eisen auf steinernen Blöcken, sind für 29,000 Dollars die Meile hergestellt, also für ¼ von dem, was die Liverpool-Manchester-Bahn kostet. Die Dampfmaschinen sind fast alle in Amerika erbaut, die englischen hat man aufgegeben, und es scheint, daß die Maschinenmeister eine bessere Controlle darüber halten. Auf keinen Fall findet ein unnöthiger Kostenaufwand bei diesen Eisen-

bahnen Statt. Oft ist der Raum zwischen den Steinblöcken nicht einmal ausgefüllt; häufig ist die Brücke über einen tiefen Schlund oder einen brausenden Strom eben breit genug für die Schienen. Die meisten Tracte haben jetzt noch bloß ein Geleise, was beim Begegnen Aufenthalt verursacht. Die Wagen sind breiter als in England, oft 50 Fuß lang, mit einem Altan auf der Decke. Amerikanische Maschinisten scheinen geschickter als englische. Ein Zug wird in der Geschwindigkeit von 17 Meilen die Stunde, binnen 40 Ellen angehalten. Der Dampfwagen hat vorn eine breite Schaufel, womit er Hindernisse von der Bahn schafft. Die meisten Dampfwagen brennen Holz, wenige Anthracit; ihre Cylinder sind gewöhnlich horizontal, wie in England, einige jedoch auch vertical. Von Albany am Hudson bis Utica geht eine schöne Bahn von 90 Meilen; in einigen Monaten wird sie bis Buffalo am Erie-See reichen, und kann man in 24 Stunden von New-York zum Niagara kommen. Schon ist der Ohio mit dem Delawara durch eine 350 Meilen lange Eisenbahn verbunden, und in wenigen Jahren wird der Reisende vom Meerbusen von Neufundland bis zum Meerbusen von Mexiko, von Eisbergen bis zu Orangehainen in einer Woche gelangen.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Ein Schulmeister einer kleinen Stadt in England machte kürzlich bekannt, daß er zweimal wöchentlich, Dienstags und Donnerstags, Sonntagsschule halten werde.

„Welchen Theil der Jurisprudenz studiren Sie mit Vorliebe?" fragte der Präsident eines Gerichtshofes einen Referendarius. „Die Sporteltaxe, Herr Präsident," antwortete dieser ohne alle Verlegenheit.

Ein Dichter ging in der Ehrfurcht vor Friedrich dem Großen so weit, daß er ihn „Friedrich den Niegewesenen" nannte.

Literarisches Museum.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Von Seidelmann.

Herrmann Marggraff.

(Fortsetzung.)

Ich kann nur sagen, weil unsere Zeit ohne poetischen Gehalt ist, oder seinem Auge wenigstens so erscheint; weil sie verwirret, betäubt, unklar, endlich selbst kritisch geworden, lieber an sich selbst mäkelt und tadelt, zerreißt und vernichtet, als aufbaut und schafft.

So geht die Kritik als nothwendiges Product aus den Zeitconflicten, aus dem Boden der Wirklichkeit hervor und der Schriftsteller muß zu Schwert und Lanze greifen, um erst ein Terrain sich zu erkämpfen, auf welchem Gestalten wandeln möchten, würdig für die Abspiegelung der Poesie.

Deßwegen also ist die Kritik das hervorragendste Moment in Marggraff's literarischer Persönlichkeit, weil er in die Zeit als ein integrirender Theil verflochten ist und seine Aufsätze geben die Bulletins, das Programm des Kampfes aus; denn eben dieser bildet das Thema, den Hauptstock, um welchen sich die verschiedenen Aufsätze concentriren.

Marggraf hat sein Buch in zwei Abtheilungen gesondert.

Die erste zeigt uns den Verfasser in den verschiedensten Situationen, ringend mit den Verhältnissen des Lebens.

Der Lärm der Hauptstadt schlägt gellend in seine Ohren, das flimmernde Gewirr blendet sein Auge und er schreibt „die Briefe eines hauptstädtischen Irren" voll verzweifelnder Anklage, voll von heftig loderndem Ingrimm gegen „diese zu einer krankhaften Cultur herangebildete Welt," wo er „in lauter Miniaturverhältnissen umkommt." Mit einer schrillenden Dissonanz enden die heißen Lavaströme, mit einem Sehnsuchtsseufzer „nach griechischer Luft" und „englischem Gemeinwesen."

Aber keine Erfüllung harret seinem Wunsche, nur dunkler schattet sich die Qual des umringenden Lebens in dem Aufsatz „der moderne Faust im Faust'schen Wintergarten." „Vermittelt mich nicht mehr," spricht Faust zu Mephistopheles, „durch den Faust'schen Wintergarten mit dem Abgrund der Langeweile, sondern „„laßt mir die Tiefe meiner Seele"" und „das Hinabstrudeln in meine eigene Gedankenwelt."

Unglücklicher Freund! Die Schlange gibt ihre Beute nicht frei; nur auf Augenblicke läßt sie das Opfer aufathmen, um es dann desto wollüstig grausamer wieder in den Kreis der Schmerzen zurückzuziehn. Und was soll Dir auch die Freiheit, wenn sie sich in den grauenhaften, heimtückischen Spielen der „Neujahrsnacht" und der „nächtlichen Bilderschau" umhertummelt! Jene Leiden, welche so ironisch beredt, so voll leiser, bitterer, verblutender Skorpionstiche, die die beiden barockkomischen Aufsätze „Schintchu und eine chinesische Klein-Kindertragödie" schildern, sind wie heilende Giftkräuter gegen titanenhafte Ausbrüche des nachtumnebelten Gemüths.

Ein lichter, kaum aufgeknospeter Frühlingsstrahl der Freude streift durch die schaurigsten Dämmerungsgebilde der Phantasie, in dem „Fensterleben des Literaten;" aber es ist das kurze traumhafte Glück eines flatternden Augenblicks, denn dichter ballt sich die innere Krankhaftigkeit und der Schmerz des Lebens in den beiden Aufsätzen „Ignatius Puddings Leiden und Schicksale" und „John Klinton" zusammen; ironischer in dem ersten, der nur gegen die Quinquaillerie-Schmerzen, gegen die Nadelstiche des Lebens seine Invectiven richtet, furchtbarer, concentrirter aber in dem letzten, wo der Dichter unter einer fremden Maske den Abriß seiner eigenen Schicksale hinwirft.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 58. Dienstag, den 10. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die silberne Hochzeit zu Cöln am Rheine.

Zum Erinnerungsfeste der Freiwilligen am 3. Februar 1838.

Allen Festgenossen gewidmet von Immermann.

Wißt Ihr, Cam'raden, was wir feiern?
Die Silberhochzeit feiern wir! —
Ich will Euch unsre Braut entschleiern,
Und auch den Bräut'gam zeig' ich hier.
Das Vaterland ist die Verlobte;
Der Mannesmuth, der sich erprobte
In letzter Noth, im tiefsten Gram
Das ist der wackre Bräutigam!

Er ist vor fünfundzwanzig Jahren
An böser Tage schwülem Schluß
Zu seiner bangen Braut gefahren,
Geharnischt ganz vom Kopf zum Fuß.
Ihr schönes Antlitz war benetzet
Von Thränen, und ihr Leib zerfetzet,
Und durch der Feinde wüsten Hohn
Zertreten ihrer Ehre Kron'.

Er aber sprach: Mit dir verbunden
Will ich für alle Zeiten seyn!
Du bringst mir zu die schwersten Stunden,
Doch so soll just der Tapfre frein.
Ich will dich schirmen und beschützen
Mit meines Degens hellen Blitzen,
Wie auch von Wunden starrt dein Leib,
Bist doch mein heißgeliebtes Weib!

Als nun geschah der Ringe Tauschen,
Brach an des Hochzeitsfestes Licht,
Von dem die Saiten werden rauschen,
Bis daß die deutsche Lei'r zerbricht.

Zum Saale ward von Sachsens Aue
Das Land bis zu des Rheines Gaue,
Doch faßte kaum der weite Saal
Der Gäste ungeheure Zahl.

Die Trommeln spielten, die Trompeten
Zum wilden, stürm'schen Reigen auf,
Kaum war von Einem abgetreten,
Nahm schon ein andrer Tanz den Lauf;
Und Ros' an Ros' den Estrich schmückte',
So weit das Aug' im Saale blickte,
Die Tänzer gossen hin ihr Blut,
Das war die schöne Rosengluth!

Gott hatt' entflammt der Liebe Zunder,
Gott schuf des hehren Feuers Pracht!
Gott segnete den Bund; ein Wunder
Wirkt' er aus seiner heil'gen Macht.
Bei Leipzig legt er in die Arme
Die Braut dem Bräutgam, frei von Harme,
Schön, reizend, lorbeerüberlaubt,
Die alte Kron' auf ihrem Haupt.

Und nun, nach manchem Friedensjahre,
Das Frucht an Frucht des Bunds gereiht,
Steht wiederum vor dem Altare
Das Paar, zur Einsegnung bereit.
Und wieder schafft ein Wunder, prächtig,
Der alte Gott, der einst so mächtig
Dreizehn in Ehren reich gerüst't,
Und Achtunddreißig nicht vergißt.

Wenn sonst sich silbern wo begiebet
Die Hochzeit, ging die Jugend aus,
Und wenn das Paar sich auch noch liebet,
Ist doch die Stirn von Falten kraus.

Doch unsre Braut hat nicht gealtet,
Der Bräut'gam ist wie sonst gestaltet,
Borussia blieb frisch und schön,
Und unser Muth blieb auch bestehn.

Bei unsrer Reben gold'ner Zähre
Sprech' ich den alten Hochzeitsspruch:
Du aber, Rhein, trag ihn zum Meere,
Durch Berg' und Thäler trag' den Spruch:
Vorwärts, Borussia, im Werke!
Vorwärts in Eintracht und in Stärke!
Vorwärts wir All', aus jedem Stand,
Mit Gott, für König, Vaterland!

Das Ende der Paläologen.

Novelle von Herrmann Goedsche.

1.

Noch einmal ging die Sonne über dem, wenn auch bedrängten, doch noch unbesiegten Constantinopel auf. Herrlich erglänzten in ihren Strahlen die vergoldeten Kuppeln der Sophienkirche, und weit über die spiegelnden Wellen des Bosporus hinaus leuchtete das Kreuz und begeisterte seine Streiter. Stille ruhte über der großen Stadt. Mit schweren Opfern, mit den unglaublichsten Anstrengungen hatte die Hauptstadt des oströmischen Kaiserthums schon 52 Tage lang den wüthenden Angriffen Mahomets und seiner Horden Widerstand geleistet. Jahrelang schon hatte das schöne Land umher unter der Barbarei der Türken geseufzt, nur die Mauern der hohen Constantinopolis begränzten noch das einst so mächtige griechische Weltreich, und auch dieses Gebiet hatten seine Schatten-Kaiser nur durch schmähliche Verträge und Zahlung eines sich von Jahr zu Jahr steigernden Tributs vor den Angriffen der Türken sichern müssen. Da beschloß Mahomet II., mit dem Namen Buhuch der Große in den Annalen der türkischen Geschichte bezeichnet, der Sohn Amurats II., obgleich auch er die Verträge seiner Vorgänger beschworen, selbst dem Schattennamen des griechischen Kaiserthums durch die Eroberung seiner ehemaligen Hauptstadt ein Ende zu machen, die ihm schon lange ein Dorn im Auge und in seinen Ländern gewesen. Treulos und hinterlistig aber that er diese seine Absicht nicht eher kund, als nachdem er sich ein ganzes Jahr lang zu diesem Unternehmen mächtig gerüstet hatte. Zu dem Ende zog er, es war am 6. April des Jahres 1453 nach Christo, im zweiten Jahre seiner Herrschaft, mit 300,000 Kriegern von der Landseite gegen die Stadt, die kaum 10,000 streitbare Männer in ihren Mauern faßte, während 100 Gallonen und 300 kleinere Fahrzeuge sie von der Seeseite her bedrängten und ihr die Zufuhr abschnitten.

Hier jedoch sperrten große Ketten den Eingang zum Hafen. Auch dieß Hinderniß hatte endlich der Sultan überwunden; von zwei Seiten wurde die Stadt nun beschossen, — mit Mühe nur hielten ihre tapfern Vertheidiger noch die schon halb zerstörten Wälle, doch es war nur der Muth der Verzweiflung, welcher die Streiter [illegible]. Aber noch stand Konstantin XV., und mit ihm sein Glaube, während sein Auge mit Sehnsucht nach Westen schweifte, ob nicht bald die versprochene Hilfe von dort erschiene; denn der erfahrene Krieger wußte, daß die Tage zu zählen seyen, welche er noch dem Feinde Widerstand leisten könne. —

In einer offenen Halle des kaiserlichen Palastes nach der Meeresseite lehnte ein reich, beinahe phantastisch gekleideter Jüngling. Kopf und Arm stützte er auf den Marmor der Brüstung, die Rechte lehnte er auf eine reichvergoldete Cither. Sein langes braunes Haar wallte in Locken über das blaue Gewand, die Farbe seiner Haut, die Zartheit seiner Glieder schien eher einem Mädchen anzugehören, und in dem großen Auge lebte nur Schwermuth, und fehlte der fröhliche Ausdruck von Muth und Zuversicht, mit dem Jünglinge seines Alters in das Treiben der Welt hinausblicken.

Das herrlichste Rundgemälde umgab ihn. Leuchtend und hüpfend tanzten zu seinen Füßen die Wellen des Meeres, welches zwei Welttheile scheidet. Das Auge erreicht die gegenüberliegende Küste und schweift am Thurme des Leander vorbei nach dem Meere di Marmora, weilt einen Augenblick auf den Hügeln des fernen Galata und Tophana, und sucht vergeblich die Trümmer des alten Cistos, und kehrt dann zurück zu dem üppigen Grün der Abydischen Ufer mit ihren freundlichen zur Hauptstadt gehörenden Vorstädten. Der Orient scheint alle seine Schönheit und Anmuth concentrirt zu haben, und in den Umgebungen Constantinopels dem Blick schon an seiner Pforte gleichsam ein Aushängeschild all' seiner Herrlichkeiten zu zeigen, und noch heute bleibt der Wanderer bei diesem Bilde gefesselt stehen, denn nur Wenig hat die Barbarei der Bewohner zu zerstören vermocht in der Schöpfung des Allgütigen.

Doch nicht hinüber zu der grünenden Küste schweifte sein Blick. Das Auge suchte die Zeltreihen des türkischen Lagers, das sich von einer Seite des Meeres zur andern im weiten Halbkreis erstreckend, mit seinen Halbmonden und bunten Wimpeln einer farbigen Schlange glich, die ihre Beute zu erdrücken sucht. „Wo weilst du, Irene!" klagte der junge Mann. „Verstumme treue Cither, deine süßen Klänge erfreuen nicht mehr ihr Ohr! Warum vermag ich nicht das Schwert zu regieren, wie dich! Tausende würde ihr treuer Ritter bekämpfen. Die Liebe wände den Lorbeer dann um die Stirne und das Vaterland jauchzte seinem Befreier zu!"

„Thörichte Wünsche!" rief er und drückte die Cither inniger an sein Herz. „Wie könnte ich dich, meine theure, treue Begleiterin gegen die rauhe Waffe des Kriegers vertauschen wollen! Selige Macht des Gesanges, du erhebst uns über das Dunkel der Erde, du begleitest mich durch frohe und trübe Stunden des Lebens. Nein, ungetrübt von dem Gewirr der Erde hast du nichts mit ihr gemein als die irdischen Worte! In das Reich deiner Töne haucht die

Brust ihre Gefühle, und die Phantasie trägt mich auf ihren goldenen Schwingen zu Irenen!"

„Gregor!" sagte eine ernste Stimme neben ihm. Er schaute auf, es war der Kaiser, sein Ohm, der neben ihm stand und ihn mit finsteren Blicken betrachtete. „Ermanne Dich!" fuhr der Herrscher fort, „wirf die Laute von Dir und ergreife das Schwert zum Heil des bedrängten Vaterlandes! Die Kunst des Gesanges ist wohl herzerhebend und stärkend, aber sie soll nur dem Manne dienen, nicht sein ganzes Fühlen und Denken umfassen. Jeder Bürger opfert sein Scherflein Kraft auf dem Altare des Vaterlandes, und nur er allein, der seine Söhne zum Siege führen sollte, sitzt in der Gefahr beim weibischen Spiele. Willst Du so Dir die Braut von dem Feinde erringen?"

„Gebt mir ein Schwert, Vater meiner Irene," bat der Jüngling, „stellt mich an die Spitze Eurer Streiter und im kühnen Ausfall hole ich mir die Geliebte, und wäre es aus der Hand des Sultans. Die Liebe wird mich das ungewohnte Schwert zu schwingen lehren!" „Den Heiligen sey Dank," erwiederte der Kaiser, „so lebt doch noch der Geist Deiner Ahnen in Dir. Lasse den Funken nicht verlöschen, daß er bald hoch aufschlage zur mächtigen Heldenflamme, drohend und verheerend dem Feinde."

(Fortsetzung folgt.)

Klagen eines Juden.

O, wie seufzet das Vieh! Die Rinder sehen kläglich, denn sie haben keine Weide: die Schafe verschmachten.

Prophet Joel. Cap. 1, V. 18.

Söhne Israels und Ihr schwarzgelockte Töchter Juda's, die Ihr wohnet in Germaniens lachenden Auen, in Teutoniens romantischen Gebirgen, die Ihr athmet Galliens Luft oder Hesperiens Orangendüfte, und Ihr, die Ihr Polonien und Reussen zur Heimath genommen, Alle in Ost und West, in Süd und Nord, Zerstreute meines Volks, Spielball der Geschichte, Wetterfahne der Vergangenheit: klaget, denn ich sage Euch, Ihr habt zu klagen! Traget Leide, hüllet Euch in Sack und Asche und thuet Buße! Nicht Zions, der Königsveste wegen, o die Zeit hat solchen Schmerz vernarbt; nicht des Tempels wegen, denn der Gott Eurer Väter ließ ihn Euch in Eurem Herzen, und kein Kriegsknecht und kein Element konnt' ihn zertrümmern an dieser Stätte — nun, von wannen denn der Schmerz und der Klage Quell? Von wannen er Euch immer genahet, von wannen er immer die Blüthenauen Eurer Geschichte verheerend durchfurcht: aus der Mitte Eurer Söhne selbst! — Ein Renegatenpöbel hat sich gehüllt in die Gewande der Frömmigkeit, hat sich betüncht mit blasser Sehnsucht, hat sich geformelt nach melodischem Wortesklang und jammert, heult, wie die Hyänen der Wüste über Euer Unglück, über Eure Schmach und Fessel! Zurückzwicken will es Euch in die ewig vergangenen Tage mit seinen Krebsesscheeren, will Juda reinigen und lösen, und kennt es nicht und fühlt es nicht und nennt sich doch wie Propheten! Darum rufet Wehe! aus, ein Wehe! über den blassen Leumund, über den Bösen, der zu Kreuze kriecht über den Wurm, der auf Golgatha's Stätte Schmarotzerpflanzen abnagt! Er klaget, da die Morgenröthe über Euch aufgegangen, wie eine Katze, die den Tag nicht siehet; er decket auf die Gräber Eurer Märtyrer mit verruchter Hand und ziehet ein mit weiten Nüstern, den Modergeruch irdischen Staubes und spricht: „Sehet, das ist der Wohlgeruch Eurer Geschichte!" Er ist entrüstet über die dankbaren Neuerer und Wohlthäter Eures zerstreuten Geschlechts und will feurig erglüht seyn für den Glauben Abrahams, Jizchaks und Jakovs; aber ich sage Euch, glaubet dem nicht! es ist die begeifernde Entrüstung einer Schlange, es ist das Feuer eines Satans, das nicht durchwärmt, nur verbrennt! Klage, Du Volk Gottes wie alle anderen, klage, daß solches Gezücht Dein Schooß erzeugt, solche Basilisken Deine Pfade umschlingen wollen, klage, daß die Vernunft erwache und der böse Wahn, der wie ein Nachtfalter sich afterprophetisch über Dich erheben will, dahinfleugt in das Reich der Hölle! Dein zitternd Wehe! durchdröhne den Erdkreis; Dein Wehe! über solche Ottern, stoße sie von Dir, wie den Keim des Todes! Denn was Du errungen mit blutiger Thräne, was Du erklimmt mit geistiger Lanze, was Du erstürmt mit goldenem Speer, was Du bezahltest mit Jahrhunderten, das will dieser Pöbel nicht kennen, das schleudert er mit wimmerndem Hohne zurück und nennet dieß Eifer für sein Volk! Und es träumt von einer Zukunft und verschwemmt sie mit Philosophemen, die es unverdauet, vermengt, wiederkäuet, ja, es träumt und verdreht die Augen, und das ist der Jammer! und das ist das Elend!! Ein Prophet, der Träume hat, der predige Träume, wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht. Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen, spricht der Herr?*)

Ja klaget über das Stroh auf Sandesflächen, das lang gereckt emporragt und nach Brot schreiet und dafür hingibt die Würde seines Stammes und dennoch verachtet und verabscheut wird vom edlen Menschengeschlecht. Des gerechten Gottes Strafe bleibet nicht aus, schon wird dieser scheinreuige Janhagel selbst von seinem Gewinselschwall bewältigt und was erst Abgemessenes war, wird grauser, fanatischer Wahn für Trugbilder, wird dumpfe Geistesüberspannung, wird ein hohles Nichts!

So weine, Israel, eine Frucht erzeugt zu haben, die sich von der Mutter Busen gewendet und Andere anklagt, daß sie's gethan! Doch nur darüber weine und klage — denn Gott hat schon gerichtet!

S. Frankenberg.

*) Jeremias 23, 28.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Wenn man das Wort „herrlich" von Herr ableiten will, kann, darf und muß, dann läßt sich für „dämlich" ohne einen Proceß mit dem schönen Geschlechte, gar keine Ableitung finden.

Ein Commissionär in Berlin empfahl kürzlich ein zu verkaufendes Haus unter Anderem auch damit: es hat den ganzen Tag die Mittagssonne."

Die Gasthäuser in Tyrol sind oft mit Versen ausgeziert, welche ein Lächeln abnöthigen. So fand Kotzebue über einem Wirthshause:

Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast Du Geld, hab' ich guten Wein;
Hast kein Geld, magst drüben einkehren,
Dort ist ein frischer Brunnen mit zwei Röhren.

Literarisches Museum.

Berliner Schriftsteller-Charaktere.

Herrmann Marggraff.

(Schluß.)

Die ganze Gruppe der vorgenannten Aufsätze hat in dem wilden Haß gegen die Institute des umgebenden Lebens, in einer fast rauschenden Polemik seine gemeinsame Tendenz; der innere Zorn springt gleich einer brausenden Fontaine in die Höhe; aber nach der Action folgt die Reaction und das aufgeregte Gemüth muß eine Ankerstätte für die Flucht seiner Empfindungen suchen. Da wendet der Dichter sein Auge rückwärts auf die stille Vergangenheit seiner Kindheit, er faltet die „Poesie des kleinstädtischen Bürger- und Sonntagslebens" vor sich auf; er besucht das Pfingstschießen und den Schützenplatz seiner Heimath, ob sie Ruhe und Trost mit den milden, trauten Bildern in seinen aufwallenden Geist hineinsprechen können; aber vergebens! die Erinnerung ist ein matter Heiltrank gegen die Feuerschmerzen der Gegenwart und jene patriarchalische Friedensmilde beschwört die Phantasie umsonst an das Tageslicht. Nur greller greift das Gestern in das Heute hinein, und „der Provinziale in der Hauptstadt" rollt das Porträt des Erstern fast lächerlich dem Auge auf. Rathlos in dieser Bedrängniß stellt der Dichter „Ludwigs XIV. tägliche Lebensordnung" auf, als ob das mechanische Gewohnheitsleben, der Schlendrian des Daseyns, die Wirkung eines ewigen Refrains, die Eintönigkeit von Heute und Morgen nun das Asyl werden sollte, in das sein gefolterter Geist sich flüchtete.

Mit dieser Schilderung schließt der erste Theil ab; doch in solcher Erstarrung kann der Dichter nicht enden, das fühlen wir.

In der zweiten Abtheilung weitet der Gesichtskreis sich aus; der Schriftsteller tritt in die Welt der Literatur.

Dieselbe flammende Gluth, derselbe Ingrimm, dieselbe Schärfe der Vernichtungslust. Eine reiche Dichtergallerie öffnet sich uns, aber es sind dunkle nachtschattige Gestalten, die mit ihrem schönsten Herzblut, mit ihrem heiligsten Glück die Schuld des Lebens abbüßten. Charlotte Stieglitz, J. C. Wenzel, Grabbe, Gasparini, Ferdinand Weisse treten vor uns; die Seele füllt sich mit Schmerz wie der geweihte Kelch mit dem Blute des Heilands. Wir können uns kaum der milden Schilderungen von Wilhelm Albrecht, Leopold Schefer, Langbein erfreuen, denn in diese trügerische Versuchung blickt Byrons dunkles Satyr-Auge gespensterhaft hinein und die moderne Zeit, wie sie in den Aufsätzen „Ueber deutsche Kritik und Polemik" und „die moderne lyrische Poesie" uns aufgespiegelt wird, trägt eine zerrissene spukhafte Todtenmaske.

Mit dieser Aufblätterung der Vernichtung, des Chaotischen, in der Gegenwart will fast das Buch enden und nur ein leiser, vielleicht bald verwehter Keim neuer Gestaltungen bricht in dem letzten Aufsatz „Ueber deutsche Prosa" hervor.

So ist denn über das ganze Buch freilich, wie man den Verfasser getadelt, eine düster menschenhassende Lebensansicht ausgegossen; aber man hat hierbei auf das Avant derselben nicht Rücksicht genommen. Hineingeschleudert in das Gewirre großstädtischer Verhältnisse, ohne einen Halt- und Leitstern, als die eigne Kraft, zertrümmert an vielfachen Hoffnungen, verkannt, zurückgewiesen, mußte jener bittre Hohn und düstre Ernst des Verfassers die Seele vergällen, wo man auf dem Gipfel des Zweifels getrieben, die Welt wie eine feile Dirne von sich stößt und das bunte farbenreiche Schauspiel wie ein aschgraues Schattenbild betrachtet. Dieser Seelenzustand ist ebenso psychologisch wahr, als der heitere würdigende Genuß, aber er muß als Uebergang erscheinen, als Stadium einer organischen Entwicklung und nur das Verzaumen und Verhaften in diesem Anschauungsbezirk würde den Blick stumpfen und den Geist irrsinnig machen.

Wie aber der Stoff dieser Aufsätze so trägt auch die Stylisirung derselben den Charakter des noch unabgeschlossenen Kampfes an sich. Ich möchte sagen, der Styl ist wie von Korinthischem Erzgehalt, eine Mischung verschiedenartiger Metalle, die oft in eine feindliche Berührung treten; er hat sich noch nicht vollkommen ausgeprägt, sondern es verharren in ihm die Reste verschiedener Bildungsperioden. Durch seinen Faltenwurf blicken zuweilen seltsame, bizarre, philosophische Worte und seine Rhythmik erscheint mehr auf dem Fundamente des scharf combinirenden Verstandes als auf die reiche Anschauung und Abrundung der Poesie gegründet.

Der Strom des Gedankens grenzt sich nicht in ein geordnetes ebenes Flußbett ein, sondern kataraktenmäßig in auffälligen Geflechten und Windungen sich überstürzend, bildet er eine Periodik, die am meisten einer schroffkantigen, scharfmarkirten Gebirgslandschaft von großartigem Charakter gleicht, auf deren Schneefirnen nur selten eine einsame, träumerisch duftende Waldblume blüht.

Seidelmann.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 59. Mittwoch, den 11. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Rache.

Die Nacht ist rauh und finster,
Der Donner rollt, es saust
Der Sturm im Waldgebirge,
Die Fluth des Sees braust.

Ein Mann eilt wankenden Schrittes
Am felsigen Ufer hin —
Die Nacht ist rauh und finster,
Doch finst'rer des Wand'rers Sinn.

Unheimliche Schatten weben
Im bleichen Mondeslicht,
Das durch die eilenden Wolken
Mit trübem Schimmer bricht.

Der Wanderer starrt bebend
In die ringende Fluth hinab —
Sie schlafen nicht dort unten
Im kühlen Wassergrab!

Und wilder heult der Sturmwind,
Der Eiche Wipfel bricht.
Erkennst du diese Stätte?
Die Rache schlummert nicht!

Siehst du das Weib dort schweben,
Im Arm ein blutig Kind? —
Ein dumpfer Schrei — sie sinken —
Des Wand'rers Mark gerinnt;

Und taumelnd will er weiter
Den schroffen, gefährlichen Gang —
Ein Fehltritt — und zerschmettert
Liegt er am Felsenhang.

Die düstern Wolken weichen,
Die Donner sind verhallt.
Der Mond blickt bleich und trübe
Auf die entseelte Gestalt.

C. Ferrand.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Zürnt mir nicht," unterbrach ihn Gregor, „daß ich den Traum Eurer Hoffnungen störe. — Wohl lebt auch in mir der Geist der Paläologen und lehrt mich muthig für meine Ehre und das Recht sterben, aber die Hand der Natur wies mir eine andere Bahn zur Vollendung durchs Leben an, als den kalten Waffenruhm. In der Einsamkeit von meiner Mutter erzogen, folgte dieß Herz seinem Hange zur Schwermuth; eine Fülle von dunklen Träumen und Bildern lebte mir in der Brust. Aber noch wußte ich die Wogen nicht zu erhellen! — Da kam ich an Euren Hof und sah Irene, und wie der Blitz jäh in's Gebäude fährt und die verschiedenartigsten Stoffe in die reine Aetherflamme zusammenschmilzt und auflöst, so löste sich das Chaos in der Brust und alle Strahlen einten sich in ihrem Centralpuncte, in der Liebe!" —

„Glaubt mir, auch ich fühle das Leid des Vaterlandes tief! — Der Schmerz über Irenens Raub zerreißt mir das Herz! — Es war an einem schönen Abend," fuhr er von der Erinnerung hingerissen fort, — „noch hatten die Donner ihrer mächtigen Kanonen diese Mauern nicht erschüttert, und Ihr hattet Friedensboten an den Feind geschickt. Vertrauend darauf, glitten wir auf zweien der welschen Schiffe über die Wellen des Hafens und freuten uns der Lustfahrt nach der langen Bedrängniß. In einem derselben saß Irene mit ihren Begleiterinnen, wir Männer hielten das unsere jenem immer dicht zur Seite. Alles freute sich, mir allein

war so wunderlich weh zu Muthe, daß ich der Cither nicht einmal ein freundliches Lied zu entlocken vermochte. Der Abend kam dämmernd herauf, noch dachten wir an keine Heimkehr, obgleich in der Ferne dunkle Wolken den Himmel umzogen. Wir hatten uns vom Uebermuth bis über die Hafenketten hinaus jenseits der St. Claren Pforte locken lassen, weit und breit war kein türkisches Segel zu schauen, nur in der Ferne stiegen die Schlösser Abydos und Boyasazar, die der Türke als unsere grimmigen Wächter aufgebaut hat, drohend in die Wolken, und der Thurm des Leander schien schwermüthig mit seinen grauen Massen aus der Dämmerung herüber. — Da hallte es hinter uns wie Donner, und durch das Dunkel, das sich bereits auf die Wellen senkte, blitzte es wie Schüsse auf zwischen uns und der Stadt. — Alle Gesichter erbleichten, nur Grande verlor die Fassung nicht."

„Streicht die Riemen!" rief er mit seiner Stentorstimme den Ruderern zu, daß sie den beginnenden Sturm übertönte. „Zurück nach der Stadt." — Ich trat zu ihm, die Angst um Irene schnürte mir das Herz zusammen.

„Verdammte Thorheit," sagte er zu mir, „unser Uebermuth bestraft sich hart. Das Unglaubliche ist geschehen, wenn mich nicht Alles täuscht, sind die Hunde Meister des Hafens."

Das wenige Blut, das noch in meinen Wangen war, erstarrte bei dieser Schreckenskunde zu Eis. — Johannes hatte nur zu wahr gesprochen! — Da der Zugang zu dem Hafen ihren Schiffen durch große Ketten versperrt war, so hatte der Sultan in vorhergegangener Nacht mit unglaublichen Anstrengungen über das Land flache Schiffe und Flöße bis an den Hafen schaffen lassen, und während er mit Eurem Gesandten über Frieden unterhandelte und Alles der Ruhe vertraute, bemächtigten sich seine Horden des Hafens, um auch von hier aus die unglückliche Stadt zu bedrängen. Die Frauen weinten, kein Mann wußte Rath, nur Johannes stand entschlossen am Steuerruder und lenkte es mit eigener Hand. Er befahl den Ruderern des anderen Schiffes sich dicht an unsere rechte Seite zu halten; dann gebot er den Jammernden Stille. „Der Tod ist uns vor Augen, Freunde!" rief er, „aber in so schöner Gesellschaft kann er nicht unwillkommen seyn. Freilich werden uns die Türken gewaltig zusetzen, wenn sie unsere Begleitung zu Gesicht bekommen; doch nur Muth, wir wollen uns mit Gottes und unserer Damen Hilfe schon durchschlagen."

Selbst in diesem Augenblick verließ ihn sein heiterer Sinn nicht. Die Frauen wurden in die beiden Schiffe vertheilt, — schon sahen wir die Turbane der Feinde und hörten ihr Rufen und Lärmen. — Ich war neben Irene getreten und hatte ihre Hand gefaßt — sie war bleich, doch ruhig; ich hatte alle Fassung verloren. Sie blickte mich an und sagte: „Muth, Gregor! Vertheidigst Du so Deine Dame?" — Da krachte es plötzlich, daß wir auf den Sitz zurücksanken, — ich hörte den Allahruf der Türken, — eine Feuerkugel erhellte die Luft, man hatte uns als Franken erkannt, und wie ein Bienenschwarm sammelten sich ihre Flöße und Boote um uns her — leuchtend flog durch sie Johannes Schwert — es war mein letzter Blick, die Schreckensscene raubte mir das Bewußtseyn.

Er hielt inne, gleichsam als schäme er sich seiner Schwachheit. Dann fuhr er langsam fort:

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich in diesem Palast. — Grandes Muth, die Dunkelheit und Justinianus Dazwischenkunft hatten uns gerettet; — die Türken hatten sie aus dem Boote gerissen, — kein schützender Genius war ihr in diesem Augenblick zur Seite!"

„Und Du," rief der Alte bitter, „den die Natur zu ihrem Beschützer bestimmt, lagst von Furcht hingestreckt an ihrer Seite."

„Das ist's, was mich treibt," erwiderte der Jüngling, „diese Hand mit dem Schwerte zu bewaffnen. Ich habe sie verloren, ich will sie wiederholen aus der Mitte der Feinde! — Gebt mir eine Schaar, Oheim, und dann . . ."

„Opferst Du thöricht Dein Blut und das kostbarere der Streiter des Kreuzes!" unterbrach ihn der Kaiser. „Ehe ich Vater seyn kann, muß ich Herrscher, muß ich Schützer meines Volkes seyn. Jeder Tropfen seines Blutes ist mir zugezählt. Was die Herrscherpflicht mit der väterlichen Liebe vereinen kann, dazu treibt mich wohl ohnehin das traurige Schicksal meines Kindes, aber um eines Jünglings thörichter Aufwallung zu fröhnen, so viele Streiter Christi in den gewissen Tod nutzlos zu jagen, das könnte ich weder hier, noch dort oben verantworten. Ich habe Leontaras zu dem Ungläubigen gesandt, ihn zu vermögen, mir die Tochter gegen andere Gefangene auszuwechseln. Noch ist er nicht zurück; bringt er die Antwort, die ich fürchte, so sollen mich diese Mauern begraben, aber Niemand wird sagen können, daß ich um mein Kind zu retten, vergessen hätte, ich sey ein Streiter des Heilands."

„Und diesen Höfling habt Ihr geschickt?" rief Gregor, „diese Zierpuppe, der seines Lebens höchstes Ziel im Kleidergepränge und albernen Ceremoniel sucht, der in seinem Leben kein erhabeneres Gefühl gekannt, als unter Eurem Hofstaat in diesen Hallen zu prangen? Wo soll er Worte, wo soll er Muth und Gefühl hernehmen, dem Heiden Euer Kind zu entreißen?"

„Du urtheilst rasch!" erwiederte der Kaiser. „Ich kenne in meinem Reiche keinen Geschickteren zu diesem Auftrage. Hier nützen nicht Gewalt, noch gefühlvolle Liebesseufzer. Er weiß seine Rede anzubringen, und obgleich sclavisch an dem Ceremoniel hängend, ist er trotz aller Abneigung vor Gewalt und ihren Waffen, doch der Mann, der nie eine Hand breit der Würde seines Amtes und seines Herrn vergeben würde, und sähe er den Tod über seinem Haupte schweben!"

Der Neffe wollte antworten, da wurden aber gewichtige und rasche Schritte im Corridor laut.

„Grüß Euch Gott, meine gnädigsten Herren!" ließ sich schon von fern die kräftige Stimme Grandes, des deutschen Hauptmanns und Befehlshabers des Geschützes in der belagerten Stadt hören. „Das ist schön, daß ich Euch beisammen treffe." Er beugte hierauf, näher kommend, sich ehrer-

bietig vor dem Kaiser, und reichte Gregor die Hand. — Es war ein Mann im Anfang der Dreißige. Aus seinem Aeußern blickte all' die feste Männlichkeit seines Vaterlandes. Seine Gestalt und sein Gliederbau waren wahrhaft colossal zu nennen. Sein Angesicht, vom Pulverdampf und der Sonne gebräunt, sprach Gutmüthigkeit aus, und in dem freundlichen Auge blitzte ritterlicher Muth und das Bewußtseyn der Kraft. Wie ein alter Recke der Vorzeit leuchtete er den ihn umgebenden verweichlichten Geschlechtern. Treue und Biederkeit wohnten in seinem Herzen, und er wußte sie auch an Anderen zu schätzen. Gregor hatte sich an ihn geschmiegt, wie der Epheu um den mächtigen Stamm der Ulme sich rankt, daß er Schutz finde vor dem Sturmwinde; und der freundliche Riese war auch dem Jünglinge mit inniger Liebe zugethan, wenn dieser gleich oft von seinem Spott über die Scheu vor dem Kriegshandwerk zu leiden hatte.

„Haben mir doch die Hunde heute wieder heiß gemacht," fuhr er, sich große Schweißtropfen von der Stirn wischend, fort, „doch jetzt ruhen sie; denn sie scheinen einen ihrer Agas in diesen Mauern eingeschlossen zu wissen. Ja," wendete er sich zu dem Kaiser, „so eben zieht Ew. Majestät Botschafter wieder ein, und neben ihm ein Türke, ein stattlicher Mann; ich habe ihn stets in den ersten Reihen der Feinde gesehen, und es lohnt sich also wohl, seine Bekanntschaft zu machen. Ich habe ihm, auf Ew. Majestät gnädige Bewilligung vertrauend, frei Geleit zugesagt."

„Ihr habt wohl daran gethan," erwiederte der Kaiser und reichte ihm die Hand. „Gebe Gott, daß er uns den Frieden bringe."

Gregor war an das Bogenfenster getreten, so eben nahte Kyr *) Lucas oder Leontaras, der erste Rath des Kaisers, mit seinem Begleiter, von einer großen Menge Volkes begleitet, dem Palaste. — Der Osmanli war wie ein Held aus Arabiens Wundermährchen fast anzuschauen, wie er mit kräftiger Hand sein pechschwarzes geflügeltes Roß tummelte. Es war ein Jüngling von hohem, majestätischem Wuchse. Ein dunkler, doch zierlich gestutzter Bart beschattete Kinn und Oberlippe, und über der gebogenen Nase blitzte kühn ein dunkles Augenpaar, aus dem mit Milde und Freundlichkeit zugleich ein Hoheit gebietendes Wesen strahlte. Die hochgewölbte Stirn bedeckte ein schwarzer, mit Silber verzierter Turban, von dem ein weißer Reiherbusch aufstieg. Ein anliegender Wappenrock, wider die Sitte seiner Landsleute, gleichfalls von schwarzer Farbe, umschloß die edelgeformten Glieder, unter dem die weiten weißen Pludderhosen fast das kleine Füßchen versteckten; an seiner Hüfte hing statt der Sichelklinge ein gerades, langes Schwert, wie es die Christen trugen. — Ehe die Diener des bejahrten Griechen diesem noch hilfreiche Hand leisten konnten, hatte sich der Türke rasch aus dem Sattel geschwungen und stand neben dem Greise, ihn vom Pferde zu heben.

„Der junge Aar füttert den Alten," sagte er mit wohlklingender Stimme, „denn er bedarf seiner Erfahrung, sich zur Sonne emporzuschwingen."

Der Grieche konnte nicht ganz eine freundliche Miene über die Achtung des Jünglings vor seinem Greisenalter unterdrücken, obgleich er die hilfreiche Hand ernst von sich wies, und seinem Diener den Steigbügel zu halten befahl. Beide betraten nun die Marmorstufen des Palastes, wobei der Türke ehrerbietig dem Greis den Vorrang ließ.

Verschiedene Gefühle malten sich auf den Zügen der Drei, die erwartungsvoll der Gesandten harrten. In des Kaisers trübem Auge schien ein Funke freudiger Hoffnung aufzublitzen, doch traute er nicht, sich ihr hinzugeben; er erwartete den Ausspruch des Schicksals mit Ruhe und Würde. Als sein Gegenbild stand Gregor da; seine Augen waren starr auf die Thür geheftet, alle seine Züge drückten die höchste Spannung und Aufregung aus.

Da öffneten sich die Flügelthüren, ein Diener trat ein und meldete die Abgesandten, und als er mit der Einladung zurückgekehrt, thaten sie sich nochmals auf, und ehrerbietig sich verbeugend trat der Grieche herein, mit stolzen Schritten, doch gleichfalls nach morgenländischer Weise sich neigend folgte ihm der Jüngling. — Ehrfurchtsvoll nahte jetzt Leontaras dem Kaiser, sich vor dem Herrscher auf ein Knie niederzulassen, aber schon eilte ihm Gregor entgegen, und ehe er noch dem Gebieter seine Huldigung darzubringen vermochte, faßte er ihn krampfhaft an den Händen und hielt sie wie mit Eisengewalt fest. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Kyr so viel als Köe, Herr.

Ein Besuch bei Goethe.

Ernst Raupach theilt über seinen Besuch bei Goethe folgendes mit: „Als ich im Jahre 1829 zum ersten Male nach Weimar kam, folgte ich, um nicht für einen Eigensinnigen und Sonderling zu gelten und als solcher verschrieen zu werden, der funfzigjährigen Sitte, Goethe zu besuchen, den ich noch nicht persönlich kannte. Auf dem Hinwege machte ich mir allerlei Gedanken über ihn, und glaubte doch einen geistreichen wenn auch stolzen Mann zu finden. Was fand ich? Einen eingebildeten Narren und Minister! Nachdem er mich dreiviertel Stunden im Vorzimmer hatte warten lassen, obgleich er, wie sein Kammerdiener sagte, mit nichts beschäftigt war, wurde ich durch mehrere Zimmer in sein Cabinet geführt. Mein Name war damals, ich darf es ohne Lüge sagen, schon ziemlich bekannt, und gerade in Weimar hatten meine Stücke sehr wohl gefallen. Ich trat ein. In einem gepolsterten Lehnsessel saß Herr von Goethe in seidenem Schlafrocke, einen großen Stock mit goldenem Knopfe zwischen den Knieen hin und her wirbelnd, und nicht auf den Eintretenden achtend. Nach langer Pause fing er das Gespräch an, welches in nicht mehr als folgenden Worten bestand: „Sind Sie der Verfasser des Buchs: eine Reise in Italien?" „Ja." — „Sie haben darin über eine meiner Schriften geurtheilt. Lassen

Sie sich etwas sagen. Ich bin ein alter Mann und habe Erfahrung. Sie sind noch jung (ich war damals fünfundvierzig Jahre alt), und können etwas lernen. Sie wollen die Menschen bessern und sie dazu machen, was sie seyn sollten. Lassen Sie die Menschen, wie sie sind, und nehmen Sie sie, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollen. Um zu leben, muß man leben lassen." — Hierauf machte er mit der Hand eine stolze Entlassungsbewegung und nickte merklich mit dem Kopfe. Ich stand erstaunt; aber empört über das insolente Betragen ging ich fort, ohne mich zu empfehlen und ohne mein Compliment zu machen."

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

„Lieben Sie die Poesie?" fragte ein Dichterjüngling eine schöne Dame, welcher er den Hof machte. „O ja," erwiderte diese, „nach der Prosa am meisten."

Unlängst las man in einem Breslauer Blatte: „Dieß gehört, so verwerflich es auch ist, nicht hierher."

Einem Journalisten wurde von einer galanten Dame ihr Stammbuch überreicht, um darin ein Denksprüchlein einzuschreiben. Beim Durchblättern fand er bei den meisten Namen zum Andenken eine Haarlocke mit einem Fädchen festgenäht. Er sann nicht lange und schrieb:

„In diesem Buch weiß man die Freundschaft recht zu fassen,
Den Namen nicht allein, hier muß man Haare lassen."

In Cassel hat sich ein Mäßigkeitsverein gebildet, dessen Vorsteher Rausch heißt.

In einem Familienkreise wurde an einem Winterabende am traulichen Kamine eine schauerliche Schatzgräbergeschichte erzählt. Den Zuhörern standen die Haare zu Berge; aber ein kleines Mädchen kicherte beständig. „Warum lachst Du denn," fragte die Mutter, „weißt Du auch, was ein Schatz ist?" — „Ei freilich," erwiederte das kleine Mädchen, „der Köchin ihr Musketier!"

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

Die in unserer Zeit so mächtig angeregte Frage: Was soll geschehen? hat beim Suchen ihrer gründlichen und genügenden Beantwortung die neue Frage nothwendig gemacht: Was ist geschehen? welches waren und sind die Wurzeln, aus welchen die Gifthäume emporwucherten und Verderben der Menschheit erwuchs? wie heißen und wer sind die Dämonen, welche Gift- und Drachensaat über mehr als einen Erdtheil ausäeten, und was ist bereits versucht worden, um sie mit den Zaubersprüchen der göttlichen Menschenbestimmung und der Freiheit in's Reich der Nacht und des Nichts zu verbannen? —

Die zweite Frage, die aus der ersten entspringt, oder sich zunächst an sie anschließt, ist die: Wo soll etwas geschehen? und mit wem, für wen und unter welchen Umgebungen und äußeren Verhältnissen soll etwas geschehen, um das Gesunkene emporzurichten, das Niedergedrückte zu erheben, das Geknechtete zu befreien, um Fegefeuer oder Hölle nach menschlicher Kraft zu Paradies und Himmel zu machen?

Dieß der Grund, auf welchem Geschichte und Geographie mit ihren Schwestern, der Statistik und Ethographie, Topographie und Ethnographie, sich zu allgemeiner Achtung, zu allgemeinem Ansehen, zu der Zuversicht der einflußreichsten Wirksamkeit aus dem Staube der Schule erhoben haben und mit anderen Disciplinen, Wissenschaften und Künsten in's Leben — und Gott helfe! zu immer größerem Heile des Lebens! — eingetreten sind.

Mit diesen Gedanken, die weiter auszuführen, hier der rechte Ort nicht seyn möchte, wünschte ich die Einleitung zur Anzeige einer Serie von geschichtlichen und geographischen Werken zu bilden, die wenn nicht alle den Stempel der Vortrefflichkeit, doch meistens den der größeren Nützlichkeit und Brauchbarkeit in unseren Zeitinteressen an sich tragen, die also kennen, achten und beachten zu lernen Sache des gebildeteren Publicums seyn muß. Ich werde mich an keine Ordnung binden, sondern sie in bunter Reihe aufführen, wie es mir selbst beliebte, sie nach einander zu meiner Erholung, Kenntnißbereicherung und Befestigung in guten Grundsätzen vorzunehmen und zu betrachten.

1. Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von Dr. Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer. Geschichte des Jahres 1835. Erster u. zweiter Theil. (Carlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung. 1837.)

Von einer Geschichte der Gegenwart läßt sich nach den allorts in Deutschland vorwaltenden policeilich-politischen Verhältnissen nicht erwarten, daß sie eine volle und vollkommene Beleuchtung alles Geschehenen bis auf dessen tiefsten Herzgrund seyn soll; aber es läßt sich erwarten, daß der Geist reiner und untadeliger Anschauung darin herrsche, und daß der Wille, die Wahrheit an den Tag zu bringen und ihre heilfördernde Kraft zu unterstützen, darin sich zeigt; es läßt sich fordern, daß statt der vollen Beleuchtung die Lichtstrahlen nicht fehlen, und daß, wenn nicht die Sprache, doch der Odem der edelsten Freimüthigkeit die Darstellung belebt. Dieser Forderung, dieser Erwartung genügen Dr. Münch und Dr. Bacherer in ihrem vorliegenden Jahrbuche.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 60. Donnerstag den 12. April 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Pesth.

Es nenne Niemand frei und weise sich
Vor seinem Ende, Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.
Goethe.

Unser verblichener Freund war gewiß in einer sehr trüben Stimmung, als er obige Worte niederschrieb; was mag ihm wohl begegnet seyn, dacht' ich, als er in diesen drei Zeilen seinem gepreßten Herzen Luft machte. Ach! des Elends Wurzeln sind ja in Milliarden Zweige getheilt, Einer genügt um Goethe's Worte zu verstehen. Mein jüngster Bericht hat die geehrten Leser des Planeten von dem grenzenlosen Unglück, das Pesth und Ofen traf, in Kenntniß gesetzt, jetzt, nachdem das Wasser, welches dreimal vierundzwanzig Stunden wie festgebannt in den schönen Straßen Pesth's 6 bis 8 Schuh hoch stand, in das Flußbett zurückgetreten ist, zeigen sich die beispiellosen Verheerungen! Ich will es versuchen, dem Planeten ein treues Bild, einfach und wahr zu entwerfen.

Ich muß weit ausholen, um dem geneigten Leser den ganzen Umfang der namenlosen Zerstörung begreiflich zu machen; die Bekanntschaft mit der Lage von Ofen und Pesth ist hier wesentlich nothwendig.

Ofen liegt am rechten Donauufer, durchaus gebirgig, der schmale Erdstrich am Ufer der Donau ist sehr lang und stark bebaut, eigentlich nur eine Straße, die auch, da die Ufer niedrig sind, bei ungewöhnlich hohem Wasserstande oft schon überschwemmt wurde. Der höhere Theil von Ofen ist stets wasserfrei. Pesth am linken Donauufer liegt in einer sandigen Fläche, der Boden ist locker, die Brunnen nicht tief. Der höchste Horizont in Pesth ist der Neumarkt, und in dieser Linie das Invaliden-Palais. Zwischen beiden Städten fließt der majestätische Donaustrom in einer Breite von 240 Klaftern. Eine Schiffbrücke von 42 Pontons steht meist 8 Monate im Jahre und verbindet so zu sagen beide Städte zu Einer. Sobald die Brücke ausgehängt wird, unterhalten Kähne die Communication. In starken Wintern (wie der dießjährige) bildet sich eine feste Eisdecke über den breiten Strom, in der Localsprache „Stoß" genannt, welcher von verschiedenen Seiten betreten und befahren wird. Die Eingeborenen sind in dieser Beziehung sehr verwegen, und doch geschieht selten oder nie ein Unglück. Schon zu Anfang des Winters schwoll die Donau ungewöhnlich an, und man hegte damals schon Besorgnisse, da das Wasser jedoch fiel und dann wieder stieg, so schrieb man dem Zusammenfluß der Gebirgswässer diesen übrigens zu dieser Jahreszeit auffallenden Wasserstand zu. Da kam plötzlich die große Kälte dazu, der Strom wurde mit Eis bedeckt, das Wasser wuchs stündlich, füllte die Canäle und Keller der Stadt; in Ofen war es bereits ausgetreten, und bei diesem außerordentlich hohen Wasserstande bildete sich den 5. Januar ein fester Eisstoß, welcher bis zum 13. März, also volle 37 Tage feststand. Die Besorgnisse wegen Wasser wurden immer ernster, nach und nach füllten sich alle Keller und Canäle der Stadt und Vorstädte, dazu kam der enorme Schnee, der sich wieder in Wasser verwandelte. Viele Häuser standen nun auf solche Art 70 Tage bereits mit Wasser angefüllt. Nun kam der 13., 14. u. 15. März, das außerordentliche Wasser. Der höchste Wasserstand nach dem Pegel in Ofen war 1773 23′ 5″, folglich nach Denkbarkeit wohl der höchste Stand, den je das Wasser erreichen dürfte. Wie seicht waren aber damals die Ufer, und wie sind sie jetzt, welche Dämme sind zeither gebaut worden ꝛc. Alles vergebens. Was sind Entwürfe und Pläne der Menschen gegen die Elemente. Das Wasser stieg diesesmal nach dem Wassermesser in Ofen auf 29′ 4″, also fast um 6′ höher als 1773, und setzte auf diese Art Pesth und Ofen dreimal vierundzwanzig Stunden völlig unter Wasser. Zu dieser beispiellosen Ueberschwemmung kam nun noch ein größeres Unglück, der Einsturz der Häuser. Die meisten älteren Gebäude der alten Stadt, so wie die meisten neuen und älteren Gebäude der Vorstädte stürzten aufgeweicht durchs Wasser zusammen, und verwandelten das freundliche Pesth in einen Schutthaufen, und noch jetzt, nachdem das Wasser abgelaufen ist, droht ein großer Theil der Häuser einzustürzen, wenn nicht durch zweckmäßige schnelle Unterstützung der Gefahr vorgebeugt wird. Der panische Schrecken, der alle Gemüther befangen hielt, ließ Erdbeben verspüren, wodurch der

Einsturz der Häuser für die große Zahl erklärlich wird. Dem ist aber nicht so, der Boden auf welchen die Häuser gebaut sind und die Auflockerung durch siebenzigtägiges Wasser, sind die eigentlichen natürlichen Ursachen dieses Unglücks. Dazu kam noch die leichtsinnige Bauart mancher Häuser, besonders in den Vorstädten; der Wucher einiger Speculanten mit Häusern (ein getaufter Jude, T—m, baute z. B. in der Leopoldstadt, der Kirche gegenüber, ein imposant aussehendes Gebäude auf Speculation; da es noch nicht vollendet war und einstürzte, zeigte sich der abscheuliche Betrug, die Mauern waren so dünn, daß sie auch ohne Wasser bald eingestürzt seyn würden; ist das Christenthum durch einen solchen Menschen bereichert?); endlich die Eitelkeit „Hausherr" zu werden. So mancher brave Mann hat sich durch Fleiß vier bis fünfhundert Thaler erspart, nun strebt er Hausherr zu werden, baut am Ende irgend einer Vorstadt ein Haus von Lehmziegeln, und nimmt Inwohner, die ihn den „Hausherrn" schelten. Diese Hausherren sind verschwunden, und werden hoffentlich bei dem Wiederaufbau nicht wieder erscheinen. Was übrigens die soliden alten und neu gebauten Häuser in der Stadt und Leopoldstadt anlangt, so stehen alle diese fest und unerschüttert, hie und da sind wohl Keller und Canäle eingegangen, doch die Grundfesten waren solid, und so wird mit geringen Reparaturen Alles wieder in kurzer Zeit hergestellt seyn. Der Schade, der sich nun herausstellt, und der für die nächste Zukunft noch gar nicht zu berechnen ist, ist außerordentlich. Ohne Adam Riese bei der Hand zu haben rechne ich den durch diese Ueberschwemmung verursachten Schaden in Ofen und Pesth auf 20 Mill. Gulden C. M., ich werde eher zu wenig als zu viel angegeben haben. Ferner ist begreiflich, daß bei solchem schnellen Unglück viele Menschen zu Grunde gegangen seyn müssen, das läßt sich Alles natürlich noch immer nicht genau eruiren.

Den fühlbarsten Schaden erleidet der arbeitsame, bei uns hier vorzugsweise blühende Mittelstand, der eigentliche Kern unserer in der Entwicklungsperiode begriffenen blühenden Handelsstadt. Der brave Bürger, der entweder einen kleinen Handel oder ein Gewerbe betrieb, und mit einem kleinen Vermögen als rechtschaffener arbeitsamer Bürger dem Staate blühende Kinder erzog und unter Arbeit und erlaubte Vergnügungen seine Zeit theilte, dieser Stand, der die eigentliche Stütze jedes Staates bildet, ist durch dieses Unglück gänzlich zu Grunde gerichtet. Wenn hier nicht schnelle energische Hilfe kömmt, dann ist Pesth um viele Jahre zurückgekommen, und wird sich sobald nicht erholen. Wer wird aber auch an dieser Hilfe zweifeln? Der König von Ungarn ist Oesterreichs Kaiser, sein würdiger Ohm Ungarns Palatin, durch eine Reihe von vierundvierzig Jahren Beschützer und Vater des Volks. Das aufblühende Pesth war ja sein Werk, was mußte ein so edler Vater fühlen beim Anblick der Noth seiner Kinder. S. k. k. Hoheit Prinz Stephan, der älteste Prinz, war unermüdet mit Gefahr seines Lebens an allen Orten selbst gegenwärtig, um das Unglück in seiner Größe selbst zu sehen, um die kräftigste Hilfe anzuordnen. Erzherzog Joseph, k. k. Hoheit, räumte den größten Theil seiner Burg ein, um Flüchtlinge aufzunehmen und sie wie ein Vater zu bewirthen. Hoffet Mitbürger! die Hilfe ist vielleicht näher als ihr glaubt. Der Ungar nennt seinen König geheiligte Majestät, und vertraut ihm in Noth und Tod.

Unter so vielen Unglücklichen darf ich hier auch einen Mann nicht vergessen, der noch vor wenig Tagen viel für das sociale Vergnügen der Pesther beitrug, und nun ebenfalls als ein Vater von 200 Kindern verwaist dasteht. Es ist dieß der Director des Theaters, Hr. Alex. Schmid, der ein schönes Vermögen für sein Institut geopfert und nun? — Möge dem Ehrenmanne gleichfalls geholfen werden.

Sämmtliche Civil- und Militär-Behörden haben sich in diesen Unglückstagen durch Aufopferungen jeder Art ausgezeichnet. Es sind rührende Beispiele vorgefallen, die dem dankbaren Herzen der Betroffenen unvergeßlich bleiben werden.

Um in solchen Unglückstagen das freche Laster abzuhalten, hat die Stadt Pesth das Standrecht von seiner k. k. Hoheit Erzherzog Palatin erhalten und auch gleich publiciren lassen, kraft welchem Jeder, der aus den Trümmern der eingefallenen Häuser das Geringste stiehlt, gleich nach dem Verhöre sein Leben durch den Strang verliert. Streng aber gerecht.

Hier haben Sie nun die einfache und wahre Schilderung von einem Eingeborenen, der die Stadt und ihre Lage genau kennt, und auch die Einwohner und ihre Erwerbszweige. Bald, so hoff' ich, werd' ich Ihnen Erfreulicheres mitzutheilen im Stande seyn. Ihr Isidor P.

Pesth, den 22. März 1838.

Aus Pesth.

Den 17. März 1838.

Eines jener furchtbaren Ereignisse, die in dem Andenken eines Volkes unvergeßlich fortleben, zu den unvergeßlichen gehören, hat leider in diesen letzten Tagen die Stadt Pesth heimgesucht. Der größere Theil dieser blühenden Stadt ist ein Raub des fürchterlichsten aller Elemente, der Wasserfluthen, geworden. Wir hegten den ganzen Winter über Besorgniß, daß die ungewöhnliche Menge von Schnee und Eis, die sich allerwärts angesammelt hatte, auch uns mit ungewöhnlicher Noth beim Eintritte des Thauwetters und des erfolgenden Eisstoßes heimsuchen werde; aber von einer Verwüstung von solchem Umfange, von solcher anhaltenden Dauer hätte sich der Erfahrenste und Sachkundigste nichts träumen lassen. Am 13. März fing der Eisstoß, nachdem er sich einige Tage früher langsam und in Zwischenräumen gerückt hatte, mit Ungestüm und bei immer wachsendem Wasserstande sich zu bewegen an und hatte in einigen Stunden nicht nur die gewöhnlichen vorhandenen Dämme, die uns bereits seit 1775 selbst unter den ungünstigsten Umständen vor gefahrdrohenden Ueberschwemmungen geschützt haben, sondern auch die in einiger Entfernung errichteten Nothdämme erreicht und alsbald überfluthet. Gegen 11 Uhr Abends ergoß sich das Wasser, und binnen 24 Stunden war das große, weitausgedehnte Pesth mit Ausnahme eines Kreises von ungefähr 200 Quadratklaftern völlig unter Wasser gesetzt. In den Vorstädten, die viel tiefer liegen, riß die Gewalt des Elementes ganze Häuserreihen nieder; in den mittlern Theilen der Stadt

erreichte das Wasser die Höhe von 4—9 Schuh. Fast sämmtliche Canäle stürzten zusammen; alle Keller und unterirdische Gänge füllten sich mit Wasser und beschädigten mehr oder minder die Gebäude. Wir trösteten uns Mittwochs (14. März), als ein neuer und stürmisch schneller Eisgang nachfolgte, daß die drohendste Gefahr alsbald verschwinden werde, aber der gräßliche und unheilvolle Aufruhr der Elemente wüthete, unter steigender Angst und Verzweiflung der Bewohner, bis Freitag den 16. März fort, wo die allmälige Rückströmung des Wassers begann und bis jetzt (den 17. März Abends) langsam, aber fortwährend von statten geht. Wie soll ich aber den Schrecken, die Angst, die Verwirrung, die Verzweiflung beschreiben, die während dieser drei Tage in der Stadt herrschten und zum Theil noch herrschen; wie auch nur ein annäherndes Bild des Elendes und der grausenvollen Noth zeichnen, die in Folge dieses unheilvollen Ereignisses eingetreten sind. Man denke nur an das Wehklagen, den Jammer, das Gewinsel, den grausenerregenden Tumult einer verzweifelten Masse von 60,000 Menschen, die das eigene Leben oder das Leben der Ihrigen nur mit Mühe und unter gänzlichem Verluste von Hab und Gut zu retten im Stande sind. Man denke das ringsertönende und herzerschütternde Angstgeschrei von Tausenden, die mehre Stunden vergeblich nach der schwer zu leistenden Hilfe rufen; man denke an den herzzerreißenden Anblick von mehreren tausend Familien, die nackt und blos mit winselnden Kindern und siechen Greisen und Kranken im Freien den Unbilden der Witterung Preis gegeben sind, und um Brot und Obdach unter Thränen und mit verzweifelnden Mienen flehen; man denke an die peinliche Furcht vor leicht eintretender Hungersnoth, an die qualvolle Ungewißheit über die Dauer und das Ende der unbeschreiblich martervollen Lage und man wird wohl einsehen, daß selbst der Beherzteste und Muthvollste von unsäglicher Bestürzung und folternder Angst erfüllt werden mußte. Noch dauert, selbst bei verschwindender Gefahr der Ueberschwemmung das maßlose Elend fort, indem die trostlose Lage der Verunglückten sich von Minute zu Minute schrecklicher vor Augen stellt, und man selbst die wenigen unbeschädigten Gebäude nur mit Zittern zu betreten wagt. Inmitten dieser jammervollen Scenen tritt desto wohlthuender die Menschenfreundlichkeit vor Augen, indem der größte Theil der Bevölkerung, ohne Unterschied des Standes oder Glaubens, den hilfsbedürftigen Mitbrüdern willig, ja oft selbst unter Aufopferung eigner Bequemlichkeit, alle nur erdenkliche Theilnahme und zuvorkommende Hilfsleistung gewährte. Nicht minder erfreulich und ersprießlich ist die Hilfleistung, die von Seiten der Behörden zur Milderung des drückenden Elendes rastlos und in durchgreifender Weise dargebracht wird. Der Erzherzog Palatin ordnete selbst in erhabener Huld alle Maßregeln an, die in jeder Hinsicht dem bemitleidenswerthen Zustand abzuhelfen und weiteren Uebelständen zuvorzukommen im Stande waren. Der Sohn des Palatins, Erzherzog Stephan, kam sogleich inmitten der Gefahr vom Ofener Schlosse zu uns herüber, um alle Vorkehrungen zu treffen, die unsäglichen Beschwerden und Leiden der Verunglückten durch Hilfleistungen jeglicher Art zu lindern. Es wurden alle öffentlichen Gebäude ohne Ausnahme zur Aufnahme der Unglücklichen geöffnet; es wurden alle Dampfschiffe augenblicklich in Bewegung gesetzt, theils um aus dem benachbarten, diesmal weniger als sonst gefährdeten Ofen alle nur möglichen Lebensmittel herüber zu schaffen, theils um Hilfesuchende nach der Festung zu bringen, wo ebenfalls die edlen Bewohner die Leidenden bereitwillig aufnahmen, und wo der Erzherzog Palatin die ganze Burg, mit Ausnahme von sechs Gemächern, als Obdach für die Uebersiedelten einräumte. Es wurden sofort mittelst Estafetten Lebensmittel aus allen umliegenden Ortschaften in großen Quantitäten entboten; an mehren Orten eine Menge von Feldöfen errichtet und die gebackenen Brote unentgeltlich und in allen Gegenden der Stadt unter die Dürftigen vertheilt. Auch wurde die Verordnung erlassen, daß jede gewünschte Uebersiedelung in die benachbarten Ortschaften auf Kosten der Behörden statt finden werde. Der Erzherzog Palatin speis'te selbst die Dürftigsten und überhäufte sie mit Geldunterstützungen. Wegen der eingetretenen Verwirrung und der, gerade bei der gegenwärtigen Messe übergroßen Anzahl von Fremden mußte der Stadt von dem Palatin das Standrecht ertheilt werden, um solches selbst bei dem geringsten Diebstahl in Anwendung zu bringen. Nicht gering sind auch die edelmüthigen Hilfsleistungen von Seiten vieler hohen Adeligen, die moralisch wie physisch dem wachsenden Elende zu steuern unablässig bemüht sind. — N. S. In diesem Augenblick (Abends 10 Uhr) sind die meisten Theile der Stadt vom Wasser befreit. Doch sind die Keller und Canäle noch größtentheils gefüllt, und man hört in jedem Augenblicke von dem Einsturze bald größerer, bald kleinerer Gebäude. Die Angst ist noch groß. Die Auswanderungen dauern fort. Das Elend ist unbeschreiblich.

Berlin.

(Fortsetzung.)

Da wir seit vielen Jahren eine so strenge und anhaltende Kälte nicht gehabt, als in diesem Jahre, so drehte sich die Conversation fast überall um dies kalte Thema; man hörte nichts als Klagen darüber mit Ausnahme der Holzhändler, welche ihre selbstsüchtige Freude darüber nicht verhehlten, sondern oft den Wunsch äußerten, daß diese Kälte noch recht lange anhalten möchte. Indeß hat sie doch keinen Einfluß — wie an anderen Orten — auf die öffentlichen Vergnügungen gehabt; kein Theater wurde geschlossen, Concerte auf Concerte jagten sich. Außer dem Kunsttheater Kopelent's, den Vorstellungen des Professors Michault, hatte Herr Cornelius Suhr seine malerische Reise um die Welt eröffnet, und der Professor Harbee aus Amsterdam gab seine Kunstvorstellung, in welcher auch 40 abgerichtete Canarienvögel nach seiner Bekanntmachung ein großes Exercitium producirten, und mehrere Wintergärten, d. h. Treibhäuser, standen dem Publicum offen, um auf längere oder kürzere Zeit zu vergessen, daß außer solchen eine schneidende Kälte war, sich auf den Straßen Berge von Eis und Schnee thürmten, und an allen Fenstern Eisblumen in den mannichfaltigsten Formen sich bildeten. Im Colosseum sind schon vier Redouten gegeben worden; sie wurden zahlreich besucht, nur wird die Gesellschaft, wie auch in den übrigen Tagen, wo es zu Musik und Tanz geöffnet ist,

immer gemischter; indeß verringert dieß nicht die Einnahme des Unternehmers, sie soll vielmehr, wie die Gesellschaft dort eine oder ein Paar Stufen niedriger gestiegen, progressiv zugenommen haben.

Daß des Kaisers von Rußland Majestät für den Bürgerbrief, von Seiten des Magistrats und der Stadtverordneten für Se. Maj. ausgefertigt, der Stadt Berlin zur Unterstützung der Armen 5000 Ducaten zum Geschenk gemacht, haben die Zeitungen ausführlich gemeldet, bei welcher Gelegenheit der Magistrat auch noch in der officiellen Bekanntmachung sich über die vorschnelle Veröffentlichung dieses Geschenkes von Seiten der Zeitungsredaction beschwert hat; auch daß von Seiten der städtischen Behörde beschlossen worden, nun ein Hospital für verarmte Bürger zu stiften, zu dessen Bau von der Einnahme der Commun 25,000 Thaler verwendet, und die Zinsen von den 5000 Stück Ducaten zur Verpflegung verarmter Bürger verwendet werden sollen.

Hierüber sind aber die Stimmen im Publicum sehr getheilt. Ein Theil billigt diese Maßregel, weil dadurch, daß dies neue Hospital nach dem großmüthigen Geber eines so ansehnlichen Geschenkes für die Armen genannt werden soll, demselben ein fortdauerndes Denkmal gestiftet wird; ein Theil hingegen ist der Meinung, daß man diese 5000 Ducaten nur zinsbar hätte beilegen und von solchen die sich immer mehrende Zahl der Armen unterstützen sollen, da bereits hier 13 Hospitäler und außerdem noch das Bürgerrettungs-Institut bestehen, und der Bau eines neuen Hospitales der Commun eine sehr bedeutende Ausgabe verursache, und die Stadt noch sehr bedeutende Schulden aus den unglücklichen Zeiten der Jahre 1806 bis zu dem Zeitpuncte des ewig denkwürdigen Befreiungskrieges zu tilgen habe. Man sieht daraus, wie schwer es ist, es Allen recht zu machen, und mir fällt dabei ein, was Seume sagt: „Die meisten Menschen beschäftigen sich damit, zu grübeln, wie es Andere besser machen sollten, und sehen sehr scheel, wenn man an ihrer eigenen Unfehlbarkeit zweifelt."

Der schneereiche Winter hat denn doch auch das Gute gehabt, daß wir hier, was wir lange entbehrt, das Vergnügen des Schlittenfahrens haben genießen können; viele der Fuhrwerke, die noch immer unter dem Collectivnamen Droschken benannt werden, vertauschten ihr Untergestell mit Schlitten; die Landleute aus der Umgegend kamen mit Schlitten zum Markte, die Milchfuhrwerke verwandelten sich in Schlitten, und viele Aerzte fuhren in Schlitten bei ihren Patienten vor; was sonst auf Karren, wurde auf Schlitten fortgeschafft, und die Straßenbuben und Mädchen begnügten sich nicht mit dem sogenannten Schliddern auf den gefrornen Rinnsteinen in den Straßen, sondern überall fuhren sie sich wechselseitig auf kleinen Schlitten, und zwar — zum großen Verdruß der Fußgänger — auf den Bürgersteigen, wo sie die Passage hinderten und die schon vom Frost gefährliche Glätte noch gefährlicher machten. Es ist dies zwar verboten, aber es unterbleibt nicht, denn diese hoffnungsvolle Jugend denkt, wie ein Jude über die falschen Eide einmal gedacht haben soll: „wozu wären sie denn da, wenn wir sie nicht schwören?"

(Schluß folgt.)

Aus Schwerin in Meklenburg.

Im März 1838.

Sie wünschen von mir einen Correspondenzbericht über unsere Haupt- und Residenzstadt. Es ist aber nicht so leicht, als es scheinen möchte, dem Leben einer kleinen bundesstaatlichen Residenz ein frisches Interesse abzugewinnen. Eine kleine deutsche Residenz ist einmal keine große, und das Gepräge der einen sieht eben so aus, wie das der andern. In allen ist wenig Bürgerthum und echt bürgerlicher Sinn anzutreffen, und weil sie fast alle factisch ohne eigentlichen Bürgerstand sind, so tragen auch die kleinen deutschen Residenzen im Ganzen einen und denselben Charakter. Der überwiegende Beamtenstand ist hier ein eben so großer Uebelstand, wie die alles verschlingende Macht des Geldes in großen und blühenden Handelsstädten. Es ist alsdann kein Gleichgewicht unter den gesellschaftlichen Kräften und Bestrebungen, wodurch überall und jederzeit Mißbrauch und Unterdrückung hervorgerufen werden. Den Geist des Volkes kennen zu lernen, ist hier eben so schwer, da das Clubbleben wohl nirgends besser cultivirt ist, als gerade bei uns, und sehr auf uns anzuwenden dürften die Worte Börne's seyn, welche also lauten: „Kommt man als Fremder in eine deutsche Stadt und möchte den Geist der Bevölkerung kennen lernen, so ist das gar nicht zu erreichen. Man müßte erst ein Jahr lang alle Clubbs, Casinos und Gesellschaften besuchen und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen." — Das Clubbleben aber untergräbt nun gerade alle Geselligkeit, und die geschlossene, die hier herrscht, ist so ungemüthlicher Natur, daß nicht gut davon zu reden ist. Ferner liegt so etwas Geschlossenes und Eitles in den socialen Elementen deutscher Nationalität überhaupt, daß es immer riscant ist, über die deutschen Städte und ihr beschränktes Leben zu schreiben. Es wohnt ihnen fast allen mehr oder minder eine gewisse Jungfräulichkeit inne, mit der sie ordentlich cokettiren, und die es für unschicklich halten läßt, sie zur Oeffentlichkeit zu ziehen. Sie wähnen sich stracks beleidigt, sobald sie besprochen, d. h. — nicht blos gelobt werden. Gern möchte ich nun loben, wenn die hiesige Censur mich nicht schon seit längst gelehrt und gewöhnt hätte, den Tadel daneben zu unterdrücken, und ich den angeborenen Fehler ablegen könnte, die Wahrheit zu sagen, quand même — — So aber bescheide ich mich gern und spreche mir selber alle erforderlichen Eigenschaften eines bundesstaatlichen Berichterstatters ab, besonders da ein solcher ohne häufigen Aerger nicht wohl existiren kann, und eine übermenschliche Dreistigkeit dazu gehört, um bei dieser Unerträglichkeit noch in der Haut zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 29 und 30.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 61. Montag, den 16. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Bringst Du Kunde von Irenen?" rief der Jüngling, „wo ist sie? wandelt sie noch unter den Lebenden? Bringst Du ihre Rettung, oder —" er hielt schaudernd inne; — unwillig hatte sich der Greis von ihm losgemacht — „Prinz" sagte er entrüstet, „ehret wenigstens mein graues Haupt und thut ihm nicht den Schimpf an, jemals seiner ersten Pflicht vergessen zu haben!" Und als ob nichts vorgefallen, schritt er vollends zum Kaiser, beugte ein Knie vor ihm und berührte sein Gewand, und erst als ihm der Monarch befohlen hatte, aufzustehn, gehorchte er und verneigte sich dann tief vor dem Prinzen.

„Was bringst Du für Antwort auf meine Botschaft?" frug ihn der Kaiser. Der Grieche verneigte sich nochmals, dann hob er mit gravitätischem Tone an:

„Großmächtigster Kaiser der Griechen, allerdurchlauchtigster Herr! Herzog von Athen, Fürst von Epirus und Cypern, Herr..."

Der Kaiser unterbrach ihn lächelnd. — „Laß das, Leontaras; — von den Trümmern vergangener Größe unserer Väter blieb uns nichts als unser Glaube und diese umlagerte Stadt!" — Ein bittrer Zug umflog das fromme Gesicht, er gedachte der vergangenen Tage!

„Und rechnest Du die Herzen Deines Volks für nichts?" — erwiederte der Gesandte — „doch erlaube mir, fortzufahren! Als Du Deinen Diener mit Deinem Auftrage unendlich geehrt, da machte ich mich auf, so schwer es mir auch wurde, noch einmal mein Roß zu den Ungläubigen zu lenken. Als ich hinaus kam und die weißen Zeltreihen nun, wie den Sand am Meere, vor mir liegen sah, da blutete mir tief das Herz. Dicht an den Wällen des hohen Constantinopels sah ich eine Schaar der Türken und ich winkte mit meiner Fahne und ließ die Trompeter blasen. Da kam der Jüngling, den Du dort siehst, an mich herangesprengt, und frug nach meinem Begehr, und als ich es ihm kund gethan, da geleitete er mich schützend durch die Reihen der Barbaren bis zu dem Gezelt der Geißel, die der Herr über uns gesandt. Hoher Fürst, was da mein Auge für Pracht erschaut! — Großer Gott, wie magst Du doch deine kostbarsten Kleinodien so an diese Ungläubigen verschwenden!"

„Herr!" unterbrach ihn da der Deutsche, und selbst die Gegenwart des Kaisers vermochte seiner Lachlust nicht länger Zügel anzulegen, „sputet Euch', oder Prinz Gregor stirbt in der nächsten halben Stunde Eurer langweiligen Rede vor Sehnsucht. Wir wollen weder hören, welche Kleinodien der türkische Sultan an seinem Säbel führt, noch welche Teppiche an seinem Zelt prangen! Sagt uns lieber recht schnell, ob Ihr die Princessin gesehen, und in wie weit Euch ihre Auslösung gelungen sey!"

Der Grieche warf dem Sprecher nur einen zornigen Blick zu, dann fuhr er in seiner Rede fort: „Wie man selbst unter gesitteten und gebildeten Nationen rohe und ungebildete Menschen findet," er sah hier den Deutschen ziemlich verständlich an, „so trifft man doch auch bei den Barbaren wiederum auf wahrhaft christliche Gemüther, die das Alter ehren, und wissen, was Zucht und Sitte heischt. Hier dieser Jüngling, den der Sultan als seinen Gesandten zu Dir sendet, damit er ihm Deine Antwort bringe, leitete mich durch das Gewühl der Ungläubigen vor seinen Herrn. Wie Du befohlen, Herr, so richtete ich nun meinen Auftrag aus, aber erlaube mir, daß meine Zunge schweige und meine Lippe lieber verdorren möge, ehe sie Dir die Antwort des Furchtbaren verkündet!"

„Ich will den Becher ganz leeren!" sagte gefaßt der Kaiser. „Ist sie hinübergegangen zu dem Lande der Väter? Sprich!"

„Herr!" sagte Leontaras und er wich scheu einige Schritte zurück, „der Sultan antwortete, wenn die Gefangene Deine Tochter sey, so solle sie seine Sclavin bleiben. Doch wolle er Dich und sie groß machen; denn ihre

Gestalt habe sein Herz entzückt und er achte Deine Tapferkeit! Er wolle ein neues Reich gründen in dem Lande, das seinem Auge gefallen, und Du solltest ihm die Tochter geben, die er zu seiner ersten Sultanin machen wolle, und mit all' den Deinen zum Koran schwören, dann mögest Du der Erste nach ihm bleiben im Reiche!"

Der unglückliche Fürst schlug die Hände vor das Gesicht, Gregor lehnte mit einem lauten Schrei an den Marmorpfeiler, der Deutsche aber stieß sein mächtiges Schwert gegen die Quadern des Fußbodens, daß es ringsum wiederdröhnte in der weiten Halle. „Und Ihr habt ihm auf solche Schandbotschaft nicht den Handschuh ins Gesicht geschleudert und mit Eurem guten Schwert ihm die Antwort gegeben?" zürnte er. „Aber freilich, die Haut macht keinen Esel zum Löwen!" Er wandte ihm mit Verachtung den Rucken.

„Ist es dahin mit dir gekommen, mein Griechenland!" klagte der unglückliche Monarch. „Müssen Deine Kaiser von einem Araberhäuptling ihr Leben erbetteln! Pfui, der Schande! Noch steht das Kreuz, noch herrscht Constantin Paläologus in diesen Mauern, und eher sollen sie ihn begrabend über ihm und seinem Hause zusammenstürzen, ehe mit dem Fluch von Millionen beladen sein Banner ihm einst in die Gruft nachgegeben wird! Sage Deinem Herrn, Türke," rief er und sein Auge blitzte voll Muth, seiner Ahnen würdig, indem er auf den Abgesandten zutrat, seine hohe Gestalt erhob sich im edlen Unwillen kühn und Ehrfurcht gebietend, „sage Deinem Herrn, Constantin Paläologos habe noch nicht so ganz des Geistes seiner Väter vergessen, daß sein Ohr zum zweiten Male solche Schmachworte vernehmen möchte! Noch weht das Banner des Kreuzes, noch stehen auf Constantinopels Mauern Männer, die das Schwert zu schwingen wissen! Und mag auch mein Kind in seinen Fesseln liegen, ich war erst Fürst, ehe ich Vater wurde und das Volk hat heiligere Rechte an meinem Herzen, als die Tochter. Sage ihm, sie sey die Verlobte des Letzten aus meinem Stamme, aber sie würde zu sterben wissen, ehe sie Schmach brächte über das Haupt ihrer Väter!"

(Fortsetzung folgt.)

Europa's neueste Monumente.

Schöffer, der Vervollkommner der Erfindung des Bücherdrucks, steht in Stein, durch Scholl in Darmstadt wiedergeboren, in seiner Vaterstadt Gernsheim.

Gutenberg läßt sich als erzenes Bild die dankbare Verehrung, seiner Schöpfung und die Bewunderung seines zweiten Vaters Thorwaldsen darbringen.

Hofer erwartet sein Denkmal zu Inspruck,

Jean Paul in Wunsiedel,

Seume in Leipzig,

Goethe in Frankfurt,

Schiller in Stuttgart, die letzten Beide von dem großen Meister Thorwaldsen.

Rousseau's Denkmal steht seit Ende Juni v. J. in seiner Vaterstadt Genf auf dem Platze, der seinen Namen trägt.

Börne, begraben fern von seiner Heimath, erhält auf fremdem Boden, unter den Prachtsteinen des Père la Chaise in seiner neuen Heimath Paris ein feierndes Denkmal.

Mozart wird seiner Vaterstadt Salzburg ein ehrender steinerner (oder eherner) Gast.

Für Beethoven's Monument sind bedeutende Summen, besonders in England, unterzeichnet.

Von Braunschweig, dem Lande seines Wirkens, ist die Aufforderung zu einer Subscription ausgegangen, deren Ertrag zu einem Monumente Lessing's bestimmt worden ist, dessen Verdienste um tiefe und geschmackvolle Forschung im Gebiete der Philosophie, Philologie und Literaturgeschichte, um gesunde Kritik, Poesie und bildende Kunst in dem Herzen jedes gebildeten Deutschen unerschütterlich fest stehen. Das hoffentlich bald zu erwartende Denkmal wird gewiß den Deutschen zur Ehre gereichen.

Walter Scott, der Ruhm Schottlands, die Freude der Welt, beeilet sich, dem Grabe zu entsteigen und in seiner Vaterstadt Edinburg auf 120 Fuß hoher Säule den ihm gebührenden Platz einzunehmen.

Gustav Adolfs von Schweden Gedächtnißtempel, in der königlichen Eisengießerei zu Berlin vollendet, ward bereits im vorigen Jahre feierlich eingeweiht, und bezeichnet nächst dem bekannten Granitblock bei Lützen des Heldenmärtyrers Todesstätte.

Für Napoleon's Denkmal in Ajaccio ist kürzlich die schwierige Operation gelungen, das schöne Granit-Felsenstück zu Algajola herauszuarbeiten, welches die Säule zu einem Monumente bilden soll.

Den dreißigtausend Baiern, welche den russischen Feldzug mitgemacht, steht in München ein ehrendes Denkmal.

Für Ludewig I., den verstorbenen Großherzog von Hessen, wird in der Residenz Darmstadt vor dem prächtigen Oberfinanzkammergebäude ein Monument sich erheben, errichtet von seinen dankbaren Unterthanen.

Des verstorbenen Königs von England Standbild wird neben denen von Georg III. und Georg IV. die Londoner Börse schmücken.

Für den Herzog von Wellington ist durch Sir Francis Chantrey ein herrliches Monument vollendet, so wie Sir Thomas Moore's Statue, für Ostindien bestimmt, von demselben Meister.

In Bristol, der Geburtsstadt Chatterton's beschäftigt man sich gegenwärtig mit der Errichtung eines Monumentes zu Ehren dieses unglücklichen Dichters. (Chatterton vergiftete sich bekanntlich aus Noth und starb, noch nicht 18 Jahre alt, am 25. August 1770 in London.)

Die Stadt Antwerpen hat dem berühmten Bildhauer Geefs aufgetragen, Rubens Statue in Bronze auszufüh-

ren, welche auf dem Hauptplatz der Stadt aufgestellt werden soll.

Für Arnold Saalmann, den Waltpoten, den Gründer des rheinischen Städtebundes (1247) hat sein Landsmann, der verdiente Künstler Scholl in Mainz, das Modell zu einem Monumente verfertigt. (Dieses Modell war auf der letzten vereinigten Kunstausstellung in Mainz zur Beschauung aufgestellt und erwarb vielfachen, gerechten Beifall.)

Das Monument zu Prag für die russischen Garden und das des schönen, chevalereskeu Poniatowsky reihen sich den vorigen an; das letztere erwartet noch seine Vollendung. Kutusoff's und Barclay de Tolly's Monumente sind auf dem Platze der Kasan'schen Kirche aufgestellt und erwarten ihre feierliche Enthüllung.

Jermak, dem Eroberer Sibiriens, wird eines in Tobolks gesetzt (das wohl leicht eben so viel werth seyn dürfte als die Besitzung Sibiriens.)

Schleiermacher's Denkmal auf dem neuen Kirchhofe bei Berlin wurde im Juli 1837 enthüllt.

Unter allen Monumenten, deren Idee die neueste Zeit hervorgerufen hat, ist dasjenige, zu dem der Impuls von Westphalen (Detmold) ausgegangen, wohl das merkwürdigste. Es gilt nämlich der Jetzt- und Nachwelt das Andenken an Arminius oder Herrmann den Cherusker, den Befreier Deutschlands vom römischen Joche (durch die von ihm glücklich geschlagene Schlacht im Teutoburger Walde im zwölften Jahre nach Christi Geburt, in welcher die römischen Legionen unter Varus gänzlich vernichtet wurden) durch ein Standbild in der Nähe des ewig denkwürdigen Schlachtfeldes vorzuführen. Der dazu ernannte Verein hat folgende Erklärung ergehen lassen:

Anzeige und Aufforderung.

Die öffentlichen Blätter haben bereits Nachricht davon gegeben, daß dem Cherusker-Fürsten Hermann im Teutoburger Walde ein Denkmal errichtet werden soll. Die nothwendigsten Vorarbeiten hierzu sind jetzt vollendet, und mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten zur Lippe sind die Unterzeichneten zusammen getreten, um sich der Leitung der weiteren Geschäfte am Orte der Ausführung zu unterziehen.

Der Gedanke dieses Denkmals ist nicht neu. So lange das deutsche Volk eine Geschichte hat, blickt es nach dem Platze hin, auf welchem es in das Leben der Völker eingeführt, und auf welchem die Geschichte der gesitteten Welt für die folgenden Jahrhunderte zu der seinigen gemacht wurde. Seine Dichter und Geschichtschreiber vor allen haben dort nach einem Zeichen gesucht, welches, statt „der weißen Gebeine von Teutoburg," den Helden und seine Großthat dem Auge der Nachwelt vergegenwärtige; bis jetzt aber vergebens.

Unserer Zeit ward durch eine ähnliche That ein dauernder Frieden errungen, der ihr das Recht gibt, des Ruhmes der Väter zu gedenken und das eigene Leben mit ihm zu schmücken. Ihr mag es vorbehalten seyn, zur Ausführung zu bringen, was bisher vergebens gewünscht wurde.

In der Mitte des Teutoburger Waldes erhebt sich der Bergrücken des Teut, welcher durch die Trümmer der alten Teutoburg in den beiden Hünenringen dem Alterthumsforscher längst als ein geweihter Boden bezeichnet wird. Der höchste Gipfel des Teut, die Grotenburg, überschaut das Feld der dreitägigen Schlacht, von dem Einflusse der Werre in die Weser, über den Dörenpaß, das Winnfeld und die einzelnen Schluchten, in welchen die Römer vernichtet wurden, hinweg, bis in die Gegend von Neuhaus und Elsen (Aliso); und der Teut selbst wird von dem Lande zwischen Weser und Rhein, von Minden bis in die große Münstersche Ebene, weit umhergesehen.

Hier soll, nach dem von dem Bildhauer Ernst von Bandel aus Ansbach entworfenen und zur Ausführung übernommenen Plane, auf einem angemessenen Unterbau von 60 bis 80 Fuß Höhe ein Standbild, in Kupfer getrieben, gegen 40 Fuß hoch, errichtet werden, welches den Helden darstellt, wie er nach dem Siege, mit dem linken Arme auf dem Blumenschilde ruhend und unter den Füßen einen römischen Adler und das Ruthenbündel, die Rechte mit dem freien Schwerte, dem Rheine zugewandt, emporhebt.

Der in einer Höhe von 7 Fuß in Gyps ausgearbeitete Hauptentwurf zu dem Standbilde hat bis vor Kurzem in Hannover auf dem königlichen Schlosse ausgestanden, und wird in den nächsten Wochen hier in Detmold auf der fürstlichen Burg aufgestellt werden. Um auch in der Ferne eine ohngefähre Anschauung von dem Bilde geben zu können, sind Zeichnungen auf Stein, und Abgüsse nach verkleinertem Maßstabe, in Gyps, Eisen und Erz in der Arbeit.

Die Kosten der Ausführung des Denkmals sind dadurch erheblich erleichtert, daß der Künstler, welcher dieselbe übernommen hat, der Erste seyn will, der einen Beitrag dazu liefert. Er bietet sein Werk und seine Arbeit dem Vaterlande zum Geschenk an. Außerdem sind aus mehreren Städten des südlichen und nördlichen Deutschlands Zusicherungen von Theilnahme und Unterstützung eingegangen, welche die Hoffnung begründen, daß das Unternehmen auch weiter hin im Volke freudigen Anklang finden, und daß es, in würdiger Art zu Stande gebracht, von dem Helden, dessen Gedächtnisse es gilt, und von der Gesinnung der Nachkommen, die seiner gedenken, ein gleich würdiges Zeugniß ablegen werde.

Die Unterzeichneten bitten im gesammten Vaterlande Alle, welche dieses Werk unterstützen wollen, sich für diesen Zweck in ihren Kreisen gleichfalls zu vereinigen, und ihre Beiträge bis zum 9. September d. J., da mit dem Anfange des Winters der Entwurf für den Unterbau nach dem Umfange der darauf zu verwendenden Mittel festgestellt werden sollte, an sie einzusenden. Die von den einzelnen Vereinen eingesandten oder unmittelbar hier eingehenden Beiträge werden einstweilen in einer öffentlichen Casse niedergelegt, und über den Empfang sowohl, wie später über die Verwendung soll durch die Hannoversche Zeitung Nachricht gegeben werden.

Sollten die Vereine an den einzelnen Orten sich zur Förderung der Sache auch der Verbreitung der Zeichnungen und Nachbildungen, von welchen der Ertrag für das Denkmal bestimmt ist, unterziehen wollen, so werden die Unterzeichneten auf die Anzeige davon zur Mittheilung derselben, so wie überhaupt zur Ertheilung etwa erforderlicher Auskunft bereit seyn.

Detmold, den 20. Februar 1836.

Der Verein für das Hermanns-Denkmal.

Ballhorn Rosen, Justiz-Canzlei-Director. Eschenburg, Regierungs-Präsident.

von Funck, Schloßhauptmann. Petri, Canzlei-Rath. Rohdewald. Geh. Cammmer-Rath.

In Colmar, der Geburtsstadt Pfeffel's soll diesem berühmten Dichter und Schriftsteller, auf Antrieb des dortigen Maires, der Akademie in Straßburg und mehrer gelehrten Vereine dieß- und jenseits des Rheins ein Denkmal errichtet werden.

In Worms hat sich ein Verein gebildet, um Luther daselbst ein Denkmal zu setzen. Bekanntlich steht Luthers bronzene Bildsäule auf einem 7 Fuß hohen Granitblocke unter einer altgothischen Capelle, zur 3. Jubelfeier der Reformation 1817 vom Könige von Preußen, errichtet auf dem Markte zu Wittenberg.

Am ersten Festtage der Jubelfeier der Universität Göttingen wurde das Standbild Wilhelms IV., Königs von Großbrittanien, in Gegenwart des jetzt regierenden Königs von Hannover feierlich enthüllt. Die Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung der Stadt und Universität Göttingen für diesen königlichen Mäcen der Künste und Wissenschaften, der durch seine Munificenz so viel zum Flore dieser weitberühmten Hochschule Deutschlands beigetragen, haben auch dieses Monument (ebenfalls nach einer Zeichnung von Ernst v. Bandel) hervorgerufen. Die Statue ist 6 Fuß, das Postament 12 Fuß hoch. Der mächtige Felsblock, auf welchem die Figur steht, hat ein Gewicht von 116 Centnern. Die aus einem einzigen Stück bestehende Figur wiegt gegen 80 Centner. Der Cubus des Postaments trägt an der Vorderseite mit goldenen Buchstaben die Inschrift:

Guilielmus Quartus

Rex

Pater Patriae.

Auf der Rückseite lies't man:

Statuam posuit, cum saecularia Georgiae Augustae sacra celebrarentur, civitas Gottingensis.

Glücklich unsere Zeit; sie kann und darf feiern; sie feiert ja vergangene Thaten und Leistungen. Glücklich unsere ruhige Monumentenzeit, wo man den Männern der verschiedensten Lebensrichtungen, der verschiedensten Farben einträchtig Monumente setzt und bei festlichen Enthüllungen die eigene Armuth verhüllt.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Sie gehören demnach nicht zu den elenden Zwitterwesen, die sich Geschichtsforscher und Geschichtslehrer nennen lassen und, im offensten Widerspruche mit dieser Benennung, sich einer oder der anderen herrschenden Gewalt verkaufen, die Wahrheit unterdrücken, oder, da sie dazu zu schwach sind, wenigstens verdrehen und frech genug sind, Gott und Menschen zu verhöhnen, so wie, was an ihnen ist, an den Geist des Bösen, an den Geist des Widerspruchs zu verrathen; sie gehören nicht zu den Jammergestalten, die vor dem gnädigen Blick eines Ministers und vor dessen huldreichen Versprechungen und Gehaltszulagen wie Wachs in der Sonne zusammenschmelzen, um sich gutwillig zu Spionen formen zu lassen, und die nur Muth haben — zu denunciren; sie gehören nicht zu den geist- und muthlosen Prahlern, die nur einige freimüthige Phrasen drechseln; sie gehören nicht zu den blinden Zeloten, die durch ihren Eifer Alles verderben und denen man mit so leichter Mühe den Mund zu verstopfen gelernt hat; sie gehören vielmehr zu den Männern, in deren Wirken sich Begeisterung für die Zwecke der Menschheit, Edelmuth und Wahrheitsliebe mit derjenigen Klugheit verbündet, die mitten im feindlichen Lager sich frei zu bewegen, zu manoeuvriren und für den endlichen Sieg der guten Sache zu wirken versteht. Man sieht daraus, daß sie die beiden Forderungen, die an einen Geschichtsschreiber der Gegenwart gemacht werden müssen, so weit ich es wenigstens erkannt zu haben glaube, erfüllen, d. h. man erkennt, daß es redlich denkende, mit dem Fortschritte der Menschheit es wohlmeinende, rechtschaffener Handlung beflissene und — kluge Männer sind.

Ich weiß nicht, ob es nöthig ist, dieser allgemeinen, aber von dem Speciellen gewissenhaft abgezogenen Exposition und Charakteristik noch Specialitäten folgen zu lassen. Ich will mich mit der flüchtigen Angabe des Inhalts und einigen Bemerkungen begnügen. Die Geschichte des Jahres 1835 beginnt mit einer kurzen Einleitung über die Jahresgeschichte unsers und der fremden Welttheile, die selbst also sich einleitet: „Auch das Jahr 1835 ist durch keine welterschütternde Begebenheit ausgezeichnet, sondern die Parteien, welche von Principien der Interessen bewegt und getrieben, auf dem Vordergrunde des Schauplatzes gestanden, setzten den Kampf mit mehr oder weniger Wärme und Erfolg weiter fort. In der Hauptsache siegte überall das monarchische Princip, wenn gleich auf dem einen oder andern Puncte der aristokratische Beisatz theilweise Niederlagen erhielt."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz.. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 62. Dienstag, den 17. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Brief des Ali Pascha über die Cholera,
in seinem Harem geschrieben am Bord der Fregatte Fatime bei Alexandrien.

Gelobt sey Allah! und gepriesen sein Prophet!
Grimm ist sein Zorn und mächtig seine Gnade!
Er sandte durch Arabiens Wüstenpfade
Das schwarze Scheusal, das Verderben säet.

Auf Windesflügeln zu uns hergeweht
Aus Indus Fluth und Ganges Wellenbade,
Hat sich gelagert um des Nils Gestade
Die Würgerschaar, der keine Macht entgeht.

Man sagt, Christ, daß in Büchern, die der Wind —
So leicht sind sie, — könnt in die Wüste weh'n,
Den Franken von Aegypten gäbest Kunde, —

Machst sie wohl noch verkehrter, als sie sind, —
Jedoch damit du wissest, was geschehn,
Vernimm die Wahrheit rein aus meinem Munde.

Die schwarze Schaar würgt an des Niles Gründen,
Doch nur den Schuld'gen trifft ihr gift'ger Hauch,
Den Frevler, Wüstling, Säufer, Schlemmer, Gauch,
Den der Prophet haßt wegen seiner Sünden.

Vor seinem Zorn kann Niemand Rettung finden.
Der Pest schließ' ich mein Thor, jedoch nicht auch
Des Ganges böser Geister gift'gem Hauch, —
Die kann man nicht mit Schloß und Riegel binden. —

Zum Glück aus Tausenden ist auserwählt,
Und folge dankbar seines Pfades Spur
Wer in dem Harem seiner holden Lieben
Bei siebzig Frauen sieben gute zählt.
Ich hatt' in siebzig sieben böse nur
Und also waren diese bösen sieben:

Perle des Meeres.

Ihr Wuchs war gleich der flüchtigen Gazelle,
Ihr Aug' dem Meer in stiller Sommernacht
Des weißen Schwanes Neid ward angefacht
Durch ihres schlanken Halses zarte Helle.

Er flüchtete beschämt sich von der Stelle
Wo sie erschien, vom Blumenflor umwiegt,
Da ihr die duft'ge Schaar sich kosend schmiegt
Um Arm und Nacken dort am kühlen Quelle,

Der Rose Roth erbleicht vor ihrer Wange,
Ihr Ambraduft entweicht vor ihrem Hauche,
Ihr Blick erregte heiße Gluth im Eise.

Die Lilie beugt sich ihrem hehren Gange,
Die Sommernacht ist Tag bei ihrem Auge,
Ihr Busen Schnee, — an Kälte, wie an Weiße.

Goldhaar Diamantenauge.

Ihr Augenpaar erglänzte durch die Nacht,
Wie wenn das Zwiegestirn dem Ost entsteigt,
In tausend Wellen wogte lind und leicht
Ihr Goldhaar auf des Marmornackens Pracht.

Ihr Busen stieg und sank mit süßer Macht,
Gleichwie bei stiller Nacht die Meeresfluth,
Ihr Hauch, — als hätt' er in dem Schooß geruht
Der jungen Rose, — duftend war erwacht.

Süß war ihr Ton, wie Bulbuls Liebeslaut,
Wie süß der Druck von ihrer zarten Hand!
Ein Kuß von ihrem Munde Himmelsglück.

Doch ach! verrathen war, wer ihr vertraut,
Als ich an ihrer Brust den Himmel fand
Umarmte einen Andern schon ihr Blick.

Lilie von Bagdad.

In leichten Locken, glänzender denn Seide
Fiel auf die Hüften ihr das braune Haar,
Und wenn sie lächelte, so nahm man wahr
Im Rosenmund ein Perlenprachtgeschmeide.

Edelstein der Wüste.

Arabiens Kind, der Karavane Beute,
Von Mekka fern zum Nile hergebracht,
Der Dämmrung gleich, — ihr Lockenhaar der Nacht, —
Jedoch sie war geschwätzig, ihr zum Leide.

Stern der Sommernacht.

Wie Ebenholz ihr glänzten Aug' und Haar,
Brust, Nacken, Stirn und Arm wie Elfenbein
Und Purpur ward beschämt durch ihren Mund:

Des Paradieses Houri gleich sie war
Doch gleich allein an züchtig holdem Schein
Wie ohne Scheu in ihres Herzens Grund.

Lalamith, Sonne des Lenzes.

Der Frühlingssonne gleich war Lalamith
Die kosend hold mit süßem Heuchelschein
Des Lenzes Kinder lockt in Todespein
Und dann die armen Thoren grausam flieht.

Wenn ihr die Knospe, die ihr Strahl durchglüht,
Erschließt das Herz in liebevollem Wahn,
Geht statt des Lebens oft der Tod sie an
Deß kalter Hauch ihr in den Busen zieht.

Schwan von Siene.

Gar hold und lieblich, gleich dem weißen Schwan
Der am Gestade zieht die leisen Kreise
In einsam dunkler Bucht der Meeresküste,

Zog sie dahin auf ihrer stillen Bahn.
Doch ach! gekürzt hat ihre Lebensreise
Der Mutter Eva näschiges Gelüste.

Verkünde dieß, o Franke, deinen Frauen:
Die stolze Perl verschlang des Meeres Schlund,
Das falsche Demantaug' des Feuers Mund,
Den frechen Stern der Nacht deckt Nacht und Grauen.

Lenzsonne sank, — sie täuschte das Vertrauen, —
Arabiens Kleinod warf sein Mund zu Grund,
Die heuchlerische Lilie welkte, — und
Den Schwan riß Näschigkeit von unsern Auen.

Doch horch! der Windstoß rasselt in den Tauen.
Ben Mulli kann nicht schreiben bei dem Schwanken
Fatimens, die sich hier — und dorthin wendet,

Gleich der Gesinnung flatterhafter Frauen, —
Doch hab' ich dir gesagt, was in Gedanken
Mir nützlich schien und hab' es dir gesendet.

Philipp Kaufmann.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

Er wandte sich und schritt seinen Gemächern zu, an deren Thür aber kehrte er sich noch einmal zurück und winkte Leontaras, der von der Ungnade seines Herrn zu Boden gedrückt, trübselig dastand. „Komm, Leontaras!" sagte er gütig, „Du sollst meinen Zorn nicht entgelten, Du hast nur als treuer Bote das Wort Deines Herrn gebracht." Wie eine Lebenssonne ergoß die milde Rede einen Freudenschimmer über die Züge des Angeredeten, und er beeilte sich seinem Gebieter zu folgen. Aber bevor dieser noch die Halle verlassen hatte, war der Türke ihm nachgeschritten und hatte seine Hand erfaßt. „Ja, Du bist ein König der Franken, groß und gut, wie die hohe Ceder des Libanon die anderen Bäume überragt. So bist Du mir in meinen Träumen erschienen, und Allah hat mich beglückt, Dich zu schauen. Glaube mir, auch ich liebe Deinen Christ, beten wir doch Alle zu einem Gott, die Inder zu ihrem Brama, die Heiden zu der strahlenden Sonne, die Moslemims zu ihrem Allah und Ihr zu Eurem weißen Christ. Aber Alles ist Eins, nur ein Gott hat die große Welt gebaut, und seine Kinder sind Alle Brüder."

Der Kaiser sah ihn erstaunt und gerührt an. „Ich danke Dir, Türke," sagte er, „solchen Trost hätte ich hier nicht erwartet! Siehe, großer Gott, überall erkennen Menschenherzen Deine waltende Vaterhand." Eine große Thräne füllte das klare Auge, er drückte dem Jüngling die Hand zum Lebewohl und entfernte sich.

„Dankt Eurem Allah, Herr Türke," sagte jetzt Grande, indem er an diesem vorüber auf Gregor zuschritt, „daß Ihr die Botschaft nicht gebracht! Aber sagt Eurem Herrn, dem Räuberfürsten, denn der Name König ist für solch' einen Schuft viel zu gut, der deutsche Hauptmann Johannes Grande ließe ihm sagen, wenn er ihm einmal im Kampfe begegne, so solle ihm seine gute Klinge so um die Ohren sausen, daß es ihm das zweite Mal vergehen werde, solche Lästerrede einem christlichen Abgesandten mit auf den Weg zu geben." Doch der Muselmann schien die Worte, in sich versunken, überhört zu haben. Plötzlich faßte er seine Hand.

„Ihr seyd Irenens Verlobter?" frug er heftig.

„Ich nicht," erwiderte der Deutsche kurz ab, „der Prinz ist jener da."

Der Araber betrachtete denselben von oben bis unten und schüttelte das Haupt. „Nun," lachte der Hauptmann, „mit Verlaub, Herr Türke, was kömmt Euch dabei denn so wunderlich vor?"

„Ich glaubte," erwiderte der Jüngling ernst und sein Auge ruhte noch immer auf des Prinzen mädchenhafter Gestalt, „ich glaubte, die königliche Palme könne nur den Löwen der Wüste lieben."

„Schönen Dank, für die Ehre, die Ihr mir anthut," lachte abermals der Deutsche, ob's aber mit der Liebe der Prinzessin gar so absonderlich stehen mag, das weiß ich nicht, da müßt ihr den Bräutigam fragen."

„Kennt Ihr sie?" unterbrach ihn Gregor und faßte heftig des Osmanlis Arm, „habt Ihr Irene gesehen?"

„Ob ich sie kenne?" erwiderte der Jüngling und sein Auge hob sich empor, „ha, so spricht der weise Dichter Sadir von der Königin der Blumen:

— — „Die schönste
Der Houris ist sie, Allah hat in ihr
Die Lilie mit der Rose Duft vereinet.
In ihrem Lächeln thront das Paradies.
So wallt das Meer
In lieblichem Geräusch an Cyperns Küste,
So rauscht des Dichters süße Melodie,
So tönt im Hain der Nachtigallen Klage,
Erschwillt die Rosenknospe süß zur Rede.
Was ist der Sonne Licht, was Mond und Sterne,
Erstrahlt der Königin hoher Feuerblick.
Es birgt beschämt sich gern des Tages Helle,
Eröffnet sie zum Glanz des Himmels Zelle."

Begeistert hatte der junge Araber die Augen geschlossen. Vor seinem innern Blick schien das Gebilde der Jungfrau vorüberzuziehn!

„Die Prinzessin scheint auch unter den Ungläubigen schon viele Verehrer gefunden zu haben," bemerkte der Hauptmann, „aber seyd barmherziger als der närrische Leontaras, und erzählt dort dem Liebekranken von ihr; bin ich doch selbst begierig, ihr Schicksal zu hören."

Noch immer hielt Gregor die Hand des Arabers, seine Blicke hingen fest an dessen Lippen. Da erwachte dieser, wie aus tiefem Traum, ein Seufzer hob seine Brust, dann faßte er Beider Hände.

„Nur der Feige," sprach er feierlich, „umschleicht den Feind, bis er von hinten die Zeit erlauert, und ihn mit mächtigem Sprunge erfaßt. Aug' im Auge geht ihm der Löwe entgegen. Also der Sohn der Wüste. Wisse Christ, ich liebe das schwarzlockige Mädchen! Seit mein Auge sie erblickt, will mein Herz die engenden Ketten seines Busens zersprengen. Glühend heben sich alle Pulse bei dem Gedanken an sie; aus den Sternen ihrer Augen strahlt mir Allahs Himmel. Aber der Sohn der Wüste weiß das Eigenthum Anderer zu ehren; er wird die Lilie nicht brechen lassen von dem Hauch des verderblichen Samums; deßhalb hat er die Botschaft übernommen zu den Franken, und Almansor freut sich, daß sein Auge die edlen Söhne des Abends hat freundlich grüßen können, und daß er ihnen Kunde geben kann von der königlichen Jungfrau.

Nachdem sie in die Hände der Meinen gefallen war, hatten sie die zarte Rose in das Lager geschleppt, und freuten sich der schönen Beute, als ich hinzutrat und die Jungfrau mein Herz entzückte und die junge Liebe im Busen zur Blüthe aufknospete. Ich zahlte den Kriegern reiches Lösegeld und wollte das Mädchen nach der Sitte unseres Volkes hinwegführen, da nahte der Beherrscher der Gläubigen. „„Was hast Du da, Almansor?"" frug er mich. Ich verkündete ihm mein Glück und sagte ihm, daß ich die Jungfrau meinem Vater übergeben wolle, auf daß er sie mir bewahre, bis daß wir heimgezogen zu dem Lande der Datteln, und dort wolle ich sie lieben und verehren und sie sollte die Fürstin seyn meines Namens. Da betrachtete der Kaliph die Sonne meines Herzens mit gierigen Blicken. „„Bei dem Barte des Propheten,"" sagte er, „„sie ist schön, schön wie der Houris eine."" „„Wer bist Du?"" frug er sie, aber sie antwortete ihm nicht. Da glühte das Auge des Tigers auf. „„Gib mir Antwort, oder bei Allah, Dich schützt Deine liebliche Gestalt nicht."" Da richtete sich die Blume empor, wie die schlanke Palme kühn und stolz ihre Krone zu den Wolken hebt, das edle Feuer des Himmels sprach aus den Sternen ihrer Seele. Die alte Zeit dieses Landes, von der mir der Vater der Wüste so oft erzählt, von der ich in den Gesängen des Joniden gelesen, schien mir wiedergekehrt, die hohe Pallas selbst vor mir zu stehen, und mein Herz beugte sich ehrfurchtvoll vor der Jungfrau.

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Auf dem letzten Maskenballe, den die Schneider in Leipzig alljährlich in ihrem Tanzsaale halten, und der in der Regel stark besucht wird, redete ein empfindsamer Jüngling eine als Göttin Venus erschienene Maske, deren Inhaberin er zu kennen glaubte, an: „o ich kenne Dir, Amphitrite, Du schöne Maske!" „Lassen Sie mich, Sie Unverschämter," war die Antwort der so angeredeten Meergöttin! Die Schöne hatte verstanden — am Viehtritte!

Aller Anfang ist schwer, sagte Einer und stahl zuerst einen Amboß.

Ein Projectenmacher wollte einen Capitalisten zu einer neuen Unternehmung bereden. „Ich gebe Ihnen mein Wort," rief er, „wenn Sie nur ein 50,000 Thälerchen zu verlieren haben, werden wir Beide recht gute Geschäfte machen."

Ein sehr geduldiger Mann, dem seine Frau in allen Stücken widersprach, sagte einst, als dieß gerade wieder geschah, zu ihr: „Nun laß es nur seyn, mein Kind, ich weiß doch, daß ich ein gutes Weib habe.“ „Den Teufel hast Du!“ rief die Frau in der Hitze des Gefechts.

Ein Herr schrieb in einem Kaffeehause einen Brief. Ein anderer Gast war unbescheiden genug, ganz nahe hinanzutreten und ihm über die Schultern auf das Papier zu sehen. Der Schreiber des Briefes merkte es, ließ sich aber nicht stören, sondern schrieb ruhig weiter: „Ich schließe hier meinen Brief, weil ein zudringlicher Bursche so unverschämt ist, mir auf die Feder zu gucken.“

Ein armer Teufel überreichte seinem gnädigsten Landesfürsten folgende lakonische Bittschrift:

„Durchlauchtigster Herr und Fürst,
Mich friert, mich hungert, mich dürst!“

Bei der Abendvisitation in einer Caserne trat der wachthabende Officier in die Stube, wo er zwar Stimmen hörte, aber keine Lampe brennend fand. „Seyd Ihr Alle da?“ Jeder antwortete: „Ja.“ — „Was macht Ihr denn hier im Finstern?“ — „Herr Hauptmann,“ nahm einer das Wort, „der Gefreite Müller erzählt Gespenstergeschichten und wir Anderen fürchten uns.“

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Frankreich beginnt den historischen Reigen. Wir wohnen den Kammerverhandlungen bei und befinden uns zu rechter Zeit im Pairsgerichtshof; wir hören Anklagen und Vertheidigungen, Gesetzesvorschläge machen und vernichten, Regierungsmaßregeln preisen und verdammen; wir bewundern die Waffenkunst, mit welcher verschiedenartige Principien sich siegreich zu machen suchen und können oft nicht umhin, dem Feind wie dem Freund eine besondere Geschicklichkeit zuzuerkennen; wir hören den achtungswerthen Royer-Collard mit frommem, aber nichts desto weniger niederschmetterndem Eifer für die Preßfreiheit und gegen die gewaltsamen Maßregeln der Regierung reden und dann den schlauen Thiers dagegen sich erheben, so wie die Mannheit des napoleonischen Kriegshelden Clausel uns zur Ehrerbietung beugt. Eben solches erfahren wir, nach Großbritannien hinübergeführt. Wighs und Tories, Beide unter ehrenwerthen Anführern, fechten hier die Sache des Staates und des Königs, des Landes und des Volkes durch, und wie in Frankreich, so schauen wir auch hier, zwar im Wechsel von Vergnügen und Mißmuth, doch mit der Zuversicht zu, daß diese Kämpfe kein eitles Schaugepränge sind und ihnen der Sieg des Guten durch das Gute, was verfochten wird, noch verdankt werden wird.

Ich übergehe Spanien, Portugal, die Niederlande, nur bemerkend, daß auch hier die Verfasser mit richtigem Tacte und Geschmack das ausgewählt haben, was den Stand der Dinge klar zu machen im Stande ist und also von wahrhaft historischem Interesse ist.

Zum zweiten Theile des Münch-Bacherer'schen Jahrbuchs mich wendend, überschlage ich die Rubrik „Orient,“ unter welcher die Türkei und Griechenland begriffen werden, indem ich nur bemerke, daß neben den Aufschlüssen über die Gegenwart auch wichtige Eröffnungen über die nächste Zukunft gegeben werden. Rußland und Polen sind mir zwei zu verfängliche Puncte, als daß ich dabei verweilen und mich über Glück und Unglück dieser beiden Länder aussprechen möchte. Stillschweigend gehe ich neben meinen historischen Führern durch Skandinavien, Dänemark, Schweden und Norwegen, durch die politischen und religiösen Wirren der Schweiz hindurch; mache es, der Schnelligkeit der Reise wegen, eben so mit Italien, ja sogar mit dem Lande alles politischen Sehnens und Strebens, mit Amerika, und durchfliege nur mit dem Blicke Asien, Afrika und Australien, um einige Augenblicke für Deutschland frei zu behalten. Hier war der Ort, wo die Verfasser den Ruf hören mußten: Hic Rhodus, hic salta. Ich gestehe, daß mir ihr Tanz nicht durchweg gefällt. Sie mußten etwas schwerfällig beschuht seyn, denn hier und da hängt's und holpert's. Deutschland, hier ein Ding mit vierzehn Namen, steht unter einer conciliatorischen Politik. Ich will das Wort nicht pressen, um daraus die wahre Bedeutung zu erpressen; es mißfällt mir, weil es zweideutig ist, aber ich erkenne es für ein vortreffliches Wort, um Jemandem die Wahl zwischen Schwarz und Weiß frei zu lassen. Gleicher Rückhalt zieht sich durch die Besprechung der politischen Verhältnisse mehrerer einzelnen Staaten und bei Baden fehlt sogar nicht viel, daß durch leisen Tadel der Ehrenmänner, im vollsten Sinn dieses Wortes, und der Hauptträger des deutschen liberalen Princips — ich meine Rotteck's und Welcker's — der guten Sache ein Stein vor den Kopf geworfen wird. Bei Sachsen wird die geschichtliche Erörterung vollends gar zum Panegyrikus, denn Sachsen selbst wird sehr gern auf das Lob verzichten, ja wird es sicherlich eifrig ableugnen, daß es ein constitutioneller Musterstaat ist. Gott gebe, daß das panegyristische Lob eine der Erfüllung sich erfreuende Prophezeiung ist! Ich denke daran, wie es einem Thomasius, einem Fichte in Sachsen erging, ich denke daran, wie tief hier die Wurzeln des Aristokratismus lagern, und — doch Sachsen ward mein zweites Vaterland und ich hasse die Undankbarkeit. Ich schließe mit der aufrichtigen Meinung, daß das Münch-Bacherer'sche Taschenbuch (2 Theile, 1. 467, 2. mit 502 S., mit 18 Porträts und mit einer kleinen, sehr sorgfältig verfaßten Chronik) jedem Geschichtsfreunde nicht nur, sondern auch jedem Gebildeten und Theilnehmenden an den Ereignissen um und neben ihm völlig unentbehrlich genannt werden darf.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 63. Mittwoch, den 18. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der Landtag.

Von von G. A. Maltitz.

Der Landtag war berufen,
Und hoch auf goldenen Stufen
Des Thrones saß König Hans,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und unten, ganz unten am Throne,
Die Minister im bunten Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der goldene Zwinger,
Und herein mit bedächt'gem Schritt
Ein Landstand tritt,
Und sieht sich stumm
Ringsum.
Fängt an zu gähnen
Und thut sich dehnen,
Und reckt die Glieder,
Und setzt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich schnell
Ein zweites Thor;
Daraus tritt auf der Stell'
Noch ein Landstand hervor.
Doch wie er die Minister erschaut,
Er kaum sich zu reden getraut,
Dreht zierlich und steif
Einen langen Complimenten-Schweif,
Spricht einige Worte
Am unrechten Orte,
Ohne Verstand und ohne Sinn,
Und setzt sich hin.
Doch im Volke murrend,
Scharrt's grimmig schnurrend,
Tobt auf und nieder.

Und der König winkt wieder.
Da treten zu der Minister Graus
Zwei Liberale auf einmal heraus;
Die sprechen zu des Königs Schreck
Ein freies Wort von der Leber weg,
Und reden laut und reden viel,
Und Alles in liberalem Styl.
Da schneiden die Minister entsetzliche Fratzen,
Und selbst die Majestät wird still,
Sie weiter nichts hören will;
Denn schwul wird ihr's und heiß.
Doch in des Volkes Kreis
Klatscht Alles hoch auf in die Tatzen. —

Da reicht von des Thrones Rand
Der König ein buntes Band;
Daran hängen gar zierlich und fein
Zwei Kreuzchen klein.
Und zum ersten Redner schmeichelnder Weis'
Spricht ein Minister mit süßem Munde:
„Mein Herr! Ihr spracht so warm, so heiß
Für Volkes Wohl in dieser Stunde,
Nehmt dieß als Dank vom König hin!"

Und sieh! des Liberalen Sinn
Wird flugs so kleinlaut, süß und dünn; —
Er dankt entzückt dem Ueberbringer;
Schweigt still — nach Hofes Sitte —
Und steckt auf des Busens Mitte
Das Kreuzlein an mit stolzem Finger.
Und als dieß muß das Volk erschauen,
Kann's kaum den eignen Augen trauen.

Da tritt mit gleichem Schmeichelblick
Zum zweiten Redner in der Runde,
Der Minister mit lächelndem Munde,
Und reicht ihm hin dasselbe Glück. —

Doch dieser sieht ihn an, und spricht:
„Für meines Vaterlandes Wunde
Paßt diß Minister-Pflaster nicht!"
Und arretirt ward er zur selb'gen Stunde.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Muselmann," sagte sie ihm, „freue Dich, Dein habgieriges Herz soll reichlich gesättigt werden. Sende mich meinem Vater zurück, und er wird mich mit reichem Golde, wornach Dein Sinn dürstet, lösen; wisse, ich bin die Tochter Deines Feindes; mein Vater ist der rechtmäßige Beherrscher dieses Landes, das Du geraubt, jener Stadt, die Gott noch lange Deinem Wüthen widerstehen lassen möge."

„Da zog Freude über den Spiegel seiner Seele, wie der Schakal sich freut, wenn er in seiner Höhle das Lamm getroffen, das sich dorthin verirrt. — „Allah sey gepriesen!" rief er. „Führt sie fort!" befahl er seinen Sclaven, und als ich mich nahte, mein Recht zu vertheidigen, da blickte er mich finster an, und sprach: „Almansor, wir waren Freunde, eine Amme hat uns genährt, unter einer Decke haben wir geruht, aber die Jungfrau bleibt mein. Mein Auge hat Gefallen an ihr gefunden, und mein ist sie als die Tochter des Feindes nach der Sitte des Krieges und dem Willen des Herrschers." Ich schwieg, denn ich kannte seinen gewaltigen Zorn; aber im Innern des Herzens, das den Menschen verborgen bleibt, wie die große Gottheit den sterblichen Blicken, und um das nur diese weiß, stand es klar und fest, daß ich den Freund von der Sünde, solche Rose geknickt zu haben, bewahren, und das Bild meiner Seele retten wollte. — Durch eine Dienerin des Harems, meine alte Amme, erfuhr ich, daß er die Blume kostbar hielt und mit allen Schätzen Asiens ihr Herz zu erfreuen suche. Aber die holde Blume verschmähte sie und welkte dahin, wie die zarte Tropenpflanze nicht gedeihen soll in fremdem Boden. Da schickte ich ihr mit der Alten Blumen, in die ich sinnige Worte gebunden hatte; sie sollten ihr sagen, daß sie hoffen solle, denn noch lebten ihr Freunde. Und sie hat sie verstanden die heilige und anmuthige Sprache unserer Völker, wo die zarten Blüthen sich zu Worten weben, und aus dem balsamischen Dufte ihrer Kelche zugleich seine liebe Kunde uns aufsteigt; denn als ich ihr eine Sonnenblume, deren Kelch noch geschlossen war, und eine Nachtviole, mit grünem Bande umschlungen, gesandt, und ihr diese sagt: Hoffe! mit dem wiederkehrenden Abend endet sich dein Leid; — da empfing ich eine weiße Rose, deren Blätter Zephyre davon zu tragen schienen, und ich deutete sie: Eile, ehe die Blume bricht! Darum habe ich mit Freuden die Botschaft übernommen, auf daß ich Euch zu ihrer Rettung herbeirufe."

„Und Du willst uns die Gelegenheit dazu verrathen?" jubelte Gregor und wollte den Jüngling umarmen, aber Almansor wies ihn zurück, und entgegnete:

„Verrath? — Ich kenne das Wort nicht! — Christ, ich bringe Dir Gutes, und über Deine Lippen geht Gift. Was mich zu meinem Thun bewogen, war ein heftig hehrer Antrieb. Wohl ist der Sultan mein Bruder, eine Milch hat uns getränkt, Spielgefahrten waren die Knaben, bis ich mich den Lehren der Weisheit zu weihen, von ihm zog. Aber frei bin ich, ein freier Sohn der Wüste, und der Jugendmuth, die Lust, meinen Arm gegen edle Feinde zu versuchen, trieb mich zu seinen Roßschweifen. Wir sahen uns wieder, die alte Freundschaft erneuerte sich, und ich wurde der Schützling des Mächtigen, und meinen Bitten gelang es, manch' Opfer seines Jahzorns zu retten; aber eben diese Freundschaft treibt mich, nicht zu dulden, daß er sich beflecke mit dem schuldlosen Opfer der Jungfrau, und ich rette die Geliebte nicht für mich, für mein irdisches Wünschen, ich rette sie dem bessern, reinern Leben, ich rette sie vor Schmach und Schande, und um eine gute That reicher gehe ich einst in Allahs Himmel."

„Der Jüngling schwieg, ein kräftiger Druck der Hand zeigte ihm an, daß der Deutsche ihn verstanden. „Auch unter den Heiden wohnt Ritterlichkeit," sagte der Krieger, „wie sie daheim im guten deutschen Vaterlande zu Hause ist. — Ich achte Dich, Türke!" — Und der Moslem sah ihm freundlich lächelnd in das klare ehrliche Auge, und schüttelte ihm die Hand."

„Aber Irene, wie retten wir sie?" frug Gregor.

„Ohne Schwertklang wird es freilich nicht abgehen," lächelte der Türke, „darum dächte ich, Du bliebest daheim, denn die Gefahr erfordert Männer, und wer die Palme der Frauen retten will, muß dem Tode in's Auge sehen können, und an Deiner Seite fehlt das Schwert."

Wie im Traume faßte der Prinz nach der Hüfte, und als er dort die Waffe nicht fand, überzog eine tiefe Schamröthe sein Gesicht. Er schwieg, der Türke aber fuhr leicht fort:

„Der Kaliph hat auf Morgen mit Sonnenuntergang einen mächtigen Sturm beschlossen; die Horden murren, viele Tausend ihrer Brüder liegen schon nutzlos hingeopfert an den Mauern Eurer Stadt. Er hat beim Barte des Propheten geschworen, bei der Seele seines Vaters und seinem eigenen Säbel, die Stadt zu erstürmen. Was einen Turban trägt, rüstet sich mächtig zum Streite. — Drum will er heute noch die Jungfrau nach dem nahen Galata geleiten lassen. Ich werde den Zug bis zum Abend zu verzögern suchen, klein nur wird der Haufe der Krieger seyn, die ihn begleiten, weil sich alle auf den morgenden Kampf rüsten, und der Geier den Adler nicht sieht, der ihm seine Beute zu entreißen naht. Darauf gründe ich meinen Plan. Ihr müßt, sobald die schattende Nacht das große Gestirn des Tages verdrängt, Euch in ein Boot werfen. Wählt einen Haufen tapfrer Männer aus, daß er Euch begleite, bedeckt Euch mit der Kleidung meiner Brüder, die Ihr erbeutet, uud steuert furchtlos auf unsere Schiffe."

(Fortsetzung folgt.)

Zweiundvierzig aufeinanderfolgende Calembours.

Dramatisch-humoristischer Schwank

von

Dr. M. Langenschwarz *).

Ein reisender Gelehrter saß in einem Gasthause an der Wirthstafel einem anderen Reisenden gegenüber. Beide kamen wegen einiger spitzfindigen Bonmots in Streit, worauf sich folgender Calembour-Kampf entspann:

A. Wer sind denn Sie Witzling? — Ich, mein Herr, bin Gesandter.

B. Das glaub' ich wohl, aber Sie sind kein Geschickter!

A. Das könnt' ich Ihnen durch meine Gage beweisen.

B. Aber nicht durch Ihren Gehalt!

A. (setzt den Hut auf). Vor Ihnen laß' ich den Hut nicht ab.

B. Feiglinge kämpfen immer mit Bedeckung.

A. O Sie Held Sie! wollen Sie nicht etwa meinen Kopf holen?

B. Nimmermehr! Ihr Kopf ist längst gehohlt!

A. Ich esse meinen Grimm hinein, damit —

B. Damit Sie sagen können: ich hab' ein grimmiges Einkommen!

A. Kein Mensch hat mich bis heute so frech angesehen! —

B. Das beweis't, daß Sie bis heute kein angesehener Mann waren!

A. Herr! wann werden Sie mich ungeschoren lassen?

B. Sobald Sie einen Bart haben werden!

A. Jetzt geh'n Sie zum Teufel! ich hoffe, daß Sie abtreten! —

B. Thut mir leid, daß mein Abtritt Ihre Hoffnung ist!

A. Das Schlimmste wird seyn —

B. Daß Sie dabei in schlechten Geruch kommen werden!

A. Herr, ich war Kriegsanführer —

B. Da haben Sie gewiß viele Menschen angeführt!

A. Ich bin vor der Armee hergezogen —

B. Das war freilich ein Vorzug!

A. So oft ich mein Schwert aus der Scheide riß —

B. War es zur Entscheidung gekommen!

A. Mein Theater war das Schlachtfeld; — nie fiel ich aus meiner Rolle heraus!

B. Also kamen Sie nie zum Ausfalle!

A. So oft ich das Schlachtfeld verließ —

B. Ist der Feind auf dem Platze geblieben!

A. Einst erstürmte ich das Dach eines Hauses —

B. Da erwischten Sie einen Sparren! —

A. Ich blickte durch ein Loch, und sah unten im Zimmer ein schlafendes Weib —

B. Aha! Sie wollten in's Lager!

A. Aber die Oeffnung war zu klein —

B. Sonst wären Sie auf Ihrem Schlachtfelde durchgefallen!

A. Ich fluchte zehntausend Donnerwetter, und zog mich zurück —

B. Ah! also das war der berühmte Rückzug mit Zehntausend!

A. Als ich hinter dem Hause einen Acker betrat —

B. Standen Sie muthig im Felde!

A. Da sah ich rund um mich her —

B. Um Ihre Umsicht zu bekunden!

A. (wüthend). Herr! ich habe mehr Klugheit in meiner Nase, als Sie im ganzen Kopfe!

B. Ihre Naseweisheit ist mir klar!

A. Wären wir draußen, ich würfe Sie in den Rasen! —

B. Mit Rasen scheinen Sie sich viel zu beschäftigen!

A. Herr! mit diesem Arm helf' ich Ihnen zur Seligkeit! —

B. Mann der Armseligkeit! —

A. Wenn ich weiß, daß Sie hier sind, komm' ich nie wieder her!

B. Dann sind Sie ein Mensch ohne Herkommen!

A. Ich kann nur von meinen Geschäften nicht abkommen, sonst —

B. Sonst wären Sie ein Mann von Abkunft, ich verstehe!

A. Als Witzling schlag' ich mich nicht!

B. Sie sind auch kein schlagender Witzling!

A. Wenn mir die Galle überfließt —

B. So wird Ueberfluß bei Ihnen herrschen!

A. Das ist zu arg! Morgen früh komme ich zu Ihnen —

B. Sie versprechen mir eine schlechte Zukunft!

A. Sie müssen mich fordern —

B. Ich fordre nichts Unanständiges!

A. Sie sind vom Witzwahn besessen!

B. Und Sie vom Wahnwitz!

A. Herr, Sie sind ein Pinsel —

B. Durch den Sie gut getroffen sind!

A. Ich sollte Ihnen dieß Wasser in's Gesicht schütten —

B. Dann würde die trockne Unterhaltung aufhören!

A. (wendet seinen Stuhl um, und rückt weg.) So! — fern von Ihnen ist's besser!

B. Die Wendung war nicht übel! — Nun sind Sie verrückt! —

A. Ich sage Nichts mehr! —

B. Nichtssagender Held!

---

*) Wir geben diese Witzspiele als einen Beweis, daß, wie häufig behauptet worden ist, die französische Sprache nicht allein das Vorrecht habe, Calembours zu erzeugen.

D. Red.

A. Ich werde mich entfernen!

B. Dann lass' ich Sie gehn!

A. Wenn ich weg bin, ist die Sache fertig. (Er geht hinaus.)

B. (ruft ihm nach): Der Ausgang war dumm!

A. (sieht von außen durch's Fenster). Aber ich will Ihnen doch beweisen —

B. Daß Sie jetzt ein Mann von Einsicht sind?

A. Ich werde mir Recht schaffen!

B. Das wäre zum ersten Mal rechtschaffen von Ihnen!

A. (steigt in seinen Wagen.) Fahr zu, Kutscher! Ich muß mir selbst klein vorkommen —

B. Sobald Sie so fortfahren, freilich!

A. Die Sache gilt mir nicht viel, sonst würde ich meine Hand gegen Sie gebrauchen!

B. Also gilt Ihr Handschlag nicht viel?

A. Für Ihr Stillschweigen zahl' ich sechs gute Groschen; wollen Sie?

B. (indem er ihm das Fenster vor der Nase zuschlägt.) Zugeschlagen!

Kleine Chronik von Sachsen.

(Fortsetzung aus Nro. 23.)

Dieß war in Kurzem das Wichtigste von den Kurfürsten zu Sachsen ascanischen Stammes. Obgleich die Geschichte dieser Fürsten noch in ein dunkles Zeitalter zurückfällt, so würde man doch noch Manches und gewiß mehreres Wichtige von ihnen erfahren, wenn es vergönnt wäre, das Gesammtarchiv des Kur- und Herzoglichen Hauses Sachsen, welches in dem zunächst an die Schloßkirche zu Wittenberg stoßenden Thurmgebäude in einem sechseckigen, sehr hohen und wohlgeschlossenen, 14 Ellen langen feuerfesten Gewölbe aufbewahrt wurde, ob es sich jetzt noch, seitdem Wittenberg preußisch ist, daselbst befindet, weiß ich nicht, zu benutzen. Hier lagen oder liegen noch jetzt die vorzüglichsten Urkunden zur Geschichte der ascanischen Herzoge, der Grafen von Brena, des Kauffungischen Prinzenraubes, u. s. w. verschlossen, deren Benutzung, wäre sie erlaubt, in der sächsischen Geschichte des Mittelalters die wichtigste Aufklärung gewähren würde.

Zu dem erledigten Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Kur fanden sich mehrere Bewerber. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg hatten zwar, wegen der Erbverbrüderung vom Jahre 1389, das nächste Recht dazu, gleichwohl muß es befremden, daß sie sich nicht darum beworben haben, denn die Geschichte meldet nichts davon. Allein der Herzog von Sachsen-Lauenburg, Erich V., trat gleich mit seinen Ansprüchen hervor, und verlangte die Nachfolge in der Kur Sachsen, als nächster Agnat des letzten ascanischen Kurfürsten. Noch mehr Anspruch auf dieses Kurfürstenthum machte der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich I., vornehmlich aus dem Grunde, weil sein Sohn, Johann der Alchymist, des Kurfürsten zu Sachsen, Rudolfs III., Tochter Barbara zur Gemahlin hatte; daher er auch bald nach Albrechts Tode die Stadt Wittenberg und den ganzen Kurkreis in Besitz nahm.

Allein der Kaiser Sigmund, den 31. Mai 1433 zu Rom vom Papste, Eugenius IV., mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten, und an dem gewöhnlichen Orte in der Peterskirche gekrönt (conser. Eberhard. Windeck in vita Sigismundi, 1. C. C. 188 — 190), hatte auf dieses Kurland schon einige Zeit vorher, nämlich seit 1420 den 1. August, da man die Erlöschung der ascanischen Linie voraussahe, den tapfern Markgrafen zu Meissen, Friedrich den Streitbaren, vertröstet, um ihn wegen der ihm geleisteten wichtigen Dienste in dem noch fortdauernden verwüstenden Hussiten-Kriege, und wahrscheinlich beträchtlicher Geldunterstützungen, denn an Gelde fehlte es Sigmunden immer, zu belohnen. Was die geleisteten Dienste betrifft, so beweis't dieß der Vorfall bei Brix (eine Stadt in Böhmen im Saatzer Kreise), wo er auf die Hussiten, die diese Stadt belagerten, 1421 den 5. August, einen so glücklichen Angriff machte, daß sie mit einem Verluste von 2000 Mann die Flucht nehmen, und ihr ganzes Geschütz dem Sieger überlassen mußten, wodurch nicht nur das beängstigte Brix befreit, sondern auch der ganze Leitmeritzer Kreis dem Kaiser Sigmund unterworfen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Gutmüthige Musikhasser.] Man hat bisher häufig den Charakter derjenigen zu verdächtigen gesucht, die eine entschiedene Abneigung gegen die Musik zu erkennen gaben. — Folgendes zeigt, daß der beste Mensch vor diesem Unglück nicht sicher ist. — Ein Herr von H. in Nürnberg kann nur mit Widerwillen Musik hören. Diese seltsame Wirkung veranlaßte ihn endlich zu Consulirung eines Arztes, und siehe da, es ergab sich, daß Hr. v. H. ein langes und ein kurzes Ohr hatte. Da nun die Hörorgane derselben nicht nach demselben Diapason sind, so werden sie durch die Schwingung sonorer Körper verschiedenartig afficirt, und führen folglich dem Gehirn nur eine dunkle, undeutliche Empfindung zu, die Wirkung zweier Instrumente hervorbringend, die nicht in demselben Tone spielen. — Herr von H. ist seitdem leidenschaftlicher Musikfreund dadurch geworden, daß er sich bei Anhörung eines Tonstücks stets ein Ohr zustopft.

In Hannover ist von Heinichen eine Schrift „über das Wiedersehen" erschienen, welche der Verleger mit folgenden Worten ankündigt: „Jeder will wissen, wie es jenseits des Grabes aussieht, diese u. s. w. Schrift gibt genügende Belehrung darüber."

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 64. Donnerstag den 19. April 1838.

Correspondenzblatt.

Berlin.

(Schluß.)

Wir haben auch hier zwei sehr glänzende Schlittenfahrten des Hofes gehabt, über die erstere hat sich die Vossische Zeitung sehr ausführlich vernehmen lassen, der zweiten jedoch nicht erwähnt, obschon solche noch glänzender wie die erste war. Warum? — das lasse ich dahin gestellt; was dem Einen recht, ist doch dem Andern billig und ich bemerke nur, daß die erste Schlittenfahrt, als ein seltenes Ereigniß, eine große Masse Menschen in Bewegung setzte, daß man, der Kälte zum Trotz, durch das Gewühl der Neugierigen, die theils nach dem königlichen Schlosse theils nach den Linden strömten, sich kaum durchwinden konnte, daß Viele einen Geschäftsgang umsonst machten, weil sie den, mit welchem sie etwas zu verabreden oder auszugleichen hatten, nicht zu Hause fanden, weil er es um die Schlittenfahrt zu sehen, schon längst verlassen hatte. Ich habe mich dadurch lebendig überzeugt, daß das Volk überall panem et circenses haben will, und daß für Beides zu sorgen, ein wirksames Mittel ist, Revolutionen vorzubeugen.

Von zwei Schlittenfahrten haben aber die Zeitungen geschwiegen; beide folgten fast unmittelbar nach der ersten glänzenden, es waren die von den Studenten. Beide trugen das Gepräge der jugendlichen Jovialität und des harmlosen Frohsinns. Die erstere war ebenfalls nicht so ausgezeichnet in ihrer Art, wie die letztere. Bei der letzteren sahe man manche Scene, die es verdient hätte, von dem Grabstichel eines Chodowiecki — wenn wir seines Gleichen noch hätten — der Vergessenheit entrissen zu werden. Man sah Schlitten mit vier Pferden, jedoch nur eines hinter dem andern, wie bei den Frachtfuhrleuten gespannt. In manchen saßen Studenten, karrikaturmäßig als Damen verkleidet, in einigen vertraten die Stelle der Damen große Hunde. In einem solchen Schlitten saß ein großer Hund, auf dem Kopf einen Damenhut mit Rosaband. Der hinter ihm auf der Pritsche Sitzende hielt einen Sonnenschirm über ihn, um seinen Teint vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Ein Pudel in einem blauen Damenkleide saß sehr gravitätisch aufrecht, und war so abgerichtet, daß er die Zuschauer sehr herablassend durch ein Kopfnicken grüßte. Als im Thiergarten vor den Zelten die Schlittenfahrenden anhielten, öffneten zwei Studenten den Schlitten, und hoben, sehr galant, den Pudel aus solchem, jeder ergriff eine seiner Pfoten und so führten sie ihn vorwärts.

Die königlichen Prinzen und Prinzessinnen hat diese komische Schlittenfahrt sehr ergötzt und sie, die mehrere Stunden währte, würde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn nicht das eingetretene Thauwetter für sie so ungünstig gewesen wäre. Auch nicht der kleinste Exceß ist dabei vorgefallen, und wer sich seiner früheren akademischen Jugendzeit erinnerte, sah sie darin wieder mit dem frohen Gefühl erneuert, daß die unerfreuliche Richtung, welche die studirende Jugend auf den Universitäten genommen, aufhören und der alte Geist, der auf diesen Hochschulen sonst geherrscht, wieder erwachen wird, wenn man ihn — wie hier in dem vorliegenden Falle — ohne unzeitige Hindernisse frei schalten und walten läßt. Wo man solchen Ausbrüchen der jugendlichen muthwilligen Laune nicht engherzig Schranken setzt, wird das Gemüth des Jünglings — dem die Welt noch im Rosenlichte erscheint — sich nicht trübseligen Grübeleien ergeben und bei strafbaren Einflüsterungen und Verlockungen treu bleiben.

Wir hätten hier auch ein Seitenstück zu den großen Feuersbrünsten haben können, die so viele große Städte, wie St. Petersburg, London, Paris u. a. O. heimgesucht haben. Es entstand hier Feuer in der Münze, Werderscher Markt, im Kriegsministerium, und den Abend vor dem Ordensfeste im Königl. Schlosse, aber, obgleich die große Kälte dem Löschen große Hindernisse in Weg legen mußte, sind doch alle diese Brände, durch die thätige und zweckmäßige Hilfe sehr bald und ohne bedeutenden Schaden gelöscht worden.

Aus Schwerin im Meklenburgischen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein rührend schöner Zug in unserm Nationalcharakter ist es aber, wenn wir, bei aller Beschränktheit der Ansichten über

Oeffentlichkeit, doch, wenns darauf ankommt, mittelbar oder unmittelbar eingestehen, daß wir für Alles Herberge haben, nur nicht für die Wahrheit. Merkwürdig und charakteristisch für unsere Zustände ist es noch, daß oft und gewöhnlich unsere Landesblätter das verschweigen, was die öffentlichen Organe der ausländischen Presse ohne alle Umstände erzählen. Vom Inlande läßt das Inland sich gar nichts bieten, es sey denn stark duftender, die Sinne behaglich einschläfernder Weihrauch. Nicht einmal über das Theater können wir mehr frei schreiben, und da dieß seit der Stiftung eines wirklichen Hoftheaters aus Gründen nicht wohl möglich ist, so habe ich wenigstens es mir zum Gesetze gemacht, über unsere theatralischen Zustände lieber ein vielleicht vielsagendes Schweigen zu beobachten, als in dieser Hinsicht ein nichtssagendes Lobhudelgeschwätz in die Welt zu senden; ergo manum de tabula.

Seit dem Regierungsantritte Paul Friedrichs ist Schwerin de facto eine Haupt- und Residenzstadt geworden, und es ist über den Titel Hauptstadt in dem „Schweriner freimüthigen Abendblatte" ein ergötzlicher Rangstreit zwischen den Städten Rostock und Schwerin entbrannt. Dieser Kampf wurde namentlich von Rostocks Seite mit so treffendem Witze und so schönem Humor geführt, daß die deßfallsigen Debatten zu dem Interessantesten und Picantesten gehören, was jenes streng censirte Blatt, welches mit dem laufenden Jahre seinen 20. Jahrgang erreicht, uns seit längst bringen konnte und durfte. Rostock nämlich, als blühende und reiche Handelsstadt, vindicirt schon deßhalb das Epitheton Hauptstadt, weil es den nervus rerum „hierumdarum" hat, und also hat Rostock nicht so ganz Unrecht, da es dermalen auf diesen nervus ja hauptsächlich ankommt. Für Schwerin wird aber von allerhöchster Seite jetzt sehr viel gethan, und das muß Schwerin dankbar anerkennen, wie denn überhaupt Paul Friedrich den besten Willen als Regent bisher gezeigt hat. Hoffen wir, daß auch das geistige Leben hier bald einen Aufschwung gewinne, den es annoch entbehrt! So wird namentlich für die Literatur und ihre Träger bei uns wenig oder gar nichts gethan, und bei dem isolirten Standpuncte, den hier jeder Rang innerhalb seiner scharf markirten Grenze einnimmt, ist das Leben eines Literaten in Meklenburg ein höchst unerfreuliches, von dem das Ausland sich wohl nicht leicht einen klaren Begriff machen kann. Man würde mich, der ich leider selbst Schriftsteller bin, vielleicht der Parteilichkeit zeihen, wollte ich mich über diesen kitzlichen Gegenstand weitläuftig auslassen. Schweigen ist überhaupt eine Tugend und tugendhaft möchte ich auch gern einmal seyn! Um Ihnen aber doch eine Vorstellung von der Nichtachtung zu machen, in der wir meklenburgischen Schriftsteller (ein inländischer Buchhändler behauptete jüngst, es gäbe gar keine solche!) bei unsern bevorzugten deutschen (preußischen?) Collegen stehen, muß ich Ihnen doch ein nicht zu übersehendes Factum erzählen. Seit 1836 erschien in Wismar ein Journal unter dem Titel: „Baltische Blüthen." Bei der Gründung dieser Zeitschrift wandte sich die Verlagshandlung an alle inländischen Autoren mit der dringenden Bitte um Beiträge sc. Aufsätze ihrer „geachteten" Federn. Zwei Jahre hindurch haben unsere Autoren, so viel ich weiß, die „Blüthen" mit Aufsätzen ihrer geachteten Feder nach Kräften unterstützt, und namentlich der zweite von Dr. Pentzlin in Wismar redigirte Jahrgang war's, der allgemeinere Verbreitung fand, wie denn dieser ehrenwerthe Redacteur überhaupt, bei den ihm nur karg zugemessenen Mitteln, reichlich das Seinige gethan, und mehr vermag kein Mensch. Im letzten Viertel des verwichenen Jahres zeigte nun die Verlagshandlung urplötzlich an, daß die „Blüthen" sich von 1838 an als „Blätter" produciren würden; ferner daß eine veränderte allgemeine Tendenz mit dem Journal vorgenommen und dasselbe durch Beiträge der berühmten Schriftsteller Gans, Varnhagen von Ense, Th. Mundt, Th. Mügge, Kühne, Marggraff, Truhn u. s. w. unterstützt werden solle. Nicht ein meklenburgischer Schriftsteller, nicht einmal die Namen der früheren Redacteren Paul Hellmuth und Dr. Pentzlin, waren in den behufigen Anzeigen aufgeführt, ja nicht einmal eine Aufforderung um fernere Theilnahme ist an alle jene früher „geachteten" Federn ergangen und also das ganze Schriftstellervolk Meklenburgs de facto als obscur erachtet worden! Dahingegen enthalten die Baltischen Blätter jetzt nur Beiträge vornehmer Geister. Ich selbst fühle mich bei dieser ganzen Procedur nicht eben verletzt: ich mag wohl jetzt zu unbedeutend als Mitarbeiter einer Zeitschrift seyn, der ich noch im abgelaufenen Blüthen-Jahrgange ein paar Mal mit Manuscript förmlich aus der Noth helfen mußte; aber nicht einen meklenburgischen Federhelden sollte es geben, den man als Mitpfleger Baltischer Blätter für würdig hält! Das ist stark! — Die Verlagshandlung der Baltischen Blätter nennt sich die H. Schmidt und v. Cosselsche Rathsbuchhandlnng in Wismar, der jetzige Redacteur ist Hr. Dr. Klein, jetzt ebenfalls in Wismar.

Ueber unser Theater mag und kann ich Ihnen nichts referiren; dagegen darf ich Ihnen unmöglich verschweigen, daß der berühmte nordische Geigenfürst Ole Bull im Januar auch uns durch sein Zauberspiel entzückte. Wollen Sie mein Urtheil über denselben wissen, oder vielmehr meine Gefühle bei dessen gefeierten Leistungen kennen, so benutzen Sie hier das, was ich bereits im hiesigen Abendblatt deßhalb mittheilte. Da das „Schweriner fr. Abendblatt" wohl von einem Ende Meklenburgs bis zum andern in circa 1000 Exemplaren gelesen wird, aber es kein eigentlich belletristisches Blatt ist und auch nur größtentheils provincielle und materielle Interessen bespricht, so ist es im Auslande wohl wenig bekannt, und es dürfte Ihren Lesern vielleicht genehm seyn, Nachstehendes daraus entlehnt zu finden.

„Auch wir haben Ole Bull gehört. Aus dem Meere wogender Genüsse, in welchem wir Hauptstädtler umhertreiben, ragen dieses Meisters Zauberwerke wie tröstende, liebliche Eilande hervor. Jubelnd springen wir ans Ufer, küssen den blühenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der gewohnten Wassersnoth gerettet zu sehen. Es ist unmöglich, eine getreue Schilderung der Gefühle zu geben, welche sich unser bemächtigten, als der blasse, freundlich stille Mensch mit seiner Göttergabe vor uns hintrat. Aus diesen Mienen spricht ein leidendes, jedenfalls ein empfindungsreiches Gemüth. Es ist eine erschütternd und doch wohlthätig berührende Erscheinung. Eine ungeahnte Welt erschließt sich bei diesen Ton-

dichtungen, die Brust wird geöffnet wie die Säulenhalle eines Tempels, und ein ganzer Lenz von Tönen lustwandelt darin. Es duften diese Töne, und blutlockende Dornen verwunden das Ohr, zerreißen das Herz. Man muß sie selbst mit erlebt haben diese lautlose Todtenstille der großen Masse ohne Athemzug, wie die fernen Flötentöne sich immer weiter und weiter entfernen und endlich verklingend in sich sterben, wie da Alles mit ganzer Seele diesem Dahinsterben lauschend nach stirbt und plötzlich wieder auflebt in lautem Jubel beifälligen Entzückens, der sich unbewußt und unaufhaltsam Bahn bricht durch den aufgeregten Sturm tobender Gefühle — man muß es selbst mit erlebt haben, um einen Begriff zu erlangen von der Gewalt, die der Tonzauberer aus Norwegen auf seine Zuhörer ausübt. Anspruchslos, doch sicher tritt ein hoher Mann mit einem bleichen, geistreichen Antlitz auf. Sein Arm umfaßt die Königin der Instrumente, und der gewaltige Bogen ruht in seiner Hand. Da steht der schwarzgekleidete Mann mit den geisterhaften schmerzreichen Zügen auf dem rothen Teppich vor uns; die gebückte Gestalt richtet sich allmälig in die Höhe, die Introduction des Orchesters hebt an, er begleitet die Tacte mit dem Bogen und dem Haupte, setzt die Violine an, das Auge wird belebt, es blitzt im Sonnenglanz und wurzelt auf den räthselhaften Saiten; leise röthet sich die Wange, und der Mann ist vom Scheitel bis zur Zehe, Zoll für Zoll Harmonie. Er beginnt mit einem von ihm componirten Tonstücke und ergeht sich in einem Allegro maestoso: kühne unbegreifliche Doppelgriffe, von unerreichbarer Schönheit und Gleichheit, werden executirt. Darauf folgt ein Adagio cantabile, das sind keine tönenden Darmsaiten: eine singende und klagende Menschenstimme wird vernommen, ein seelenvolles ergreifendes piangevolmente. Gleiche Qualität der zu Gehör gebrachten Töne, seltene Reinheit und Schmelz des Ausdruckes bekunden den Meister, der unübertrefflich ist. Ein Quartett für die Violine allein läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß von den 4 Noten nur 3 mit dem Bogen und die vierte mit dem Finger gespielt wird; das Ganze ist keine Kunst: es ist ein Wunder. Das Recitativ Adagio amoroso con Polacca guerriera soll den Manen der zu früh verklärten Malibran gewidmet seyn. Der Tonschöpfer singt hier eine Elegie: Schlachtendonner, muthiges Kriegsgetöne, Stimmen der Verwundeten, Klagen um die verlorene Nationalität eines Volkes, das so großartig zu sterben und unterzugehen weiß, — alles dieß wird gehört und empfunden. Ole Bull ist unglücklich, er braucht es nicht auszusprechen mit Worten — wir lauschen es seinen Tönen ab, das ungeheure Weh seiner Seele. Die phantastisch zerrissenen, wilden himmelanstrebenden Gebirge Norwegens erheben sich vor den Augen des Geistes; eine großartig schauerliche und doch wohlthuende Naturumgebung ersteht mit hohen, schroffen, kühnen Felsen und Wasserstürzen, im Hintergrunde das brausende Meer, das die ausgedehnten düstern Küsten peitscht. Unmöglich läßt sich dieses ewige unablässige Spiel, die fortdauernd wechselnde unaufhörliche Zersplitterung verfolgen. Der ungeheure Zorn einer rasenden Natur tobt, schäumt umher, und die der Wuth preisgegebenen Felsen scheinen vor Schrecken erstarrt, dunkel, nie von einem Sonnenstrahle beleuchtet. Das ist Ole Bull's personificirte sinfonia passionata. — Wild rauschend stürzt sich aus engen Schluchten von diesen Bergen ein reißender Gießbach und läuft über den rauhen Boden der nordischen Heimath durch das Thal hin. Die Scene wechselt. Das Thal ist erreicht, eingeschlossen von in die Wolken ragendem Gebirge. Es glänzen die schneeigen Gipfel von röthlich zuckendem Lichte der Abendsonne bestrahlt; das sanft in weiter Ferne verschwimmende Geflüster eines flötenähnlichen Alphorns läßt den Athem in der Brust stocken, Lawinen stürzen herab, prasselnd und zerstörend, Geschrei des Entsetzens dazwischen heraustönend — fernher gibt das Echo die klagenden Melodieen eines Gesanges, Menschenstimmen schlagen an das Ohr und bewegen das Herz, und nun wieder Schlachtengetöse, Kriegsdonner, — — welch ein reicher, herrlicher Mensch ist dieser Ole Bull! Er spielt, der wunderbare Norweger, nein: er dichtet spielend. Eine helle Sommernacht im Norden übt ihren höchst eigenthümlichen Zauber. Um Mitternacht, wenn in den gebirgigen Gegenden die Abendröthe gegen Westen noch sichtbar ist, während die Morgenröthe schon anfängt, senkt sich eine seltsame Dämmerung hernieder, die keineswegs mit dem Mondlicht zu vergleichen ist. Alles ist in einen gleichen dämmernden Schein verhüllt, von einem gleichen halben Lichte beleuchtet, kein Schatten ist sichtbar, und in diesem schattenlosen Zwielichte herrscht die feierlichste Stille — sie herrschte in dem glänzenden Hause, in welchem Ole Bull an zwei Abenden seine Wunder entfaltete. Es war eine erhabene Stille, in welche das Rauschen des stets beweglichen, die Berge hinunterrieselnden Flusses, das Geflüster der Bäume fortdauernd hineinsäuselte. Die Zuhörer waren erbaut, und ihre heilige Stimmung offenbarte sich in dem entsprechenden edlen Benehmen.

Ole Bull's Spiel ist mit seinem ganzen Ich eins, und diese innere Verbindung stellt sich bis auf das Geringste, das man nicht immer für Zufälliges halten muß, heraus. Sein Auftreten ist schon einnehmend, die Individualität des Nordländers bezeichnend. Hier ist keine dämonisch-leidenschaftliche Vorwaltung zu gewahren, wie bei Paganini, aus dessen Schule der Meister aber doch vielleicht hervorgegangen ist: eine elegische Ruhe beschwichtigt die Stürme in dem Innern Ole Bull's. Seine eigentliche Charakteristik ist Bescheidenheit, mit Sicherheit gepaart. Seine Persönlichkeit ist höchst liebenswürdig, besonders wenn er für den gespendeten Beifall mit rührendem Lächeln dankt. — Er überschreitet die Naturgrenzen des Instrumentes, das er so göttlich beherrscht, und das Vortreffliche, Erstaunliche, in das Unbegreifliche Hineinragende seiner Leistungen bürgt für seinen unsterblichen Ruhm. Außer den genannten Piecen executirte er noch ein Cantabile dolente e Rondo ridente, Variationen über das Thema: Nel cuor più non mi sento und ein Adagio religioso, in welchen Ausführungen, Arm- und Handstellungen zu bewundern, Arpeggien, Staccato, Flageolett, springend fibrirender Bogen, Octavengänge ꝛc über alles Lob erhaben sind.

Ole Bull hat uns verlassen. Er wird uns unvergeßlich bleiben. Der Hoftheater-Intendanz halten wir uns für den gebotenen Genuß aufrichtig und innigst verpflichtet."

David Russa.

Hannover.

Den 24. Februar 1838.

Heisa Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her.

In diesem Augenblick, geliebter Freund, ist Hannover der Schauplatz der Vergnügungen für die höheren Stände und der Tummelplatz für das gaffende Volk. Fackelzüge reihen sich an Fackelzüge und Festmahle folgen auf Festmahle. Die Veranlassung zu diesem wahrhaft großartigen Durcheinandergreifen des alltäglichen Lebens, ist pro primo der 24. Februar, der seit einer langen Reihe von Jahren den Hannoveranern ein Festtag ist. An diesem Tage erblickte 1774 der geschiedene, heißgeliebte Herzog von Cambridge, der Liebling des hannöverschen Volkes, das Licht der Welt. Ihm zu Ehren wurde dieser Tag, den wir zum ersten Male ohne ihn feierten, von Sr. Majestät dem Könige herab bis in alle Privatversammlungen, auf eine würdige Weise begangen. In dem festlich geschmückten Ballhofs-Saale, hatten sich zu einem Diner nahe an 200 Gäste, theils aus dem Bürgerstande, theils Mitglieder der Ständeversammlung, theils Beamte, Gelehrte, Künstler und Militärs, versammelt. Bis spät in die Nacht währte das, abwechselnd durch Reden und Toaste erheiterte Mahl. Mit Jubel und Gesang trennten sich die begeisterten Festgenossen. So wie in diesem Kreise ist überall der 24. Februar mit Freude, Frohsinn und Heiterkeit gefeiert worden. Die nach und nach zur öffentlichen Kunde kommenden Berichte geben die frohe Ueberzeugung und gewähren einen heitern Blick auf die Vergangenheit, daß Er auch fern von der Residenz nicht vergessen worden ist, sondern man Seiner in Liebe gedacht, und Sein Andenken treu bewahrt.

Einen sprechenden und rührenden Beweis, wie unwandelbar die Ergebenheit zu dem geschiedenen Fürsten ist, hat noch insbesondere ein Verein von Damen gegeben, der — wie ich dieses bereis in meinem vorletzten Briefe erwähnte — für Se. Königl. Hoheit, den Herzog von Cambridge eine s. g. Freundschaftsdecke als Angebinde zum Geburtstage gearbeitet. Die Muster dazu sind eigens in Berlin angefertigt. Die Mitte zeigt das vereinigte Wappen des herzoglichen Paars, umgeben von einem Eichenlaubkranze. Zwischen vier Partieen aus der Umgebung des Schlosses Montbrillant und des Jagdschlosses Rotenkirchen wechseln Blumenbouquets mit Kränzen, Alles auf weißem Grunde. In der Kante umher auf Ponceau-Grunde findet sich die zartsinnige Inschrift:

Liebe, Treue, Dankbarkeit,
Kennen weder Raum noch Zeit:
Sie belebten Herz und Hand,
Bringen Gruß aus deutschem Land;
Hohe, nehmt mit Huld entgegen,
Was wir Euch zu Füßen legen.

Diese Liebe, Treue und Dankbarkeit, die weder Raum noch Zeit kennt, hätte leicht Anlaß zu einem höchst tragischen Schauspiel geben können.

Zur Feier des Geburtsfestes des geschiedenen Fürsten hatten sich die Schüler des Lyceums in einem Städtchen an der Leine Strand, dessen Name mir entfallen ist, die Büste des Herzogs von Cambridge gekauft und diese in Klein-Tertia aufgestellt.

Daß bei dem Anschauen des freundlichen Antlitzes des humanen Fürsten viele erquickende Erinnerungen in den jugendlichen Herzen aufgestiegen, davon zeugen die Worte: „Liebe, Dankbarkeit," die mit Kreide unter die Büste geschrieben waren.

Der Director des Lyceums soll diese loyalen Gesinnungen der deutschen Heldensöhne mit inniger und herzlicher Theilnahme wahrgenommen haben, denn

Ein süßer Trost war ihm beschieden,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

Alles dieses bemerkte mit innerlichem Ingrimm ein Unterlehrer, versteht sich ein lumen mundi von Geburt. Er nahm so wenig Theil an der allgemeinen Freude, als er es der Mühe werth hielt, die Büste auch nur eines einzigen Blicks zu würdigen. Mit der Stimme eines Schulmonarchen befahl er die sofortige Streichung der censurfreien, tumultuarischen und revolutionären Worte: „Liebe und Dankbarkeit." O Moritz, Moritz! Du bist ein großer Mann, oder es hat ein blinde Schwein eine Eichel gefunden.

Dem gebieterischen und wahnsinnigen Befehle wurde natürlich nicht Folge gegeben, weil sich die Schüler nicht bewußt waren, Etwas gethan zu haben, was wider Gewissen und Pflicht sey. Erbos't über diese Verstocktheit setzte der Unterlehrer die aufrührischen, hochherzigen Klein-Tertianer in den Anklagestand; sie erlitten eine schreckliche Niederlage und die unschuldige Büste des Herzogs von Cambridge fiel mit Liebe und Dankbarkeit in die Hände der Feinde, sie wurde confiscirt und in den ehrwürdigen Dr. Martin Luther verwandelt, der die Schüler verdutzt anblickte.

Gegen die auf höhern Befehl vollzogene Metamorphose haben die deutschen Jünglinge feierlichen Protest eingelegt und verlangten entweder das für die Büste bezahlte Capital oder den geliebten Herzog von Cambridge, ihr rechtliches Eigenthum, zurück. Vergebens! Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden. O tempora, o mores seufzt die geschlagene Jugend, und Ach! und Weh! hallt es in ihrem echauffirten Herzen mit lauten Schlägen wieder.

Was den anonymen Unterlehrer anlangt, der wahrscheinlich von dem piquanten Grundsatze ausgegangen, daß der, der sich selbst erniedrigt, erhöht werde, so leidet es gar keinen Zweifel, daß dem Manne geholfen wird; o Vaterland du riefst den Sänger. Ich schlage vor, ihn mit der ledernen Verdienstmedaille zu belohnen; diese verdient er so gewiß als Hannover an der Leine liegt und auf das K das L folgt.

Von unserer sechsten Kunst-Ausstellung die am 24. Febr. eröffnet worden, werde ich Ihnen demnächst weitern umständlichen Bericht erstatten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimerschen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 65. Montag, den 23. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Nach seiner Gewohnheit wird sich der Muselmann zum Kampfe im Opium berauschen, oder mit seinen Waffen beschäftigt seyn; ungehindert werdet Ihr hindurch kommen, Allah möge Euer Boot schützen. Dort, wo Ihr an das Ufer in weiter Ferne den Saum eines dunkeln Cypressenwäldchens lehnen seht, da führt der Pfad zwischen alten Trümmern eines Tempels, den Gottheiten Eurer Väter geweiht, hindurch. Ungesehen könnt Ihr hier landen, da die Nacht dann ihren Schleier längst über die Erde gedeckt; dort harrt ihrer Ankunft. Aber lasset keinen entfliehen, die Gläubigen sind listig und gewandt und das Dunkel schützt ihre Flucht; denn entkommt Einer, und die Kunde weckt die Tiger aus ihrem Schlafe, dann ist Euch der Weg abgeschnitten über das Meer und Ihr würdet den Kindern der Wüste nicht entgehen, denn ihre Rosse sind schnell wie der Flug des Pfeiles. Ich muß bei dem Vater bleiben, aber beten will ich für Euch zu Allah und zu Eurem weißen Christ, daß er den leuchtenden Freund der Erde bedecke mit seinen nebligen, ziehenden Boten, den Wolken, und daß er Eure Flucht schützen möge."

Er schwieg. Der Deutsche strich sich den Schnauzbart: „wahrlich," sagte er, „das Unternehmen ist kühn und verwegen, wie es nur in der begeisterten Phantasie eines Jünglings entstehen kann, der Euren Leander beschämen will, aber was thut's, ich bin dabei, je toller je besser! Hab' ich doch in meiner Jugend daheim und als ich nach Welschland gezogen, wohl noch keckere Stücklein ausgeführt, für nichts und wider nichts! — Was meinst Du, Gregor?"

„Mein ist der Strauß!" rief begeistert der Jüngling, denn ein bisher nie gekannter Muth hob seine Brust.

„Türke," sagte er, und reichte diesem die Hand, „Du sollst mich achten lernen. Ich will mir den Ritterschlag und die Braut erkämpfen." — Da überzog ein bittrer Schmerz die schönen Züge des Osmanli, aber im nächsten Augenblicke hatte sein besseres Selbst gesiegt, — er reichte dem Prinzen freundlich die Hand.

„Höre, Herr Türke," sagte der Hauptmann, „Du gefällst mir, laß uns Freunde werden auf deutsche Weise." Er ging an die Thüre der Halle und rief einem der Diener. Bald darauf brachte dieser drei silberne Becher mit dem goldenen Safte der Reben; der Ritter bot dem Jünglinge einen dar. „Ich weiß zwar, daß Euch Euer Prophet den goldenen Wein verboten, aber Ihr Herren Türken sollt ja doch im Verborgenen große Freunde davon seyn, und wenigstens soll Euer Herr Euch darin mit gutem Beispiele voran gehn. Drum thut mir immerhin Bescheid in dem Weine, der, daheim an den Hügeln meines lieben Schwabenlandes gereift, des Menschen Herz erfreut. Hoch das deutsche Vaterland!" Er leerte den Becher bis auf die Nagelprobe.

„Was Allah uns gegeben, wie kann das unrein seyn für den Menschen!" sagte Almansor und leerte den Pocal; auch Gregor that ihnen Bescheid.

„Aber zum Henker," fing der Hauptmann wieder an, „wie kommt Ihr zu dem geraden Christenschwert da an Eurer Seite? Ist doch nebst dem Halbmond, Ihr Herren Muselmänner, Euer Zeichen die Sichelklinge."

„Ich kann sie nicht leiden, diese krummen Messer," erwiederte der Sohn des Orients, „gerad und ehrlich muß der Stahl seyn, wie es der Kampf seyn soll. Er treffe wie der Blitz sicher und zum Tode, aber die Sichel meiner Landsleute schneidet und mähet wie ihre Grausamkeit."

„Höre Moslem," sagte der Deutsche, nachdem die Becher neu gefüllt waren, „Du gefällst mir, laß uns Freunde werden auf Du und Du!" — und vor Freude erglänzte das Angesicht des Jünglings. „So habe ich mir einen der edlen Paladine geträumt, als sie noch kämpften um das Grab des weißen Christ, Sallah Eddin, wie Du da vor mir stehst in ritterlicher Herrlichkeit. Sag', hat Dein Vaterland viele der Söhne wie Du?"

„Wohl Viele!" erwiederte gerührt der Deutsche, — „und noch weit Würdigere und Bessere, denn ich! Aufs Wohl denn des herrlichen Ritterthums!" Und Beide tranken und umarmten sich und mit innigem Bruderkuß war der neue Freundschaftsbund geschlossen.

So finden sich zuweilen, doch auch meist nur für Augenblicke, edle Herzen und kräftige Gemüther, und was wir Freundschaft nennen, das ist ihr herrlicher Einklang, wenn sie sich gefunden. Es mögen viele solcher Töne im Innern der Menschenbrust schlafen, aber der Tod kommt, ehe das Leben sie mit ähnlichen Tönen zum Accorde angeschlagen. Immer seltener wird in dem Treiben der Menschen der schöne Bund; denn wenn auch hier und da noch Herzen auftauchen, treu und gut, so schlagen sie viel zu einsam, viel zu weit von einander, als daß sie sich in der Spanne Daseyns finden könnten! Nur Interesse und Eigennutz knüpft jetzt noch Menschen an Menschen, aber nicht Herzen an Herzen.

„Ich bewahre den Freund vor Schmach," rief jetzt der Jüngling mit leuchtenden Blicken, nachdem er sich aus der Umarmung erhoben, „ich habe einen neuen gefunden, die Geliebte gerettet, und den Sieg über mich selbst erkämpft! Der Vater wird zufrieden mit mir seyn!"

„Wer ist Dein Vater?" frug Johannes.

„Es ist der Emir Ibrahim Ben Elbondari," sagte er, „die Kinder der Wüste nennen ihn den weisen Scheich. Der Knabe folgte dem Greise, die Lehren der Weisheit, die wie Honigseim von seinen Lippen strömen zu hören, und er nahm sich des Knaben an, und seine Worte haben ihn Gott erkennen und das Rechte thun gelehrt. Und er hat den Knaben liebgewonnen, daß er ihn sogar zu dem Gewühl des Krieges begleitet hat Die Araber sagen, er sey schon weit über hundert Jahre alt, und er lächelt, wenn man ihn nach seiner Zeit frägt. O, Ihr solltet ihn kennen. Er ist ist so mild, so gut, er hat mich auch Euren weißen Christ ehren und lieben gelehrt.

Aber der Vater wird harren auf mich und der Kaliph auch. Ich muß scheiden; doch Almansor wird immer mit Liebe Eurer gedenken." Er trat zu Gregor. „Mache die Blume des Paradieses glücklich, recht glücklich. Dein Auge errathe die Wünsche ihres Herzens, dein Erfüllen sey schnell wie der Bote des Allmächtigen, als er den Propheten durch die sieben Himmel trug, und Almansor wird Dich segnen und lieben wie seinen Bruder!" Er umarmte den glücklichen Nebenbuhler herzlich und trat dann zu dem neuen Freunde.

„Allah, erhöre mein Gebet," sprach er, „und sende mir Azraël*) im Kampfe mit Dir."

„Ja," rief der Deutsche, „wenn wir uns treffen im herrlichen Kampfe, dann wollen wir fröhlich die Waffen schwingen, und je mehr wir unsrer Freundschaft gedenken, desto kräftiger sollen die Hiebe sausen und so den Bruder ehren. Und kömmt's dann zum fröhlichen Soldatentod, dann hebt uns der Gedanke über das letzte Stündlein hinweg: ein ritterlicher Freund schlug Dir die Todeswunde und Freundeshand drückt Deine Augen zu!"

„Also sey's!" sagte der Jüngling ahnungsschwer, und innig umarmten sich nochmals die Freunde, dann schritten die Drei dem Ausgange des Palastes zu und Grande begleitete den Araber zu den Thoren der Stadt, um auch auf Seite der Christen Alles Nöthige für den morgenden Sturm in Bereitschaft zu setzen; Gregor aber kehrte in den Rüstsaal der kaiserlichen Burg zurück, wo die Trophäen so mancher siegreichen Kriege seiner Ahnen hingen, um auf heute aus den erbeuteten Waffen und Kleidern verhüllende Turbane für die Gefährten und für sich ein Schwert zum ersten Ritterzuge zu wählen.

*) Azraël, auch Astaroth heißt bei den Orientalen der Engel des Todes.

2.

In einem der leinenen Gemächer des großen und prachtvollen Zeltes des Sultans lehnte auf seidnen Kissen die Prinzessin. Die blendende Pracht um sie her konnte das trauererfüllte Herz nicht reizen, ihr großes dunkles Auge hing wehmüthig an den deutungsvollen Blumen Almansor's, die ihre Hand hielt; vor ihrem Blicke schwebte die freundliche Gestalt des Jünglings. Im treuen Gehorsam gegen den Willen der Eltern hatte sie gern in die Verlobung mit ihrem Verwandten gewilligt, weil der Kaiser es wünschte und sie den freundlichen und stillen Gregor liebte wie einen Bruder. Mit schwesterlicher Zuneigung erwiederte sie seine Liebe und sie ehrte in ihm den künftigen Gemahl, wenn sie auch sein wenig mannbares Wesen nicht zu billigen vermochte. Da griff plötzlich das Schicksal mit eherner Hand in ihr stilles Leben und weckte die schlummernden Saiten in der Jungfrau Brust, daß sie zum schmerzlichen und doch wieder so lieblichen nie gekannten Accorde antönten. Es riß sie heraus aus dem Hause der Väter, und das schüchterne Mädchen sah sich im Kreise der Barbaren, auf sich selbst und den Muth ihrer Tugend verwiesen. Und Gott hatte diesen Muth gestärkt, daß sie mit Verachtung die Angriffe des in gieriger Liebeslust entbrannten Sultans zurückwies und das engelreine hohe Jungfrauenbild flößte selbst dem Barbaren Ehrfurcht ein, wie ja überhaupt immer die Tugend gerade auf das verworfene Laster einen mächtigen Einfluß ausübt.

Mitten unter dem Gewirr ihres Schicksals aber war ihr das freundliche Bild Almansor's entgegengetreten, seine edlen Züge, das glühende Auge, der ritterliche Anstand hatten sich tief in ihr Herz gedrückt. Und als nun vollends die duftenden Blumen ihr Kunde brachten, daß er sie retten wolle, da legte sich das junge Herz nicht länger Fesseln an, in den Hintergrund schwand das Bild des Verlobten und sie suchte es nicht mehr an sich zu bannen, wie sie zuerst gethan, wenn die Gestalt des Jünglings mit seinen schwar-

zen Augen, worin ein Paradies von Liebe strahlte, ihr entgegengetreten. Was gilt auch der jungen Liebe Freund oder Feind! Sie setzt sich über die engenden Schranken der Erde hinweg, und die Phantasie, diese heilige Welt und Mittlerin, wo keine irdische Rücksicht Zugang und noch weniger Gewalt hat, einet die schlagenden Herzen.

So träumend fand sie der Sultan. Der Beherrscher der Gläubigen stand damals in der Blüthe seines Lebens; denn er war erst 24 Jahre alt. Nach dem alten Schriftsteller Jovius war er zwar von starker, doch regelmäßig gebauter Gestalt. Die Farbe seines Gesichts war beinahe schwarzgelb, von dem Genuß des vielen Weines oft erhitzt. Seine großen brennenden Augen, so wie die stark gebogene Habichtsnase, die fast die Lippen zu berühren schien, verliehen seinem Antlitz etwas Abschreckendes. Seine gierigen Augen verschlangen die reizende Gestalt, die Jungfrau aber erhob sich schnell, als sie ihn bemerkte und trat ihm stolz entgegen. „Was befehlt Ihr, Herr, frug sie ihn, und ihr Auge wies seinen Blick in die Schranken der Sitte zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Beck und Jacob Eblis.

Es werden sich wohl viele Leser wundern, neben einem schnell verbreiteten Namen einen noch nie erwähnten zu finden; noch mehr aber, wenn ein gepanzertes Lied aus Beck's Nächten neben ein Gedicht des unbedeutenden Eblis gestellt wird. Jedoch Curiosität halber geschehe es:

Carl Beck.

Zwei und sechzigste Nacht.

Sein Tod.

So weit, mein Sultan, schrieb die Fibel
Der Börne mit des Lebens Roth,
Das war der Schluß der neuen Bibel,
Und der sie schrieb, auch der ist todt.
Er schlug, wie mir die Sagen melden,
In Deutschland auf sein reiches Zelt,
Um ihn ein Heer von Freiheitshelden,
Den Kampf erwartend, kraftgeschwellt.

Nicht rechten mocht' er mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm sein Strahl gelacht,
Gern zog er an des Elends Krücke
Mit andern Edlen in die Nacht.
Das Täubchen liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend, ob's gefangen sey?
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der Heimathlose, der ist frei.

Wie einst Themistokles die Schiffe
Durch Brand zerstörte in der Bucht,
Daß er, zu siegen im Begriffe,
Den Weg versperre sich zur Flucht:
So hat auch er im fernen Lande —
Von einer Welt bestaunt, gehört —
Mit seines Wortes Freiheitsbrande
Den Weg zur Heimath sich zerstört.

Nicht rechten mocht' er mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verödet ließ,
Daß sie um lebenswarme Triebe
Beim kalten Haß ihn betteln hieß.
Mag ruh'n beim sanften Wellenkosen
Ein Schiffchen in geschloßner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.

Jacob Eblis.

Börne's Abschiedslied.

Nein, nimmer recht' ich mit dem Glücke,
Daß mir sein Schimmer nie gelacht,
Fortwandl' ich auf des Elends Krücke
Mit den Verbannten in die Nacht.
Das Täubchen leb' im engen Kreise,
Sein Nest ist warm, es bleib' ihm treu,
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der Heimathslos' allein ist frei!

Nein, nimmer recht' ich mit der Liebe
Daß sie mein Herz so öde ließ,
Daß sie um lebensvolle Triebe
Beim starren Haß mich betteln hieß,
Wohl ruht das Schiff beim Wellenkosen
Gar traulich in geschloß'ner Bai,
Jedoch im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.

Beck.

Nur mit dem Schicksal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm versagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis einst der Freiheit Sonne tagt.
Was nützt ein Wetterschein im Sange?
Ein Blitz in Worten schlägt noch nicht,
Wohl röthet er des Sclaven Wange,
Doch schmilzt er seine Ketten nicht.

Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker sprang —
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sey —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Eblis.

Mit Dir, o Himmel, will ich rechten;
Du hast den Donner mir versagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis daß der Freiheit Sonne tagt.
Wohl zuckt ein Blitz auch im Gesange,
Ein Funke Zorn, so wild und scheu,
Wohl röthet er des Sclaven Wange, —
Doch zündet er und macht er frei?

Ha, wenn dereinst der dumpfe Riegel
Von meines Lebens Kerker springt,
Und wenn mein Geist auf freiem Flügel
Empor zum Reich des Lichtes dringt,
Ob alle Himmel dann mir tagen,
Ob schon ihr Thor geöffnet sey,
Den Gott will ich zuerst befragen:
Ist man in Deinem Himmel frei? —

Jeder Leser wird bemerken, daß die erste und dritte Strophe der zweiundsechszigsten Nacht, so wie einige Aenderungen ganz Herrn Carl Beck gehören; allein alles Uebrige ist nicht sein Eigenthum, sondern des Herrn Eblis, welcher dieses Abschiedslied lange vor Börne's Tode dichtete. Ich hoffe, daß Herr Carl Beck dieses selbst bestätigen wird. — Da Carl Gutzkow, im Telegraphen für Deutschland, dieses Lied gerade aus dem ganzen Bande von Beck's Liedern, als eines der besten der neuern Lyrik bezeichnet, so wird man bei dieser Erklärung nicht den Spruch anwenden: tant de bruit pour une omelette, und um so mehr, da der wirkliche, höchst talentvolle Verfasser mit den mißgünstigsten Verhältnissen zu ringen hat, denen auch seine Muse leicht unterliegen kann. Eblis war Beck's intimer Freund, und Beck konnte ihm wohl die Widmung wegnehmen und eines Andern Namen vorsetzen, aber dieses Lied ist ein Product Eblis und Beck hat kein Recht den eignen Namen darunter zu schreiben.

Competente Beweise für die Wahrheit des Gesagten bin ich erbötig, Jedem, durch Vermittlung des Herrn Verlegers dieser Zeitschrift zu liefern; glaube aber, daß Herr Carl Beck durch eine offene Erklärung zuvorkommen wird.

Ein Verehrer Beck's und Freund des pseudonymen Eblis.

Notizen.

Der Major Thomas Skinner erzählt in seinen „Streifereien in Ostindien" Folgendes: „Als wir über eine breite Landstrecke kamen, auf welcher das Korn zum Trocknen reif genug zu seyn schien, erstaunte ich, eine so allgemeine Thätigkeit zu sehen, als hier vorzuherrschen schien. Offenbar war bei jeder Kornähre eine Person beschäftigt, die Körner herauszupflücken. Näher hinzutretend, erblickte ich das Feld voll Meerkatzen, von denen jede sich auf die Hinterbeine gestellt hatte.

Derselbe Reisende erzählt weiter unten: „Die Blicke einer Meerkatze, wenn sie in Noth ist, sind so verzweiflungsvoll, und ihr Geschrei so jämmerlich, daß, auch abgesehen von ihrer Aehnlichkeit mit der menschlichen Race, nur ein Unmensch Vergnügen an solch einer Unterhaltung finden kann."

Das zoologische Cabinet in Wien behauptet, daß der vermeintliche Wolf, der bis an die Thore der Stadt gekommen und daselbst erschlagen worden, ein simpler Hund gewesen sey. Das Thierspital sträubt sich gegen diese, alle Illusion niederschlagende Erklärung.

[Die Leipziger Disputation de Dente.] Im 17. Jahrhunderte hielt ein Herr von Zahn über die Zähne in Leipzig eine Disputation, bei welcher sein Bruder den Respondenten machte. Der Anschlag davon lautete demnach komisch genug:

Annuente
Summo Ente
deDente
Praesidente
Nic. Johanne Dente
Respondente
Christophoro Dente
Disputabitur publice.

Schade, daß nicht auch der Buchdrucker Zahn hieß; es hätte dann der Titel schließen können:

Excudente
N. N. Dente.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 66. Dienstag, den 24. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Geroldseck.

Im Wasgau liegt ein altes Schloß,
Ist Geroldseck genannt.
Manch' wunderbare Sage geht
Davon umher im Land.

Durch Zaubermacht hierher gebannt
Viel alte Helden sind,
Siegfried, Herrmann, Arioviſt,
Roland und Wittekind.

Und nächtlich, wenn in tiefem Schlaf
Still ruhen Wald und Thal,
Sieht man die Heldengeister wohl
Im bleichen Mondenstrahl.

Die alten Riesenbilder stehn
Am schroffen Felsenrand,
Und schauen ernst und schweigend lang
Hernieder auf das Land.

Doch wenn erbleicht des Mondes Schein,
Und kühler weht die Luft,
Versinken vor des Tages Nah'n
Die Geister in die Gruft. —

Und in dem Volk von Mund zu Mund
Die alte Sage geht:
Daß einst in ihrer alten Kraft
Die Heldenschaar ersteht.

Wenn seinem Untergange nah',
In höchster Noth das Land,
Dann steh'n sie auf, und schützen Dich,
Du deutsches Vaterland! —

E. Ferrand.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Sonne des Paradieses," erwiederte der Türke, „lasse ab von Deiner Härte! Sieh, meinem Winke gehorchen Tausende der tapfersten Krieger, die Schätze Indiens sammelt mein Wille vor Dir, und unerhört verzehrt mich die Flamme der Liebe zu Deinen Füßen. Erhöre das Flehen meines Herzens, Du schönste der Houris, und ich will Dich zu meiner ersten Sultanin machen, auf dem Throne Deiner Väter sollst Du sitzen und Tausende sollen Deinen Worten gehorchen. — Sieh'" — fuhr er fort — „der starke Löwe fleht um die Liebe der schwarzäugigen Gazelle. Noch nie hat er vor einem Weibe gekniet, stoß ihn nicht zurück, daß Du ihn nicht reizest; denn sein Zorn ist fürchterlich, und die tapfersten seiner Krieger beben, wenn er die Brauen seiner Augen zuckt."

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wandte ihm Irene den Rücken. — Da überzog eine dunkle Röthe das Gesicht des Furchtbaren, die Adern seiner Stirn schwollen hoch auf, er erhob sich rasch. „Weißt Du, Ungläubige," rief er mit vor Zorn erstickter Stimme, „daß Mahmud die Macht hat, Dich zu zwingen?"

Er schritt auf sie zu, sie gewaltsam zu umfassen. Aber die Jungfrau stieß ihn kräftig zurück, und zog einen kleinen Dolch aus dem Busen, den ihr die Amme, die Botin Almansors, gegeben hatte. „Zurück, Türke!" rief sie mit drohender Stimme, und ihr Auge blitzte den kühnen Frevler an, „die Christen-Jungfrau verachtet Deine Liebe, und vor Deiner Gewalt schützt sie diese Waffe; eher soll sie sich mir in den Busen tauchen, als Deine unheilige Berührung ihn entweiht."

Der Sultan wich zurück, als er die Entschlossenheit des Mädchens sah. — „Wahrlich," sprach er, „Allah hat Dir den Muth der Löwin verliehen. Du bist werth, die Kinder des Propheten zu beherrschen. — Laß die Waffe ruhen,"

sagte er dann, „der Sohn der Kaliphen hat seine Rache verschoben; aber glaube mir, seine Beute entgeht ihm nicht. — Mache Dich fertig zur Reise, wenn der Abend hereindämmert, wird Dich einer meiner Führer nach meinem Harem geleiten, bis uns Allah den Sieg über die Ungläubigen verliehen." — Er verließ das Gemach, da er die Tritte eines Nahenden vernahm; Irene sank erblassend auf ihre Polster zurück, denn sie glaubte nun alle Hoffnung verschwunden, den Ihrigen ausgeliefert, oder der Botschaft Almansors zufolge auf andere Weise aus den Händen ihres Bedrängers befreit zu werden.

Aber die Rettung war nahe. In seinem Zelte erwartete Almansor den Kaliphen, ihm die Antwort des Kaisers zu bringen. Von Neuem röthete der Zorn des Sultans Gesicht, als er die Kunde vernahm. „Stolzer Christ," murmelte er, indem er gräßliche Flüche ausstieß, „ich will Deinen Schädel bleichen sehen auf den Mauern Deiner Stadt, und Deine Gebeine will ich den Thieren der Wüste vorwerfen zur Nahrung!" — Der Jüngling stand noch immer stumm, seit er seine Botschaft ausgerichtet, vor dem Zornigen. — „Höre, Kaliph," sagte er endlich, „die Ceder des Libanon beugt nicht leicht ihr Haupt vor dem Winde, nur von dem Sturm gefällt, stürzt sie, und schlägt in ihrem Falle die Stämme der jungen Sprossen darnieder. — Ehre Allahs Gebote, auch die Ungläubigen sind unsere Brüder, und ich hätte Dir vielleicht noch schärfer dieselbe Antwort gegeben auf Deine Botschaft."

„Du bist auch einer von den Thoren, die sich von den Schmeichelworten der Weichlinge bethören lassen," zürnte der Sultan, „geh' mir aus den Augen."

Almansor wandte sich schweigend, das Zelt zu verlassen, da rief ihn der Sultan besänftigter zurück. „Höre, Almansor," sagte er, „ich will Dir ein Gut anvertrauen, das mein kostbarstes ist. Ich habe den Mustapha Bassa *) zu etwas Anderem bestimmt, ich brauche ihn zu dem morgenden Kampfe. Führe Du die Christin nach Drageza! Nimm einige Deiner Araber, ein Haufe meiner Leibwache wird Dich begleiten, und Du brauchst so nicht Morgen gegen Deine Freunde, die Franken, zu kämpfen."

Eine brennende Röthe hatte bei diesen Worten das Gesicht des Jünglings überzogen, aber bald machte sie einer todtenähnlichen Blässe Platz; im mächtigen innern Kampfe wogte die Brust auf und nieder. „Mahmud," sagte er endlich, „laß mich bei Dir bleiben im morgenden Kampfe, stelle mich hin, wo der Engel des Todes mit seiner blutigen Sichel am weitesten mäht, und Du sollst sehen, daß ich seine Schneide nicht fürchte. Schick' einen Anderen, ich kann, — ich will die Christin nicht geleiten."

„Und warum nicht?" fuhr der Sultan auf. „Einem Andern will ich die Blume des Abendlandes nicht anvertrauen. — Du geleitest sie — keine Widerrede, bei meinem Zorn! — Aber Almansor," sagte er, und legte die Hand ihm freundlich auf die Schulter, — „ich vertraue Dir mein Kleinod, schütze und bewahre es wie den Apfel Deines Auges, Du bürgst mir dafür."

Da klärten sich plötzlich begeistert Almansors Züge auf, sein Geist hatte einen edlen Sieg errungen. „Ich geleite die Griechin und schütze sie Dir mit meinem Leben," sagte er, „lebe wohl, ich gehe dem Vater meinen Zug zu verkünden." Er drückte dem Sultane die Hand zum Abschied, und blickte ihm fest und freundlich in's Auge, dann verließ er rasch das Zelt und schritt dem seines Pflegevaters zu.

*) Geschichtlich einer seiner vertrautesten Diener.

Weit hinter den bunten Reihen der Uebrigen stand dieses einsam und allein auf einem Hügel in dem Schatten einiger dunkeln Cypressen. Ibrahim Ben Elbondari, der weise Scheik der Wüste, bewohnte es allein mit seinem Pflegesohne und seinem treuen Wächter, einem großen gezähmten Löwen. Der Greis stand unter seinem Volke, sowohl seines hohen Alters, als seiner vielen Kentnisse wegen in großem Ansehen. Er bewohnte eine blühende Oase in dem Theile Arabiens, der uns unter dem Namen des Glückseligen bekannt ist, welche seine Kunst und sein Fleiß zum Garten umgeschaffen. Von weither strömten die Kinder der Wüste zu ihm, sich Raths zu holen, den Streit ihrer Stämme schlichten, oder ihre Kranken heilen zu lassen. Durch ganz Palästina und Syrien sogar genoß sein Name der größten Verehrung, und die rauhen Krieger wichen scheu und ehrerbietig dem heiligen Manne aus, wenn er durch ihre Reihen schritt. — Sein Ansehn war würdig und Ehrfurcht gebietend. Die ältesten Araber wollten ihn schon als Kinder so gekannt haben, wie er heute noch war, und wohl mochte manches Jahrzehend mehr über seinen Scheitel dahin gerollt seyn, als es das gewöhnliche Menschenalter mit sich bringt; findet man doch noch heut' zu Tage im Lande der Kameele solche Beispiele hohen Greisenalters, das die patriarchalisch einfach lebenden Menschen bis in's zweite Säculum hinbringen. Sein Bart, sein weniges Haupthaar war schneeweiß, ersterer rollte in dünnen Locken herab bis auf den Gürtel, der mit wunderbaren Charakteren bezeichnet, das weite schwarze Gewand zusammenhielt. Der Greis hatte sich in seinen jüngeren Tagen auf weiten Reisen die Erfahrung gesammelt, die der Mensch braucht, um so weise als möglich zu werden, und der Gottheit dadurch näher zu kommen. Er hatte die Pyramiden Aegyptens gesehen und sich in dem Wasser des heiligen Ganges gebadet. Er hatte die Lehre Bramas kennen gelernt, den Jehovah der Juden und den Heiland der Christen; er hatte die ewig brennenden Feuer an den Himalayagebirgen geschaut, und deren Anbeter kennen gelernt, wie die tausend Gottheiten der Heiden; aus Allem hatte er geschöpft, aus Allem das Beste gezogen und die Schale zu dem Andern geworfen; er hatte die Menschen beobachtet und die unergründlichen Tiefen der Natur, und war den Wahrheiten der Gottheit in Ahnungen näher getreten. — Der Greis besaß große

Kenntnisse in der Astronomie, der Chemie, Physik, der Mechanik der Alten und der Arzneikunde. Diese hatten ihm schnell einen Ruf unter den Naturkindern der Wüste erworben, seine Weisheit diesen begründet. — Mit wahrhaft väterlicher Liebe war er dem Jünglinge Almansor zugethan. Der Knabe hatte aufmerksam seinen Worten gehorcht am Hofe Amuraths des Zweiten, des Vaters des Schreckens der Christen. Er hatte, als der Weise fortzog, heimlich das Harem seiner Mutter, der Frau eines ehemaligen Vesirs des Sultans, und dem treuen Spiel- und Milchgefährten, der um einige Jahre älter war als er, verlassen, war dem weisen Manne nachgeeilt und hatte nicht aufgehört zu flehen, bis dieser ihm erlaubt bei ihm zu bleiben. Durch treue Anhänglichkeit hatte er ihm diese Erlaubniß zu vergelten gesucht, und indem er aufmerksam seinen Lehren horchte, wurde der Alte ihm ein zweiter Vater, er ihm ein Sohn.

Der Emir hatte des Jünglings Herz vielseitig gebildet; er hatte ihm die Mängel und Vorzüge jeder der Religionen gezeigt und ihn selbst das Beste daraus schöpfen lassen. Er hatte ihn auf die Bahn der Tugend und des Rechts geführt, und das ohnehin gute Herz des Knaben darin befestigt. So war er zum Jüngling aufgewachsen, ein Meister in allen körperlichen Uebungen, aber auch reich an Geist und Herz, und vielfältig lohnte die Mühe seinem Erzieher. Als er seinen Arm zu prüfen, von dem Muthe der Jugend getrieben, den Schaaren des ehemaligen Jugendfreundes zugeeilt, wollte auch hier der Alte den Liebling seines Herzens nicht verlassen, und noch einmal entzog er sich seiner Einsamkeit, sich in das Treiben der Welt zu mischen.

Munter wedelnd sprang Nero, so hieß der königliche Wächter des Scheiks, dem Jünglinge entgegen, als er sich dem Zelte nahete, grüßte den treuen Gefährten und leckte ihm freundlich die Hand, die ihn zum Willkommen streichelte. An seinem Heerde, der mit Phiolen, Retorten und Schmelztiegeln besetzt war, fand Almansor den Greis, und küßte ihm ehrerbietig die Hand. Der Alte nahm ihm Schwert und Turban ab und hieß den Jüngling an seiner Seite sich niederlassen auf die Polster, und ihm zu erzählen von den Vorfällen des Tages. Der Löwe legte sich zu ihren Füßen und horchte aufmerksam, als verstände das kluge Thier die Rede des Jünglings. Dieser berichtete dem Greis von seiner Botschaft und deren Erfolge; im edlen Unwillen tadelte der Alte die Schmachbedingungen, die der Sultan dem ritterlichen Fürsten gestellt hatte, und als der Jüngling ihm nun von dem neuen Freundschaftsbunde erzählte, da lächelten seine ehrwürdigen Züge freundlich, und er sagte den Spruch aus dem Koran:

„Die Ceder gedeiht bei der Ceder, aber unter den Dornen der Wüste verdorret sie."

Es war das erste Mal, daß Almansor dem väterlichen Freunde etwas verschwieg, als er sein Versprechen, seinen Plan zur Rettung der Geliebten dem Alten verheimlichte. War es der ungewisse Ausgang, war es der Zweifel, ob der Weise die That billigen würde, wer vermöchte so tief in das menschliche Herz zu schauen. Aber eine unheimliche Scheu kam über den Jüngling; bisher hatte all' sein Thun, all' seine Gedanken und Fehler, selbst die Knospe, das feurige Entfalten seiner jungen Liebe offen vor dem Greise gelegen. Dieser hatte geschwiegen zu den begeisterten Träumen des Jünglings, denn er wußte, daß der hohen Gewalt jedes menschliche Herz unterthan sey. Ja seine leisen Berührungen hatten die erwachende Flamme hoch auferglühen lassen in der Begeisterung für das Schöne und Erhabene, in das ja gewöhnlich die Liebe edler Seelen ausströmt.

Mit Mühe hatte endlich der Jüngling das drückende Gefühl, was ihn vom Vaterherzen trennte, bezwungen, und blickte in tiefen Gedanken vor sich hin.

„Was hast Du, mein Sohn," frug ihn der Alte, „daß Du so trübe vor Dich hinschaust? So sagt der Dichter Ebal all Harun: „„Blicke nicht trübe aus dem Auge, du schlankes Roß der Wüste; denn die Zeit wird kommen, wo das Alter dich ernst macht, und die fröhliche Kraft dahin ist. Darum tummle dich, mein rothäugiger Pfeil; denn an dem jungen Tage steigt die Sonne und bald hat sie den Scheitel erreicht, von dem es abwärts geht!"""

Der Jüngling antwortete noch immer nicht; bekümmert beugte sich der Greis zu dem Lieblinge. „Hat der Hauch der Krankheit Dich berührt?" frug er ihn besorgt, „sieh ich will Dir einen Trank bereiten aus den stärkendsten Kräutern und Pflanzen." Aber Almansor schüttelte düster das Haupt und erhob sich: „Verzeih', Vater," sagte er, und küßte seine Hand, „ich bedarf der Ruhe — der Friede wird wiederkehren," setzte er langsam hinzu, „bald bin ich wieder bei Dir." Er verließ das Gemach, sein Angesicht war blaß und verstört, noch nie hatte der Weise den Jüngling so gesehen und war bekümmert um den Liebling seines Herzens, während dieser auf den Polstern seines Lagers noch einmal alle die schönen Tage seiner Kindheit, die Träume des Jünglings vor seinem Blick vorüberziehen ließ. Rasch schwanden die Stunden — er bemerkte es nicht. Der Befehl des Sultans hatte die widerstreitenden Geister in ihm wach gerufen. Hier ein blühendes Leben, dort Irenens Rettung, und die Treue gegen den Freund und Gebieter. Aber wie ein leuchtendes Meteor zog durch dieses Gewirr ihr Bild — er sah sie auf der Erde für sich verloren, nur in dem schönern Jenseits blühte ihm der Verein mit ihr! — Sein Entschluß stand fest.

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Auf den dießjährigen deutschen Musenalmanach, der Uhland's nicht sehr ähnliches Portrait als Titelkupfer bringt, hat man folgendes Bonmot gemacht:

Im Musenalmanach, anstatt
Mit einem neuen Gedichte,
Erschein' ich auf dem ersten Blatt
Mit einem neuen Gesichte.

Ein Fremder kam in ein österreichsches Grenzstädtchen. Das Bleisiegel des Grenzmauthamtes sperrte seinen Koffer. Ein Zöllner fand sich ein, sein Trinkgeld zu fordern, und das hermetische Siegel zu lösen. Der Fremde, der weder verzollbare, noch weniger verbotene Waaren bei sich führte, reichte dem Beschauer eine Kleinigkeit. Dieser nicht genügsam oder an reichere Spenden gewöhnt, schüttelte den Kopf mit den Worten: „Sey der Herr nicht so genau, ich mag auch nicht wissen, was Ew. Gnaden in Dero Koffer haben."

Fremder. Durchsuchen Sie denselben.

Zöllner. Behüte, so unbescheiden bin ich nicht (die Hand hinhaltend).

Fremder. Lassen Sie mich in Frieden! Hier sind die Schlüssel zum Koffer; sehen Sie Stück für Stück durch, Sie finden nichts Verdächtiges darunter.

Zöllner. Glaub's, warum soll ich aber darunter leiden?

„Heda! wer kann schwimmen?" rief ein Mann, der über die Themse wollte — und gleich umringten ihn die Schiffer und schrien: „ich Herr, ich!"

Einer nur blieb in der Ferne stehen.

„Kannst Du nicht schwimmen?" fragte ihn der Mann.

„Nein, Herr!" antwortete der Schiffer.

„Nun, dann fahr' mich über."

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

2. Gemälde von Nord-Amerika in allen Beziehungen. Eine pittoreske Geographie mit mehreren Hunderten von Abbildungen. Von Traugott Bromme. In drei Bänden. Erste bis vierte Lieferung mit 22 Tafeln Abbildungen. S. 1—268. gr. 8. Stuttgart, J Scheible's Buchhandlung.

Der Titel dieser schönen Unternehmung mit dem besondern Beisatze: für Alle, welche unterhaltende Belehrung suchen und ein umfassendes Reisehandbuch für Jene, welche in diesem Lande wandern wollen." Der Name Bromme erfüllte mich von vorn herein mit guten Erwartungen, allein sie wurden mehr als befriedigt, nachdem ich mich genauer in dem Werke umgesehen hatte. Es beginnt mit einer Einleitung (Uebersicht des ganzen Erdtheils) und mit einer trefflichen Erörterung über die Entdeckung des Landes, so wie über Namen, Lage, Grenzen, Größe. Insbesondere ist die Gründlichkeit zu rühmen, mit welcher die Entdeckung des Landes abgehandelt ist, und ich stehe nicht an, sie für ein kleines Meisterstück antiquarisch-classischen Wissens und moderner Schriftstellerkunst auszugeben. Es folgt nun die Beschreibung des Landes nach seiner natürlichen Beschaffenheit, und zwar in einer Ausführlichkeit und mit einer Genauigkeit, die an das Wiederaufleben eines Büsching erinnert. Mit den physischen Verhältnissen werden dann die ausführlichsten ethno- und ethographischen Abhandlungen verbunden, und die politische oder conventionelle Abtheilung der einzelnen Länder dabei berücksichtigt. Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf mehrere treffliche Einzelheiten des Werkes eingehen. Nur über die Abtheilung III. muß ich bemerken, daß sie eine ungemein anziehende ist, daß sie eine Menge tief eingreifender Aufschlüsse über die interessantesten Gegenstände der Ethnographie ertheilt, und daß ganz vorzüglich das Capitel über die Indianer ein Lichtpunct ist, bei dem es sich mit innigstem Wohlgefallen verweilen läßt. Zu Anfange der dritten und vierten Lieferung wird eine Beschreibung über indianische Tänze, Musik, kriegerische und zärtliche Poesie fortgesetzt. Die mitgetheilten poetischen Bruchstücke verdienen den allgemeinsten Dank, um desto mehr, je inniger sie mit einer durchaus untadeligen, klaren und von allen Seiten abgeschlossenen, also vollständigen, vollkommenen und untadeligen Charakteristik des Indianerstammes verwebt sind. Die beigegebenen zweiundzwanzig Abbildungen veranschaulichen mehrere Theile des Textes auf eine recht hübsche und beifallswerthe Art. Die äußere Ausstattung ist eine treffliche, so daß sich auch in dieser Hinsicht das Bromme'sche Werk dem Eisner'schen Befreiungskampfe der nordamerikanischen Staaten, auf den ich vielleicht später noch besondere Rücksicht nehmen werde, würdig anschließt.

3. Das Kaiserthum Oesterreich. Beschrieben von A. A. Schmidt. Erste Abtheilung: Tirol mit Vorarlberg. Mit einem allegorischen Titel und 36 Ansichten in Stahlstich. Mit dem besonderen Titel: Die gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg.

Dieß Werk ist ganz im Geiste des vorherbesprochenen gehalten, und nimmt dieselben Lobsprüche und Empfehlungen in Anspruch. Ob es in Vielem wie jenes sich Originalität, d. h. Aufstellung noch unbekannter oder wenigstens nicht hinreichend bekannter und mißkannter Dinge und Gegenstände, zuschreiben könne, darüber ist die Entscheidung demjenigen nicht schwer, der den österreichischen Verhältnissen etwas näher zu treten Gelegenheit gehabt und dann mit diesem Buche Bekanntschaft geschlossen hat. Oesterreich ist in mehrfachen Beziehungen und aus mehrfachen Ursachen selbst den nächsten Nachbarländern eine terra incognita. In seinen politischen wie statistischen Verhältnissen, in seinen physischen und geographischen Verhältnissen ist noch mancher für die Fremde dunkle Punct.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeige.

Durch ein unbegreifliches Versehen des Setzers oder Correctors ist mein Namen nicht unter den „Gedanken über Kritik und Recensenten" in Nr. 29 u. folg. des Planeten abgedruckt worden, ich beeile mich daher, ihn hiermit nachträglich zur Kenntniß zu bringen. C. v. Heugel.

Herausgeber: Dr. Seidlitz.. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 67. Mittwoch, den 25. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das Kind auf der Haide.

„Was machst Du so spät hier, liebliches Kind?
Kalt brauset über die Haide der Wind."

„„Laß ihn nur brausen in tollem Muth!
Laß ihn nur brausen! Wir kennen uns gut.""

„Was weilest Du hier, von der Heimath fern?
Hier hausen die bösen Geister gern."

„„Ich kenne den Weg, doch lief ich zu weit,
Und kann nun zurück nicht vor Müdigkeit.""

„So schwinge Dich zu mir auf's Roß herauf!
Es trägt Dich zur Heimath im schnellen Lauf."

Rasch folgt der Knabe dem freundlichen Wort,
Sie jagen über die Haide fort.

Die Nacht sinkt nieder, der Nebel steigt —
„Nun? haben wir bald das Dorf erreicht?"

„„Siehst Du den flimmernden Lichterschein?
Das wird meine liebe Heimath seyn.""

Irrlichter steigen aus Sümpfen empor,
Das Pferd versinkt im feuchten Moor.

„„Das ist meine Heimath; was sträubt sich Dein Haar?
Hier wohn' ich schon über hundert Jahr""

Der Knabe reckt sich und schwillt und schwillt
Zum riesigen scheußlichen Fratzenbild.

Den Wandrer faßt ein kalter Graus;
Verschwindend lacht der Elf ihn aus.

E. Ferrand.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

Die Sonne begann bereits zu den thrakischen Höhen hinabzusinken, als er Schwert und Turban ergriff und zu dem Vater ging. Er fand ihn noch bei seinen Arbeiten beschäftigt und bat ihn, sich neben ihn zu setzen.

„Zürne mir nicht, Vater," sagte er, als er sich auf die Polster niedergelassen, „daß ich mit einer geringfügigen Sache den hohen Flug Deiner Gedanken störe, aber ein Zweifel paltet meine Brust, und Deine Weisheit soll ihn lösen.

Als der Abend gestern sich auf die Teppiche der Blumen senkte, da belauschte ich zwei unsers Volkes, die sich unter dem Schatten einer Platane ein Mährchen erzählten. Erlaube, daß ich es auch Dir vortrage." Der Alte nickte beifällig mit dem Kopfe, und der junge Mann hob nun mit der lebhaften Geberdensprache seines Volks das Mährchen an. „Es lebte einmal," so erzählte er, in dem wüsten Arabien, auf einer grünen Flur, die wie eine Insel aus dem Meere des Sandes hervorragte, ein frommer stiller Mann, ein Gärtner seines Standes. Er war arm, wie der Fels der Wüste an dem belebenden Grün, nur der kleine Fleck Landes gehörte ihm, den er bewohnte, aber sein Fleiß hatte diesen zum lieblichsten Garten umgeschaffen. Um die Cypresse dufteten blaue Cyanen und Rosen, das Grün der Ceder mischte sich mit den Datteln und die herrlichsten Kinder der Natur erfreuten sein Auge. Einst war auch er reich und mächtig gewesen, hunderte der Sclaven hatten seinem Winke gehorcht, und das Land ringsum bebaut, dessen kleinsten Theil jetzt selbst mühsam seine Hand urbar machte. Der Mann besaß von seinen prächtigen Gärten und Gewächsen nichts mehr als eine herrliche Aloestaude, die pflegte und hegte er sorgsam in seinem kleinen Gärtchen, und begoß sie, und sie gedieh unter seinen Händen. Und die Frucht seines Fleißes blieb nicht aus; denn die Zeit kam, wo die Aloe alle hundert Jahre ihre Blät-

ter und Blüthen entfaltet. Und sie gingen auf und die herrliche Blume erhob sich aus den verhüllenden Blättern, schlank und schön wie die Sonne aus dem Nebel am Horizonte emporsteigt und erfüllte mit balsamischem Wohlgeruche die Luft. Darob freute sich der arme Mann unendlich und viele Leute kamen, die Blume zu sehen und zu bewundern. Unter seinen Nachbarn aber war ein Mann, der hatte weite und reiche Gärten, und auch einen jungen Gärtner, den er liebte wie seinen Bruder und dem er wohlgethan. Die Gärten aber standen wild und leer, und der Gärtner trauerte, denn er allein vermochte nicht die weite Fläche zu bebauen, und der reiche Mann bekümmerte sich nicht um die Gärten. Auch lagen diese in der Wüste, und ihrem sandigen Boden entsprossen nur spärliche Halme. Als der Jüngling aber die hohe Blume gesehen, da wachte all' die alte Neigung in ihm auf zu den Kindern der Natur, und er pries die Schönheit der Aloe und hätte sie gern mitgepflegt, aber er durfte nicht, denn sein Herr, ein gar rauher und böser Mann, war der grimmigste Feind des Armen, deßhalb gönnte er ihm auch nicht seine Freude an der Blume, und war neidisch und wünschte sie selbst zu besitzen. Da er sie aber nicht von ihm fordern durfte, so ließ er sie heimlich ihm stehlen, und brachte sie in einen seiner Gärten und setzte sie ein und ließ sie bewachen. Die Blume aber, wie sie in dem fremden Boden der gewohnten Sorgfalt entbehrte, fing an welk zu werden und ließ die Blätter hängen, es war wehmüthig anzusehen, wie die Hohe dahin welkte im Sande der Wüste. Das dauerte den Jüngling innig; denn ob er gleich jetzt der Blume sich nahen konnte, so hatte er doch nur Freude an ihr, wenn sie herrlich gedieh, und wünschte sie deßhalb zurück in den heimischen Boden. Und er ging heimlich zu Nadir, so hieß der arme Mann, der reiche aber hieß Harun und der Jüngling Selim, und vertraute ihm, wo seine Blume sey und sagte ihm, wenn er die Nacht mit einem Schwerte kommen wolle, so könne er den Wächter verjagen und die Blume wieder mitsich nehmen."

Hier schwieg Almansor, gleichsam als erwarte er einen Einwurf des Alten, der auch wirklich erfolgte. „Der Wille des Gärtners," sagte der Weise, „war gut und schön, aber er that Unrecht. Er verletzte die älteren Rechte, die Harun auf seine Treue hatte, ehe er die Blume noch gekannt; er täuschte sein Vertrauen, ich kann den Selim nicht loben."

Eine hohe Röthe überzog Almansors Züge bis über die hohe Stirn, er senkte wie beschämt das Auge, dann fuhr er rasch in seiner Erzählung fort: „Mit tausend Thränen dankte der Nadir dem Jünglinge und versprach zu kommen. Als aber Selim nach Hause kam, da rief ihn Harun zu sich und übertrug ihm auf diese Nacht die Bewahrung der Blume und empfahl sie dringend seiner Obhut, und Selim mußte das Amt annehmen, ob er es gleich ablehnte. Und als nun Selim auf der Wacht stand, da nahte verabredetermaßen Nadir mit scharfgeschliffener Klinge, die Blume zu holen, und —" er hielt inne, dann frug er gespannt — „was meinst Du wohl, das Selim thun mußte?"

„Er mußte den Nadir abweisen," sagte der Alte, „und ging er nicht freiwillig, so mußte er mit dem Nadir kämpfen und ihm den Eingang wehren."

„Der Nadir aber war in seiner Jugend ein großer Kriegsheld gewesen!" warf der Jüngling schüchtern ein. „So mußte der Selim im Kampfe für die Blume sterben!" rief der Alte.

„Und also geschah es," erwiederte der Jüngling, indem er sich rasch erhob, um die Bewegung seines Innern bei diesem Ausspruche des Vaters zu verbergen. „Der Selim starb den Heldentod im Kampfe mit dem Nadir," fuhr er eintönig fort, „und der Nadir nahm die Blume wieder mit sich. So rettete Selim das Leben der Blume, und bewahrte dem Harun seine Treue." Er schwieg und starrte gedankenvoll an die Decke des Zeltes, dann fuhr er sich mit der flachen Hand über die Augen und Stirn, als wolle er einen bösen Traum verwischen. „Ich danke Dir, Vater, für Deine Belehrung," sagte er, und reichte dem Greise die Hand, „Du hast Recht, der Selim mußte sterben, — aber es that ihm doch leid! Lebe wohl!" — „Wohin gehst Du?" frug der Alte, „sieh' schon dämmert der Abend herauf, Du bist heute so sonderbar! Bleibe bei mir heute."

„Ich darf nicht," sagte der Jüngling, „ich habe dem Sultan versprochen, ihm einen Heerhaufen zu führen, und der Sultan bedarf treuer Diener, wie der Selim einer war. Lebe wohl, Vater, wir sehen uns wieder, gewiß, wir sehen uns wieder." Er ergriff seinen Turban. „Lebe wohl," sagte er, und fiel dem Alten um den Hals und preßte ihn fest an sich, eine Thräne perlte in seinen Augen; auch der Greis war gerührt, er geleitete den Jüngling bis zum Ausgange seines Gemachs. Hier stand dieser noch einmal still. „Ja, ja," sagte er endlich, „der Selim mußte sterben!" und schnell enteilte er dem Zelte. Draußen aber traf er auf Nero, der mit mächtigen Sprüngen auf ihn zukam und sich liebkosend an ihn schmiegte, und er preßte das brennende Gesicht tief in die Mähnen des treuen Thieres und küßte ihn; der Löwe reichte ihm die Tatze wie zum Dank und Gruß und rasch eilte Almansor dann dem Lager der Seinen zu.

3.

Der Abend begann bereits mit seinen dämmernden Schatten das weite Land zu umfangen. Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten die Wellen des Bosporus, daß sie wie tausend Feuerquellen gegen die unglückliche Stadt wogten, und wie ein schmaler Streif nur zog sich noch die Mutter der Völker darüber her, als aus dem Lager des Sultans ein kleiner aber glänzender Zug wogte. An seiner Spitze ritt ein Trupp der braunen Söhne Arabiens; Fußsoldaten umgaben eine große, doch dicht verhängte Sänfte, die von schwarzen Verschnittenen getragen und begleitet wurde. Der Anführer des Zuges, es war Almansor, hatte dießmal seiner gewohnten Kleidung entsagt. Die Tracht der

gemeinen Araber machte ihn fast jedem fremden Auge unkenntlich, und er zeichnete sich durch nichts, als sein grades Schwert aus.

Selbst auf die rohen Kinder der Wüste machte der schöne Abend einen mächtigen Eindruck. Wer nie in dem Garten des Südens in der Wonne einer hereinbrechenden Nacht geschwelgt, vermag sie nicht zu ahnen. Vorüber ist die Hitze des Tages; von der See her wehen kühlende Lüfte und bewegen sanft die Wipfel der alten Cedern und Oliven-Bäume, und bringen balsamische Düfte von den jenseitigen Ufern. Die Natur zieht ihr Feierkleid an; hier kündet kein Schwarz der Nacht, — durch das dunkle Blau strahlen Millionen blitzender Sterne, und wie Schwäne segeln einzelne lichte Wolken darüber hin. Das Firmament scheint uns näher gerückt und die Schatten des Jenseits treten zu uns und sagen: „So ist's dort oben!" Glückliche Länder, glückliche Natur, mit Deinem vollen überströmenden Herzen, was wäret ihr, seufztet ihr nicht unter dem Joche der Barbarei und des Aberglaubens.

Auch Almansor bewegte die heilige Schönheit. Er sprengte dem Zuge weit voraus und hielt auf einem Hügel unter einer mächtigen Ceder still. Wie ein Schutzdach der Natur breitete der majestätische Baum seine dunklen Aeste weit über ihn hin, in Dunkel gehüllt lag die unermeßliche Stadt. Er blickte sich um, kein Geräusch des Krieges störte hier mehr die Stille seines Herzens.

„Sterben, Sterben!" sprach er langsam und preßte die gekreuzten Hände über der Brust. „Wer Du auch seyst, Allah oder Jehovah, oder der große Gott der Christen, — mächtiges Wesen dort oben, ließest Du umsonst Deine Gärten so herrlich erblühen? Ach das Leben ist schön unter den Palmen der Wüste, wie auf den gesegneten Fluren des Abendlandes. Doch was ist die Welle auf der Fläche des Meeres! Sie schwillt und verschwindet, und lebt bloß, um Deinen Willen zur schönern Küste zu tragen. Worin besteht Deine Wahrheit, Deine Weisheit anders, als in der Größe, zu leben, und in der noch höhern, zu sterben! Und doch, Allah, ist schon Dein Leben ein Paradies, schlang sich um die starke Palme die liebliche Rose."

Hinübergehen, hinübergehen ohne sie!" klagte der Jüngling in die dunkle Nacht. Da blendete und leuchtete es plötzlich um seine Augen, und die vorher tief in Dunkel begrabene Stadt schien von einem Feuermeere überschüttet. Dann aber hob sich die glänzende Lichtmasse höher und höher, und ballte sich immer kleiner zusammen, bis sie gleich einer mächtigen Feuerkugel am Himmel emporstieg, als wolle sie ein Stern unter den Sternen sich anheften. Und wiederum rings in Nacht begraben, wie vordem, lag die unglückliche Stadt.*)

*) Georgias Phranzes, welcher in der Stadt jene Zeit anwesend, erwähnt dieses Phänomens, das zuerst die Ungläubigen in großen Schrecken, mit seinem Verschwinden aber in große Freude versetzte, da sie meinten, der Gott der Christen habe sich darin von der Stadt gewandt.

„Ja, Du zeigst mir den Weg, leuchtender Bote!" rief der Jüngling neu begeistert. „Auch auf den Sternen waltet ein Leben und dort credenzt sie mir den Trank der unsterblichen Seligkeit!"

Er wandte sein Roß, — noch einmal blickte er hinunter zu dem Lager der Seinen und zu dem im Sternenlicht funkelnden Monde. Sein Auge irrte suchend über die weißen Zeltreihen, die wie übertünchte Gräber vieler Opfer des morgenden Tages vor ihm lagen. Sie fanden das glänzende Zelt des Sultans, — abgesondert von den übrigen das Ibrahims. „Lebe wohl, Freund, lebe wohl, mein Vater! Für Harun sollen mich Deine Worte sterben lehren. Lebe wohl, mein Palmenland, grüßt mir die Heimath, ihr wallenden Schiffer des Himmels!" — und hinunter jagte er dem sich nähernden Haufen zu. Dieser nahte so eben einer halb verfallenen Hütte, die wahrscheinlich christliche Fischer zu ihrem Gewerbe an dem Ufer errichtet und die in Unbedeutenheit die Habgier und Zerstörungssucht der Eroberer nicht gereizt hatte. Almansor befahl dem Zuge hier eine kleine Rast zu machen; — die Sclaven ließen die Sänfte nieder, die Araber schwangen sich von ihren Rossen und lagerten sich mit den Kriegern auf die Erde: Almansor aber nahte der Sänfte, und befahl sie zu öffnen. Unwillig murrten die Verschnittenen, daß ein fremdes Auge die Favoritin des Sultans entweihen solle, aber ein drohender Blick des Günstlings beschleunigte den Befehl; die Thüre der Sänfte öffnete sich, und die Prinzessin in tiefe Schleier gehüllt, trat heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Jemand pries die Reize einer nichts weniger als schönen Dame. Warum machen Sie Ihre Ansprüche auf dieselben nicht geltend, fragte ihn ein Anderer. — Mit welchem Rechte könnte ich das? — Nach dem Völkerrechte, als der erste Entdecker derselben.

Ist Esel ein Zeitwort? fragte der Lehrer einen seiner Schüler. — Ja, antwortete derselbe, denn man kann sagen: ich Esel, du Esel, er Esel.

Ein gewisser Dr. Schmerbauch, welcher 1829 eine Geschichte und Beschreibung des Domes zu Erfurt herausgegeben hat, nennt sich auf dem Titel derselben: Verfasser des Bonifacius und der Landgräfin!

Ein Verwandter Beethoven's, der zuweilen Unterstützungen von ihm genoß, hatte sich ein Paar Acker Landes angeschafft und unterschrieb sich seitdem Gutsbesitzer.

Es war ihm zuletzt so zur Gewohnheit geworden, daß er es sogar einmal in einem Briefe an Beethoven that. Dieser antwortete ihm kurz und derb: „Mein Lieber! Deinen Brief habe ich richtig erhalten, und daraus ersehen, daß Du als Gutsbesitzer ein großer Esel bist. Dein Louis von Beethoven, Gehirnbesitzer."

Recept zu dem Zeugniß eines Dienstmädchens, wie es wirklich jüngst ausgestellt wurde:

Es lautete: Anna Clementine Aurelie, gebürtig aus Tanzhausen, hat ein Jahr — weniger 9 Monate — bei mir in Diensten gestanden, und sich in dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre — genügsam — in der Arbeit — sorgsam — für sich selbst — geschwind — im ausreden — freundlich — gegen Mannspersonen — treu — ihren Liebhabern — und ehrlich — wenn Alles verschlossen — bezeuget.

In Hannover wurde die Schauspielerin Mad. M. lebenslänglich als jugendliche Liebhaberin angestellt.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Vieles ist in der neuern Zeit geschehen, um an die Stelle des Dunkels Licht zu bringen, und nicht ohne glücklichen Erfolg. Einen solchen Erfolg hat denn auch die gegenwärtige Schrift Hrn. Schmidt's, eines Mannes, bei welchem das classische dictum: „doctissimus quisque modestissimus" sich auf das Erfreulichste und Vollkommenste bewährt. In schöner Sprache und anziehender Darstellungsweise handelt der Verfasser in vier Rubriken: „Land, Volk, Staat, Topographie," seinen Gegenstand auf eine höchst erschöpfende und genügende Weise ab. Es ist dabei die rechte Vorliebe für den Gegenstand vorhanden, die von Vorurtheil und Parteilichkeit gleich weit entfernt, den Leser wohlthuend erwärmt und ihm die Gewißheit verschafft, daß er auf sorgfältig und gewissenhaft angelegten Wegen wandelt. Wer bedürfte übrigens noch eines besondern Anreizes, Tirol, dieses, ob Natur- und Menschenbeschaffenheit nächst der Schweiz am meisten gefeierte Land, nach einem trefflichen Werke wie das vorliegende ist, kennen zu lernen? Wer dennoch eines Anreizes bedürfte, dem würden denselben die eigenen Augen bringen, wenn er die 18 herrlichen Stahlstiche betrachtete, auf welchen Anschauungen von Gegenden und Denkmälern Tirols, so wie von Bewohnern, deren Wohnungen und Trachten gegeben werden. Die äußere Ausstattung ist eine höchst splendide.

4. Maximilian Joseph, König von Baiern. Sein Leben und Wirken, geschildert von Dr. Joh. Mich. Söltl, königl. Professor in München. Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung, 1837. (gr. 8. 230 S.)

„Möchte es mir gelungen seyn, die Züge seines theuern Bildes, das jetzt noch in Aller Herzen und Munde lebt, der Nachwelt wie in einem Spiegel zu überliefern. Ich schilderte ihn, wie er mir geschildert wurde von edlen Männern; ich schilderte ihn, wie er mir in den öffentlichen Acten seines Wirkens erschien; Archive über ihn zu benützen, wie er sich in vertrauten Briefen und anderen schriftlichen Denkmälern äußerte, wurde mir wahrscheinlich wegen der Nähe der Zeit, in der so viele Umgestaltungen vorgingen, nicht gestattet. Darum verwahre ich mich auch gegen die Ansicht, als wollte ich eine vollständige Lebensbeschreibung geben; es ist die Schrift vielmehr ein kleines Denkmal für den Unvergeßlichen, dem sein treues Volk jetzt noch Thränen und Blumen streut; es ist diese Schrift eine Ergänzung und Erweiterung einer Geschichte der Deutschen für die neueste Periode. Was ich gebe, habe ich ganz aus öffentlichen Schriften; Privatmittheilungen und eigener Anschauung; Andere werden, vielleicht glücklicher, das Bild vollenden, aber gewiß Keiner mit größerer Liebe den Mann schildern, als ich, der ich ihm so Vieles danke. Sein Name wird gesegnet im Munde des Baiernvolkes fortleben." Diese Worte aus der Vorrede zeigen deutlich, was der Hr. Verfasser wollte, was der Leser zu erwarten und der Kritiker zu beachten hat: ein Werk voll ächt geschichtlicher Forschung, Gelehrsamkeit und Sorgfalt, ein Werk der Verehrung und Pietät, doch entfernt von jeder menschenentwürdigenden Schmeichelei und Kriecherei, ein Werk, das mit dem Vorzuge geschichtlichen Werthes den Zweck eines Panegyrikus hat, ein Werk, empfehlbar dem Historiker, so wie den bairischen Patrioten. Das Buch beginnt — ehrlich und vertrauenerregend — mit dem (ziemlich langen) Verzeichnisse der benützten Schriften. Dann folgt als Einleitung: „Die Wittelsbacher als Herzoge in Baiern" und der Hauptgegenstand „Maximilian Joseph," wird zuletzt in fünf Büchern auf die bereits charakterisirte Weise durchgesprochen. Ich theile als enthusiastischer Verehrer eines wahrhaft ehrenwerthen Fürsten, den Schluß des Werkes mit. Es heißt nach der Erzählung von Maximilian's plötzlichem Tode: „Unendlich war des Landes, am meisten der Armen Trauer, die seine Güte so oft erfahren. Er hat keine Schätze hinterlassen, seines Volkes Liebe war ihm der größte Schatz. Sinnig und rührend sprach dieß sein Sohn und Nachfolger, Ludwig I., aus durch die Inschrift welche er auf das silberne Gefäß setzen ließ, in welchem das Herz des allgeliebten Todten der altfrommen Sitte gemäß in der Wallfahrtskirche zu Altötting bewahrt und aufgestellt wurde: „Das beste Herz."

Ein sehr schöner allegorischer Titel und ein Kupfer, das den König mitten unter dem jubelnden Volke zeigt und den Commentar zu dem Motto gibt: Cujus laetissima facies et amabilis vultus in omnium civium ore, oculis, animo sedet, dienen dem sonst auch äußerlich schönen Werke zur Zierde.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 68. Donnerstag den 26. April 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Dresden.

Den 13. März 1838.

Seit meiner letzten Correspondenz liegt ein zu großer Raum hinter mir, als daß ich Dir, lieber Planet, was sich etwa Erwähnenswerthes in unsrer guten Königsstadt ereignete, anders, als in nuce mittheilen könnte.*) Das liebe Neujahr begann mit Glockengeläut und Schellengeklingel. Das erstere, wie bekannt, galt dem seligen Hinscheiden Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Maximilian, dessen irdische Ueberreste am 5. Jan. in der katholischen Kathedrale unter dem gewöhnlichen Gepränge beigesetzt wurden. Das Land verlor an ihm, was der König verlor — einen Vater. Heilig sey uns sein Angedenken! Eine schönere Krone, als der Höchstselige hienieden verschmähte, wird ihm der Ewige am Gestade des Friedens reichen. Das Schellengeklingel war ein band- und nagelfestes Anhängsel der unzähligen Schlittenpartieen, welche Stadt und Land, die mehrere Monate unter einer Decke von Schnee lagen, durchjubelten. Die belebteste Schlittenbahn war unstreitig vom Dohnaischen Schlage bis Strehlen, einem Dörfchen, das eine kleine Viertelmeile von der Stadt gelegen ist, und wo ein neuer, jüngst eingeweihter, auf das Schönste und Bequemste eingerichteter Gasthof sich vor manchem seiner Nebenbuhler rühmlichst auszeichnet. Vornemlich thaten solenne abendliche Schlittenfahrten von Windlichtern und rauschender Janitscharenmusik begleitet, sich hervor, deren fröhliche Melodieen, insonderheit der beliebte Finale- und Valedictions-Marsch nach der Volksmelodie: „So leb denn wohl, du stilles Haus!" die friedlichen Bewohner Dresdens nicht selten zur ungewöhnlichen Stunde aus dem Schlummer scheuchten. Nur einige Wenige jedoch konnten selbst durch die angestrengtesten Bemühungen unsrer namhaftesten Aerzte nicht wieder aus dem Schlummer geweckt werden — sie waren, indem sie beim Heizen mit Steinkohlen nicht die erforderliche Vorsicht beobachteten, ein Opfer der Stickluft geworden. Auch auf der Eisbahn unsers geliebten Elbstroms ereigneten sich mehrere Unglücksfälle, Beinbrüche, Armbrüche und Nasenverlust; vornemlich erregte allgemeine Theilnahme der Tod des Dr. Pinkert, welcher aus Meißen, seinem Wohnorte, kommend, sofort auf das Eis eilte, um sich dem Vergnügen des Schlittschuhlaufes zu überlassen. Wahrscheinlich war er zu erhitzt; denn kaum hatte er die Eisdecke betreten, als ein Schlagfluß seinem Leben ein plötzliches Ende machte. Das Publicum trug sich lange mit dem, jedoch unverbürgten Gerücht, daß er im Grabe wieder erwacht sey. Polnische Exulanten, Wölfe nämlich, beunruhigten uns an verschiedenen Orten, mehr oder minder nahe unsrer Stadt; ja es wurde sogar unlängst bei Bärenstein unter Beiseyn des Königs eine förmliche Jagd auf sie veranstaltet. Faschingslustbarkeiten, Mummenschanz, Bälle und Concerte (excl. Hofbälle) wurden mit der gewöhnlichen Dresdenschen Abgemessenheit und Ehrbarkeit gehalten und besucht und nebenbei den Fastenbrezeln und Pfannenkuchen alle Ehre angethan. Mitten in der Freude jedoch verleugnete unsere mordlustige, zum Todtschlagen genigte Stadt ihren Charakter nicht; am 16. Febr. nämlich, Abends 6 Uhr, wurde an der Ehefrau des Schänkwirths Pötzschke auf der Zahnsgasse durch einen 19jährigen Tischlerlehrling Namens Welke, mittelst eines hölzernen Schlägels ein Raubmord attentirt. Die Frau war noch im Stande, kurz nach der That, den Namen des Missethäters zu nennen, und ist jetzt auf dem Wege der Besserung. Der Raub belief sich, neben einer Taschenuhr und einem Ringe von geringem Werthe, auf 8 Thl. Geld. Um das Maß voll zu machen, wurden die Tage darauf bei verschiedenen Juweliren werthvolle Schmuckkästchen entwendet. Der Dieb, ein ehemaliger Kaufmannsdiener und renoncirter Thunichtgut, ist bereits gefänglich eingebracht. Die beiden (angeblichen) Beduinen Rhigas und Abdala erfreuen (wiewohl um einen enormen Preis) das Publicum mit arabischen Jongleurkünsten; in der That sind ihre Productionen meisterhaft zu nennen; die Leistungen Abdalas übertreffen sogar die des berühmten und beliebten Komikers Viol. Herr Laminit, dessen Kunstleistungen in anderer Hinsicht schon längst, wiewohl meist unter fremdem Namen, Bewunderung erregten, entzückt uns durch die in dem

*) Herr St. Rundhut wird gebeten, künftig mehr Raum im Planeten einzunehmen, da seine Beiträge der Redaction willkommen sind.

härtesten und feinsten Raffinad-Zucker ausgeführte Nachbildung des St. Stephansthurmes in Wien. Das höchst sehenswerthe architektonische Kunstwerk, der Thurm in 133facher Verjüngung, hat eine Höhe von 42 Zoll und gewährt einen unbeschreiblich süßen Anblick.

Neue Theaterstücke, welche über die Breter unsrer Hofbühne gingen, waren: „Marianna," ein fünfactiges Drama, nach Sheridan Knowles, ein mittelmäßiges Stück, das gut gespielt und gern gesehen wurde. „Lorbeerbaum und Bettelstab" oder drei Winter eines deutschen Dichters, Schauspiel in 4 Acten von Holtei, gewann ebenfalls nur durch das Spiel, insonderheit durch das des allezeit trefflichen Künstlers Emil Devrient, einen mehr als mittelmäßigen Werth. Den 22. Febr. sahen wir zum ersten Male „Vetter- und Gevatterschaften," fünfactiges Lustspiel nach Scribe's Cameraderie bearbeitet von Alvensleben. Die größtentheils gute Besetzung vermochte jedoch nicht den rein französischen Geschmack des Stücks einem deutschen Publicum genießbar zu machen. Den Fastnachtsdienstag an welchem die Königliche Familie zum ersten Male wieder das Theater mit ihrem hohen Besuch erfreute, wurde unter allgemeinem Applaus die Jagd von Hiller zur Aufführung gebracht; der Schinken und das Sauerkraut, welches bei dieser Gelegenheit der Chordirector Fischer verzehrte, durchduftete das ganze Haus. Hoffentlich werden wir baldigst die „Hugenotten" zu Gesicht bekommen; wenigstens ist meines Erachtens lange genug darüber studirt worden. Der „Pflegevater" (von einer ungenannten aber wohl bekannten Verfasserin) wird ebenfalls nächster Tage über die Bühne schreiten. Noch ist es nicht entschieden, ob wir zum Palmensonntag den „Jephta" oder den „Paulus" zu hören bekommen werden.

So eben ist der Elbstrom, wie Kanonendonner nah und fern signalisirt, im Begriff sich seines eisigen Panzerhemdes zu entledigen. Da der Aufbruch des Eises für mich eine der liebsten und großartigsten Naturerscheinungen ist, so wirst Du, geliebter Planet, mir gewiß nicht verdenken, wenn ich für dießmal von Dir hinwegeile. In der That erwarten wir nicht mit Unrecht einen bedeutenden Eisgang, eingedenk der mit 27 Grad Centesimalmaß gestiegenen Winterkälte, eingedenk des in ungeheuren Massen aufgethürmten Schnees, eingedenk des 2½ bis 3 Ellen starken Eises. Die Nisaer Eisenbahnbrücke wird schon im Voraus allgemein bewehklagt. Es fällt mir just nichts mehr ein, was merkwürdig genug wäre, Dir, mein liebes Planetchen, mitgetheilt zu werden. Du müßtest denn dahin rechnen, daß eine wohllöbliche Policeibehörde mehrere Spielerclubbs aufgehoben hat, und die steinerne Gerechtigkeit auf dem Neumarkt ins Wasser gefallen ist. Lebe inzwischen wohl, entschuldige meine dießmalige Oberflächlichkeit und gedenke meiner im Besten. Ich bin und bleibe Dein aufrichtiger Freund

Stephan Rundhut.

Hannover.

(Fortsetzung.)

Der 2. März, der Geburtstag Ihrer Majestät der Königin, ist den Hannoveranern in Folge dieses frohen Ereignisses von Bedeutung geworden. Früh Morgens tönte von allen Thürmen der Stadt nach alter Weise das God save the king. Mittags verkündete der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken dieß hohe Fest. Das Theater feierte bei erleuchtetem Hause diesen Festtag durch die erste Aufführung der Kreutzerschen Oper: „Das Nachtlager in Granada," und zwar ohne Prolog und Tableaux, wie man das sonst bei ähnlichen Gelegenheiten wohl zu hören und zu sehen gewohnt war. Wie es heißt, sollen diese Art Festspiele auf allerhöchsten Befehl in Zukunft unterbleiben. Das ist ein schlimmes Zeichen für die Dichter.

Zur Vorfeier des Geburtsfestes Ihrer Majestät der Königin (den 1. März) beehrte sich das Officiercorps Hochderselben eine Fackelmusik zu bringen. 300 Fackelträger zogen durch die tosend gaffende Menge, und verbreiteten überall Licht und Rauch. Das Musikcorps, beleuchtet und beräuchert, befand sich im Centrum und spielte das God save the king. Ein tausendstimmiges Hurrah erhob sich, das in den bequalmten Zuschauern einen freudigen Wiederhall fand, der nimmer zu ersterben schien. Nicht nur Ihre Majestät die Königin sondern auch Seine Majestät der König wurden am Fenster zu verschiedenen Malen sichtbar und verneigten sich oft gegen das versammelte Publicum.

Am Abend des 3. März setzten sich die wackern Bürger der Königl. Residenzstadt zur Nachfeier des Geburtsfestes Ihrer Majestät der Königin unter einer Beleuchtung von 500 Fackeln in Bewegung, um Allerhöchstderselben ihre Huldigung darzubringen. Es gewährte einen imposanten Anblick das Feuermeer fortwallen zu sehen. Tausend und aber Tausend waren bei diesem großartigen Schauspiel versammelt, die, in dichten Reihen geschlossen, sich vom Rathhause über die Kübelingerstraße nach dem Palais hinbewegten. An der Spitze befand sich der Magistrat und die Bürgervorsteher, umgeben von dem uniformirten bürgerlichen Artillerie- und Schützen-Corps in Waffen. Eine Section mit den flatternden Bannern der Stadt, umringt von mehreren Musikchören, gaben dem großen Abendgemälde einen ganz allerliebsten Anstrich. Vier große, vor dem Palais aufgestellte, bengalische Flammen verbreiteten einen magischen Schein durch die säuselnden dicken Pechwolken, aus denen sich das freudige und herzliche God save the king unter Begleitung rauschender Musik hervorarbeitete. Eine Deputation aus Magistrat und Bürgervorstehern begab sich in das Palais, um Ihrer Majestät die Glückwünsche der Bürgerschaft darzubringen. Das hohe Herrscherpaar empfing dieselben auf das huldvollste.

Nachdem ich die besprochenen Ereignisse der Etiquette gemäß, habe voranmarschiren lassen, komme ich auf die Begebenheiten früherer Tage zurück, die nach der Melodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!" anheben.

Ohne Zweifel wird es Ihnen aus politischen Zeitungen bekannt seyn, daß „die Wahrheit" welche in den ersten Tagen des Februars mit einem ungeheuern Gebiß das Licht der Welt erblickte, mit Beschlag belegt worden; sie ist aber, nachdem sie sich acht Tage unter den kunsterfahrenen Händen des Arztes befunden, geläutert und gereinigt von allem Uebel in dem keuschen Gewande der Unschuld wieder losgelassen. Keck und fragend blickte sie nach einer Gespielin umher. Ihr Sehnen war

nicht verebens; denn ehe sie noch vom Arzte als eine unschädliche Tochter der Natur öffentlich angesehen werden konnte, erschien schon ein freundliches Kind mit der Inschrift vor dem Kopfe: „Wo ist die Wahrheit nicht?" Dieses Product vaterländischer Herzensergießung, bei dem man fragen muß: Seyn oder Nichtseyn? stellte sich ihrer Halbschwester kühn gegenüber. Sie treten in die Schranken. Der Herold stößt in die Trompete, der Kampf beginnt, der Schleier fällt, und vor Ihrem forschenden Auge entfaltet sich das seltsame Schauspiel, der Streit der beiden Gellert'schen — Nachtwächter. Blas't nur Ihr wackern Kämpen für Ruhm und Vaterland, bis daß Euch die Lunge berstet und das Kuhhorn Eurer ermatteten Hand entsinkt. Eine innere Stimme ruft ja mahnend zu:

An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.

Der Redacteur der Landesblätter, der bei der Geburt der „Wahrheit" wahrscheinlich unvorsichtiger Weise die Function eines gewissenhaften unparteiischen Accoucheurs wahrgenommen, der auch der eventuellen stückweisen Fehlgeburt gern einmal das Licht der Welt gönnt, ehe er zu deren Tödtung und resp. Operation schreitet, ist in Folge des Umstandes, daß er der Wahrheit, wie es vorschriftsmäßig hätte geschehen sollen, die Zähne nicht eingeschlagen, in eine Strafe von 50 Rthl. verurtheilt worden. Ein gleiches Schicksal ist den Verlegern der Landesblätter widerfahren. O unglückseliges Flötenspiel, das Euch nie hätte einfallen sollen.

Unser Landtag ist bekanntlich am 20. Febr. eröffnet worden. Nachmittags 2¼ Uhr erfolgte die feierliche Auffahrt Se. Maj. zum Ständehause. Wie das überall der Fall ist, daß bei öffentlichen Aufzügen der große Haufe immer eine bedeutende Rolle spielt, so behauptet er auch hier seinen Platz, und zwar, was ihm zur größten Ehre gereicht, in den Schranken der Schicklichkeit. Außer dem unanständigen Jubelgeschrei der lieben Jugend, die bei solchen Gelegenheiten, dem Himmel sey's geklagt, immer das Prä führt, störte kein ungebührlichen Ausruf den feierlichen Zug, der von Cavallerie begleitet, sich langsam durch die Straßen der Stadt bewegte. Se. Maj. saßen in einem mit acht weißen Pferden bespannten Staatswagen. Ein malerischer Anblick.

Se. Maj. verließ nach gehaltener Thronrede, die bereits zur öffentlichen Kenntniß gebracht, den Saal und kehrten in gleicher Ordnung des Zuges, wie bei der Auffahrt, nach Allerhöchstihrem Palais zurück. Das Volk zerstreute sich und ging befriedigt zu Hause.

Was unsere Staatsangelegenheiten betrifft, so ist um diese schon so viele Dinte verschrieben worden, daß man auf ihr, nämlich auf der Dinte ohne Compaß, Boote und Segel täglich 24 Stunden fahren kann, ohne zu stranden. Ich schweige von allen politischen Angelegenheiten. Ein friedliebender Unterthan muß ruhig erwarten, was da kommen soll. Wer Gott vertraut, baut gut. Das ist mein Wahlspruch.

Die Wintervergnügungen, die man so eigentlich nicht classificiren kann, neigen sich nun bald zu ihrem Ende. Was die großen öffentlichen Maskeraden anlangt, so hat sich wiederum in diesem Jahre, wie immer, die Fastnachtsmaskerade durch ihre Oeffentlichkeit und Liberalität auszeichnet. Juden, Christen, Türken, Heiden, sie lieben sich alle brüderlich; Gleichheit ist ihre Firma. Das Possenspiel des Ranges ist ganz aus ihrem Bunde verwiesen. „Max bleibe bei mir!" lispelt Andromache ihrem Hector sanft flötend zu. „Geh' nicht von mir Max!"

Es kann nicht seyn, ich mag's und kann's nicht glauben,
Daß mich der Max verlassen will.

Und doch ging er ins wilde Schlachtgetümmel. „Wer kann den Bund zweier Herzen lösen, oder die Töne eines Accords auseinanderreissen," donnerte eine keusche Lucretia einem Kreuzritter entgegen, der es wagte, einen Pilgrim des gelobten Landes von ihrer Seite zu locken. Graziös, mit Anstand, und nicht ohne Rührung sprach Don Carlos zur Prinzessin Eboli, die verlassen von ihren diensthuenden Kammerfrauen, schwermüthig in das rege Treiben der sündhaften Welt starrte:

So ist er endlich da, der Augenblick,
Und Carl darf diese theure Hand berühren!
Sie aber warf ihm den Handschuh ins Gesicht,
Und sagte: „Herr, ich begehre Euch nicht,"
Und er verließ sie zur selben Stunde.

Es würde ins Unendliche führen, wollte ich alle sentimentalen Auftritte erwähnen, die die Fastnachtsmaskerade charakterisiren.

Vor einigen Tagen ist das Portrait Sr. Maj. des Königs mit der Unterschrift erschienen:

Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Der Magistrat der Königl. Residenzstadt hat sich am 10. März beeilt, den Bürgern und sonstigen Einwohnern der Residenz folgende huldreiche Bezeugung Ihrer Majestät der Königin mitzutheilen:

Mein Herr Stadt-Director Rumann!

Obgleich ich den Abgeordneten der am 3. d. M. Abends vor dem Palaste versammelten Bürgerschaft von Hannover mündlich meinen aufrichtig gefühlten Dank ausgedrückt habe, für die Theilnahme an der Wiederkehr des Tages, den, nach so vielen Jahren, Ich wieder in meiner lieben Vaterstadt, an derselben Stelle, wo ich geboren ward, feiern konnte, so ist es mir doch außerdem Bedürfniß, allen Denen, welche so laut und allgemein Mir und dem Könige, Meinem vielgeliebten Gemahle, Liebe und Antheil bezeigten, es auszusprechen, daß Ich mit freudiger Rührung dieses Abends stets eingedenk seyn werde.

Ich wünsche, Mein Herr Stadtdirector, daß der Ausdruck Meines Dankes Meinen lieben Bürgern und Einwohnern von Hannover bekannt gemacht werde.

Hannover den 11. März 1838.

Friederike.

Das unlängst von Sr. Majestät dem Könige gekaufte, am Waterloo-Platze belegene Commandantenhaus wird demnächst zur Caserne für die Jägergarde eingerichtet und mittelst Anbauung eines Flügels vergrößert werden.

Der eine Flügel des Schlosses, in welchem sich bis lang das Geschäftslocal der Königl. Domainenkammer befand, wird noch

im Laufe dieses Sommers zu Wohnungen für die Königl. Familie ausgebaut.

Von der Verlegung der politechnischen Schule nach Göttingen weiß man hier so wenig, als von der Verwandlung des Schulgebäudes in ein Cadettenhaus.

Was das Gerücht anlangt, als solle das hiesige Hoftheater mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, so ist dieses nur ein Gerücht. So viel ist übrigens als gewiß anzunehmen, daß Se. Maj. sich entschieden erklärt haben sollen, den Theaterspectakel in Höchstihrem Schlosse in Zukunft nicht dulden zu wollen, daneben aber auch geruht haben, den Hrn. Hofbau-Rath Lares mit dem Entwurfe eines neuen isolirt stehenden Theaters zu beauftragen. Bis zur wirklichen Ausführung dieses Projects werden nach wie vor auf dem Theater im Schlosse Vorstellungen gegeben werden. An eine baldige Verlegung des Tempels der Thalia ist daher so wenig zu denken als an dessen gänzliche Aufhebung.

Behufs Errichtung des Hermanns-Denkmals, dessen ich in meinem Januar-Berichte Erwähnung gethan, ist hieselbst im März ein Verein „um die Ausführung des im deutschen Vaterlande mit Beifall begrüßten, der Ehre des deutschen Namens geweihten Unternehmens, zu unterstützen," zusammengetreten. Meine Besorgniß, die ich auszusprechen mir erlaubte, als würde diesem Gegenstande nicht die Aufmerksamkeit geschenkt, die er von meinen Landsleuten in jeder Beziehung verdiene, hat sich somit als grundlos erwiesen.

In der öffentlichen Anzeige und Aufforderung des Vereins vom 19. März heißt es: „Bei dem regen Eifer unserer Landsleute für alles Gute und Schöne, und bei dem lebendigen Antheile, den die Bewohner unsers Landes an den Ereignissen genommen, die dem deutschen Volke eine Geschichte gegeben haben, und wodurch das Hermanns-Denkmal zugleich ein Denkmal der Freiheitsliebe und des Ruhmes unserer Väter und der ungeschwächten Fortdauer ihres Sinnes bei den Enkeln wird, hätte es für den Hannoveraner nicht einmal der besonderen Anregung bedurft, welche uns für die Beförderung der Sache dadurch gegeben ist, daß in unserer Mitte der Künstler, durch dessen Arbeiten das Königl. Schloß eine dauernde Zierde, er selbst aber bei uns ein bleibendes Andenken sich erworben hat, auch den Plan zu diesem dem gesammten deutschen Vaterlande geweiheten Monumente zur Reife gebracht hat, und wir zuerst den Genuß gehabt haben, durch das hier aufgestellt gewesene Modell uns von der Großartigkeit der ganzen Idee des Künstlers zu überzeugen."

Daß dieser Aufruf, der von Männern ausgegangen, die sich der Achtung, der Liebe und des Vertrauens der Hannoveraner zu erfreuen haben, seinen Zweck nicht verfehlen wird, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Außer den Vereinsmitgliedern, Herren Senator Ahles, Major Ziehe, Archivrath Pertz, Amtsassessoren v. Reder und v. Wangenheim und Dr. jur. Wagener, haben sich noch viele Beförderer und Freunde der Kunst für Errichtuug des Hermanns-Denkmales interessirt, worunter ich noch insbesondere den Herrn Advocaten Detmold nenne, der dem Publicum durch sein Werkchen: „Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden," rühmlichst bekannt ist.

(Schluß folgt.)

Stuttgart.

Ende Februar 1838.

Der Winter ist ungewöhnlich strenge und lange anhaltend, so daß er selbst jetzt noch nicht weicht, wo doch in Norddeutschland sich in der Regel bereits das Frühjahr meldet. In seinem Gefolge sind wunderbare Erscheinungen so z. B. Wölfe — wahrscheinlich aus Frankreich über den mit Eis bedeckten Rhein kommend, denn hier sind dieselben längst ausgerottet — und das gräuliche Ungethüm, die Schneeschlange, eine wahrscheinlich den Naturforschern noch unbekannte Species mit 12—15 Fuß langem Körper und langhaarigem Pelze. Die Wölfe betreffend, so ist zu vermuthen, daß Vieles von den Erzählungen über ihre Verwüstungen übertrieben ist, nur von einem Wolfe weiß man mit Bestimmtheit, daß er ein zwölfjähriges Mädchen zerrissen und beinahe ganz aufgefressen hat. Dieß geschah unfern des Ortes Vaihingen. An anderen Orten sind auf das Gerücht, Wölfe hätten sich gezeigt, die Bauern zur Jagd aufgeboten worden — und siehe, das aufgejagte Wild war — ein grauer Spitzhund.

Aerger ist es mit der Schneeschlange; ein hiesiges Localblatt berichtet darüber Folgendes:

Zwischen Marbach und Neckarvaihingen zog ein Bauersmann mit seinem holzbeladenen Ochsenwagen gen Ludwigsburg, um der ehrsamen Stadt die Kälte vertreiben zu helfen. Da bleiben plötzlich die Ochsen stehen, schnauben und geberden sich furchtsam und machen Anstalt querfeldein Reißaus zu nehmen, und kaum gelingt es dem friedlichen Zureden des Bauern und seinen zweckmäßig angebrachten Peitschenhieben die zitternden Thiere zum Stehen zu bringen. Erst jetzt schaut der Bauer und dessen ihn begleitender Sohn um sich — zwanzig Schritte von ihnen liegt mitten auf der beschneieten Straße ein schwarzes, haariges Ungeheuer, eine mächtige, armsdicke, drei mannslange Schlange in furchtbaren Windungen mit drohend emporgerecktem Haupte zum tödtlichen Sprunge bereit.

„Vater! Vater!" schreit der Knabe, Hansfrieder, und zieht den Alten beim Rock zurück, „Vater lauft hinter euch (id est kehrt um) das ist ein schreckliches Thier, eine Schneeschlange, die zerreißt, wie der Schulmeister gesagt hat — Menschen und Vieh und verschluckt uns Ochsen, Wagen und Holz wie Leberspatzen!"

„Ei!" schreit grimmig der Alte, „ich bin im russischen Feldzuge gewesen, bei ganz anderem Schnee und Sturm, hab Russen und Kosaken gesehen und bin von ihnen nicht gefressen worden, wird mich doch so'n dunderschlächtiges Ding von Schneeschlange auch nit verreißen! Nun Du, Hansfrieder, nimm das Scheitle Holz da, ich will meine Peitsche nehmen, man soll ja mit einer Haselruthe eine Schlange zerhauen können, und wäre sie so dick wie ein Wellbaum, da wird's der Peitschenstecken wohl auch thun. (Schlß. fgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 33 und 34.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 69. Montag, den 30. April 1838.

Unterhaltungsblatt.

Erinnerung.

Kannst Du mir den Zauber nennen,
Der das Leben uns versüßt,
Der die bittersten der Thränen
Uns mit Balsam übergießt?

Was gewährt in herben Leiden
Unsrer Seele Linderung?
Was verschönt die schönsten Freuden?
Freund — es ist Erinnerung!

Der vergang'nen Zeiten Bilder,
Tauchen auf in sanftem Licht,
Und der Schmerz erscheint uns milder,
Er betrübt — verwundet nicht.

Wenn auch Alles hingeschwunden
Was uns lieb und theuer ist,
Werden einsam stille Stunden
Durch Erinnerung versüßt.

Gern gedenk' ich jener Tage,
In des Lebens Blüthezeit,
Wo mit zaubergleichem Schlage
Mich die Liebe eingeweiht;

Wo die Holde mir gelächelt,
Ich in ihrem Herzen las,
Wo ich lieb- und wonnumfächelt
Noch an ihrer Seite saß!

Himmel war in meiner Seele,
Nun ist mir die Welt so leer,
Und das Leben ist mir Hölle,
Glücklich werd' ich nimmermehr!

Ewig ist sie mir verloren,
Und mit ihr mein Lebensglück,
Keine aus der Zahl der Horen
Bringt die Theure mir zurück.

Dieses Denken und dieß Sehnen
Schafft der Seele Linderung,
Aus den Augen brechen Thränen,
Thränen der Erinnerung.

Fließen wohl nun auch die Ihren
Bei der Dämm'rung trübem Licht?
Ach! ich konnte sie verlieren,
Sie vergessen — kann ich nicht!

Max Schmidt.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Sonne meines Lebens," sagte der Jüngling zu ihr in griechischer Sprache, „gönne mir einen Augenblick, Dich allein zu sprechen, ich habe Dir Wichtiges zu verkünden." Die Jungfrau schwieg eine Weile, dann neigte sie stumm zum Zeichen ihrer Einwilligung das Haupt und der Türke führte sie nach der Hütte. Als sie dort eingetreten, rief er seinen treuen Diener Omar, einen alten Araber, und dessen Sohn, und befahl den Beiden, an der Thür jede Störung abzuhalten. Nachdem er dieselbe verschlossen, trat er vor die Prinzessin.

„Holde Blume des Lichts, stecke die Rose und den Myrthenzweig in die braunen Locken," sprach er wehmüthig, „die Stunde ist nahe, wo Du heimkehrst zu dem Herde Deiner Väter!"

Die Jungfrau wandte sich unwillig von ihm. „Geht," sagte sie, „es lügt Alles in der Welt, auch Ihr, der Ihr mich zu retten verspracht, und nun selbst in den Kerker führt."

„Bei Deinem weißen Christ," betheuerte der junge Mann, „ich meine es gut mit Dir, holde Rose des Paradieses. Könntest Du in das Innere des Herzens schauen, Du würdest sehen, was Almansor für das Bild seiner Träume opfert." Er schwieg gekränkt. Die Prinzessin

hatte den verhüllenden Schleier zurückgeschlagen und trat ihm freundlich näher. „Ihr wolltet wirklich Euer Wort erfüllen, Türke? Ihr wolltet mich zu den Meinen geleiten?"

„Sie werden Dich holen," antwortete der junge Mann finster. „Schon harren die Krieger Deines Volks von mir herbeigerufen zu Deiner Rettung. In einer Stunde bist Du in seinen Armen."

„Das weiße Mädchen wird von mir gehen und Almansor wird sie hier nicht wiedersehen," fuhr er schmerzlich fort, „sie wird glücklich seyn im Arme der Liebe, und Almansor wird heimgehen zu seinen Vätern! Aber zuvor will er dem weißen Mädchen sagen, was sie seinem Herzen gewesen. Ja," rief er und knieete begeistert vor der Jungfrau, „ja, strahlende Blume des Abendlandes, ich liebe Dich! Theurer bist Du mir als der Stern des Auges, als die Palmen der Heimath. In Deinem Blicke wohnt mein Leben, in Deiner Nähe weile ich im Paradiese. Ich bete zu Allah und Deinem weißen Christ, daß er Dich beschützen möge und Du glücklich seyst, und Almansor wird Dich lieben, wird Dich anbeten, auch wenn Dich sein Auge nicht mehr schaut und der stille Engel Astaroth längst mit der Fackel zu seinem Haupte getreten." Sein Auge hing entzückt an dem der Jungfrau, auch sie blickte freundlich und wehmüthig auf ihn nieder, auch in ihrer Brust wogte schmerzlich der Kampf der jungen Liebe mit den Banden der Pflicht.

„Komm mit mir," sagte sie endlich und reichte dem Jünglinge die Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte. „Komm mit zu der Stadt meines Vaters. Er wird den Retter seiner Tochter reich lohnen und ihn ehren, und Irene wird ihn wie ihren Bruder lieben und ihm danken." Sie sah ihn an mit einem Blicke, der ihm unaussprechliche Seligkeit verkündete und durch seine Brust zuckte ein ungeheurer Seelenschmerz bei ihrem Lächeln.

„Laß uns scheiden," sagte er düster, indem er sich erhob. „Das süße Gift Deiner Rede bethört das schwankende Herz und der Vater hat doch gesagt: Selim muß sterben!" Er starrte finster auf den Boden und dann in die Himmelsaugen der Geliebten, die ihn so klar und freundlich und bittend anlächelten, als zürne er mit seinem Geschick. Dann faßte er nochmals Irenens Hand. „Dein Weg geht hinauf," sagte er weich, „der meine hinunter; aber wird auch zuweilen die zarte Rose der Palme der Wüste denken, wenn sie der Sturm gebrochen hat?" Ein leiser Druck der Hand antwortete ihm. Er preßte sie an die klopfende Brust, Irene hatte den Schleier vorgezogen, er öffnete die Thür der Hütte und führte sie zu der Sänfte. Noch einmal fühlte er ihren Blick auf sich ruhen durch die neidende Hülle der Schleier, ehe sie diese bestieg, dann schwang sich Almansor rasch auf sein Roß, und der Zug setzte sich von Neuem in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon's Scheidung von Josephinen.*)

Was die im Ganzen so glückliche Ehe Napoleons mit Josephinen am meisten und öftersten auf beiden Seiten trübte, war der Mangel an Kindern. War die Trauer darüber bei Josephinen an sich mehr uneigennützige Folge des weiblichen Herzens, das sich so gern den Kindern anschließt, so wirkte bei dem Kaiser noch das Gefühl und die Vorstellung, daß der von ihm erbaute Thron zusammenstürzen werde, sobald ihn eine verhängnißvolle Kugel auf dem Schlachtfelde, oder eine Krankheit im Palaste hinraffe. Alle die Kriege, in welche er sich verwickelt gesehen hatte, galten doch, genau genommen, mehr seiner Person; der Lieutenant, der Emporkömmling, der Usurpator sollte von der schwindelnden Höhe, die er seinem Muthe, seinem Kopfe und Glücke verdankte, herabgestürzt werden. Und wenn man sich auch dieß seit 1806 nicht sagte, so fühlte es doch jedes feindlich gegen ihn auftretende Cabinet desto lebhafter im Stillen. Geschahe dieß nun bei seinem Leben, wo er an der Spitze des Heeres stand, was ließ sich dann nach seinem Tode erwarten, wenn Carls des Großen Thron nur von einem Seitenverwandten bestiegen worden wäre? Seine ganze Liebe zu einem Kinde hatte sich dem erstgeborenen Sohne der Hortensie zugewendet, allein der hoffnungsvolle Knabe, den er durch Adoption zum eigenen Sohne machen wollte, und wegen dessen er in den Debatten über die Adoption selbst bis fast zur Ungereimtheit stritt, wurde im Sommer 1807 schnell von der Halsbräune weggerafft, und so konnte er nur noch das Auge auf seinen Stiefsohn, Eugen, werfen, den er wie den eigenen Sohn liebte und achtete; allein in seiner Familie überhaupt war eine unbegrenzte Herrschsucht zu sehen, und so oft der Kaiser ins Feld ging, so oft berieth und hoffte auch schon Murat wenigstens, die Stelle des Kaisers einzunehmen, wenn dieser im Kampfe bleiben sollte. Von dem unersättlichen Ehrgeize ließ sich in so einem Falle nicht minder fürchten, und will man zugeben, daß Napoleon mehr Frankreichs wegen, als um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, Consul und Kaiser ward, so kann man auch denken, daß er, ihm die Größe und Sicherheit in künftigen Jahren zu verbürgen, das Theuerste, die Neigung seines Herzens, opferte. Leichtsinnig zerriß er die Bande, welche seit 15 Jahren um ihn geschlungen waren, so wenig, daß er den eignen Stiefsohn Eugen zum Vermittler, zum Ueberbringer der schmerzlichen Botschaft an seine Mutter machen konnte.

Die erste Idee, sich von Josephinen zu trennen, um in einer neuen Ehe Kinder, — Söhne zu zeugen, und so die Nachfolge, mit ihr aber den Thron selbst zu sichern, entstand, meint Beaussет, gleich nach dem Tode des geliebten Prinzen von Holland, und ein geheimer Artikel des Wiener Friedens soll, wie derselbe sagt, die Vermäh-

*) Mitgetheilt aus dem der Vollendung zueilenden II. Bde. des Lebens von Napoleon von *r.

lung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louise gewesen seyn. Anklänge, die damit übereinstimmen, finden sich allerdings schon in den Schriften der Zeitgenossen vor. Der Fürst von Lichtenstein soll die vertraulichen Eröffnungen empfangen haben, „wie der große Kaiser für die Zukunft Oesterreichs und Frankreichs alten Zwist nicht nur völlig zu beendigen, sondern beide Reiche sogar durch innige Bande zu vereinigen hoffe.*) Dagegen sprechen allerdings wiederum mehre Umstände; das Schweigen seines Vertrauten, Savary's, darüber, die Nachrichten, welche er über die Versuche gibt, mit dem russischen Hofe eine solche Verbindung herbeizuführen, und die Art, wie nach einigen Angaben Napoleon indirect erst auf die Idee geleitet worden ist, sich zum Gemahle Marie Louisens antragen zu lassen.

So viel ist gewiß, daß gleich bei der Rückkehr Napoleons sein Benehmen gegen Josephinen anders und vielleicht ausstudirt war. Seine Ankunft erfolgte in Fontainebleau am 26. Octbr. früh um 10 Uhr, statt am 27., wie er von München aus hatte berichten lassen, und so war fast Niemand zu seinem Empfange, namentlich auch nicht Josephine da. Erst Nachmittags um 6 Uhr langte sie an und wurde vom Kaiser, der den ganzen Tag über in der übelsten Laune zugebracht hatte, aufs Aeußerste vernachlässigt. Er schrieb, als sie eintrat, statt ihr entgegenzueilen, und als sie sich wegen ihrer späten Ankunft entschuldigen wollte, antwortete er ihr so hart, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Drei Tage später bemerkte Beaussет schon einige Wolken auf Josephinens Stirn, und sie fragte ihn im Geheimen, warum die bisherige Verbindung ihres Zimmers mit dem des Kaisers aufgehoben worden sey? Beaussет konnte die Ursache nicht angeben; allein der weibliche Scharfsinn sah weiter. „Glauben Sie, dahinter liegt ein Geheimniß verborgen!" rief sie. Paris war damals der Sammelplatz von Königen und Fürsten. Die Könige von Sachsen, von Baiern, von Würtemberg, der Fürst Primas waren gekommen, dem Sieger von Wagram neu zu huldigen und Dank für die mit dem Blute und Gute ihrer Völkerschaften erkauften Vergrößerungen des Landes zu bringen. Unterredungen unter vier Augen fanden jetzt selten statt, aber dennoch glaubte Beaussет selbst in solchen Cirkeln „die Verlegenheit Napoleons, die Unruhe Josephinens wahrzunehmen. Sie schien irgend ein Unglück zu ahnen und ihre Kräfte zu sammeln, um dessen ganze Bitterkeit mit Muth zu tragen. Am 27. Novbr. sollte es beginnen. Ihre Gesichtszüge verriethen eine starke Gemüthsbewegung, die Napoleons eine schweigsame Befangenheit. Beide sprachen kein Wort bei Tische. Am 30. kam es zur Entscheidung. Sie konnte, als es zur Tafel ging, kaum und nur mit Anstrengung die Thränen zurückhalten, und schien ein Bild des Schmerzes, der Verzweiflung. Die einzigen Worte welche beim Essen vorfielen, waren die Frage des Kaisers: „Was für Wetter ist?" Schweigend und beobachtend, von unheimlichen Gefühlen befangen, stand die Dienerschaft umher. Alles war endlich hinaus aus dem Salon; selbst Beaussет saß im Vorzimmer als dienstthuender Kammerherr, als er plötzlich im Salon einen lauten Schrei ausstoßen hört; es war die Stimme der Kaiserin. Napoleon öffnete behutsam die Thüre: „Treten Sie ein und schließen Sie die Thüre zu!" rief er leise. Josephine lag auf dem Fußteppich und stieß herzzerreißende Klagen aus: „Ich werde es nicht überleben!" „Sind Sie stark genug, Josephinen aufzuheben und sie über die innere Treppe in ihr Gemach zu tragen, damit ihr die Sorgfalt und Hilfe werde, welche ihr Zustand heischt?" war des Kaisers Frage. Beaussет bejahte und hob die Unglückliche auf. Napoleon leuchtete nach einer kleinen, engen, finstern Treppe und half sie selbst mit hinaufbringen. Jetzt wurden ihre Frauen gerufen. Er ging fort, begleitet von Beaussет, in der größten Verwirrung, welche jetzt das geahnte Geheimniß verrieth. Kaum konnte er Athem schöpfen, indem er mit Mühe und oft ohne Zusammenhang sprach. Seine Stimme war bewegt, gepreßt, sein Auge voll Thränen. Der ganze Auftritt hatte 7 bis 8 Minuten gedauert, und das Schmerzlichste war überstanden.

(Schluß folgt.)

*) Venturini's Chron. d. J. 1809. S. 273.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Lichtenberg behauptete: „das Buch, welches in der Welt am Ersten verboten werden müsse, sey ein Katalog verbotener Bücher.

In einer Gesellschaft fragte Jemand seinen Nachbar, wer der fremde Gast sey, der so eben den Saal verließe. „Es ist zwar sonst meine Art nicht, Jemandem hinter dem Rücken Böses nachzureden, allein ich glaube, es ist ein Advocat," erwiderte der Gefragte.

Ein dicker pommerscher Schlächter ließ auf einem Schilde sich selbst abconterfeien, wie er eben einen Ochsen todtschlägt. Er zeigte das fertige Schild seinem Hausnachbar mit der Frage: ob er auch gut getroffen sey. Dieser antwortete: „i nun ja, Herr Gevatter, Ihr seyd gut getroffen, aber wer soll denn der Mann sind, der neben Euch steht?"

Einige Studenten bemerkten, daß ein Professor, zu dem sie oft zu Tische geladen wurden, bei Tische eine Flasche hatte, aus welcher er sich nur immer allein einschenkte. Sie vermutheten darin bessern Wein, und beschlossen, sich zu überzeugen, wozu sich denn auch bald eine passende Gelegenheit darbot; denn eines Abends, als wieder zwei von ihnen geladen waren und sie schon am Tische saßen, auf

welchem eine große Schüssel mit Reisbrei dampfte, ergriff die Professorin, sich entschuldigend, den Armleuchter, um aus dem Nebenzimmer etwas zu holen. „Halt," dachte der dem Professor gegenübersitzende Student, „jetzt oder nie!" und rasch faßte er nach der Flasche, deren Stand er sich genau gemerkt hatte, that ein paar herzhafte Züge und setzte sie dann schnell wieder hin. In demselben Augenblick trat die Professorin wieder ins Zimmer, und wer beschreibt den Schreck des armen Studenten, als er die Flasche, statt an ihrem vorigen Orte, jetzt mitten in der Reißbrei-Schüssel stehen sah. Indeß überhob das laute Gelächter unsern Studio der größten Verlegenheit.

Tempora mutantur.

Es warf einst Luther, wie man spricht,
Sein Dintenfaß dem Bösen ins Gesicht.
Ach Gott, wie ändern sich die Zeiten!
Jetzt schleudert mancher arge Wicht
Sein Dintenfaß nach wackern Leuten.

Ein Damenkleiderverfertiger zeigte unlängst seine Wohnungsveränderung auf folgende Art an: „Ich wohne gegenwärtig mir gegenüber.

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

Kommt auch eine solche Schau jetzt ein wenig post festum, so soll mich dieses doch nicht abhalten, denen eine Uebersicht dieser literarischen Ephemeren zu liefern, denen es mehr um eine Uebersicht nach der Ansicht unparteiischer Kritik zu thun ist, als um ein a tempo, die vielleicht auch nach einer kritischen Anleitung in ihrer Kritik nachholen wollen, was sie bis jetzt übersahen. Ich setze wohl nicht mit Unrecht voraus, daß es unter den Lesern dieser Zeitschrift solche Leute gibt.

1. Taschenbuch dramatischer Originalien. Leipzig bei Brockhaus.

Es ist eine eben so geschmackvolle als gehaltreiche Gabe und die Ausstattung glänzend. Die Portraits von Immermann und Grabbe, und mehrere sehr gelungene Kupfer, Scenen aus den mitgetheilten Dramen darstellend, zieren diesen Jahrgang, der folgende Mittheilungen enthält. 1. „Grabbe, Erzählung, Charakteristik, Briefe," von Carl Immermann. Vor vielen war Hr. J. geeignet, einen Umriß des Charakters dieses Dichters zu geben, welchem ein seltenes Talent inne wohnte, der aber die physische und moralische Kraft nicht hatte, sich die Ausbildung zu geben, deren er fähig war. Höchst interessant ist die Schilderung der Persönlichkeit Grabbe's, seines rauh originellen, kindlich einfachen Wesens; das Bild durch die mitgetheilten Briefe ziemlich lebendig ausgemalt, spricht die ganze Theilnahme des Lesers an. 2. „Die gefährliche Tante." (Lustspiel in 4 Acten und einem Vorspiel von Albini.) Die Idee nicht neu, aber die Darstellung rasch, lebhaft bewegt und geistreich gehalten. Auf der Bühne dürfte das Stück gewinnen, wenn der Held der Studentenzeit ein wenig entrückt würde. 3. „Die Leibrente." (Schwank in 2 Acten von G. A. v. Maltitz.) Unwahrscheinlichkeiten und grelle Tinten abgerechnet, sehr ansprechende Gabe. Das leichte, schwebende der Diction, der gefällige Rhythmus, der bewegte Dialog, der rasche Gang der Handlung sind Vorzüge, welche der Mehrzahl der deutschen Lustspiele abgehen. 4. „Der Telegraph." (Lustspiel in einem Aufzuge von Dr. Frank.) Unbedeutend. 5. Fragment aus dem Trauerspiele: „der Adept." (Von Friedrich Halm.) Viel versprechend. Einzelne ächt poetische Schönheiten, Goldadern, die baldige Eröffnung der reichen Mine wünschenswerth machend. 6. „Der literarische Salon." (Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld.) Bauernfeld hat seine Aufgabe mit Geist und großer Schonung der Persönlichkeiten des jungen Deutschlands gelöst. Den Verf. beseelt nur der edle Geist zu warnen und zu bessern.

2. F. A. von Kurländer's dramatischer Almanach für das Jahr 1838, herausgegeben von C. W. Koch. (Leipzig, b. Baumgärtner.)

Koch ist durchaus nicht geeignet, ein Unternehmen dieser Art zu heben oder nur zu halten. Er hat keine Erfindungsgabe, wenig Talent zu combiniren und Fremdes zu benutzen, ja er kennt kaum die Grundregeln der Grammatik seiner Muttersprache. Darüber ist man hinaus und man schreibt Bücher in die Welt hinein, als wären es Pfannkuchen, ganz ungedenk der weisen Lehren nicht nur, welche Cervantes denen gibt, die als Autoren auftreten wollen, sondern auch der dringlichen Nothwendigkeit, die Anfangsgründe der Grammatik zu studiren.

Die Kupfer sind abscheulich: Zeichnung, Färbung u. s. w. sind Sudelei. Ergötzlich ist der Vollmond, der auf dem Titelkupfer zum Fenster hereinscheint, so wie auf dem Kupfer zu dem „Erben," das Aesthetische der Stellung von Roger und Anton, und das Geistreiche in der ganzen Erscheinung der Adelaide! Man erhält vier Dramen: 1. „Das geraubte Kind." (Schauspiel in 2 Acten nach Bayard von C. W. Koch.) Man muß sehr arm seyn, wenn man sich solche Gaben bieten läßt. 2. „Haß und Liebe." (Lustspiel in 2 Acten nach einer Erzählung des trefflichen Zschokke, während man bei dieser Nachahmung nur gähnt. Zu rügen ist überdieß, daß der Bearbeiter sich nicht mit den englischen Sitten u. s. w. bekannt machte, bevor er auf diesem eigenthümlichen Bereiche seine Personen auftreten ließ. 3. „Das Gespenst." (Lustspiel in einem Acte, nach einem alten Sujet von C. W. Koch.) Eine Sonnambule! wahrlich ein altes Sujet! 4. „Der Erbe." (Schauspiel in einem Acte nach Bayard von C. W. Koch.) Ein sehr undramatischer Vorwurf, los' aneinander gereihte Fäden, schleppender Dialog.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 70. Dienstag, den 1. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Die Todtenbraut.

So ruhst Du still in dunkler Kammer,
Und hörst nicht meiner Klage Laut?
Ich rufe Dir in meinem Jammer,
Ob Morgen graut, ob Abend thaut.

In blut'ger Brust die Todeswunde,
In tiefem Schlaf erschlummerst Du.
Treibt es Dich nie in nächt'ger Stunde
Herauf aus Deines Grabes Ruh?

Verlaß der Grüfte grause Stille
Eh modernd noch Dein Leib zerstiebt,
Und komm' in nächt'ger Nebel Hülle
Zu mir, die Dich so heiß geliebt!

In meinen lebensfrischen Armen
Sollst Du von neuem Leben blühn,
An meiner Brust sollst Du erwarmen,
In meines Herzens Flammen glühn.

Du hörst mich nicht! — Mit kaltem Grimme
Hält Dich die finst're Todesgruft.
Du hörst sie nicht, der Liebe Stimme,
Die Dich zu neuem Leben ruft.

Doch zag' ich nicht, noch darf ich hoffen!
Mein Schmerz verhallt in leerer Luft —
Zu ihm ja steht der Weg mir offen,
Der düst're Weg zur Todtengruft.

Dort in des Grabes dunklen Räumen,
An seiner blutig bleichen Brust,
Da will ich liegen, will ich träumen
Von Lebensglück und Liebeslust!

Und hoffend schwillt ihr Busen wieder,
Sie eilt dahin durch Nacht und Sturm.
In Strömen gießt der Regen nieder,
Der Schrei der Eule tönt vom Thurm.

Da steht sie an dem grausen Orte,
Der ihr das Liebste birgt — sein Grab!
Der Schlüssel klirrt, es gähnt die Pforte,
Sie schwankt die Stufen scheu hinab.

Der Särge lange Reihen ziehen
Sich düster durch den weiten Raum.
Dort ruh'n sie von des Lebens Mühen —
Was störst Du ihren schweren Traum?

Der Fackel bleiche Lichter fallen
Mit grellem Scheine auf den Sarg,
Der, kalt und ehern, unter allen
Ihr den Geliebten modernd barg.

Euch stör' ich nicht, ihr theuren Ahnen,
Schlaft ruhig, ruhig weiter nur.
Nur den Geliebten will ich mahnen,
Ihn mahnen an der Liebe Schwur.

Den Weg zu Dir hab' ich gefunden,
Nicht schreckt mich Nacht und Todesgraus.
Ein heil'ger Schwur hält Dich gebunden,
Bis über Grab und Tod hinaus.

Ich rufe Dich mit starkem Herzen —
Ich rufe Dich bei Deinem Eid,
Bei meines Busens Flammenschmerzen,
Bei uns'rer Liebe Seligkeit! —

Da saust des Sturmes eis'ger Flügel
Wild pfeifend durch die Moderluft,

Er rüttelt an des Sarges Riegel,
Und grauser Ton durchheult die Gruft.

Des Sarges eh'rne Decken springen,
Und wie umwallt von Nebelflor,
Hebt, die Geliebte zu umschlingen,
Der Todte langsam sich empor.

Still ist die Nacht dahingeschwunden;
Als bleich der trübe Morgen graut,
Ward in des Todten Arm gefunden
Entseelt und kalt die Todtenbraut.

E. Ferrand.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

4.

Ohnweit des Meeres, auf dem Pfade nach dem Lustschlosse, das der Sultan in der Nähe von Galata aus den Trümmern zerstörter Landhäuser und Ruinen, Reliquien der großen Tage der Vorzeit, erbaut hatte, und wohin sein Harem ihm nachgefolgt, lauerten in einem Cypressenwäldchen, von den dichten Hecken des Taxus und der Schlingpflanzen bedeckt, die Befreier.

Beim beginnenden Dunkel hatte ein Haufe von zwanzig Deutschen, durch Grande ausgewählt, ein Boot heimlich bemannt — ungewohnte Turbane bedeckten die Häupter — und so steuerten sie, von Keinem bemerkt, in das Meer hinaus. — Grande, er hatte Gregor zu seinem Ritterzug begleitet, befahl den Ruderern, gerade auf die türkischen Boote loszusteuern. Dem Prinzen schlug das Herz gewaltig; zum ersten Male ging er freiwillig einem vielleicht heißen Kampfe entgegen; es war nicht die Angst vor dem drohenden Tode, es war die Furcht vor dem zweifelhaften Ausgange des gewagten Spieles, was ihm bei seines Freundes Verwegenheit das Blut in den Adern stocken machte. — Dieser saß mit seiner eisernen Ruhe am Steuer, nur seine Augen schienen wie Blitze spähend das Dunkel zu durchdringen.

Jetzt waren sie nahe an den türkischen Böten, bis dahin hatte die Dunkelheit und der aufsteigende Nebel der Gewässer sie verhüllt. — „Singe ein türkisches Lied!" raunte der Hauptmann einem der Ruderer zu, welcher die Sprache der Morgenländer vollkommen verstand; er selbst legte die Rechte auf das verborgene treue Schwert. — Der Grieche erhob seine helle Stimme in den immer wiederkehrenden eintönigen Melodieen der morgenländischen Lieder; — unbeachtet fuhren sie mitten unter die Schiffe. Geschrei und Unordnung herrschten hier; von ihrem Opium berauscht saßen die Meisten in ihrem selig-wollüstigen Starrsinn da; Andere, die dem verbotenen Genuß des Weines gefröhnt, zankten und lärmten. Alle hatten sich zu dem morgenden Sturm begeistert. — Bald stimmte hier und da aus den Galeeren und Schiffen eine Stimme in den Gesang des Griechen ein, Niemand beachtete sie, — ehe sie es selbst noch vermutheten, waren sie durch die Feinde, — glücklich waren sie der Gefahr entgangen.

Jede Brust hob sich freier, selbst Grande athmete freudig auf über das Gelingen seiner List, obgleich selbst im dichten Haufen der Feinde keine Ahnung von Furcht ihn erbeben gemacht. Die Ruderer arbeiteten mit verjüngten Kräften, wie ein Pfeil schoß das Boot über die Wellen, doch mußten sie einen weiten Umweg machen, um vom Ufer aus nicht bemerkt zu werden. Nur der Landeskenntniß der Griechen gelang es endlich bei dem Dunkel die bezeichnete Stelle zu finden, unbemerkt landeten sie, befestigten das Boot und verbargen sich hinter dem Gemäuer eines alten Tempels und dem üppigen Gesträuch der Schlingpflanzen.

An ein Piedestal gelehnt, das vielleicht früher den Jupiter eines Phidias, die Venus eines Praxiteles getragen hatte, stand Grande, neben ihm saß auf einem umgestürzten Säulenschafte Gregor, düster vor sich hinstarrend.

„Verfolgt muß der Enkel auf dem Erbe seiner Väter wie ein Räuber nach seinem Eigenthum haschen; Griechenland ist gefallen, und auf seinen majestätischen Trümmern sengt ein fremdes Volk!" Er schaute mit den trüben Blicken zu dem halbgebrochenen Bogen des Gewölbes, dessen Trümmer wie ein Werk des Schöpfers über ihm in die Wolken stiegen. In dem Lichte des Mondes schienen die Tage der Vorzeit aus den Marmelsteinen da droben zu lauschen, und die alte Herrlichkeit des Reiches mitleidig auf ihn herabzublicken. Der Geist seiner Ahnen kam über ihn mit all' seiner alten Heldengröße, er hob die leuchtende Klinge empor, gleichsam zum Schwur, daß ihn der Ruf, mehr wie das Wort des Ohms, zu Thaten geweckt. — Auch Grande träumte. Er gedachte der Ahnen, die einst als Wäringer unter dem Schatten dieser Haine in ihrer Kraft und Ritterlichkeit gewandelt, — er gedachte daheim des deutschen Vaterlandes mit seinen Eichen und Bergen, und vorbeizogen ihm die Tage seiner Jugend, das Bild seiner ersten, seiner einzigen Liebe! Das Herz des rauhen Mannes wurde weich, und die Ahnung trübte seinen Sinn, daß er wohl nimmer das herrliche Vaterland, seinen kräftigen Norden mehr sehen werde.

Da weckte Beide nahendes Geräusch von Rossen. Das Licht des Mondes, das sich jetzt wie ein Meer von lichtem durchsichtigem Nebel über die Gegend ergoß, ließ sie den erwarteten Zug der Türken erkennen, die sich sorglos näherten. Dicht vor dem Schatten des Wäldchens hielt Almansor noch einmal sein Roß an, sein Auge schien spähend die Schatten zu durchdringen, dann blickte er wehmüthig auf die Sänfte, ein Seufzer hob seine Brust, und er ritt langsam in das Dunkel ein.

Der Zug war in dem Gebüsch kaum funfzig Schritt vorgeschritten, da vermochte Gregor sich nicht länger zu zügeln. Mit dem Ruf: „Irene, Irene!" stürzte er auf die Sänfte zu, zugleich donnerte von vorn her ein „Halt!" und des deutschen Hauptmanns Athletengestalt sperrte den Bestürzten den Weg; von rechts und links blitzten die Schwer-

ter durch das Dunkel, und es regnete mächtige Streiche von kräftigen Händen. — Bestürzt standen im ersten Augenblick die Türken; die Araber waren die ersten, die sich besonnen das Dunkel zu Nutze machten. Als sie sich überfallen sahen, wichen sie nach der Gewohnheit ihrer Stämme jedem offnen Kampfe aus. Wie ein Sturmwind stob der Haufe rechts und links an Grande vorüber, ehe seine Klinge noch einen von ihnen erreichen konnte. Sie eilten zur Ebene hinunter, da sie in dem Wäldchen ohnehin unbrauchbar waren, und bald tönte ihr Allahgeschrei in weiter Ferne. Nur Omar mit seinem Knaben hielt bei seinem Herrn und zuckte rüstig seine Lanze den Deutschen entgegen. — Auch die Fußsoldaten hatten sich zur Wehr gesetzt, — doch immer enger drängte sich ihr Knäul zusammen, immer mehr sanken unter den kräftigen Streichen der Deutschen. Wie ein junger Löwe stürzte sich Gregor in die Säbel der Feinde, rechts und links blitzte seine Klinge und neue Opfer sanken der erwachten Begeisterung. Fast bis zur Sänfte war er vorgedrungen, an der Almansor unbeweglich noch immer hielt, ohne Theil an dem Kampfe umher zu nehmen. Da traf der Schlag eines Lanzenschaftes Gregors Haupt, der Turban stürzte herunter und über dem entblößten Scheitel zuckte ein türkischer Säbel. Aber im Nu sank die drohende Hand zurück, Almansors Schwert hatte den Türken getroffen, Gregor war gerettet.

Die Ungläubigen sanken von Grandes Hand, der sie jetzt von vorn mit mächtigen Schwerthieben angriff, nur Almansor und die beiden Araber standen noch; da sprang der Jüngling vom Roß, sein dunkles Auge leuchtete und er schwang kräftig sein blinkendes Schwert.

„Hierher, Christ!" rief er dem Hauptmanne zu, der ihm gegenüber stand, „laß uns jetzt um den Sieg kämpfen!"

Der Deutsche lächelte. „Gibt es noch mehr der Almansors in Eurem Heere?" sagte er, „wohlan denn, junges Blut, Dein Muth macht Dich wohl der Ehre werth, mit dem Hauptmann Johannes Grande einen Gang zu versuchen. — Zurück da!" rief er den Seinen zu, die drohend auf die drei Türken eindrangen, „hebe keiner die Waffe. Mann gegen Mann, nach deutscher Sitte und Recht!" — Die Schwerter ruhten und staunend wich die Menge um die Beiden zurück, deren Klingen jetzt an einander klirrten. Wie ein Blitz zuckte des Osmanlis Waffe rechts und links leuchtend um den Gegner, nur die große Kraft und Ueberlegenheit des Deutschen vermochte den Kampf im Gleichgewicht zu erhalten. Almansors Auge glühte in Kampfeslust, immer heftiger drang er auf den Hauptmann ein. „Wahre Dich, Türke!" rief ihm dieser zu und hob die schwere Klinge zum mächtigen Hiebe, aber im Augenblick drang ihm des Jünglings Schwert leicht in die Schulter. „Tod und Teufel!" zürnte der Hauptmann, sausend flog sein Schwert auf den jungen Helden nieder und drang tief in die Schulter und Brust ein. Die Waffe entglitt den Händen Almansors, Todesblässe überzog die schönen Züge, während das Blut in Strömen herabquoll, und er sank auf den Rasen in die Arme der Araber. — Der Deutsche hatte sogleich das Schwert sinken lassen. Ernst wischte er das Blut von dem Stahl und trat zu dem Sterbenden. — „Hast Dich wacker gehalten, junger Held," sagte er bedauernd, „wärst wohl den Tod für eine bessere Sache werth gewesen." — Indem fiel der verhüllende Turban von dem Haupte des Verwundeten, der Mond beleuchtete seine vollen Züge. „Nein, bei Gott! Du konntest keinen schöneren sterben, Almansor!" rief er bewundernd aus und kniete neben ihn nieder, der die Augen aufschlagend ihm die Hand reichte. „Und mußte ich Dich so finden? Ha, nun lerne ich die große Meinung Deines Todes verstehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons Scheidung von Josephinen.

(Schluß.)

Die ganze kaiserliche Familie hatte sich in Paris — vereint. Napoleons Mutter, alle seine Brüder, Murat, König von Neapel, ihre Gemahlinnen. Am 15. December wurde der Erzbischof durch ein Schreiben eingeladen, sich Abends 9 Uhr in den Palast der Tuilerien einzufinden, und der Kaiser erklärte nun, daß die Politik, das Interesse, das Bedürfniß seiner Völker verlangten, Kindern, welche die Erben seiner Liebe für sein Volk wären, den Thron zu hinterlassen; die Hoffnung, aus seiner Ehe mit Josephinen Kinder zu erhalten, habe er seit mehreren Jahren aufgegeben, und dieß bestimme ihn, die süßesten Neigungen zu opfern u. s. w.

Jetzt sprach die Gebeugte, jedoch sich über sich selbst erhebend und mit dem hinreißenden Gefühle der Liebe, die nie aus ihrem Herzen gekommen war. „Ich besitze Alles von seiner Güte," sagte sie unter andern, „seine Hand hat mich gekrönt, und auf diesem erhabenen Throne habe ich nur Beweise von der Liebe und Zuneigung des französischen Volkes erhalten. Ich glaube für alle diese Gesinnungen mich erkenntlich zu beweisen, indem ich in die Auflösung einer Ehe willige, welche von jetzt an ein Hinderniß für Frankreichs Wohl ist. — Aber die Auflösung meiner Ehe wird in den Gefühlen meines Herzens keine Veränderung hervorbringen, und der Kaiser stets in mir seine beste Freundin haben."

Es gingen dieser entscheidenden Stunde traurige Dinge ohne Zahl vorher. Wie viele Thränen mögen der gefühlvollen Josephine entflossen seyn! Mitten unter den Festen, welche ihr die Stadt Paris nach dem Frieden gab, wankten ihr die Füße, und der Schmerz nagte an ihrem Herzen um so stärker, jemehr sie ihn zu verbergen suchen mußte. Oft mochte sie sich wohl dem Tode nahe fühlen. Konnte sie etwas in der schrecklichen Zeit trösten, so war es die Art, wie ihre Kinder, wie Eugen besonders den Schmerz theilten. Seine Augen waren an dem Tage, wo er dem Senate selbst die Botschaft von der Scheidung überbrachte, vom Weinen entzündet und geschwollen. Napoleon war ein Opfer der vermeinten Nothwendigkeit, die ihm den Ehebund mit einem

mächtigen Kaiserhause, die Geburt eines Thronerben als das Ziel aller Wünsche darstellte. „Die Thränen des Kaisers sind schon hinreichend zum Ruhme meiner Mutter!“ sagte Eugen bei der genannten Veranlassung im Senate darüber. „Der Kaiser wird in mir stets seine beste Freundin haben!“ sprach Josephine, und selten wird ein Weib zu dem geschiedenen Gatten eine so fast an Schwärmerei grenzende Liebe athmen, wie es bei Josephinen bis zum letzten Hauche der Fall war. Einen Beweis davon gibt das Zimmer, wo Napoleon als ihr Gemahl in Malmaison zu arbeiten pflegte. Nicht ein Stuhl durfte darin verrückt werden, als sie geschieden war. Alles blieb, wie wenn Napoleon eben hinausgegangen sey. Auf seinem Pulte lag ein Buch über Geschichte mit der Seitenzahl eingebogen, wo er stehen geblieben war. Die Feder, womit er geschrieben hatte, enthielt noch die Tinte, welche vielleicht eine Stunde später dem Schicksale Europa's eine andere Richtung gegeben hätte. Die Weltcharte hing da, auf der er seinen Vertrauten die Pläne mitgetheilt hatte, worin seine Seele vertieft war. Sie zeigte noch Spuren irgend eines ungeduldigen Augenblickes. Alle diese „Reliquien,“ wie Josephine sie nannte, vom Staube zu reinigen, blieb ihr eigenes Geschäft, denn selten gestattete sie Jemandem nur den Zutritt in das Heiligthum. Das römische Bett des Kaisers war ohne Vorhänge; auf der Wand prangte sein Wappen, und überall herum lagen seine Kleider zerstreut. Es schien, als werde er eben gleich wieder in das Gemach kommen, aus dem er sich für immer verbannt hatte! Von Josephinens Liebe gilt, was einst Matthisson sang:

Die Sonne wird sterben, die Erde vergeh'n,
Doch Liebe muß ewig und ewig bestehn!

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

(Fortsetzung.)

3. Spindler's Vergißmeinnicht für das Jahr 1838. Stuttgart, bei Hallberger.

Einige der Stiche sind sehr charakteristisch und von kunstfertigen Händen geliefert; andere sind in jeder Beziehung mißlungen. Das Titelkupfer, Mathilde, zur Erzählung „die Gesellen der schwarzen Kunst“ ist ein sehr geschmackvoller Stahlstich, aber der Zeichner verräth weder Geschmack noch Kunstfertigkeit. Der Jahrgang bietet drei Erzählungen: 1. „Die Gesellen der schwarzen Kunst.“ Man liest diese Novelle mit Vergnügen, muß sich aber doch gestehen, daß der Dichter mit der Geschichte der Buchdruckerkunst, und zwar mit dem anziehendsten Theile derselben nicht bekannt war; der Gutenberg'sche Sonnenaufgang war ganz anderer Art, als Hr. Spindler ihn schildert. 2. „Das Testament des Wucherers.“ Sündigt die erste Erzählung gegen das historische Moment, so trifft die zweite der Vorwurf zu großer Breite. Die Einleitung ist lebendig und vielversprechend; dann folgen aber die hergebrachten spannenden und hinausziehenden Hemnisse, das nirgend motivirte Laviren und endlich ein Schluß, den man — längst vorhergesehen. Eben der Charakter, den der Dichter anfangs in den Schatten zu stellen bemüht war, tritt zuletzt als der einzige wahrhaft edle der ganzen Sippschaft hervor; wir meinen St. Amand. — 3. „Abt und Lehensleute in der Reichenau.“ Diese Erzählung versetzt uns in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, und der Dichter schildert mit der ihm eigenen Virtuosität Verhältnisse und Localitäten, welche einer reichen Phantasie den ausgedehntesten Spielraum ließen. Die Chroniken von Ulm, so wie die Schweizerischen sind weitläuftig in der Besprechung der Verhältnisse der berühmten Reichenau, und man bemerkt, daß der Dichter die Zeit- und Local-Töne mit richtigem Blick erfaßt und mit sicherer Hand dargestellt hat.

4. Helena. Bunzlau, bei Appun.

Es spricht durch seine artistischen Gaben freundlich an. Die englischen Stahlstiche sind gut gewählt. Das Titelkupfer (die Blumenkönigin) treffliche Arbeit, wenn auch die drei mundaufsperrenden Figuren zur Rechten der Flora, und der schielende, zerzauste Kopf links eben keine Schönheitsideale zu nennen sind. Die übrigen Stiche bieten mannichfaches Interesse dar. „Der Mutter Hoffnung“ ist ein schönes Genrestück, einfach und edel ausgeführt. „Die Witwe,“ durch eine Pariser Lithographie bereits sehr verbreitet, spricht auch hier fast rührend an; der Contrast zwischen den zwei Kindern, die ganz Lust sind, und der Mutter, die gleichsam durch Thränen niederlächelt, ist ein ächt künstlerischer Vorwurf. „Die Erwartungsvollen am Gestade,“ zart und duftig; aber die Seevögel sind zu kolossal ausgefallen. „Des Seemannes erster Unterricht“ sehr gelungen; der Himmel unnachahmlich schön behandelt. „Der Gang in den Dienst“ ist das Meisterstück unter diesen zierlichen Gaben. — Die Erzählung von Emerentius Scävola, „Mutter und Tochter,“ bewegt sich auf zweideutigem Gebiete, und beruht auf einem Vorwurf, der zu unschön ist, als daß er auch durch ein weit überwiegenderes poetisches Talent, als es unserem Pseudonymus inne wohnt, zu einem künstlerischen erhoben werden könnte. — „Die Sphinx,“ Novelle von Henriette Hanke, ist alltäglich und zahm. „Künstlerneid,“ von Leopold Schefer, ziemlich lebhaft und anziehend; besonders gilt dieß von der zweiten und dritten Novelle. „Der Gondeliere,“ von C. Herloßsohn, ist öde und langweilig, wie Alles von diesem Schriftsteller. Venedig und seine Gondelführer sind abgenutzte Sujets. Ist es doch kaum Lord Byron gelungen, in Venezianische Vorwürfe einiges Leben und Interesse zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: C. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Keimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 71. Mittwoch, den 2. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Das enthüllte Geheimniß.

Kennt ihr das Heisterbacher Kloster
In hoher Berge grünem Kranz?
Es stehen Trümmer noch bemooster
Steinhaufen still im Sonnenglanz.

Vorzeiten hier ein frommer Vater
Gar viel in heil'gen Schriften las,
Der Gotteswerke manche that er,
Doch nie des Zweifels er genas.

So steigt er einst zum Waldgehänge,—
Der Frühling ruft die Blumen wach,
Die Vögel lispeln zarte Klänge,—
Der Forschung geht er einsam nach.

Vor Allem will ihm nicht in's Klare
Das Wort, das da geschrieben steht:
„Ein Tag ist mir wie tausend Jahre,
Jahrtausend wie ein Tag verweht."

Und wie er träumend irrt alleine,
Fliegt auf ein Vogel seltner Pracht,
Er lockt ihn weiter stets zum Haine
Mit seiner Töne süßen Macht.

Es singt wie Lispeln kühler Bronnen,
Es girret lieblich, zieht und ringt,
Wie Engelflöten, Morgensonnen,
Wie Alles, was nicht irdisch klingt.

Da hört er wie von Engelsstimme
Den Ruf: „Kehr' um, o Freund, kehr' um!"
Ihm ist, als ob ein Geist verschwimme,
Er lenkt zurück tiefsinnig stumm.

Die Glocken, die zur Vesper laden,
Ermahnen ihn an seine Pflicht,
Noch immer auf des Waldes Pfaden
Sieht er ein Engelsangesicht.

Er eilt mit starkgeschnelltem Schritte
Zum Kloster längs dem klaren Bach,
Kaum tritt er in des Hofes Mitte,
Da wird er wie vom Traume wach.

Es strecken hohe stämm'ge Buchen
Die Kronen in die blaue Luft,
Den alten Eingang will er suchen,
Er findet manche neue Gruft.

Statt der verlassenen Capelle
Ein Säulentempel ragt empor,
Vergebens sucht er seine Zelle,
Vergebens seinen Sitz im Chor.

Von allen Brüdern kennt er keinen,
Ihn auch sieht man als Fremdling an;
Er möchte beten, möchte weinen,
Ohnmächtig ringt er mit dem Wahn.

Da holt der Abt aus dem Archive
Das Klosterbuch in Pergament,
Es findet sich auf altem Briefe
Der Namen, den der Bruder nennt.

Verflossen sind dreihundert Jahre,
Seit er geschlummert unerweckt,
Langlockig wurden seine Haare
Und weiß wie Schnee, der Gräber deckt.

Des andern Tags das Opfer bringend
Sieht man den Abt im Meßgewand:
Tiefsinnig folget friedesingend
Der Brüder Chor zur Friedhofswand.

L. Lersch.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Daß Deine Zunge verdorre, verdammter Giaur!" murmelte der alte Araber, „aber hörst Du, bald wird auch Dein Ende nahen, der Du den schlanken Stamm der königlichen Ceder gebrochen. Hörst Du die Frucht der Kunde, welche die Kinder der Wüste ins Lager gebracht?" Sein geübtes Ohr vernahm den weiten Lärm, den zu hören den Abendländern noch unmöglich war.

Da richtete sich der Jüngling auf; sein Rücken lehnte an einem der uralten Bäume; die schwindende Lebenskraft schien ihm noch ein Mal zurückzukehren, wie das Flämmchen der Lampe noch ein Mal emporleuchtet vor seinem Verlöschen. „Gieb mir eine Dattel, Omar!" befahl er dem Araber; mechanisch reichte ihm dieser seine Lieblingsfrucht. „Wo ist mein Bruder, wo ist sie?" fuhr er leise fort; der Hauptmann wandte sich zu Gregor, der ohne Antheil an dem Vorhergegangenen sich noch immer damit beschäftigte, die bewußtlos in der Sänfte ruhende Geliebte ins Leben zurückzurufen. Er faßte ihn am Arm, und führte ihn nach der Gruppe. „Sieh her, Gregor!" sprach er ernst, „so stirbt ein Heide den schönsten Heldentod für Deine Liebe und seine Ehre. Gott gebe uns einen gleichen!"

Gregor hatte den Jüngling erkannt, er umfaßte ihn wehklagend. „Nicht also, Freund!" lächelte der Türke, „ich gehe ein zum Paradiese. Unterbrecht nicht den Strom meiner Rede, denn die Geister des Lebens fliehen, und Azraël mit den schwarzen Flügeln tritt an meine Seite, und ich habe noch so viel zu thun!" Er brach die Dattel in drei Theile und reichte sie den beiden Griechen, er selbst aß den dritten, der Araber wollte ihn daran hindern. „Laß mich," befahl er ihm. „Esset," bat er die Freunde; dann wandte er sich zu Omar: „Du kennst nun Deine Pflicht!" Der Araber knirschte mit den Zähnen. „Nicht so, Omar!" bat der Jüngling, „es sind meine Freunde, versprich es mir!" Und schluchzend reichte der greise Muselmann seinem jungen Gebieter die Hand: „Schönste Palme der Wüste!" rief er klagend, „o daß mein Auge Dich so muß brechen sehen!"

„Allah will's," unterbrach ihn der Jüngling, immer schwächer werdend. Er reichte den Beiden seine Hände. „Grüßt mir den Kaliphen und den Vater, sie sollen dem Hinübergegangenen nicht zürnen! Sagt dem Vater, der Selim hätte gerne länger noch gelebt, aber er mußte sterben! Grüßt mir den Nero, und mein Arabien, meine Palmen, mein Vaterland, meine Kameele!" Er winkte Gregor jetzt zu sich und reichte ihm seinen kostbaren Dolch. „Wenn Deine Stadt sinkt, Christ!" bat er, „so thue an ihr, wie ich gethan hätte, damit die zarte Blume nicht von dem giftigen Hauche des Samums berührt werde." „Wo ist sie?" fuhr er fort und seine Augen schienen im Kreise Jemanden zu suchen. „Führt sie zu mir, damit die Sterne meiner Seele sich noch an ihr erlaben, bevor die Nacht sie auf ewig schließt!"

„Ja, sie gehört Dir!" rief Gregor, „Du allein hast die Blume verdient, Dein gehöre sie von nun an, der ich entsage!" Er wandte sich nach der Sänfte. Irene stand geisterbleich neben ihm. Auch Almansor hatte sie erkannt; er streckte ihr die Hände entgegen, und mit herzzerreißendem Jammer sank sie neben ihm nieder. „Ja ich liebe Dich, Dich allein!" rief sie verzweiflungsvoll, „seit mein Auge Dich erblickt, bist Du das Bild meines Herzens, mit Jenem eint mich nur der Wille des Vaters!" Er blickte sie zärtlich an, das Blut quoll von der heftigen Erschütterung in stärkeren Strömen hervor und färbte den Rasen und das weiße Gewand der Geliebten. Nur die Klagen des Mädchens und das Schluchzen der Araber, welche das Haupt des Sterbenden gen Mekka wandten, unterbrach die feierliche Stille; Gregor hatte sich verzweifelnd abgewandt, selbst dem Hauptmann füllten ein Paar große Thränen die Augen.

Noch einmal öffnete der Jüngling die seinen. „Warum weint Ihr, meine Freunde!" bat er in leisen Tönen. „Kann es wohl Schöneres geben für den Müden, als zu sterben im herrlichen Kampfe von Freundes Hand, und die Blume des Paradieses sein zu nennen?" Seine Augen durchliefen noch einmal freundlich den Kreis, dann blieben sie an Irenen hängen, und wie sie sich über ihn beugte und im glühenden Kusse seine Lippen berührte, entfloh sein Geist, von der unendlichen Wonne getragen, zu einem bessern Wiedersehn.

Heilige Stille herrschte ringsum; ohne Bewußtseyn ruhte die Jungfrau auf der theuern Leiche; Gregor verhüllte das Gesicht; auf sein breites Schwert gestützt schaute der Hauptmann ernst auf den Todten. Die Christen waren auf die Kniee gesunken und beteten leis' ein Vaterunser für die Seele des Geschiedenen; die Araber murmelten, das Gesicht nach Mekka gewandt, Sprüche aus dem Koran, und das treue Roß leckte die Hand des todten Führers. Wie eine Trauerfackel beleuchtete der Mond die Gruppe, und durch die Wipfel der alten Bäume und durch das Gemäuer zogen leichte Lüfte wie ferne Melodieen seeliger Geister zum Empfange des Bruders.

Da vernahm man in weiter Ferne Waffengeräusch. Grande faßte sich zuerst. „Friede mit dem Todten!" sagte er, „laßt ihn ruhen, und uns auf unsere Rettung bedacht seyn! Hätten wir die Dame nicht, wir schlügen uns wohl mitten durch die Feinde, aber so müssen wir eilen, wie der Dieb in der Nacht, das Freie zu gewinnen!"

Alle hatten sich um ihn gesammelt, aber Keiner wußte Rath. Da erhob sich der alte Araber. „Kommt," sagte er dumpf. „Wohin?" frug ihn der Deutsche, „willst Du uns unter das Schlachtmesser Deiner Brüder liefern!" Der Araber lächelte verächtlich. „Christ!" erwiederte er, „Du hast mit meinem Gebieter die Frucht der Wüste getheilt, und ob Du meinen Vater erschlagen, ich würde Dich als seinen Gastfreund ehren, ich würde Dich retten. Aber eilet, die Söhne der Rache sind schnell!"

Jetzt wurde den Griechen des Todten dunkles Thun und seine Rede klar. Sie kannten die schöne Sitte der Morgenländer und noch erhabener stand der Dahingeschiedene vor ihnen.

„Wohl," sagte der Hauptmann, „wir vertrauen Dir. Aber Türke merke Dir, daß mein Auge Dich bewacht, und bei dem geringsten Argwohn zahlt Dir meine Waffe den Verrätherlohn."

Der Araber würdigte seine Rede keiner Antwort, sondern frug, wie die Griechen hierher gelangt, und als er gehört, daß ihr Nachen noch am Ufer verborgen liege, entschied auch er, daß dieß der einzig mögliche Weg zur Rückkehr sey.

Schweigend trugen die Deutschen ihre schöne Bürde nach dem Meere, während der Hauptmann noch ein Mal zu dem Erschlagenen trat. Freundlich und mild ruhte dieser, wie im Leben, der Tod hatte nur mit seinem kalten Hauche die Rosen von den Wangen gestreift, und die edlen Züge mit Marmorblässe überzogen; um den Mund spielte noch das selige Lächeln der Wonne, die ihn hinübergetragen, noch hielt seine Hand das treue Schwert, er schien im Dunkel der Cypresse zu schlummern.

„Schlafe wohl!" sagte der Hauptmann gerührt, „Dir ist wohl dort oben, Du bist eingegangen zu seinem Himmel, denn Deine Tugend hat Dir die Stufen gebaut. Ruhe wohl, auf ein besseres Wiedersehn!" Er deckte seinen Mantel über den Todten und wandte sich zu Gregor, dem er die Hand drückte. „Vergiß nie, daß er für Dich gestorben, der weit besser war, als Du und ich. Gebe Gott uns einen gleichen Heldentod!"

Der Araber brach einige Zweige ab und legte sie auf die Leiche, dann schritten die Männer dem Nachen zu, den die Gefährten schon bestiegen, der Knabe aber blieb bei dem Todten zurück, und begann mit seiner klagenden Stimme ein Trauerlied der Heimath zu singen, und die Geister der alten Trümmer stimmten im Nachthauch ein in die Weise, und leise Lüfte trugen die Töne den Fliehenden nach, daß sie noch weithin auf der spiegelnden Fläche des Meeres sie hörten, mit dem Geschrei der nahenden Feinde

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

„Haben Sie gute Cigarren bei sich?" fragte ein Schmarotzer einen seiner Bekannten. „O ja," antwortete dieser, „ich will Ihnen gleich ein Mal eine vorrauchen."

Ein reicher Schlemmer ließ wegen einer geringen Unpäßlichkeit seinen Arzt rufen. Dieser befühlte den Puls und fragte ihn: „Haben Sie Appetit?" — „Ja!" — „Schlafen Sie gut?" — „Ja!" — „Nun, so will ich Ihnen Etwas verschreiben, was Sie davon befreien soll."

Ein Berliner Eckensteher fragte eine Höckerin, um sie zu foppen, auf welchem Wege er nach einem gewissen Hause (hier nannte er ein berüchtigtes) käme. „Gehen nur immer gerade aus," antwortete die Frau, „wenn er an die Hausthüre kommt, steht ein Esel daran; er kann gar nicht fehlen."

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

(Fortsetzung.)

5. A. E. Fröhlich's, H. W. Wackernagel's und Hagenbach's Alpenrosen für 1838. Aarau u. Thun bei Christen.

Das Titelkupfer (David Joris) ist sehr gelungen; „Rigi Gegend" lebhaft ansprechend und zart behandelt; die übrigen Stiche sind weniger bedeutend. Der Inhalt ist sehr gemischt — Poesie und Prosa, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch, Ernst und Scherz, tief gemüthliches und schalkhaft satyrisches windet sich bunt zu dem Kranze, dessen Hauptzierden aber stets die Alpenrosen sind — das heißt, die Gaben, welche am Fuße der ewigen Schneegebirge unmittelbar erblüht sind, welche das Urkräftige und Frische der Schweizernatur an sich tragen und auf Landes alte Geschichten und Sagen sich beziehen. Unter den wahrhaft Werthvollen befinden sich „die erzählenden Gedichte" von Fröhlich, einzelne Lieder von Wackernagel, „die Mittheilungen" von Albert Schott, „die Bergfahrt" von Fröhlich, „Lieder aus der Kinderwelt" von Hagenbach, Klara's „Briefe ab dem Rigiberg," „das kalte Weh" von v. Tscharner u. a. m. Die Erläuterung zum Titelkupfer von Trachsel ist in einfach edler Sprache ein stattliches Bild aus der Vorzeit wieder zu beleben bemüht.

6. Urania für 1838. (Brockhaus, Leipzig.)

Man findet hier das Portrait des Verfassers der Todtenkränze (Hrn. v. Zedlitz.) Der kurze dicke, bequemlich auf einen Ruhestuhl hingegossene, sorgfältig geputzte und frisirte Dichter entspricht der Idee nicht, welche man sich von einem deutschen Poeten macht. Die übrigen Stiche verdienen Lob. Der Gedanke, Meisterwerke von Zöglingen Düsseldorfer Schule für die Urania nachzeichnen und stechen zu lassen, ist patriotisch! Wir finden hier die Nachbildungen folgender Gemälde: 1. Die beiden Leonoren nach Sohn — einfach edel in jeder Hinsicht; dem Beschauer wird es schwer, zu sagen, welcher der beiden herrlichen Frauengestalten er den Vorzug geben soll. Der Charakter des Ganzen ist Goethe'sche Einfachheit und Größe. 2. Don Quixote von la Mancha, nach Adolph Schrödter. Das Original ist jetzt das Eigenthum des Hrn. G. Reimer zu Berlin und zeichnet sich durch ächt künstlerische Auffassung des Charakters des berühmten Helden und die sorgfältigste Ausführung aus. 3. Rothkäppchen, nach Hermann Kretschmer. Der herrliche Contrast zwischen Jugend und Alter allein schon mußte diesem Bilde Freunde gewinnen, wäre auch nicht das Ganze von dem romantischen Mährchenzauber überduftet. 4. Die Mädchen am Brunnen, nach Wendemann, einem der talentvollsten Schüler des trefflichen Schadow. 5. Der Heirathsantrag auf

Helgoland, nach Rudolph Jordan, ist bereits sehr bekannt, und der Scene aus der Sündfluth hätten wir gern entbehrt, wie denn die Sündfluths-Scenen in der neuern Zeit zu den abgenutzten gehören. Unter den literarischen Gaben („Biondetta," Novelle von einem Ungenannten, „Elvira," von Ludwig Rellstab, und „die Bekenntnisse," von Friedrich v. Heyden) zeichnen wir Biondetta vorzüglich aus. „Elvira" ist ohne Phantasie, „die Bekenntnisse" ermangeln einer poetischen Grundidee, während die Novelle „Biondetta" den Anforderungen der Kunst fast durchweg entspricht. Die vorwaltende Idee, obgleich bereits vielfach und von Genieen der ersten Geltung behandelt, ist neu und anziehend erfaßt, geistreich dargestellt und bis in das Detail mit lebendigen Farben versinnlicht. Der Wechsel der Scenen jedoch, der lebendige Gang der Erzählung und die glänzende Diction lassen manche Mißgriffe leicht übersehen.

7. Rosen und Vergißmeinnicht für 1838. (Leipzig bei Leo.)

Die Widmungsverse sind holpricht und prosaisch; die Rosen sprechen:

Komm, liebliches Vergißmeinnicht, und winde
In unsern Kranz symbolich Dich auch ein,
Daß man vereinet hier uns beide finde,
Nie mehr getrennt von heute an zu seyn.

Das Vergißmeinnicht antwortet:

Ich blühte eh' als Ihr, doch gern verbunden
Will ich mit Euch nun bilden einen Kranz,
Deß Blüthen duften durch vertraute Stunden,
Mit höherem wie mit bescheidnem Glanz.

Unter den Stichen zeichnet sich „Saragossa" (von Carl Mayer zu Nürnberg gestochen) aus. Inhalt: 1. „Der Geiger," Phantasiegemälde von Ludwig Rein. Es geht etwas zu bunt in diesem Phantasiebilde her und von vorn herein wird alle Wahrscheinlichkeit durch den Umstand gestört, daß der Geiger selbst erzählend auftritt; niemand glaubt, daß ein Geiger so taschenbuchnovellenartig erzählen könne und so ist es alsbald um die Illusion gethan. Es fehlt jedoch diesem Gemälde nicht an glänzenden Farben und ergreifenden Situationen. 2. „Fürsten und Künstler, oder Dresden im Jahre 1698," historische Novelle von E. Gehe — eine sehr gelungene Erzählung, voller Leben und Interesse. 3. „Der Guerillenhäuptling" von Robert Heller, nicht ohne Raschheit und Frische vorgetragen, aber gegen das Costüm sündigend. 4. „Lothar," romantische Erzählung nach Begebenheiten unserer Zeit, von Isidor. Man muß gestehen, daß der Vf. mit Geschick zu combiniren und mit Anmuth zu erzählen weiß; einzelne Gemälde der südlichen Welt sind glänzend gelungen.

8. Der Delphin von Th. Mundt (Altona bei Hammerich.)

Erscheint für 1838 zum ersten Male, hat keinen Goldschnitt, keine Gedichte und nur einen Stahlstich. Den Hauptinhalt des Büchleins macht eine Novelle aus, welche den Titel führt: „Mutter und Tochter." Von Mundt hätten wir Vorzüglicheres erwartet. Ein junger Taugenichts lernt auf dem Dampfschiffe zwischen Coblenz und St. Goar eine russische Gräfin und deren Tochter kennen, betheuert einem Freund gegenüber, er werde diese Gräfin noch vor Ablauf von drei Tagen eheligen und hält, mittelst einer schon vor mehreren hundert Jahren von Novellenschreibern abgenutzten List (er thut, als sey er dem Tode nahe und bittet als letzte Gunst um ihre Hand) Wort, reis't mit der Gattin auf ihre Güter, wo er sich in die Tochter der Gräfin verliebt, diese in wenigen Stunden kirrt und zur Flucht überredet. Zu Mainz endlich ereilt ihn sein Schicksal uud einer seiner ehemaligen Freunde überliefert den Dieb, Betrüger und Mörder den Gerichten. Die Gräfin Mutter kommt noch zeitig genug aus Kurland, um sich mit dem Helden zu vergiften, während ihre Tochter ein Gegenstück des ewigen Juden abzugeben und ihr Leben fortan stets auf Reisen zu verbringen beschließt, „Vertraute Briefe aus Hamburg" viel müßiges Geschwätz, wie es in den Correspondenzartikeln der belletristischen Zeitungen zu lesen ist. „Die Philosophie der Dejazet" — gute und schlechte Einfälle dieser bekannten Schauspielerin, die mit Talleyrand wenigstens das ähnlich hat, daß man ihr eine Menge Bonmots in den Mund legt, an welche sie nicht dachte.

9. Penelope (Leipzig bei Hinrichs.)

Bietet als Titelkupfer das Bild der Prinzessin Amalia von Sachsen, deren Stirne nicht nur die Fürstenkrone, sondern die schönere und heitere der Dichtkunst schmückt. Ein zweiter Stahlstich „Eliza" ist nicht ansprechend; diese Dame schaut angeblich nach ihrem jungen Gatten aus, der eine Seereise gemacht; Stellung und Gesicht sind aber eher der Art, als litte die Aermste an Zahnweh. Es folgen nun beliebte Volksscenen in einer neuen Ausstellung und zwar sehen wir zuerst ein „Römisches Fuhrwerk" der Stadt entgegen eilen; ohne den ächt römischen Hintergrund würde man hier wenig Charakteristisches finden; desto origineller und wahrer ist „der Eselsritt in der Campagna." Das ganze Bildchen lebt, die Figuren bewegen sich, die Kräuter an dem kühlen Felsen duften und der Wind fächelt Kühlung und bewegt die Blätter der Büsche. Eben so heimisch fühlt man sich „vor'm Hause bei Albano." Den Beschluß machen „Eine Araba mit türkischen Frauen" und „Rippoldsau."

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

A. Rebenstein recensirt in Nro. 8 der literarischen Blätter des Gesellschafters die „Nächte" von Beck. Der Aufsatz ist überschrieben: „Verzweiflungs-Literatur!" Gut gebrüllt Löwe! Die Recension ist wirklich zum Verzweifeln. Herr R. bemüht sich, das genannte Buch zu vernichten und kann doch nicht umhin, Becks ausgezeichnetes Talent anzuerkennen. So wiederholt sich Alles im Leben, bei Herrn Rebenstein wird man nämlich an die Geschichte von Bileam erinnert und es ist die Frage, ob nicht, wie in der Bibel, auch hier der Esel gesprochen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 72. Donnerstag den 3. Mai 1838.

Correspondenzblatt.

Hannover.

(Schluß.)

Anfangs Januar setzte die Insolvenz und das damit verbundene Fallissement eines jüdischen Negotianten viele Zungen und Federn in Bewegung. Wochenlang bildete dieser Sturz einzig und allein das Stadtgespräch; ja ein hiesiger kunstsinniger Lithograph, dem wahrscheinlich bei der strengen Kälte, sit venia verbo, ein Hogarth'scher Vapeur durch Kopf und Hand gefahren, fertigte zum Leidwesen der Betheiligten und zur Freude des Janhagels auf die unerhörte Geschichte eine Art Caricatur an. Unter den schönsten Kupferwerken paradirte das Geschmiere von Unsinn in den Kunstläden. Der Plebs rannte wie wahnsinnig nach dieser Platitüde und lachte in's Fäustchen. Wahr ist's

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte,

und nicht selten so cannibalisch, daß in der Regel die Policei oder eine andere Behörde dem Liede durch kräftiges Einschreiten ein Ende machen muß. So wie man sagt, sind sämmtliche Caricaturen confiscirt und gegen das famöse Genie, den Vater der zarten Bilderchen, ein gerichtliches Verfahren eingeleitet.

Die Größe des Banquerotts ist bis jetzt nicht bekannt. Viele schätzen ihn auf 100,000, andere wieder auf 80,000 Thlr. So viel man erfährt, sind beim Gerichte nur 70,000 Thlr. zur Anmeldung gekommen. Der Mann, der den Purzelbaum geschlagen, soll nicht mehr als 20 Procent gegeben und genommen und in dieser Herzensgüte und resp. Anziehungskraft seinen Untergang gefunden haben. Witwen und Waisen, Greise und Jünglinge, scheinbare und unscheinbare Capitalisten, Wucherer und Ignoranten, Laien, Dilettanten, Virtuosen und Kunstkenner in Geldgeschäften, Studirte und Unstudirte, Alle schreien bei dem ungeheuren Banquerott in solidum laut um Genugthuung. Die Zeit wird's lehren, in wie weit ihnen diese zu Theil wird. Der Bankerottirer befindet sich in gerichtlicher Untersuchung und in Sicherheit. Entwischen kann er nicht, aber auch nicht alle Schulden bezahlen.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes sind die Schulden.

Die cölner Angelegenheit, die die ganze christliche Welt alarmirt, ist und wird wohl im Allgemeinen nirgend weniger besprochen, als hier. Die hannoversche Zeitung schlug in dieser Sache einige grobe Angriffe tapfer zurück. Hätte der Hannoveraner mit seinen eignen alten und neuen Verfassungen nicht zu viel zu kramen, er würde dem cölner Witze gewiß mehr Aufmerksamkeit schenken. Von Gleichgültigkeit und Lauheit kann indeß nicht die Rede seyn, denn hier, wie überall, sieht man dem Ausgange der Sache mit Spannung entgegen.

Nach einer Allerhöchsten Cabinets-Verordnung ist sämmtlichen Hannoveranern verboten, in Leipzig zu studiren, und alle diejenigen Hannoveraner, welche sich zu diesem Zwecke daselbst befinden, sind demnach von dieser Universität abberufen.

Zum Besten der überschwemmten unglücklichen Elbbewohner brachte am 27. d. M. die hiesige Sing-Akademie unter Mitwirkung der Hofcapelle das Oratorium „Paulus" von Mendelsohn-Bartholdy zur Aufführung. Herrlich und schön hat sich bei dieser Gelegenheit wiederum der Sinn der Hannoveraner zum Wohlthun und Mittheilen bewahrheitet. Die Einnahme übersteigt, nach Abzug aller Nebenausgaben, die Summe weit über 1000 Thlr., ein Ertrag, der zu den seltensten gehört, den je ein Unternehmen ähnlicher Art geliefert hat. Die edle Absicht der Sing-Akademie, den Leidenden, Bedrängten und Trauernden Hilfe zu bringen, scheint somit in jeder Hinsicht erreicht zu seyn. Dank den Unternehmern des Concerts und Allen, welche so bereitwillig an diesem großen Opfermahle Theil genommen,

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!

Unter den Vielen, welche sich der unglücklichen Elbbewohner durch Einsammlung von Unterstützungen angenommen, ist insbesondere jener Damen-Verein unserer Stadt lobend zu erwähnen, der es sich zur heiligen Pflicht gemacht, dem gegenwärtigen Nothstand so viel als immer möglich abzuhelfen. Bedeutende Summen sind von hieraus den Bedrängten schon zugeflossen; hoffentlich wird diese Quelle der Unterstützung sobald nicht versiegen.

Rammstahl.

Stuttgart.

(Schluß.)

Der Bube faßt sich ein Herz und vorsichtig naht das Paar dem Unthiere, das seinen Kopf zurück zieht, sich zum Sprunge rüstend, da saus't ihm die lange Peitsche des Bauern über den Pelz, hoch fliegt das Thier in die Höhe auf den tollkühnen Mann zu, dessen Retter sein Sohn wird, denn in diesem Augenblicke fährt das Scheit Holz heran und streckt die Schlange nieder. Triumphirend kommt Hannsfrieder mit einem zweiten herbeigesprungen, Vater und Sohn zerarbeiten sich, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft. Endlich liegen die zuckenden Stücke der wilden Bestie zerstreut umher und Hannsfrieder kehrt sie mit seinem Holzscheit — sie anzufassen wagt er nicht — zusammen, um sie in eine Pferdedecke zu hüllen und dem Schulmeister, welcher mehr weiß als alle Gelehrte die dieses haarige Unthier noch nicht kennen — zu bringen. Schellengeklingel stört sie — ein eleganter Schlitten kommt heran — eine freundliche junge Dame fragt herablassend: „Ihr guten Leute habt ihr nicht — — Gott! meine Boa! vor zwei Stunden erst um zwölf Carolin gekauft!" und sinkt in Ohnmacht.

Außer dieser Mordgeschichte sind noch einige andere passirt, welche nicht ganz gleiches, doch auch einiges Interesse und Aufsehn erregt haben.

Eines Abends am Ende des Dec. v. J. erzählte, in einem Bierhause sitzend, ein Riedlinger Bürger seinen Freunden, daß er am folgenden Tage mit 700 Fl. baaren Geldes nach Biberach fahren würde, um Waaren für seinen Handel (Tuch) einzukaufen. Sehr früh des andern Morgens fuhr er ab, und noch im Finstern — es war kaum sieben Uhr — begegneten ihm im Walde bei Neufra zwei Männer, welche ihn nach dem Wege fragten, vorgebend sie hätten sich verirrt, wären sehr ermüdet und fürchteten nicht weiter zu können, daher sie auch den Bürger baten, sie auf sein Fuhrwerk zu nehmen, was dieser jedoch, als für sein einzelnes Pferd zu schwer, ablehnte. Sie gingen nun einige Schritte nebenher, da warf der erste jener Beiden dem Fuhrmann eine Hand voll Sand in das Gesicht und während er sich die Augen reibt zieht der andere Spitzbube ihn vom Wagen herunter. Der arme Teufel wird nun stark gemißhandelt, sein Kasten, worin das Geld, erbrochen, ja ihm werden die Taschen aufgeschnitten, darauf, nachdem die Räuber das Pferd hinter den Wagen gespannt, entfernen sie sich.

Der Beraubte erholte sich und kehrte nach Hause zurück, wo er der Behörde Anzeige machte und seinen zerschlagenen Körper und seinen verwundeten Kopf als Beweis ad Acta zu legen begehrte; ein solcher Beweis wird nämlich deßhalb verlangt, weil Betrüger öfter schon Geld unterschlagen und dann vorgegeben haben, sie seyen beraubt worden.

Der Verdacht fiel auf zwei Gäste, welche am vorherigen Abend die Prahlerei des Bürgers mit angehört hatten; man suchte sie auf und fand richtig das Geld, in dessen Besitz der Bürger sogleich gesetzt wurde.

Auch eine kleine Pulververschwörung — wenn man es so nennen darf — ist uns zu Ohren gekommen. Ein Teppichweber in dem Städtchen Schorndorf war verschuldet, sein Haus sollte verkauft werden. Seiner Meinung nach war der Stadtschultheiß die Ursache seines Verderbens. Zu diesem, der auf dem Rathhause war, verfügte sich der Mann, machte ihm alle möglichen Vorwürfe, verlangte Zurücknahme der gegen ihn verhängten Maßregeln, und zog, da diese nicht versprochen wurde, ein Pistol aus der Tasche, welches er auf den Schultheißen richtet. Ein Gerichtsdiener fällt ihm in den Arm und kehrt die Mündung der Waffe gegen den Boden, doch der Weber zieht ein zweites Pistol hervor und bedroht damit den Gerichtsdiener, wird jedoch von einem Soldaten der mit unerschrockenem Muthe von hinten herbeispringt, entwaffnet. Man fand in seinen Taschen 20 Pfd. Schießpulver — er hatte die Absicht, das ganze Rathhaus, sich, und den hohen Rath in die Luft zu sprengen, wie Fawkes das englische Parlament unter König Jacob I.

Berlin.

Den 1. März 1838.

Der Februar ist der kürzeste Monat im Jahre, und mein Bericht wird hierin mit ihm wenigstens dießmal, Aehnlichkeit haben; ob er aber auch mit dem „Kurz und erbaulich" ähnlich seyn wird, ist eine sehr problematische Frage, zu der, sie mit Ja zu entscheiden, eine Anmaßung gehört, die ich mir zu eigen zu machen, noch nicht entschließen können, und denen überlassen muß, welche es zu einer großen Virtuosität gebracht, von sich, und nur von sich und — das versteht sich von selbst — im Superlativ lobend zu sprechen, zu schreiben und es drucken zu lassen. Darauf kann man nun zwar das „Kurz und erbaulich" nicht anwenden; es ist gerade das Gegentheil, wohl aber ein anderes altes deutsches Sprichwort: „Man muß sich selbst loben, die Nachbarn sind schlecht gewogen." Die Nachbarn dürfen sich übrigens über das Epitheton „schlecht" zufrieden geben, denn es wird nur der gekränkten Eitelkeit in den Mund gelegt, der man nicht unbedingt Weihrauch streuen will.

Die strenge Kälte des Januars hat hier Jeder, mehr oder minder peinlich empfunden; wie man aber bei Unannehmlichkeiten sich immer damit zu trösten sucht, daß sie doch ein Ziel finden würden, so tröstete man sich, daß der Februar doch minder kalt und etwas freundlicher seyn würde. Aber diese Hoffnung wurde zwar nicht zu Wasser, aber wirklich zu Schnee gemacht, und wenn es nicht schneite, oder Schneegestöber den Horizont verdunkelte, so war man in einen dichten den Athem beengenden Nebel gehüllt, und unsere britischen Modegecken hatten wenigstens einen Vortheil davon, sie konnten bei dem Nebel sich einbilden, daß sie sich in London statt in Berlin, und an den Ufern der Themse, statt an denen der Spree befänden, und diese Illusion dadurch verstärken, wenn sie die Concerte einer Engländerin, Miß Clara Novello, besuchten.

So trübe der Himmel auch immer war, so hing er doch hier immer voll Geigen, denn es folgten Concerte auf Concerte, die Zeitungen und ihre Beilagen füllten damit jetzt mehr Raum als die obrigkeitlichen Bekanntmachungen von allen gestohlenen, in Beschlag genommenen Sachen, und das will viel — sehr viel sagen.

Daß wir hier eine Carnevalszeit gehabt haben, wie in an-

deren großen Residenzen, wage ich nicht zu sagen; es haben zwar die Abonnements-Bälle in dem deutschen Schauspielhause und auch andere Redouten im Opernhause statt gefunden; auf den erstern mangelte es aber an jener freien Bewegung, die — es versteht sich, daß sie in den Schranken des Anstandes bleibt — die Würze solcher gesellschaftlichen Vereine ist, und ging es auch auf den Redouten, nach den Gesetzen der Maskenfreiheit, ungenirter zu, so sah man doch fast nur Dominos und chauve-souris, und einige Charaktermasken, die überdieß diese Verlarvungen auf das Gerathewohl, wie aus einem Glückstopf gegriffen zu haben schienen, da es ihnen in der Regel an Allem gebricht, um die Rolle, welche sie spielen sollten, mit Geistesgegenwart und Witz durchzuführen.

Daß man eine Faschingszeit gehabt, lernt man erst am Fastenabend kennen. Die vielen Bekanntmachungen in den Zeitungen: daß man dann mit Pfannkuchen versehen sey, erinnern daran, und an dem Dienstage vor dem Aschermittwoch gibt es unter allen Einwohnern gewiß nicht zehn Familien, wo nicht Pfannkuchen verzehrt werden. Rechnet man auf jeden Kopf oder Mund nur einen — die Mehrzahl bleibt dabei nicht stehen, und verdoppelt, verdrei- oder vervierfacht solche — so kann man annehmen, daß die Summe dieser Pfannkuchen sich auf 240000 beläuft. Sollte es daran fehlen, so würde es gewiß eine unruhige Bewegung verursachen, daher tragen auch Viele, aus Liebe zur Ruhe, dazu bei, dieß Unheil zu verhüten, und gaben sich für diesen einzigen Tag im Jahre mit Pfannkuchenbacken ab, die sich 364 Tage über einem ganz andern Erwerbszweige gewidmet haben. Außer den dem Inhaber des Kolosseums gestatteten Maskenbällen, ist solchem auch noch einer an diesem Fastenabend erlaubt, und deßhalb fand die letzte Redoute im Opernhause, statt des Dienstags, den Tag zuvor Statt. Von beiden läßt sich nichts weiter sagen, als daß sie zahlreich besucht worden sind. Die kleinen Anekdoten, die man sich davon erzählt, sind so uninteressant und selbst so schaal, daß man Zeit und Papier vergeuden, und denjenigen, die sie lesen sollten, nur Langeweile oder Widerwillen machen würde.

Die letzten Tage des verflossenen Monats trat endlich das so oft ersehnte Thauwetter ein, aber die ungeheure Masse von Schnee und Eis, die sich in den Straßen und auf den Plätzen gehäuft, drohte nun mit einer Ueberschwemmung und einem so unergründlichen Schmutz, daß man Gefahr lief, in solchem bis an die Kniee zu versinken, und daß selbst Diejenigen, welche gerade gegenüber wohnten, von einander abgesperrt waren. Die Bürgersteige standen oft ganz unter Wasser, und auf dem Damme in der Mitte hatten sich zwischen Eisbergen tiefe Löcher gebildet, wo der flüßige Unrath die Achsen der Wagen berührte. Es gibt auch einige Gegenden der Stadt, wo noch heute kaum durchzukommen ist, und es wird darüber noch oft die Sonne auf- und untergehen, bevor diesem Uebelstande abgeholfen wird. Den Hausbesitzern ist es zwar zur Pflicht gemacht, das Eis aufhauen und wegfahren zu lassen, aber man sucht so spät als möglich, dieser Anordnung Folge zu leisten, um die nicht unbedeutenden Kosten des Aufhauens, Aufladens und Wegfahrens zu ersparen, und statt des Letztern wird das aufgehauene Eis auf den Fahrweg geworfen, wodurch denn dieser so grundlos wird, daß man sich in eine polnische kleine Stadt oder in ein Dorf versetzt glaubt. Es ist zwar von vielen Hauseigenthümern das aufgehauene Eis, welches dann vor den Häusern und den Rinnsteinen kleine Berge bildete, durch Fuhren nach den zum Abladen bestimmten Plätzen, nach dem Exercierplatze im Thiergarten, nach dem Köpeniker Felde u. s. w. gebracht worden. Wäre dieß allgemein geschehen, so würde jetzt nicht in manchen Straßen der Fahrweg in einen grundlosen Morast verwandelt seyn, aber hier bewährte sich auch das Sprüchwort: „Wer den Papst zum Freunde hat, wird bald Cardinal." Eigenthümer, die eigene Wagen und Pferde hatten, ließen das Eis nicht wegfahren, sondern von dem Bürgersteige mitten auf den Damm werfen und dieses Aufhauen war daher statt vortheilhaft, nachtheilig. Quer über die Straße zu gehen, gehörte oft zu den Unmöglichkeiten, man mußte um in ein Haus vis à vis zu gelangen, einen Umweg von mehren hundert Schritten machen. Da die Fleischer größten Theils in ihren Wohnungen auch einschlachten, so unterschied sich vor den Thüren, wie früher das Wasser in den Rinnsteinen, der Schnee und das Eis durch die rothe Farbe des Bluts, und bei dem eingetretenen Thauwetter durch für die Gesundheit schädliche mephytische Dünste, und gerade bei Manchem von diesen, die doch eigene Pferde und Knechte haben, war am Wenigsten für die Wegschaffung des Eises geschehen. Eltern hatten den Schreck und Verdruß, daß ihre Kinder weinend, beschmutzt, wohl auch beschädigt aus der Schule heimkamen, weil sie auf dem gefahrvollen Rückwege aus der Schule gefallen waren; älteren Personen beiderlei Geschlechts ist es nicht besser gegangen. Ein Wagen mit Heu beladen stürzte um, und versperrte lange Zeit die Passage in einer Straße. Ein königlicher Beamter, der in einer Droschke des Weges kam, mußte Halt machen; der Droschkenfuhrmann mußte nun umkehren; da dieß Manoeuvre mit Gefahr des Umwerfens verknüpft war, so stieg der darin Sitzende lieber in dem tiefen Unrathe aus, und wartete, bis diese mühsame Operation bewerkstelligt war, um sich dann wieder einzusetzen und auf einem sehr weiten Umwege an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Ein Gärtnerwagen hatte in der Leipziger Straße das nämliche Schicksal, wie der mit Heu beladene gehabt, und wenn man über alle die Widerwärtigkeiten, die dadurch entstanden sind, eine so genaue Controlle führen könnte, wie über die Kranken und Gestorbenen an der Cholera, so würde die Zahl davon sehr bedeutend seyn. Hypochondristen, die an Unterleibsbeschwerden litten, war das Fahren, hauptsächlich in den Droschken und ähnlichen Fuhrwerken jedoch zu empfehlen, denn wer in solchen fuhr, hatte das Gefühl, als wenn er über einen der holprigsten Knitteldämme führe, woraus ein sicherer Schluß zu ziehen ist, wie der Fahrweg durch die auf solchen geworfenen Eisschollen überschüttet worden ist.

Doch dieß ist ein so schmutziger Gegenstand, daß es am besten ist, davon abzugehen, denn man kann damit doch nie auf's Reine kommen, und Tausende können das Bonmot einer pariser Dame, die bei dem in Paris eingetretenen Thauwetter versicherte, daß sie nicht gegangen sondern geschwommen sey, ohne Uebertreibung wiederholen. Ludwig Rellstab vergleicht im Vor-

beigehn in der Zeitung die Straßen mit den pontinischen Sümpfen, und er hat sehr Recht.

Kaum hat man eine Subscription zu Beiträgen, Behufs der Restauration der ältesten Kirche Berlins, der Klosterkirche, eröffnet, so circulirt eine ähnliche Aufforderung zur Instandsetzung der Louisenkirche. Ein Geistlicher dieser Kirche gab früher auf Subscription eine Geschichte dieser Kirche, mit Berücksichtigung der Entstehung des Revieres, in welchem diese Kirche belegen ist, heraus, mit der Bestimmung, daß der Ueberschuß des Ertrags, nach Abzug der Druckkosten, zur Reparatur dieser Kirche verwendet werden solle. Der Ertrag dürfte schwerlich von Bedeutung gewesen seyn, und da diese Kirche unter dem Patronat des Magistrats steht, so liegt diesem und der Commun es am nächsten, die Kirche im baulichen Stande zu erhalten. Es wäre zu wünschen, daß eine Geschichte der Klosterkirche im Druck erschiene, und daß sich dieser Arbeit der Director der berlinischen Gewerbeschule, C. F. Klöden, unterzöge, der schon so manches Gründliche und Werthvolle über die preußisch-brandenburgische Geschichte dem Drucke übergeben hat.

Am 3. v. M., Morgens 4 Uhr, starb plötzlich Albin Johann Baptiste Meddhammer, geb. zu Brüssel am 24. August 1777. Er hatte als Officier in der österreichischen Armee den italienischen Feldzug mitgemacht, und nach einem unruhigen Leben ließ er sich hier nieder; Lehrer am berlinischen Gymnasium, ertheilte er Privatunterricht in neueren Sprachen. Er trat auch als Schriftsteller jedoch unter Pseudo-Namen auf; als August Ellrich und als Albini, unter dem letztern Namen als Bühnendichter, und unter dem Namen Ellrich machte seine Schrift: „Die Ungarn, wie sie sind," einige Sensation. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an dem Gesellschafter, und als Ellrich in literarische Streitigkeiten verwickelt war, ließ er in dieser Zeitschrift seine Repliken, statt von der Spree, vom Bodensee aus geschrieben, einrücken und bewies durch diesen Theatercoup, daß er auch ein Bühnendichter sey. Einige seiner Theaterstücke haben sich auf dem Repertoir erhalten, das beweis't jedoch nicht viel für ihren classischen Werth, denn auch Angely'schen Stücken und ähnlichen ist das Nämliche wiederfahren, es bekundet nur die Armuth an dramatischen Werken, wo man seine Zuflucht zu Uebersetzungen aus dem Französischen nehmen muß. Der Grund dieses Mangels liegt tiefer, als in der Anklage, welche Bühnendichter über die Theater-Intendanten erheben. Ein Theil der Bühnendichter ultrashakespearisirt — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — so sehr, daß sich ihre Stücke nicht zur Darstellung eignen, und was das Lustspiel betrifft, so hat fast Alles im bürgerlichen Leben eine so abgeschliffene Form angenommen, daß es an Stoff gebricht, auffallende Charaktere, ohne nicht Zerrbilder zu liefern, darzustellen, und wenn diese Lustspieldichter noch einen interessanten verschrobenen Charakter auf die Bretter bringen wollten, mußten sie sich selbst schildern; dazu haben sie aber nicht Selbstkenntniß genug, wie der verstorbene Julius von Voß, der in dem Magister Lämmermeier sich selbst ganz nach der Natur dargestellt hat, und der — wie mancher Andere — unverdienter Weise zu früh vergessen wird. Er hat eigentlich die erste Bahn der jetzigen Eckensteherliteratur — aber mit Umsicht und in den Grenzen des Anstandes bleibend — gebrochen. Andere gelten jetzt für die Schöpfer dieser Literatur, wie man die Liederspiele einem Bühnendichter zuschreibt, der nur später die Bahn eingeschlagen, die der verstorbene Capellmeister Reichardt mit glücklichem Erfolg eröffnete. Möchte doch eine Theater-Intendanz auf den Gedanken kommen, das Liederspiel „Liebe und Treue" wieder zur Darstellung zu bringen. Doch das sind fromme Wünsche, auf deren Erfüllung man, wie auf so viele andere, mit Resignation Verzicht leisten muß.

Danzig.

Den 18. März 1838.

Unser Intelligenzblatt enthielt an mehreren Tagen der vergangenen Woche folgende von 19 achtbaren Männern, und zwar: von 11 lutherischen und 1 katholischen Geistlichen, 2 Schulmännern, 1 Arzte und 4 dem Rentier- und höhern Handelsstande angehörenden Personen (keinem einzigen Stadtverordneten) unterschriebene Bekanntmachung:

„Freitag den 16. März, Nachmittags 5 Uhr, wird in dem Saale des hiesigen Gewerbevereins, Brodbänkengasse Nro. 693, ein Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsverein für unsere Stadt sich ordnungsmäßig constituiren. Die Unterzeichneten laden daher sowohl diejenigen, welche bereits vorläufig ihre Unterschriften gegeben haben, als auch alle ihre Mitbürger ohne Unterschied des Standes, des Glaubens und der Confession, denen das Wohl der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft ernste Herzenssache ist, hierdurch freundlichst ein, daselbst zu erscheinen, um an den Vorträgen und Verhandlungen thätigen Antheil zu nehmen."

Dieser Aufruf machte großes Aufsehen in unserer Stadt, und es verbreiteten sich bald mancherlei bedenkliche Gerüchte, so daß der Besitzer des zum Versammlungsorte bestimmten Hauses, der Tischlermeister Hr. Poltzien sich veranlaßt sah, sein Local auf das Bestimmteste zu verweigern, indem er bei dem bevorstehenden Andrange, in Folge ihm gewordener Andeutungen, vor Spolirungen u. dergl. besorgt war. Ohne daß nun darüber eine besondere Bekanntmachung erlassen wurde — die zweihundertzüngige Fama sorgte mehr als hinreichend für die Publicirung — bestimmte man demnach den Junkerhof zum Versammlungsorte; eben der Junkerhof, in welchem die Junker (die Kaufleute) der Vorzeit, während so mancher Jahrhunderte ihre Trinkgelage hielten, wo so unzählige Becher und Humpen einst geleert wurden, war jetzt zur Wiege eines Mäßigkeits-, ja eines Enthaltsamkeitsvereines bestimmt. Tempora mutantur!

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 35 und 36.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 73. Montag, den 7. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der verbannte Pole.

Wo der weichbehaarte Zobel in verschneiten Klüften weilet,
Wo der Frost umgarnt die Steppen und der Wolf nach Beute heulet,
In Sibiriens bleicher Oede, wo der Freiheit Träume schlafen,
Wo nur Thiere frei sich fühlen, und die Menschen nackte Sclaven.

Streckt auf weichem Marderfelle in der moosbedeckten Hütte
Polens Sohn die kranken Glieder bei des warmen Heerdes Mitte,
Sehnt sich in die ferne Heimath, und es rieseln warme Thränen
In den grauen Bart hernieder, tränken seines Busens Sehnen.

Eisenkraft durchströmt die Adern, krampfhaft glüh'n die Heldenaugen,
Und er sucht in langen Zügen der Erinn'rung Bild zu saugen;
Träumt im wilden Schmerz die Schlachten, die für's Vaterland gestritten,
Grüßt die alten Kampfgenossen, die den Heldentod erlitten.

Schmetternd hört er die Trompete, folgt des Vaterlandes Fahnen
Durch die blutgedüngten Fluren zu der gold'nen Freiheit Bahnen; —
Blitze leuchten seine Augen, ob die Sinne sich verdunkeln
Durch die nachtumflorte Zukunft, sieht er Polens Sterne funkeln.

Und begrüßt nach langem Harren die ersehnte Heimath wieder,
Auf dem Haupt die gold'ne Krone, lächelt Polens Cherub' nieder;
Alle, die im Kampf gefallen, steh'n vereint durch Bruderbande
Auf dem blutgetränkten Boden, in dem freien Vaterlande. —

Jubelnd hebt er sich vom Lager, neue Kraft füllt seine Sehnen,
In dem Herzen Himmelwonne, in dem Auge Freudenthränen:
„Polens Geist ist nicht erstorben, er erwacht zu neuem Leben,
Polens Kraft ist nicht gemodert, glanzvoll wird sie sich erheben!

Nach des Kummers langen Jahren, dankt Dir, Herr, für diese Stunden,
Wie durch Zauberschlag vernarben, meines Herzens tiefe Wunden; —
Herrlich wird mein Volk erstehen! Siegesfackeln will ich zünden,
Glänzend will ich Polens Freiheit, leuchtend aller Welt verkünden!" —

Todesgluth auf seinen Wangen, wankt er zu des Lagers Mitte,
Schleudert von dem nahen Heerde, Brand in's nied're Dach der Hütte,
Stirbt als freier Mann, und lodernd schlagen seiner Wohnung Flammen,
Gierig leckend, gluthroth leuchtend, um den todten Leib zusammen.

Alexander Soltwedel.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

Als sie sich den Schiffen der Türken näherten, bemerkten sie, daß noch mehr Leben als vorher dort herrsche; mächtige Feuer hatten sie auf den Verdecken angezündet, die Alles weitum erleuchteten. — Es wäre Wahnsinn gewesen, jetzt noch zu hoffen, unerkannt hindurch zu kommen.

Omar stand neben dem Hauptmanne, und sein Blick schien das Dunkel nach allen Seiten zu durchdringen. — „Es gibt nur einen Weg," sagte er, „wenn Ihr Euch dem Sohne der Wüste vertrauen wollt, aber er ist gefahrvoll. Wir müssen an's Land; vertraut mir, ich bringe Euch sicher hindurch!" Bevor er des Deutschen Einwilligung erwartet, befahl er den Ruderern, nach dem Lande zu steuern. Ohne Geräusch flog das Schiffchen dem nahen Ufer zu, ein Felsen

verbarg sie der dort ausgestellten Wache. „Traue mir nur einen Augenblick, Herr!" raunte der Araber, als sie dicht am Ufer waren, dem Hauptmanne zu, „ich muß Euch verlassen, aber ich gebe Euch bald ein Zeichen, daß Ihr landen könnt."

Der Deutsche blickte ihn finster an, da er aber einsah, daß hier nichts zu thun sey, als unbedingt auf sein gutes Glück und das Wort des Arabers zu vertrauen, so winkte er ihm schweigend seine Einwilligung zu. Dieser schwang sich behende an einem Aste hinauf an das Ufer und verlor sich mit leisen Schritten in das Dunkel; wie er den Zurückbleibenden allmählig aus den Augen entschwand, schien auch mit dem letzten Schimmer seines Gewandes ihre letzte Hoffnung zu fliehen, und sie bereuten jetzt schwer, ihn ziehen gelassen zu haben.

Der Araber war erst eine kurze Strecke fortgeschritten, als ihn eine rauhe Stimme anrief und zugleich erblickte er vor sich den äußersten türkischen Posten, der unweit des Ufers hier aufgestellt war. „Allah sey gelobt!" sagte der Alte, „lasse mich geh'n, ich bin ein Gläubiger, wie Du."

„Wie kommst Du hierher?" frug ihn mißtrauisch der Soldat.

„Narr," lachte der Araber, „Du hast mich freilich nicht kommen hören, weil Du von den Houris des Paradieses geträumt."

Er schien den rechten Fleck getroffen zu haben, denn der Türke begnügte sich mit einem Kopfschütteln und murmelte eine dumpfe Verwünschung zwischen den Zähnen. Unterdeß war ihm Omar ganz nahe gekommen, der Türke hatte es nicht beachtet, nachdem er in dem Nahenden einen Muselmann erkannt. — Da, wie ein Blitz stürzte sich der Araber auf ihn und stieß ihm sein Messer in die Seite, bevor er noch einen Laut von sich zu geben vermochte. Ohne Schrei fiel der Türke zu Boden und verhauchte mit kurzem Gestöhn sein Leben. Jetzt eilte Omar zurück zu dem Ufer und verkündete den Gefährten, daß ihr Weg frei sey. Er half dem Hauptmanne aus dem Nachen, und als sie Alle, die bleiche Jungfrau in ihrer Mitte, an das Land getreten waren, schleuderte er mit kräftigem Fußtritt das Boot wieder in die Brandung des Meeres zurück. Alle eilten jetzt rasch, aber mit so wenig Geräusch als möglich, der Stadt zu. Als sie an der Leiche des Türken vorübergingen, blieb ihr Führer stehen und deutete darauf. „Omar weiß seinen Schwur zu halten!" flüsterte er dem Hauptmanne zu, und dieser schämte sich im Innern des gegen den Alten gezeigten Mißtrauens.

So eilten sie wie gehetztes Wild durch das Dunkel der Nacht; den Mond hatten längst wieder freundliche Wolken umzogen, so daß sein Licht sie nicht verrathen konnte. Während aber hier wieder fremde ritterliche Vertheidiger des Kreuzes in ihre Mauern einzogen, verließ auf einer anderen Seite heimtückisch ein eingeborner Verräther, Gertuccos mit Namen, die unglückliche Stadt, um den Anschlag, ihrer mächtig zu werden, schmählich den Ungläubigen zu verhandeln.

Bald stiegen die Thürme Constantinopels, gleich schwarzen Riesen, aus den nächtigen Schatten empor, und sie sahen die Mauern vor sich liegen, — da hielt Omar seine Schritte inne. „Bis hierher habe ich Euch geleitet," sprach er, „ich habe meinen Schwur gelöst." Er wollte sich eilig entfernen, aber Gregor hielt ihn zurück und versuchte es, ihm einen Beutel voll Goldstücke aufzudringen. Der Osmanli schleuderte ihn verächtlich zur Erde.

„Glaubst Du mit dem rothen Golde das vergossene Blut abzukaufen?" frug er, — „es ist noch nicht gesühnt und schreit um Rache zu Allah. Von hier ab sind wir wieder Feinde." — Er trat zu Grande und blickte ihn finster an. „Omars Haupt wird sich nicht zur Ruhe legen," sagte er, „bis er den Mörder seines Herrn getödtet. Allah stärke meinen Arm, wenn wir uns Morgen treffen."

Er wandte sich trotzig um und verschwand ohne Lebewohl eilig in der Nacht.

„Ein treuer Diener, ein braves Herz auch unter dem Turban," sagte der Deutsche, „es wäre mir leid, wenn er mir morgen feindlich entgegen träte, und ich ihn als Lohn zu seinem Allah senden müßte."

Rasch eilten nun die Griechen der Mauer zu, und als auf Grandes Ruf die Wache erschienen und die Freunde erkannt, ward den verloren geglaubten schnell eine Pforte der Mauer aufgethan, und jauchzend betraten die Kühnen mit ihrer schönen Beute wieder die heilige Stadt.

Innig war das Wiedersehen Irenens und ihrer Lieben, doch wurde die Freude von Seiten der Prinzessin durch die Erinnerung an Almansors Heldentod getrübt, bei den Ihren aber durch den drohenden Kampf und dessen ungewissen Ausgang am morgenden Tage. So erwarteten sie, noch einmal vereint, die kommende Sonne und was sie ihnen bringen sollte im brünstigen Gebet und gegenseitiger Tröstung.

5.

In der hintern Abtheilung seines Zeltes saß der alte Ibrahim, in sich versunken. Durch die weite Oeffnung in der Decke des Gemachs schaute der Nachthimmel mit seinen wandelnden Sternbildern und seinen eine bessere Hoffnung leuchtenden Welten.

Die Wände waren schwarz behangen und mit wunderlichen Gebilden bedeckt. Auf der Mumie, dem Kinde der Pyramiden, ruhte friedlich am Boden der gebleichte Schädel eines unbekannten Thieres, um ein Marmorgebilde des alten Griechenlands wand sich eine jener gezähmten schwarzen Schlangen, und auf dem Runensteine des Nordens ruhte die Waffe der Hindus. An einem Tische, der bunt mit alten Pergamenten, mathematischen Instrumenten und Himmels- und Erd-Globen bedeckt war, saß der Greis, vor ihm lag aufgeschlagen ein Buch in den Chiffern des Sanskrit, der heiligen Sprache der Inder, und der Talmud. In ihre Weisheit tief versunken hatte sein Geist die irdische Umgebung verlassen, und war auf den Stufen der Forschung zum Strahlentempel der allumfassenden Klarheit emporgeklimmt.

Wie uns das Gewürm, so erschien dem Weisen das Treiben der Erde, wie gewaltig es auch ist, nur als die geringste Stufe zur Vollkommenheit. Zu seinen Füßen ruhte der Löwe und schaute mit seinem klugen Blicke an dem Gebieter hinauf in den Sternenhimmel über ihm, gleich als wolle er fragen, ob auch sein Zustand eine Stufe des unendlichen Fortschreitens der Wesen, und dort oben der Zielpunct seiner Geisteswanderung sey. — Und sollte es nicht auch so seyn? — Sollten die anderen Wesen außer uns in der großen Schöpfung bloß da seyn, um einen Augenblick zu leben, um das Leben der Gräser und Bäume noch durch ein Leben anderer Art zu verschönen? — Wäre der Blick, mit dem, für uns sterbend, der treue Hund von uns scheidet, der Abschied auf Nimmerwiedersehen? — Nein! Auch sie schreiten fort, wie wir fortgeschritten. Warum ist uns manches andere nie Geschehene so bekannt, manche fremde Person so lieb, als weil ihre Bekanntschaft aus einem frühern Zustande uns anzieht oder abstößt.

Es ist etwas Feierliches um die stille Nacht. Wir hören, wir sehen das erbärmliche Treiben der Menschen nicht, nur die Natur steht mit ihrer gewaltigen Größe um uns und drängt den Geist aus dem Körper heraus, daß er emporfliegt zu den Regionen, die wir, ach! nur träumen. Es ist auch etwas Heiliges um den Ernst der Nacht; denn der Himmel tritt uns in ihrer Stille näher, weil auch die Erde ruht, und geläuterter sammeln sich die Bilder der Vergangenheit, erhabener die Träume der Zukunft um uns. — —

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Die Leipziger Zeitung gab vor einiger Zeit einen Aufsatz über die Statistik Böhmens, worin es hieß: „Auf eine Ehe kommen also drei und dreiviertel Kinder."

Eine junge, eitle Dame zeigte ihren eingeladenen Bekannten an ihrem Geburtstage die Zahl ihrer Jahre durch angezündete Wachslichtchen an, doch als die dreißig kamen, nahmen die Lichter rückwärts ihren Gang; an ihrem 31. Geburtstage zündete sie nur dreißig und an ihrem 32. nur 29 an. Ach — bemerkte Jemand — wenn das so fort geht, werden wir bald im Finstern sitzen.

Eine vortreffliche Frau wurde gefragt: Was sie für ein Geheimniß habe, ihren Mann bei guter Laune zu erhalten. Ich thue — antwortete sie — Alles, was ihm gefällt, und leide geduldig Alles, was mir nicht gefällt.

Eine junge schöne Spanierin ging in die Beichte. Nachdem der Pater verschiedene Fragen, die Beichte betreffend, an sie gerichtet hatte, ward er neugierig, und fragte nach ihrem Namen. Mein Namen, Herr Pater — antwortete die Dame — ist keine Sünde.

In einem Berliner Intelligenzblatte fängt eine Todes-Anzeige an: „Mein seliger Mann ist nicht mehr."

In Berlin ist kürzlich eine Blumensprache, im Volksdialekt gedichtet, erschienen; bei der Rose ist die Liebe wie folgt repräsentirt:

„Ich liebe Dir, ich liebe Dich,
Wie's richtig is, ich wees es nich,
Es is mich ooch Pomade.
Wie, wenn ich lieb' es herßen muß,
Zu fragen erst den Heinsius,
Det wäre wirklich schade!
Ich liebe Dir, ich liebe Dich,
Wie's richtig is, ich wees es nich,
Doch pocht mein Herz mich schnelle!
Ich lieb' nich uf den dritten Fall,
Ich lieb' nich uf den vierten Fall,
Ich lieb' uf alle Fälle."

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

(Fortsetzung.)

Der literarische Inhalt ist mannigfaltig. Zuerst eine Novelle von Wilhelm Blumenhagen, „die Colonisten," ganz in dem breit behaglichen Tone vorgetragen, von dem sich der Vf. nicht mehr trennen zu können scheint. „Fragmente aus dem Tagebuche einer Fürstin," mitgetheilt von Wilhelm v. Lüdemann. Langweilig. „Die Blutbrücke." Novelle von Arnold — wird ächten Taschenbuch-Leserinnen ungemein gefallen. „Der Fluch des Mauren," von W. Alexis, gut erzählt. — Unter den Gedichten findet man manche sinnige Gabe. Agnes Franz theilt einen Sonettenkranz mit, der zarte Gefühle in meisterhafter Form ausspricht. „Schlummerlied des Herzens" und „des Dulders Schlummerlied" verdienen hervorgehoben zu werden. — A. G. Eberhard theilt einige Gedichte mit, welche sich wenigstens durch äußere Anmuth empfehlen. — Joh. Gabriel Seidl und Johann N. Vogl liefern einige bescheidene Gaben. „Carta bianca" von Braun v. Braunthal, sehr gefühlvoll. — „Der Stundenzeiger des Herzens," von Th. Hell, beschließt den Inhalt dieses niedlichen Taschenbuchs.

10. Die Cornelia. Heidelberg bei Engelmann.

Das Titelkupfer, die junge Königin von Griechenland, ist, von Eduard Schuler mit seiner bekannten Virtuosität ausgeführt, lebendig, kräftig, kühn. „Ferdinand von Medici und seine Gemahlin von Velasquez" ist ein bekanntes Gemälde, das hier meisterhaft reproducirt ist. „Neapolitanische Landleute,"

nach H. Howard, ganz Leben und Ausdruck. „Der Findling" von Fleischmann gestochen und dieses trefflichen Künstlers nicht unwürdig. „Die Liebenden," Stich von Eduard Schuler — mittelmäßig. „Die Ziegeunerkinder," von demselben, ein meisterhaftes Blatt. — Der literarische Inhalt zerfällt in Erzählungen und Gedichte. Adalbert von Stonen theilt eine Erzählung mit, „die Freundschaftsprobe" überschrieben. Einige Breiten abgerechnet ist diese Erzählung in Bezug auf Erfindung und Darstellung lobenswerth. — Wilhelm Blumenhagen's Novelle „Arabella" versetzt uns nach Schottland und erzählt uns die Schicksale einer Dame, welche durch ihre Abstammung schon das lebhafteste Interesse einflößt. Jacob's des zweiten Charakter ist meisterhaft zur Anschauung gebracht, und dürfte überhaupt diese Novelle zu den gelungensten Arbeiten Blumenhagens gerechnet werden. — „Peter Schöffer," historische Novelle von Julius von Meerheim. Ohne die große Theilnahme, welche man dem welthistorischen Factum, der Erfindung der Buchdruckerkunst, schenkt, würde die vorliegende historische Novelle schwerlich zu fesseln im Stande seyn. Der Vf. hätte Schaab, Wetter u. A. gründlicher studiren, die Sitten der Zeit, die Oertlichkeit genauer beachten sollen. Der Hauptvorwurf aber, welcher der Novelle zu machen, ist ihre wässerige Breite. Den Beschluß macht „Miß Molly" von Julius Schoppe. Die Erzählung ist nicht ohne Interesse. — Gedichte von Neuffer, Geib, Haug (dichtet der vor mehr als zehn Jahren verstorbene Friedrich Haug immer noch?) und ein Balladenkranz von C. M. Ed. füllen die letzten Blätter dieses auch in seinem Aeußern elegant ausgestatteten Taschenbuchs.

11. Weihnachtsblüthen, ein Almanach für die christliche Jugend auf das Jahr 1838. Herausgegeben von Gustav Plieninger. Bei Chr. Belser zu Stuttgart.

Die äußere Ausstattung dieses Taschenbuchs ist ansprechend, die Kupfer ziemlich hübsch, und der literarische Inhalt dem Zwecke des Almanachs entsprechend. „Jacob und Christine, oder die Geschwister von Marienthal," von dem Herausgeber, eine einfach vorgetragene Erzählung, belehrend und unterhaltend. „Die Wahl des Hirtenknaben," eine Erzählung nach dem Englischen von Chr. Barth. — „Die Geschichte eines Leinsamenkörnleins," erzählt von J. C. F. Burk. Die Absicht des Vfs. ist lobenswerth, und sein Darsteller-Talent erinnert oft an unsern herrlichen Zschokke. — „Michael Morieu, oder, wo ist er?" Eine Erzählung von Christoph Möhrle. Auch hier ist die Tendenz zu preisen, aber der Vf. hat die Gabe nicht, den Ton zu treffen, welchen dergleichen Darstellungen fordern, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollen. — „Wanderung durch das heilige Land" von Ludwig Völter — eben so anziehend als lehrreich, und wohl die empfehlenswertheste Gabe des ganzen Büchleins. Die Ueberschriften der Capitel allein beweisen schon, welche interessante Puncte der Vf. herausgehoben hat: der Karmel. Der Thabor. Der See Genezareth. Töne durch Galiläa, über den Libanon und durch das obere Jordanthal herab. Jordanthal zwischen dem See Genezareth und dem todten Meere. Das ostjordanische Abendland. Das todte Meer. Das westjordanische Hochland. Jerusalem. Weg von Jerusalem nach Jaffa. Der Styl ist lebhaft, ohne allen falschen Prunk u. Blümeleien.

12. Gedenkemein. Wien, b. Pfautsch.

Prachtvolle Stiche, zartes, festes Papier, schöner, reiner Druck und der Inhalt so bunt, daß sich jeder nach seinem Geschmacke etwas auswählen kann. Das Titelkupfer „Theodora" ist ein sehr effectvoller Stich, schöne Formen, kühner, edler Styl in der Behandlung und Ausführung. Auch „der erste Blick" ist ein meisterhafter Stich, obgleich in dem englischen Genre, während die Sicherheit und Reinheit der Umrisse in der Theodora an die besten Muster Italiens erinnern. Dieser Stich gehört zur Erzählung „die rächende Maske," von J. F. Castelli. Julie ist von ihrem Geliebten verlassen worden und stirbt aus Gram. Ihre Freundin, Theodora, malt sie in der Todesstunde, läßt eine Larve nach dem Bilde fertigen und zeigt sich auf dem Carneval dem Treulosen, der zusammenstürzt und den Verstand verliert. Die Rache ist weder weiblich, noch christlich, aber nicht unitalienisch und es ist ein feiner Zug unseres Verfassers, daß er der erschreckten Rächerin sofort einen Priester zuführt, der ihr zur Buße räth und ihr wahrscheinlich die Absolution ertheilt. Castelli erzählt bekanntlich gern rasch, mit epigrammatischer Kürze und nicht ohne derbe Schlagschatten, wie sie zu einer grellen Geschichte gehören, und eine grelle Geschichte ist „die rächende Maske," wenigstens dem Inhalte nach, gewiß. Frau Regina Frohberg erzählt uns eine Geschichte „Vergeltung" überschrieben, in welcher es bunt, schaurig und lustig zumal hergeht. Ein Pärchen stirbt, das andere schreitet zur Ehe — was aus Hedwigs Vater, dem Mörder Rusards, wird, erfahren wir nicht. Ohne Zweifel glaubt die Verfasserin, niemand bekümmere sich um das Schicksal dieses Alten und sie mag es als ein Compliment ansehen, das wir ihrem Talente zollen, indem wir dieses Uebersehen nicht übersahen. — „Graf Konradin," von Caroline Leonhardt-Lyser. Diese talentvolle junge Schriftstellerin hat hier einen sehr anziehenden Stoff mit der ihr eigenen Anmuth und Phantasietiefe erzählt. Wie flach dagegen „die Spieluhr" von Seidl, wie gewöhnlich die Novelle „Clara Dänhof" von Tschabuschnigg! Durch solche seichte Arbeiten muß die deutsche Novelle, die ohnehin sich keines glänzenden Namens erfreut, vollends in den Staub der Prosa herabsinken. — Unter den Gedichten ist manche treffliche Gabe. „Montenebbi" von Gustav Pfizer lies't sich angenehm; Bechstein's „Abendlied" ist allerliebst und klingt süß, wie das Gutenacht der Freunde im Wiederhall der Felsen. Friedrich Halm's Fragment aus dem dramatischen Mährchen „Schwert, Hammer, Buch" erinnert an die phantasiereichen Schöpfungen Shakespeare's. Auch die Mittheilungen von Manfred, Carlopago, Rückert und Vogl sind beachtenswerth.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 74. Dienstag, den 8. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Alte Sagen und Legenden.

Von J. N. Vogl.

Ein Sänger kommt daher gezogen
Aus manchem fernen, fremden Land,
Weit über blaue Meereswogen,
Ein junger Gast dem heimischen Strand.

Er bringt so manche alte Sagen,
So manche Kunde mit zurück,
Von längst entschwund'nen Heldentagen,
Von längst versunk'nem Liebesglück.

O wollet ihm ein Plätzchen gönnen
Zu stiller Rast, zu kurzer Ruh',
Und hört auf seiner Harfe Tönen,
Und horcht den schlichten Weisen zu.

Nicht Lorber will er ja erringen,
Noch sey ihm Gold zum Dank verlieh'n,
Ein stiller Gruß nur lohn' sein Singen,
Mit diesem — laßt ihn wieder zieh'n.

Die Sendung der Engel.*)

Serbische Legende

Gott der Herr gebot einmal
Dreien seiner Engelein:
„Hört ihr schmucken Engelein,
Ihr Woiwoden meines Reichs,
Steigt hinab zur Erdenwelt,
Und erbaut drei Geigen euch
Aus gedorrtem Ahornholz.

Wandert hin dann durch die Welt,
Wie durch's Feld die Biene zieht,
Geht von Gottes Fenster aus
Wo der Sonne Aufgang ist,
Prüfet jedes Menschen Herz,
Ob von mir ein jedes weiß
Und von meiner Herrlichkeit.

Und die Englein allsogleich
Stiegen auf die Erdenwelt,
Bauten dort die Geigen sich
Aus gedorrtem Ahornholz,
Und durchwanderten die Welt,
Wie durchs Feld die Biene zieht,
Von dem Fenster Gottes aus
Wo der Sonne Aufgang ist;
Prüften jedes Menschenherz
Nach der Reihe, Burg für Burg,
Aber jedes wußt' von Gott
Und von seiner Herrlichkeit.

Und so kamen auch die Drei
Vor des reichen Gatean's Burg
Als es eben Sonntag war.
Einen halben Sommertag
Stunden schon die Englein dort,
Schmerzten Füßchen sie vom Steh'n,
Und die weißen Händchen auch
Wehrend grimmer Hunde Biß,
Als doch endlich Jelena,
Die des Gatean's stolze Frau,
Aus des Schlosses Pforten trat.

Jungfrau'n schritten vor ihr her,
Jungfrau'n gingen hinter ihr,
Auf dem Haupt ihr saß ein Pfau,
Der ihr mußte Kühlung weh'n.

*) Das Volk unterlegt dieser Sage die Gründung des Plattensees.

Doch das übermüth'ge Weib
Brachte nur ein Stückchen Brot,
So geknetet Freitags schon,
Samstags in den Ofen kam,
Und gebacken Sonntags war.

Dieses gab den Dreien sie,
Aber nicht wie's Gott gefällt,
Stieß es ihnen mit dem Schuh
Von dem rechten Fuße hin.

„Nimm, Du schlechtes Bettelvolk!
Welch' ein Gott ist euer Gott,
Der ernähren nicht einmal
Seine eig'nen Diener kann
Und zu mir sie schicken muß.
Mir im Hause wohnt mein Gott,
Seine Macht erschuf für mich
Diese Burgen hier von Blei
Und von Silber ihr Geräth,
Heerden auch und Gold und Gut.

Und die Englein zogen fort.

Da erblickten Stefan sie,
Der des Gateans treuer Knecht,
Und die Englein flehten: „Hör',
Bruder Stefan, unser Fleh'n,
Gib uns eine Spend' um Gott!"
Spricht zu ihnen Stefan da:
„Bettler, Brüder, höret mich,
Habe nichts, so mir gehört,
Als ein weißes Lämmchen nur,
Das mir gab der Gatean als
Ich zehn Jahr ihm treu gedient.
Mußt' erbetteln mir die Milch,
Daß ich sätt'gen konnt' das Thier,
Doch das schönste ist es jetzt,
Das ihr in der Heerde trefft.
Wär' das Lämmchen nun bei mir,
Schenkte ich's euch allsogleich."

Doch wie Stefan rückwärts schaut,
Sieh, da naht das Lämmchen just,
Springt mit Blöcken zu ihm hin,
Seiner freuend sich als wär'
Lämmchens Mutter er fürwahr.
Stefan aber nimmt das Lamm,
Küßt es dreimal auf die Stirn',
Gibt es dann den Englein hin:
„Bettler, Brüder, nehmt das Lamm,
Milde Gabe sey's für euch,
Und Fürbitte mir bei Gott."

Und die Englein zogen fort.

Und als nun die Engelein
Kamen vor den Thron des Herrn,
Da erzählten sie getreu,
Wie's auf Erden ihnen ging.
Sprach zu ihnen da der Herr:
„Hört ihr schmucken Engelein,
Steigt hinab zur Erdenwelt,
Und begebt zu Stefan euch,
Senkt ihm Frohsinn in die Brust
Und Genügsamkeit zugleich,
Daß er jetzt schon werd' belohnt
Für das Gute, so er that.
Dann auch gehet in die Burg
Jenes übermüth'gen Weibs,
Wandelt mir in einen See
Alsogleich der Stolzen Schloß.
Doch ergreift die Böse selbst,
Knüpft ihr Steine an den Hals,
Teufel knüpft an jeden Stein,
Daß sie durch die Hölle sie
Ziehen wie durchs Meer ein Schiff.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

Jetzt hob auch der Emir den Blick auf zum Himmel. Er schloß die heiligen Bücher und schaute nach den bedeutsamen Gestirnen. „Der Mars steht unter dem Halbmond," sprach er ernst, „und beide drohn den Strahlenstern vor ihnen zu verschlingen. Muß denn noch ein herrliches Opfer fallen, ehe sie das Kreuz dahinter erreichen? So verschlingt Alles das Treiben der Welt und Vergehen ist die Frucht alles Werdens!" Er versank in tiefe Betrachtungen und bemerkte nicht, wie der Leu nach einer Weile sich plötzlich erhob. Weit auf schnoben die Nüstern des mächtigen Thieres, seine Blicke sprühten ein verderbliches Feuer, die Mähne sträubte sich, als wittere er in der Ferne den Feind. Jetzt eilte er mit mächtigen Sprüngen aus dem Gemach, nicht lange darauf hörte der Emir sein furchtbares Geheul in der Ferne; — aber es kam näher, — und wieder näher! Und in das Brüllen des Thieres mischte sich ferner Klaggesang aus der Heimath, von Menschenstimmen. Und noch näher erschollen die Stimmen und immer näher, bis er vor seinem Zelte den Sterbegesang aus der Wüste vernahm, und das Brüllen des Leuen dazwischen wie ferner Donner der trauernden Natur klang. Da schritt der Emir zu dem Eingange des Zeltes, und als er hinaustrat unter den freundlichen Nachthimmel, wo Friede und Milde aus dem Blau über ihm in Millionen hellen Augen blitzten, erblickte er das Gegentheil auf der Erde. Denn vor ihm hatten die Araber einen Halbkreis gebildet, und in Mitten, wie im Kranze der Strahlen, die von ihm das Licht empfangen, ruhte auf einer Bahre von Zweigen — Almansor. Noch deckte ihn halb des Deutschen Mantel, noch hielt er in den Händen das treue Schwert, das, ein Wetterstrahl, so oft im siegreichen Kampfe geleuchtet. Aber die Hand, die es

geführt, war erstarrt, die Sehnen steif, in der Brust schlug kein Herz voll Muthes mehr, nicht mehr blitzte das Auge fürchterlich dem Feinde, schaute es freundlich dem Freunde entgegen. Auf dem bleichen Antlitz ruhte ein himmlischer Frieden, den die letzten Tage des Lebens ihm geraubt, und das Bewußtseyn seiner edlen That hatte freundlich den Schmerz von ihm abgewehrt, als er heimgegangen. Zu seiner Seite ruhte der Löwe und leckte das Blut aus der Todeswunde und peitschte grimmig mit dem Schweife die Flanken, und hinter ihm stand sein Roß mit gesenktem Haupt und schaute mit klugen und trauerndem Blick auf und umher, gleich als verstände es das Leid der Uebrigen.

Stumm und ernst sah der Alte auf den Todten, mit dem alle seine Hoffnungen, seine Liebe, seine Bande an die Erde dahin gesunken waren. Und als nun Omar's Sohn hinzutrat und ihm berichtete, wie sie überfallen und wie sein Gebieter im herrlichen Kampfe für das anvertraute Gut sein Leben gelassen, und wie er scheidend des Vaters und seines Löwen gedacht und ihn grüßen lassen mit den verhängnißschweren Worten, und wie er endlich mit einem Werke der Liebe hinübergegangen, da rollten Thränen über die Wangen des Greises und er beugte sich zu der Leiche und küßte sie und sagte: „Jetzt verstehe ich Dich! Du selbst warst der Selim und rettetest die Liebe und bewahrtest die Pflicht durch Deinen Tod. Er wollte es, sein Namen sey gepriesen und Dein Thun nach seinen Geboten und den Lehren der Tugend! — Fahre hin in Frieden, im Paradiese treffen wir uns wieder!"

Und ruhig küßte er den Todten noch einmal und zog den Mantel über sein Angesicht, und als er sich aufrichtete, da traf sein Blick, zum Gebet erhoben, das Sternenbild. Mars und der Halbmond hatten den leuchtenden Stern bedeckt und zogen drohend gegen das Kreuz. „Es ist Alles wandelbar hier unten," sagte der Alte, „nur Du bist ewig und bei Dir ist Wahrheit dort oben!" Er betete still, dann befahl er den Todten in das Zelt zu bringen; er selbst aber schritt auf das Lager zu, wo das erwachende Tagesgrauen schon Alles zu regem Leben zu rufen begann.

Von seinen Agas und Emirs umgeben saß in seinem prachtvollen Zelte der Sultan auf seinem Throne. Behaglich ruhte er auf den rothseidenen Kissen unter dem Goldbaldachin und hörte den Meinungen seiner Anführer zu. Lebhaft war der Streit derselben. Die Aelteren und Erfahrnern schlugen vor, die Stadt, die ohnedem, schon völlig eingeschlossen, aller Zufuhr entbehre, durch den mächtigen innern Feind, den Hunger, zu bezwingen, da ohnehin schon so viele Tausende ihrer Krieger durch die muthige Gegenwehr der Christen den Tod gefunden; die Jüngeren drangen mit Ungestüm auf einen gewaltigen allgemeinen Sturm, da ihr Geschütz gestern neue Lücken in die Mauern der Stadt gerissen.

„Bei meinem Bart," schwur der Bassa Zagan, Mahomeds Schwager, der sein Lager oberhalb Galata, nach der Meeresseite zu, aufgeschlagen hatte, „diese Ungläubigen müssen fallen, so wahr ich von den Datteln Syriens wieder essen will. Sollen ihre Thaten Deine Strahlen verdunkeln, Sonne der Kaliphen? Erst heute hat sich ein Haufe dieser Ungläubigen auf eine uns unbegreifliche Weise durch unsere Mitte geschlichen, und eine Schaar der Deinen angegriffen, und ohne Spur, ohne daß der Halbmond diese Verwegenen zu Staube zermalmt, sind sie wieder verschwunden."

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

In dem Allg. Anzeiger der Deutschen, 1837, ward unter den Verschollenen auch ein gewisser F. G. Hamsch, gebürtig aus ††† in Schlesien aufgerufen, „der den 16. Juni 1834 in B. in die Oder gesprungen sey, und seitdem nichts wieder von sich hätte hören lassen."

In einer heitern Gesellschaft geistreicher Frauen und Mädchen befand sich die erste Solotänzerin des königlichen Theaters, deren Geselligkeits- und Geistesbildung mit ihrer Fußfertigkeit im grellsten Widerspruche stand. Witz und Laune würzten die Unterhaltung. — Man sprach über Gedichte, sang, erfand und löste Räthsel und Charaden, und in der Tänzerin gohr eine stille Wuth, daß ihr alle Gegenstände der Unterhaltung böhmische Dörfer wären. Endlich benutzte sie eine augenblickliche Pause des Gesprächs und sagte: „Erlauben Sie mir meine Damen, ich kann mich zwar in Allem, was Sie jetzt zur Conversation machten, nicht mit Ihnen messen, aber ich will Ihnen doch auch etwas zeigen, was mir gewiß Keine von Ihnen nachmacht. Ich mache mich anheischig, eine ganze Stunde auf einem Beine zu stehen. Kann Eine von Ihnen das ebenfalls?" Von allen Seiten erhielt sie ein „Nein" zur Antwort. „Aber," nahm Fräulein Z. das Wort, „ich will Ihnen eine Gans zeigen, die es kann, und zwar noch länger als Sie."

In einem Ritterromane kommt die Stelle vor: „Er schwur Bertha aufzufinden, und wäre sie auch im Unterleibe der Erde."

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

(Fortsetzung.)

Vielliebchen von A. v. Tromlitz. (Leipzig, Industrie-Comptoir.)

Das Titelkupfer „Hedwig, Königin von Polen" ist mit ungemeiner Zartheit und Anmuth behandelt und nur der Ausdruck

des Gesichts unbedeutend. „Varus und Aeneas" ist ganz im englischen Geschmack und spricht weniger an. „Wilhelm, Herzog von Oesterreich" kräftig und doch weich; den Kopf voller Leben und Ausdruck. „Marie Botkarey" und „Jacobine" sind zwei allerliebste Bildchen. Die beiden Scenen aus Erzählungen des Herausgebers sind gut erfunden und schön ausgeführt. Den literarischen Inhalt machen drei Erzählungen aus. 1. „Hedwig, Königin von Polen." Der Verf. hat hier eine bestimmte Periode aus der polnischen Geschichte und einige historische Charaktere zur Anschauung gebracht. Hedwig, der Herzog Wilhelm, Casimir, Demeter sind vortrefflich gehaltene Charaktere und der Gang der Erzählung spinnt sich so einfach und natürlich ab, daß man sich freut, wie der Verf. hier so geschickt in die Saiten der historischen Novelle zu greifen gewußt hat. Seine „Hedwig" scheint zu dem besten zu gehören, was je aus der Feder dieses Pseudonymen geflossen ist. 2. „Die beiden Geizigen," Schwank aus den Zeiten des schwäbischen Kriegs. Abgesehen davon, daß überhaupt eine historische Grundlage, wie der Titel des Schwanks sie doch verspricht, durchaus fehlt, ist der ganze Charakter des südlichen Deutschlands und seiner Bewohner im Allgemeinen und in jener bestimmten Periode zumal ohne Sachkenntniß aufgefaßt und zur Anschaunng gebracht. Daß die Schwänke jener Zeit und jener Oertlichkeiten derb gewesen seyen, dessen geben uns die Chroniken hinreichend Zeugniß; doch scheint uns der vorliegende Schwank weder die süddeutsche, noch überhaupt jene Derbheit zu haben, die für „Vielliebchen" paßt. 3. „Ein Abend im Louvre" ist lebendig erzählt und zieht selbst die Leser an, welche in der französischen Memoiren-Literatur bewandert sind. Freilich ist Sülly, wie er sich in seinen Denkwürdigkeiten und in der Geschichte abzeichnet, nicht ganz der hier auftretende Finanzmann, aber den Malern und Dichtern gesteht ja schon Horatius besondere Kühnheitsprivilegien zu.

14. Aurora. (Wien, bei Franz Riedl.)

Unter den Kupfern ist „Alice und Mary" meisterhaft in jeder Hinsicht; „Albertine," körnig, lebendig, kraftvoll und anmuthig zumal; „Schloß Hunyady" in Siebenbürgen, sehr brav gestochen; „Fanny," abschreckend; „ein blauer Tag," sehr unmalerisch; „Alhton," sorgfältig gearbeitet. Die Erzählungen, Novellen und Novelletten dehnen sich beträchtlich über die Aurora aus und verdunkeln selbst dann und wann den blaßrothen Glanz, welchen die zierliche Decke über das Büchlein wirft. „Der Vetter" von Bacherer ist nicht sehr komisch, liest sich aber leicht weg. „Schloß Norsuch" von Seidl ist höchst öde und langweilig. Auch ein Dramolet theilt Aurora mit. Es ist überschrieben „Treue siegt über Verrath" und aus Grieset's Feder. Sehr verdienstvoll ist die Beschreibung des Schlosses Hunyady und man bedauert nur, daß sie so kurz ist. An Gedichten fehlt es nicht. Kaltenbrunner beklagt die Kürze unsers Daseyns und seiner Freuden; Paul Renn zweifelt, ob er in seiner Geliebten finde, was er hofft; Schmidt besingt die Erinnerung, Sauter die Sehnsucht, Julie v. Großmann die Hoffnung. Braun v. Braunthal gibt eine zweite Carta bianca ab; Liber und Vogl liefern Balladen, Seidl eine Romanze und ein recht sinniges Gedichtchen, „die Herzensblüthe" überschrieben.

15. Carl Büchner's deutsches Taschenbuch für 1838. (Berlin bei Duncker und Humblot.)

Friedrich Schleiermacher, als Titelkupfer voranglänzend, ist schon ein Fingerzeig, daß es hier ernster und gehaltener zugehe, als in dem Büchlein, wo eine halbnackte Schönheit lockend an der Thür steht. Die übrigen Stiche sind: 1. Ansicht vom Heidelberger Schloß — ächt englisch, schwarz und weiß, der Himmel wie blindes Glas. 2. Bildniß von Madame Schröder-Devrient — sehr ernst gehalten, einfach edler Stich. 3. Die trauernden Juden, nach einem Gemälde von Bendemann — verdient alles Lob 4. Die Heimkehr, nach einem Gemälde von Nerenz, unendlich zierlich, frisch, kräftig. 5. Die Söhne Eduards, nach einem Gemälde von Hildebrandt — fast zu tragisch erhaben für ein Taschenbuchkupfer, ohne darum minder willkommen zu seyn, denn die Erzeugnisse Hildebrandt's, welcher aus der Düsseldorfer Schule hervorging und mit Lessing, Sohn, Bendemann u. s. w. zu ihren schönsten Zierden gehört, verdienen es, in unserm Vaterlande bekannt zu werden. Der literarische Inhalt ist folgender. E. G. Kühne schildert zuerst Schleiermacher in würdiger Weise. Dieses Lebensbild wird einem künftigen Biographen des berühmten Theologen reichen Stoff darbieten, so wie es denen, welche nie in Schleiermacher's Nähe kamen, manche interessante Blicke in das innere und äußere Leben dieses reich begabten Mannes thun läßt. Dieser schätzbaren Mittheilung folgt „eine Aehrenlese vom deutschen grünen Hügellande," von W. Alexis. Anspruchslose Bemerkungen u. dergl., auf einer Reise durch Mitteldeutschland niedergeschrieben. Die Reise mag flüchtig gewesen seyn und daraus sich das flüchtige mancher Bemerkungen erklären. Gleiches gilt von dem folgenden Aufsatze: „Ueber den Zustand der Musik in Deutschland" von Ludwig Rellstab. Der Verf. ist als gründlicher Kenner der Musik und als Gegner Spontini's bekannt und man weiß, daß sein sonst unbestechliches Urtheil von der Leidenschaft zuweilen bestochen wird. Von diesem Standpuncte aus kann der Leser manches Neue aus dieser Abhandlung lernen. Für den größern Theil der Almanachsleser folgen nun: „Der Retter," gut erzählte Novelle von Theodor Mügge, und „Gemüth und Selbstsucht," Novelle von F. v. W. Mitgetheilt von Leopold Schefer. Breit und langweilig. Die Gedichte welche angehängt sind, zeugen von geschmackvoller Wahl; besonders anziehend sind die Lieder in Lithauischer Weise von Reichenau. Der Herausgeber hat leider die Erscheinung des zweiten Jahrgangs seines Taschenbuchs nicht mehr erlebt und wir finden es daher passend, sein würdiges Streben, den Saamen des Schönen und Guten nach allen Richtungen auszustreuen, hier dankbar anzuerkennen. Ehre seinem Andenken!

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 75. Mittwoch den 9. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

Der Sultan fuhr bei dieser Kunde auf, sein Gesicht röthete sich wie dem Truthahn der Kamm zu schwellen beginnt beim Anblick der rothen Farbe, — da öffneten sich die Vorhänge des Zeltes, und mit ernstem Schritt trat der weise Scheick der Wüste, wie ihn die Horden nannten, herein. Ehrerbietig wichen zu beiden Seiten die Krieger und berührten sein Gewand, bis er durch ihre Reihen zum Sultan gelangt war, den er begrüßte und auf dessen ehrfurchtsvoll erwiederten Gruß er an seiner Seite auf einem Polster sich niederließ.

„Weiser Emir," sagte der Sultan, „es möge Deiner Weisheit gefallen, im Rathe meiner Agas heute zu entscheiden. Aber," fuhr er fort und seine Augen suchten ihn in der Versammlung, „wo bleibt das Kind Deines Auges, wo weilt Almansor, daß er mir Botschaft bringe von dem Vollbringen seiner Sendung?"

„Sultan," sprach der Alte feierlich, „ich komme Dir seinen letzten Gruß zu bringen. Er wandelt unter den Schatten des Paradieses!"

„Es gefällt Dir zu scherzen, würdiger Emir!" rief der Sultan und erhob sich von seinem Polster, „aber säume nicht, mein Herz ist begierig nach der Kunde, wie die Blüthe nach dem Thau des Morgens. Sage schnell, wo weilt mein Liebling, auf daß er Kunde gebe dem zweifelnden Herrn?"

„Ich sage es!" erwiederte der Emir. „Sultan," fuhr er fort und auch er erhob sich, „bei der Klarheit des ewigen Lichtes, ich sprach Wahrheit; er starb den Tod für seine Liebe und Pflicht, nach meinen Lehren, — er fiel von dem Schwerte der Christen!"

„Daß Dich Allah ....!" rief der Türke, „und wo ist das Weib, das ich seiner Obhut anvertraut?"

„Er fiel in dem Kampfe für sie, da er sie nicht Dir zu bewahren vermochte. Ihre Brüder, die Christen, haben sie gerettet ....."

„Daß Deine Zunge verdorre, lügnerischer Hund," fuhr der Sultan auf und seine Hand fuhr nach dem Handjar im Gürtel. „Der Hund, der Giaur! Die Wölfe der Wüste sollen sein Aas fressen und seine Augen den Geiern zur Speise dienen. Das ist der Dank für die Sonne meiner Gunst!"

„Sultan!" rief der Emir und seine ehrfurchtgebietende Gestalt erhob sich noch höher, — „Friede sey mit dem Todten; er starb größer, als Du einst enden wirst. Entehre seine Hülle nicht, sein Geist wandelt ja doch schon unerreichbar unter den Seligen! Aber daß Du ganz die Größe seines Todes erkennen lernest, so höre die Rede meines Mundes."

„Wisse, auch er liebte die Jungfrau, die Du geraubt, um sie Deinen Lüsten zu opfern, aber mit dem edlen erhabenen Feuer besserer Geister, nicht mit thierischer Begierde. Dieß trieb ihn, sie zu retten, da Du die zarte Blume gebrochen hättest; aber nicht für sich, er wollte sein edles Werk nicht halb thun. Wohl wußte er, daß die Schaar der Griechen in dem Dunkel auf die schöne Beute lauerte, hatte er sie doch zur Rettung herbeigerufen. Doch als Du sie ihm nun selbst zum Schutze anvertraut, da kämpfte er, bis er mit seinem Tode die Geliebte rettete und Dir den Schwur der Pflicht hielt! Seine Sorge führte noch sterbend die Geliebte und ihre Retter glücklich hinüber in die bedrängte Stadt. Dort weilt sie, dort spottet sie Deines Zornes, wie sie Deine Liebe verschmäht, und Almansor lächelt selig dort oben der vollbrachten That, — sie Alle erreicht nicht mehr Deine Macht!"

„Aber Dich, grauer Schurke!" brüllte der Sultan, und der Schaum stand ihm weiß vor dem Munde. Höher und höher waren die Adern seiner Stirn geschwollen während der kühnen Rede des Greises. Gleich zwei Feuerrädern rollten seine Augen unter den buschigen Brauen, und schossen

Verderben drohende Blitze. Er war ganz aufgesprungen, seine Rechte hatte den Säbel erfaßt; ruhig war der Emir an den Eingang des Zeltes zurückgetreten und erwartete mit der stillen Würde, die nur Tugend und Weisheit gibt, das Thun des Wütherichs.

„Du sollst mir nicht entwischen," ras'te dieser fort, „dießmal schützt Dich der Mantel Deiner Heiligkeit nicht. Haut ihn in Stücke!" befahl er den Umstehenden; aber keiner rührte sich, keiner wagte den heiligen Mann anzutasten. Da stieg der Zorn des Sultans zur Raserei. „Sclaven!" brüllte er und riß den blitzenden Säbel aus der Scheide und stürzte selbst auf den Emir zu, — der aber hob ruhig den Teppich des Zeltes in die Höhe und hinter diesem stand sein mächtiger Löwe und fletschte die Zähne und knurrte drohend den Rasenden an. Erbleichend ließ dieser den Mordstahl sinken, der Weise aber sah ihn mit einem Blicke voll Hoheit und Verachtung an. „Mich schützt dieser vor Deiner Wuth, Tyrann!" sprach er, „aber die heilige Stadt dort drüben kann nur Allah noch lange bewahren. Wir sehen uns nicht wieder. Was mich an Dein Treiben band, ist dahin, ich ziehe heim mit dem Todten zu seinen Palmen. Möge Allah Dein Herz durch sein Opfer wenden." Ruhig kehrte er dem Sultan den Rücken und schritt hinaus durch die zurückweichende Menge; ehrfurchtgebietend und ernst und majestätischen Schrittes folgte ihm der Löwe.

Da erwachte der Sultan. „Und sie soll doch mein seyn!" ras'te er, und schwang den zischenden Säbel. „Hinaus zum Sturm! Beim Barte des Propheten, ehe die Sonne untergeht, muß die Stadt mein seyn und sollt ich Euch mit Hunden gegen die Mauern hetzen, feige Sclaven! Hinaus, hinaus! Verflucht sey die Hand, die nicht siegt!"

Und um ihn fielen rauschend die Zeltwände nieder und rings umher standen die unzähligen Horden der Muselmänner kampfgerüstet, und wie er unter sie stürzte, da schwangen die Barbaren die Sichelklingen und ihr Allahgebrüll tobte hinauf zu dem wolkenleeren Himmel, an dem friedlich und majestätisch Gottes Wunderwerk, die goldne Sonne, emporstieg. Während Mahomed mit seinen blutigen Horden zum Entscheidungskampfe gegen die unglückliche Stadt ras'te, zog Ibrahim mit der Leiche des Sohnes und seinen Getreuen aus dem Getümmel der Schlacht dem Frieden unter den Palmen der Wüste entgegen.

6.

Der Morgen des dritten Pfingstfeiertages — mit blutigen Lettern ist der 29. Mai des Jahres 1453 in den Büchern der Weltgeschichte verzeichnet — zog herauf. Den Tag vorher hatten die Christen durch feierliche Umgänge und Processionen die Hülfe ihres Gottes angerufen. Männer und Weiber, Jung und Alt, liefen barfuß auf den öffentlichen Plätzen umher und schrieen und wehklagten gen Himmel. Der Kaiser mit seinen Getreuen genoß in der Sophienkirche das heilige Nachtmahl und bereitete sich zum Tode. Wie ein Ungewitter, schwer und drohend, lag Muthlosigkeit und Verzweiflung über der Stadt. Kein Auge genoß während der Nacht des Schlafes; denn das Feuerzeichen am Abend vorher hatte allgemeine Bestürzung verbreitet.

In den Hallen seiner Väter stand Constantin Paläologus zum letzten Male und um ihn seine trauernden Lieben. Noch hüllte Dunkel die weiten Hallen ein. Wie ein Bild aus alten Zeiten war der Held anzuschauen, und die Gruppe um ihn rief die Geister der alten Thebaner und Athener mit ihrem Felsenmuthe, wenn sie zum Streit auszogen, noch einmal aus den entweihten Gräbern. Wohl weinten und klagten die Frauen, selbst seine edle Gemahlin; aber es sind ja eben Thränen, durch welche allein das Weib seine wogende Gefühlswelt ausspricht, wo den Stürmen der Mann seine gewaltigere Kraft entgegenstellt. Wie sich die Sonne durch die Wolken Bahn gebrochen in all' ihrer Herrlichkeit ohne verhüllenden Nebel leuchtet, so kniete Gregor vor der Prinzessin. Sein Auge, bisher nur schwärmend, leuchtete in edlem erhabenerem Stolze, begeistert hob sich sein Blick zu Irenen und schien zu sagen, daß er erst jetzt des Lebens wahre Höhen erkannt habe.

Und zwischen der Jugend und dem Alter stand der kräftige Mann. Wie König Harald selbst, oder wie ein Held aus den klang- und sangreichen Nordlandssagen lehnte die Riesengestalt des deutschen Hauptmanns an einem Pfeiler. Bis an die Zähne in Stahl gehüllt, stützte er die gepanzerte Rechte auf das mächtige Ritterschwert, von dem hohen Helme wallten weite Reiherfederrn, um die Schultern schlang sich eine Schärpe, schwarz und blau, die er nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten trug, ein Andenken verklungener Liebe in der Heimath. Auch ein Gnadenkettlein schmückte die Brust, das König Wladislaus III. ihm selbst in der Schlacht bei Varna umgehangen; er war geputzt, als ging es zu einem Festtage und auch aus seinen Zügen strahlte noch der vertrauende frohe Muth, wenn auch zuweilen der Ernst der Gegenwart düster darüber hinzog.

So gingen unsere Väter kräftigen und fröhlichen Herzens und Muthes zum Streite, ja zum Tode. Es waren deutsche Männer! — und die Söhne? —

„Schöne Burgen, schöne alte Zeiten,
Ach mit euch sank auch des Mannes Werth!"

Eine Thräne glänzt im Auge des Dichters, ruft er die Bilder kräftiger Tage der Vorzeit! Aber laßt uns weiter von ihr träumen, wir ändern ja doch die heutigen Stutzer nicht! — —

Der fromme Fürst blickte um sich. Durch die hohen Bogenfenster zuckten wie fernes Wetterleuchten die ersten Strahlen der Morgenröthe herauf.

„Bald, bald!" sagte er, „die aufgehende Sonne erweckt das Werk der Nacht. Lebe wohl mein Kaiserhaus, meine Ahnen, mein treues unglückliches Volk, unter den Trümmern Deines sinkenden Kreuzes, Deines Thrones begräbt sich auch Dein Fürst! Und sollte ich euch nicht mehr wiedersehen, ihr Zeugen meiner Kindheit, ihr Hallen der

Väter, so stürzet ein, ehe der Fuß eines Ungläubigen euch entweiht. Aber noch wollen wir die Hoffnung nicht sinken lassen. Auf Gott wollen wir bauen und auf seine Vatergüte, daß er uns seine himmlischen Heerschaaren sende zum heiligen Kampfe. Laßt uns nicht zagen, meine Kinder! Noch weht das Banner des Kreuzes, noch steht Constantinopolis unbesiegt, noch lebt der alte Gott über uns, laßt uns ihn anrufen um Stärke und Schutz im gläubigen Gebet!" Und er knieete nieder und Alle um ihn her, zu andächtiger Bitte, und der Herrscher sprach:

„Vater unser Aller, der Du dort oben wohnst auf Deinem Wolkenthrone, im Himmel, gelobt, gepriesen, geheiligt sey Dein Name in der Stunde des Glücks, wie im Sturme der Gefahr. Zu uns komme Dein Reich; sende die Engel Deiner Gnade mit dem Palmenzweige, oder gib uns Kraft, zu erringen den Sieg zur Ehre Deines Namens; laß uns nicht darben im Kummer der Nahrung, und gib, wie jedwedem Deiner Geschöpfe, auch uns unser tägliches Brot. Und sinken wir in Deinem heiligen Streit, so vergib uns unsre Schuld um unsers gläubigen Opfers willen, wie ja auch uns Deines himmlischen Sohnes Worte gelehrt haben, unseren Feinden zu vergeben. Laß uns nicht in die Hände jener Ungläubigen kommen und ihnen zum Spott und Hohn werden, stärke die Herzen, daß wir nicht in Versuchung fallen, auch wenn Du Schlimmes über uns beschlossen, sondern erlöse uns dann durch einen christlichen und schnellen Tod zur Ehre Deines Namens und Deines Glaubens von allem Uebel; denn Dein ist ja die Macht, der Sieg, Du sprichst und Welten vergehn! Dein ist die Herrlichkeit, in die wie einst einzugehen hoffen zur Ewigkeit, Amen!"

Und als er geendet, da umflossen die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn wie mit einem Heiligenscheine und in weiter Ferne erdröhnte zugleich der Allahruf der Türken.

(Fortsetzung folgt.)

Die gemischten Ehen.

Der Gegenstand ist in der That einer der schwierigsten und alle Berathungen darüber haben immer noch kein vollkommenes, sicheres und feststehendes Resultat hervorbringen können. Viel ist besonders auch im Weimarschen darüber debattirt worden, und so viel ich mich besinne, ist der Vorschlag durchgegangen und angenommen worden: es den, die Ehe Vollziehenden zu überlassen, in welcher Religion sie ihre Kinder erziehen wollen, jedoch immer so, daß der Mann die Hauptstimme habe, und daher auch wohl in besonderen Fällen eine Abänderung treffen könne. Es träfe dieß mit dem Vorschlage aller Vernünftigen überein, und ich bin auch der Meinung, daß dieser Weg immer noch der bessere sey, da mit Gewalt von Seiten des Staates bei dem starren Festhalten der katholischen Geistlichen an ihrem unevangelischen Lehrsatze: Extra eccelesiam sc. catholicam nulla est salus, nicht so leicht ohne Aufregung der Gemüther, besonders in der gegenwärtigen Periode, auf dem eingeschlagenen Wege der Zweck zu erreichen ist.

Alles hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter der Sonne hat seine Stunde, sagt Salomo. Bei allen Fortschritten der Cultur, Wissenschaft und Aufklärung in religiöser Hinsicht ist, wie es scheint, die Zeit dazu noch nicht zu der gehörigen Reife gediehen, ob sie sich gleich derselben immer mehr nähert und gewiß eintreten wird, nur läßt sie sich nicht mit Gewalt herbeiziehen und wer es thun will, muß leicht sich selbst zum Opfer bringen.

Huß unterlag und brannte auf dem Scheiterhaufen, obgleich durch 200 Jahre am Kirchengebäude gerüttelt und ihm vorgearbeitet worden war. Es mußten noch 100 Jahre vergehen, ehe Luther das große Werk, und dennoch unter gar schweren Kämpfen ausführen konnte.

Wie stark die katholische Geistlichkeit selbst unter uns sich aufgeregt fühlt, davon treten so manche Beweise ans Licht für den, der nur einigermaßen aufmerksam ist, und fast scheint es, als wenn gerade die jüngere Geistlichkeit, von der man es am wenigsten vermuthen sollte, die intoleranteste Gesinnung in sich trüge. Auch darf es uns nicht wundern, wenn Schriften herausgegeben werden, welche geradezu es aussprechen: die preußische Regierung wolle die evangelische Kirche auf Unkosten der katholischen erweitern, letztere schwächen, ja wohl gar vertilgen und sie sey die ecclesia pressa. Letzteres äußerte selbst vor einigen Jahren ein katholischer Landgeistlicher, dessen Kopf etwas voll vom Geist war, gegen mich.

Soll jedoch der Staat sich nicht compromittiren und durch gänzliches Nachgeben eine Schwäche verrathen, über welche man triumphirte und nur noch störriger würde, so pflichte ich ganz der folgenden Meinung in Betreff des Trauungsactes bei:

Man überlasse es dem katholischen Geistlichen nach vorher abgelegter Erklärung der Verlobten unter Zuziehung von 2 Zeugen, ob er die Trauung selbst halten wolle oder nicht. Auch ist ja schon in der Bulle des gegenwärtigen Papstes eingeräumt worden, daß der katholische Geistliche nur als Zeuge der Trauungshandlung beiwohne und dann die Vollziehung derselben ins Kirchenbuch eintrage. Es ist dieß der nämliche Fall als bei Geschiedenen, welche zwar nicht von dem katholischen Geistlichen, aber von dem evangelischen getraut werden. Den Eheleuten bleibt es überlassen, ob sie die dadurch zu begehende Sünde auf sich laden wollen oder nicht. Ich habe beim Regimente mehrere Brautpaare copulirt, weil sie es ausdrücklich verlangten, obgleich der katholische Pfarrer ihnen erklärt hatte: daß ihre Ehe ungültig, ihre Kinder Hurenkinder seyen, und sie keine Absolution erhalten könnten. Ob übrigens der katholische Geistliche unter so bewandten Umständen die katholische Braut noch einsegnen werde, bezweifle ich, wenn er sich weigert,

die Trauung selbst zu vollziehen. Bei den Evangelischen wird dieser Act im entgegengesetzten Falle nicht verlangt.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Ein Schauspieler in einem kleinen Städtchen in Ungarn hatte eine freie Einnahme. Er wandte ein Zwangsmittel an, um das Publicum ins Theater zu bringen. Er ließ nämlich auf den Theaterzettel eine Pistole malen und darunter schreiben: „Wahrhafte Abbildung des gräßlichen Mordgewehres, womit ich mir morgen das Leben nehmen werde, wenn ich mich nicht einer sehr guten Einnahme erfreuen kann."

Der Schauspieldirector R. hatte die Mitglieder seines Theaters zu sich geladen. Es wurden unter andern Gesellschaftsspielen auch Räthsel aufgegeben. Die Reihe kam an den Hausherrn; er sprach: „Es kam im vergangenen Monat nicht und wird im nächsten Monat auch nicht kommen, was ist das?" — „Das ist unsere rückständige Gage, Herr Director," platzte der Heldenspieler heraus.

Literarisches Museum.

Taschenbücherschau.

(Schluß.)

16. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. (Frankfurt bei Wilmans.)

Das Titelkupfer — Liebe und Freundschaft — ist allerliebst, die Kupfer zu den „Ueberschwenglichen unserer Zeit" sind ziemlich komisch, der Witz nicht attisch, sondern von ächt deutschem Korne. Die Erzählung von St. Schütze, „der unentschlossene Freier," ist zu kalt und prosaisch. „Der Erbschleicher," von W. Blumenhagen, anziehende Darstellung, sorgfältige Detailmalerei. „Die Dame aus England," Novelle von Ludw. Storch, ganz für den Gaumen ächter Almanachsleserinnen appretirtes Gericht, stark gewürzt, nicht ohne einigen haut-goût. „El ultimo sospiro del moro," von Wilh. Wachsmann — der spanische Romanzenton geschickt nachgebildet. „Die Mutter Gottes von Urspringen," hennebergische Sage von Ludwig Bechstein. In der bekannten Manier des Verf. Gedichte von dem liebenswürdigen Humoristen St. Schütze, Joh Gab. Seidl und Friedrich Rückert. Die Mittheilungen des Letzteren sind die Zierden dieses Taschenbuchs. Sehr anziehend sind auch seine „Bruchstücke aus der Weisheit des Brahmanen." „Minage" von Ferd. Freiligrath, ächt poetisch. „Der Grgurock," Erzählung von A. G. Prätzel — leicht und lebendig vorgetragen, anmuthig versificirt. „Am 1. Mai 1835," ein Gelegenheitsgedicht und ohne innern Werth. Mehrere, den Gedichten u. s. w. beigegebene Kupfer sind fleißig gearbeitet und dienen diesem Taschenbuche zur wahren Zierde.

17. Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1838. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen. (Frankfurt a. M. bei Sauerländer.)

Diese Stahlstiche alle zeichnen sich sehr vortheilhaft aus. Außer dem Bildniß des Herrn Herausgebers findet man lauter weibliche Figuren, unter denen den Liebhabern des Schönen die Wahl nicht leicht werden dürfte. Sie sind sämmtlich von englischen Künstlern gemalt und gestochen. Ein glücklicher Gedanke war es, die Erklärung in einen kleinen Roman zu verwandeln, in welchem, wie sich erwarten läßt, ein Heirathscandidat die Hauptrolle hat. Für die Lectüre ist hier geboten: „Die Sardinierin," von Adrian; als Charaktergemälde gut, als Erzählung einer Begebenheit unbefriedigend. „Der Brigittenkirchtag in Wien," führt auf erfreuliche Weise durch das leicht zur Lustigkeit erregte Volksleben dieser Kaiserstadt, nicht ohne manchen ernsten Wink zu geben, wie z. B. über Ungarn S. 44 „Die Mondblume," eine Erzählung von Otto Müller. Mit dieser Erzählung beginnt das Dämonische, dessen nicht wenig in diesem Taschenbuche ist, und Hr. Müller, dem das Talent zum guten Erzähler nicht fehlt, weiß damit wohl umzugehen, jedoch werden alle Leser wünschen, daß der Schluß weniger zum Errathen übrig ließe. „Die Seeräuber," Reiseabenteuer einer jungen Engländerin, von ihr selbst beschrieben. Nicht ohne Interesse, wenn gleich von Marryat Verwöhnte sich ein wenig getäuscht finden werden, wird man den Bericht von diesem Abenteuer, welcher durchaus den Charakter der Wahrheit an sich trägt, lesen. „Der Hermaphrodit, Scenen aus dem Leben eines Künstlers." Wenn die Leserinnen sich damit begnügt haben, in dem Hermaphroditen nichts anderes zu sehen, als eine „eigenthümliche halb knabenhafte, halb mädchenhafte Gestalt," so werden sie gewiß an der lieblichen und durch die Liebe so heldenmäßigen Fortunata sich innig erfreuen, und an dem wackern Künstler herzlichen Antheil nehmen. „Sagen aus dem Süden von Irland." Die beste ist die erste, die übrigen werden wenig ansprechen; einige vielleicht würden anziehender geworden seyn, wenn der Ton chronikartig gehalten wäre. „Die Tochter des Blitzes," Novelle von Ludwig Storch, in welcher das dämonische Element am Meisten hervortritt, darf auf den Beifall der Leser rechnen, denn es spannt die Erwartung. Der Verf. hat es aber auch verstanden, das Dämonische, anstatt es à la Kerner zu behandeln, an das Natürliche anzuschließen — wenn gleich an ein außergewöhnliches Natürliches — und das Mährchenhafte in ein historisch Wunderbares hinüber zu spielen. Die Scene bei den Exequien aber ist doch zu empörend. Man treibe die menschliche Verworfenheit nicht über alle Grenzen, und Storch's Talent brauchte nicht zu solchen Mitteln zu greifen, um Effect zu machen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 76. Donnerstag den 10. Mai 1838.

Correspondenzblatt.

Wien.

Im April 1838.

Von Errichtung einer Akademie der Wissenschaften ist jetzt wieder stark die Rede. Vielleicht ist ein Vorläufer davon die bereits Statt gehabte Versammlung hiesiger Aerzte, (welche regelmäßig alle Monate fortgesetzt werden wird) im Saale der Universität. Der ausgezeichnete Dr. Malfatti v. Montereggio führt dabei das Präsidium, und am ersten Abende verherrlichten die kaiserlichen Prinzen und höchsten Staatsbeamten die Versammlung mit ihrer Gegenwart. Für das Monument zum Angedenken Franz I., Kaisers von Oesterreich, ist ein Concurs für die Akademieen Wien, Mailand und Venedig ausgeschrieben worden. Nach dem aus den eingegangenen Modellen gewählten Muster wird die Statue von dem berühmten Mailänder Marchesi gearbeitet, und von seinem eben so ausgezeichneten Landsmanne Manfredini, (welchem die Pferde auf dem Arco della Pace zu Mailand so großen Ruf verschafft haben) in Erz gegossen werden. Zum Orte der Aufstellung ist der große Waffenplatz außerhalb der Hofburg gewählt worden.

Der Eigensinn der Mode hat jetzt die alten vergessenen Porzellain-Figuren aus den Großvaterschränken hervorgesucht, und alle Möbels und sonstigen Zimmereinrichtungen gestalten sich nun nach der altfränkischen Schnörkelmanier, und das nennt man Rococò. Diese Mode hat auch zu einem originellen Feste Gelegenheit gegeben, welches bei Hofe Statt fand, und wo die Elite des Adels beiderlei Geschlechtes solche Rococò-Figuren in geschmackvoll arrangirten Tableaux vorstellte. Die Costüme dazu waren treu nach der Sitte des verflossenen Jahrhunderts, prachtvoll und kostbar.

Das allgemeine Gespräch dreht sich fast ausschließlich um das beispiellose Unglück der Donaustädte; doch bleibt es zur Ehre Wiens nicht blos beim Sprechen, sondern es hat sich ein wahrer Feuereifer in Darbringung von Spenden aller Art erhoben, welchen die Provinzen gewiß auch theilen werden, so wie hier das edelmüthige Benehmen Sachsens und der freien Stadt Frankfurt mit freudigem Dankgefühle anerkannt wird.

Der Wunsch, so viel Geld als möglich den Schwerbetroffenen zuzuwenden, hat unter Anderem eine Menge Concerte veranlaßt.

Eines der ausgezeichnetsten war das der Miß Clara Novello, der gefeierten Sängerin Albions, welche auch hier in Wien außerordentlichen Beifall hatte. Im Redoutensaale veranstaltete Arkadius Klein eine musikalisch-declamatorische Akademie, in welcher mehrere Mitglieder des Adels mitwirkten. Gräfin Almàssy trug ein auf die Gelegenheit bezügliches Gedicht von Saphir vor, der Baron Schönstein, ein trefflicher Tenor, und Herr v. Besana executirten Lieder von Schubert und Proch mit hoher Virtuosität; der Applaus während und nach dem Concerte war überschwenglich. Einen wahren Jubelsturm erregte das Gesangstück der Novello, und viele Nummern mußten wiederholt werden. Die Akademie währte von ½1 bis 3 Uhr.

Saphir säumte nicht, auch seinerseits zur Erleichterung des Geschickes der Pesther, seiner Landsleute, beizutragen. Er kündigte eine Akademie an, und die Sperrsitze dazu waren augenblicklich vergriffen. Sie fand im Theater in der Josephstadt um die Mittagszeit Statt, und versammelte, wie leicht zu denken war, weit mehr Menschen als das Schauspielhaus dann zu fassen vermochte. Die Glanzpuncte waren: Löwe's und Mad. Haitzinger-Neumanns Declamationen Saphir'scher Dichtungen, die Gesangstücke der Dlle. Novello, Lutzer, der Herren Staudigl und Haitzinger, und des Unternehmers humoristische Vorlesung. Das Publicum bewies Hrn. Saphir durch einen donnernden Beifall und Hervorrufen, wie sehr es seinen Edelsinn sowohl, als auch seine gediegenen, höchst poetischen Schöpfungen zu schätzen wisse. Der Ertrag war sehr bedeutend.

Im Burgtheater wurde gleichfalls ein höchst interessantes Concert gegeben, bei welchem die an künstlerischer Kraft ewig junge Schröder mit Bürger's „Lied vom braven Manne" einen ihrer schönsten Triumphe feierte. Hr. Löwe, Dlle. Müller und wieder Clara Novello gestalteten das Uebrige zu einem hohen Kunstgenusse. Im Kärnth. Th. Theater ist nun auch eine musikalische Akademie gegeben worden, bei welcher die italienischen Sänger Marini, Poggi, Pedrazzi, die Sängerinnen Schober-

lechner, Brambilla ꝛc. Furore machten. Hr. Franz Schoberlechner spielte Variationen seiner Composition auf dem Pianoforte.

Der berühmte Pianist, F. Liszt, wird aus Italien eigends zur Veranstaltung eines Concerts zum Vortheile der Verunglückten hierher kommen.

In den Theatern wurden zum Besten der Ungarn gleichfalls Vorstellungen gegeben. Der Director Carl gab eine gelungene Auswahl theatralischer Scenen, unter dem Titel: „Jeder thut sein Möglichstes." Auch die Leopoldstädter und Josephstädter Bühne schlossen sich mit ähnlichen Arten der Wohlthätigkeit an. Von den hohen adeligen Damen der Residenz, J. M. die Kaiserin an der Spitze, ist eine Redoute veranstaltet, bei welcher einige tausend Gegenstände aller Art durch das Loos vertheilt werden. Die Gewinnste, welche eine Menge der werthvollsten Stücke an Gold- und Silbergeschirren, Juwelen, Gemälden, Shawls ꝛc., sogar ein Reitpferd enthalten, wurden von Personen aus allen Classen der höhern Gesellschaft (als freiwillige Geschenke zusammengebracht und im Volksgarten gegen Eintrittspreise zur Schau gestellt, welche wieder zu dem nämlichen wohlthätigen Zwecke verwendet werden.

Der Redacteur der Wiener Zeitschrift F. Witthauer gibt eine Sammlung belletristischer Aufsätze der notabelsten hiesigen Schriftsteller zu demselben Zwecke heraus.

Das Unzweckmäßigste bei diesem allgemeinen Eifer dürften die vielen verunglückten Schilderungen in Bild und Schrift seyn, besonders erstere. Die Ausstellung an der Akademie der bildenden Künste hat begonnen, worüber ich in einem eigenen Artikel zu referiren die Ehre haben werde.

Das Nordbahn-Comité hat die Resultate seiner jüngsten Zusammentretung bekannt gemacht, welches sogleich ein Steigen der Actien zur Folge hatte. Für die Sina'sche Wien-Raaber-Bahn zeigt das Publicum eine besondere Vorliebe. Bei der jüngst Statt gehabten Subscription auf Actienscheine war der Zudrang so groß, und das Ungestüm der von ihren Committenten beauftragten Soldaten, Lastträger, Gesellen ꝛc. so gewaltig, daß es nicht an bedeutenden Unfällen gebrach, welche alle genommenen Vorsichtsmaßregeln nicht verhindern konnten. *)

Am 2. April fand die Eröffnung der italienischen Oper Statt. Man gab: „Il Giuramento" von Mercadante. Sgra. Schoberlechner, Sgra. Brambilla, Sgr. Pedrazzi und Sgr. Cartagenova theilten sich in die Hauptpartieen. Die Erste hat eine kräftige, sonore Stimme bei ächt künstlerischem Vortrage; die Zweite besitzt einen bedeutenden Stimmumfang und eine seltene Tiefe, und hat vor ihrer Collegin noch das vortheilhafte Aeußere voraus. Der Tenor Pedrazzi hat seit vergangenem Jahre an Schönheit der Stimme, so wie an Vortrag gewonnen, und erinnert zuweilen lebhaft an den classischen Rubini, während die Stimme Cartagenova's an Klang verloren hat. Mit den Sängern war das Publicum größtentheils zufrieden, doch vermochte die Musik, welche ungeachtet mancher ausgezeichneten Nummer doch auch viele Reminiscenzen enthält, nicht recht anzusprechen. Dagegen erhielt enthusiastischen Beifall ein Quartett, ein Frauenchor, und ein herrliches Duett der beiden Sängerinnen, in welchem freilich das merkwürdige „Abracciami!" der Schoberlechner, und die wahrhaft dramatische Situation die meiste Anziehungskraft äußerten. Das Orchester ließ sich bei dieser ersten Production Manches zu Schulden kommen, doch dürfte die Oper in der Folge bei weitem größern Antheil erregen.

Mfr. Perrot brachte außer den „Neapolitanischen Fischern," ein großes Feenballet in die Scene, welches außerordentlichen Fureur machte. Es heißt „der Kobold" und ist eigentlich die umgekehrte Sylphide, da auch hier ein höheres Wesen auf seiner Erdenwanderung die Prüfung zu bestehen hat, ob seine Brust der irdischen Liebe zu widerstehen vermöge, und nachdem es unterlegen, der Unsterblichkeit verlustig wird. Perrot und seine Gattin entzückten in diesem höchst sinnig und geschmackvoll ersonnenen Tanzdrama; die Musik theils neu; theils gut aus älteren Stücken zusammengestellt, schmiegt sich trefflich dem Sujet an; die Decorationen übertreffen fast Alles, was man bisher auf dieser Bühne gesehen. Jede Reprise des Ballets macht ein volles Haus.

Von sonstigen theatralischen Neuigkeiten sahen wir: „Wehe dem, der lügt," von Grillparzer. Der Dichter hat es ein Lustspiel genannt, aber Publicum und berufene Kritiker behaupten, daß das Stück nichts weniger als ein Lustspiel sey, während Andere wieder schwören, es sey und könne eben nichts Anderes seyn, als ein Lustspiel. Doch Lustspiel oder nicht, dieses Werk des ausgezeichneten Dichters hat im Ganzen nicht gefallen, und erfuhr von der einen Seite eben so hartnäckigen Widerspruch, als es von der andern als etwas originelles, classisches, ganz außerordentliches verschrieen wurde. Die Wahrheit mag auch hier wieder in der Mitte liegen. Uebrigens kommt das Lustspiel selten auf das Repertoir.

Das neue Stück der Prinzessin von Sachsen: „Der Zögling," hat auf der Hofbühne entschieden gefallen, und wird häufig wiederholt. Die Gastrollen Döring's aus Hamburg (als Schewa) und der Mad. Haitzinger-Neumann (als Fürstin in „Elise von Valberg") und ihrer Tochter (im „Zögling") bildeten einen Glanzpunkt der neuesten Theaterperiode.

Von dem unerschöpflichen Nestroy kam auch wieder ein neues Product zur Aufführung, welches den Titel: „Glück, Mißbrauch, Rückkehr" führte, und sowohl durch die geschickt aus dem Leben gegriffenen Situationen und Dialoge, als auch durch die meisterliche Darstellung der Komiker Scholz und Nestroy Glück machte. Der Director Carl hat bei dieser Gelegenheit selbst wieder die Bühne betreten, und in seiner kleinen, mit gewohntem Geschicke ausgeführten Rolle, großen Beifall erhalten.

Eine Parodie des „Turniers zu Kronstein," im Leopoldstädter Theater fiel durch, während die Travestie des „Postillons von Lonjumeau" im Josephstädter Theater stets volle Häuser macht.

Der Escamoteur Weiß gibt in verschiedenen Localitäten seine mit französischen Floskeln reichlich ausgestatteten Zauberproductionen, und findet sein Publicum. Das ungeheure Wallfischgerippe hat vor dem Rothenthurm-Thore einen Platz gefunden, und erfreut sich häufigen Zuspruchs.

*) Ein Witzling nannte sie (zum Gegenstücke der Nordbahn) Mordbahn.

Wie der heutige Zettel des Kärnth. Thor-Theaters verkündigt, wird die beliebte Tänzerin Perrot-Grisi nun auch singen.

Danzig.

(Schluß.)

Kaum hatte nun am vergangenen Freitage die Nachmittagsuhr vier geschlagen, kaum war der Junkerhof geöffnet und von Gensd'armen und Policei gehörig besetzt worden, als eine ganz gewaltige Masse von Menschen aus allen Straßen der Stadt und der Vorstädte sich in Bewegung setzte und dem langen Markte zuströmte. Meistens waren es Männer, aber auch manches Frauenzimmerchen befand sich in ihrem Gefolge; meistens trugen die Männer Röcke, (die Frauenzimmer immer!) aber auch hunderte von Jackenträgern kamen angezogen, und Alle, mit Ausnahme jener, welche „Jünglinge an Jahren, vierzehn Jahre zählten kaum," wurden hineingelassen. Und ich war nicht dabei! Redacteur, das ist ein Gedanke, der mit der Verzweiflung im neunten — doch Sie errathen schon, was ich mit Tippel aus der Tochter Pharaonis ausrufen will! Ich hatte mich in die Lectüre eines neuen Romans von Paul de Kock (schelten Sie nicht!) dermaßen vertieft, daß ich alle Mäßigkeit und Enthaltsamkeit total vergessen hatte, und erst, als ich gegen sechs Uhr zufällig an das Fenster meines die Aussicht auf den langen Markt habenden Wohnzimmers trat, durch den Anblick einer vor dem Junkerhofe aufgepflanzten Menschenmenge an das, was dort so eben passirte, erinnert wurde. — „Knapp, sattle mir mein Dänenroß!" hätte ich rufen können, aber ich rief ganz bescheiden: „meinen Stock, meinen Hut!" und eilte über die Straße. Aber meiner wartete das Loos des Tamino. Willig öffnete mir zwar das Volk seine Reihen, aber die Thüren des Arthushofes waren geschlossen und ich klopfte bald an dieser, bald an jener Pforte, ohne Einlaß zu erlangen. Endlich wagte ich von der Seite des Schnüffelmarktes einen Sturm und hier öffnete mir ein Thürsteher, der meine Stimme erkannte, mit den Worten: „Was willst Du, kühner Fremdling, hier im Heiligthume?" die Pforte, wies aber die Pöbelmasse, die hinter mir eindringen wollte, beharrlich zurück. Jetzt endlich bin ich im Junkerhofe. Sie wissen wie groß er ist und mögen daher, wenn ich Ihnen sage, daß er gepfropft voll war, es sich selbst berechnen, wie viele Hunderte oder vielleicht Tausende von Menschen sich darin befunden haben mögen! Ein Freund, den ich antraf, sagte mir, daß die Sitzung mit einer Rede über die Schädlichkeit des Branntweins eröffnet worden sey, die einen sichtlich günstigen Eindruck auf die Menge hervorgebracht, der sich aber bei später gehaltenen Reden und besonders bei Vorlesung der Fundamentsbedingungen der beiden Vereine, wiederum verloren zu haben scheine, jener Bedingungen, nach welchen jeder dem Mäßigkeits-Vereine Beitretende sich verpflichten solle, gar keinen Branntwein, weder rein, noch mit Wasser versetzt, weder zu trinken, noch in seinem Hause oder von seinen Untergebenen trinken zu lassen, wogegen er Wein, Obstwein, Bier u. dergl. jedoch nur in kleiner, nicht berauschender Quantität, zu sich nehmen könne, jeder sich zum Enthaltsamkeitsvereine Unterschreibende sich aber nicht nur des Branntweins und dergl., sondern auch alles und jedes Weins u. s. w. enthalten solle. Es begann jetzt dunkel zu werden und etwa ein Dutzend Lichter wurden auf den Tisch hingestellt; die übrige Halle und selbst der riesenhafte Ofen, mit seinem weltberühmten Eulenspiegel, blieb jedoch unbeleuchtet.

Es gelang mir bald auf einer, in der Nähe der Geistlichen befindlichen Bank, an die Stelle eines Fortgehenden, einen Stehplatz zu erhalten, so daß ich von diesem Augenblicke an die Verhandlungen hören konnte, ohne daß mir ein Wort verloren ging. Sie bestanden zuförderst darin, daß Hr. Pred. Kniewel die Bedingungen vorlas und zur Unterschrift aufforderte und als sich Niemand dazu meldete, sie zum zweiten und vielleicht auch zum dritten Male vorlas und endlich erklärte: bei jedem der 19 Männer, welche bereits unterzeichnet hätten, würden die Bogen zur Unterschrift ausliegen, doch könnte man auch hier, nachdem Raum geworden seyn würde, unterschreiben. Unterdeß nahm die Dunkelheit mit jedem Augenblicke zu, wiewohl mehrere aus dem großen Publicum sichtbar illuminirt waren, und um so finsterer es wurde, um so muthiger und lauter zeigte sich das Volk, so daß, wenn etwas ihm Mißfälliges zur Sprache kam, von Hunderten der Zuhörer gezischt und Stille geboten wurde, und dagegen bei Ansprechendem das lauteste Beifallsjauchzen entstand. Vorzügliche Acclamation erhielten die Aeußerungen eines nicht zu den neunzehn Unterzeichnern der Bekanntmachung Gehörenden, des Dr. Löschin. Unter Anderem bemerkte er: die vorgeschlagenen Maßregeln seyen nicht ausreichend und die Erhöhung der Steuern auf den Branntwein und die daraus hervorgehende Steigerung des Preises, dürfte sich wirksamer erweisen. Herr Consistorialrath Breßler erklärte dagegen: er wisse, daß man sich im Staatsrathe zu Berlin bereits mit Untersuchungen hierüber beschäftigt, und Alles dafür und dawider erwogen habe und zu der Ueberzeugung gelangt sey: daß eine wesentliche Erhöhung der Steuer nur die stärkste Einschmuggelung aus dem Auslande veranlassen und folglich zwecklos seyn würde, und daß übrigens, wenn selbst die Steuer dermaßen erhöht würde, daß eine einzelne Brennerei monatlich 500 Rthlr. mehr Abgabe als jetzt entrichten müßte, das Quart Branntwein dadurch noch nicht um einen halben Pfennig vertheuert werden würde*), welche Belehrung die Versammlung ungemein überraschte. — Der andere Herr wollte jedoch seine Meinung nicht aufgeben und motivirte sie dadurch, daß er daran erinnerte, wie sehr sich die Consumtion des Weins seit der Erhöhung der Weinaccise verringert habe, und wie bei der hohen Steuer auf das Salz in den Hütten der armen Dorfbewohner gar häufig Surrogate für diese für unentbehrlich gehaltene Ingredienz gebraucht würden und diesem analog, bei bedeutender Vertheuerung des Branntweins, ebenfalls eine verringerte Consumtion desselben nicht ausbleiben könne. — Der Redner wurde mit Beifallsbezeigungen von der versammelten Menge überschüttet. — Das Ende der Versammlung war, daß Herr Pred. Kniewel auf Freitag den 23. des Nachmittags um 3 Uhr zu einer zweiten öffentlichen Zusammenkunft im Junkerhofe einlud, und daß darauf zwei anscheinend im höchsten Grade

*) ???

trunkene Arbeitsleute der niedrigsten Classe sich an den Tisch heraundrängten und unter der Versicherung: das sollte heute das letzte Mal gewesen seyn, daß sie sich etwas zu gute gethan hätten, mit lallenden Tönen um die Vergünstigung, unterschreiben zu dürfen, anhielten, und nur mit Mühe und erst nach langen Unterhandlungen, und nachdem sie auf den nächsten Tag zu einem der Neunzehn beschieden worden waren, davon abgehalten und zur Ruhe gebracht wurden.

Doch jetzt genug und vielleicht schon zu viel von dieser stürmischen Sitzung, und zum Schlusse nur noch die Mittheilung, daß hier am Sonnabend den 17. d. die vor 25 Jahren (zu einer Zeit, als Danzig noch nicht dem preußischen Staate angehörte) stattgehabte Stiftung der Landwehr durch Aushängung von Fahnen auf dem grünen Thore, durch Reden und Musik in der Aula des Gymnasiumsgebäudes vor einer zahlreichen Versammlung und durch ein großes Diner im Saale des grünen Thores, an welchem über zweihundert Personen Theil nahmen, unter denen sich auch einige Unterofficiere und Gemeine von der Landwehr befanden, gefeiert wurde. Abends war, ohne jedoch mit der eigentlichen Feier des Tages im Zusammenhange zu stehen, Concert und Ball in der Ressource „Einigkeit", und Ball in der niederstädtischen Loge „Eugenia."

Berlin.

Seit der officiellen Schrift: „Darlegung des Verfahrens der Preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln." Vom 25. November 1837. Nebst Beilagen zu der Darlegung, so wie der Uebersetzung aller in den Beilagen befindlichen lateinischen Aktenstücke — die beiläufig gesagt, so häufig gekauft, und so begierig gelesen worden sind, wie keine andere Brochüre seit den Jahren 1813 bis 1815, wo man sich um die Extra-Beilagen zu den Zeitungen fast schlug — scheint wenigstens hier dies wichtige Ereigniß sein Interesse für das größere Publikum verloren zu haben. Die Sprache in dieser Schrift ist so gemäßigt und so würdevoll, sie contrastirt so sehr gegen die Allocution aus Rom, daß man darüber beruhigt ist, fest überzeugt, daß die Preußische Regierung in einer Differenz mit dem Papste, wo Recht und Billigkeit so auf ihrer Seite sind, sich zu nichts verstehen wird, was nicht mit ihrer Würde bestehen kann, und wie lebendig diese Gesinnungen die Bewohner aller Provinzen theilen, beweiset die Feier des fünfundzwanzigen Jubelfestes der verhängnißvollen Zeit, wo sie die Selbstständigkeit ihres Vaterlandes gegen einen Welteroberer, der gefährlichere Waffen, als ohnmächtigen Bann zu schleudern verstand, mit so großen Opfern erkämpft haben.

Die erwähnte officielle Darlegung erstreckt sich jedoch nur bis zum Monate November v. J., und als Nachtrag zu solcher verdient wohl das Schreiben des Staatsministers von Altenstein an den Erzbischof von Köln, vom 12. Januar d. J., weil solches das milde und edle Benehmen der geistlichen Behörde recht anschaulich macht, so viel als möglich veröffentlicht zu werden. Es lautet also:

„Ew. erzbischöfliche Hochwürden habe ich, wie ich mir schmeichle, bethätigt, welches Vertrauen ich in Ihren Willen setze, das Beste der katholischen Kirche zu fördern. Ich habe Ihnen dabei nicht verhehlt, welche Schwierigkeiten dieses in Berücksichtigung besonderer Verhältnisse habe, und wie sehr es daher bei Allem, was das Beste der Kirche erfordere, eben sowohl auf Richtigkeit des Ganges, als auf die Richtigkeit des Grundsatzes selbst ankomme. Mit größter Offenheit habe ich Ew. meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß hiervon lediglich eine für den Staat hochwichtige, allein für die Kirche nicht minder erhebliche Entscheidung abhänge, ob der Staat im Stande sey, den Zweck der Kirche einträchtig und friedlich zu fördern, oder ob er sich genöthigt sehe, darauf zu verzichten, sie unter strenger Aufsicht zu halten und zu bekämpfen, nicht bloß, wo sich ihm solche offenbar entgegensetze, sondern auch da, wo dieses nur dereinst daraus hervorgehen dürfe. Es schmerzt mich, daß eine so kurze Erfahrung über E. Verwaltung mich schon in die Gefahr gebracht hat, mich auf den letzten Standpunct zurückzuziehen; einen Standpunct, von dessen Verderblichkeit Ew. Selbst bei unsern Unterredungen überzeugt schienen. Ich habe das feste Vertrauen, daß dieser Zustand von Ihnen, ohne es zu beabsichtigen, herbeigeführt ist, da mir Ihr Wort, daß Sie das friedliche Verhältniß nicht stören werden, nicht nur dafür bürgt, daß es nicht in Ihrer Absicht liege, sondern ich auch, so weit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, überzeugt bin, daß es gar nicht in Ihrem Wesen liegt. Um so mehr halte ich mich verpflichtet, mich gegen Ew. mit größter Offenheit vertraulich über das zu äußern, was nach meiner Ueberzeugung die Veranlassung zu einer so schmerzlichen Erscheinung ist; und was sich so leicht in anderer Art gestalten läßt, aber auch diese Gestaltung erhalten muß, wenn nicht ein Uebel herbeigeführt werden soll, von dessen Umfang für die Kirche Sie gewiß, bei Ihrem mit dem redlichsten Willen befolgten Gang, keine Ahnung haben. Ich will vorerst annehmen, daß Ew. im Materiellen aller der Puncte, welche die Sache in obigen Zustand gebracht hat, vollkommen Recht hätten, was ich wirklich auch nicht einmal vom Standpuncte der katholischen Kirche, in dieser Allgemeinheit, zugeben kann, noch weniger vom Standpuncte der Regierung aus; so bin ich doch überzeugt, daß die Art der Auffassung und Behandlung durchaus nur einen Kampf gegen solche hervorruft, und somit alles sogleich dahin bringt, wo alle Kräfte nicht mehr auf die Sache, sondern bloß auf diesen Kampf gerichtet werden. Soll die Sache selbst gefördert werden, so muß solche nicht durch äußere Autorität, sondern durch ihr inneres Gewicht unterstützt werden, und das Bemühen aller derjenigen, welche darüber verhandeln sollen, muß darauf gerichtet seyn, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit für den einen Theil und der Unschädlichkeit für den andern Theil, wenigstens bei gehöriger Gestaltung, ja, daß sogar auch dessen eigenes Interesse die Förderung erfordere, zu begründen. Es ist zu diesem unerläßlich, alles, was dazu dienen kann, in Anwendung zu bringen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 77. Montag, den 14 Mai 1838.

Unterhaltungsblatt

Alte Sagen und Legenden.
Von J. N. Vogl.

Serbische Heldensagen.
1.

Marko Kraljewitsch findet den Säbel seines Vaters *).

Früh am Morgen, noch vor Tagesanbruch,
War ein Türkenmädchen aufgestanden,
Am Mariza wollt' es Leinwand bleichen.
Klar vor Sonnenaufgang war das Wasser,
Doch nach Sonnenaufgang wurd' es trübe,
Trübe wurd' es und mit Blut geröthet.
Führte Rosse mit und blanke Helme
Und manch' wunde Helden, noch vor Mittag.
So auch bracht' heran es einen Hilden,
Den die wilde Flut des Stroms ergriffen.
In dem Strome sich im Wirbel drehend
Sieht der Held das Mädchen nun am Ufer
Und beginnt bei Gott es zu beschwören:
„Schönes Mädchen, sey in Gott mir Schwester!
Wirf mir zu doch eine Rolle Leinwand
Und errette mich aus diesen Wellen,
Und ich will zum Dank Dich glücklich machen."
Und das Mädchen fühlt in Gott Erbarmen,
Wirft ihm zu das eine End' der Leinwand,
Bringt ihn glücklich an des Flusses Ufer.
Siebzehn Wunden deckten seinen Körper,
Der geschmückt mit köstlichem Gewande.
An der Seite trug er einen Säbel,
Welchen dreifach gold'ne Griffe zierten;
Drei gar selt'ne Steine in den Griffen
Gleich an Werth drei Festungen des Sultans.

Und der Held zum Türkenmädchen sagte:
„Türkenmädchen, meine liebe Schwester,
Sag', wer wohnt bei Dir im weißen Schlosse?"
D'rauf das Türkenmädchen ihm entgegnet:
„Hab' ein altes Mütterchen zu Hause
Und noch einen Bruder, Mustaf Aga."
Und der wunde Krieger nun erwiedert:
„Türkenmädchen, meine liebe Schwester,
Geh' und sag' dem Bruder Mustaf Aga,
Daß er mög' in's weiße Schloß mich bringen.
Trag' am Leibe drei gefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Goldducaten;
Mit dem einen will ich Dich beschenken,
Mit dem zweiten Deinen Bruder Mustaf,
Nur den dritten will ich mir behalten
Um die schweren Wunden mir zu heilen.
Will es Gott, daß wieder ich genese,
Türkenmädchen, sollst Du glücklich werden,
So wie auch Dein Bruder, Mustaf Aga."

Und das Mädchen geht zum weißen Schlosse,
Und erzählt dem Bruder, Mustaf Aga:
„O, mein Bruder, Aga, Mustaf Aga!
Einen Helden habe ich gefunden
Schwerverwundet am Marizaflusse,
Trägt bei sich drei vollgefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Goldducaten.
Mit dem einen will er mich beschenken,
Mit dem zweiten Dich, o Mustaf Aga,
Will den dritten nur für sich behalten
Um die schweren Wunden sich zu pflegen.
Lieber Bruder, laß' Dich's nicht gelüsten
Zu erschlagen ihn, den wunden Helden,

*) Marko Kraljewitsch war einer der größten Heroen, der Cid der Serben, dessen Heldenthaten und Abentheuer sich in unzähligen Liedern in dem Munde des Volkes erhalten haben.

Bring' in's weiße Schloß ihn mit Erbarmen."
Ging zum Fluß Mariza hin, der Aga.
Als er fand den schwer verletzten Helden,
Hub er an den Säbel zu bewundern,
Schlug dem Helden dann das Haupt herunter,
Zog ihm aus sodann die reichen Kleider
Und begab zurück sich nach dem Schlosse.

Seine Schwester kam ihm hier entgegen,
Und wie sie jetzt sah, was er verübet,
Sprach sie so zu Bruder Mustaf Aga:
„Bruder, sag' warum, daß Gott Dich strafe,
Hast den wunden Helden Du erschlagen?
Mochtest also Dich verleiten lassen
Zu dem Todschlag, eines Säbels wegen!
Gebe Gott, daß es Dein Haupt nicht koste."
Also sprach sie, und entfloh zum Schlosse.

Kurze Zeit nach diesem war vergangen,
Kam ein Firman von dem Türkenkaiser,
Daß in's Feld der Mustaf Aga ziehe.
Zog der Mujo zu dem Heer des Sultans,
Jenen Säbel an der Seite tragend.

Als er angelangt nun bei dem Heere,
Alt und Jung den Säbel da bewundert,
Keiner doch kann aus der Scheid' ihn ziehen.
So von einer Hand zur ander'n wandernd,
Kam an Marko Kraljewitsch der Säbel,
Und von selber flog er aus der Scheide.

Als den Säbel Marko jetzt betrachtet,
Fand er d'rauf drei wohlbekannte Zeichen.
War des Waffenschmiedes Nam' das Erste,
Der des Königs Wukaschin das Zweite,
Und des Marko Kraljewitsch das Dritte.
Und er fragt den Türken Mustaf Aga:
„Sag' bei Gott mir, junges Türkenbürschchen,
Wie zu diesem Säbel Du gekommen?
Hast Du ihn für baares Geld erstanden,
Oder in der blut'gen Schlacht gewonnen,
Oder ist's ein Erbtheil Deines Vaters,
Oder ein Geschenk von Deinem Liebchen?"

Ihm entgegnet da der Mustaf Aga:
„Weil Du mich befragst, Kaurime *) Marko,
Will bei Gott ich Dir die Wahrheit sagen."
D'rauf erzählt er, wie es sich begeben.
Doch der Marko Kraljewitsch entgegnet:
„Warum, Türke, daß Dich Gott erschlage,
Hast Du seiner Wunden nicht gepfleget?
Hätte jetzt, bei'm mächt'gen Türkenkaiser,
Dich mit einem Agalik *) belohnet."
Spricht hierauf zu ihm der Mustaf Aga:
„Fas'le so nicht, o Kaurime Marko!
Könntest Du ein Agalik bekommen,
Würdest Du's wohl selbst für Dich behalten,
Gib zurück mir lieber meinen Säbel."

Doch der Marko Kraljewitsch ihn schwenket,
Haut den Kopf dem Mustaf von dem Rumpfe.
Schnell zum Sultan bringt man diese Kunde,
Und der Sultan ließ den Marko rufen.

Wie die Sclaven zu dem Marko kamen
Ihn zu rufen, gab er keine Antwort,
Sondern aß uud trank vom rothen Weine.
Als jedoch zu viel der Boten kamen,
Warf er seinen Wolfspelz um die Achseln,
Langte dann nach der gewicht'gen Keule
Und begab sich in das Zelt des Sultans,
Und so heftig Marko war erzürnet,
Daß im Aug' ihm blut'ge Thränen glänzten.
Als der Sultan so erblickt den Marko,
In der Rechten die gewalt'ge Keule,
Wich zurück er, bis, stets näher tretend,
An die Wand ihn hat gedrängt der Marko.
Griff der Sultan da in seine Tasche,
Reichte Marko hundert Goldducaten,
„Gehe, Marko, labe Dich mit Weine,
Warum bist Du nur so sehr erzürnet?"
„Frage nicht, o Sultan, lieber Vater,
Hab' erkannt den Säbel meines Vaters,
Hätt' ich ihn in Deiner Hand gefunden,
Wär' ich minder nicht in Zorn gerathen!"
Wandte d'rauf sich und verließ den Sultan.

*) Kaurime, Schimpfname; wörtlich, Christenhund.

*) Agalik, ein District, über welchen ein Aga zu befehlen hat.

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

„Sie nahen!" rief der Held, „auf zum Kampfe für die heilige Sache." Er umarmte seine Gattin, die leichte Thränen vergoß. „Dank Dir für Deine Begleitung auf der Pilgerreise des Lebens," sagte er gerührt, und als er Irenen umarmte, da sprach er: „Sehen, — Verlieren, — Wiedersehen, und Wiederverlieren, das ist das Wechseltreiben der Erde, nur dort oben ist ein Verein für die Ewigkeit. — Leb auch Du wohl, Gregor, Du letzter meines Stammes, der mich in der Noth nicht verlassen!" rief er. „Lebe wohl, Du treuer Freund aus dem Norden! Gleich Deinen Voreltern, den Währingern, hast Du als der Letzte von ihnen auch treu zum letzten Kaiser gehalten."

Noch einmal schaute er in dem Gemache umher, da er-

schien schon eilends ein Bote, von Justinian gesandt, der des Kaisers Gegenwart am bedrängten Romanus-Thor erheischte, und rasch schritt dieser hinaus. Begeistert preßte Gregor Irenens Hand an seine Brust zum Abschiede, da schlug der riesige Wächter an der Thür mahnend mit seinem breiten Schwerte auf den klingenden Schild, und sang dazu aus einem alten Nordlands-Liede:

„Die Schlacht entbrennt in heißer Wuth,
Hinaus zum Kampf, mein junges Blut!"

„Und mein Feldruf?" frug Gregor eilig.
„Almansor," hauchte Irene leise.

„Almansor und Irene!" jubelte der Jüngling, und zum blutigen Kampfe stürzten die Waffengefährten, als ging es zum fröhlichen Spiele.

Weinend schauten ihnen die Frauen nach. In inbrünstiges Gebet hauchten sie ihren Kummer, ihr Flehen um Erhaltung der Ihren, während draußen der gräßliche Kampf wüthete.

Der Sturm hatte schon begonnen, als der deutsche Hauptmann und sein Schützling die Wälle erreichten. Am Romanus-Thor, wo der Genuese Justinianus befehligte und vor welchem der Sultan in Person mit seinen Janitscharen gelegen, geschah der Angriff zuerst und wüthete am heftigsten. — Kopf an Kopf wogte das Volk durch die Straßen, was eine Hand heben konnte zur Vertheidigung der Stadt, eilte den Mauern zu; Knaben und selbst Greise hatten sich in die Reihen der Krieger gestellt, Alle ermuthigte das Beispiel des geliebten Fürsten, stärkte die Verzweiflung; denn mit ihrer Besiegung war rettungslos die Vaterstadt verloren. Wie das Geheul des Schakals in der Wüste, wenn er sich auf die fromme Gazelle stürzt, tönte das Angriffsgebrüll der Türken. Die Leichen der Vordersten füllten mit den Trümmern der zerstörten Befestigungswerke die Gräben, über diese hinan drangen sie zu den Mauern und klimmten, den Säbel zwischen den Zähnen, in die Höhe. — Hier aber erwarteten sie die verzweifelten Vertheidiger. Was das Schwert nicht zum Tode traf, das zerschmetterten die herabgestürzten Balken, die gewichtigen Steine brachen die Leitern, und die Stürzenden rissen die Nachklimmenden wieder hinab. Tapfer fochten die 300 Genuesen mit ihrem Führer, gleichsam als wollten sie dadurch die Schuld ihrer Voreltern abkaufen, welche im Jahre 1300 die Türken unter Sultan Amurath I. gegen schnödes Gold von Asien zuerst nach dem griechischen Kaiserthume übergefahren hatten. Wie ein Gottgesandter war der Kaiser überall. Er ermuthigte die Seinen, er selbst kämpfte im Gewühl mit und wo er sich zeigte, da wichen die Angreifer vor dem begeisterten Muthe seiner Krieger. — Jetzt donnerten von dem Thurme und Walle des heiligen Basilius her die christlichen Feuerschlünde, — die Türken wichen in Unordnung zurück. — Aber von Neuem trieb sie der Sultan heran. Immer neue Horden warf er in den Kampf, über Leichenhügel der Ihren stürzten immer frische Streiter. Wie Verzweifelte fochten die Christen.

Dort, wo den Tag vorher ein Stück der Mauer und der Romanus-Thurm selbst, unweit der gleichbenannten Pforte, von den ungeheueren Geschützen *) der Türken eingestürzt war und mit seinen Trümmern den Graben zum Theil gefüllt hatte, wüthete der Kamf am heftigsten. Die Statthalterschaft einer Provinz in Europa hatte der Sultan bei der Seele seines Vaters und auf den Koran dem zugeschworen, der zuerst ein Fähnlein auf die Mauer stecken würde. Wie Rasende kämpften vorzüglich die Araber, den Tod ihres jungen Führers zu rächen. Sie schienen die leuchtenden Klingen der Christen, den gewissen Tod selbst nicht zu scheuen. Immer wüthender tobte der Angriff, der Sultan warf sich mit dem Kern seiner Truppen, den Janitscharen, selbst hierher, und seine Hand schlachtete unter den Griechen. Die Gegner konnten das Weiße der Augen sehen, nur das Eisen wüthete hier unter Freund und Feind, denn Pulverdampf und Staub umhüllte wie mit einem großen Schleier den gräulichen Kampf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Sultan hatte unter andern ein Stück von so ungeheurer Größe gießen lassen, daß 150 Joch Ochsen dasselbe kaum fortgebracht haben sollen. Es schoß einen Stein von 13 Ctr. (mehrere Schriftsteller sagen 4000 Pfund) Schwere, und die Erde, auf eine Meile in der Runde, soll davon gebebt haben. Jedoch schon nach wenigen Schüssen zersprang das Ungethüm.

Moutarde après dîner.

Die Vereinsbuchhandlung in Berlin hat durch eine mit den Zeitungen ausgegebene Beilage bekannt gemacht, daß bei solcher zu haben ist: „Der Universal-Gratulant." Eine vollständige Sammlung der besten uud neuesten Gedichte zu allen häuslichen oder Familienfesten und anderen Feierlichkeiten, als: 1. Zu Geburtstagen. 2. Zu Namenstagen. 3. Zum Neujahrstage. 4. Gedichte zu Polterabenden, ehelichen Verbindungen, silbernen und goldenen oder Jubelhochzeiten. 5. Gedichte zu Priester-, Amts- und anderen Jubelfeiern, zu Ehren- und anderen Verleihungen, Abschieden, Genesungen und Todesfällen. Nebst Liedern zum Sylvester-Abende. 6. Stammbuchaufsätze. 7. Grabschriften. 8. Gesundheiten oder Toaste. Von Otto Niemeyer. Taschenformat. 25 Bogen stark. Brochirt; Preis 1 Thlr.

Schon vor mehreren Jahren erschien: „Zu Familienfesten. Eine Sammlung u. s. w., von welcher 1827 eine zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage veranstaltet werden mußte. Stammbücheraufsätze und Grabschriften gehören doch wohl nicht zu Glückwünschen. Indessen sind sie auf dem Titel des Buches selbst auch nur als Anhang angegeben worden, welches in dieser Anzeige unbemerkt geblieben. Es frägt sich aber, ob zu einem Universal-Gratulanten Gedichte zu Todesfällen gehören? Diese kön-

nen doch wohl nur an lachende Erben gerichtet seyn, und es ist auffallend, daß es bei den Gratulationsgedichten heißt: zu Priester-, Amts- und andern Jubelfeiern. Die evangelische Kirche hat keine Priester, sondern nur Prediger, und es dürfte dem Herausgeber schwer werden, einen haltbaren Grund anzuführen, weßhalb er diese vor allen übrigen Beamten herausgehoben hat.

Miscelle.

Ein entlaufener Negersclave wurde in Georgien mit Steckbriefen verfolgt, in denen man las: „Das Weiße seiner Augen ist roth."

Literarisches Museum.

Die Redaction dieser Blätter ist von Hrn. A. Benkert in Pesth gebeten worden, ein paar herzliche Worte zur Empfehlung des nachstehenden Unternehmens an das Publicum zu richten.

Dieselbe glaubt aber, daß in Fällen, wo das unverhoffte und unverschuldete Unglück der Nebenmenschen so laut zum Herzen spricht, wie hier, es keiner dringenden Aufforderung an Menschenfreunde bedarf, um ein Scherflein von 1 Gulden für einen wohlthätigen Zweck auf den Altar der Humanität niederzulegen.

Einladung an Menschenfreunde!

Die schaudererregende Verheerung, welche der aus seinen Ufern getretene Donaustrom am 13. 14. und 15. März d. J. in den blühenden Schwesterstädten Pesth und Ofen verursachte, die dadurch entstandene momentane Verzweiflung so vieler Hilfsbedürftigen, die allgemeine Noth, und das Leiden aller Glieder des früher so vortrefflichen Städtekörpers, fand in allen Blättern des In- und Auslandes die geeignete Schilderung und Besprechung; indessen mahnt es den Menschenfreund, den ächten Theilnehmern sowohl an den Leiden als an den großherzigen Rettungsorganen seiner gebeugten Mitbrüder jene Züge möglichst zu veröffentlichen, die in so betrübnißreicher Zeit den Glauben an Menschenwerth, und das erhebende Vertrauen auf begeisterte Herzensgüte wahrer Bürger glorreich aufrecht halten. — Ja die Noth hat gezeigt, was der Mensch der edle, der Bürger als solcher vermag!!

Da der Unterzeichnete sich in den Stand gesetzt fühlt, Züge der Art, in nicht unbedeutender Anzahl, nach eigener Anschauung kund zu machen, so glaubt er dadurch einer doppelten Pflicht zu genügen, indem er die Hälfte des Ertrags dieses Werkchens, zur Unterstützung der Hilfebedürftigen bestimmt, und somit auch sein Schärflein auf den Altar der Wohlthätigkeit niederzulegen vermag.

Ich finde die angenehme Gelegenheit in diesem Werkchen, vielen meiner verehrten Mitbürger ein Denkmal ihrer Menschenliebe zu setzen, Aufopferungen und Anstrengungen zu veröffentlichen, welche nur eine derartige Schreckensperiode in solchem Grade hervorzurufen im Stande war, und die es demnach verdienen unseren Nachkommen aufbewahrt zu bleiben. — Das Buch möge den Titel führen:

Wuth des Elementes und Milde des Menschenherzens.

Es wird aus einer vollständigen Beschreibung der Ueberschwemmung, sammt einer nach der Natur aufgenommenen Abbildung, und den Schilderungen der darauf Bezug habenden edlen Handlungen, ein ziemlich reichhaltiges Werkchen bilden, und sobald als möglich erscheinen.

Der Pränumerationspreis auf gewöhnlichem Druckpapier ist 1 fl. auf ff. Velin 2 fl. CM.

Man pränumerirt von heute an beim Herausgeber, so wie in allen Buchhandlungen, die sich diesem menschenfreundlichen Zwecke gütigst unterziehen wollen. Pesth, im April 1838.

Anton Benkert,
Servitenplatz Nr. 619, Krachenfelsisches Haus.

Der Unterzeichnete wird mit vielem Vergnügen alle eingehenden Bestellungen besorgen, und fordert zugleich die Redactionen der übrigen deutschen Journale auf, die Anzeige des Herrn Benkert in ihren Blättern zu veröffentlichen.

Leipzig, den 30. April 1838.

C. H. F. Hartmann.

Abwehr.

Folgende Erklärung wurde mir mit der Aufforderung, mich ihr anzuschließen, von Berlin aus zugeschickt.

„Ein der Autorschaft beflissener Student, der sein Handwerk unter der Firma: „Ernst von der Haide" treibt, hatte vor einigen Monaten die Dreistigkeit, sich unberufen in einen Kreis von Berliner Schriftstellern zu drängen, was ihm eine etwas derbe Zurückweisung zuzog. Dafür sucht sich nun derselbe in Nr. 51 der „Mitternachtzeitung" zu rächen, indem er jene Literaten mit den frechsten und pöbelhaftesten Schmähungen überhäuft. Da sich dieser kühne Ritter durch schleunige Abreise von Berlin einer ernsteren Ahndung entzogen hat, und wir eine Widerlegung jener Angriffe mit unserer Ehre für unvereinbar halten, begnügen wir uns einstweilen, besagten „Ernst v. d. Haide" für einen Lügner und Verläumder zu erklären. Berlin, den 16. April 1838.

Arthur Mueller. H. Fitzau. E. Ferrand.

Da ich die „Mitternachtzeitung" nicht lese, und folglich nicht wissen kann, in welchem Grade ich bei jenen von dem Herrn Studiosus erlogenen Anschuldigungen betheiligt bin, so muß ich mich in Bezug hierauf ganz auf die Versicherung meiner Freunde verlassen, und habe nichts weiter zu thun, als meinen Namen, den ich nur mit Widerwillen bei solchen persönlichen Anlässen nenne, beizufügen. Leipzig, den 23. April 1838.

H. Marggraff.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 78. Dienstag, den 15. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Serbische Heldensagen.
Von J. N. Vogl.

2.

Marko Kraljewitsch und die Vile.*)

Muthig zogen einst zwei Waffenbrüder
Ueber Mirosch's**) herrliche Gebirge,
Marko Kraljewitsch, so hieß der Eine,
Miloſch der Woiwod' nannt' sich der And're,
Mann an Mann auf muth'gen Rossen reitend,
Mann an Mann die blanken Lanzen tragend;
Einer küßt des Andern weißes Antlitz,
Weil sich Beide gleich als Brüder lieben.
Marko auf dem Schecken fast entschlummert,
Sprach zu Miloſch da, dem tapfern Bruder:
„O mein Bruder, Du Woiwode Miloſch!
Gar sehr hat der Schlummer mich bewältigt,
Singe Bruder, daß ich mich erheit're.
Ihm erwiedert' Miloſch der Woiwode:
„O mein Bruder, o mein tapferer Marko!
Gerne wollt' ich Dir, mein Bruder, singen,
Doch verboten hat es mir die Vile,
Schwur's, wenn sie mich würde singen hören,
Mich mit scharfem Pfeile zu verwunden
In den Hals und in das Herz, das muth'ge."
Da entgegnet Kraljewitsch dem Bruder:

„Singe Bruder, fürchte nicht die Vile
An der Seite Deines Freundes Marko,
Und hier meines ferneseh'nden Schecken,
Und der goldnen sechsgezackten Keule."

Hub hierauf der Miloſch an zu singen,
Ein gar herrlich Lied hat er begonnen,
Von den Alten, wie sie besser waren,
Wie Jedweder einst das Reich verwaltet,
Im gerühmten Lande Makedonien,
Welchen Ruhm Jedweder sich erworben.

Und das Lied war Marko lieb geworden,
Und er stützt sich an den Knopf des Sattels.
Marko schlummert und der Miloſch singet.
Hörte ihn die Vile Ravijoila,
Und begann mit Miloſch wettzusingen.
Miloſch singt, es singt die weiße Vile.
Aber schöner klingt des Miloſch Stimme
Als die Stimme klingt der weißen Nymphe.
D'rob ergrimmt die Vile Ravijoila,
Springt hinauf in das Gebirge Mirosch.
Spannt zwei Pfeile auf zwei weiße Bogen,
Einer trifft den Miloſch in den Nacken,
In sein heldenmüth'ges Herz der zweite;
Rief da Miloſch: „Wehe meine Mutter!
Wehe Marko, mir in Gott verbrüdert,
Bruder weh! mich traf der Pfeil der Vile!
Hab' ich Dir es nicht vorausgekündet,
Daß ich nicht soll singen durch's Gebirge!"

Riß der Marko da sich aus dem Schlafe,
Sprang herab vom buntgefleckten Rosse,
Schnallte fest den Sattelgurt dem Schecken,
Küßt und halset sein gefleckt Rößlein:
„Wehe Schecke! meine rechte Hand Du!

*) Vilen (Nymphen), welche auf die Schicksale der Sterblichen oft mächtigen Einfluß ausübten, wohnen in hohen Gebirgen an den Quellen der Flüsse, sind bezaubernd von Gestalt und im Besitze ewiger Jugend. Sie erscheinen den Menschen immer im blendend weißen Gewande mit fliegendem Haare. Sie erhalten oft besondere Beinamen, wie z. B. Ravijoila.

**) Mirosch (Mirotsch) ein Berg an der Donau.

Hol' mir ein die Vile Ravijoila,
Will mit blankem Silber Dich beschlagen,
Blankem Silber und gediegnem Golde,
Will Dich bis an's Knie mit Seide decken,
Von dem Knie mit Troddeln bis zum Hufe;
Will die Mähnen Dir mit Gold durchflechten,
Will verzieren sie mit edlen Perlen;
Doch so du mir nicht erreichst die Vile,
Will ich Dich auf beiden Augen blenden,
Will Dich lähmen auch an allen Füßen,
Und Dich in der Oede hier verlassen,
Daß Du irren sollst von Tann' zu Tanne,
Wie der Marko ohne seinen Bruder."
Dann erfaßt sein Roß er an den Schultern
Und durchbrauset das Gebirge Mirosch.

Vile flog am Gipfel des Gebirges,
Schecke schnaubte mitten durch die Wildniß.
Nicht zu sehen war sie, nicht zu hören.
Als jedoch der Schecke sie erblickte,
Sprang er an drei Lanzen in die Höhe,
An vier Lanzen aber in die Länge;
Bald hat Schecke eingeholt die Vile.

Als sich also sah bedrängt die Vile;
Flog sie auf gen Himmel in die Wolken,
Da erfaßte Marko seine Keule,
Schleudert sie zielkräftig und behende,
Traf die Vile an die weiße Schulter,
Warf sie so zur schwarzen Erde nieder,
Und begann sie mit der Keul' zu schlagen,
Wendet sie zur Rechten und zur Linken,
Schlägt sie mit der sechsgezackten Keule.

„Warum, Vile, daß Dich Gott erschlage!
Warum schossest Du auf meinen Bruder?
Gib jetzt Kräuter für den wunden Milosch,
Nimmer trägst Du sonst Dein Haupt von hinnen."
Vile hub dann an ihn zu beschwören:
„Laß um Gott mein Bruder, tapf'rer Marko,
Gott dem Höchsten, um den heil'gen Johann,
Laß doch lebend mich nur in's Gebirge,
Daß ich Kräuter suche auf dem Mirosch,
Daß die Wunden ich dem Helden heile!"

Marko war barmherzig, Gottes wegen,
Fühlte Mitleid in dem Heldenherzen,
Ließ die Vile lebend in's Gebirge.
Vile pflückte Kräuter auf dem Mirosch;
Pflückte Kräuter, oft sich Marko meldend:
„Bruder Marko werde alsbald kommen!"

Vile fand die Kräuter auf dem Mirosch,
Heilte bald mit diesen Milosch's Wunden.
Schöner ist des Milosch schöne Stimme
Wahrlich schöner als sie je gewesen.
Ging die Vile wieder in's Gebirge
Und der Marko zog mit seinem Bruder
In die Gegend zogen sie von Porecs, *)
Wateten durch Timok's **) gelbe Fluten
Dort bei Bregow, bei dem großen Dorfe,
Gingen an die Gränze dann von Widdin.

Sprach die Vile zu den andern Vilen:
„Hört Ihr Vilen, hört und laßt Euch warnen,
Schießt auf keinen Helden im Gebirge,
So vom Marko Kraljewitsch Ihr Kunde,
Und von seinen fernhinseh'nden Schecken,
Und von seiner sechsgezackten Keule,
Was mußt' Aermste ich von ihm erleiden,
Kaum daß mit dem Leben ich entkommen. —

Das Ende der Paläologen.

(Fortsetzung.)

Immer mächtiger erklang der Allah-Ruf der Osmanlis, schon wichen an der gefährlichen Stelle die Christen von der gewaltigen Uebermacht gedrängt, schon hatten Einzelne der kühnen Heiden sich über die Trümmer einen Weg in das Innere gebahnt! Aber noch einmal sollte der Sieg ihnen entrissen, noch einmal die unglückliche Stadt, wenn auch nur auf Augenblicke gerettet werden; denn von dem Thurme herbei drangen jetzt Grande und seine Deutschen und warfen sich im gewaltigen Strome gegen den Feind. Sie hatten das Geschütz verlassen, dessen sie sich ohnedem jetzt nicht mehr bedienen konnten, und brauchten nun ihre kräftigen Arme und Schwerter zum Kampfe. Wie zwei mächtige Gewitter-Wolken gegen einander brausen, so stürzten sich die Gegner auf einander. Die Türken stutzten, aber schon war Johannes mitten unter ihnen und sein gewichtiges Schwert mähte wie der Todesengel in ihren Haufen. Der Riese in Eisen gehüllt machte die Barbaren bestürzt, ihre Streiche prallten an dem Erze seiner Rüstung machtlos ab und sie fühlten nur die Kraft seines Armes und seine gewichtigen Hiebe. Da wandten sich die Ungläubigen zur Flucht. Auch die Griechen ermuthigten sich wieder und Justinianus warf die Feinde noch einmal, überall wurden die Türken zurückgetrieben, — allgemein ward ihr Fliehen, tausende der Ihren deckten nutzlos den Wahlplatz.

Der Sultan ra'ste. Mit eigner Hand hatte er mehrere der Flüchtigen niedergehauen und sammelte nun unter gräßlichen Flüchen von Neuem die Schaaren, sie noch einmal in den Kampf zu treiben.

Die Streiter des Kreuzes fanden jetzt einige Augenblicke

---

*) Porecs (Poretsch) eine Insel in der Donau, zu Serbien gehörig.

**) Timok, Gränzfluß zwischen Serbien und Bulgarien.

Muße zum Verschnaufen; die Sonne war schon hoch am Himmel gestiegen und schoß ihre sengenden Strahlen auf die erhitzten und entkräfteten Krieger. Weib und Kind eilten herzu, sie mit einem Labetrunk, einem Bissen Nahrung zu erquicken; während die Anführer Alles zum neuen Kampfe ordneten.

Auf dem wiedererrungenen Bollwerk, wo seine Krieger in aller Eile mit Tonnen voll Erde die Mauerlücken wieder ausfüllten, fand Gregor, der in der Nähe seines Ohms bisher gefochten, den Freund. Auch ihn hatte die Begeisterung in dem heiligen Kampfe zum Helden gemacht. Wunder der Tapferkeit hatte sein erwachter Muth gethan, die alte Scharte war gesühnt, der sanfte blutscheue Jüngling zum Löwen umgewandelt. Die blutgefärbte Klinge in der Hand trat er zu dem Hauptmann, der ihm derb die Hand schüttelte. „Willkommen junger Degen!" rief er ihm zu, und innig war die Freude Beider, sich noch in dem Leben zu begegnen, aus dem Jeder schon den Andern hingeschieden fürchten mußte.

„Das Kreuz siegt," jubelte Gregor, — „sieh wie die Heiden fliehn, ihre Macht ist gebrochen, das Vaterland ist gerettet!"

Der Hauptmann schüttelte ernst das Haupt. „Hoffe nichts," sagte er finster, „als einen ehrenvollen Tod zu finden. — Blick hin" — er zeigte nach den Feinden. „Dort sammeln sie sich wie jähe Gewitterwolken, und wie der Sturm werden sie von Neuem auf uns losbrechen und uns vom heißen Streit Ermattete erdrücken. Das griechische Kaiserthum sieht nicht mehr die junge Sonne über sich aufgehn, nur seine rauchenden Trümmer wird sie beleuchten. — Aber frisch auf, Gregor," fuhr er mit der derben Hand den Bart streichend fort, „sterben wir doch einen schönen Reitertod und nach Jahrhunderten, wenn die Zeit längst diese Steine, für die wir jetzt streiten, verwittert hat, werden unsre Namen, unsre Thaten noch klingen in fröhlichen Liedern."

„Du blutest?" fuhr da der Jüngling auf und deutete auf die Seite des Riesen, wo durch eine Fuge der Rüstung Blutstropfen hervorquollen.

„Eine erbärmliche Schramme!" erwiederte der Deutsche. „Das Erz und die enge Fuge hielt den gutgemeinten Stoß auf und meine Faust zahlte sogleich dem Hunde volle Zinsen. — Es war einer von den tollen Arabern, da liegt er." — Und als sich Gregor nach der angedeuteten Seite wandte, erblickte er den alten Türken, der sie gestern so sicher geleitet, in seinem Blut sich wälzen.

„Weißt Du, wen Du getödtet?" — frug schaudernd der Jüngling. — „Es ist der Araber, der auf Almansors Befehl uns gestern gerettet."

„Freilich," erwiederte der Ritter, und auch er erkannte jetzt den Sterbenden, „da habe ich ihm schlecht gelohnt! — Hätte von dem Graukopfe nicht geglaubt, daß er so Wort halten würde. Wie ein Rasender stürzte er auf mich ein!"

Beide Arme waren dem Türken abgehauen; er stieß jetzt einen kurzen Seufzer aus und verschied zuckend; Gregor schauderte bei diesem Anblick, dem Schreckenszeugnisse des Krieges, der Deutsche aber faßte seinen Arm und sagte: „Kraft, junger Mann! unter dem Banner der Schlachten gibts keine freundlichen Bilder." Dann wandte er sich zu dem Todten: „Grüß mir Almansor, bald folgen wir nach." — Und als wolle das Schicksal seine Worte erfüllen, so brausten jetzt wieder die Schaaren der Ungläubigen heran und ihr Allahgebrüll erschütterte die Luft, daß es an den Thron des Allmächtigen um Rettung mahnend anstieß. — Aber Gott wollte strafen, prüfen und bessern!

Mit dem Säbel trieben der Sultan und seine Agas die Ihrigen gegen die Mauern. Nichts konnte ihrem gewaltigen Andrange widerstehen. Nur mit Mühe hielten Grande und seine Deutschen den Wall. Gregor war bei ihm geblieben und focht an seiner Seite, und mit seinem Schilde wehrte der Deutsche alle Hiebe von dem Freunde ab. —

Da — vielleicht die Entscheidung des Tages und eines mächtigen Reiches — traf ein Pfeil den Helden Justinianus, und ohnmächtig sank er unter den Streitenden zur Erde. Mit Schrecken sahen das seine Getreuen, und den Schwerverwundeten beschützend zogen sie sich aus dem Kampfe zurück und eilten auf ihre Schiffe*). Vergeblich beschwor sie der Kaiser selbst mit Thränen, nur jetzt nicht die Mauern zu verlassen. Justinians Fall und der Genuesen Abzug bestürzte die Griechen, — ihr Muth verließ sie und verzweifelnd wandten sie sich zur Flucht. —

Zugleich erhob sich plötzlich das Siegesgebrüll der Osmanen von der Seite des Romanischen Thores her; dort hatten ihre Schaaren den Wall erstiegen und pflanzten ihre Roßschweife auf, — die Griechen waren gewichen. Noch hätte sie vielleicht der Ruf ihres Kaisers sammeln können, aber vergebens schweiften die Blicke nach diesem umher, von dem Strome der Flüchtigen mit fortgerissen, war er in der höchsten Noth nirgends zu finden, und durch die Schaaren verbreitete sich das Gerücht seines Falles.

Immer schwächer wurde die Vertheidigung an den Wällen; — jetzt gingen einige Häuser in Flammen auf, die Ungläubigen hatten Feuer hineingeworfen, und von zwei Seiten nun bedrängt, warfen sich die Christen zurück in die Stadt, sich und die Ihrigen zu retten, — allgemein ward die Flucht.

(Schluß folgt.)

Miserere.

Proben aus der neuesten (März) Lieferung der Zeitschrift Humorist, herausgegeben und redigirt von M. G. Saphir.

1) Conditorei des Jok(c)us. Gedicht von M. G. Saphir:

K(G)arneval ist nun zu Ende,
Ball (sic) und Pik(ck)nik(ck)s sind verspeist (s't),
Die Redouten sind geschlossen,
Das Versatzamt steht verwais't.

---

*) Die Genuesen flüchteten den Helden zuerst nach Pera und dann nach der Insel Chios, dort starb er, da wahrscheinlich der Pfeil vergiftet gewesen.

Alle Mädchen, blaß und müde,
Hüsteln leise, trinken Thee,
Und die jungen Nachtlohn (sic)-Tänzer
Haben Krampf im (in der) großen Zeh (')!
Anders muß sich nun gestalten
Unsere (Uns're) Fastensoirée,
Man muß lesen, dek(c)lamiren,
In der Abend-Societé!
Walzer, Hopser und Maz(s)urka
Kommen jetzund (sic) außer Cours,
Wir genießen nun sechs Wochen
Nichts als Fische und Disk(c)ours.
Nur im großen Wallfisch-G'rippe (wie kühn!)
War noch ein maskirter Ball,
Denn das war ein gar zu großer,
Außerordentlicher Fall! (O jeh!)

2) Kleines Album für Spaß und Halbspaß (!?!).

Theaterzettel aus dem Thierreich(e),

Freitag den 6. November, zum Erstenmal (ersten Male): „Adam, der europäische Mensch" Melodrama in 3 Ak(c)ten von Jok(c)osus Zobel mit eigenen Melodie(e)n versehen von Melodik(c)us Feldwiesel, Gruppirungen und Maschinerie(e)n von Biber und Hamster, die Tänze von dem Balletmeister Siebenschläfer.

Personen:

Füßly, ein Held,	Hr. Hase.
Grimpa, seine Schwester,	Mad. Bärin (sic).
Süßling, ein Stutzer,	Hr. Schaf.
Lole, eine Waise,	Dem. Pudel (warum nicht Pudelin?)
Glukus, ein Arzt,	Hr. Hänfling.
Plump, ein Rechtsfreund,	Hr. Fuchs.
Adam.	
Mehrere Sclaven,	Hr. Hund, Esel, Pferd ꝛc.

Regisseur: Hr. Maulwurf.

Den in diesem Stücke vorkommenden Menschen wird Herr Affe zu geben die Ehre haben. (O Saphir!)

3) Miscelle. Woll-Entrepot in Pesth.

Verkaufte Wollen (sic) vom 30. Jänner bis 22. Febr. 1838.

Von den P. T. Herren Ludwig v. Gosztony. — Graf Johann Bankotczy. — Anton v. Myller. — Franz v. Krajnik. — Anton von Szent Imrey. — Nikolaus v. Hallász. — Baron Paul Pongrätz. — Thomas v. Szirmay. — Baron Joseph Izdenczy. — Valentin v. Ordódy. — Joseph v. Bladár — und die P. T. Damen: Gräfin Petronelle Csáky. — Gräfin Stubenberg. — Gräfin Telleky, geb. Mészáros.

Summe der verkauften Wollen (sic): 376,852 Pf. (Aeußerst interessant; der Jude wirft die Wurst nach der Speckseite!)

Ex unque leonem. Man traut kaum seinen Augen, wenn man diese Herzensergießungen eines poetischen Klosterbruders lies't. In dieser Misère geht durch das ganze Blatt ein endloser Wasserstrom der ekelhaftesten und fadesten Witzeleien in der bekannten Saphirschen Manier, gespickt mit den fürchterlichsten Fehlern gegen deutsche Sprache, Grammatik und Orthographie, die selbst einem 10jährigen Schulknaben Schande machen würden.

Herr Moses G. Saphir macht aber, um die Ironie auf die höchste Spitze zu treiben, nichts desto weniger bekannt, daß er sich in die angenehme Nothwendigkeit versetzt sähe: den Humoristen vom Januar bis März (hört! hört!) neu drucken zu lassen. Risum teneatis amici!

In No. 36 dieser Zeitschrift wird auch der Planet, wegen eines Correspondenzartikels aus Pesth, worin die Frechheit dreier Juden (inclusive des Herrn Moses G. Saphir) gerügt wird, auf die bekannte niedrige und pöbelhafte Saphirsche Weise heruntergemacht. Da nun der Humorist, wegen der ominösen Verlegenheit, im Betreff der neuen Auflage wohl nicht bis Leipzig gelangen dürfte, so will ich Ihnen, Herr Redacteur und den Lesern Ihres Blattes den Schluß der allerliebsten Saphirschen Herzensergießung mittheilen, die zugleich als Probe seines correcten Styls gelten möge:

„allein es handelt sich um die Frage: wie kann im Herzmittelpuncte des literarischen Deutschlands ein schöngeistiges Blatt ihre (sic) Spalten, zu dem Ausführungsk(c)anal solcher Unrathes hergeben? Unser Planet sollte sich, die Literatur, den gesunden Menschenverstand, die Sitte, die gesellige Würde und den zarten Geschmack seiner Leser, selbst in K(C)orrespondenz-Artikeln (,) zu hoch achten, um solche Fäulniß und solche Mißgeburten (geht wahrscheinlich auf die drei Pesther) in seinen (sic) Letternspiritus (wie geistreich!) aufbewahren zu wollen."

Wir rufen am Schlusse Herrn Saphir zu: Difficile est satyram non scribere. Das heißt auf Deutsch: lassen Sie künftig den armen Planeten in Ruhe.

Der Pesther Schnürmachermeister.

Notiz.

[Der erste Kaiser.] Der erste Cäsar war ein ungemein tapferer und kluger Mann; er bezwang die Länder, welche man heut zu Tage die Schweiz, Deutschland, Spanien, Frankreich und England nennt, in einem zehnjährigen Kriege.

Während dieser zehn Jahre erwarb er sich große Verdienste um die Menschheit, wie Jeder aus folgenden Angaben ersehen kann.

Er eroberte achthundert Städte, machte dreihundert freie Völkerstämme zu Sclaven, und in den Schlachten, welche er lieferte, wurden ungefähr drei Millionen Menschen geschlagen. Er selbst rühmte sich, daß er, außer den Bürgerkriegen, in funfzig offenen Feldschlachten gestritten, und — ein tausend ein hundert zwei und neunzig Menschen mit eigner Hand erwürgt habe.

Ehre dem Ehre gebührt! —

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 79. Mittwoch, den 16. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt

Das Ende der Paläologen.

(Schluß.)

Der Deutsche knirschte mit den Zähnen, als er die Flammen emporlodern, die Griechen fliehen sah. „Feiges Gesindel," rief er, — „laßt brennen immerhin!" aber seine Stimme verhallte unter dem Gebrülle der Sieger, dem Wehklagen der Sterbenden. Da riß er Gregor aus dem Gewühle des Kampfes hinter die Reihen der Seinen. „Wir sind dem Tode geweiht," sagte er hastig, „keine Rettung gibt es für die Stadt mehr. Aber noch ist sie Dir vielleicht möglich. Nimm einen Theil meiner Leute und wirf Dich in das Schloß, rette die Kaiserin und ihre Kinder. Vielleicht gelingt es Dir durch den Hafen in dem Gewühle mit ihnen zu entkommen, noch decke ich Euch hier den Rücken!"

„Wie, ich sollte Dich feig verlassen in der ernsten Todesstunde?" rief der Jüngling. — „Nimmermehr!" — Da sah ihn der Deutsche befehlend an. „Es gilt der Kaiserin, es gilt Irenens Leben. Fort, ehe die Zeit verrinnt!" Und mit starkem Arme drängte er den Freund zurück und befahl einigen seiner Krieger, ihm zu folgen.

„Und Du?" rief der Jüngling.

Der Deutsche sah ihn schweigend an, dann deutete er hinter sich auf den Wall und den Thurm, in dessen tiefen und festen Gewölben die Christen ihren ganzen Pulvervorrath verborgen hatten. „Wenn die Hunde auch hier eingedrungen," sagte er, „dann wirst Du meinen letzten Gruß wohl hören, und ob Du auch Meilenweit entfernt seyst. Ich will den Mordbrennern noch einen Reigen aufspielen, daß sie emportanzen sollen bis an die Wolken! — Aber nun fahre wohl!" Gregor preßte den Freund an sich, der Deutsche schüttelte ihm kräftig die Hand. „Gute Freundschaft auch beim Wiedersehn dort oben!" sagte er und warf sich von Neuem in den Kampf. — Gregor eilte der kaiserlichen Burg mit den Deutschen zu. —

Bald hatte er sie erreicht, nachdem er sich mit Gewalt durch die Menge der Fliehenden, der Jammernden und der Kämpfenden Bahn gebrochen. Gleich einem reißenden Strom drängte sich die ungeheuere Menschenmasse nach dem Hafen-Thore. Oede und verlassen fand er die Hallen. Er ließ die schweren Thorflügel schließen und vertheilte seine wenigen Krieger an den Eingängen der Burg, dann eilte er, von Angst um die Lieben gejagt, nach den inneren Zimmern. Aber öde und leer fand er auch hier Alles. Die Thüren standen weit geöffnet, nur hier und da huschte wie der Wind ein von Todesangst gejagter Diener an ihm vorüber, keiner stand ihm Rede. So gelangte er bis an den großen Thronsaal, wo er die Seinen verlassen, und als er die hohe Pforte nun öffnete, da gewahrte er die Geliebte einsam und allein in der weiten Halle wie sie vor dem Altare mit dem Gekreuzigten in heißem Gebet hingegossen lag, und als sie die Tritte des Nahenden hörte, mit geschlossenen Augen des Todesstreiches harrte.

„Ermanne Dich, Irene!" rief der Jüngling indem er sie aufzog, und als sie das große blaue Auge aufschlug, ihn erkannte und aufjauchzte: „Gregor, Du bist es, Du verkündigst mir den Sieg? Gelobt sey der Herr, der mein Gebet erhört!" Da durchzog ein schneidender Schmerz seine Brust, er stampfte wild auf mit dem Fuße und rief den Arm ausstreckend: „Hörst Du das Gebrüll der Tiger, das Winseln der Geschlachteten? Es sind die letzten Seufzer der vernichteten Christenheit!"

„Eile, fuhr er fort, daß nicht auch Du ein Opfer wirst. Alles ist verloren, ich komme Dich zu retten." — Zur Lilie erbleichte das Mädchen vor der Schreckens-Kunde, aber schnell gefaßt stieß sie in abgebrochenen Tönen hervor, — „und der Vater?!"

„Er sieht wohl den Untergang seines Volkes nicht mehr, — mein Auge erblickte ihn nirgends."

„Er ist todt!" jammerte die unglückliche Tochter, „so stürzet denn ein ihr Mauern und begrabt mich, daß auch die letzten Zweige der Palaeologen vergehn wie die Spreu vor

dem Winde!" — Thränen erleichterten die wogende Brust und schluchzend warf sie sich in die Arme des Verlobten.

„Ermanne Dich, Irene, „flehte der junge Grieche, „noch ist der Augenblick günstig, noch hat ihre Wuth sich nicht hierher erstreckt, laß uns hinunter fliehen zum Hafen, vielleicht ist dort Rettung. Aber wo ist Deine Mutter, wo ist Deine Schwester?" fuhr er fort und schaute ängstlich umher. „Sie sind fort, fort," — schluchzte die Jungfrau, — „Gott schütze ihre Flucht!"

„Und Dich allein ließen sie zurück?" zürnte Gregor. „Nein, nein!" unterbrach ihn Irene. „Keine Macht der Erde hätte mich aus diesen Mauern gebracht, ich wollte mit Euch sterben, für Euch beten. Das Haupt der Paläologen ist gefallen, die heilige Stadt stürzt in Trümmer, das Volk wird geschlachtet und der Stamm seiner Fürsten müßte nicht einmal mit ihm untergehen?" — Das Mädchen hatte sich bei diesen Worten stolz erhoben, ihr Auge leuchtete begeistert. „Der Vater ist todt, unser Haus naht seinem Einsturze," fuhr sie fort und faßte Gregors Hand, „laß uns mit ihm untergehen. In den Mauern, die uns geboren, wollen wir sterben, — dann — dann kommen wir ja zu ihm!" — —

Und ein mächtiger Knall erschütterte plötzlich die Luft, daß die starken Mauern wankten, entsetzliches Krachen erdröhnte und Gebrüll und Wehgeschrei — und über die Stadt wälzten sich mächtige Staubwolken und Pulverdampf dahin, Alles verhüllend. Der Thurm des heiligen Basilius*) mit vielen Hunderten Ungläubigen war in die Luft geflogen! —

„Das war Grandes Schwanengesang!" rief Gregor der halb ohnmächtig in seinen Arm Gesunkenen zu. — „Wohlan, Du gingst voran, ich folge Dir!" — und sanft legte er die süße Bürde nieder, eilte zu den Kriegern und stellte sie am Eingange des Korridors auf; alle schwuren, dem Beispiele ihrer muthigen Landsleute zu folgen und bis auf den letzten Mann zu kämpfen. — Dann eilte er zu Irenen zurück.

„Laß uns beten," sagte er, „die Stunde des Todes ist nahe." Und beide knieten nieder und erhoben ihr Flehen zu dem Herrn, — nicht um Rettung, sondern daß er ihnen Kraft und Muth gebe in der Todesstunde und ihre unsterblichen Geister aufnehme in seinen Schooß. Und während ihr Flehn zum Himmel stieg, erdröhnten draußen mächtige Schläge an das Thor — es stürzte, — und Haufen der Barbaren ergossen sich in den innern Raum des Hofes und tobten nach dem kaiserlichen Palaste.

Und als das Gebet geendigt, erhoben sie sich, umarmten und küßten einander und Irene sprach: „Ich bin Dir ein heiliges Vermächtniß Almansors, mein Bruder! die gewichtige Stunde naht, laß mich nicht flehen um das, was Du als Mann versprachst; zage nicht, mein Gregor, Du rettest die Seele der Tugend und der Unsterblichkeit." — Und schweigend zog Gregor sein Schwert, legte es neben sich und nahm dann den reichen Dolch aus dem Gürtel, den Almansor ihm zum letzten Werke geschenkt, während das Allahgebrüll der Heiden immer näher drang — noch einen Augenblick, und sie hörten die klingenden Schwerthiebe ihrer treuen Wächter. Begeistert wie eine Seherin, der sich der Schleier der Zukunft in der Stunde des Todes gelüftet, blickte Irene aufwärts. „Du wirst nicht untergehen, mein Kreuz, mein Griechenland!" sprach sie und erhob die Hände zu Gott. — „Jahrhunderte schmachtest Du unter der Fessel der Knechtschaft, aber einst wirst Du neu erstehen, herrlich und groß, immer größer und größer. Der Halbmond sinkt vor deinen Strahlen, wieder leuchtet dein Kreuz den Völkern allen .... nur ich, — ich — wehe mir! — —" ihr Auge verlor sich in höheren Gefilden, — auf und nieder wogte ängstlich die Brust, — erstaunt schaute der Freund sie an.

Immer weniger wurden der Schwerthiebe da draußen, immer kleiner die Zahl der Tapfern und wüthend war der Andrang der Osmanen.

„Sie kommen!" rief da plötzlich Irene und zugleich dröhnten Stöße an die starke Pforte. Gregor umfaßte das Mädchen in den Arm und schaute um Kraft hinaus über sich durch die Bogenfenster nach dem blauen Himmel und hob die Hand mit dem Dolche.

„Nimm mich auf, Vater im Himmel!" betete die Jungfrau — da wankten krachend die Flügel in ihren starken Pfosten. „Ich komme, Almansor!" rief sie, und ihr Busen drängte sich dem errettenden Dolche entgegen — hoch schwang ihn Gregor — da traf sein Blick auf das bleiche Engelsantlitz der Geliebten — sein Arm ließ sie sinken, weit hinweg flog Almansors Waffe. — „Ich kann Dich nicht morden!" schrie er verzweifelt, und mit blitzendem Schwert stürzte er sich in die Säbel der eindringenden Türken. —

Constantinopel war gefallen; zu spät kam die Hilfe der abendländischen Mächte, auf den rauchenden Trümmern hielt Mahumed am 4. Morgens*) seinen Einzug. Vier Tage hatten Plünderung und Flammen in der unglücklichen Stadt gewüthet. Fast menschenleer, ausgemordet war die Stadt. Greuel, die sich der Dichter näher zu erzählen scheut, welche die Menschheit entehren und diese Eroberung mit blutigen Buchstaben in die richtenden Bücher der Geschichte für ewige Zeiten eingezeichnet haben, wurden tausendfach begangen. Auf 12 Millionen an Gold und Silber allein schlagen die Geschichtsschreiber jener Zeit die unermeßliche Beute an. Der Sultan raste als er sich so viele seiner Opfer entzogen sah. Entsetzlich sind die Grausamkeiten, die er nach seinem Einzuge noch beging. Glücklich, wer ihnen vorher durch den Tod entrann; Gregor hatte dieser mit dem Freunde vereint. Die Leiche des Kaisers fand man erdrückt unter 800 andern der Geflohenen am Hafenthore. Auch Irenens Schicksal ist weltbekannt; Almansors Tod hatte sie nicht zu retten vermocht. — Schaudernd sieht der Dichter die eiserne

*) Er stand in der Nähe des Romanus-Thores. Unter ihm hatte der deutsche Hauptmann Grande eine der größesten Minen angelegt.

*) Es war am Freitag, welcher bei den Mahumedanern als Sonntag gefeiert wird.

Faust der Geschichte dies Gebild seiner Erzählung so schmählich enden!

Herrlich ist Constantinopel wieder aufgebaut, herrlich leuchten seine goldenen Paläste über dem Bosporus, aber, eine Schande der Christenheit, schmückt sie noch immer der Halbmond, stehen anstatt christlicher Kirchen, Moscheen.

Nur im Süden Griechenlands begann es zu tagen, wo der Vorzeit eingedenk, ein Heldenvolk die Ketten abschüttelte und seine Freiheit erkämpfte. Deutsche stehen auch hier kräftig und muthig wie einst Grande und die Wäringer. Möge sich Griechenlands Sonne bald noch höher heben, möge es bald wieder das Kreuz auf die Zinnen seiner alten Hauptstadt pflanzen! dann ertönt in des Himmels Halle Jubelfeier, und Epaminondas und König Harald umarmen den letzten der Paläologen!

Die erzbischöfliche Frage.

Nicht blos Menschen, sondern die ganze europäische Welt ist dabei betheiligt. Der römischen Curie ist es nicht zu verdenken, wenn sie ihre früheren Rechte wiedererlangen will; sie sah auf dem Wiener Congreß wie sehr man geneigt war, Rückschritte zu machen, sie hat daraus Vortheil zu ziehen gewußt; warum hat man sich dies gefallen lassen, und nicht auf die Warnungs-Stimmen gehört, die sich nicht undeutlich vernehmen ließen.

Schon 1816 kam in Cöln eine Satyre heraus:

Keine Volksrepräsentation, mit Bezug auf die wohlerworbenen Rechte des Adels.

Darin ist deutlich so manches vorausgesagt worden, was bereits seit 20 Jahren in Erfüllung gegangen ist.

Jetzt sucht man Rath bei aufgeklärten Katholiken; — als wenn man hier etwas anders hoffen dürfte, als — Wiederruf. Wenn der Katholik in dieser Sache ehrlich seyn will, muß er aufhören Katholik zu seyn. Wir haben das traurige Beispiel des Wiederrufs des Erzbischofs zu Trier, und der Erzbischof von Posen erklärt jetzt Alles für Irrthum ununterrichteter Geistlichen, was in Ansehung der gemischten Ehen aufgeklärtere Praxis war; denn in Polen war der Katholicismus sonst nie so scharf als anderwärts. So viel über diese Sache geschrieben ist, so hat man doch das wahre Gegengift nicht gefunden. Man fange bei den Zeloten an; und dann gehe man von den unduldsamsten Standpuncten aus; so geht man allein sicher. Will man aber darauf rechnen, daß die katholische Kirche aufgeklärter werde, so irrt man sehr. Sie hat einen mächtigen Verbündeten an den Aristokraten, welche jetzt überall emporkommen, weil sie den Monarchen weis machen, daß sie ihre erste Stütze sind?!!

Die Geschichte spricht vergeblich. Die „Worte eines Gläubigen in Deutschland" wurden verboten, weil sie auf die Verbindung der Aristokratie mit der Hierarchie aufmerksam machen.

On donne des conseils, mais on ne donne pas l'esprit d'en profiter. Ancillon.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

[Muster der Deutlichkeit.] Auf dem Titelblatte eines kürzlich bei Gottlieb Haase und Söhne in Prag erschienenen Kataloges befindet sich folgende Adresse: „Technische und akademische Farben- und Kunstsachenhandlungs-Niederlage des Jos. Fr. Couvalina, Kauf- und Handelsmann in Prag, wohnhaft Anfangs der langen Gasse, unter den rothen Krebsen, im Eckhause Nr. 612. seitwärts dem Röhrkasten, wo die Schildwache steht, im 2. Hofe, die ganz große steinerne Stiege, dem Haupteingange gegenüber, wo der Nußbaum steht, im ersten Stockwerke, und die Firmatafel seine Wohnung anzeigt."

Ein Bauer, der seinem Pfarrer ein Fuder Holz aus dem Walde gefahren hatte, verlangte dafür 16 gGr. Der Pfarrer fand es zu viel; allein der Bauer ging nicht ab, und sagte endlich: „Bedenken Sie nur, Herr Magister, ich habe den ganzen Tag dazu gebraucht; wie Sie neulich meiner Frau die Leichenrede hielten, mußte ich 1 Thlr. 8 Gr. bezahlen, und die dauerte nur eine halbe Stunde." „Ja, mein Freund," erwiederte der Pfarrer, „das ist Kopfarbeit!" „Nu," antwortete der Bauer, „meine Ochsen haben's Holz auch nicht an den Schwänzen herein gezogen."

Ein Krämer, dessen Namen sich mit P anfing und der mit seinem Handel ein kleines Vermögen erworben hatte, ließ sich in einem kleinen ungarischen Städtchen nieder. Er kaufte dort ein Haus und bestellte bei dem Maurermeister, der es aufputzen mußte, daß er über die Hausthüre seinen Vor- und Zunamen in Gyps erhaben anbringen möchte. Als er nun die eben vollendeten noch weichen Schriftzeichen betrachtete, sah er statt des bestellten P ein B. „Aber sagen's nur," zürnte er dem Maurermeister entgegen, „was haben's da gemacht, da steht ja ein weiches B?" — „Thut nix!" erhielt er zur Antwort, „es ist in ein Paar Stunden hart."

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

5. Historische Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte des baierischen Staates 2 Bde. 258 u. 268 S. in 8. Stuttgart. J. Schible's Buchhandlung.

Dem ungenannten Verfasser kam es bei Herausgabe des genannten Werkes besonders auf zweierlei an; erstens darauf, den

beliebten französischen Memoiren oder vielmehr den Memoiren aus dem Französischen etwas Deutsches von gleichem Zwecke und gleichem Interesse entgegenzusetzen, und zweitens darauf, seinem Vaterlande Baiern ein Monument aufzustellen. Er stellt sich also selbst auf als ein guter Deutscher und guter Baier — Eigenschaften, denen man nicht abhold seyn darf, um so weniger, da hier Deutschthum sich entfernt hält von ausschließendem Fremdenhaß, und Baierthum hier gegen kein anderes deutsches Volk ungerecht wird. Mit pragmatischer Uebersichtlichkeit gibt der Verfasser ein Bild Baierns während der letzten Regierungsjahre des Kurfürsten Carl Theodor bis zum Tode des Königs Maximilian Joseph, am 13. October 1825. Seine Erzählung ist eine einfache: sie ergeht sich weder in sophistisch-rhetorischen Tiraden, noch in poetischen Ausschmückungen, sondern hält sich nur an die Thatsache; sie ist eine unparteiische und gerechte, denn sie verbirgt weder das Lobenswerthe auf der einen Seite, noch stellt sie anderseits das Tadelnswerthe in den dunklern Hintergrund; sie ist endlich eine freimüthige, denn sie scheut sich nicht, ein aus der Sache von selbst sich hervordrängendes Urtheil mit kräftigen Worten auszusprechen, und säßen diejenigen, welche sie verletzen müssen, auf Kaiserthronen. — Ich bin — was bei solchen Umständen nicht anders geschehen kann — dem Verfasser von Seite zu Seite seines Buches mit Vergnügen gefolgt und wegen manches wichtigen Aufschlusses, den ich ihm verdanke, fühlte ich mich ganz besonders aufgeregt und gedrungen, ihm nach meiner Kraft lobende und empfehlende öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Die Periode der Regierung Maximilian Joseph's, die Verwickelungen Baierns in die französisch-deutschen, französisch-preußischen, französisch-österreichischen und französisch-russischen Kriege, die Verhältnisse Baierns vor, während und nach denselben zu anderen Staaten, namentlich Oesterreich und Preußen, bieten insgesammt zu viele Puncte, bei denen es werth wäre, länger betrachtend zu verweilen, als daß ich hier nur die wichtigsten derselben zu bezeichnen im Stande wäre. Nur Einzelheiten, wie sie mir mehr zufällig als absichtlich und vorbedacht in die Feder kommen, will ich mit einigen Worten berühren. Die Periode, wo Frankreich unter seinem ersten Consul und nachmaligen Kaiser auch diesseit des Rheins, d. h. in Deutschland, zu operiren und manövriren begann, ist mit treffenden Zügen geschildert, und nicht wenig freut man sich über die — man möchte sagen: starre — Unparteilichkeit und Ruhe des Verfassers. Ihn bringt nichts aus dem Gleise der Leidenschaftslosigkeit, mag er nun davon reden, wie Napoleon mit den österreichischen Feldherrn umsprang und sie zu Paaren trieb, mag er Baierns Bedrängniß durch den österreichischen Kaiserhof, der seine Geltung bis über den Lech hinaus stellen wollte, wahrheitsgetreu abbilden und dagegen die Nothwendigkeit aufweisen, daß Baierns Fahnen sich zu den französischen gesellten, mag er uns die Greuel des Tyroler Aufstandes gegen Baiern mittheilen und dabei den österreichischen Einfluß unumstößlich bezeugen. In dieser Angelegenheit muß man es dem Verfasser Dank wissen, daß er es verschmäht hat, den Sandwirth Hofer zu einem Heroen für sein Vaterland zu machen. In der That war der Tyroler Aufstand eine scheußliche Machination, wie sie nur bei einem geistig verdummten und physisch brutalen Volke vorkommen kann, Sandwirth Hofer aber ist eben so wenig ein weiser Mann und ein Held, als Robespierre das moralische Muster für einen ächten Republicaner von Jemandem genannt werden darf, der auf gesunden Menschenverstand Ansprüche geltend machen will. Der Buchhändler Palm in Nürnberg galt bis hierher als Märtyrer der Presse unter Napoleon. Unser Verfasser lehrt, daß der Hingerichtete nichts war, als das Opfer eigener politischer Thorheit und Frechheit, an welchem ein Beispiel der strafenden Justiz zu üben, Napoleon damals von den Verhältnissen gezwungen wurde. Wer zermalmt wohl nicht den Erdkloß, der sich nicht zur Seite schieben läßt. Der König Maximilian Joseph ist in jeder Periode treu dargestellt. Ein Gleiches gilt von Napoleon, den er, wie Maximilian Joseph, richtig beurtheilt und treulich zugethan ist, so lange nicht Uebermuth und Egoismus zu gerechten Klagen leiten. Wie es nicht anders seyn kann, beschäftigt sich das letzte Drittheil des Werkes mit dem Untergange Napoleon's, also mit einer Löwenjagd, an der Viele keinen Geschmack gewinnen können. Mitten in den Jagdpartieen stößt man auf eine Vertheidigung Wrede's wegen seiner Feindschaft gegen Frankreichs Kaiser und wegen des Verdachtes, daß er es besonders war, welcher Baiern und Frankreich zu einer Zeit zu Feinden machte, wo Baierns Macht vielleicht noch für Napoleon hätte den Ausschlag geben können. Der Verfasser thut für Fürst Wrede alles Mögliche. Ich bedaure fast, daß ich nicht im Stande bin, seinen Schützling für völlig rein von persönlichem Hasse zu erkennen. Schließlich will ich noch bemerken, daß das besprochene Buch auch für diejenigen Interesse hat, welche mit Staatskunst, Staatsverwaltung, Constitution, Landtagen, Landständen u. dergl. gern Umgang pflegen und will mit dem Wunsche schließen, daß die Regierung Carl Ludwig August's, des Nachfolgers Maximilian Joseph's, von der Art sich durchaus erweisen möge, daß ein eben so ehrlicher und redlicher Mann, wie der Verfasser der Denkwürdigkeiten Baierns unter Maximilian Joseph ist, sich zu deren Preise entschließen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Epitaphium.

Auf einen Grobschmied.

Mein Feuer ist erloschen, die Schmiede ist so leer,
Der Hammer bleibt in Ruhe, die Bälge gehn nicht mehr,
Die Kohlen sind verglommen, das Eisen ist verbraucht,
Die Arbeit ist beendet, die Seele ist verraucht.

Alex. Soltwedel.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 80. Donnerstag den 17. Mai 1838.

Correspondenzblatt.

Berlin.

(Schluß.)

Wenn ich nun den Gang aller mir vorliegenden, streitig gewordenen Sachen erwäge, so vermisse ich, daß Ew. mit dem ersten Organ der Regierung zum Schutze der katholischen Kirche, so wie zur Wahrnehmung der landesherrlichen Rechte, dem Hrn. Oberpräsidenten, einem gegen Sie persönlich freundlich gesinnten, es mit dem Wohle seiner Kirche nicht leicht nehmenden Manne, keineswegs in ein solches Verhältniß durch persönlichen Zusammentritt und vorläufige Verständigung getreten sind, so sehr Sie auch überzeugt seyn mußten, daß er Ihnen mit größter Bereitwilligkeit entgegen kommen werde; und ich bedauere, daß Sie mir nicht vor der Abgabe der Erklärungen oder definitiven Einschreitung kommunicirt haben, um meine Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Es scheint mir der von Ew. gewählte Gang, kurz und bestimmt, die Autorität der Verfügungen der katholischen Kirche, als allein gültige Norm aufzustellen, über deren Anwendung keine weitere Rede seyn kann, als nothwendige Folge, das Entgegenstellen der Bestimmungen der Staatsgesetze und das Verlangen unbedingter Unterordnung der Kirche hervorgerufen zu haben. Damit hat die Sache den Punct erreicht, auf dem alle diese Sachen jetzt stehen, Autorität gegen Autorität, und Gewalt gegen Gewalt. Meine Offenheit nöthigt mich aber, noch weiter zu gehen, und mich auch über die Begründung Ihrer Kirche zu äußern. Ew. nehmen, was Sie über einen Gegenstand von kirchlichen Bestimmungen vorfinden, ganz buchstäblich. Sollten Sie dieses, selbst aus dem Standpunkte der katholischen Kirche rechtfertigen können? Sollte wirklich die Absicht des heiligen Vaters seyn, die Vorschriften des Concils zu Trient jetzt unbedingt in allen Puncten streng in eine Anwendung zu bringen, die sie nie, vielleicht zu keiner Zeit, wenigstens nicht in Deutschland erhalten haben? Sollte wirklich dessen Absicht seyn, eine Verfolgung gegen Hermes, seine Schriften und seine Schule zu veranlassen und dazu sogar den Beichtstuhl zu benutzen, und zwar so, daß den Schülern die Auflehnung gegen die Lehrer zur Pflicht gemacht wird, und somit jede Ordnung und Unterordnung aufgelöst wird? Ich kann mich nach dem, was mir über die Behandlung dieser Sache selbst zu Rom bekannt ist, nicht davon überzeugen, daß dieses der Wille des Pabstes sey. Der römische Hof dürfte jetzt schon fühlen, daß er sich, wenn auch nicht in der Sache, ungeachtet auch hierüber vielleicht schon Bedenken entstehen, doch wenigstens in dem Gange der Sache vergriffen, und es unterlassen hat, sich der Mitwirkung der Regierung zu versichern oder sie wenigstens möglich zu machen. Es wünscht der römische Hof sicher nicht, die Regierung zu nöthigen, hier ihren Schutz gegen Verfolgung, gegen eine Veranlassung zur Auflehnung gegen die Ordnung und Unterordnung eintreten zu lassen. Ich bitte Ew. wohl zu prüfen, was der heilige Vater von der Klugheit der Bischöfe, ihrer Kenntniß der Zeit und der Verhältnisse erwarten kann, und sicher erwartet, und mir zu vertrauen, daß ich das, was ich äußere, nicht bloß nach allgemeinen Betrachtungen der Geschichte der katholischen Kirche und der Einsicht über das, was ihren Erfolg sichert, und dagegen den empfindlichsten Nachtheil für solchen haben kann, schöpfe, sondern daß hier specielle Wahrnehmungen und Nachrichten diesen meinen vertraulichen Aeußerungen zum Grunde liegen. Erlauben Sie mir über diesen Hauptpunct Ihres Einschreitens noch einige Bemerkungen. Es kann der Kirche unmöglich zum Heile dienen, wenn Ew. der Wirksamkeit Ihres verewigten Amtsvorgängers auf solche Art factisch nicht bloß entgegentreten, sondern über solche ein Verdammungsurtheil aussprechen. Das Schlimmste, was in dieser Sache für den Zweck, die Hermesische Lehre zu beseitigen, geschehen konnte, war, die Regierung zu nöthigen, gegen Schritte einzuschreiten, welche den Grundgesetzen des Staats entgegen sind, gegen Verfolgungen wegen des Glaubens. Ob der römische Hof gewinnt, sich gegen die Hermesische Lehre auszusprechen, ob nicht eine der katholischen Kirche noch weit gefährlichere Lehre, die sich gegen Erstere jetzt geltend macht, ohne auch einen Anführer und eigentlichen Wortführer zu haben, dadurch befördert wird, und wie überhaupt im Umschwung ernster wissenschaftlicher Förderung das Heil der katholischen Kirche zu wahren ist, stelle ich ganz anheim; aber sicher kann es

solchem nicht förderlich seyn, die Regierung zu nöthigen, wenn auch nicht die Hermesische Lehre, doch die, welche leichthin für Anhänger derselben ausgegeben werden, gegen Verfolgung zu schützen, und eine Auflösung der Zucht und Ordnung zu verhüten, welche stets von den gefährlichsten Folgen ist, mag auch der Zweck seyn, welcher er wolle. Auf diesen Punct ist die Sache gebracht. So wie alle Regierungsbehörden und auch ich der Vorliebe des verewigten Erzbischofs für die Hermesische Lehre, die er mit ächt frommen, einsichtsvollen Prälaten theilte, möglichst nachgegeben haben, so würden diese Behörden und auch ich Ew. Abneigung gegen solche gleichfalls in einer nur irgend zulässigen Form und angemessenem Gange nachgegeben haben, und gewiß würde dadurch ihre Absicht sicherer erreicht worden seyn, als es jetzt der Fall seyn kann. Zu keiner Zeit hat in kirchlichen Angelegenheiten dieser Art ein gewaltsames Ereigniß dem Zwecke entsprochen, und im Gegentheil beinahe größere, wenn auch erst später zum Ausbruch gekommene Uebel für die Kirche hervorgerufen; in unserer Zeit aber ist ein solches Einschreiten für die Kirche doppelt bedenklich, und dem Staate so verderblich, daß solcher zu der größten Wachsamkeit verpflichtet ist. Irre ich nicht sehr, so entspringt der jetzige Stand der Dinge, der mich zu so schmerzlichen Einschreitungen nöthigt, bei der besten Gesinnung mit der Ew. für die Kirche nicht nur, sondern auch für den Staat erfüllt sind, aus Mangel an Hilfe durch gewichtige, erfahrne und gewandte Geschäftsmänner. Alles liegt auf Ihnen allein, nimmt Ihr Gefühl in Anspruch, läßt Ihnen keine Zeit einzuleiten, vorzubereiten, und beharrlich in dem Grundsatze, die Bedingungen des Gelingens durch eine mildere Form mit der Kunst herbeizuführen, die in der katholischen Kirche von jeher so ausgezeichneten Erfolg hatte. Ich bitte Ew. diese meine offene Aeußerung freundlich wie sie erfolgt, in ernstliche Erwägung zu nehmen, und finden sie solche nicht ganz ungegründet, versichert zu seyn, daß ich, wo ich Ihnen dabei zu Hilfe kommen kann, es für meine heilige Pflicht halten werde, zu thun was nur möglich ist. Ich bin überzeugt, daß Ew. sodann mit weniger peinlichem Gefühl die Ihnen obliegende, allerdings schwere Last zu tragen, und was Sie zum Besten der Kirche in ihrem ernsten Sinne für erforderlich halten, friedlich und sicherer erreichen werden. Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ew. Wohlergehn verbinde ich die Versicherung meiner Ihnen gewidmeten herzlichen Verehrung und Ergebenheit.

Berlin, den 12. Febr. 1838.

So wohlwollend schrieb noch der Minister Freiherr v. Altenstein an den Erzbischof, nachdem dieser schon am 31. October 1837 ein Circularschreiben an alle Pfarrer seiner und der benachbarten Diöcesen, ganz gesetzwidrig, ohne zuvor es der Staatsbehörde vorgelegt und deren Genehmigung erhalten zu haben, erlassen, welches bei aller Gleißnerei eine Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze enthält und Mißvergnügen und Unruhen zu erwecken geeignet ist; wie dessen nachfolgender Inhalt besagt:

„Ew. ꝛc. glaube ich Folgendes mittheilen zu müssen: Am 17. Sept. wurde mir im Namen des Königs eröffnet:

„„Der König verlange von mir die Erklärung, in den Angelegenheiten der gemischten Ehen gemäß der Seitens des sel. Hrn. Erzbischofs an das Vicariat erlassenen bekannten Instruction verfahren zu wollen, widrigenfalls werde der König fordern, daß ich niederlege.““

„Ich antwortete.

„„Ich werde in den erwähnten Angelegenheiten gemäß dem Breve Pius VIII. und jener Instruction verfahren; wo aber die Instruction nicht in Einklang zu bringen sey mit dem Breve, da werde ich mich nach dem Breve richten.“

„Darauf wurde mir officiell angezeigt:“

„„Da ich die Instruction verwerfe, so werde nach dem Willen des Königs meine Amtswirksamkeit nicht länger stattfinden können. Monsignore Cappacini hat über diesen Gegenstand mit mir nicht gesprochen; hat also wohl nicht gewußt, daß er zur Sprache kommen würde.““

„Heute nun erhielt ich vom Minister das im Auszuge liegende Schreiben, welches ich, wie die beiliegende Abschrift zeigt, beantwortet habe.“

Wir müssen nun festhalten am Wahren und Guten, und betend, still und ruhig erwarten, was der Herr über uns wird kommen lassen.“

Cöln, am 31. Oct. 1837.

Clemens August,
Erzbischof von Cöln.

Wenn dennoch, bei so offenbarer Halsstarrigkeit des Erzbischofs, sich in die gesetzlichen Vorschriften des Staats, in welchem er eine so hohe geistliche Würde bekleidet, zu fügen, der Papst ihn in seiner Allocution für solche Widerspenstigkeit hoch belobt, so darf dies nicht befremden, vielmehr ist es zu bewundern, daß er es dabei bewenden lassen, denn in Prompta bibliotheca, welche aus Aussprüchen der Päpste, verschiedener Concilien und dem canonischen Rechte zusammengesetzt, und im Jahre 1767 zu Rom von neuem approbirt worden sind, befinden sich folgende Sätze:

„Der Papst ist von solcher Würde und Erhabenheit, daß er nicht ein bloßer Mensch, sondern gleichsam Gott und Gottes Stellvertreter ist. Der Papst ist mit dreifacher Krone gekrönt, als König des Himmels, der Erde, der Unterwelten. Er ist ein göttlicher Monarch, höchster Kaiser, König der Könige; er überragt selbst die Engel, da er größer ist, als sie, so, daß wenn die Engel im Glauben irren oder dem Glauben zuwider denken könnten, der Papst sie richten und excommuniciren kann.“

„Ist ein König ketzerisch geworden, dann kann er vom Papste von der Regierung entfernt werden, und ihm, dem Papste, steht das Recht der Wahl zu, wenn auch die Söhne und Anverwandten des Königs Ketzer sind.“

„Dem römischen Papste, als dem Stellvertreter dessen, deß' die Erde und die Fülle, deß' das Weltrund und alle die in ihm wohnen ..... Dem Papste ist die vollste Macht und Gewalt verliehen, Reiche zu übertragen, Scepter zu zerbrechen und Kronen wegzunehmen.“

„So groß endlich ist die Macht des Papstes, daß er so-

gar göttliche Gesetze modificiren und das göttliche Recht beschränken kann." —

Diese Prompta bibliotheca ist seit 1767 nicht nur vielfältig neu aufgelegt worden, sondern auch noch bis jetzt eine Autorität, auf welche sich nicht nur italiänische, sondern sogar deutsch-römische Kirchenrechtslehrer berufen.

In Rom werden fortdauernd so viele Bücher in den Index librorum prohibitorum eingerückt, deren Inhalt gegen diese Prompta bibliotheca sehr unschädlich ist. Diese letztere enthält schon aus den hier angeführten Sätzen für jedes wahrhaft fromme Gemüth Blasphemie und wer könnte es einer Staatsbehörde verdenken, wenn sie solche in dem Bereiche ihres Wirkungskreises verböte?

Aus Dresden.

Dresden, am 25. März 1838.

Es ist mir nun ganz klar geworden, daß ein Correspondent ein großer Mann ist, besonders in Deutschland, und ich bilde mir ordentlich was Rechtes darauf ein, daß ich einer bin, und wenn es möglich wäre, borgte ich mir sogar etwas darauf. — Ein Correspondent ist schon deßhalb ein großer Mann, weil er vom Erzählen so vieler und ungeheuerer Dummheiten, die es in der Welt ordentlich hagelt, nicht verrückt wird, was mir neulich beinahe geschehen wäre; zwar nicht beim Erzählen, sondern beim Lesen einer solchen ungeheuern Dummheit. Da wäre ich beim Haare um den Ruhm eines großen Mannes gekommen; doch da es nicht geschehen, so will ich's riskiren, mein Erlebniß zum Ueberfluß noch einmal zu erzählen, und wenn ich das überstehe, so abonnire ich für mich bei Herrn Wolfgang Menzel einen Platz in der neuesten zukünftigen Auflage seiner deutschen Geschichte, damit ich auch unsterblich werde, wie Herr Menzel es ist. — Ich las nämlich unter einem Portrait:

„Nicht geziemt es dem Deutschen, die fürchterliche Bewegung fortzuleiten und auch zu wanken dahin und dorthin. Das ist unser, so laß uns sagen und so es behaupten."

Höre ich recht? Lese ich recht? Wache ich? Träume ich? Ist es möglich, daß im Jahre des Heils 1838 ein deutscher Professor unter sein schönstes lithographirtes Brustbild ein Motto setzen kann, für das es gar keine Antwort gibt? Darf es ein Mensch wagen, uns mit solchem Larifari aus Hermann und Dorothea zu Göttinger Würsten machen zu wollen, die auch da liegen bleiben, wohin man sie geschoben?.. Ja, Gott ist allmächtig, doch das Unmögliche, uns confus machen zu wollen, das fällt ihm nicht ein; aber einem deutschen Staatsgelehrten ist nichts unmöglich, daran ist nun kein Zweifel mehr. Ich rufe mit dem göttlichen Bösewicht Heine aus: O, Herr, ich weiß, du bist die Weisheit und Gerechtigkeit selbst, und was du thust, wird immer gerecht und weise seyn. Aber ich bitte dich, was du thun willst — daß es besser werde — thu' es ein Bischen geschwind. Du bist ewig und hast Zeit genug und kannst warten. Ich aber bin sterblich und ich sterbe. — Wenn jene Unterschrift auch nicht Alle so geärgert hat, wie mich, so hat sie hier doch die Köpfe in's Schütteln gebracht, wie der Wind die Blätter eines Baumes im freien Felde. Und das war noch mein Trost.

Und nun frisch zu einem andern Unsinn, der nur in Deutschland passiren kann. Zwei Menschen nämlich, ein Liebender und eine Liebende, haben sich mit einem Stricke zusammengebunden und sind bei Uebigau unweit Dresden in die Elbe gesprungen; weil aber just Leute in der Nähe waren, sind sie wieder herausgezogen, abgetrocknet und bestraft worden. Hätte man sie aber nicht lieber belohnen sollen? Oder ist der Entschluß, die Welt, dieses große Narrenhaus, von ein paar Narren zu befreien, etwa nicht löblich?

Ferner hat sich ein Soldat erschossen, weil er keinen Urlaub bekommen. Ferner hat ein Tischlerlehrling eine Frau raubmörderisch überfallen und tödtlich verwundet. Ferner hat ein Leibschütz des Königs auf der Elbfähre bei Pirna sein Pferd dermaßen gespornt, daß es mit ihm über Bord gesprungen und hochderselbe ersoffen ist. Ferner war neulich im Anzeiger zum allgemeinen Ergötzen Folgendes zu lesen: „Ein unbescholtenes Mädchen, welches als Amme gedient hat, wünscht ein baldiges Unterkommen als Jungfer." Ferner haben die Schüler der hiesigen Kunstakademie ihren neuen Lehrer Vendemann mit königlichem Pompe empfangen und sich dadurch als ächte Deutsche bewiesen, welche auch da, wo sie's nicht brauchen, eine ächt christliche Demuth und allertiefste Unterthänigkeit zu beweisen, niemals ermangeln, wodurch auch humane Menschen nach und nach zu hofräthlichen Despoten umgewandelt werden. „Denn, wie der weise Sancho Pansa sagt, wo Einer kriecht, da tritt der Andre drauf,„ und: „Mache Dich nur zu Honig, so fressen Dich die Fliegen." Aber diese angeborne Sucht, sich devot und gehorsam zu zeigen, so oft es nur angeht, wird den Deutschen sicher als ewiges Erbtheil verbleiben. Und darum will ich mich nur gar nicht erst ärgern, sondern zu anderen Dummheiten übergehn: zum Pietismus und Mysticismus, die auch bei uns, wie anderwärts, ihr heilloses Wesen treiben. Dank aber unserer Regierung, die dem umgreifenden Muckerthume ein schreckliches Ende bereitet hat. — Vielleicht ist hier der Ort, eine Notiz über den suspendirten und in Untersuchung befindlichen Prediger Stephan zu geben, (dessen Angelegenheit hier ungeheueres Aufsehn gemacht hat), besonders da in einigen Journalen viel Unwahres darüber berichtet worden. Zuvörderst muß ich hier der Behauptung eines süddeutschen Blattes entschieden widersprechen, welcher zu Folge der, durch Muckerumtriebe schwer gravirte Stephan ein hervorragender Kopf und erster Kanzelredner Dresdens seyn soll. Stephan ist ein gewöhnlicher, aber schlauer Mensch und ein ungelehrter Theolog, dessen Vortrag schlecht, dessen Predigten ordinär-fanatisch, aber bisweilen mit einem gewissen Gedankenreichthume ausgestattet sind, welcher eine hohe Meinung von ihm beibringen könnte, erzähe der mit der Literatur der Mystiker und Fanatiker vertraute Literat nicht sogleich darin ein Plagiat aus Johann Arndt, Scriver, Spener, Bogatzky u. s. w. Weniger kennt Stephan den Jacob Böhm, dieser ist ihm zu tiefsinnig und eignet sich nicht zur Kirrung und Dressur mehrerer Hunderte; überhaupt sind die strengen Mystiker nicht die Hauptquelle von Stephan's Lehre, sondern die zuerst genannten mysteriösen Pietisten, weßhalb auch seine

confuse Doctrin ein Gemisch von einem Pfunde Mysticismus und einem Centner Pietismus ist. — Ein Leinewebergesell aus Mähren, der in seinem 18. Jahre noch kein deutsches Wort verstand, wurde Stephan von einer reichen pietistischen Dame zum Studium der Theologie ermuntert und während seiner Studienzeit mit Geld unterstützt. Als er im Jahre 1811 nach Dresden kam, war eben der damalige Prediger der hiesigen böhmischen Gemeinde — diese besteht aus den Ueberbleibseln ausgewanderter böhmischer Protestantenfamilien — Namens Albanus gestorben, und da gerade kein der böhmischen Sprache kundiger Candidat, der allein die Stelle erhalten kann, vorhanden war, so wurde Stephan, ohne Mitbewerber verdunkeln zu müssen, böhmischer Prediger. Der Gehalt eines solchen ist unbedeutend, etwa 300 Thaler, aber Stephan hatte das Mittel gefunden, ihn zu verzehnfachen — er stiftete eine Secte. So ist sein Anhang erst neulich sogar in einem amtlichen Schreiben der Stadtverordneten an das Ministerium des Cultus genannt worden, wie aus den gedruckten Mittheilungen über die Verhandlungen der Communrepräsentantschaft hervorgeht. — Bald fanden seine verworrenen Vorträge Zulauf und sein frömmelndes, öffentlich zur Schau getragenes Wesen verschaffte ihm unter den Unwissenden den Geruch großer Heiligkeit, welcher noch wuchs, als er anfing, in seinem Hause Vorträge zu halten, die von seinen Verehrern noch mehr als seine öffentlichen besucht wurden. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß seine Clique immer an tausend Köpfe gezählt hat, welche der guten aufgeklärten Stadt nebst Umgebung zu großem Aergerniß lebte, besonders da man behaupten wollte, daß ein geheimer Ausschuß der heiligen Sippschaft bei nächtlicher Weile Dinge verübe, wie man sie jüngst von den Muckergesellschaften erfuhr. Die allgemeine Erbitterung nöthigte endlich zu Maßregeln gegen die berüchtigte Secte, deren Mitglieder man Stephanisten nennt, namentlich als die oben erwähnte Communrepräsentantschaft im December v. J. dem Cultministerium „den Abscheu der Stadt vor allen Secten, und insbesondere vor der des Predigers Stephan" officiell zu erkennen gab. Schon vor zwei Jahren hatte die Policei einige dieser Stillen im Lande, ihren Seelenhirten darunter, im sogenannten Falkenhofe aufgehoben, wo sie sich bei einer frommen Witwe versammelt. Doch konnte man damals nichts Schweres gegen die Ertappten aufbringen. Die Policei mochte zu wenig Schlauheit angewendet haben. Besser gelang es ihr zu Ende des vorigen Jahres, wo sie die gottselige Schaar auf einer ihrer nächtlichen Wanderungen in der Schänkwirthschaft der sogenannten Hoflösnitz, einem Dörfchen unweit Dresden, in ihrer geheimsten Muße erwischte. In Folge dieser Verhaftung ward Stephan sofort von seinem Amte suspendirt und die Untersuchung gegen ihn wird nun von der geistlichen und weltlichen Behörde zugleich mit aller Strenge geführt. Aus seinen Vorträgen soll man Stephan keine Anklage bereiten können, weil er sich in dieser Beziehung mit tausend alten Scharteken nothdürftig durchfechten kann. Desto schwerere Beweise liegen rücksichtlich seines moralischen Wandels vor. Wir werden über den Aller Aufmerksamkeit fesselnden Proceß zu seiner Zeit bald das Weitere berichten können. —

Unlängst gab Fräulein Clara Novello im Saale des Hotel de Saxe mit Unterstützung der königl. Capelle ein Concert. Ich enthalte mich alles Urtheils über sie, denn wo der Unverstand so viel gefaselt hat, wie über die Novello, da muß die ächte Kritik schweigen. Ich sage nur so viel, daß die Vergötterer der Novello nicht gescheidt sind, ja vielmehr (wie der edle Sancho, diese Quelle der Weisheit, von seinem Herrn behauptet) zum Anbinden verrückt. Namentlich der Berliner Correspondent eines Leipziger Blattes, der das arme kleine Närrchen über die Catalani stellte. Was soll man gegen solchen Twatsch sagen? — Schweigen ist hier das Beste, denn mit den Narren kann selbst der liebe Gott nicht fertig werden, geschweige ich. — Ueber die Hugenotten, welche jetzt auf unserer Bühne Fanatismus erregen, muß ich mein Urtheil verschieben, da es mir bisher unmöglich war, ein Entree-Billet zu erjagen.

H. F. Mannstein.

Komisches.

In Coblenz ist ein Schriftchen unter folgendem Titel erschienen: „Die preußische Kanonade, Gedichte militärischen, vorzüglich artilleristischen (sic) Inhalts." Pöz Bomben und Granaten!!

Erklärung.

Vor kurzer Zeit aus Prag hier angelangt, mußte es mich sehr wundern, von dem Verfasser des Artikels: „Karl Beck und Jakob Eblis" in einem Briefe an den Herrn Verleger dieses Blattes als Jakob Eblis bezeichnet zu seyn. Ich aber habe mich weder jemals Jakob Eblis genannt, noch bin ich der Verfasser des in Rede stehenden Gedichtes; sonst hätte ich es gewiß schon vor einem Jahre reclamirt, als es in der Zeitung für die elegante Welt abgedruckt war. Dieß habe ich vor den Hrn. Dr. Kühne, H. Marggraff und dem H. Verleger dieses Blattes erklärt, und erkläre es hiermit öffentlich.

Leipzig, den 4. Mai 1838.

Jakob Kaufmann.

Diese Erklärung des H. Jakob Kaufmann genügt mir, — somit ist dies meine erste und letzte Antwort. Uebrigens ist mir der Einsender jenes Artikels bekannt, doch mag ich ihn nicht nennen, weil er, als ein Oesterreicher in das Ausland correspondirend, leicht Gefahr laufen dürfte. Daraus möge er ersehen, daß ich nicht Böses mit Bösem vergelte; doch will ich ihm an's Herz legen, sich künftighin weder mystificiren zu lassen, noch Irrthümer unvorsichtiger Weise weiter zu verbreiten.

Leipzig, den 5. Mai 1837.

Karl Beck.

Herausgeber: Dr. Seidlitz Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 39 und 40.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 81. Montag, den 21. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Gedichte
von Friedericke Susan, geborne Salzer *).

Die erste Thräne.

Flehend das Auge
Eva erhebt,
Nach heißem Tage
Angstvoll durchlebt.

Blumen sich neigen
Still und versengt,
Ach! ihren Busen
Schwüle bedrängt.

Da rief sie zagend:
„O, welche Qual
Drückt hier die Wesen
Im Erdenthal!

Muß ich vergehen
Sonne mit Dir,
Sende, mein Vater,
Labung doch mir."

Und helle Perlen
Aus Himmelsblau
Träufelten nieder
Im Silberthau.

Grüner der Zweige
Schmuck sich umlaubt,
Blüthen und Gräser
Heben das Haupt.

In Eva's Busen
Wird es so leicht.
Vom ersten Thaue
Ihr Auge feucht.

*) Zwei noch nicht gedruckte Reliquien dieser Dichterin.

Am Abend in meinem Garten.
Meinem lieben Bruder zur Erinnerung.

Wunderhold in süßer Abendstille
Prangt um mich die reizende Natur.
Von der Menschen stürmischem Gefühle
Trägt ihr Friede nicht die kleinste Spur.

Lieblich spielen leise, kühle Weste
Dort mit Blumen und Gesträuch am Bach,
Traulich wölben grünbelaubte Aeste
Hier sich dicht zum dunklen Schattendach.

Und harmonisch tönt ein sanftes Rauschen
Von der Berggewässer fernem Fall,
Zarte Vöglein dort im Neste lauschen,
Auf des Männchens treuen Liebesschall.

Friede waltet rings um mich im Thale,
Senkt sich hold in meine frohe Brust,
Friede winkt mir aus dem Sternenstrahle
Zu der Sel'gen reiner Himmelslust.

Nachklänge an meine Schwester.
Von dem Bruder der Dichterin, k. k. österr. Hauptmanne.

Ich sehe die Gletscher noch im Morgenstrahle
Vor meinem Geistesauge glänzend stehn,
Fühle noch ferneher vom Alpenthale
Der Liebe Hauch um meine Wange wehn.
Denkst Du, wie lieblich uns bei heitern Scherzen
Der frohe Tag nur allzu schnell entschwand,
Und stets beim Schein der gold'nen Himmelskerzen
Die Mitternacht noch traulich kosend fand?
O! laß es nie aus Deiner Seele schwinden,
Geliebte Schwester, dieses süße Bild,
Das ewig neu, bis wir uns wiederfinden,
Mit sanftem Troste meine Brust erfüllt.

Am Senegal und auf Martinique.

Novelle.

1.

Wenige Meilen oberhalb der Mündung des Senegal liegt auf einer kleinen, dürren Insel Schloß und Stadt St. Louis. Jahrhunderte lang hat der Senegal seine befruchtenden Gewässer dem kleinen Eilande zugeschickt, ohne auch nur einen Keim von Vegetation hervorrufen zu können; doch der Mensch hat sich des wüsten Platzes bemächtigt, den die Natur aufgab; ein stattliches Schloß ersetzt die Stelle des Waldes, Negerhütten gruppiren sich, wie kleineres Gesträuch, rings umher. Am rechten Ufer des Flusses gähnt eine weite Wüste, von Schakals und Hyänen durchheult, links zieht sich das grüne Guinea hin, mit üppigen Pisang- und Palmenwäldern geschmückt. Hier und da blicken aus dem dunkeln Grün freundliche Häuser hervor, zur Hälfte unter dem Laubdache versteckt, zur Hälfte die gefälligen Formen zeigend, wie ein kokettes Mädchen. Das Auge glaubt eine Idylle zu erblicken, aber hier ist keine Idylle, hier ist Guinea, das unglückliche Guinea, das dem gierigen Europa mit seinem Besten zinsbar geworden ist, mit Goldstaub, Elfenbein und — Sclaven. Unter den Gebäuden, die das linke Ufer des Senegal beleben, zieht vorzüglich eins die Blicke des Fremden auf sich, durch die freundliche Verandah, die es umzieht, durch das kleine Gärtchen, in dem die schönsten Blumen der heißen Zone ihre glühenden Kelche öffnen, durch die sauber gehaltenen Kiesgänge, die die Blumenbeete in regelmäßige Vierecke abtheilen. Das ganze Besitzthum hat etwas Charakteristisches, das unter der südlichen Hülle den holländischen Kern erkennen läßt.

An dem Tage, an dem unsere Erzählung beginnt, war die Sonne eben hinter der großen Barre des Senegal in das Meer gesunken, war auf die kurze Dämmerung der Tropenwelt die Nacht gefolgt, aber eine Nacht der Tropenwelt, von tausend blitzenden Sternen erleuchtet, von Myriaden Insecten durchschwirrt. Auch auf dem Flusse regte sich jetzt ein eigenthümliches Leben. Ueber die stillen Fluthen schwebte ein leises Wimmern hin, dem Weinen eines kleinen Kindes ähnlich, hier und da tauchten gräßliche Schuppenleiber empor, an den dunkleren Stellen des Ufers hoben sich unförmliche Köpfe mit dumpfem Aechzen. Die Crocodille und Flußpferde nahmen die Herrschaft über ihren Strom wieder in Besitz, die am Tage das geschäftige Treiben der Menschen ihnen streitig gemacht hatte. Nur ein einzelner kleiner Kahn glitt geräuschlos über die Wellen hin, mit ängstlicher Scheu die Stellen meidend, wo ein verdächtiges Wirbeln des Wassers auf das Daseyn eines der Ungeheuer der Tiefe schließen ließ. — Jetzt hatte er das Ufer von Guinea erreicht, und nun erhob sich ein Mann und setzte rasch den Fuß an das Land, als treibe es ihn, dem unheimlichen Strome zu entrinnen. Doch ein kräftiger Arm hielt ihn zurück.

„Hier nicht, Massa," flüsterte der Neger, „nicht hier. Congoschlange Nachts die Ufer des schwarzen Flusses lieben, gern im Gesträuche liegen, Congoschlange sehr bös seyn."

Entsetzt zog der Europäer, den seine Kleidung als solchen bezeichnete, den Fuß zurück, und ließ es geschehen, daß der Kahn an dem buschigen Ufer fortglitt, bis er an einer freieren Stelle anlegte.

Beide, der Herr und der Neger, traten an das Ufer, der erstere verlegen umherblickend, als forsche er vergebens nach einem ersehnten Ziele.

„Dort zwischen den Bäumen kleines Licht aus Massa Halem's Pflanzung, dort braunes Mädchen aus dem Schouaa-Stamme," sagte der Neger mit leisem Kichern, indem er mit zudringlicher Vertraulichkeit den Arm seines Herrn ergriff, und ihn in der angedeuteten Richtung erhob.

Der Weiße fuhr unwillkürlich zusammen, als er die Berührung des Negers fühlte, und schien einen Augenblick geneigt zu seyn, eine heftige Antwort zu geben, jedoch nach kurzem Zögern entfernte er sich, und verschwand bald im Zwielichte der Nacht unter den Bäumen.

Das einsame Licht warf seine matten Strahlen aus dem Gebäude, das oben beschrieben wurde, aus der Pflanzung des reichen van Halem, an deren niedriger Umzäunung der Fremde jetzt angelangt war. Mit einem raschen Sprunge hatte er bald dieses letzte Hinderniß besiegt, und schritt nun dem Zimmer zu, in dessen Inneres die offene Verandah ihm freien Blick gestattete. Muskitovorhänge vor den Fensteröffnungen wehrten die Insecten ab, und gestatteten dagegen der Luft freien Durchzug, in deren Wehen die aufgesteckten Wachskerzen unsicher flatterten. Der volle Schein des Lichtes fiel auf die kleine Gruppe, die im Zimmer vertheilt war. Die Hauptperson war der Herr des Hauses, ein Mann in vorgerückterem Alter, mit einem kahlen, nichtssagenden Gesicht, jeder Zug durch Schlemmerei widerlich aufgetrieben. Neben ihm hockte in der demüthigsten Stellung eine Negerin, mit den üppigen Reizen ausgestattet, die in jenen Zonen so oft die Sinnlichkeit der Europäer aufstacheln. Ein kleiner Knabe von etwas hellerer Färbung, als die Mutter, schmiegte sich an sie an; auf ihrem Schooße ruhten Schreibmaterialien. Etwas seitwärts stand ein junges Mädchen in gebeugter Stellung, doch in jeder Linie ihres schönen Baues das straffste, glühendste Leben verrathend. Auch sie war Negerin, aber nicht in der Bedeutung, die man in Europa mit diesem Ausdrucke gewöhnlich zu verbinden pflegt. Wie sie so dastand, unter den Zornesworten ihres Herrn furchtsam niedergebückt und wieder sehnsüchtig nach dem Fenster sich hinbeugend, unter dem sie den Tritt ihres Geliebten vernommen hatte, zwischen Furcht und Liebe schwebend, hätte sie auch der verwöhnteste Europäer interessant gefunden. Ihre Haut war vielleicht nur um wenige Tinten dunkler, als die der Portugiesinnen, ihre Züge wichen nur unbedeutend von Griechischer Regelmäßigkeit ab, die Formen ihres Leibes zeigten eine Vollendung, wie sie in dem verzärtelten Europa nicht mehr gefunden wird. Sie gehörte zu dem Stamme der Schouaa's, dem schönsten Stamme Afrika's, dem selbst die stolzen Kaffern, die schlanken Fellatah's weichen müssen.

„Bildung," fuhr van Halem in seiner zornigen Rede gegen sie fort, „Bildung paßt für Niemand, als für die, welche sie benutzen können, für Kaufleute also und Beamte. Ich kann es meinem Bruder nie vergeben, daß er Dich mit Musik, Geographie und Geschichte fütterte, bloß darum, weil Du die Schwester dieser Person bist, die er über Gebühr liebte, und weil es ihm gefiel, das mit Dir anzustellen, was er in seiner verrückten Sprache ein psychologisches Experiment nannte. Aber ich sage Dir, Zuleika, hüte Dich, wirf die Noten und die Bücher recht bald in das Feuer, oder ich schicke Dich nach Westindien, um Deine Erziehung dort auf eine Weise zu vollenden, die Du Dir gewiß nicht träumen läßt." —

Das arme Mädchen schrak zusammen, ihr Blick fiel Hilfe flehend auf das Fenster, an dem sich bei den letzten Worten Halems ein leises Geräusch hatte hören lassen.

Halem allein bemerkte nichts, eine neue Gedankenfolge nahm ihn ausschließlich in Anspruch.

„Clapperton?" sagte er, indem er einen auf dem Tische liegenden Brief aufhob, „ja, so hieß ja wohl der Narr, der im vorigen Jahre den Quorra hinanschiffte, um sich den bleichen Tod zu holen. Wollen da große Untersuchungen anstellen, die Gelehrten, ob der Quorra, der Djoliba und und der Niger ein und derselbe Fluß sind, ob sie westlich oder östlich strömen, forschen da nach einem See Tschad oder Tsad, was weiß ich. Gebe für alle diese Bestrebungen, die dem Handel nichts nützen, nicht ein Glas Genever. — Sieh' her, Zaël, mein Glas ist leer, warum ist es nicht schon längst gefüllt? Ist ein universelles Mittel, der Genever, ein ächt kosmopolitischer Trank, für den Süden recht eigentlich gemacht, für den Norden aber auch. Und nun, Zaël, schreib', wie ich dictire: „Bedaure herzlich, Ihnen mit dieser Gelegenheit kein Ebenholz senden zu können, schäme mich selbst, wenn ich bedenke, was man auf Barbados sagen wird, wenn van Halem mit einem Sclavenschiffe zum ersten Male keine Neger schickt. Mein schwarzes Vieh ist bis auf den letzten Mann am bösen Fieber gestorben, die letzte Ladung haben die ehrlosen Engländer, die auf den Flor unserer Colonie neidisch sind, mir weggenommen. Ist eine wahre Seeräuberei, dieses Ausschicken von Kreuzern gegen die Sclavenschiffe, die doch so manchen rechtlichen Mann ernähren. Hoffe aber nächstens mit bester Waare aufwarten zu können, sind große Sendungen von Galem unter Weges. — Den Madeira erwarte ich mit Sehnsucht, haben hier treffliche heiße Plätzchen, um das liebe Gut gehörig zu zeitigen." — Nun gib, daß ich die Unterschrift hinzufüge."

Damit erhob sich van Halem, schon unter dem Einflusse des genossenen Genevers unsicher taumelnd, von seinem Sitze, und griff nach dem breiten Pflanzerhute, um sich zu einem Feste zu begeben, das heute drüben in St. Louis begangen werden sollte, die Abfahrt eines reichen Sclavenhändlers zu feiern. Nur ungern ging van Halem dorthin, denn er hatte dem Schiffe keine Sclaven liefern können, und das erschien ihm als schimpflich. Daher kam seine übele Stimmung gegen seine beiden Hausselavinnen, die er sonst nicht schlecht behandelte, obgleich er sie nur als Waare, als Sache betrachtete; darum hatte er ein Glas Genever nach dem andern getrunken, weil er sich schon jetzt in die Stimmung versetzen wollte, dem Spotte, der ihn in St. Louis wahrscheinlich erwartete, trotzen zu können. Schon hatte er sich der Thüre genähert, da trat Zuleika auf ihn zu, sich demüthig auf seine Hand niederbeugend.

„Geh'," herrschte er ihr rauh zu, „ich liebe diese Zärtlichkeiten nicht, bei Euch Schwarzen führen sie leicht zu weit, und ich bin nicht, wie mein Bruder, ich halte etwas auf meinen Ruf. Du bist die Schwarze, ich der Weiße, Du die Sclavin, ich der Herr, das vergiß nie."

Verletzt zog sich Zuleika zurück, van Halem ging, Zaël folgte. —

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Ueber die jetzt herrschende Eisenbahnmanie erschien kürzlich nachstehende humoristische Expectoration:

Eisenbahn-Törtchen und Eisenbahn-Knaster,
Eisenbahn-Würste und Eisenbahn-Bier,
Eisenbahn-Zucker weiß wie Alabaster,
Eisenbahn-Lumpen und ditto Papier,
Eisenbahn-Mäntel und Eisenbahn-Röcke,
Eisenbahn-Kragen und ditto Jabot,
Eisenbahn-Regenschirm, Eisenbahn-Stöcke,
Eisenbahn-Parasols ganz comme il faut,
Eisenbahn-Pfeifen und ditto Cigarren,
Eisenbahn-Beutel und Eisenbahn-Geld,
Eisenbahn-Actien und Eisenbahn-Narren,
Alles schon da, — nur die Eisenbahn fehlt.

Ein bekannter Schriftsteller charakterisirte die Münchner auf folgende witzige Weise: „Wenn der Münchner des Morgens aufsteht, ist er ein Bierfaß, und wenn er des Abends zu Bette geht, ein Faß Bier."

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

6. Die Zeichen der Zeit, oder: die jetzigen Bewegungen in der Natur, in der bürgerlichen und religiösen Welt als Vorboten einer besseren Zukunft. Von Erich Haurenski zu Gard' Ebre. Weimar, Friedr. Vogt.

Ein merkwürdiges, vieles Gute enthaltende Buch, das zu lesen und in seinen einzelnen Theilen zu erwägen wohl werth ist! Nachdem der — wahrscheinlich greise, und vielleicht dem Stande der Geistlichen angehörende — Verfasser in der Vorrede dieß und das Unebene erwähnt hat, ruft er: „Welch' eine Er-

scheinung im neunzehnten Jahrhunderte! Woher dieselbe?" — und fährt unmittelbar darauf fort: „Viele Anzeichen in dieser Zeit geben die Antwort: Daher, weil man nach dem Sturze Napoleon's die Völker im Zaume halten, zahm machen und zur alten Blindheit des Mittelalters zurückführen will, und dieß dadurch, daß man sie in religiöser Hinsicht methodisch zu verdummen sucht. Sind sie nun hierdurch da, wo man sie haben will, so glaubt man, daß sich das Uebrige von selbst machen werde. Sie werden lasterhaft durch Wahn und Irrthum, dadurch aber entartet und schwach, und so sind sie dann leichter in's Joch herrschsüchtiger Aristokraten und verschmitzter Bonzen zu bannen." — In der Einleitung kommen unter Anderem folgende Constitutionsfragen vor: — „Muß sich denn ein Fürst mit geschmacklosem Prunke umgeben? Muß er denn in Zurückgezogenheit von seinen Mit-Staatsbürgern leben? Muß er eine Menge müßiger Hofschranzen besolden, die das Mark des Landes verzehren? Muß er den Schweiß der Landesbewohner zu kostbaren Vergnügungen verwenden? Müssen Einzelne solche Vorrechte haben, wodurch Andere in ihren natürlichen Menschenrechten beeinträchtigt werden? Muß ihnen denn durch diese Vorrechte der Geburt der Dünkel eingeprägt werden, als ob sie mehr werth seyen, als Andere? u. s. w. Die Persiflirung des Erdballes ist herrlich, denn die Absurdität desselben ist zur Evidenz erhoben." In dem Abschnitte: Bewegungen in der Natur, kommen nun „Sturmwinde und Orkane," Erdbeben, Ausbrüche feuerspeiender Berge, Kometen, Sternschnuppen, Nordlicht, Anhäufung gewisser Thierarten, Cholera u. s. w. der Reihe nach zur Sprache und Erörterung. Hier und da findet man sich wirklich überrascht über die interessante und gründliche Belehrung, die Einem durch den Verfasser zu Theil wird. Im zweiten Abschnitte: „Bewegungen in der bürgerlichen Welt" will der Verfasser nicht aufregen und beunruhigen, sondern beruhigen. „Sollte denn im neunzehnten Jahrhundert die Wahrheit so ganz als verbotene Waare betrachtet, von den Grenzen abgewehrt, wohl gar bestraft werden?!"

(Fortsetzung folgt.)

Aufforderung.

Die Redaction dieser Blätter ist von Hrn. A. Benkert in Pesth gebeten worden, ein paar herzliche Worte zur Empfehlung des nachstehenden Unternehmens an das Publicum zu richten.

Dieselbe glaubt aber, daß in Fällen, wo das unverhoffte und unverschuldete Unglück der Nebenmenschen so laut zum Herzen spricht, wie hier, es keiner dringenden Aufforderung an Menschenfreunde bedarf, um ein Scherflein von 1 Gulden für einen wohlthätigen Zweck auf den Altar der Humanität niederzulegen.

Einladung an Menschenfreunde!

Die schaudererregende Verheerung, welche der aus seinen Ufern getretene Donaustrom am 13. 14. und 15. März d. J. in den blühenden Schwesterstädten Pesth und Ofen verursachte, die dadurch entstandene momentane Verzweiflung so vieler Hilfsbedürftigen, die allgemeine Noth, und das Leiden aller Glieder des früher so vortrefflichen Städtekörpers, fand in allen Blättern des In- und Auslandes die geeignete Schilderung und Besprechung; indessen mahnt es den Menschenfreund, den ächten Theilnehmern sowohl an den Leiden als an den großherzigen Rettungsorganen seiner gebeugten Mitbrüder jene Züge möglichst zu veröffentlichen, die in so betrübnißreicher Zeit den Glauben an Menschenwerth, und das erhebende Vertrauen auf begeisterte Herzensgüte wahrer Bürger glorreich aufrecht halten. — Ja die Noth hat gezeigt, was der Mensch der edle der Bürger als solcher vermag!!

Da der Unterzeichnete sich in den Stand gesetzt fühlt, Züge der Art, in nicht unbedeutender Anzahl, nach eigener Anschauung kund zu machen, so glaubt er dadurch einer doppelten Pflicht zu genügen, indem er die Hälfte des Ertrags dieses Werkchens, zur Unterstützung der Hilfebedürftigen bestimmt, und somit auch sein Schärflein auf den Altar der Wohlthätigkeit niederzulegen vermag.

Ich finde die angenehme Gelegenheit in diesem Werkchen, vielen meiner verehrten Mitbürger ein Denkmal ihrer Menschenliebe zu setzen, Aufopferungen und Anstrengungen zu veröffentlichen, welche nur eine derartige Schreckensperiode in solchem Grade hervorzurufen im Stande war, und die es demnach verdienen unseren Nachkommen aufbewahrt zu bleiben. — Das Buch möge den Titel führen:

Wuth des Elementes und Milde des Menschenherzens.

Es wird aus einer vollständigen Beschreibung der Ueberschwemmung, sammt einer nach der Natur aufgenommenen Abbildung, und den Schilderungen der darauf Bezug habenden edlen Handlungen, ein ziemlich reichhaltiges Werkchen bilden, und sobald als möglich erscheinen.

Der Pränumerationspreis auf gewöhnlichem Druckpapier ist 1 fl. auf ff. Velin 2 fl. CM.

Man pränumerirt von heute an beim Herausgeber, so wie in allen Buchhandlungen, die sich diesem menschenfreundlichen Zwecke gütigst unterziehen wollen.

Pesth, im April 1838.

Anton Benkert,
Servitenplatz Nr. 619, Krachenfelsisches Haus.

Der Unterzeichnete wird mit vielem Vergnügen alle eingehenden Bestellungen besorgen, und fordert zugleich die Redactionen der übrigen deutschen Journale auf, die Anzeige des Herrn Benkert in ihren Blättern zu veröffentlichen.

Leipzig, den 30. April 1838.

C. H. F. Hartmann.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 82. Dienstag, den 22. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Am Senegal und auf Martinique.

(Fortsetzung.)

Noch waren die letzten Schritte des Pflanzers nicht verhallt, da eilte das liebende Mädchen bereits dem Fenster zu, da riß ein kräftiger Arm von außen die Muskitovorhänge zurück, und ein schlanker Europäer sprang in das Zimmer und flog in die sehnsüchtig sich öffnenden Arme Zuleika's. Liebkosend zog die Schwarze den schönen Mann nach einer Ottomane hin.

„Du hast die bösen Worte des harten Herrn gehört," sagte sie verschämt, „Du achtest Deine Zuleika nun geringer."

Er antwortete ihr mit einem langen Kusse.

„Ich sollte Dich verachten," sagte er dann liebevoll und zugleich bitter, „weil Dein Blut heiß ist, wie die ewige Sonne, die ja Allen Segen spendet, weil Dein Herz nur Liebe schlägt, und nicht jene kalten Rücksichten von Stand, Vermögen und Ansehen kennt, die mich aus dem alten Europa vertrieben, vor denen ich mit einem großen Sprunge über das Weltmeer hin hierher entfloh? Nein, Zuleika, ich liebe Dich, weil Du Natur und Liebe athmest, weil Du eine Paria, eine Ausgestoßene bist, die ich mit starkem Arm erheben will. Doch das will ich Dir nicht verhehlen, Deine Dienstbarkeit drückt mich, ich muß Dich diesem Zustande bald entreißen, gegen den mein ganzer Stolz sich empört."

Das arme Mädchen schlug schweigend die Augen nieder. Noch nie hatte sie geahnt, daß jene Selbstsucht der Europäer, die die schwermüthigen Lieder der Neger so schwarz ausmalten, auch den Geliebten ergriffen habe. Und jetzt, hatte er nicht gesagt, er liebe sie, weil es seinem Stolze schmeichle, sie emporheben zu können, sein Stolz empöre sich gegen die verachtete Sklavin, die er doch in seinen Armen hielt, an sein Herz drückte?

„Was mir von meinem Vermögen übrig blieb," fuhr der Europäer fort, „schwimmt jetzt auf stolzem Dreimaster auf dem Ocean dahin, und so elastisch der Gummi ist, den ich mit dem letzten Gelde mir erkaufte, so unendlich er sich dehnen kann, wenn eine kräftige Hand ihn bearbeitet, so soll auch mein Glück sich dehnen und strecken, von meiner kräftigen Faust gepackt und gezerrt. Und wenn sie dann drüben an einem naßkalten Abende in der Rue St. Honoré um den Kamin sitzen, die feinen Herren und die vornehmen Damen, und von dem armen de Luce sprechen, und wo der wohl verkommen seyn möchte, dann will ich, der reiche de Luce, plötzlich unter sie treten, will auf meine Schätze zeigen, auf meinen Goldstaub und mein Elfenbein, will Dich vorführen, meinen schönsten Schatz, und will ihnen sagen: „Diese habe ich mir erstritten im heißen Afrika, unter Raubthieren, Sclavenhändlern und giftigen Dünsten, diese war eine Sclavin, und doch war sie immer mehr, tausendmal mehr, als Ihr, reiche, gebildete und schöne Europäerinnen!" Und dabei werde ich auf Eine einen Blick werfen, einen Blick, vor dem sie im Innersten der Seele erbeben soll. Dann flüchten wir uns aus dem schmuzigen Paris an die lachenden Ufer der Rhone, wo die lauen Lüfte, die Mandelbäume und Orangenblüthen Dich Dein Vaterland nicht vermissen lassen sollen."

„Und warum bleiben wir nicht hier?" fragte Zuleika schüchtern.

„Hier?" entgegnete de Luce heftig, „hier, unter den rohen Sclavenhändlern, die Dich immer geringer schätzen würden, als die gemeinste Abenteurerin, die aus dem lasterhaften Europa hierher verschlagen wird? Nein, hier bleiben wir nimmer."

„Hier ist mein Vaterland nicht," antwortete Zuleika träumerisch lächelnd, daß die blendend weißen Zähne hinter den frischen Lippen hervorblitzten, „den Senegal mit seinem furchtbaren Handel, seinen falschen Crocodilen, meinte ich nicht. Weit drüben, dort, von wo die glänzende Sonne zu uns kommt, liegt mit grünen Gestaden der See Tschad, von dem neulich der einfältige Europäer behauptete, daß er nicht existire. Da steigen keine giftigen Dämpfe aus den

Sümpfen auf, da lauern keine Schlangen auf einen unvorsichtigen Fuß; denn die dort leben, sind dem Neger freundlich und reinigen sein Haus von häßlichem Ungeziefer. Da zieht der Ibis über die Wellen, auf denen die schönen Lotosblumen sich schaukeln, das kluge Kameel gesellt sich zu den Menschen, die Palmen und Pisangs rauschen sanfter bei den Liedern der Schouaa-Mädchen." Und wie sie so sprach, wurde ihre Stimme selbst zur schönsten Melodie, in jenen ergreifenden Tönen sich wiegend, die begabten Naturvölkern eigen zu seyn pflegen. De Luce konnte diesem Zauber nicht widerstehen, der seine selbstsüchtige Leidenschaft sanft einwiegte und bald gänzlich zum Schweigen brachte. Wie sie so die Reize ihres Vaterlandes schilderte, das ihr, der armen Sclavin, jetzt im schönsten Glanze der Erinnerung strahlte, da glaubte er eine jener alten Sagen zu vernehmen, die noch jetzt im Herzen der Völker wiederklingen, von einem herrlichen Paradiese, einem prangenden Ursitze der Menschheit flüsternd und singend. Frei von allen niedrigeren Regungen, glaubte er eine Seherin zu hören, die eine Seligkeit ihm schildere, wie sie allen Menschen werden müsse, wie sie Jeder im Herzen trage, im eitlen Streben sie nur immer und immer wieder überjagend. „Wenn ich doch immer so träumen könnte," sagte er sich, während der warme Hauch ihres Mundes ihm über Stirn und Augen säuselte, „wenn doch dieser Traum die Ewigkeit ausfüllte!"

Schon war er verschwunden. Zaël stand vor ihnen, die Liebenden hatten ihr Eintreten nicht bemerkt.

„Der Herr hat am Ufer Deinen Kahn bemerkt," sagte sie zu de Luce, „und schickt seine Neger zurück, um hier nachzusehen. Ich flog ihnen voraus, Dich zu warnen."

Gleichmüthig erhob sich de Luce, erschrocken Zuleika.

„So leicht lass' ich mich durch Deine Lüge nicht vertreiben, Zaël," sprach der Europäer, indem er die Geliebte, umfaßte, „ich weiß es, Du bist den Weißen feindlich gesinnt, und siehst mich nur ungern im Hause."

Doch schon tönten die Tritte der Neger auf der Hausflur. Rasch stand de Luce am Fenster, rasch war er draußen. Noch ein langer Kuß vereinigte die Liebenden.

„Schlaf wohl, Geliebter," flüsterte Zuleika, innig an ihn gepreßt, „Zuleika ist immer bei Dir, doch fürchte den Fluß, sey klug und vorsichtig, das Crocodill ist tückisch und kühn."

Die Neger traten in das Zimmer, de Luce entschwand mit leisem Tritt.

„Hüte Du selbst Dich vor dem Crocodill, dem heuchlerischen Weißen," sagte Zaël, als die Neger sich entfernt hatten, „er wird Dich betrügen, wie mich ein Anderer betrog. Zwischen den Schwarzen und den Herren gibt es kein wahres Liebesbündniß. Und Deinen Talismann, den der Marabut weihte, hast Du fortgeworfen, weil der Weiße seiner spottete, Zuleika, Zuleika, hüte Dich."

2.

Am Strande von St. Louis wogte ein fröhliches Treiben. Neger eilten geschäftig hin und her, stolze Europäer schritten zwischen ihnen, auf ein hell erleuchtetes Gebäude zusteuernd, das sich unmittelbar aus dem Flusse zu erheben schien, der hart an seine Mauern hinantrat, den es mit einer langen Gallerie überragte. Eben erhob sich der Mond aus den grünen Fluthen des Meeres und warf tanzende Lichter über den majestätisch strömenden Senegal, doch keiner von allen denen, die am Ufer gingen, achteten auf dieses schöne Schauspiel. Ihr Stern war für den Augenblick das Gebäude, das mit hellen Fenstern weit durch die Nacht strahlte.

In den weiten Sälen dieses Hauses war eine unheimliche Gesellschaft versammelt. Pflanzer, durch die Qualen ihrer Neger gemästet, Officiere aus Frankreich wegen eines so wüsten Lebens, daß selbst der Müssiggang des Garnisondienstes nicht zur Entschuldigung dienen konnte, oder gar wegen dringenden Verdachts eines schweren Verbrechens, verbannt, Abenteurer aller Art, trieben sich hier umher, neben ihnen Sclavenhändler, ihrer, in dieser Versammlung anerkannten Würde sich bewußt. Hier und da erschien auch eine verdächtige Gestalt, selbst hier sichtlich gemieden, ein Capitain eines Kauffahrteischiffes, das, mit Kanonen tüchtig gespickt, mit entschlossener Mannschaft besetzt, vielleicht die rothe Flagge aufzog, sobald es den Hafen verließ, und auf Raub und Plünderung ausging.

In einem einsamen Winkel des Saales standen zwei Männer, der eine kräftig, eine gedrungene Mannesgestalt, von schönem, wenn auch gelblich braunem Angesichte, der andere klein und schmächtig, mit ertödteten Zügen, erloschenem Auge, aus dem nur hin und wieder ein unheimlicher Strahl schoß.

„Der Plan ist gut und verspricht mir endlich einmal eine Aufregung, die ich schon so lange suchte," sagte der Kleine, indem er mit der Hand nachlässig durch das Haar fuhr. „Aber weßhalb wollen Sie es erst noch mit der List versuchen? Es ist ja bei weitem interessanter, wenn wir nach der Pflanzung stürmen und die Mädchen mit Gewalt rauben, als wenn Sie dem Alten sie ablisten.

„Sie übereilen sich schon wieder, in Ihrer Sucht nach Aufregungen, Eugen," sagte der Andere. „Wenn Sie so fortfahren, wird auch diese neue Laufbahn des Blutes und der Verbrechen, die Sie einschlagen, um dem Leben noch einen letzten Reiz abzugewinnen, Sie bald abstumpfen. Warten Sie geduldig ab, ich verspreche Ihnen Gefechte und Schlachten in reicher Zahl. Vergessen Sie nur nicht, daß ich hier als der friedliche Sclavenhändler erscheinen muß, daß ich also die beiden Mädchen nicht rauben darf, will ich mir nicht die Rückkehr für immer verschließen. Doch auch das wage ich, wenn es mir mit dem Alten nicht gelingt; denn ich will um jeden Preis Rache an dieser Zaël, die mir vor Jahren einen Andern vorzog, einen jämmerlichen, verächtlichen Holländer, und wollen Sie Aufregung, Eugen, so beobachten Sie nur diese Zuleika, der jener Halem, der mir Zaël raubte, eine vornehme Bildung gab, wie sie unter dem Sclavenjoche Westindiens sich winden und krümmen wird."

„Da kommt Ihr Mann, Lorenzo," sagte der Kleine gähnend, „Sie haben leichtes Spiel, er ist schon jetzt betrunken."

„Trauen Sie diesen Holländern nicht," antwortete Lorenzo, „bei denen ist die Betrunkenheit ein so natürlicher Zustand, daß sie in ihm erst recht bedächtig und vernünftig werden. Operiren Sie nur kräftig mit dem Wein, zu drei Viertheilen mit Alkohol versetzt, den ich Ihnen gab. Kommen Sie, wir müssen ihn ärgern, das macht ihn am leichtesten mürbe."

Sie traten an den Tisch, an dem van Halem neben einer zahlreichen Gesellschaft von Sclavenbesitzern sich niedergelassen hatte. Die Flasche ging blitzschnell im Kreise umher, wilde Reden flogen hin und wieder, das Lieblingsthema, die Knechtschaft der Schwarzen, wurde besprochen.

„Ein Hurrah den Yankee's," rief ein Pflanzer, dessen Züge auf englische Abkunft deuteten, „ein Hurrah für die prächtigen Kerls in den Hinterwäldern des Missisippi, die jetzt das rechte Verfahren gegen die schuftigen Emancipationsmänner erfunden haben, die sie theeren und federn, nach Umständen auch wohl hängen. Ein Hurrah für das freie Amerika, in dem die Sclaverei noch lange Jahrhunderte grünen und blühen wird."

„Und ich sage nieder mit den Amerikanern," rief van Halem, der froh war, einen Gegenstand, an dem er seinen Aerger auslassen konnte, gefunden zu haben, „nieder mit ihnen, die mir im Hafen von Boston mein schönstes Sclavenschiff wegnahmen, die schon lange nicht mehr kaufen und uns nächstens ihren ganzen Vorrath von Schwarzen hierher nach Afrika zurückschicken werden. Aber ein Hurrah für die Brasilianen, die ihre Urwälder von oben bis unten mit Schwarzen vollpfropfen werden!" Damit stürzte er sein volles Kelchglas hinunter, das ihm der Mann, der vorhin Eugen genannt wurde, eifrig wieder füllte.

(Fortsetzung folgt.)

Der erzbischöfliche Stuhl in Gnesen.

So wie der geborne Legat des päpstlichen Stuhls, der Erzbischof Clemens August zu Cöln, dem Papste mehr gehorcht, als dem Könige, dem Fanatismus mehr, als der Vernunft; so auch der Erzbischof Martinus zu Gnesen und Posen, der ebenfalls legatus natus des apostolischen Stuhles ist.

Auch er hat die alten Satzungen der katholischen Kirche wieder hervorgesucht, welche in Polen längst vergessen waren; da die polnischen Geistlichen erst Polen und dann erst Knechte des Knechtes der Knechte Gottes waren; so nennt sich nämlich der heilige Vater in seiner Bescheidenheit.

Der Erzbischof von Gnesen, Martin Dunin, hält es auch mit dem polnischen Adel, der gern jede Gelegenheit benutzt, der Regierung zu schaden, um bei einem etwa entstehenden Kriege recht viele Anhänger zu haben.

Die von dem Erzbischof ergriffene Maßregel hat es dahin gebracht, daß die Bauern glauben, der König wolle sie mit Gewalt zwingen, katholisch zu werden. Es wurden Lügen verbreitet, die ins Lächerliche gehen. Z. B. man werde die Polen von ihren Frauen trennen, und sie zwingen evangelische Frauen zu heurathen.

Jedenfalls wird es lange dauern, ehe sich die armen Bauern in dieser Provinz von der Toleranz der Regierung überzeugen werden. Daß diese Provinz übrigens zum Theil gegen andere Provinzen in sittlicher und religiöser Ausbildung zurückstehen muß, liegt in ihrer Geschichte. Es ist bekannt, auf welcher niedrigen Stufe der Ausbildung die Geistlichkeit in Polen stand — wenn auch manche würdige Mitglieder derselben rühmliche Ausnahme machten. — Wie erwähnt, fand erst die preußische Regierung einen Anstoß daran, daß der Geistliche, der zur Mäßigkeit ermahnen sollte, oft selbst Pächter der Propination war, die gewöhnlich die sicherste Revenüe der Gutsbesitzer war, welcher von Zeit zu Zeit frug: wie trinken die Bauern? und der es als eine Art von Mißwachs ansah, wenn nicht viel getrunken wurde.

In Polen hat die Hierarchie nie die Macht erlangen können, wie in dem übrigen Deutschland, da die Geistlichkeit von dem weltlichen Arme stets in größerer Abhängigkeit gehalten wurde, als in anderen Ländern. Während die Bischöfe in Deutschland zum größten Nachtheile der kaiserlichen Gewalt, Landesherren der ihnen anvertrauten Bisthümer wurden und verbunden mit dem Adel und den kaiserlichen Provinzial-Beamten endlich ein Wahlreich auf dem Throne der Cäsaren errichteten, in dem die Hierarchie stets gerüstete Verbündete gegen den Kaiser in den regierenden Bisthümern und andern geistlichen Stiftern fand, — blieb die katholische Geistlichkeit in Polen stets Unterthan des Adels, der dort allein ein Wahlreich eingeführt hatte, und wenn auch der Bischof von Krakau sich eine eigene Landeshoheit erwerben konnte; so vermochte er dies doch nicht in Polen, sondern er wußte sich in dem benachbarten Schlesien einen solchen Landesbesitz anzueignen. Erst die Fürstenthümer Auschwitz und Zator, und noch im Jahre 1443 kaufte Bischof Sbignäus von dem Herzoge von Teschen das Fürstenthum Severien, das durch Neu-Schlesien auf einige Zeit wieder mit seinem Mutterlande vereinigt worden war, nachdem Bischof Soltyk seine Landeshoheit der Republik Posen zum Opfer gebracht hatte. So war er erst Pole und dann erst Geistlicher. — Die Geschichte Deutschlands hat ein solches Beispiel nicht aufzuweisen; denn was durch die Reformirten geschah, kann hierher nicht gerechnet werden, indem die Pfründen-Besitzer aufgehört hatten, katholische Geistliche zu seyn. Die Abhängigkeit der katholischen Geistlichkeit bei der polnischen Nation vom Adel hat sich am meisten während der letzten polnischen Revolution gezeigt, wo selbst der Papst die Felonie des Bischofs von Krakau hat anerkennen müssen.

(Schluß folgt.)

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Er schreibt nach Verneinung dieser Frage also: „Hier standen herrschsüchtige Große, welche die Hände des Schriftstellers banden und die Zunge des Lehrers ausschnitten, welcher Aufklärung predigte; dort traten beschränkte Kastenritter auf, welche nicht zugeben wollten, daß sich ihre Bauern über die Scholle erhöben und mehr wüßten und verlangten, als Zugthiere; hier u. s. w. Wie sollte die Menschheit unter solchen Umständen bedeutende Fortschritte machen?" — — „Dieß fühlten die Völker, darum regten sie sich." — „Homer und die Bibel nennen die Fürsten „Hirten der Völker." Aber als Hirten sollten sie ihre Völker auf gute Weide führen, sie vor Gefahren schützen und nach Kräften für ihr wahres geistliches und weltliches Wohl sorgen, nicht die Rolle des Wolfs übernehmen, sie nicht ihren Launen aufopfern, sie nicht mit dem Gifte ihrer Laster anstecken; sie sollten nicht den Wahn hegen, als ob die Völker ihretwegen da seyen, sondern vielmehr bedenken, daß sie um der Völker und um der Begründung der Wohlfahrt derselben willen da sind. — Es ist nicht zu verwundern, wenn Völker ihre Unzufriedenheit endlich offen und laut zu erkennen geben, sobald ihre Fürsten nicht mehr auf die bescheidene Bitte hören, sondern stolz sich über alle Pflichten hinwegsetzen u. s. w." — Hierauf folgt nun die merkwürdige Apostrophe: „Kann man denn in dem aufgeklärten 19. Jahrhunderte wirklich noch glauben, es sey ein Verbrechen, das Rechte von dem Unrechten zu unterscheiden, Wahrheit unter allen Umständen zu sagen, und das Schwarze schwarz zu nennen, wo es sich auch finden möge, im Palaste oder in der Hütte? Und kann es wirklich jetzt noch Censoren geben, denen die Feder nicht zittert oder aus der Hand fällt, wenn sie eine sonnenklare Wahrheit streichen sollen, sobald sie einen Mächtigen betrifft? Wie, kann es im aufgeklärten, gesitteten und christlichen 19. Jahrhunderte noch solche geben, bei denen die Menschenfurcht die Furcht vor Gott und dem Gewissen überwiegt; die lieber ihrer Ueberzeugung den schmählichsten Zwang anthun, als daß sie einen Verweis um der heiligen Wahrheit willen ertragen sollen? Denken die Söhne des großen deutschen Luther nicht an das herrliche Wort vor Kaiser und Reich: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!"" — Man kennt freilich die schwierige Lage dieser Männer recht gut, aber sollte die zu weit getriebene Aengstlichkeit mancher Einzelnen zu rechtfertigen seyn? — Und haben es denn die Fürsten zu beklagen, daß es damals dem edlen Luther vergönnt war, die Wahrheit frei und offen, Hohen wie Niedern zu sagen? Müßten nicht die Monarchen des 19. Jahrhunderts noch, mit dem Bannfluche belastet, barfuß und im schimpflichen Bußhemde flehend um Gnade bitten, wenn Luther, der Mann der Wahrheit, nicht das Joch der Gewissenstyrannei gebrochen und allen Fürsten Europas die schmählichen Fesseln abgenommen hätte, und zwar dadurch, daß er ohne Hehl Wahrheit sagte und seine innerste Ueberzeugung aussprach? — — Oder sind denn etwa censirende Männer unserer Zeit auch so voller Rücksichten, wenn ein asiatischer Sultan oder Schach, ein schwarzer afrikanischer König, oder ein amerikanischer oder polynesischer Häuptling in seinem Treiben abgeschildert und nach Gebühr getadelt wird? Glauben sie, daß auch hier der Majestätswürde Eintrag gethan werde? Hier nicht, so viel man weiß. U. s. w., u. s. w. Und würden christliche Machthaber nicht vor Gott, ihrem Gewissen und vor Mit- und Nachwelt die größte Schmach auf sich lenken, wenn sie ihre Unterthanen gleichsam zwingen wollten, das Gefühl für Recht und Unrecht zu verlugnen?" — Damit im Zusammenhange steht folgende Exposition: „Wer auf dem Throne und mit dem Fürstenhute geboren ist, der soll — nach den Satzungen der s. g. Legitimität — allein gesetz- und rechtmäßiger Herrscher seyn. Wir wissen wohl, daß es in sogenannten Wahlreichen bei der Wahl eines Staatsoberhauptes oft stürmisch genug hergegangen ist, daß den Ränken und ehrgeizigen Umtrieben oft Spielraum genug dabei eröffnet worden ist; wissen, welches Unheil für Staaten und Völker von Emporkömmlingen verursacht worden und daß es allerdings der allgemeinen Wohlfahrt zuträglicher sey, wenn Kron' und Scepter in aller Ruhe von dem Vater auf den Sohn fortgeerbt werden; aber wer kann behaupten, daß ein Fürst, auf diese Geburtsrechte sich verlassend, seine Pflichten und Obliegenheiten als solcher nur im mindesten außer Acht lassen dürfe? Gibt's etwas Ungereimteres, als sich auf Ahnenwürde etwas einzubilden und, sich stützend auf dieselbe, es zu unterlassen, nach persönlicher Würde und Berufstüchtigkeit zu streben? — Nur der sitzt vor Gott und vor jeder Vernunft gesetz- und rechtmäßig auf dem Throne, der mit Kraft und Weisheit, mit Gerechtigkeit und Güte regiert. Ohne diese Eigenschaften, ohne diese ächten Regenten-Abzeichen herrschen wollen, ja auf die Erbfolge pochen, das wäre — lächerlich und entsetzlich. Verdienen muß sich jeder Fürst einen ererbten Thron durch Tugenden, dann wird Niemand ihm seine Legitimität streitig machen. — — Das freimüthige Schriftwort kann, wenn es unwahr ist, von Hunderten widerlegt werden; aber wer berichtigt und widerlegt das Wort, das man von Ohr zu Ohr sich sagt?!" Weiter heißt es nicht weit außer dieser Sphäre: „Wenn die Regierungen dem Volke alle möglichen Quellen der Bildung eröffnen, so müssen sie auch wollen, daß die Segnungen derselben ihm zu Theil werden. Wollen sie das nicht, so müßten sie die Schulen schließen, alle Bibliotheken verbrennen! Ist das möglich? „Warum nicht?" ruft vielleicht ein allmächtiger Minister; — „warum nicht?" brüllt etwa ein alter Haudegen, „Gott verdamm' mich! mir sollte nicht eine einzige Scharteke entkommen!" O, leicht gesprochen, aber schwer auszuführen!"

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 83. Mittwoch, den 23. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Am Senegal und auf Martinique.

(Fortsetzung.)

„Europa wird alt, es macht sich, seiner fröhlich durchbrausten Jugend eingedenk, zu einer Betschwester," nahm wieder der erste Sprecher das Wort, „die englischen Minister sind sämmtlich zu den Quäkern gegangen, höre ich, zu der heuchlerischen Brut William Penn's, und im fröhlichen Alt-England soll man nichts mehr hören, als die näselnden Stoßgebete der Methodisten. Lord Wellington, heißt es, will sogar eine Negerkönigin aus dem Sudan kommen lassen, um sich in Westminster mit ihr zu vermählen."

„Dann habt Ihr, van Halem, ja ein prächtiges Vorbild für Euer jetziges Unternehmen," sagte Lorenzo spöttisch. „Ihr heirathet die Zuleika, die Schwarze."

„Wer sagt das?" brauste der Holländer wüthend auf, nach seinem Glase, wie nach einer Waffe greifend.

„Ganz St. Louis," riefen drei, vier, fünf der Umsitzenden, „wozu sonst dem Mädchen die vornehme Erziehung geben, die Bücher und die phantastische Kleidung?"

„Und warum hat van Halem, der thätigste Sclavenhändler, für Lorenzo's Schiff keine Fracht?" rief ein Sechster dazwischen. „Van Halem ist in das Lager des Feindes übergegangen, van Halem ist ein Emancipationsmann!"

„Van Halem ist ein Liberaler, ein Emancipationsmann," wiederholte die ganze Tischgenossenschaft im Chorus. Und: „Nieder mit den Liberalen, nieder mit den Emancipationisten!" brüllte es von den benachbarten Tischen, wo man nur den allgemeinen Refrain gehört hatte.

Van Halem war aufgesprungen; er wollte reden, aber die Wuth erstickte ihn fast. In seinem Gehirn brauste es, wie in dem Gähren und Kochen eines Wasserfalls; ein unbestimmter, dunkler Gedanke dämmerte in ihm auf, er wollte in die frische Nachtluft hinaus, seine Besinnung wieder zu gewinnen. So stürzte er fort, mit einem Gange, der ein beständiges Fallen zu nennen war, mit vorgebogenem Kopfe, wankenden Knien, bis er die Gallerie erreichte, die über den Fluß hinausragte, an deren Brüstung er sich mit beiden Händen anklammerte. Lorenzo hatte ihn mit triumphirenden Blicken beobachtet, jetzt stand er auf und folgte ihm. Sie waren beide allein auf der Gallerie. Hinter ihnen ertönte das verworrene Brausen des Zechgelages, vor ihnen strömte der Fluß mit harmonischem Wellenschlage dahin. Einen Augenblick stand Lorenzo, mit prüfenden Blicken sein Opfer betrachtend, wie um zu untersuchen, wo er ihn am sichersten zu treffen habe. Dann beugte er sich zu ihm nieder.

„Van Halem war früher ein gefeierter Namen," flüsterte er scharf betont. „Wer van Halem hieß, der nahm seine Hausfrau nur aus den Prunkzimmern der reichen Kauffrauen, der hatte für seine Sclavinnen nur Peitschenhiebe, keine Liebesblicke. Jetzt ist van Halem ein Namen, den die jungen Mädchen nur mit Erröthen aussprechen."

Van Halem zuckte convulsivisch zusammen. Wie er so dalag auf der Brüstung der Gallerie, bot er ein furchtbares Gemälde von den Folgen der Leidenschaft dar, die ihn ausschließlich beherrschte. Seine Brust wogte unter dem Drucke des Alkohols, der durch Eugens List in seinen Adern kochte, die Augen traten weit aus dem Kopfe vor, die Lippe hing schlaff über das Kinn hinunter.

„Ich wünsche Euch Glück zu der keuschen Hausfrau," fuhr sein Peiniger fort, „die ihr Euch in Zuleika erzogt. Die Negerinnen sind tugendhaft und rein."

„Zuleika ist fromm und gut," wand es sich mühsam und stöhnend aus van Halem's Brust.

„Gut und fromm!" wiederholte Lorenzo spottend. „Seht dorthin, van Halem, seht auf den Fluß. Bemerkt Ihr nicht jenen Kahn, und schimmert in dem Kahne nicht ein weißer Hut, das verhaßte Symbol des Liberalismus? Der Kahn trägt einen Mann, der auf Euerer Pflanzung in Zuleika's Armen lag, der weiße Hut, der einzige in der gan-

zen Niederlassung, sitzt auf dem hohlen Schädel de Luce's, des geckenhaften Vertheidigers des Kosmopolitismus."

Mit weit geöffneten Augen schaute van Halem in die mondhelle Nacht hinaus, er glaubte den Kahn, glaubte den weißen Hut zu sehen, und sah ihn wirklich. Es ging jetzt ein seltsames psychologisches Ereigniß in ihm vor. Sein Geist war von den Dünsten des Alkohols, die die scharfe Nachtluft nur noch mehr verdichtete, umnebelt, von allen Seiten hatte man ihm Liebe für Zuleika vorgeworfen, das schwebte ihm dunkel vor, und als seine Aufmerksamkeit jetzt künstlich auf einen Nebenbuhler geleitet wurde, als der vermeintliche Treubruch körperlich vor seinen Augen stand, da glaubte er wirklich, er habe Zuleika geliebt, sey von ihr betrogen und müsse sich rächen. Das dunkle Auge Lorenzo's schien sich tief in die Augen van Halem's einzubohren, schien die Gedanken, die dort matt sich abspiegelten, bis zu ihrem Ursprunge, tief im Gehirne, zu verfolgen, und als er jetzt wieder sprach, klang in seiner Stimme ein verhaltener Jubel des Triumphes wieder.

„Und für dieses Mädchen, das schon vor der Hochzeit den Hausfreund sich gewählt, wollt Ihr Euch ruiniren, van Halem, wollt um ihretwillen das harte Brot der Armuth essen?"

„Van Halem ist reich, seine Pflanzungen sind blühend," stammelte der Betrunkene. „In Europa hat er reiche Freunde."

„Rechnet Ihr zu diesen Freunden auch van der Suissen, dem Ihr große Capitalien anvertrautet? Sein Schiff ist hier, seit acht Tagen liegt es vor der Barre, so sagt mir doch, van Halem, warum war der Capitain noch nicht bei Euch, weßhalb erhieltet Ihr keine Briefe, keine Nachricht von Eurem Freunde van der Suissen?"

Van Halem starrte empor.

„Ich will es Euch sagen," fuhr Lorenzo mit giftigem Accente fort, „will es Euch sagen, warum van der Suissen für Euch keine Wechsel, keine Waare, selbst nicht das Fäßchen Genever, auf das Ihr seit Wochen harrt, hatte. Der reiche Banquier ist todt, van Halem, seine junge Witwe ist mit dem Buchhalter abgereist, ist über den Ocean hinüber, damit sich seine blauen Wellen zwischen sie und ihren Schmerz um den todten Gatten legen, in den großen Büchern stehen Euere Rechnungen, Euere Guthaben, kein Gulden, kein Stüber fehlt daran, aber in der Geldkiste, in der schweren eisernen Truhe ist nichts, nichts als rothe Backsteine, die so schwer wiegen, wie das Geld, das die Witwe mit sich fortnahm. Hört Ihr, van Halem," fuhr er fort, den Erstarrten schüttelnd, „die Witwe ist fort mit dem Buchhalter und dem Gelde, nichts hat sie zurückgelassen, als die Bücher und die Schulden."

„Luft, Luft," stöhnte der Geängstigte, „ja es ist wahr, das Schiff liegt seit acht Tagen vor der Barre, heute erhielt ich die Nachricht, und noch kam mir keine Meldung vom Capitain, noch blieben die reichen Sendungen aus, die ich erwartete. Ich bin verloren." Und wie sich der Ertrinkende an den nächsten Strohhalm klammert, der bei ihm vorüberschwimmt, so umfaßte van Halem Lorenzo, weil er in diesem furchtbaren Augenblicke allein neben ihm stand, und wiederholte: „Ja ich bin verloren, wenn Ihr mich nicht rettet!"

„Und will ich das nicht?" antwortete Lorenzo mit erheuchelter Gutmüthigkeit. „Doch helfen müßt Ihr mir. Euer Credit ist in Europa zerstört, hier hält man Euch für einen Freund der Emancipation, und haßt Euch darum. Ihr seyd hier wie dort verloren. Was gedenkt Ihr zu thun?"

„Alles, Alles," jammerte van Halem, „helft und rathet mir."

„Mein Schiff ist segelfertig," antwortete Lorenzo langsam, „in zwei Stunden, wenn die Morgenröthe die grauen Nebel über den Senegal jagt, fahre ich ab, noch ist meine Ladung nicht vollzählig. Gebt mir die beiden Mädchen, die Eueren Ruf hier vernichten, beweist durch die That, daß Ihr kein Negerfreund seyd, dann werden die Pflanzer Euch helfen."

Lange schwieg van Halem, seine Brust arbeitete furchtbar.

„Zuleika ist fromm und gut," sagte er endlich, „Zaël und ihr Kind empfahl mir der Bruder auf dem Todtenbette. Ich kann sie nicht verkaufen."

„Zuleika buhlt mit dem Weißen," antwortete Lorenzo, „und was kümmert Euch die Dirne Eures Bruders, wenn sein Kind, sein Fleisch und Blut Euch bleibt?"

Van Halem machte furchtbare Anstrengungen, seine Gedanken zu sammeln. Einen Augenblick ahnte er in Lorenzo die Schlange, die gegen ihn heranschlich, für einen Moment schien das Bewußtseyn der Wahrheit in seiner Seele aufzusteigen, doch bald trieb die Angst vor dem Ruin, der ihn bedrohte, sein Blut wieder stürmisch zum Herzen, und nur der eine Gedanke blieb ihm hell und deutlich: „Du bist verloren, unrettbar verloren, wenn Lorenzo nicht für Dich handelt."

„Zuleika ist schön und geschickt," begann Lorenzo wieder, „in dem üppigen Westindien liebt man solche Mädchen, Zaël hat Euere Pflanzung lange Zeit verwaltet, tausend Dollars für jede ist kein zu hoher Preis für sie. Und für zweitausend Dollars, die Ihr verdient, werdet Ihr die Mädchen los, die Euch verderben, rettet Ihr Euch vor dem Abgrunde, der sich schon aufthut, Euch zu verschlingen."

Van Halem war wieder auf die Brüstung der Gallerie gesunken und antwortete nicht.

„Tausend Dollars für Zuleika, tausend für Zaël!" wiederholte Lorenzo, „schlagt Ihr ein, thörichter Mann, den man mit Gewalt zur Rettung fortdrängen muß?"

„Kommt, kommt in den Saal," stöhnte van Halem, „holt die Dollars, holt Feder und Papier." —

„Sind das nicht Erregungen, Eugen," sagte Lorenzo, als sie beide das Haus verließen, indem er triumphirend das Papier, das ihm Zuleika und Zaël überlieferte, in die Höhe hielt, „liegt in dieser Rache nicht Hochgenuß? Mit einem Schlage räche ich mich an drei Feinden, an Zaël, die mich verschmähte, an van Halem, dem Bruder des verhaßten Nebenbuhlers, der mir, ohne daß er es in seinem Taumel ahnete,

auch den Sohn Zaëls, den er so sehr liebt, mit verkaufte, weil das Kalb der Kuh folgt, und an de Luce, dem geckenhaften Liberalen. Ist das nicht ein vielversprechender Anfang auf Ihrer neuen Laufbahn?"

Eugen lachte befriedigt. —

Und als die junge Sonne die grauen Nebel vom Senegal verjagte, stand an seinen Ufern eine traurige Gruppe. Zuleika, die bewußtlos nach der Pflanzung zurückstarrte, der sie eben mit roher Gewalt entrissen war, Zaël, furchtsam an sie angeschmiegt, verzweiflungsvoll in die glühenden Strahlen blickend, die schon so manche Scene des Jammers vergoldeten. Weinend stand ihr Knabe neben ihr. Da trat Lorenzo zu den Unglücklichen.

„Fort, Buhldirne," sagte er, indem er die Hand auf Zaëls nackte Schulter legte und nach dem Schiffe hinwies, „fort, nach Westindien, wo keine Liebesküsse Deines Herrn, sondern die Tretmühle und die Peitsche des Aufsehers Deiner warten."

(Fortsetzung folgt.)

Der erzbischöfliche Stuhl in Gnesen.

(Schluß.)

Welchen Einfluß diese Abhängigkeit der Geistlichkeit von einer andern Macht, als der des Landesherrn, auf die Sittlichkeit hat, zeigen die vielen Wiederverheirathungen geschiedener Eheleute unter dem polnischen Adel. Das Sacrament der Ehe, welches in anderen katholischen Ländern nur in äußerst seltenen Fällen eine solche Erscheinung zuläßt, war in den Händen der geistlichen Gerichte ein bedeutendes Mittel, die Dankbarkeit der Kirche gegen die großen Zuwendungen an die todte Hand an den Tag zu legen. Zuwendungen, die in der That so bedeutend sind, daß manche Kirchen in Polen ihre Kapitalien nicht anders unterbringen können, als bei den Juden, z. B. das Jesuiten-Kollegium zu Posen bei der Synagoge zu Lissa. In den meisten katholischen Familien des Adels fanden sich, und finden sich noch Eheleute, die nach der Trennung einer Ehe sich wieder verheirathen. Nur wurde dies nicht als Ehescheidung, sondern als Nichtigkeits-Erklärung bewirkt. Es gibt aber viel mehr katholische Nichtigkeits- als evangelische Ehescheidungs-Gründe. Man sehe unter andern:

Vergleichung der Ehehindernisse nach dem Gemeinen Kirchen-Recht mit dem Allgemeinen Landrechte von Dr. Daniel. Der Nichtigkeitsgrund der Gewalt ist mitunter so ausgedehnt worden, daß man ihn für bewiesen angenommen hat, wenn die Braut am Hochzeitstage mit Thränen in den Augen gesehen worden ist; und error ist nicht in persona, sondern auch in Fortuna angenommen worden; so daß ein Mann von seiner Frau getrennt werden konnte, wenn er nachwies, daß er geglaubt hätte, er habe eine reiche Frau geheirathet, und es habe sich gefunden, sie sey so vermögend nicht gewesen.

Doch die Dienste waren gegenseitig, dafür erlaubte auch der Kirchen-Patron, daß das Kirchenvermögen nach und nach mit dem Pfarr-Vermögen dergestalt zusammenschmelzen konnte, daß bei den meisten Parochieen jetzt eine solche Absonderung nicht mehr möglich ist. Lebte aber der Lehrer des höchsten Bildungsmittels der Menschheit, der Religion, in einer solchen Abhängigkeit von irgend einer andern Macht, als von der des Landesherrn und seines Gewissens, so konnte die Rückwirkung auf die Erziehung seiner Gemeinde nur nachtheilig seyn.

Doch diese Verhältnisse haben sich unter Preußens weiser Regierung bereits sehr gebessert, die angehenden Geistlichen werden mehr ausgebildet, und durch die gutsherrliche und bäuerliche Regulirung erhalten sie ebenfalls in Ansehung ihrer Grundstücke und ihrer Einnahme überhaupt eine von dem Gutsherrn mehr unabhängige Stellung. Daher jetzt so viele Streitigkeiten der Geistlichen mit Patronen, welche sonst beinahe nie vorkommen. Wie viel an Einfluß aber auf die politische Stellung gegen den Landesherrn, der Adel auf diese Weise verliert und wie sehr dadurch die Hoffnung auf einen neuen Aufstand vernichtet wird, bemerkt derselbe sehr wohl. Darum hört man in dem russischen Theile von Polen oft die Aeußerung, daß, wenn auch die preußische Regierung bei weitem vorzuziehen sey, doch unter russischer Regierung noch keine Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse stattfände, welche jede Nationalität verwischen müsse, die schon Rosseau dahin angegeben hat: En Pologne la noblesse est tout, le bourgeois est rien et le paysan moins que rien. Dank daher den großen Fortschritten der Gesetzgebung unter Friedrich Wilhelm's III. mildem Scepter, daß in dieser Beziehung auch diese Provinz einer bessern Zukunft entgegengeführt wird. Dies kann aber nur nach und nach geschehen; daher ist es nicht zu verwundern, wenn sich jetzt noch Verbrecher finden, welche nie Religions-Unterricht gehabt haben. Wo der Mensch wie das Vieh aufwachsen kann, welches doch noch durch seinen richtigen Instinkt von manchem abgehalten wird, wozu den Menschen die rohe Begierde, welche sich selbst überlassen ist, treibt, — da liegt die Sittenlosigkeit nicht am Verbrecher, sondern an den Verhältnissen. Es ist über das Vorkommen ähnlicher Erscheinungen von manchen Seiten geklagt worden. Man kann darüber im Allgemeinen weder den Geistlichen, noch den Behörden Vorwürfe machen. Der Geistliche, wenn er die die Schule besuchenden Kinder kennt, kann die wegziehenden oder ihm unbekannt bleibenden, nicht mehr schulpflichtigen Kinder, nicht genau genug beaufsichtigen, um seine Einwirkung eintreten zu lassen. Die Amtsbehörden können höchstens auf den Schulbesuch wirken, aber forum internum steht ihnen weniger zu.

Schon war viel geschehen, um mehr Licht zu verbreiten. Aber der Fanatismus der Hierarchie bringt diese Provinz auf viele Jahre zurück.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Ferner stößt der Leser auf Aeußerungen, wie diese: „Das Regen und Treiben der Völker, welche Verbesserung ihrer bürgerlichen Verfassung und somit eine Grundlage für unzähliges Gute wollen, sollte verbrecherisch seyn? Nein! Heil uns, daß wir Zeugen einer Zeit sind, wo auch in dem bürgerlichen Leben die Morgenröthe eines schönen Tages anbricht! Heil uns, daß die Menschen jetzt mehr als sonst von dem Gefühle des Rechtes und der Gerechtigkeit ergriffen sind! Ja, Heil uns, daß die sclavische Stumpfsinnigkeit nunmehr weicht und einem edlen Freiheitsgefühle Platz macht! Daß es Unruhe und Erschütterungen abgibt: „Geburtsstunden sind Wehestunden! Eine Zeit, die nur das Gute, die nur Gerechtigkeit will, ist selbst in den Ausbrüchen des höchsten Unwillens noch mäßig und menschlich." — In den Erörterungen, welche den Krieg treffen, heißt es unter Anderem: „Napoleon ist weg, und die jetzigen Fürsten werden gewiß unter sich fertig. Zu großen Kriegen gehören große Geldsummen, — große Uebereinstimmung, — ruhige Stimmung der Völker. Ehedem hieß es: marsch! und es ging fort. Jetzt überlegt man erst Manches, überlegt es reiflicher. Man gleicht dem vorsichtigen Landwirthe, der seine Wohnung nicht ohne die dringendste Noth verläßt, wenn entweder eine schwere Wetterwolke über derselben schwebt, oder wenn eben seine Familienglieder im Zwiste begriffen sind. — Der Krieg ist und bleibt ein Schandfleck der Menschheit und das muß einmal aufhören. Alle Zerstörungen auf Erden durch Naturkräfte, alle Verwüstungen durch Blitz, Hagel, Sturm und Erdbeben sind nichts gegen das Scheusal des Krieges, eben weil Menschen, moralische Wesen, sich in demselben abschlachten und auf die grausamste Weise vernichten." —

Ich wüßte nicht, auf welche andere und passendere Weise ich dem bescheidenen Werkchen eines vielgelehrten, vielerfahrenen, freimüthigen und edeln Mannes hätte das rechte Viaticum geben können, als dadurch, daß ich einige, nicht absichtlich und mühevoll gesuchte, sondern sich beim Blattumwenden mir von selbst darbietende schöne Stellen mittheilte. Möge meine Mittheilung — und sie thut es sicher! — recht Viele reizen, sich am Ganzen zu ergötzen, da Einzelnheiten ihnen bereits so viel Vergnügen, Belehrung und Aufmunterung verschafften! Ich habe den dritten Theil des Buches: „Bewegungen in der religiösen und kirchlichen Welt" übergangen, weil mich theils der Platz einengt, theils um mich nicht der Gefahr auszusetzen, in Erörterungen hineinzugerathen, die nicht hierher gehören. Ich bemerke nur, daß der Verfasser vergaß, wie der Katholicismus wieder gegen den Protestantismus sein Haupt erhebt und wie dieß von bedenklicherem Einflusse ist, als aller Mysticismus, der vielfach verkannt und gemißdeutet wird und dem man einzelne Schwärmer-Excentricitäten nur mit Unrecht anrechnet. Und Pietisten — im besserem Sinne des Wortes — sie sind ein nothwendiges Erzeugniß einer in Selbstsucht und Materialismus versunkenen Zeit und zu ihnen rettet sich nicht immer das Schlechteste, um sich ein geistiges und geistliches Heil zu retten. Die Recension (in den beigegebenen Anmerkungen) über Strauß' Leben Jesu ist eine der besten von allen Dekaden, die erschienen und oft recht lächerlich erfunden worden sind.

7) Die Prinzen von Oranien. Geschichtliches Gemälde in dramatischer Form in fünf Acten von Gustav Callenius. Weimar, Friedr. Voigt.

Das Verdienst des Verfassers, der mir unter dem Namen Callenius bereits bekannt und seiner kräftigen, männlichen und deutschen Gesinnungen wegen lieb geworden ist, besteht vor Allem darin, daß er das Bild einer Zeit zeichnete, welche auf einer Seite ein Abgrund voll Wust und Greuel politischer, religiöser und moralischer Art ist, anderseits aber ein Lichtkranz von Bürger- und Fürstentugend, voll heilig-religiöser Begeisterung und sittlicher Erhebung, einer Zeit, welche durch diese grellen Gegensätze eine der merkwürdigsten in der Geschichte der Menschheit ist. Ich muß dem Verf. das Zeugniß geben, daß er treu und nach der Natur zeichnete, daß er in seine Zeichnung Personen einzeichnete, die Gesinnungen und Bestrebungen der Zeit repräsentiren und das Ganze in ein recht wohlanschauliches Doppel- (Fürsten- und Bürger-) Familiengemälde abrundete. Die Liebe des Prinzen Moritz zu Marie, der Tochter Arent's von der Werft, Bürgermeisters der von dem verrätherischen Ueberläufer Renneberg, als spanischem Obristen, harthedrängten Stadt Sterwick, und der Aufopferungstod des hochherzigen, patriotischen Mädchens, so wie daneben die Verbindung der Ludovica von Bourbon, Schwester Ludwig's von Bourbon, mit Wilhelm dem Schweigsamen, bilden die dramatisch-erotischen Haltpuncte. An letztere knüpft sich die Rache des von Ludovica verschmähten Alexander von Farnese, Herzogs von Parma, an die erstere der von dem Mönche Wolf entworfene und von Bernhard Botolli, dem hintangesetzten Freier um Mariens Gunst und jesuitisch fanatisirten Apostaten ausgeführte Mord des oranischen Prinzen Wilhelm. Wie dieser Held zum Träger des Edelmuthes in der Politik und zum Hauptrepräsentanten der protestantischen Bestrebungen gemacht ist und sich als solcher neben mehreren seiner Anhänger, welche redend und handelnd eingeführt werden, Liebe und Verehrung erwirbt, so ist es der Mönch Wolf, welcher als Personification der spanisch-katholischen Zwecke erscheint und durch seine schändlichen Hinterlisten, Spionerieen und Intriguen sich das Maß des Abscheues und der tiefsten Verachtung sich und denen, die mit ihm sind und für die er handelt, recht voll macht und fest rüttelt. — Wiewohl ich nun nicht angeben kann, welche Hebel zu einer vollständigen dramatischen Maschinerie fehlen, so ist doch die Zusammenreihung der Scenen etwas zu locker, als daß ich ein Drama darin erkennen könnte, wie es die Poetik verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 84. Donnerstag den 24. Mai 1838.

Correspondenzblatt.

Saphir's Treiben in Wien.

Von einem Unbefangenen aus Wien.

Erster Artikel. *)

Ein Unparteiischer findet fast auf allen Titelblättern, wo sonst nur „lustig," „komisch," „lachend" gestanden hätte, das höhere Beiwort humoristisch; so daß man beinahe ohne alle Vorliebe behaupten kann, daß sich jetzt im schreibenden Stande jene gelehrte Gesellschaft in Rom, die Humoristen (begli umori) wiedergeboren habe, welche ein so schönes Sinn- und Wappenbild hatte, nämlich eine dicke auf das Meer zurückregnende Wolke mit der Inschrift: redit agmine dulci d. h. die Wolke (hier die Gesellschaft) fällt süß, ohne Salz in das Meer zurück.

Jean Paul's Vorschule der Aesthetik.

Als Saphir vor einigen Jahren aus seinem kleinen Geburtsorte nach Wien kam, erschien er zwar allerdings schon höchst possierlich, doch nahm Niemand, selbst Bäuerle nicht, von seiner Existenz Notiz. Aus besonderen Ursachen von der Policei abgeschafft, wurde er auf den Schub gesetzt, um nach Berlin mit seinem Witze hausiren zu gehen. Saphir hat das Aeußere eines Pavians (kynokephalus d. h. Hundskopfaffe der Alten), ist aber dabei so glücklich, sich für einen Adonis zu halten. Dieser spaßhafte Contrast zwischen Wahrheit und Dichtung nebst einigen momentan allerdings überraschenden Einfällen verschafften dem Witzhausirer in Berlin, wo eine solche Erscheinung fremd war, eine Aufnahme, worüber man sich in Wien nicht genug verwundern konnte. Das gründliche, aber frostige Berlin fand die ihm unbekannten Wiener Späße neu, das intelligente Berlin gefiel sich, der Abwechselung willen, statt zu denken — zu lachen, und so geschah es, daß an den unwissenden Saphir sich selbst Literatoren von Fach und Namen anschlossen. Sein Escamotiren mit Worten, seine Hanswurstspiele mit Antithesen, die im Norden wenig gekannten Wiener Drollereien, die täglich wachsende Unverschämtheit seiner Grobianismen, die skandalösesten Balgereien mit dem Pöbel der dramatischen Schriftsteller lenkten die Aufmerksamkeit des größeren Publikums immer mehr auf ihn, und ließen ihn Erfolge machen, worüber — er selbst erstaunte. Natürlich erwachten die Berliner sehr bald aus der Illusion, den Possenreißer für wichtig gehalten zu haben, aber — es war zu spät. Man hatte der Null eine Bedeutung gegeben und je mehr man nun opponiren wollte, desto mehr wurde der früher Nichtige ein Gegenstand der Oeffentlichkeit. Die Berliner wären also noch lange nicht so glücklich gewesen, diesen Kehricht ihrer Literatur los zu werden, wenn nicht Saphir (trotz seiner bedeutenden Einnahmen durch starken Absatz seines Blattes und geprellte Buchhandlungen) immer mehr in Schulden und liederliches Leben versunken, es für räthlich gefunden hätte, sich aus dem Staube zu machen. Er zog nach München, wiederholte dasselbe Gaukelspiel und — wurde weggejagt. Er flüchtete nach Paris, wurde ignorirt, hielt eine einsame, sogenannte humoristische Vorlesung in einem einsamen Saale vor leeren Bänken, schrieb Reu' und Leid nach München, that den von ihm beleidigten Komödianten Abbitte, versprach möglichst servil und gehorsam zu seyn und — kehrte ohne Geld und Ideen nach München zurück. Dort hatte man den Lustigmacher schon ganz vergessen. Nur einmal tauchte sein Andenken wieder hervor. Er hatte nämlich abermals einige Künstler beleidigt, was sein gewöhnliches Manövre ist, um nur von sich reden zu machen, und wurde — derb abgeprügelt. In dieser Noth empfing er das Bad der Taufe, verwandelte den Moses in einen Moritz und erbettelte sich mit hündischer Kriecherei die Erlaubniß, nach Wien zurückzukehren. Arm, von Münchener und Berliner Gläubigern verfolgt, ohne allen Stützpunct langte er daselbst 1834 in der kläglichsten Situation an. Er hatte bereits den löblichen Entschluß gefaßt, als Jude wieder nach Ungarn zu wandern und seinem Lieblingsstudium, dem Talmud abermals mit Leib und Seele zu huldigen, als es Bäuerle, dem unersättlichen Pränumeranten-Werber, der in den Rinnsaal seiner Zeitschrift reine und schmutzige Ströme leitet

*) Die eigentliche Entlarvung dieses Verächtlichen in einem minder sanftmüthigen Tone in den folgenden Artikeln.

und durch das bunteste Gemengsel und gierige Benutzung des Neuesten den stärksten Absatz erzwingt, in den Sinn kam, diesen Hanswurst zu engagiren. Nun hatte er einen Anhaltepunct, nun begannen die alten Pickelhäringsstreiche, nun thürmten sich abermals die mit der Schnellkraft des Dampfes gefertigten Wortspiele in den bizarresten Truggestalten, der Lachstoff wurde aus allen Enden der Welt mit der geschmacklosesten Willkür herbeigezwungen, und die jüdische Bevölkerung der Residenz, entzückt über die rabbinischen Witzhaschereien, klatschte laut ihren patriotischen Beifall. Daß er aber dessenungeachtet der Theaterzeitung von wenig reellem Nutzen gewesen ist, läßt sich leicht erklären. Alle Mittel zur wirksamen Erschütterung des Zwerchfelles sind seit geraumer Zeit von den dramatischen und lyrischen Localdichtern Wiens reichlichst ausgebeutet worden, wie konnte also das Bewußtseyn, einen bloßen Spaßmacher mehr in ihrer Mitte zu haben, die Mehrzahl der Wiener zu einer sonderlichen Neugierde reizen? Der Schalksnarr wäre also bald geschieden, wenn nicht unser allgemein beliebter Bauernfeld die unglückliche Idee gehabt hätte, ihn unter dem Namen „Wendemann" in seinem Lustspiel „der literarische Salon" auf die Hofbühne zu bringen, und den possierlichen Bajazzo dem Publikum wenigstens als der Aufmerksamkeit werth vorzuführen. So schwach und schonend auch die Zeichnung war, so jauchzte doch das Publikum bei der leisesten Anspielung, und die redlichen Literaturfreunde freueten sich, diesem Verächtlichen das Brandmal aufgedrückt zu sehn. Was konnte aber dem literarischen Abenteurer erwünschter seyn? Durch diesen Skandal war ihm der beste Dienst erwiesen worden. Er war hochentzückt, Gegenstand des Stadtgeklatsches zu seyn, schrie Zeter und erhielt als Satisfaction die Erlaubniß, ein eigenes Journal zu gründen. Nun hatte er für sein Unwesen den breitesten Spielraum gewonnen, stieß in die tausendstimmige Trompete, versprach goldene Berge und leistete wie gewöhnlich — nichts. Sein Journal: „der Humorist," bleibt um so erbärmlicher, als Saphir, geächtet in der Literatur und geächtet als Mensch, keinen Mitarbeiter von Bedeutung fand. Bloß der bekannte Braunthal radotirte allerlei und der altersschwache, beinahe schon kindische Castelli schenkte ihm für die ersten Blätter einige Verse. Saphir hat ihn verdientermaßen dafür auf das Großmüthigste belohnt, indem er Castelli's „Lebensbilder" brav plünderte, auf seine geschmacklose, jüdische Weise zerfetzte und zerfolterte und dadurch auf einige Zeit dem Siechthume seines Blattes Gränzen zu setzen versuchte. Aber auch Braunthal und Castelli haben ihn verlassen, und so ist „der Humorist" der Tummelplatz seiner eigenen hundertmal wiedergekauten Hanswurstiaden. Und doch muß man diese als die höchste Stufe dieser grobkörnigen Wortwitz-Seele ansehn, denn auch dafür ist ihm bereits der Faden ausgegangen und ein ewiges Prahlen und Coquettiren mit seinem schönen Ich, jüdische mit echt talmudischem Salze gewürzte Anekdötchen und der geschraubteste Bombast, der je den Lippen eines Schwülstlings entflossen, füllen jetzt die Seiten, die früher mit manchen Zerrbildern des Witzes geprunkt. Die inhaltsschweren Kritiken dieses Blattes sind, aus der Feder einiger Judenjungen. Das Oberrichteramt der kritischen Vehme übt der Talmudist selbst in den „Dramaturgischen Theater-Didaskalien." So benennt er nämlich seine kritischen Orakelsprüche!!! Die Dramaturgie ist die Theorie des Drama sowohl als der Schauspielkunst und hat also eine doppelte Beziehung zum Theater. Mit dem Worte „Didaskalia" bezeichneten die Griechen ihre der modernen Dramaturgie ähnlichen Theaternotizen! Der verständige Leser möge also selbst urtheilen, wie viel Pleonasmen in dieser eselhaften Zusammensetzung enthalten sind. Großmäulige Dummheiten jeder Art findet der Aufmerksame in allen seinen Aufsätzen. So hat er jüngst eine Kritik über unsers hochgeachteten Grillparzers Lustspiel „Weh' dem, der lügt" geschrieben, die man den Triumph der Tollhäuslerei nennen kann. Ueber den glotzenden Unsinn, den er darin als Poetik des Lustspiels auftischt, ein Wort zu verlieren, hieße sich selbst lächerlich machen. Er besitzt in seltenem Grade die Kunst, seine kernfeste Unwissenheit in eine Rauchwolke von Schwulst einzuhüllen und streut dem Pöbel der Leserwelt durch die abenteuerlichsten Begriffscombinationen Sand in die Augen. Auf die Enträthselung dieses darin vorkommenden Unsinns „Schiboleth unsrer Lustspiel-Scheuer" könnte die Cottasche Buchhandlung keck einen Preis aussetzen. Schiboleth heißt bekanntlich ein Erkennungs- oder Losungswort. „Die Wörter: „geschäumiger Zeitgeschmack", „füllige Granate" sollte man durch den berühmten Grimm dem deutschen Sprachvereine zur aufmerksamen Prüfung vorlegen lassen. Combinationen wie diese:

„Sappho-Thalia."

„Grillparzer sah den bald sthenischen und bald asthenischen „Zustand der rettungslos erkrankten Thalia, und pflanzte die „Erregungstheorie von der Naturphilosophie und Humoral-„pathologie in die dramaturgische Klinik über"

„ich kann und mag es durchaus nicht leiden, wenn man ohne „innere Nothwendigkeit die ästhetischen Würdenträger „und dramatisch-moralischen Prioritäten in der „Schurzfellsocieté des Lebens sucht."

„ethische Tugend"!!! (ethisch ist einerlei mit moralisch.) „leider mag es eine juridische Wahrheit seyn, „daß der starre Rechtsbegriff von Wahrheit vor „dem Untersuchungsrichter der wirklichen Cri-„minal-Justiz nicht ohne Zahnspur der Lügen-„Schlange besunden wird."

„Der Arsenik, der gerade so aussieht wie Zucker, wenn er „tödtet."

„Edrita, die halb Blödheit, halb Naturphiloso-„phie ist"

u. s. w. u. s. w. gehören dem Aberwitze an. Eine Erregungstheorie in der Humoralpathologie!! Göttlich!! Wenn der Arsenik nicht tödtet, sieht er also nicht wie Zucker aus? und in der Büchse des Apothekers und beim medizinischen Gebrauche tödtet er ja nicht! Großmaul Saphir wird ersucht, den Artikel Naturphilosophie in einer guten Encyklopädie aufzuschlagen und sich von einem Sachverständigen erklären zu lassen! Die Analyse des übrigen Gallimathias wird man mir gern erlassen. Saphir eifert in dieser Kritik gegen den Ausdruck Charaktergemälde als pleonastisch, während doch alle Theore-

tiker damit das Drama bezeichnen, worin die Charakterschilderung über die Handlung vorherrscht, und nennt sein nonsensicalisches Geschmiere „dramaturgische Theater-Didaskalien!!!

Wäre sein Schädel nicht schon ganz kahl oder wäre das Sprichwort nicht zu sehr bewahrheitet: „Was Hänschen nicht gelernt, wird Hans nicht mehr lernen", so wäre der beste Rath für diesen Faselhans, sich schleunigst in eine dramaturgische Klinik transferiren zu lassen und mit der gehörigen Dosis gesunden Menschenverstandes, deutscher Sprachlehre, Schlegel'scher und Tiek'scher Kritik u. s. w., die riechbare Fäulniß seiner intellectuellen Kräfte zu bekämpfen. Wenn dieser groteske Rabbi in der Hanswurstjacke und Schellenkappe seine Witzeleien Humor nennt, so denkt man an Meister Sterne's weisen Spruch: „It is not in the power of every one to taste humour, howerer he may wish it — it is the god" und — schweigt; man erinnert sich an Meister Goethe's klugen Satz: „Es gibt keinen Unsinn, der nicht fratzenhaft ausgedrückt, wie Humor aussähe", und — lächelt; wenn er sich aber erfrecht, in dem Augenblicke, wo er sich solche Blößen gibt, bedeutende Männer belehren zu wollen, dann ist es für jeden Freund des Wahren und Schönen Zeit, ihm mit Donnerstimme zuzurufen: „Wie der Schuster bei seinem Leisten, also Saphir bleibe bei deinen Späßen! Erbärmlicher! Du gehörst nun und nimmermehr in die Literatur, sondern in's — Tollhaus!!"

Ueber Alles lächerlich ist die Mühe, die er und einige seiner Myrmidonen, besonders sein Bruder Sigmund Saphir in Pesth und ein hirnloser Einfaltspinsel Abraham Josua Schlesinger sich geben, unter allerlei Chiffern in Correspondenzartikeln auswärtiger Blätter von ihm und seiner hiesigen Stellung Wunder zu berichten. Das Wahre an der Sache ist, daß er sich einer allgemeinen Verachtung erfreut, daß er sein Blatt und seine Zeit, seine Gesellschaft und sein Leben mit der niedrigsten Hefe ausfüllt und von allen Besseren gemieden wird, daß sich die Abonnenten verloren haben und daß er bis über den Hals in Schulden sitzt. Das concilium abeundi wird sich also wohl von selbst ergeben. Selbst seine Glaubensgenossen, die ihn im Anfange als Tisch-Narren und Lach-Lakei zu ihren Tafeln zogen, sind seiner müde geworden. Den Delphinen der Fabel ähnlich hatten sie ihn früher in dem Schiffbruche seiner Geldangelegenheiten schützend und rettend auf ihrem Rücken getragen, weil sie ihn wenigstens für einen Menschen hielten, haben ihn aber nun dem Meeressturme seiner Gläubiger überlassen, weil sie endlich gemerkt — er sey nur ein Pavian. — Von den vielen seine immense Eitelkeit charakterisirenden Zügen möge hier nur ein einziger gelten. Als Kahlkopf hat er sich drei Perrücken anfertigen lassen, die eine mit kurzen, die andere mit längern, die dritte mit sehr langen Haaren. Diese Perrücken trägt er stufenweise, um die Leute glauben zu machen, daß ihm Haare wachsen. —

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß auf Hanswurst Saphir wie angegossen paßt, was Cherbouliez über einen seiner Geistesverwandten in Frankreich ungefähr mit folgenden Worten gesagt hat:

„Viel Geschwätz, wenig Gedanken. Eine ermüdende Variation über dasselbe Thema. Eine Sündfluth von Phrasen „mit knisterndem Glanze ohne Feuer und Wärme. Ein „Mensch, der armselige Gedanken gedankenlos ausspinnt, „der aus nichts etwas macht, das aussieht, als wäre es etwas, wiewohl es gar nichts ist, der sich trefflich darauf verstieht, aus einer kleinen Blase dicken Schaum zu schlagen, einen „Frosch zur Dicke und Größe eines Ochsen aufzublasen! Wenn „der Schaum verschwunden ist, bleibt ein schmutziger Wasfertropfen zurück!"

Kunstwerke,

öffentlich ausgestellt an der Kais. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Die dießjährige Ausstellung inländischer Kunstwerke steht in quantitativer Hinsicht der vorjährigen nicht nach, (sie enthält 567 Zeichnungen, Kupferstiche, Stahlstiche, Lithographieen, Oelgemälde ꝛc. und 13 Stück Bildhauer-Arbeiten,) übertrifft sie aber in qualitativer bei weitem.

Wir führen die, unserer Ansicht nach vorzüglichsten Nummern in der, von dem gedruckten Verzeichnisse befolgten Ordnung an, und wollen von dem Mißlungenen nur jene Stücke herausheben, deren Urheber gar zu sehr vom rechten Wege abirren.

Kothgaßner, Ant. „Der Genius" auf Glas gemalt; ist bemerkenswerth, weil der genannte Künstler der Einzige in Oesterreich ist, welcher sich mit der so sehr gesunkenen Glasmalerei beschäftiget, und das Kunstwerk mit Grund auf noch größere Vollkommenheit in seinen künftigen Arbeiten schließen läßt.

Weiß, David. „Madonna mit dem Kinde und Johannes," nach Raphael S., Stahlstich.

Passini, Joh. „Die Ruhe der heil. Familie" nach Guido Reni, Stahlst.

Stöber, Franz. „Der Prasser" nach Danhauser's Oelbilde. Kupferstich, sehr treu.

Pöhacker, Leop. „Eros und die Grazien," Zeichnung.

Schulz, Leop. „Das Anathem des h. Augustin über die Manichäer."

Saar, Karl. Portraits-Aquarell. Brav, aber noch immer etwas zu roher Ton.

Ferdinandi, Margar. „Charitas," Aquar.

Fischer, Leop Portrait. gut.

Staub, Portrait, Aquarell. Vorzüglich.

Theer, Adolph, Min. Portrait.

Müller. „Seestück" (im Golf von Neapel.) Aquar.

Horner. „Seestück" (Amalfi.)

Alt, Rudolph (Sohn). „Dom v. Mailand" — „Piazetta in Venedig". Aq. Mit möglichster Treue aller Details; sehr gute Staffage.

Müller, Landschaft. (Gegend bei Salerno) Aqu.

Horner, Landschaft (in Calabrien).

Welker, Einst. (Parthie in Berchtesgaden). Aqu.

Mößmer, Raim. (Sohn) „Kirche in Schwarzau." Aqu.

Mayer, Karl. „Historisches Gemälde des Wildbades

Gastein," in 3 Abthl. Das Mittelbild: die Entdeckung der Heilquelle durch Eremiten; — Gastein vor 650 Jahren mit seinen ursprünglichen Bewohnern, den Adlern, Bären und anderem Gethier; — das heutige Gastein mit seinen jetzigen Bewohnern und ihren Nahrungszweigen. Das Ganze ist von gemalten Reliefs umgeben, welche sich auf Gasteins Geschichte und Sage beziehen. Die Idee dieses Bildes ist eben so sinnig, als die Ausführung gelungen.

Van der Null, Ed. „Portiken d. Hofes im Palaste Grimaldi zu Genua." Aqu. (das einzige architektonische Stück in dieser Abtheil.)

Oelgemälde.

Weber, Heinr. „Toilette einer Braut." Mit vielem Fleiße gemalt.

Wegmayer, Sebast. Blumen und Früchte. Sind nicht gelungen. Ueberhaupt zeigt sich W. seit einigen Jahren immer schwächer in seinen Leistungen.

v. Schmerling, Pauline. Früchte und Blumen. Ungeachtet des etwas düstern Tons, von der Meisterschaft dieser Dame zeugend.

Gruber, Franz. Blumen in einer Vase, darf besser genannt werden, als dessen übrige Piecen.

Neugebauer, Jos. „Todte Fische," keck hingemalt, viel Talent.

Agricola, Karl. „Camelien in einem Glase." Sehr schön gemalt, wenn auch in der Porzellain-Manier des berühmten Künstlers, die er nun einmal nicht aufgibt.

Kuß, Ferd. „Todtes Geflügel," beurkundet seinen Beruf.

Petter, Franz X. „Früchte und Federvieh." Die Wahrheit der Darstellung, der Geschmack in der Anordnung, so wie die Schönheit der Farbengebung, reihen dieses Gemälde den trefflichsten Schöpfungen dieses Meisters an. Bewundernswürdig ist die naturgetreue, schwierige Stellung der beiden Hühner.

Hartinger, Ant. „Georginen und Früchte."

Schuster, Jos. „Rebhühner."

Petter, Franz. Blumen. Gehört zu den besten Gemälden dieses Zweiges der Malerei.

Esch, Maria. „Früchtenstück."

de Pian, Ant. (Vater) „Das Innere einer gothischen Kirche," und: „Dorfparthie" im venez. Style, verrathen den tüchtigen Kenner der Perspective und effectgewaltigen Decorateur. Dessen „gothischer Kreuzgang mit einem Leichenzuge" schließt sich würdig seinen übrigen Kunstwerken an.

Reinhold, Friedr. „Gegend mit Thieren." 2 Stücke.

Schiffer, Ant. „Das Kais. Schloß Reichenau und Grünschachergebirge in N. Oesterreich," recht wacker gemalt.

Werner, Jos. „Gegend bei Linz im Pusterthal."

Geyling, Karl. „Pforte der Bartholomäus-Capelle am Königssee," und: „Baumgruppe am K. See."

Steinfeld, Wilh. (Sohn). „Greifenstein an der Donau."

Van Haanen, R. A. „Seestück bei Sonnenaufgang." — „Winterlandschaft." Eigenthümliche, effectvolle Behandlung.

Hansch, Am. „Hütteneckalpe."

Loehr, Friedr. „Gipfel des Aetna," ein sehr interessantes Bildchen, mit trefflicher Auffassung der vulkanischen Bildungen.

Gauermann, Friedr. „Ländliche Scenen," 2 Stücke. Höchst richtige Zeichnung; die kunstreichste Vertheilung der Farben, treffliche Charakteristik, mit einem Worte: meisterhaft.

Loos, Friedr. „Eine Sensenschmiede."

Schwemminger, Jos. „Schloß Friedberg bei Innsbruck."

Marko, Landschaft.

Loos, „Salzburgische Gebirgsgegend."

Ender, Thomas. „Der Brandhof und die Aflenzer Staritzen bei Mariazell" (in Steyermark), zeigt das Gepräge der dortigen Alpengegenden mit seltener Treue wiedergegeben.

Derselbe, „Das Dampfschiff Maria Anna im Sturme an der Küste des Bosphorus, am 4. Octbr. 1837." Der Umstand, daß an Bord dieses Fahrzeuges der Erzherzog Johann und andere erlauchte Personen, so wie Ender selbst sich befanden, dann die fast wunderbare Rettung des Schiffes, machen den Gegenstand interessant, dessen Behandlung ungeachtet der schwierigen Aufgabe dem Künstler sehr gut gelang. — (Weniger gelungen ist dessen Gösnitzer Wasserfall.)

Gauermann, „Hirsche von einem Wolfe verfolgt." Ein herrliches Bild in Rücksicht d. Thiere u. d. Landschaft.

v. Haanen, „Winterlandschaft," „Wald bei Haag."

Ranftel, „Hunde, ihren Herrn erwartend."

Loehr, „Grotte bei Palazuola am Albanersee." Trägt ganz den feenhaften Lichtcharakter südeuropäischer Gegenden, bei welchen Darstellungen oft so leicht des Guten zu viel gethan wird.

Schiavoni, Natal. Portrait. Dieß, wie die übrigen hier ausgestellten Bilder Schiavoni's, den man vorzugsweise den Maler der Grazien nennen kann, gehören zu den Zierden der Ausstellung. Die Sammtweichheit seines Pinsels, die Beleuchtung der Körperformen wird nicht leicht von irgend einem andern Künstler übertroffen werden. Er ist dem großen Amerling ziemlich ebenbürtig, und verhält sich ungefähr zu ihm, wie Italien zu Deutschland, wie der warme, reiche Süden zum kalten, aber kräftigen Norden.

Ritter, Ed. „Wallfahrerinnen." — „Ein trinkender Landmann."

Neder, Mich. „Eine Karte spielende Bauerngesellschaft." — „Ein Dorfbarbier."

Dittenberger, „Slavische Bauern."

Ranftl, „Ruhende Bauernfamilie."

Mansfeld, Aug. „Das trauernde Kind in der Küche." (Nämlich über ein getödtetes Huhn.) Ein recht braves Genrebild.

Lavos, Jos. „Das Morgengebet."

Ranftl. „Bauernfamilie flüchtet unter einen Baum." Tüchtig gemalt, correct gezeichnet, wenn auch in der Erfindung nicht ganz neu. Uebrigens wäre Schreiber dieses geneigt, das hier besprochene Bild einem ähnlichen von Waldmüller, ungeachtet seiner Originalidee, vorzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 85. Montag, den 28. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Am Senegal und auf Martinique.

(Fortsetzung.)

3.

Zwei Jahre waren seit diesen Ereignissen verflossen. Ein wolkenleerer Himmel hatte sich über die Straßen von St. Pierre auf der Insel Martinique gebreitet. Senkrecht schossen die Strahlen der Mittagssonne nieder, prallten von dem Straßenpflaster zurück, wurden von den Häusern angezogen, zurückgeworfen, und schufen eine Glut, die in der schwülen Luft fast sichtbar zu wirbeln schien. So kam es wenigstens einem Europäer vor, der langsam über das glühende Steinpflaster hinschlich, sich dicht an den Häusern haltend, um den geringsten Schatten, den etwa ein kleiner Balcon warf, ökonomisch nutzen zu können.

„Puh, was das hier eine Hitze ist in diesem höllischen St. Pierre," stöhnte er, unter dem Schatten eines Vorbaues anhaltend und sich den Schweiß von der Stirne trocknend, „noch grimmiger, als am Senegal, wo ich mich doch oft in einem Hohofen glaubte. Doch was macht das? Jene afrikanische Sonne bescheerte mir nichts, als eine hübsche Negresse, aber diese Westindische brütet mir die schönste Heirath aus, mit Landgütern, Pflanzungen, Sclaven, Dollars, Dublonen und anderm den Appetit reizenden Zubehör reichlich gespickt. Es ist freilich nöthig, daß mein Appetit künstlich erregt wird, denn ich ahne, Demoiselle Angelique, warum sie die Hochzeit so sehr beeilen, o ich ahne es. Doch Geduld, in drei Stunden sind sie meine Frau, und dann, Demoiselle Angelique, hören die Galanterieen auf, dann beginnt der Ernst und de Luce kann sehr ernst seyn."

Die letzten Betrachtungen schienen für den Sprechenden sehr viel Aufregendes zu enthalten, denn er stürmte weiter, ohne die glühende Hitze ferner zu beachten. Nicht eher hielt er an, als bis er auf die Hausflur eines großen Gebäudes gelangt war, wo er stillstand, um Athem zu schöpfen. Dann stieg er gemessenen Schrittes die breite Treppe hinan und trat in das Versammlungszimmer. Die Fenster des Zimmers waren so dicht verhängt, daß auch nicht der kleinste Sonnenstrahl Eingang fand, und folglich wurde der Eintretende durch den plötzlichen Uebergang von der schimmernden Helle zum dämmernden Dunkel eine Zeitlang fast gänzlich geblendet, während die im Zimmer Anwesenden ihn und Alles rings um vollkommen gut sahen. Ein fröhliches Lachen, dessen Urheber er aber durchaus nicht entdecken konnte, begrüßte de Luce, und eine Stimme, die jugendlich frisch erklang, in der sich aber eine gewisse Frivolität bemerklich machte, sagte:

„Kommen Sie, Charles, küssen Sie mir die Hand, Sie sind eine Perle unter den Männern. Sie kommen zum Altare um drei Stunden zu früh, in der heißesten Mittagsstunde eilen Sie zur Braut, ehe noch der Seewind eingetreten ist, das macht Ihnen auf ganz Martinique Niemand nach."

De Luce beeilte sich, seiner Braut mit irgend einem nichtssagenden Complimente zu antworten, da ertönte in einer Ecke des Zimmers ein durchdringender Schrei, die Gruppe der Negerinnen, die sich dort zusammengedrängt hatten, öffnete sich, ein Mädchen stürzte daraus hervor, mit aufgelöstem Haar, Wahnsinn im Auge lodernd, breitete es die Arme weit nach de Luce aus. Dieser trat erschrocken zurück, die Unglückliche, die sich schon zur Umarmung vorgebogen, schlug zu Boden, ein dumpfes Aechzen entwand sich ihrer Brust, dann wurde sie still, ganz still.

„Es ist eine wahnsinnige Negerin," wandte sich Angelika's Mutter zu den staunenden Gästen, „die wir früher immer auf unserer Pflanzung am jenseitigen Ufer des Meeres verwendeten. Ihr stilles Wesen, ihre Anstelligkeit, bestimmten mich, sie heute zum ersten Male in dieses Haus zu nehmen, und da mag denn ihr Wahnsinn, den wir alle für erloschen hielten, durch irgend eine unbekannte Veranlassung plötzlich wieder ausgebrochen seyn."

„O Maum," klagten die Negerinnen, „armes braunes Mädchen todt seyn, arme Zuleika ganz todt!"

„Ha ha ha," lachte Angelika, die sich über die Negerin hinbeugte, nachdem sie zuvor ihren Bräutigam lange scharf beobachtet hatte, „denken Sie sich, de Luce, dieses Geschöpf, diese Negerin, nimmt ein Recht in Anspruch, das nur uns vornehmen Damen zusteht, sie will schwache Nerven haben und fällt in Ohnmacht. Ist das nicht lächerlich? Nun, so lachen Sie doch, Charles!"

Aber Charles lachte nicht. Er hatte in der armen Negersclavin dieselbe Zuleika erkannt, mit der er an den Ufern des Senegal einen süßen Roman träumte. Damals hatte er sie wirklich geliebt. In liberalen und kosmopolitischen Grundsätzen erzogen, durch den Verrath einer Geliebten, durch den Bruch eines Handelshauses, dem er sein ganzes Vermögen anvertraut, aus Europa, wie er meinte, für immer vertrieben, hatte er sich mit glühender Leidenschaft an das schöne Negermädchen angeschlossen, das ihm zuerst wieder mit Theilnahme, mit Liebe entgegenkam. Dazu war die Situation pikant, für den modernen Pariser eine Hauptsache. Doch de Luce war leichtsinnig. Darum, als Zuleika plötzlich verschwunden war, betrauerte er sie wohl eine Zeit lang, stellte er wohl einige Nachforschungen an, die, eifriger betrieben, ihn nothwendig hätten zum Ziele führen müssen, aber bald trat die Negerin mehr und mehr in den Schatten, bessere Handelsconjuncturen schienen ihn zu begünstigen, in Westindien öffnete sich eine lockende Aussicht. De Luce folgte ihr, und als die Küste Afrika's seinen Blicken entschwand, war auch Zuleika für immer vergessen. Wie es schwachen Menschen eigen ist — und schwach war de Luce, wenn er es auch liebte, sich als überkräftig darzustellen — daß sie leidenschaftlich bald dieser excentrischen Richtung, bald der entgegengesetzten folgen, und immer auf dem Puncte, wo sie eben stehen, mit Verachtung auf den Platz zurückschauen, den sie noch vor kurzer Zeit einnahmen, so spottete auch de Luce jetzt des nichtigen Idealisirens, des theoretischen Kosmopolitismus, für den er noch eben geschwärmt hatte, und pries dagegen mit großer Leidenschaftlichkeit die Vorzüge eines praktischen Wirkens, das in kleinem Kreise thätig ist und sich geflissentlich von allen größeren Lebensfragen absondert. Dabei war er aus seinem Idealismus zum reinsten Materialismus herabgesunken. In dieser Gemüthsstimmung mußte bei Zuleika's plötzlichem Erscheinen wohl die Erinnerung an die frühere schöne Liebeszeit in seiner Seele aufsteigen, aber er mußte diesen Gedanken auch sogleich als störend zurückweisen, mußte einzig darnach streben, wie er das unerklärliche Benehmen der Negerin gegen ihn hinreichend rechtfertigen könnte. Aus dieser Verlegenheit befreite ihn das plötzliche Hereinströmen der Hochzeitsgäste, die, gleich Fröschen, die der erste Frühlingsregen lockt, mit dem Erscheinen des Seewindes sogleich von allen Seiten herankamen. Jetzt begann jene Fluth kahler Redensarten, bis zum Ekel wiederholter Witze und Anspielungen, die vorzüglich bei Hochzeitfesten unter der Gesellschaft umtreiben. De Luce athmete unter diesem wüsten Geplapper hoch auf, er hoffte schon, daß Niemand des Vorfalles erwähnen würde, doch als nach vier Stunden der hochzeitliche Zug die Capelle verließ, da beugte Angelika sich zu dem Ohre des Gatten, und flüsterte leise:

„Nicht wahr, Charles, jetzt sind wir quitt? Ich verzeihe Dir Deine Zuleika, und Du mir — "

„Erinnere mich wenigstens in dem jetzigen Augenblicke nicht an den Capitain," unterbrach sie de Luce bitter.

„An den Capitain, den Capitain?" antwortete Angelika in dem Tone der Verachtung und des Erstaunens. „Also an den windigen Paradehelden dachtest Du, gegen den richtete sich Deine Eifersucht? Mein Freund, wenn Du als Ehemann nicht scharfsichtiger wirst, so habe ich leichtes Spiel."

Während hier schon in den ersten gewechselten Reden alle Keime künftiger Zerwürfnisse scharf und eckig hervorsprangen, wand die arme Zuleika sich unter den furchtbarsten Qualen. Bis zu diesem Augenblicke war ihr Zustand ein erträglicher gewesen. Als sie an jenem unseligen Morgen das Sclavenschiff betrat, hatte das ungeheure Unglück alle Fäden ihres Denkens zerrissen, und ihre Gedanken fuhren nun wirr durcheinander, nirgends zu einem bestimmten Bilde, einem festen Eindrucke sich zusammenballend. Ihr Körper und seine Nerven fuhren in ihren Verrichtungen fort, dem Geiste äußere Eindrücke zum Bearbeiten zu überliefern, aber der Geist vermochte sich des Stoffes nicht zu bemächtigen, er brachte es nur zu einem halben Empfinden, niemals zum vollen Bewußtseyn. So formte sich in ihrem Geiste das Bild der Hölle — das war die gräßliche Gluth in dem engen Raume von 28 Fuß Länge, 25 Fuß Breite und 5 Fuß Höhe, und das auf einem Schiffe, das unter dem Aequator hinfuhr — es gestaltete sich das Bild von drückenden Fesseln — das war der harte Fußboden, auf dem sie immer mit einer Seite ruhen mußte, weil der beschränkte Raum eine bequemere Lage nicht gestattete. Als sie endlich das feste Land betrat, da wurden die dunklen Bilder, die ihrem zerrütteten Geiste vorschwebten, freundlicher, je mehr die Leiden ihres Körpers sich minderten. Die grausame Bosheit des Sclavenhändlers ließ ihr die Schwester. Zuleika, so berechnete dieser Mensch, mußte langsam dahin schwinden, darum veräußerte er die Schwester mit ihr zugleich, daß sie Zeuge ihrer Qualen sey, während er ihren Sohn von ihr trennte und am entferntesten Ende der Insel verkaufte. Wie sehr auch Zaël unter dieser Grausamkeit litt, Zuleika befand sich wohl dabei, denn die Schwester pflegte sie mit liebender Sorgfalt, und so blühete ihr Leib bald wieder in der früheren Frische, wenn auch ihr Geist öde und dumpf blieb. Doch das heutige Begegnen hatte ihren Geist wie ein elektrischer Schlag getroffen. Als sie in ihrer elenden Hütte, wohin zwei mitleidige Gefährtinnen sie getragen, erwachte, da dämmerte das Bewußtseyn ihres Elendes nicht nach und nach in ihrem Geiste auf, nein, dieser furchtbare Gedanke stand mit einem Male fertig und riesengroß da, wie wir ein ungeheures Unglück immer instinctartig und plötzlich begreifen. Sie sah sich festlich geschmückt, sie wußte jetzt, daß dieser Festschmuck seine Hochzeit verherrlichen sollte, der mit

einer andern zum Altare trat, und mit Abscheu sah sie jetzt auf die Glasperlen, auf die Bänder, die sie kindisch tändelnd angelegt hatte. Um dem verhaßten Anblicke zu entfliehen, wühlte sie den Kopf tief in das armselige Lager ein. Ihr afrikanisches Blut wallte und siedete, Venen und Arterien klopften wie Hämmer, für Augenblicke benahm ihr dieses Uebermaß der Erregung die Besinnung, doch dann zuckte es wieder wie ein eiskalter Stich durch ihr Herz, das Blut stockte in den Adern und öde und starr wälzte sich ihr trauriges Geschick wie ein drückender Alp über sie hin. Glücklich, dreimal glücklich, wenn ein Thränenstrom die erstarrenden Fesseln für Minuten löste.

(Schluß folgt.)

Die aristokratisch-hierarchischen Umtriebe neuester Zeit.

Die erzbischöflich Cölnische Angelegenheit ist von solcher Wichtigkeit, daß die Folgen davon noch nicht übersehen werden können. Denn wenn auch ein großer Theil der gebildeten Deutschen die Anmaßung der katholischen Geistlichkeit mit Recht tadelt, so schweigen doch sehr viele Stimmen auch unter den deutschen Protestanten, welche sonst sich leicht erheben würden, wenn sich dieser Vorfall in Sachsen, Oldenburg oder Würtemberg u. s. w. ereignet hätte.

Unrecht hat in den Augen jedes Aufgeklärten jedenfalls der Erzbischof. Aber in wiefern das geistliche Ministerium in Berlin Recht hat, darüber sind die Stimmen sehr getheilt. Den größten Fehler hat es, wie es scheint, noch in neuster Zeit damit gemacht, daß es die päpstliche Anrede an die Cardinäle, in welcher er den Erzbischof über alle Maßen lobt, nicht in den Zeitungen hat abdrucken lassen.

Da dies nicht geschehen, glauben manche, daß man nicht im Stande ist, den Papst zu widerlegen, oder, daß man besorgt, dies möchte den katholischen Einwohnern bekannt werden. Die in dieser Sache gemachten Erfahrungen hätten den Verwaltungsbeamten, welche mit dieser Sache zu thun haben, doch endlich die Augen öffnen sollen, über das was die Geistlichkeit im Stande ist zu thun. Diese Allocution Sr. Heiligkeit ist längst allen gläubigen Seelen durch die Herren Beichtväter mit den erforderlich scheinenden Commentaren bekannt gemacht und mit den salbungsreichsten Ermahnungen begleitet worden.

Dieser Fehler — den Geist der Geistlichkeit nicht gekannt zu haben — geht durch die ganze Verhandlung dieser Angelegenheit, man hat auf die Aufklärung der Geistlichen gerechnet, und die Warnungs-Stimmen nicht beobachtet, welche sich hier und da vernehmen ließen. Wir machen nur aufmerksam auf die herrlichen Schriften des Kirchenrath Paulus, der besonders bei seiner Entdeckung der Verschwörung des Pavillon St. Marsan gezeigt hat, wie sehr Ludwig XVIII. in Gefahr war, von der Geistlichkeit um seine Souverainetät gebracht zu werden. Die Worte eines Gläubigen aus Deutschland wurden verboten, obwohl darin ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht ward, daß die Geistlichkeit drohe, sie werde sich mit den Unzufriedenen verbinden. Diese ausdrückliche Drohung war in einer Provinz entstanden und verbreitet, wo sich viele Verwandte des Grafen vor Robiano und St. Merode befinden, welche in Belgien den Pöbel zum Aufstande vorbereiteten, um sich mit der Geistlichkeit an die Stelle des rechtmäßigen Landesherrn zu setzen.

Die Aristokratie und die Hierarchie sind die gefährlichsten Feinde der Souverainetät; und man dürfte es Hochverrath nennen, den Monarchen glauben zu lassen, daß diese die Stützen des Thrones sind.

Alle die es gut mit Preußen meinen und mit der evangelischen Religion, deren Hauptstütze Preußen ist, müssen bedauern, daß diese ganze Angelegenheit nicht richtig behandelt scheint. Als Professor Hermes in Bonn liberalere Ideen in dem katholischen Lehrbegriffe einführen wollte, ward seinen Schülern vom Staate verboten, diese Lehren zu verbreiten. Als ein junger Privatdocent, ein Schüler von Decesser, kräftig gegen den römischen Stuhl auftrat und deßhalb aus der theologischen Facultät aus- und in die juristische Facultät eintreten wollte, wurden ihm Schwierigkeiten gemacht. In beiden Fällen suchte man wieder die Katholiken zu schonen. Die Folge war, daß dem jungen Gelehrten eine reiche Pfründe auf dem Lande gegeben ward; nun zog er das gemüthliche Leben vor, mästete sich, und schrieb für den Papst.

Des Verstorbenen Incognito.

„Daß ich's bin, Fürst Pückler-Muskau, coquettir' ich, nicht zu sagen,
Aber wenn ihr's nicht errrethet, wahrlich, wüßt' ich's kaum zu tragen!"

Fr. Niemann.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Doch der Verfasser will ja selbst nur ein dramatisches Gemälde aufstellen und demnach — manum de tabula! Zu solcher Aufgabe ist Einheit genug da, wie mir scheint. — Die Sprache des Verfassers ist kräftig, körnig, sentenzenreich, besonnen und edel, könnte aber, in Bezug auf bunten, Herz und Sinn ergreifenden Farbenschiller, einige Anleihen mehr bei der Poesie gemacht haben, die Verse sind richtig gemessen, aber es weht in ihnen zu wenig Aeschylische Gluth, zu wenig Sophokleischer und Euripideischer Lyraklang.

Einige Stellen aus der Unterredung zwischen Wilhelm von Oranien, Ludwig von Burgund und Pater Wolf, die ich wieder Glanzpuncte des Gemäldes nenne, mögen mein Urtheil begründen.

Wilh. — — Wer nie
Das Licht geschaut, vermisset nicht den Tag. —
Das Volk doch, das bekannt mit Menschenrechten,
Das das Gesetz erkannte, nicht nur glaubt,
Dem das Gefühl des Höhern sich erschloß,
Und das den Muth hat, fest allein zu stehen,
Kann nie des blinden Glaubens dürst'ger Herrschaft
Ergeben seyn, die das Licht uns raubt,
Es dringt der Klerus stets auf Mystik nur,
Doch die Vernunft will reine Sittenlehre.

Wolf. Es gibt nur einen einz'gen wahren Glauben,
Es gibt nur eine einz'ge wahre Kirche,
Und eine einzige Vollkommenheit.

Wilh. Frei will der Geist, frei will der Glaube seyn,
Drum hassen eure finstern Regeln wir,
Und fluchen eurer Inquisition,
Denn ihr Gelübde heißet Mord des Geistes
Und Schändung der Vernunft. — Ja Schreck und Schande
Sind die Werkzeuge, der sie sich bedient,
Um das Gewissen, Vaterlandesliebe,
Um Dankbarkeit und Liebe, Ehre, Treue,
Die ersten Stützen der Religion,
Die stärksten Pfeiler eines guten Staates,
Dem Menschen aus der warmen Brust zu reißen,
Und Furcht und Aberglauben einzupflanzen,
Die im verdorbnen Boden nur gedeihn. —

Wolf. Vergesset nicht, daß einst die edlen Ritter
Des Vließes ihre Stimmen gaben.

Wilh. So lang die Wahrheit nicht gefunden ist,
Muß nur der Irrthum für die Wahrheit gelten,
Je näher aber wir dem Lichte dringen,
Je näher, wahrlich, treten wir der Wahrheit. —
Sagt selbst, wie kann die Satzung göttlich seyn,
Die Menschenwohl und Völkerglück vernichtet,
Den Staaten der Gesetze Wohlthat raubt,
Und nie zurück gewählte Opfer gibt?
Bigotte Eltern spracht ihr selig, die
Naturempörend euch die Kinder schlachten;
Verhrißet Himmel den verruchten Kindern,
Die an das Beil Euch ihre Eltern liefern. —
Und warum thut ihr das? — Zu Teufeln macht
Die Menschen ihr und weis't sie an den Himmel,
Um ganz für euch die Erde zu behalten.
Ihr schließt den Gott in Häuser ein und Hütten,
Der da im weiten Weltall ewig thront,
Den, der die Welt an seinem Busen trägt,
Und Myriaden liebevoll umfaßt;
Den zeigt ihr uns, ein Gott des Zorns, der Rache
Und macht zur blut'gen Schreckensgeißel ihn ꝛc.
Ihr nennet euren Gott den Gott der Liebe
Und könnt ihm Generationen schlachten.

Gerne theilte ich noch Einiges aus der Scene mit, in welcher der Pater Wolf den Herzog von Parma umgarnt und wie er dann die Mörder Oraniens zur heillosen That treibt, wenn ich nicht zu weitläufig zu werden fürchtete. Ich scheide von dem Verfasser mit einem warmen dankenden Händedrucke und wie von einem Freunde, mit dem man Gleichheit der Gesinnung in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit theilt.

8) Lehrbuch der alten Geschichte für gelehrte Schulen von Dr. Carl Haltaus, Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig. Leipzig, Robert Friese.

Ueber die Vorzüge, nach welchen der bereits rühmlich bekannte Gelehrte in der genannten Leistung gestrebt hat, neben Kürze, Klarheit, Uebersichtlichkeit hat er auch noch die einer reizenden und aufregenden Lebendigkeit, einer die Thatkraft aufstachelnden Anschaulichkeit erreicht! „Mit dem Stabe der Vergangenheit schaute der Jüngling durch die Gegenwart seiner und der Staaten glücklicheren Zukunft entgegen" — das ist der rechte Sinn, und in diesem Sinne sollte in gelehrten Schulen und auf Universitäten alle Geschichte vorgetragen werden; bald würden wir dann nicht mehr von gefährlichen Umtrieben hören, sondern nur heilsame, von Selbstsucht und Eitelkeit entfernte, Umgestaltungen in der bürgerlichen Gesellschaft zu bewundern haben. Möge der ehrenwerthe Verfasser in recht Vielen „den Keim der Auferstehungslust erwecken" und recht viele Collegen finden, die ihm gleich gesinnet sind und mit ihm zu gleichem Ziele streben. Sein Compendium wird sich sicher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Eingetroffene Vorherverkündigung.

In der in Brüssel vor einiger Zeit aufgefundenen Correspondenz Rubens steht in einem von ihm an den Abt von Gamblony geschriebenen Briefe:

„Ja, Luther hat der dreifachen Krone einen empfindlichen Streich versetzt, und was unser Land an katholischen Herzen besitzt, fühlt und erkennt dies; aber mir scheint, als übertrieben Sie die Folgen, welche diese Reform herbeiführen könnte, indem Sie sagen, daß Alles Ihnen die allgemeine Katastrophe vor die Augen führe, welche der Protestantismus der wahren Religion vorbereite, und daß Alles dieselbe auf der einen oder der andern Seite verletze. Der Katholicismus ist in Belgien so tief in die Geister eingedrungen, daß die Reformation nur wenig Elemente und Dauer daselbst finden wird; sie erweckt keine Theilnahme in den Straßen, und erregt nicht das Innere der Bevölkerung, welche keinen Hirtenstab anerkennt, als den eines guten Priesters u. s. w."

[Notiz.] In der „Posaune" lasen wir neulich: „Balzac, der furchtbarste und beliebte Romanendichter, wendet sich dem Theater zu."

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 86. Dienstag, den 29. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Am Senegal und auf Martinique.

(Schluß.)

Das Toben der betrunkenen Schwarzen um das Negerdörfchen ließ ihre Hütte bis zum Dache erbeben — sie hörte es nicht, die Nacht sandte ihre schwärzesten Schatten — sie sah noch immer auf ihren Schmuck, auf ihre Glasperlen und Bänder. Im Geiste standen sie lebendig vor ihr da, was wußte sie, ob sie auch sinnlich wahrnehmbar waren. Nach und nach ward es im Negerdorfe stiller und stiller, auch der letzte betrunkene Neger hatte sein Lager gesucht, nur aus Zuleika's Hütte drang noch leises Aechzen und Schluchzen. Ihr Schmerz hatte jetzt Worte gefunden.

„O Zaël, Zaël," rief sie, „warum hast Du mich verlassen, warum kommst Du nicht, in meinem Unglücke mir zur Seite zu stehen?"

Da öffnete ein starker Arm die Thüre der Hütte, daß der weiße Strahl des Mondes, der draußen am wolkenleeren Himmel stand, voll und hell auf das Schmerzenslager der Unglücklichen quoll.

„Wer ruft mich, wer ruft Zaël?" fragte eine dumpfe Stimme. „Zaël ist hier, sie hat alle ihre Schätze gesammelt, sie geht zu dem großen Feste, das der mächtige Marabut den Weißen bereitet."

Zuleika richtete sich bei dieser Stimme empor, ihre Bänder flatterten im Hauche des Abendwindes, ihre Glasperlen schimmerten in dem versilbernden Strahle des Mondes.

„Auch Du bist geschmückt zur Hochzeit," jauchzte Zaël, „Du bist die Braut, die reine Jungfrau, die uns fehlte. Komm, komm, die Feuer lodern, der weiße und schwarze Kreis ist gezogen, komm zum Feste. Der große Marabut der Westküste wartet."

Und damit zog sie die arme Zuleika, die unwillkürlich erzitterte, als sie den wilden Wahnsinn im Auge der Schwester auflodern sah, aus der Hütte, zog sie durch das schweigende Negerdorf, durch die Zuckerrohr- und Kaffeepflanzungen, hinaus in das freie Feld, in das Manglengebüsch hinein, das hinter St. Pierre sich ausdehnt. Irrlichter hüpften auf dem sumpfigen Boden hin und wieder, unter dem üppigen Grase schoß es hin und her, wüthende Muskitoschwärme fielen die fast nackten Negerinnen grimmig an. Aber immer weiter stürzte Zaël, und wenn die schwache Schwester niedersinken wollte, riß sie sie empor, indem sie mit wildem Lachen rief: „Komm, komm, der Priester wartet, die Hochzeitsgäste sind geladen, die Feuer lodern. Komm, daß der mächtige Marabut der Westküste Dir nicht zürnt."

Endlich lief der verschlungene Pfad, der sich durch den Sumpf wand, in einen freien Platz aus, rings von hohem Schilfgrase umgeben, von mächtigen Manglen überschattet. Auf diesem Platze herrschte ein unheimliches Treiben. In der Mitte loderte ein gewaltiges Feuer, neben dem schwarze Gestalten ein tiefes Loch in die Erde scharrten; ein großer weißer Widder lag daneben am Boden, halb unter widerlich aussehenden, widerlich riechenden Kräutern begraben, an zwanzig Neger hockten im Kreise umher, ein Schwarzer von riesigen Proportionen ging hin und wieder, von den Negern zum Feuer, vom Feuer zu den Negern. Zuleika schauderte, als Zaël sie zwischen die Neger hineinzog; denn ihr Fuß hatte einen künstlichen Kreis berührt, aus weißen Todtengebeinen und getödteten schwarzen Schlangen gebildet. Alles schaute auf die Frauen, als sie erschienen; der riesige Schwarze trat ihnen feierlich entgegen.

Zaël warf sich vor ihm nieder, auch die Schwester zog sie mit sich, daß sie, halb widerstrebend, auf die Knie sank.

„Mächtiger Marabut der Westküste," rief die Wahnsinnige, „hier ist, was Du verlangtest. Hier sind die Gebeine meines Kindes, von dem Weißen in Sünden empfangen, von mir, der Schwarzen, geboren. Wie Du es befahlst, verließ ich meinen grausamen Herrn, verließ ich die arme Zuleika, um die Gebeine meines Kindes, das Dir im Traume als Leiche erschien, Dir zu bringen. Großer Marabut, die Geister hatten Dir nicht gelogen, ich fand mein Kind todt,

vom bösen Fieber verzehrt, von den gefräßigen Ameisen aufgenagt. Ich gehorchte Dir, mein Fuß betrat nie die Wohnungen der Menschen, mit der Schlange schlief ich in den weiten Höhlen des Gebirges, von den weißen Tyrannen raubte ich meine Lebensmittel, an den geschmeidigen Lianen schwang ich mich über die Abgründe, die Felsen, die Dornen des Gebirges zerrissen mein Fleisch. Hier bin ich, Deine Sclavin. Und hier ist auch die Braut des Opfers, die reine Jungfrau, die durch ihr Gebet das Werk segnen wird. Und nun beginne großer Marabut, beginne den großen Zauber, damit kein Weißer die morgende Sonne mit lebenden Augen erschaut."

Ein wildes Triumphgeheul der Schwarzen antwortete auf die Rede der Wahnsinnigen. Die Gebeine des Kindes wurden in die Grube geworfen, das Blut des Widders strömte über sie hin, stinkende Dämpfe stiegen aus den brennenden Kräutern empor, und in dem schwarzen Rauche erschienen die leidenden Züge der armen Zuleika, die gedankenlos die Zauberformeln nachmurmelte, die der riesige Marabut, über sie hingebogen, ihr vorsprach. Eine teuflische Freude glänzte auf den verzerrten Gesichtern der Neger, denn morgen sollte ja, so hofften sie, die Sonne nur die Leichen der verhaßten Weißen bescheinen! Anfangs sahen sie in athemloser Erwartung zu, aber als der Zauber vollendet war, da reckten sich die schwarzen Leiber hoch empor, die geschmeidigen Glieder flossen in einem phantastischen Tanze zusammen. Zuleika und Zaël standen regungslos in der Mitte, die eine von der raschen Folge der marterndsten Gefühle betäubt, verdumpft, die andere im Hochgefühle endlich befriedigter Rache schwelgend. Um sie drehte sich der Tanz der Neger, anfangs langsam, dann immer rascher und rascher, bis das betäubte Auge zuletzt nur einen rasenden Wirbel schwarzer Gestalten, in dem keine einzige sich deutlich auffassen ließ, erblickte. Und dabei flammte und dampfte das Feuer, tönte die stille Nachtluft von dem kreischenden Geheul der Neger wieder.

Da leuchtete es im Gebüsche, wie wenn der Schein des Feuers auf blanke Stahlwaffen fällt.

„Es sind Maronneger, schwarze Rebellen," flüsterten mehrere Stimmen.

„Sie haben die Ueberzahl," sagte eine gebieterische Stimme, „darum haltet Euch brav, und zielt zuerst auf die beiden Anführer, die in der Mitte stehen. Feuer!" Und zehn Schüsse knallten in die Gruppe der Neger hinein.

Heulend fuhren diese auseinander, in das dichte Manglengebüsch hinein, durch das sie sich wie Schlangen geschmeidig hindurch wanden. Frohlockend stürmten die wüsten Soldaten hinter ihnen drein, aber die Schlingpflanzen hielten sie auf, die Dornen zerrissen ihre Kleider, sie mußten abstehen von der unnützen Verfolgung.

„Da haben wir etwas Schönes angerichtet," sagte ein Soldat, der Zuleika's und Zaëls Leichname mit dem Bajonett umwendete. „Seht her, Sergeant, wir haben Weiber getödtet, die gehören doch wohl nicht zu den Empörern?"

„Schweig," herrschte der Angeredete, „und hilf diese Leichen in jene Grube dort werfen, bei der das todte Schaf liegt, das nehmen wir als guten Braten mit, um diese schwarzen Weiber wird sich Niemand kümmern. Weiße betreten diesen verrufenen Platz nicht, und die Schwarzen werden sich hüten, uns anzuklagen."

De Luce ist jetzt einer der reichsten Sclavenbesitzer Martinique's, seine Gattin die gesuchteste Modedame von St. Pierre. Sie leben auf vornehmem Fuß, er in seinem Comptoir und in einem eleganten Landhause am Ufer des Meeres, wo üppige Mulattinnen ihm den Wein kredenzen, sie im Kreise ihrer Anbeter. Und als neulich die bekannte Petition Westindischer Pflanzer an die Französischen Kammern um Beibehaltung der Sclaverei erging, da schloß auch de Luce sich der Petition an, „weil von dieser Maßregel die Wohlfahrt von 10,000 Bürgern abhänge, weil die Sclaverei moralisch und philosophisch zu rechtfertigen, weil sie auch in der Bibel anerkannt sey, weil nur durch die Sclaverei wohlthätig auf die Schwarzen gewirkt werden könne, weil sie zwischen Herren und Sclaven ein patriarchalisches Verhältniß begründe." — Fr. St.

Das Ehrenwort.

Erinnerungs-Bild aus dem Album meiner Erlebnisse.

Von A. Benkert.

Mathilde, Gräfin von D..., war eine der schönsten, geistreichsten und reichsten Damen der Provinz, in der sie lebte. Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, Witwe und Erbin eines großen Vermögens, war ihr Palais der Sammelplatz, der Elite des jungen Adels. Natürlich war allen ihren Verehrern und Anbetern daran gelegen, Eroberer dieser schönen Hand zu werden um zum Genusse des schönen Vermögens zu gelangen. Mathilde hingegen liebte ihre Freiheit zu sehr, als daß sie ihr Herz, das an ihrer ersten Ehe gar keinen Antheil hatte, leichtsinnig verschenkt hätte. Sie war lebensfroh, und nahm die Galanterieen ihrer unzähligen Anbeter für das, was sie waren, — für — Galanterieen. Nur einen schien Gräfin Mathilde vor allen anderen auszuzeichnen, es war der junge Graf S—, Garde-Capitain, ein blühend schöner und geistreicher Cavalier; auch der Graf fühlte eine heftige Leidenschaft für die schöne Gräfin; man sprach anfangs leise, dann etwas lauter, endlich mit Gewißheit von der nahen Verbindung des Grafen mit der schönen Gräfin Mathilde, als plötzlich die Ankunft des Baronet H. der Sache eine ganz andere Richtung gab.

Baronet H. war der einzige Sohn einer der angesehensten Familiens Albions, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren. Der feinste Weltton und die angenehmsten Sitten zeichneten den Baronet aus, er galt für den schönsten Mann am Hofe; obschon noch jung, hatte er einen großen Theil von Europa durchreis't, auf einer dieser Reisen lernten sich der Graf S. und Baronet H. kennen, und wur-

den durch die Wahr... time Freunde. — W... Gardecapitain seinen Her... ...ano, der als Attaché bei der englischen Gesandtschaft an demselben Hofe erschien, wo Graf Gideon diente.

Es war natürlich, daß Graf Gideon seinen jungen Freund Heinrich gleich bei der schönen Gräfin einführte. — Unglückselige Stunde, in welcher drei edle Menschen den Keim eines namenlosen Elends fanden.

Die Gräfin zeichnete den Baronet gleich dem Grafen vor allen anderen aus, und eben das war es, was die beiden Freunde, ohne daß sie es sich gegenseitig gestanden, beunruhigte. Beide, das unterlag keinem Zweifel, glühten für die Gräfin, beide verschwiegen es sich und dem schönen Gegenstande ihrer Neigung, aus Freundschaft und Delicatesse.

Eines Tages kamen die jungen Freunde ganz besonders heiter und froh gestimmt in das Haus der Gräfin, und zwar in Reisekleidern, um Abschied zu nehmen, denn schon in der nächsten Viertelstunde mußten beide, der Baronet nach London, und der Graf an die äußerste Gränze des Reiches in Garnison, und zwar auf Befehl beider respectiven Höfe.

Das war eine fürchterliche Ueberraschung für Gräfin Mathilde, was sie mit der Selbstverläugnung einer Heldin bis jetzt verborgen hielt, sprengte seine Fessel, gleichsam Hohn bietend dem Verstande, der die ewigen Gesetze der Natur sich unterjochen wollte. Die schöne Frau zitterte, die Rosen ihrer Wangen mußten den Lilien weichen, die Lippen schienen das Wort „Liebe" gewaltsam zurückzuhalten, ohnmächtig sank sie in die weichen Kissen der weichen Ottomane. Die Freunde drückten beide einen feurigen Kuß auf die Flaumenhand der Gräfin, und umarmten sich. „Einer, oder Keiner," rief Graf Gideon seinem Freunde zu. „Einer, oder Keiner," wiederholte der Baronet, und — fort waren sie.

Als die Gräfin in den Armen ihrer Kammerfrau erwachte, saßen die beiden Freunde bereits in ihren Reisewägen und flogen, in entgegengesetzter Richtung, ihrer Bestimmung zu.

Der General Graf S., der Oheim des Grafen Gideon, bemerkte die Leidenschaft seines Neffen, zugleich aber auch die des Baronets. Als erfahrener Hofmann, und aus Liebe zu seinem Neffen, brachte er es durch seinen Einfluß dahin, daß beide Freunde die Residenz verlassen mußten, um, wie er recht väterlich meinte, Unglück zu verhüten, was bei dem Ehrgefühl beider Freunde früher oder später nicht zu verhindern sey, und — Entfernung (so berechnete er) heilt solche Wunden. — Armer General! anders fühlt man mit sechszig, — und anders mit vierundzwanzig Jahren.

* * *

Der Graf war nun bald ein Jahr in seiner neuen Station, er war der Stolz seiner Cameraden, und der Liebling seiner Vorgesetzten. Sein Umgang verrieth die feinste Bildung, sein wohlwollendes Herz machte ihn bei Jedermann beliebt, seine Conversation voll Witz und Laune versammelte ...en großen Kreis Gebildete aus allen Ständen des Städtchens in seiner Nähe.

Eines Tages veranstaltete der Graf ein großes Concert in seinem Hause; auf den Einladungs-Karten stand die Devise: Erinnerungs-Fest. — Selten war eine so frohe Gesellschaft versammelt, der Graf bewirthete seine Gäste fürstlich, die heitere Laune des Grafen theilte sich auch der Gesellschaft mit. — Der brausende Sillery schien um die ganze Gesellschaft ein Blumenband inniger Freundschaft zu ziehen, erst als der Morgen graute, gingen die Fröhlichen auseinander; der Graf küßte und herzte einen Jeden beim Abschiede, und schien hoch vergnügt zu seyn.

Nach einer frohen, aber doch durchwachten Nacht, suchten die Meisten die Ruhe, nur der Graf suchte sie nicht. Fast den ganzen Tag — bis Mitternacht saß Graf Gideon am Schreibtische; nachdem viele Briefe abgesandt worden waren, befahl er seinem Kammerdiener Batista Courier-Pferde zu nehmen, und ein großes Paquet, an seine Adresse, zu überbringen.

Nachdem Alles beseitigt war, schloß sich der Graf in sein Cabinet ein, legte sich zu Bette, um — nie wieder aufzustehen. — Ein fürchterlicher Knall erweckte die Bewohner aus ihrem Schlafe. — Zu spät. — Der kräftige, gesunde, schöne Mann war nicht mehr.

Die Bestürzung, die diese unerwartete Nachricht bei allen seinen Freunden und Bekannten hervorbrachte, läßt sich unmöglich beschreiben, man glaubte zu träumen, kein Mensch war im Stande, auch nur die geringste Spur aufzufinden, die den Grafen zu dieser That veranlassen konnte. — Reich, jung, gesund, geehrt, zu allen Hoffnungen berechtigt — Niemand vermochte das Räthsel zu lösen. — Den Schlüssel dazu hatte der Kammerdiener Batista der Gräfin Mathilde zu überbringen. — Die vorhandenen Papiere, die von dem Auditor auf das sorgfältigste untersucht wurden, enthielten nichts als ein Testament, in welchem der Graf besonders seine Dienerschaft bedachte, und einen offenen Brief an seine Cameraden, dessen Inhalt den wärmsten Dank für ihre Freundschaft ausdrückte. Mehr war nicht zu finden, was nur einiges Licht über diesen betrübten Fall ertheilen konnte.

(Schluß folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

In Neapel hat kürzlich ein Schriftsteller ein Werk herausgegeben, welches den sehr naiven Titel führt: „Geschichte der 52 Empörungen der sehr getreuen Stadt Sr. kathol. Majestät Neapel."

In einer Gesellschaft von jungen, fröhlich gestimmten Damen und Herren gerieth man, nachdem vielerlei Gesellschaftsspiele an der Reihe gewesen waren, auf den Einfall Gesichter zu schneiden, und stellte die Aufgabe, wer das

dümmste Gesicht machen könne, sollte sich von jeder Dam[illegible] einen Kuß ausbitten dürfen. — Plötzlich wendete sich eine schalkhafte Dame zu einem Herrn, rufend: „Bravo, Ihnen gebührt der Preis, Sie haben unbedingt das dümmste Gesicht in der Gesellschaft gemacht!“

„Sie verzeihen,“ war die Antwort des Bestürzten, „ich habe mein Gesicht noch gar nicht verändert.

Vor einigen Jahren starb in München ein Mann, Namens Reuß, der in der sonderbaren Meinung stand, daß der Kaiser von Rußland, der sich Beherrscher aller Reußen nennt, mit ihm verwandt sey. — Gewiß hat ihn dieser Glaube glücklich gemacht.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

9. Gallerie der Helden. 1. Marschall Vorwärts! Oder: Leben, Thaten, Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Dr. Rauschnick. In vier Lieferungen. S. XII. 318 S. Mit einem Stahlstich, den Helden zu Pferde darstellend. 2. Leben Washington's. Von Eduard Gehe. Erste Lieferung. S. 78. gr. 8. Leipzig, 1838. Verlag von Langewiesche in Barmen und Iserlohn.

Es ist eine schöne Idee, die Helden verschiedener Perioden der neueren Geschichte darzustellen in ihrem eigensten Seyn, Leben, Thun und Wirken, ohne Treu und Glauben zu verletzen, sondern vielmehr wahrheitsvoll, einfach-würdig, achtenswerth; es ist eine schöne Idee, denn sie bereichert die Literatur mit einem Zweige, auf dem die schönsten und segensreichsten Früchte der Gegenwart und Zukunft zum Genusse sich darbieten. Wer wüßte es nicht noch anzuschlagen, was die Lebensbeschreibungen eines Plutarch's denen nützten, welche zu verschiedenen Zeiten an der Spitze von Reichen oder Heeren standen, und wer möchte es leugnen, daß ein neuer deutscher Plutarch, oder ein Plutarch, der deutsche Helden mit Helden zusammenstellt, die deutschen Antheils, deutscher Begeisterung werth sind, Deutschlands Angelegenheiten näher oder ferner, stärker oder leiser berühren, auch dazu befähigt ist, das deutsche Volk auf das Heilsamste anzuregen, und, wo es gilt, zu muthigem Entschluß und muthiger That zu reizen? Ein Volk, von äußerer Ruhe umgeben, nur bedacht auf die Befriedigung seiner nächsten Bedürfnisse, sich nur im Kreise der gewöhnlichen Thätigkeit umdrehend, erschlafft nur zu leicht und wird, ehe sich's versieht, unter den Füßen derer stehen, die klug und thätig genug waren, es erschlaffen zu helfen. Es bedarf, um solches Unheil abzuwenden, zuweilen einer mächtigeren geistigen Anregung oder Aufstachelns. Was [illegible]ung bewirken mögen, [illegible]ß nicht, ob sie je durchdringen würden, wenn [illegible]en dem Geiste auch das Herz, oder jenen durch dieses in Anspruch zu nehmen verständen. Aber nichts wirkt so mächtig auf alle Stände eines Volkes, als das Beispiel eines Mannes, den sie mit Heldenmuth u. Heldenkühnheit entweder für ihr eigenes oder für ein fremdes ihnen heiliges Interesse kämpfen und siegen sehen, nichts weckt so das Selbstbewußtseyn, nichts erhebt so zur thatengebärenden Begeisterung, als der Anblick eines Menschen, der selbst nur durch Vertrauen auf seine Kraft, auf die gewählte gute Sache, und in dem Glauben an eine leitende göttliche Macht zu den Höhen der Ehre, des Ruhmes und der Verehrung sich aufschwang. Von dieser Seite ist das Unternehmen der sonst auch bereits um die Literatur verdienten Langewiesche'schen Buchhandlung ein höchst dankenswerthes, und wir glauben, schon um die Ehre der Deutschen willen, den Zeichen, daß es eine Aufnahme gefunden, die jede weitere Empfehlung überflüssig macht. Nur bemerkt sey es noch, des Zweckes dieser Blätter wegen, daß die Männer, welche bis hieher, bei Blücher und Washington, die Rolle des Plutarch übernommen haben, als solche bewährt dastehen, denen man nur den ungetheiltesten Beifall zu erkennen geben kann. — Dr. Rauschnick hat uns dadurch in Verwunderung gesetzt, wie es ihm gelingt, seinen Helden nur vermittelst der größten (und nie verletzten) historischen Wahrheit und der einfachsten Darstellung über alle Vorwürfe einer Zeit, die theilweise und wohl nicht ganz mit Unrecht der Zeit feind ist, in welcher und für welche Blücher kämpfte, emporzuheben, und ihn im ungetrübten Glanze eines Patrioten und Freiheitskämpfers darzustellen versteht. Es ist zu bedauern, daß Rauschnick vor Vollendung des Werkes starb; doch hat dabei das Werk nicht gelitten. Der Nachfolger zeigte sich seines Vorgängers würdig. Man kann nicht anstehen, diesen Marschall Vorwärts als das Muster einer Biographie, so wie eines Beitrags zur Kriegsgeschichte Deutschlands zu preisen. —

(Fortsetzung folgt.)

Apologie.

Des Doctor Salep's Epigrammen
Das Prädicat zu geben: schlecht!
Sie ohne Schonung zu verdammen,
Das ist doch wahrlich ungerecht.
Er spart's, Recepte zu verschreiben,
Lies't er sie einem Kranken vor,
Der lange schon den Schlaf verlor,
Er kann nicht länger munter bleiben;
Bei andern wirkt es wiederum
Sehr schnell als ein Emeticum.

Stimrose.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 87. Mittwoch, den 30. Mai 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Besuch bei Madame Lätitia Buonaparte in Rom im Mai 1834.

Von

Lady Emmeline Stuart Wortley.

Es war an einem schönen Morgen im Mai, daß wir nach dem prächtigen Palaste der Madame Lätitia fuhren. Ich war entschlossen, wo möglich ehe ich Rom verließ, die Mutter Napoleon's von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Die Stolzverachtenden und Phantasielosen mögen sagen was sie wollen, naserümpfen so viel sie wollen, ich gestehe offen meine Schwachheit (wenn das Schwachheit ist), daß ich ungemein begierig war, die berühmte Frau zu schauen. Wäre sie an sich selbst nicht schon eine anziehende und merkwürdige Erscheinung, — die außerordentlichen Schicksale, von denen sie ihr Theil mit getragen, die Wechselfälle und Glücksveränderungen, die sie erlebt und erduldet, und jene staunenerregende Herrscherpracht, die unter ihren Augen sich entfaltet, gestrahlt und wieder gedunkelt hatte, wären allein ja hinreichend, einige Grade von Theilnahme und Neugierde selbst in dem gedankenlosesten Gemüthe zu erwecken: hat aber Napoleon nicht gesagt, „Alles, was ich bin oder war, verdanke ich meiner Mutter!?"

Nicht ohne große Schwierigkeit erreichten wir unser Ziel; denn Alles, was wir mit unseren Erkundigungen herausfragten, war die Antwort, daß Madame Lätitia schon seit Jahren bettlägerig sey und es sich zur Regel gemacht habe, nie Jemand zu sprechen. Endlich jedoch siegte unsere Beharrlichkeit über alle Hindernisse, und hauptsächlich durch Lady Dudley Stuart's *) Namen, einer Enkelin der ehrwürdigen Madame Lätitia und Nichte Napoleon's, mit der wir durch Heirath verwandt waren, erlangten wir Zutritt im Palazzo und hatten das Vergnügen, Mademoiselle Rosa zu sprechen, die uns auf die liebenswürdigste Weise die Zusage gab, Madame Lätitia unser sehnliches Verlangen, vor sie gelassen zu werden, zu überbringen. Mademoiselle kam in wenigen Augenblicken zurück und sagte mir, Madame Lätitia wolle mich sehen, es thue ihr aber leid, meinen Gemahl, der mit mir war, nicht auch empfangen zu können. Ich folgte unverweilt Mademoiselle Rose'n in das Schlafgemach und wurde der Mutter Napoleons vorgestellt. Madame stand damals in ihrem dreiundachtzigsten Jahre; nie aber war mir noch Jemand in so hohem Alter mit einer so von Ausdruck und unverminderter Geistesklarheit strahlenden Stirne und Physiognomie vorgekommen; die Lebendigkeit und der Glanz ihres großen sprechenden Auges waren höchst merkwürdig. Sie lag in einem kleinen weißen Bette in der einen Ecke des Zimmers, in das sie nun, wie sie mir sagte, durch die Folgen eines Beinbruchs schon drei Jahre gebannt sey. Das Gemach war voll mit Gemälden behängt, lebensgroßen Bildnissen ihrer Familie, die jeden Theil der Wände bedeckten. Alle die von ihren Söhnen, welche zur Fürstenwürde aufgestiegen gewesen waren, waren in ihren Herrschergewändern dargestellt; Napoleon, glaube ich, in dem Prachtaufzuge, den er bei seiner Krönung trug. Nachdem das Gespräch einige Minuten fortgegangen war, sagte sie mir, sie habe seit den drei Jahren, die sie nun das Zimmer hüten müsse, Niemand von meinen Landsleuten gesehen, mit Ausnahme — wenn ich mich recht erinnere — des Herzogs von Hamilton und Lord Dudley Stuart's, der zwei einzigen Engländer, wie sie mir späterhin gestand, die sie je gern hatte, wobei sie mit einem schmerzlichtrüben Ausdruck und in einem um Entschuldigung bittenden Tone hinzusetzte, wundern könnte ich mich wohl nicht über diese ihre feindliche Stimmung gegen meine Landsleute. Ich sagte ihr, solche Gesinnungen fände ich in ihrer Lage nur zu natürlich, und setzte

*) Lady Dudley Stuart ist eine Tochter Lucian Bonaparte's und Gemahlin Lord Dudley Coutts Stuarts, Halboheims des gegenwärtigen Marquis v. Bute und Enkels des verstorbenen Bankier Coutts.

hinzu, wir würden es nie gewagt haben, ihr lästig zu fallen, hätten wir nicht geglaubt, wegen unserer Verwandtschaft zu Lady Dudley Stuart einen kleinen Anspruch auf ihre verzeihende Nachsicht zu haben, und bat sie dann, ihr meinen Gemahl vorstellen zu dürfen. Nach einiger Schwierigkeit erreichte ich glücklich meinen Zweck, und erlangte für ihn die Zulassung.

Nach den gewöhnlichen kleinen einleitenden Formalitäten einer Vorstellung, versicherte er ihr, wie sehr dankbar er sich fühle für die Ausdehnung der bereits mir gezeigten gütigen Nachsicht auch auf ihn; und wiederholte, was ich gerade zuvor geäußert hatte, daß einzig und allein unsere Verwandtschaft mit Lady Dudley Stuart uns so kühn gemacht haben könne, eine so große Vergünstigung nachzusuchen, und daß sich unsere Hoffnungen auf eine Vorstellung bei ihr gänzlich nur auf dieses verwandtschaftliche Verhältniß gegründet hätten.

Auf dieses reichte sie Jedem von uns auf's Allerfreundlichste und Allerschmeichelhafteste die Hand und sagte im gütevollsten und herzlichsten Tone —

„Eh! je vous reçois comme mes parens."

Sie fragte uns dann, als sie uns Napoleon's Bild, das hart an ihrem Bette hing, mit großer Aufmerksamkeit betrachten sah, ob wir es nicht bewunderten, und setzte, die Blicke selbst voll Stolz und Liebe auf das Gemälde geheftet, hinzu —

„Cela ressemble beaucoup à l'Empereur, oui, cela lui ressemble beaucoup!"

Und als sie dann bemerkte, mit wie hohem Antheil ich ihren Worten und Blicken folgte, bat sie mich, in das anstoßende Zimmer zu gehen, wo — wie sie sagte — eine Büste des Kaisers sey, „sein leibhaftiges Ebenbild," und auch eine von dem Herzog von Reichstadt, als Kind, die ihm ungemein gleiche und welche die nämliche sey, die Napoleon nach Sanct Helena geschickt worden sey, wo sie in seiner letzten Krankheit an das Fußende seines Bettes gestellt und erst nach seinem Verscheiden weggenommen wurde. Ich gehorchte ohne Säumen, und konnte die Schönheit der beiden Büsten nicht genug bewundern; die des unmündigen Königs von Rom war engelgleich, und Napoleon's (an deren treffendsten Aehnlichkeit man keinen Augenblick zweifeln konnte) wahrhaft herrlich.

Während ich diese auserlesenen Kunstschöpfungen besichtigte und bewunderte, verweilte Madame Lätitia (wie mir mein Gemahl nach der Hand erzählte) auf dem schmerzvollen Thema von St. Helena und gab vielfach Ausdrücken Raum, aus denen man sah, wie bitter ihre Gefühle in Bezug auf des stolzgeliebten Sohnes Gefangenschaft auf jenem Eilande waren, indem sie sagte, ihr Sohn sey da Zoll für Zoll gestorben, und sich in der glühendsten Entrüstung über Sir Hudson Lowe ausließ, den sie emphatisch „ce bourreau" nannte.

Als ich in das Zimmer zurückkam, fand ich sie eifrig über diesen Gegenstand sprechen und lauschte mit gespannter und schmerzlicher Theilnahme ihren energischen und leidenschaftlichen Gefühlsausströmungen; und ich gestehe, Vielem, was sie sagte, pflichtete ich in der Stille von Herzen bei. Nach einer augenblicklichen Pause kam sie wieder auf die prächtigen Gemälde, mit denen ihr Gemach buchstäblich überkleidet war, zu reden, und lenkte meine Aufmerksamkeit auf eines oben an ihrem Bette (das, nach italienischer Sitte, ganz offen, ohne Himmel und Umhänge war), indem sie mir sagte, es sey das Portrait ihres Gatten, Charles Bonaparte. Sie hob dann einen nach dem andern dieser stummen Stellvertreter der Abwesenden oder Todten im Einzelnen hervor und gab mir von jedem kleine interessante Details; unter andern sah man ein kleineres Bildniß von Josephinen und eines von der gewesenen Kaiserin Marie Louise; auch zahlreiche schöne Miniaturgemälde der verschiedenen Mitglieder ihrer Familie, und unter diesen eines, einen schönen jungen Mann darstellend, der, wenn ich mich noch recht erinnere, noch nicht lange her gestorben war; Mademoiselle Meline deutete gegen mich mit dem Finger darauf und sagte mir leise, es sey das Bild Eines der Enkel Madame Lätitia's, die Wonne und die Hoffnung und der Stolz der ganzen Familie; allein ich entsinne mich nicht mehr, von welchem von Madame Lätitia's Kindern er der Sprößling war.

Nachdem ich alle diese anziehenden Bilder aufmerksam beschaut hatte, kehrte ich wieder auf meinen Sitz an dem Bette der ehrwürdigen Greisin zurück. Unwillkürlich drängte sich mir das Gefühl auf, wie sie gleichsam in einer Welt der Träume, in einer von ihr selbst, oder vielmehr von der Erinnerung, geschaffenen Welt leben müsse mit diesen glanzherrlichen Schatten um sie, die wortlos, aber beredt, von den versunkenen Tagen sprachen.

Von unserm weiteren Gespräche will ich hier nur ein' oder zwei Dinge, die mir besonders eindrucksvoll auffielen, herausheben. Da wir am nämlichen Tage noch unsere unverschiebbare Abreise von Rom festgesetzt hatten, so mußten wir, wie sehr es uns auch gegen den Willen ging, diese hochanziehende Unterredung abkürzen. Madame Lätitia drang auf's Gütigste und Schmeichelhafteste in uns, noch zu bleiben, bis sie erfuhr, daß wir noch an jenem Nachmittage von Rom aufbrechen wollten. Sie trug mir eine Menge der herzlichsten Dinge an Lady Dudley Stuart auf und bat mich ihr zu sagen, wie sie auf's Innigste und Eifrigste auf einen Besuch von ihr für den nächstkommenden Winter hoffe; wobei sie mit einem Tone und einer Art, die mir unvergeßlich bleiben werden, so tief und traurig war der Eindruck, den sie auf mich machten, — hinzusetzte: „Je vous en prie, dites à ma chere Christine que je suis seule ici." Madame Lätitia, deren raschem durchdringendem Auge nicht leicht etwas entgehen kann, gewahrte sogleich den Ausdruck von Verwunderung, der mein Gesicht überflog und erklärte mir ohne Zögern, daß in Folge starker Vorstellungen von sehr hohen Seiten, der Papst auf die Entfernung derjenigen ihrer Kinder, die noch bei ihr in Rom sich aufhielten, aus letztgenannter Stadt bestanden habe; und daß sie auf diese Weise des größten und wahrsten Trostes und Glücks beraubt worden, das ihr noch in ihrem hohen Alter übrig geblieben sey

— die Gesellschaft und die liebevollen Aufmerksamkeiten ihrer Familie.

Es war etwas in ihrer Art, dieß zu erzählen, was mich unaussprechlich rührte; ein scharfes Gefühl erlittenen Unrechts schien sich mit einer wundervollen Geduld und einer edeln Standhaftigkeit und Ergebung zu verschmelzen, und ich fühlte, wie ich sie anblickte und ihr zuhörte, daß ich in Wahrheit hier eine Frau vor mir sah, die tief die schmerzlichen Lehren des Lebens gelernt, die gelernt hatte „schweigend zu leiden." Doch ich versuchte umsonst, das feierlich Trauervolle ihrer Rede und Art zu schildern, als sie mit einem Ausdruck freudlosen, einsamen Herzwehs in ihren schönen, großen, schwarzen Augen, mit dem tiefleidenschaftlichen Ausrufe „Et je suis seule! Je suis seule ici!" ihre Erzählung schloß. Alle Umstände, die vereint dahin wirkten, den tiefsten Eindruck auf das Gemüth zu machen — der Ort, an dem wir standen, „Rom, der Seele Stadt," die ewige Stadt der Vergangenheit und der Todten! — steigerten diesen düstern Klagausruf, der wie aus den innersten Tiefen der gequälten Leidensbrust zu erklingen schien, zum Tiefstergreifenden, was noch je mein Ohr vernahm; und nimmer, so lange ich lebe, wird mir der Wehton, diese Schmerzrede aus dem Gedächtnisse verhallen.

Im Laufe der Conversation, die Französisch begonnen wurde, entdeckte ich, daß Madame Lätitia's Kenntniß dieser Sprache bedeutend Noth gelitten habe, doch aber schien sie die Unterhaltung darin fortführen zu wollen, wiewohl ihr alle Augenblicke Mademoiselle Meline Italienisch dolmetschte, was wir gesagt hatten, und sie selbst mitunter einen Satz in dieser süßen Sprache beschloß. Im höchsten Grade herzlich, höflich und freundlich waren Madame Lätitia's adieux gegen uns; ich fühlte, daß ich aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach nie wieder dieses schöne, ausdrucksvolle, verständige (intelligent) Antlitz schauen würde, und dieses Gefühl verbreitete einen doppelt schmerzlich-anziehenden Reiz über diese Momente.

* * *

Die Mutter Napoleon's, „des größten, und des schlimmsten nicht, der Menschen" *) ist nicht mehr!

Das Ehrenwort.

(Schluß.)

Die herrlichen Gestalten, die von vielen ihres Gleichen beneidet wurden, sie sind längst schon der Erde entrückt; ein paar Dutzendmal hat seitdem der Lenz die Blumen geküßt. Ein undurchdringlicher Schleier umhüllte damals dieses betrübte Ereigniß, und erst zwei Jahre nach dem Tode des Grafen lüftete der Sargdeckel, der die irdischen Reste der einst blühend schönen Gräfin Mathilde einschloß, das Geheimniß.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß Graf Gideon und sein Freund Heinrich sich beim Scheiden zuriefen: „Einer oder Keiner". Aus dem Tagebuche des Grafen, welches er, nebst einem Briefe, durch seinen Kammerdiener Batista an die geliebte Hingeschiedene sandte, löst'te sich das traurige Räthsel; ich theile hier im Auszuge mit, was zur Verständigung dieser Geschichte gehört.

Als Graf Gideon von seinem Hofe den Befehl erhielt, an die Grenze zu reisen, blieb ihm kaum noch so viel Zeit, um von seinen Freunden Abschied zu nehmen. In dieser Stunde des Scheidens wollte er seinem lieben Freunde sein heiliges Geheimniß entdecken; doch dieser, der eben auch den Befehl von seinem Gesandten erhielt, nach London zu reisen, war in Begriff, dasselbe Gideon zu entdecken, so kam ein lang unterdrücktes Geheimniß zweier edlen Männer an's Tageslicht. — Ach! es war für keinen eine erfreuliche Entdeckung, der Brite war's, der, um aus diesem Labyrinthe von Ehre, Freundschaft und Liebe einen Weg zu finden, seinem Freunde Gideon folgendes Anerbieten machte:

Einer oder keiner von uns beiden kann die liebenswürdige Mathilde besitzen. — Nach den Gesetzen der Ehre müssen wir um den Besitz kämpfen, denn wie wir uns kennen, ist nur noch für einen Raum auf dieser Erde, so wollen wir denn für immer Abschied nehmen, theurer Gideon, und in zehn Monaten von heute, den 7. Mai, dem Tage, an dem wir uns zuerst trafen, wollen wir beide, ohne daß die Gräfin von unserem Einverständniß etwas ahnet, um ihre Hand anhalten. Welchen sie von uns beiden wählt, gleichviel — der andere — hier schwieg der Baronet und faßte seinen Freund fest in's Auge. — Ich verstehe dich, Heinrich, rief Gideon begeistert, hier meine ritterliche Rechte, „Einer oder Keiner", und nun zu ihr, dann auf ewig Lebewohl.

Was weiter geschah, ist den Lesern bekannt bis zu dem Tode des Grafen. Drei Tage vor dem Bankett, welches der Graf in seiner Station veranstaltete, erhielt er einen Brief von seinem Freunde Heinrich aus London, in welchem er ihm anzeigte, daß die Wahl der Gräfin auf ihn fiel, doch so glücklich ihn diese Verbindung machen würde, könne er sie nicht annehmen, weil sie mit dem gränzenlosen Unglück seines Freundes in Berührung käme. — „Nein, Gideon, mein theurer Freund," so schloß der Baronet seinen Brief, „das darf, das kann nicht seyn. Ich entbinde Dich hiermit Deines Ehrenwortes, die Gräfin war nur meine Braut, sie wird nie meine Gattin werden, sey glücklich, sie wird Dich gewiß lieben, Du weißt, wir Engländer haben mehr oder weniger einen Spleen, das ist auch bei mir der Fall, ich gehe nach Indien, und dort brauche ich keine Gattin." Gideon bewunderte im ersten Augenblicke die Großmuth seines Freundes, „doch der Engländer soll mich an Großmuth nicht übertreffen," dachte er, „und eine Dido abandonnata kann nicht meine Gemahlin werden."

Die Liebe des Grafen zu Mathilden, das läßt sich denken, war keine gewöhnliche. Des Grafen Entschluß war gefaßt, als den andern Tag ein Brief vom General, nebst einem Befehl an den Major Grafen S. — kam, in der

*) Byron's „Childe Harold", III. Ges., 36. Strophe.

Residenz zu erscheinen, unter anderem meldete auch der Onkel so ganz en passant, daß die betrübte Nachricht bei der englischen Gesandtschaft angelangt sey, Baronet H. habe sich aus Lebensüberdruß erschossen, „wieder ein Beleg für den Spleen," schloß der General seinen Brief, „komme nur recht bald, und tröste die schöne Gräfin D.."

Welch entgegengesetzte Wirkung diese Nachricht auf den Grafen hervorbrachte, wissen wir bereits. Der Plan des wackern Generals ist an dem sublimen Ehrgefühl des Grafen gescheitert. — Die Gräfin überlebte die Katastrophe nur zwei Jahre, und starb den Blumentod der Liebe. — Mit dem Tode des Generals erlosch der männliche Heldenstamm der Grafen von S.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Fortsetzung.)

Auf Blücher folgt Washington. Wem ginge nicht bei diesem Namen ein tiefer freudiger Schauer durch die Seele? Wer verehrte nicht Washington als einen der Genien der Menschheit, als einen Abgesandten der ewigen Vorsehung, welche die Menschen Einem heiligen Ziele entgegenzurücken strebt? Es liegt mir erst die erste Lieferung von Washington's Leben vor, und ich kann nur von dieser aus urtheilen. So weit dieß aber geschehen kann, muß ich erkennen, daß Ed. Gehe, der sich bereits vielfach in der Literatur bethätigt hat und nicht ohne Lob geblieben ist, hier vielleicht das Feld gefunden hat, wo ihm wahrer und dauernder Ruhm erblüht. Ich berufe mich hierbei vorzüglich auf die trefflichen Schilderungen einzelner bedeutender Scenen. Es ist eine Anschaulichkeit auf beschränktem Raume, wie sie nur Meistererzähler zu gewähren vermögen. Doch ist es daneben auch die treffende Anlage des Ganzen, die in Gehe den seines Stoffes völlig mächtigen und nach systematischer Taktik vorschreitenden Gelehrten und Schriftsteller zeigt. Möge mir recht bald die Fortsetzung zu Händen kommen!

10) Königs-, Ritter, Hof- und Kriegsbilder nach Telesforo de Trueba von Ferd. Frhrn. von Biedenfeld. Erster Theil, erstes und zweites Bändchen. XXII. und 220. 254 S. 8. Weimar, Friedr. Voigt.

Wenn ich nicht irre, so sind diese beiden Bändchen bereits erwähnt, und jener mit vielem Lobe erwähnt worden. Indem ich dieselben unter die Hände bekomme und nehme, läßt es schon der Name Biedenfeld nicht zu, irgend etwas zur Vereinigung jenes Lobes zu unternehmen; außerdem belehrt mich die nähere Bekanntschaft mit dem neuartigen Compendium der spanischen Geschichte, daß ich das alte Lob desselben wenn nicht verstärken, doch wenigstens von Neuem bestätigen müßte. Mit einem Worte: das vorliegende Werk gibt eine treffliche Unterhaltung für jeden Gebildeten und eine schätzenswerthe Belehrung für jeden Geschichtsfreund und Geschichtskundigen, ist in jeder Beziehung etwas in seiner Art Neues, Originelles, Angenehmes und Schätzenswerthes. Die LXII Seiten lange Einleitung ist im Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Werkchens ein edler Juwel unter edlen Perlen. Wer sich an diesen erfreuen will, erhöhe seine Freude durch Beschauung jenes. Wir hoffen auf baldige Erscheinung des zweiten Theils.

11) Sagen, Mährchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, der Herzogin von Abrantes und J. A. Chaho, von Ferd. Frhr. v. Biedenfeld. Erstes und zweites Bändchen. 230 und 332. 8. Weimar, Friedr. Voigt.

Es scheint, als habe es der Frhr. von Biedenfeld ganz besonders darauf abgesehen, die Deutschen gleichsam in Spanien anzusiedeln und einheimisch zu machen. Gut ist es für ihn bei diesen Unternehmungen, daß er nicht das Schicksal des edeln Olavides zu fürchten hat und daß keine Inquisition ihn zu bedrohen im Stande ist. In der That finden sich in diesen beiden Bändchen Sachen und Sächelchen, bei deren freimüthiger Erwägung und Erörterung noch heute in Spanien gar viel zu befahren wäre. Die hier gelieferten durch bunte Abwechselung und gediegenen Farbenglanz sich allwärts empfehlenden Scenen überzeugen Einen, daß Spanien bis in jede Faser seines Lebens hinein ein höchst beklagenswerthes Land ist. Jede Art von Druck liegt auf dem Volke; es steht unter einer schlechtgeordneten, willkürlichen Regierung, unter schlechten oder mangelhaften Gesetzen und verächtlichen Gesetzeshandhabern, es seufzt unter dem erstickenden Pompe des Katholicismus, sieht sich in allen Geistesbestrebungen durch geistliches Dagegeneinschreiten ewig gehemmt und aufgehalten, zur Nacht der Unwissenheit oder dem unglücklichen Halbdunkel des Wissens verdammt und trägt nun zwischen dieses Alles hinein die lächerlichsten nationalen Vorurtheile und einen gewissen aristokratisch-brutalen Eigendünkel. Welch ein sauberes Gemisch! Es verscheucht von seinem Anblick und verleidet die Mühe, Menschenwürde und nationale Tugenden herauszusuchen. Was sich dem genaueren und geistreicheren Beobachter bei dem Aufenthalte unter einem fremden Volke nur immer Interessantes und Anziehendes darbietet, alle Scenen, die sein Wohlgefallen oder Mißfallen erregen, alle Vorgänge, die ihn mit Trauer und Mißmuth oder mit Freude und Hoffnung auf eine einstige Besserung erfüllen, die ihn Geist und Herz des Volkes, dessen Bildung oder Unwissenheit, dessen sittlichen Werth oder Unwerth, dessen ethnische und nationale Würde und politische Bedeutung kennen lehren — dieses Alles ist hier, von ruhmwürdigen Leuten mit ruhmwerthem Fleiße dargestellt, zu finden. Ich möchte Biedenfeld's Arbeit eine Flora hispanica nennen. —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 88. Donnerstag den 31. Mai 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Pesth.

Medio Mai 1838.

Jetzt erst, nachdem die Gemüther nach einer so harten Schicksalsprüfung etwas beruhigter sind, stellen sich die Nachwehen, die leider noch längere Zeit dauern werden, so recht merklich heraus. — In einer Ofener Zeitschrift stand freilich „Pesth hätte nur die Schattenseite verloren, und es sey in sich reich genug, um in 10 Jahren schöner und blühender als (ohne die unglückliche Ueberschwemmung) das in 50 Jahren geschehen wäre, wieder dazustehen." — Was geschieht aber während dieser zehn Jahre?! Wenn man jetzt die schöne Waitznergasse mit ihren Pracht-Buden, mit den Kunstausstellungen der Industrie betrachtet, welche wehmüthigen Empfindungen ergreifen den wahren Patrioten, die Lager sind mit neuer Waare angefüllt, keine Spur von Wasser zeigt sich mehr, das ist wahr, — aber die Käufer sind verschwunden. — Die Herrschaften sind auf's Land, ein großer Theil kehrt nicht wieder, und die Mittelclasse ist ganz zu Grunde gerichtet (das nennt der Referent im Ofener Spiegel die Schattenseite! armer Tröster!)

Am besten sind die Barcarolis, die Lazzaroni, hier mit dem Namen Betjár bezeichnet, daran, diese haben durch die Ueberschwemmung gewonnen, zu verlieren hatten sie nichts, die Mildthätigkeit edler Menschen hatte so viele Lebensmittel herbeigeschafft, daß in den ersten Tagen keiner dieser Halbmenschen um theueres Geld zum arbeiten zu bringen war, und auch jetzt noch wissen die Lumpen nicht was sie begehren sollen; dem wird nun freilich allen energisch begegnet werden, aber für die erste Zeit war es empörend, den Uebermuth dieser Menschen dulden zu müssen, während der bescheidene fleißige Bürger die höchste Noth mit seiner Familie im Stillen litt. — Es ist übrigens ohne Beispiel, welche Summen von allen Ländern, aber ganz insbesondere von Wien einfließen, und jeder Beitrag von der größten bis zur kleinsten Summe geht direct an Se. k. k. Hoheit den durchlauchtigsten Erzherzog Joseph, unseren geliebten Palatin, den Vater der Armen. — Unter einer solchen Vormundschaft sind die Verwaisten gut aufgehoben. Es ist erstaunungswürdig, mit welch' durchdringendem Scharfblicke der erlauchte Fürst die proportionirte Vertheilung angeordnet hat. Königliche Commissäre und Cavaliere vom ersten Range untersuchen und überwachen das Ganze. — Eine Bau-Commission wurde niedergesetzt, die im Vereine mit der königl. Verschönerungscommission den Wiederaufbau der Häuser nach soliden Plänen verordnet. Eine Abtheilung Pionniers und anderes Militär erhöhen die Plätze und die Straßen. Die Ordnung bei diesen Arbeiten gewährt ein wahres Vergnügen. Bitten, ja den meisten der fleißigen Handwerker, Künstler und sonstigen Gewerbtreibenden ist bereits durch kräftige Gaben auf die Beine geholfen, und sie können wieder, was die Hauptsache ist, arbeiten. Traurig ist es, daß es viele herzlose Haus-Eigenthümer gibt, die nach solch' einer Unglückskatastrophe ihre Einwohner steigern, dagegen thut es wohl zu vernehmen, daß es auch Hauseigenthümer gibt, wie z. B. Hrn. Nicolaus v. Jankovich, der sämmtlichen Einwohnern in seinem großen Hause ¼ des Jahreszins nachließ und allen für immer den alten Preis der Miethe zusicherte. Eine Steigerungs-Geschichte hat hier Viele zu Lachen gemacht. Ein Filz, der 7 Häuser besitzt, wollte einen Pächter, der eines der Häuser ganz inne hatte, um 200 fl. steigern; als er ihn, nämlich der Hauseigenthümer, davon in Kenntniß setzte, bedankte sich der Pächter recht verbindlichst, setzte sogleich einen öffentlichen Dank in das officielle Blatt, in welchem er sich für den großmüthigen Nachlaß von 200 fl. vom Pachtzins beim Hausherrn bedankt. Der Hauseigenthümer macht große Augen, doch da er so zu sagen öffentlich geehrt ist, kann er sich nicht blamiren und macht gute Miene zum bösen Spiele.

Die Gast- und Kaffeehäuser sind wohl nach wie vor und mehr belebt, allein der ganz heitere unbefangene Ton ist nicht vorhanden, die Wunden sind zu tief und werden lange nicht vernarben. Eben so geht es im Grünen, man sehnt sich darnach, aber die Berge hallen nicht wieder von dem Klange froher Lieder. Mit Sehnsucht wird die Messe, welche in 14 Tagen ihren Anfang nimmt, erwartet. Enfin es geht nicht wie es gegangen hat oder ist, das merken Sie ja schon an Ihrem

Seidenschnürmacher-Meister.

Kunstwerke,

öffentlich ausgestellt an der Kais. Akademie der bildenden Künste in Wien.

(Schluß.)

Rahl, Karl (Sohn). Portrait.

Swoboda, Ed. „Rückkehr österr. Landleute von der Firmung." Ganz köstlich!

Schindler, Alb. „Ein Schlossermeister übernimmt einen Knaben in die Lehre."

Rahl, Karl (Sohn). „Eine Albaneserin."

Schnorr v. Karolsfeld. „Tristan und Isolde," nach einer altdeutschen Geschichte, ist verdienstlich, erinnert aber eben so wenig als dessen übrige hier ausgestellte Bilder, an frühere Leistungen, wie z. B. „Faust und Mephisto."

Führich, Jos. „Der auferstandene Erlöser befreit die Altväter aus der Vorhölle." Trefflich in der Composition und Ausführung; der fromme, altdeutsche Styl, ohne dessen Sonderbarkeiten.

Fendi, Peter. „Morgenandacht," ein gemüthlich gedachtes, liebes Bildchen, und so gelungen in der Ausführung, wie alle Pieeen dieses ausgezeichneten Genre-Malers.

Dullinger, Ignaz. „Petrus verflucht den Zauberer Simon."

Petter, Anton. „Die Ehebrecherin vor Christus." Schön in der Erfindung, besonders correct in der Zeichnung.

Schiavoni, N. „Die heil. Familie." Wunderlieblich.

Schnorr. „Christus nach der Auferstehung mit dem Apostel Petrus."

Führich, Jos. „Christus erscheint den Jüngern auf dem Wege nach Emaus."

Kadlik, Franz. „Ludmilla, Herzogin von Böhmen, nebst ihrem Enkel, dem H. Wenzel, dem Gottesdienste beiwohnend."

Steinle, Ed. „Ein Engel, die Laute spielend."

Amerling, Heinrich. „Eine junge Morgenländerin." Unübertreffliche Haltung der Lichttöne.

Waldmüller, F. G. (Vater). „Eine junge Dame am Putztische." Braves Chiaroscuro, obschon kein Vergleich gegen das eben genannte Bild. Sehr verdienstlich sind die Camellien.

Schiavoni. „Venus und Cupido," ein wahres Götterpaar! Tiefes Studium der Antike.

Fendi, Pet. „Das Gewitter." Recht dem Leben abgelauscht die Bewegungen der Personen; die Beleuchtung des Gemaches durch den Blitz so gelungen, als es bei der schwierigen Aufgabe denkbar ist.

Fischbach, Joh. „Die kranke Puppe." Ein gut gedachtes, eben so trefflich dargestelltes Bild. Sehr naiv der kleine Junge, welcher den Arzt macht.

Danhauser, Jos. „Das Lotterieloos." Genrebild.

Waldmüller (Vater). Portrait.

Perger, Ritter v. „Die Nacht nach der Schlacht von Waterloo." Eine nicht unpoetische, doch etwas grasse Composition. Schön in seiner Art wäre das Unheimliche des todtenstillen Schlachtfeldes, der bleiche Mondschimmer, welcher darüber leuchtet, und gut gedacht die schwebenden Raubvögel, wenn sie nicht gerade im Begriffe wären, den umherliegenden Leichnamen die Augen auszuhacken. — Demungeachtet ein werthvolles Nachtstück.

Schindler, Alb. „Ein Schulknabe bei einem Brunnen stillt den Durst eines Kindes."

Klieber, Ed. Portrait.

Mannsfeld, Aug. Portrait.

Stecher, Franz. „Tobias, seinem Sohne entgegen eilend."

Schilcher, F. Portrait.

Eybl, Franz. Portrait. Ausgezeichnet.

Waldmüller (Vater). Portraits.

„Danhauser. „Dichterliebe." Lebensbild aus dem 16. Jahrhunderte Italiens. Eine verdienstvolle Composition, in welcher Liebe und dichterische Begeisterung die Lichtpartieen, Eifersucht den Schlagschatten bilden.

Bernhardt, Franz. „Die Israeliten auf ihrem Zuge durch das rothe Meer." Landschaft besser, als die etwas bunten Figuren.

Rahl, Karl. „Der Schweizerbund auf dem Rütli im J. 1307.

Pollack, Leop. „Die neugierigen Mädchen." Sehr hübsch gemalt, gut erdacht, correcte Zeichnung, doch die Gesichter der Mädchen unter sich zu ähnlich.

Fischbach, Joh. „Die wiedergefundenen Kinder," (die sich nämlich im Hochgebirge verirrt hatten). Voll Wahrheit bei echt künstlerischer Behandlung.

Vogel, Georg. „Erzherzog Maximilian I. nimmt Abschied von seiner Gemahlin Maria von Burgund." Eine immense Leinwand! Lebensgroße Figuren ohne Lebenswahrheit, eine bemalte Fläche, aber kein Bild im höheren Sinne. Der Verfertiger sollte lieber versuchen, sich erst im Kleinen groß, als im Großen klein zu zeigen. Die Menge der aufgetragenen Farbe mag übrigens recht werthvoll seyn. Der Künstler (?) verlangt, wie es heißt, 2000 fl. C. M. für sein Werk (??), wie viel kommt davon auf Rechnung der Kunst?

Kupelwieser, Leop. „Die Geburt Christi," fromme Einfalt; bei dem Kinde vielleicht nur etwas zu sehr vorherrschend.

Amerling. „Die Witwe." Studienkopf, meisterhaft die kühne Skurzirung des Kindes.

Bernhardt, F. Portrait.

Amerling. Portrait. — Familiengemälde. — Studienkopf. — Portrait der jungen Fürstin Lichtenstein. — Studienkopf. Eine Fülle der vollendetsten Kunstwerke, mit der höchsten Wirkung bei anscheinend geringen Mitteln: Wahrheit, Natur auf bewunderungswürdige Weise durch die Kunst veredelt.

Zimmermann, Heinr. „Johannes der Täufer."

Paul (Franz), aber nicht Veronese! „Die reuige Magdalena;" schlecht.

Raab, G. „Diogenes," mit seiner Laterne und einem Eulengesichte, scheint Menschen zu suchen, welche in dem Bilde Etwas von Kunst zu finden vermöchten. Ein Glück, daß diese Pinseleien in einem schattenreichen Winkel des Saales hängen.

Neugebauer. „Studienkopf." Nach dem Vorbilde

Amerling's; bewährt das bedeutende Talent des jungen Künstlers, hätte aber durch eine andere Farbenwahl noch gewonnen.

Schrotzberg, Franz. „Tyrolerinnen vom Zillerthal."

Amerling. „Ein Flamänder Bürgermeister." Lebensgroß. Herrlicher Kopf, dem wohl ein lebendes Original zum Grunde liegt. Gehört zu den schönsten Gemälden dieses fruchtbaren Künstlers.

Kupelwieser, L. „Portrait des weil. Kaiser Franz I. im österr. Kaisercostüme," ist wunderschön gemalt. Die Beiwerke sind mit großem Fleiße und nicht minderer Geschicklichkeit ausgeführt. Ein diesen Gegenstand darstellendes Originalwerk Amerling's mag dem Künstler hier vorgeschwebt haben.

Ender, Joh. „Portrait der Königin von Neapel Maria Theresia, als Aebtissin des adeligen Prager Damenstiftes." Wenn hier minder die Aehnlichkeit mit dem lebenden Originale auffällt, so beurkundet um so mehr die Darstellung den gewandten Künstler.

Ruß, Leander. „Die Bürger Wiens vertheidigen die Bresche an der Löwelbastei am 6. Septbr. 1683." Beweiset den wahren Beruf für Historienmalerei, und berechtigt zu schönen Hoffnungen. Die Köpfe der Orientalen besonders lobenswerth. Außerdem ist es schön, daß L. Ruß nach dem Beispiele seines geachteten Vaters zu seinen Entwürfen vaterländische Gegenstände wählt.

Amerling. „Portrait der Gräfin Kinsky," — ein anderes Portrait. Es genüge zu bemerken, daß beide Stücke von Amerling gemalt sind.

Schlesinger, H. Portrait.

Amerling Portrait.

Derselbe, „Studienkopf."

Derselbe, Portrait Kaiser Franz von Oesterreich." (Das ähnlichste, welches existirt.)

Schiavoni. „Judith." Sehr schön.

Amerling. „Portrait der Marchesa d'Adda." (Ganze Figur, lebensgroß.)

Rahl, Karl (Sohn). „Ein alter Catalonier."

Amerling. „Das Souvenir." (Lebensgröße.) Eine reizende junge Dame schlafend, während ihr blondgelocktes Kind mit dem Bande spielt, an welchem ein ihr theures Bildniß befestigt ist. Die doppelte Beleuchtung vom Tageslichte und dem durchfallenden Lichte eines rothen Vorhanges ist über alle Beschreibung erhaben. Staunenswerth sind die herrliche Carnation und die Skurzirungen. Wohl eines der vollendetsten Werke, die je geschaffen wurden, das herrlichste Stück der Ausstellung.

Schlesinger. „Portrait."

Rahl (Sohn). „Hagen bekennt der Königin Chrimhilde den Mord Siegfrieds. (Nibelungen.)

Agricola, K. „Psyche durch Amor's Pfeil aus der Ohnmacht erweckt." Effectvolle Manier, aber doch — Manier. Das Antlitz der Psyche hat eben nichts Ueberirdisches.

Redl, Jos. „Eine liegende Venus mit Amor." Sehr gut gemalt, die Stellung der Venus aber etwas eigensinnig.

Bucher, Leop. „Die Zusammenkunft Kaiser Leopold I. und Johann Sobiesky's nach der Belagerung Wiens," spricht ein anerkennenswerthes Talent aus.

Dobydschofsky, Franz. „Die Verehrung der h. Maria."

Steinle, Ed. „Der h. Lucas." (Imitation nach Titian.)

Von den Bildhauer-Arbeiten zeichnet sich Ehrmann's „Christus am Kreuze" aus Buchs geschnitten; Ramelmayer's „Mutterliebe" in bronzirter Gypsmasse, und Högler's „Heilige Familie" in Holz geschnitten, aus. Das letztere Kunstwerk hat Se. Majestät der Kaiser angekauft, bevor es noch zur öffentl. Ausstellung gesandt wurde, so wie überhaupt viele Bilder vom Allerh. Hofe ausgewählt worden sind.

Nachträglich wurden noch eingesandt:

Preleuthner, „Fürst Schwarzenberg," eine trefflich in Metall gegossene Statuette.

Hochenecker und Kitschelt, Statuette nach Thorwaldsen.

Canella. „Triest." Sehr getreu, gut staffirt, doch das Wasser im Vordergrunde zu leicht behandelt. (Oelbild.)

Loos. „Der hohe Brühl" (im Traunkreise).

Geyling. „Bauernhäuser aus dem Binzgau." (Oelb.) Recht gute Landschaften.

Arnold. „Der Fund Moses" und „Moses in der Wüste." Zwei gelungene histor. Oelgemälde.

Sehr zweckmäßig ist der dießjährige herabgesetzte Preis des Eintrittes in die Ausstellung und des Kataloges, so wie das dem letztern beigefügte alphabetische Verzeichniß der Künstler und ihrer Wohnungen.

Dresden.

Den 27. April 1838.

Gestern war das Monatsjubiläum der Eröffnung einer Anstalt, welche für jeden Deutschen, und für jeden Sachsen insbesondre, von allerhöchster Wichtigkeit ist. Am 26. März nämlich ließ die große Societätsbrauerei zum ersten Male ihre Quellen sprudeln, wodurch ..... doch ich muß ein so großes Ereigniß umständlich und nach allen Richtungen hin erforschend mittheilen. Der 26. März, dieser große Tag, dem alle Herzen freudig entgegenschlugen, war ein sehr unlieblicher Tag, der mit Schnee und Regen den Spaß zu versalzen drohte. Aber, Ehre dem Muthe meiner theuern Mitbürger! kein Einziger von ihnen ließ sich durch die Brutalität des Firmamentes von dem Besuche des neubaierischen Olymp's abhalten, und wer ihn nicht besuchte, der unterließ es aus andern Gründen, keineswegs aus Wasserscheu, was ich auf Gewissen versichern kann. Ich nannte die Societätsbrauerei so eben sehr schön den neubaierischen Olymp. Sie liegt nämlich auf einem anmuthigen, waldbesiederten Hügel, unweit dem berühmten Linke'schen Bade, von wo man weit hinaus sieht in die paradiesische Gegend Dresdens. Stolz und stattlich steht jetzt dort ein gewaltiges Gebäu, wo noch vor wenig Monden das kleine freundliche Waldschlößchen die Vorübergehenden zu Kaffee, Wein und Bier, oft auch zu

Concertmusik gar freundlich einlud. Von hoher, gemauerter Terrasse blickt es herab,

„Und leuchtet stark in die Lande,"

so daß man es füglich mit dem Sitze der alten verstorbenen Götter vergleichen kann. Aber auch die Bewohner des mächtigen Hauses hatten in den Bewohnern „der waldigen Höh'n des Olympes" — wie Voß sagen würde — ihre Analogieen. Gleich vorn im Hause, in einem mit Fässern und Bierkrügen ausgestopften Gemache stehen Ganymed und Hebe — ein breitbrustiger Bursche und eine vollbusige Schöne, letztere etwas nach Sonnenuntergang gerichtet. Jener schänkt unablässig ein, diese reicht die vollen Humpen den andern verlangenden Göttern minorum gentium, den Kellnern und Aufwärterinnen, hin und nimmt dafür die bescheidenen Opferspenden der Menschen an Silber und Kupfer in Empfang, die sie sogleich den ebenfalls anwesenden zwei Göttern majorum gentium, Jupiter und Juno, dem Herrn Verwalter und der Frau Verwalterin, überreichen.

Die ersten Tage betrugen sich die sterblichen Menschen auf dem waldigen Göttersitze so ziemlich loyal, d. h. es wurde zwar unbillig viel getrunken und geschrieen, aber es fielen doch keine Handgreiflichkeiten vor. Nicht lange aber währte diese goldene Aera des Friedens, sondern das Zeitalter des Pelzwaschens brach an, das eiserne, oder vielmehr das hölzerne, denn es wurde viel mit Bankbeinen gesticulirt. Carikaturen und Satiren durchzischten die Reihen der kämpfenden Trinker, daß es schauerlich war, Steindrucker und Buchdrucker arbeiteten um die Wette, der Preßbengel war an der Tagesordnung — aber die Lust ging ungestört ihren Gang. Man sah, die reputirlichsten Physiognomieen florirten auf Carikaturbildern, das honetteste Stück Fleisch konnte im Nu eine Stadt-Figur werden, die Hiebe bekam man noch extra, gratis, sogar unverlangt, die Gefahr war groß — aber mit ihr schwoll auch der Muth. Von Tage zu Tage wuchs der Andrang zu des Parnassos kastalischer Quelle, die Stiergefechte wurden immer ärger und einmal war der Kämpfplatz sogar mit Blute geröthet. Da erhob sich die Bier-Direction und erklärte mit majestätischem Unwillen, sie werde nun wegen des ungebührlichen Wesens von übermorgen an die Klappe eine ganze Woche zumachen, wo kein Mensch auch nur einen Tropfen Bier bekommen solle, und wenn er sich auf den Kopf stelle, und fortan werde von 7 Uhr Abends an kein Schluck mehr verkauft, und man werde kein Federlesens machen, sondern die Policei zu Hilfe rufen gegen die Störenfriede. Dictum factum! Die Policei war am nächsten Tage en masse da, die Wirthschaft ward richtig auf 8 Tage geschlossen, und als sie wieder geöffnet wurde, war nicht nur Policei, sondern auch noch eine Menge Leute mit Blechschilden auf den Armen da, welche ein Anschlag der löbl. Bierverwaltung als Ordnungsaufseher verkündete, denen männiglich zu gehorchen habe. Patsch! Was geschah? Man glaubte, die Tausende, welche sich täglich da draußen versammelten, würden sich in Entrüstung erheben, ja, die furchtsamsten Gemüther bangten schon für das Leben des kleinen Häufleins der Ruhestifter. Aber, ich müßte meine lieben Deutschen nicht kennen! Die Schreihälse verstummten, die Hasselanten machten Kosch, und als sogar das Singen verboten wurde, hörte man auch kein Liedlein mehr und der lustige Olymp ist jetzt wie ein Kirchhof still — aber freilich auch leer, denn zwei Drittheile der Gäste sind demnach gerade weggeblieben. Diesem Uebelstande sucht die Vorsteherei der Bier-Actien-Gesellschaft dadurch abzuhelfen, daß sie vor dem ersten Juli an keinen Wirth Bier mehr verkauft. So sollen die Leute zum Besuche des Waldschlößchens gleichsam gezwungen werden; denn natürlich rentirt der Verkauf des Bieres an Ort und Stelle um das Doppelte mehr, als der Verkauf desselben an die Wirthe, weil dabei auch der Gewinn, welchen diese ziehen, dann rein in den Säckel der Bierspeculanten fällt.

Ich hasse jegliche Rohheit und Brutalität an den Menschen, aber mehr noch hasse ich die Anmaßung Einzelner, welche durch unzeitigen Amtseifer die erwähnten Vorkehrungen herbeigeführt haben. Hätte die löbl. Bier-Regierung des Waldschlößchens nicht donnernde Anschläge und Bekanntmachungen im Dresdener Anzeiger erlassen, die Behörden um Hilfe angeschrieen und beschildete Harems-Wächter angestellt, so wäre die Spectakelwuth und Tobsucht einiger Wenigen verdampft und die Ordnung von selbst wiedergekehrt, die ohnehin nur durch den Reiz der Neuheit gestört worden war, statt daß wir jetzt einen unerträglichen Bier-Despotismus und steifes Philisterthum haben. Ja, ich gestehe offen, wenn ich zwischen muthmaßlichen Prügeln und solcher Controle zu wählen hätte, so wollte ich doch lieber die Sicherheit meines Rückens, als die Freiheit des öffentlichen Vergnügens gefährdet wissen. — Eine Schadenfreude ist mir bei dem Aerger aber doch nicht entgangen. Ich habe nämlich gehört, daß die Haupturheber jener Excesse, Kerls aus der Hefe des Volkes, auf einen gewissen, mit Unrecht verachteten Theil des Leibes eine Application mit dem „Pumpsfisch" bekommen haben. So nämlich nennt man hier und da jenes bekannte Symbol der Knechtschaft, und „den Pumpsfisch" kriegen, heißt nichts Anderes, als: auf das Sitzorgan, dieses unschuldigste aller Glieder, gehauen werden. — Wenn nun die verhaßte Prügelstrafe irgendwo angewendet werden soll, so sey es an solchen, durch welche die Freiheit gemißbraucht worden ist — wie in dem gegenwärtigen Falle.

Neuerlich sind wieder einige Selbstmorde vorgefallen, ja diese sind so im Wachsen, daß es wirklich scheint, als sey das Leben im Preise gesunken. Denn nicht allein in Sachsen, nicht allein in Deutschland, sondern allerwärts nimmt ihre Zahl furchtbar überhand, so daß bereits mehrere Naturforscher und Aerzte ihre Bedenken darüber öffentlich abgelegt haben. — Ach, die Menschheit hat gealtert, das Leben ist schaal geworden, wie eine abgestandene Biersuppe — man begreift eigentlich gar nicht, wie so Viele noch daran hängen können; warum sich Einige tödten, das ist kein Räthsel. —

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: E. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 43 und 44.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 89. Montag, den 4. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Weiberlist*).

In einer schönen Stadt an der Donau, die eine Schiffbrücke über den breiten Strom mit der Hauptstadt Ungarns verbindet, befindet sich ein sehr schönes Theater, auf diesem schönen Theater sang ein Tenorist, der, ohne eben schön zu seyn, bei den Weibern viel Glück machte. — In diesen Tenoristen verliebte sich, nebst einigen Dutzend andere Damen, auch die damals höchst interessante Xenia. Ihr Gatte, ein reicher Verwandler der Häute in Leder, kümmerte sich wenig um ihr Thun und Lassen, ihm genügte, nebst anderen Glücksgütern auch ein schönes Weib zu haben, die zu ihm passe, wie Hyacinthen zu Knoblauch.

Die schöne Xenia, die ihren Rizzio für seine Troubadour-Dienste reichlich beschenkte, wollte ihrem Cicisbeo zu seinem Geburtstage ein werthvolles Geschenk machen, und wählte in einem der ersten Galanterie-Laden der Stadt eine schöne Breguet-Repetir-Uhr, die auch ohne Repetition schlägt, mit einem prachtvollen Gehänge, das heißt: Goldkette mit vielen Stückeln und Ringen (das Modernste zur damaligen Zeit). Der Spaß kostete achthundert Gulden. — Die Dame bezahlte sechshundert, und versprach den Rest in ein paar Tagen zu schicken. Der Kaufmann, der bei diesem Handel nichts zu verlieren riskirte, küßte der holden Xenia die Hand, vermuthend, daß das schöne Präsent für den lieben Gemahl der Dame bestimmt sey, und empfahl sich zu fernerem Zuspruche.

Die Dame legte die Uhr in ihre Chatulle, und wollte eben zur Tafel gehen, als ihr Gemahl eintrat, um sie für ihre Zögerung ein wenig auszuschelten. Da — o Himmel! — fängt die malitiöse Uhr an zu schlagen.

Der Gemahl macht langmächtige Ohren, und sagt: „Wie ist mir denn, da schlägt ja eine Uhr, wie kommt denn die hierher?"

Xenia war in Todesangst, wußte sich aber, wie alle Evens Töchter, schnell zu fassen. „Ei, seht doch," erwiederte sie ganz unbefangen, „die Uhr schlägt von selbst, das ist ja ein prächtiger Fund."

„Fund? Wie ist das zu verstehen?"

„Ganz einfach; sieh', Männchen, wie ich durch das enge Gäßchen, das zu unserem Hause führt, gehe, liegt ein kleines Paquet auf der Erde, ich hebe es auf, nun denke Dir meine Ueberraschung, als ich in feinem Papier eine prachtvolle goldene Uhr, sammt Kette und Stückel, finde." Indem nimmt sie dieselbe aus der Chatulle, und fährt fort: „Sieh' nur, mein Schätzchen, wie schön sie ist, ich wollte Dich damit überraschen, doch sie hat sich selbst verrathen, und mir eine schöne Freude verdorben."

Der Gatte betrachtete lange die schöne Uhr, schüttelte sein schweres Haupt, und sprach: „Ist dem wirklich so, das heißt: hast Du diese werthvolle Uhr, wie Du sagst, gefunden, so ist es unsere Pflicht, die Uhr der Behörde zu übergeben; meldet sich in der gesetzlichen Frist der Eigenthümer nicht, dann erst will ich sie behalten."

„Wie Du glaubst, lieber Mann, das mußt Du besser verstehen, als ich," entgegnete die schlaue Xenia mit verstellter Ruhe.

O Weiber, Weiber! wäre ich nicht selbst euer großer Schuldner, ich würde euch vielleicht gram seyn.

Der kluge Eheherr übergab die Uhr dem Stadthauptmanne, als ein von seiner Frau gefundenes Gut, um es dem Eigenthümer, falls er sich melden sollte, zurückzustellen. Der Beamte machte große Augen, als er die neue Uhr sah', und dachte sich sein Theilchen separat.

Arme Xenia, das ist ein schlimmer Casus. — Doch die Holde lächelt.

Den anderen Morgen kam der Sänger Rizzio ganz sans façon zum Stadthauptmanne, und machte die Anzeige, daß

*) Die Geschichte ist buchstäblich wahr, und hat seiner Zeit viel Aufsehen gemacht. Die Namen tragen nichts zur Sache bei; die Pointe geht trotz dessen nicht verloren.

er ein Paquetchen mit einer Uhr verloren habe. — Die Beschreibung traf auf's Haar mit der von Xenia gefundenen überein, und somit erhielt der Sänger seine Uhr.

Der Häuteveredler war von seiner schlauen Gattin überlistet, denn die holde Xenia unterrichtete ihren Seladon von dem gehabten Malheur, und da in der Rechnung des Kaufmannes die Uhr genau beschrieben war, war es dem guten Tenoristen ein Leichtes, sein ihm bestimmtes Eigenthum zu requiriren. — Sed:

Nemo ante mortem beatus!

Ungefähr nach sechs Wochen stand der Gemahl unserer schönen Xenia vor der schönen Auslage des Galanteriehändlers mit der Idee, seiner lieben Gemahlin zum Wiegenfeste ein Paar Ohrgehänge zu kaufen. — Der Kaufmann, der Xenia's Gemahl im Besitze der schönen Uhr glaubte, fragt, ob die Uhr gut gehe, welche die Gemahlin neulich gekauft, und ob er seinen Geschmack getroffen habe. „Ja," setzte er hinzu, „es ist aber auch die Einzige, die ich gehabt habe, die von selbst schlägt." —

Daß die Ueberraschung für unseren Eheherrn nicht die aller angenehmste gewesen seyn mag, läßt sich wohl denken, denn er war nicht fähig eine Sylbe in der Form eines Lautes von sich zu geben. — Der Kaufmann, dem es nun (freilich zu spät) so vorzukommen schien, als ob dieß eben nicht das Witzigste sey, das seiner Suade entflossen, wollte den Fehler wieder gut machen, und (wie es in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt) plumpte noch tiefer hinein, indem er entschuldigend sagte: „Es könnte scheinen, als ob ich wegen des kleinen Restes, um die Uhr gefragt hätte, das war aber gewiß nicht meine Absicht; ich wollte, ich hätte eine bedeutende Summe von Ihrem Hause zu fordern, ich schätzte mich glücklich."

Das fehlte unserem Siegfried noch; er wußte sich aber zu fassen, und sagte mit lächelnder Mine: „So erfahre ich doch zufällig, was die schöne Uhre kostet; darf ich um den Preis bitten?"

„Achthundert Gulden, gewiß nicht überhalten."

„Und der Rest?"

„Zweihundert Gulden; aber noch einmal, davon ist keine Rede, die Frau Gemahlin, nicht Sie, ist meine Schuldnerin, und ich wünsche, daß Sie es noch recht oft werde. — Darf ich die allerliebsten Ohrgehänge a la Vestalin für die Gnädige empfehlen?"

„Ein anderes Mal; hier sind die zweihundert Gulden, meine Frau wird es wohl nicht übel nehmen, wenn der Gemahl ihre Schulden bezahlt," sagte lächelnd der Enttäuschte. „Auf Wiedersehen, ich muß eilen."

Der Kaufmann strich sein Geld ein, und schüttelte den Kopf; auch unser Ehemann schüttelte sein Haupt, aber es war viel schwerer. —

* * *

Was weiter geschehen ist, blieb der Stadt ein Räthsel. — In einigen Kaffee-Tritsch-Tratsch-Salons verlautbarte, der eifersüchtige Eheherr hätte eine tüchtige Dosis allopathischer Kraftmittel für die Tenoristen-Krankheit der schönen Xenia applicirt, in Folgen dessen sie vier Wochen für Niemanden sichtbar war. — Der Grausame!! In solchen Fällen hilft weder ein allopathisches noch ein homöopathisches Mittel.

Farfalone.

Abfertigung einer neuen Charakteristik von Berlin.

Herr H. Marggraff schildert Berlin im Conversations-Blatte mit folgenden Worten:

„Ich habe auf meinen kürzeren Reisen überall wenigstens offenere Herzen, wenn auch nicht Geister gefunden, als in Berlin. Anderwärts macht allenfalls der Mensch einen Witz, hier macht der Witz den Menschen. Nicht die Wahrheit ist der Gott, den man anbetet, sondern der Witz. An anderen Orten tritt überall mehr der Mensch hervor, der hier so leicht von einer verliehenen Decoration, einer Titelerhöhung, einer Gehaltszulage aus seinem ganzen Wesen verrückt wird. Ich fand auf meiner Reise Künstler, die ihr Selbst nicht in der Form eines chapeau bas unter den Arm nehmen; Literaten und Schauspieler, welche einer günstigen Recension wegen nicht von Hinz zu Kunz zu laufen pflegen; Theater-Intendanten, welche zugänglich sind, und ein offenes Wort mit sich reden lassen; Buchhändler, welche in einem Schriftsteller mehr zu sehen gewohnt sind, als den bloßen Arbeiter und contractlichen Zwangsmenschen. Ich fand Leute in großer Zahl, die ihre Allgemein-Menschlichkeit nicht als philosophisches Princip im Munde, sondern als Grundwesen im Herzen trugen; ich fand Alles in Allem, menschlichere Menschen und natürlichere Verhältnisse. Mein geistiger Horizont war blau und klar, die Kritik umwölkte ihn nicht, verhaßte Meinungen beschränkten ihn nicht. Wie anders hier, wo die Verbitterung in der Atmosphäre zu liegen scheint, wo man nichts Süßes genießen kann, ohne ein saures Gesicht zu machen, in keinen Apfel beißen kann, ohne sich zu fragen, warum er rund, und nicht viereckig sey? Wo man Ansprüche macht, welche nie befriedigt werden können; wo sich Alles als eine selbsteigene Größe sieht, nur von dem Interesse nimmt, was Interessen verspricht, und die Production vor der Kritik stillschweigend ihren Rückzug nimmt. Denn die Kritik, die immer vor der Production auf der Flucht ist, siegt über die Production, doch, wie das Volk der Parther, im Fliehen. Von allem beengt, bis zu den kleinsten Verhältnissen herab, das Gehuldigtseynwollen, das Ceremonien-, Floskeln- und Formenwesen! Die ewige Frage, was ein geistiges Capital für reelle Zinsen bringt! Die Schönrednerei, womit man sich gegenseitig um die wahre Meinung befrägt! Die Großsprecherei, womit man das Nationalmaß für ein Allerweltsmaß preist, um damit den Erdkreis auszumessen, und den Kern der Dinge zu ergründen. Man sagt, der Baier sey ungebildet, und es ist wahr, daß nicht viel Geistreiches aus seinem Munde geht, aber besucht auch unsere öffentlichen Orte! An welchem Tische ver-

nehmt Ihr denn ein geistreiches, herzliches, gemüthliches und verständiges Gespräch, welches sich um Angelegenheiten und Dinge von höherer Bedeutung wendet? Man vernimmt höchstens ein absprechendes, einseitiges Raisonnement von diesen, welches sich um die gewöhnlichen Trivialitäten des Hausstandes und Stadtlebens dreht, das Herz kommt nirgends zum Vorschein, und Geist ist auch bei uns nur das Eigenthum von Wenigen."

Eine solche Schilderung Berlin's sollte eigentlich nicht mehr befremden, da sie bei einer Classe von Schriftstellern stereotyp geworden ist; indeß scheint es doch nicht ganz unnöthig, etwas über diese so keck ausgesprochenen Verunglimpfungen der Bewohner einer Stadt zu sagen, welche schon seit früheren Zeiten zu einer der vorzüglichsten Städte Deutschlands gehört, wo seit Friedrichs des großen Zeiten, Kunst und Wissenschaften immer gepflegt und geachtet worden, wo mithin auch Humanität und Urbanität immer mehr herrschen muß: denn:

Treu sich den Künsten weih'n,
Macht uns're Sitten mild, und lehrt uns menschlich seyn.

Herr H. Marggraff hat in seiner Diatribe bewiesen, daß der Vorwurf, den er den Berlinern macht, ihm selbst zurückgegeben werden kann: die Wahrheit ist sein Gott nicht gewesen, den er angebetet hat, wenn man auch in seinem Aufsatze nichts von Witz, sondern nur von verletzter Eitelkeit spürt, und er muß, nach seiner Schilderung von den Bewohnern Berlin's, unglücklicher Weise nur auf Individuen gestoßen seyn, die nichts Süßes genießen können, ohne ein saures Gesicht zu machen, in keinen Apfel beißen können, ohne sich zu fragen, warum er rund, und nicht viereckig sey. In einer so großen Stadt, wie Berlin, gibt es allerdings solche Creaturen, aber was würde man von demjenigen sagen, der eine Schilderung von dessen Architektur machen, und die Straßen hinter der Königsmauer, den großen und kleinen Judenhof, oder die Petristraße zum Maßstabe nehmen, der die Bühnen nach dem Marionettentheater von Lindner, oder den Vorstellungen in der Waldemarstraße, oder die Leistungen in der Tonkunst nach den Orchorgeln und dem Harfen- und Geigenspiel und dem Flötenblasen bettelnder, blinder Musikanten auf den Gassen beurtheilen wollte?

Der Tadel über die Unterhaltung an öffentlichen Orten ist eigentlich ein Lob; denn sie beschränkt sich auf Gegenstände, die auf die Sphäre, in der das dort versammelte Publicum wirksam ist, Bezug haben, und es versteigt sich nicht in solche, die außer seinem Wirkungskreise liegen, wie diejenigen, welche, ohne Kenntnisse und ohne Erfahrungen, sich doch dazu berechtigt fühlen, über Gegenstände dictatorisch abzusprechen, die ihnen ganz fremd sind. Wer Berlin aus früheren Zeiten kennt, und also die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen kann, wird es eingestehen müssen, daß sich der Ton an öffentlichen Orten sehr zu seinem Vortheil geändert hat, daß die Besuchenden mehr auf Anstand in ihrem Aeußern halten und sich auch in ihrem Benehmen sehr vortheilhaft geändert haben; daß dadurch in Hinsicht der Sittlichkeit wesentliche Fortschritte gemacht worden, kann man wohl nicht behaupten, aber es ist schon ein Gewinn, wenn die Rohheit sich gemindert hat, und dieß wird Keiner in Abrede stellen.

Wie Verdienste von Oben herab anerkannt, geschätzt und belohnt werden, ist in Berlin Jedem bekannt, und nur die Anspruchsvollen, denen eine solche Anerkennung, wegen vermeintlicher Verdiensten, nicht zu Theil wird, finden sich dadurch gekränkt, und sie würden von dem Augenblicke eine ganz andere Sprache führen, wo man ihnen solche zu Theil werden ließe. Sie erneuern nur die Aesopische Fabel vom Fuchs und den Trauben; sie beißen freilich in keinen Apfel, ohne ein saures Gesicht zu machen.

(Schluß folgt.)

Raupach's „Corona von Saluzzo."

Von Corona von Saluzzo hat's mir immerdar geschienen,
Daß es fünf Mal funfzig Thaler nur hat sollen leicht [illegible] dienen;
Aber fünf Mal funfzigtausend Thränen arger Langeweile,
Hat's in seinem kurzen Leben uns erpreßt mit großer Eile.
Seht nun da, wie hoch der große Schriftler anschlägt uns're Thränen;
Tausend Mal für einen Thaler läßt er uns verzweifelnd stöhnen.

Fr. Niemann.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Ein Barbier einer kleinen Stadt machte bekannt: „Ich bin gesonnen meine Barbierstube, zu der vierzehn Rittergüter und mehrere Vorwerke gehören, für funfzig Fl. aus freier Hand zu verkaufen."

Der Inhaber eines Sargmagazins in einer der Straßen Londons hatte in seinem Hause Zimmer zu vermiethen. Er befestigte die Anzeige für das Publicum an einem der ausgestellten Särge, und man las darauf:

„Wohnungen für einzelne Herren."

Ein Kosakenofficier, der im sogenannten Befreiungskriege nach Deutschland kam, bestellte seine Mahlzeiten immer mit den Worten: Wenig und kutt, aber viel!

In dem Romane: „Die starken Ritter von Pilsen" findet man folgende Stelle: „Wohin wollet Ihr hin, sprach ihn ein Eremit von Hinten an."

Mancher Bräutigam macht an seinem Hochzeitstage eigentlich ein Testament, denn sein „Ja" vor dem Altare ist sein letzter Wille.

Literarisches Museum.

Geschichte und Geographie.

(Schluß.)

Muthe mir es aber Niemand zu, die einzelnen Blumen anatomisch-kritisch zu betrachten; es genüge, daß auf vierzehn einzelnen Blumenbeeten Gelegenheit dargeboten ist, historisch-ethno- und ethographische, ja sogar, weil viele nette erklärende Denkzettelchen sich vorfinden, philologisch-conversationelle Botanik nach und zu Herzenslust zu treiben. Wenn dieses Botanisiren mit Biedenfeld Allen so wohlgefällt, wie mir es, noch dazu bei ziemlich düsterem Lebens- und Winterhimmel, gefallen hat, so wünschen Alle mit mir eine bald fortgesetzte botanische Wanderung.

12. Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, 1815 — 1832. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Erstürmung Warschau's. Von Dr. Eduard Burckhardt, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Leipzig. Vollständig in 7 — 8 Lieferungen. Mit 6 Stahlstichen und einer historisch-geographischen Uebersichtscharte von J. Löwenberg. 4. Lieferung. Leipzig, J. J. Weber.

Könnte die vorliegende Lieferung über das Schicksal sprechen, das sie erfahren hat, ehe sie dem Publicum in die Hände kam, man würde manches Interessante (freilich Tragisch-Interessante) erfahren, und manche betheiligte Persönlichkeit in hellerem Lichte erkennen; ich könnte auch reden, da ich zufällig von den Schicksalen genauere Kunde habe, ich würde auch reden, wenn — — wenn ich reden, frei und ohne Schonung reden dürfte. — Da dieses nun einmal so ist, so will ich mich auch damit begnügen, zu sagen, daß man in der That froh seyn muß, endlich, wenn auch nur in dieser vielveränderten und abgekürzten Gestalt erst, die vierte Lieferung eines Werkes zu erhalten, das, trotz aller Hindernisse und Beeinträchtigungen, immer noch ein Werk der beachtbarsten und ehrenwerthesten Art ist. — Ueber Herrn Dr. Burckhardt erwähnen wir hier kein Wort! Er hat alles Zeug, woraus ein guter Schriftsteller geschaffen ist, und zu seiner Vollendung fehlt nur ein milderer Himmel und eine feinere Atmosphäre.

Diese Lieferung ziert das Bildniß Ludwig Philipp's. Sonst bietet sie ein Feld weiter Betrachtung, von Sardinien bis in's Innerste von Deutschland.

Thee und Tabak.

Für beide Requisite unseres geselligen Lebens sind zwei Schriften bei dem industriösen Buchhändler Voigt in Weimar erschienen, die nicht nur des behandelten Gegenstandes, sondern auch wegen der Art der Behandlung eine Erwähnung verdienen. Es sind 2 Monographieen, die eben so den Tabakraucher und Tabakschnupfer, wie den Theetrinker ergötzen und nützlich sind, als sie demjenigen, der nur aus Curiosität u. Wißbegierde sich mit Thee und Tabak bekannt machen will, unterhaltende Belehrung gewähren. Ja sie haben selbst für den Naturforscher Werth, da in ihnen Alles sorgfältig zusammengetragen ist, was zur Naturgeschichte der Theestaude und Tabakspflanze gehört. Die bezeichneten Büchlein heißen:

1. Taschenbuch für Theetrinker, oder der Thee in naturhistorischer, culturlicher, mercantilischer und medizinisch-diätetischer Hinsicht. Nach Berard, Director der franz. Handelscompagnie in China. Herausgegeben von F. Marquis und Fr. W. Westphal. Mit 2 illum. und 2 schwarzen Kupfern.

2. Das Tabakscollegium des alten Schmauchers Muff, oder Notizen über Natur, Anbau, Fabrication, Veredlung und Genuß des Tabaks, über seinen Einfluß auf Gesundheit und Geselligkeit u. s. w.; nebst einer Zugabe von Tabaksanekdoten, Tabaksgedichten u. Tabaksliedern (daher auch mit Musikbeilagen).

Das Buch Nr. 1 behandelt seinen Gegenstand in 9 Capiteln. Im 1. Cap. behandelt es das Vaterland, die Einführung in Europa, und die Versuche ihn daselbst heimisch zu machen; dann die botanische Beschreibung der Pflanze, und endlich des Thees Pflege und Ernte; im 2. Cap. ist von den verschiedenen Theesorten die Rede; im 3. Cap. kommt die Eigenthümlichkeit des Thees in diätetischer Hinsicht, seine Bereitung zu einem Getränke, seine Aufbewahrung u. a. zur Sprache; im 4. Cap. erfährt man das Nöthige über den Theehandel der Europäer mit den Chinesen; im 8. Cap. lernt man den Yerba- oder Paraguaythee kennen, und im 9. Cap. endlich ist das Theetrinken in Europa in luxuriöser Hinsicht betrachtet. Alles, was man wünschen könnte, ist, daß die 168 Seiten auf 100 Seiten zusammengedrängt wären.

Nr. 2 hat ein weniger ernstes Antlitz. Der Verfasser zeigt sich gleich in der Vorrede als satyrähnlichen Schalk, und wie in Nr. 1 in der Vorrede die Ballade der „grüne Ritter" (von Musäus) besonders anspricht, so ist es hier eben die witzige Eintheilung der Vorreden in Nähr-, Lehr- und Wehrvorreden. Doch geht auch der Verfasser der Tabaksmonographie nicht leichtsinnig mit seinem Gegenstande um, und behandelt hinter einander des Tabaks Vaterland, Ankunft in Europa, Verfolgung, Märtyrer u. s. w., so wie des Tabaks arzneilichen Haus- und Wirthschaftsgebrauch, eigenthümliches Wesen, Erziehung, Ausbildung, Bereitung u. s. w. Ich kröne meine Erwähnung der beiden Büchlein mit Bauernfeld's:

„In der Edlen Waffensälen,
Wo sonst Schwert und Schild gehangen,
Siehst Du jetzo Tabakspfeifen,
Siehst Du bunte Beutel prangen.
O! wie besser Pfeifen stopfen,
Und wie friedlicher ist Rauchen,
Als der Feinde Schädel klopfen
Und in Blut die Degen tauchen!"

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoir in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 90. Dienstag, den 5. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der November.

Beitrag zur Gelehrtengeschichte.

Der Monat November ist, wie wir in mehreren Aufsätzen im vorigen Jahrgange dieser Blätter dargelegt haben, nicht nur der Geburtsmonat mehrerer merkwürdigen Gelehrten, die sich zum Theil auch um die evangelische Kirche in mannichfaltiger Hinsicht verdient gemacht haben, er ist auch der Sterbemonat einiger Anderen, besonders seit dem zweiten Drittheile des 17. Jahrhunderts, seit welcher Zeit dieser Monat in der Geschichte besonders merkwürdig gewesen ist. Ich versuche abermals, nach chronologischer Ordnung es zu beweisen.

1) Den 10. Novbr. 1646 starb zu Leipzig Leonhard Herrmann, Bürgermeister daselbst, ein Mann, der sich um die Universität und die Stadt Leipzig in dem verderblichen dreißigjährigen Kriege sehr verdient gemacht, und der schon bald nach seiner Reception in's Rathscollegium in große Achtung kam. In jenem Kriege, besonders nach der Einnahme Leipzigs durch die Holke'schen Truppen*), hat er den Unordnungen und dem Frevel, den sie sich wider den geschlossenen Accord doch vielfältig erlaubten und worüber selbst der Marschall Holke sein Mißfallen äußerte, so viel in seinen Kräften stand, zu steuern gesucht, noch mehr aber später, als Torstensohn, bei welchem er sich in Gunst gesetzt hatte, Leipzig eingenommen, manches Uebel von der Stadt abgewendet.

2) Gottfried Olearius (eigentlich Oehlschläger), der Theologie zweiter ordentlicher Professor zu Leipzig ꝛc. starb am 10. Novbr. 1715 zu Leipzig, seiner Geburtsstadt. Er war nicht nur ein gründlicher Theolog, sondern auch ein großer Philolog, und würde Leipzig und der gelehrten Welt noch mehr ersprießliche Dienste geleistet und viel genützt haben, wenn er länger gelebt hätte, denn er brachte sein Alter nur auf 43 Jahre. Seine akademischen Vorlesungen, besonders über die Kirchengeschichte, fanden großen Beifall.

3) Gottfried Wilhelm Leibnitz, Bibliothekar der berühmten herzogl. braunschw. Bibliothek zu Wolfenbüttel, kaiserlicher Hofrath ꝛc. Ein Genie der ersten Größe, von weiterm Umfange noch als Bayle, der Stolz der Deutschen dessen vielumfassender Geist sich in alle Wissenschaften verbreitete; dies ist nicht zu viel gesagt, denn es war keine Wissenschaft, die er nicht studirt hatte und in welcher er, wie man zu sagen pflegt, nicht zu Hause war, denn höhere Mathematik, speculative Philosophie, Moral, Jurisprudenz, Geschichte, Theologie, selbst Philologie und Bergwerkskunde waren die Felder, die ihn beschäftigten und in welchen er mit mehr oder minderm Ruhme aber allezeit als ein Mann von Kopf auftrat. Als Mathematiker ist er wenigstens Miterfinder der Analysis des Unendlichen, Erfinder der berühmten arithmetischen Maschine, Entdecker in jedem Fache, in welchem er auftrat. Wer kennt nicht seine Theodicée, ein Meisterstück! Als Weltweiser hat er die Scholastik und den Kartesianismus in ihre Grenzen zurückgewiesen und ein Gebäude aufgeführt, vor dem alle, die das Große, Schöne und Wahre fühlen, anbetend verweilen, und sich freuen, daß ein menschlicher Geist eine so himmlische Idee zu empfangen und dar-

*) Von Holken's Beichte und Communion in der Thomaskirche habe ich schon vor mehreren Jahren in der Sachsenzeitung Erwähnung gethan. Holke war nämlich als ein geborner dänischer Unterthan (er hat auch viele Jahre als Militair dem Könige von Dänemark gedient) der evangelisch-lutherischen Lehre zugethan, blieb ihr auch beständig getreu, denn auch die größten Versprechungen, die ihm Kaiser Ferdinand II. durch den Grafen Colloredo machen ließ, wenn er katholisch werden wollte, vermochten nichts über ihn. Er wies jeden Antrag zum Uebertritt zur katholischen Kirche mit dem größten Unwillen und Abscheu zurück. Allerdings war er hart und erlaubte seinen Truppen manche Excesse. Von vielen Grausamkeiten seiner Armee, die freilich mehr einer Räuberhorde, als disciplinirten Soldaten glich, soll ihm nichts zu Ohren gekommen seyn.

zustellen vermochte. Welch' ein Licht hat er der höchstwichtigen Lehre von den dunkeln Vorstellungen angezündet! Welch' ein Meer von großen Begriffen liegt in seiner Monadologie! Welch' ein Paradies blüht in seiner vorherbestimmten Harmonie! ꝛc. Nicht nur von Gelehrten, sondern auch von Fürsten wurde er geschätzt. König Georg I. von England nannte ihn sein lebendiges Wörterbuch, weil er an dessen Tafel mit Personen aus allen Ständen so sprach, daß man hätte denken sollen, er habe in seinem Leben nichts Anderes getrieben. Mit Personen, die gleichgiltig über Religion dachten und sprachen, machte er sich nichts zu schaffen. Den großen Reformator Luther, Gustav Adolph und Andere um den Protestantismus verdiente Männer nannte er mit der größten Ehrerbietung. Der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, König Friedrich I. von Preußen, die Kaiser Joseph I. und Karl VI., Czaar Peter I. von Rußland bezeigten ihm ihre Achtung theils durch Geschenke, theils Jahrgehalte oder durch ansehnliche Titel; viele Fürstinnen und Prinzessinnen haben ihm bewiesen, wie hoch sie sein Verdienst zu schätzen wußten. Auch dieses berühmten Mannes Sterbemonat ist der November. Am 14. d. M. im Jahre 1716 endigte er zu Hannover im 71. Jahre sein ruhmvolles Leben. Auch auf dieses Genie kann Leipzig, das manchen Gelehrten, dessen Andenken nach Jahrhunderten noch erhalten werden wird, in's Daseyn rief, stolz seyn, denn in Leipzig erblickte er am 3. Juli 1646 das Licht der Welt. Seinen Vater, welcher Professor der Moral war, verlor er schon in seinem 6. Jahre, welchen Verlust aber seine Mutter, die für seine Erziehung sorgfältig bedacht war, wieder ersetzte. So groß auch seine Einkünfte waren, so viel ihm seine Schriften eingetragen und so sparsam er in seinem Hauswesen soll gewesen seyn, so war doch das Vermögen, welches er hinterließ, bei weitem nicht so ansehnlich, als man hätte glauben sollen. Freilich seine Bibliothek, die Menge merkwürdiger Handschriften, die er auf seinen Reisen kaufte, und sein ausgebreiteter Briefwechsel hatten auch viele Ausgaben erfordert. Er hinterließ ungefähr 60,000 Thlr., die seiner Halbschwester Sohn: M. Friedrich Simon Löffler, Prediger zu Probstheida bei Leipzig, erbte. Die Frau Pastorin ward bei dem Anblicke des Geldes, das in mehreren kleinen Fäßchen, ohne Abzug, der erlassen wurde, ankam, so von Freude eingenommen, daß sie augenblicklich starb. Eins von den nicht seltenen Beispielen, daß der Ausbruch allzugroßer Freude dem Menschen das Leben kosten kann.

4) D. Gottfried Lange, königl. poln. und kurf. sächs. Hof- und Assistenzrath, ältester Bürgermeister zu Leipzig, gestorben daselbst am 8. Novbr. 1748. Von diesem sehr berühmten Manne habe ich schon vor einigen Jahren in der Sachsenzeitung ausführlich gehandelt, daher ich es für überflüssig halte, nochmals bei seinen merkwürdigen Lebensumständen zu verweilen und nur für nöthig finde das noch zu erwähnen, was damals in der Eile vergessen worden, nämlich daß er in höchst dürftigen Umständen von Schweta, einem Dorfe in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger (ein Pfarramt von kaum mittelmäßigen Einkünften) und er den 7. April 1672 geboren war, um's Jahr 1691 oder 1692 nach Leipzig kam, um sich der Theologie zu widmen, auch einige Zeit darauf in der Kirche zu Leutsch (einem Dorf bei Leipzig und dem Leipziger Rathe gehörig) predigte, wo der dasige Pastor Lochmann seine Rednergabe, wie seinen durchdachten und mit vielem Fleiße ausgearbeiteten Vortrag bewunderte und den jungen Mann lobte, der bald darauf an einem Feiertage in der Nicolaikirche sich hören ließ, wo ihn der Superintendent Lehmann, der ihm mit Verwunderung zugehört hatte, nicht nur mit Lob überhäufte, sondern auch versprach, weiter für ihn zu sorgen, welches auch geschah. Nachher aber vertauschte er wegen Brustbeklemmung und schwacher Stimme, die sich aber in seinen männlichen Jahren, hob und auf den Rath guter Freunde das Studium der Theologie mit dem der Jurisprudenz *), wiewohl ungern, denn er behielt so lange er lebte, eine große Vorliebe für die Gottesgelahrtheit, las die Bibel in den Grundsprachen (hebräisch soll er noch mehr verstanden haben, als griechisch), versäumte ohne Noth nie den öffentlichen Gottesdienst an Sonn- und Festtagen, selbst die Wochenpredigten in der Thomaskirche, deren Vorsteher er von 1719 an war, in welchem Jahre er das Consulat erhielt, besuchte er fleißig. Er mußte oft in wichtigen Geschäften nach Dresden reisen, wo er, so wie bei den Landtagen, gleich seinem Collegen, dem um die Stadt Leipzig und das Vaterland hochverdienten Bürgermeister, Abraham Christoph Platz, jederzeit das Beste Leipzigs aus allen Kräften zu befördern sich äußerst angelegen seyn ließ, was ihm auch nicht schwer wurde, wenigstens so lange der König und Kurfürst, August der Starke, lebte, bei dem er in großen Gnaden stand. War er aber in Leipzig gegenwärtig, und es fielen Probepredigten zu erledigten Katechetenstellen an der Peterskirche oder an den Hauptkirchen vor, so fand er sich jederzeit dabei ein, saß in einer Kapelle mit dem Superintendenten Deyling und consulirte ihn wegen der Predigt. Man kann ihm zwar nicht den Vorwurf machen, daß er Despot gewesen, so viel aber ist auch gewiß, er konnte bei seinen Vorträgen im Raths-Collegio nicht gerne einen Widerspruch von seinen Collegen vertragen, allein was er wollte und wünschte, das zweckte auch jederzeit auf das Beste der Stadt, deren Wohl ihm anvertraut war. Der berühmte Johann August Ernesti hielt viel auf Langen, soll auch zu seinem Gedächtniß eine Oration haben drucken lassen, die ich aber doch nicht in dem Verzeichnisse von Ernesti's

*) Es gibt mehrere Leipz. Bürgermeister, die anfangs Theologie studirten, späterhin aber aus verschiedenen Ursachen sich der Jurisprudenz widmeten, aber auch alsdann noch mit theologischen Schriften sich beschäftigten und für dieses Studium sehr eingenommen waren. Ich habe schon vor einigen Jahren in der Sachsenzeitung versprochen, das Verzeichniß von selbigen zu liefern, erinnere mich auch noch dieses Versprechens, mancherlei Umstände aber haben mich bisher von der Erfüllung desselben abgehalten, nächstens aber will ich demselben in diesem Blatte Genüge leisten.

Schriften finde. Bemerkt zu werden, glaube ich, verdient auch noch, daß er, wiewohl nur im Stillen, ein Freund M. Bernd's, besonders seit der Zeit war, wo dieser aus Ursachen, die zum Theil bekannt sind und hier, um Weitläufigkeiten zu ersparen, nicht angegeben werden können, genöthigt wurde, seine Oberkatechetenstelle an der Leipziger Peterskirche freiwillig niederzulegen, und sich mit der jährlichen Pension zu begnügen, die ihm der Rath anbot, wenn er der Absetzung überhoben seyn wollte). Bernd erhielt von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke von Lange, so wie er überhaupt auch von Mehrern unterstützt wurde, so daß seine jährliche Einnahme fast mehr betrug, als sein voriges Pfarreinkommen. Lange wurde vor seinem Tode einige Zeit bettlägerig, als Bernd davon Nachricht bekam, und er zugleich mit hörte, daß er dem Tode nahe sey, wurde er sehr traurig und wünschte sich, mich seiner Worte zu bedienen, auch eine baldige selige Auflösung. Seine Wunsch wurde erfüllt, er hatte am 5. Novbr. 1748 früh gesund das Bette verlassen, sich angekleidet und zum Ausgehen bereit gemacht, um sich nach Lange's Befinden zu erkundigen, wurde aber plötzlich vom Schlage getroffen und blieb todt auf der Stelle, starb also noch 3 Tage vor Langen.

Abfertigung einer neuen Charakteristik von Berlin.

(Schluß.)

Daß das Herz bei den Einwohnern nirgends zum Vorscheine komme, widerlegt die werkthätige Theilnahme bei Unglücksfällen, wo sich Jeder beeilt, sein Scherflein zur Minderung der Noth von Unglücklichen beizutragen, so oft auch die Mildthätigkeit in Anspruch genommen wird. Einer Menge Anstalten früherer Zeit nicht zu gedenken, die Sonntagsschulen für Lehrlinge und Mädchen der dienenden Classe, des Luisen-, des Friedrichsstifts, der Wadzeck-Anstalt u. s. w. der Anstalt für Kinder von Verbrechern, der kleinen Kinderwarteschulen, des Vereins von Frauen zur Verpflegung hilfsbedürftiger Kranken. Hat hierbei das Herz nicht eine Stimme gehabt?

Es geschieht hier sehr viel Gutes, aber im Stillen; deßhalb gibt es keinen Stoff zur Conversation und noch weniger zu Artikeln in Zeitschriften, denn diejenigen, welche zufällig davon Kenntniß erhalten, schweigen davon, um nicht das Zartgefühl derjenigen zu verletzen, die nur ihren Lohn in dem Bewußtseyn finden, nach ihren Kräften Gutes gestiftet zu haben, und dabei ist kein Gedanke an Gehuldigtseynwollen.

Der Vorwurf, daß der Berliner das Nationalmaß für ein Allerweltsmaß preisen soll, gereicht ihm keineswegs zum Tadel, und er thut dies nicht ausschließlich, sondern er hat dies mit der Mehrzahl aller Preußen gemein. Daß er es für ein Allerweltsmaß annimmt, ist nur eine Hyperbel; er läßt gern den Institutionen und Verfassungen anderer Staaten Gerechtigkeit widerfahren, insofern er deren Nutzen erkennt, aber er ist nicht so beschränkt, daß er, wenn er einmal eine Reise über die Grenze gemacht, gleich menschlichere Menschen und natürlichere Verhältnisse findet, daß sein geistiger Horizont gleich blau und klar wird. Er erkennt es dankbar, daß er nicht ein Opfer der buchstäblichen Auslegung der Gesetze, der Verfolgung des Fanatismus werden kann, daß er nicht in einem Lande wohnt, wie Spanien und Portugal, wo Parteienkämpfe die zartesten Bande des häuslichen Glückes zerreißen und Anarchie ihren Weg mit Blut und Verwüstung bezeichnet, und er verzichtet sehr gern darauf, den Kern der Dinge zu gründen; er genießt die Frucht, die sein Vaterland erzeugt, und schließt daraus, da sie ihm so viel Labung gewährt, daß der Kern gesund seyn muß. Wer wird ihn deßhalb tadeln? Wer dazu ein saures Gesicht macht, dem steht es ja frei, anderwärts die Früchte zu kosten, und wer wäre so lieblos, nicht zu wünschen, daß sie ihm schmecken möchten?

Was endlich Herr H. Marggraff über die Buchhändler in Berlin äußert, so kann man dies wohl mit Stillschweigen übergehen; es mag sich sein Verleger dafür bedanken. Hat Hr. H. Marggraff solche Erfahrungen gemacht — welches wohl möglich ist, denn bei der Gewerbefreiheit ist der Buchhandel in manche Hände gerathen, die sich früher mit ganz heterogenen Dingen beschäftigt haben, so ist es doch immer mißlich, vom Einzelnen auf's Ganze zu schließen, und es sind auch im Buchhandel bereits manche Aenderungen dabei eingetreten, die den beabsichtigten nützlichen Zweck nicht verfehlen werden.

Herr H. Marggraff kann es übrigens nicht übel deuten, wenn man ihm, da er ein so schonungsloses und so ungerechtes Urtheil über eine Stadt, wie Berlin, gefällt und öffentlich bekannt gemacht hat, zur Widerlegung solcher Anschuldigungen, darauf ebenfalls öffentlich erwiedert, damit wenigstens das auswärtige Publikum, welches zufällig das von ihm redigirt werdende Berliner Conversationsblatt lesen sollte, sich nicht einen ganz falschen und nachtheiligen Begriff von Berlin machen mögen, und so wie man in den Wald schreit, schallt es wieder.

Es gibt vielleicht sogar Einige, welche glauben möchten, es müßte doch diese Schilderung auf Wahrheit beruhen, da sie in Berlin gedruckt ist; dies beweist aber dafür nichts, sondern nur die Liberalität der Censur, die Jedem gestattet, seine individuellen Ansichten, so barock oder grundlos sie auch seyn mögen, kund zu machen.

Unus pro multis.

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

Victor Hugo's sämmtliche Werke. (Erster Band: Biographie und Charakteristik Victor Hugo's. — Der König amüsirt sich. — Hermann. LX. u. 334 S. 1835. 12. Zwei

ter Band. Han von Island. Erster Theil. 325 S. — Dritter Band. Han von Island. 328 S. — Vierter Band. Der letzte Tag eines Verurtheilten. — Mirabeau. Voltaire. — Walter Scott. — De la Mennais. — Lord Byron. 365 S. — Fünfter Band. Angelo, Tyrann von Padua. — Marion de Lorme. 304 S. — Sechster Band. Lucretia Borgia. — Maria Tudor. 229 S.) Frankfurt a. M. bei Sauerländer.

Die sämmtlichen Werke eines Dichters in geschmackvoller und treuer Uebersetzung unserer Literatur einzuverleiben, der einmal an sich selbst als Dichter, dann aber auch vorzüglich für seine Nation und für seine Zeit von Bedeutung ist, ist ein sehr verdienstliches Unternehmen. Es haben sich dazu mehrere Literaten vereinigt, deren Namen zum größern Theile gute Uebersetzer bezeichnen. Aber in einer Sammlung der sämmtlichen Werke eines Schriftstellers und besonders eines Dichters erwartet man das ganze innere geistige Leben desselben, in allen seinen Phasen im ganzen Gange seiner Entwickelung dargelegt zu sehen, indem uns die Productionen in chronologischer Ordnung vorübergeführt werden; hier aber erhalten wir Producte aus allen Perioden, wie der Zufall oder der Fleiß der Uebersetzer sie zum Drucke herbeiführte, und so gewinnt das Bild des Dichters keine bestimmten Züge, sondern steht schwankend vor uns. — Das ist ein eben so großes Unrecht gegen den Leser, als gegen den Dichter, und diesem ahnete gewiß so etwas nicht, als er an den Verleger schrieb. „Je suis enchanté, que vous donniez à l'Allemagne une traduction réelle et complète. Les traductions faites jusqu'à ce jour me paroissent en effet insuffisantes. L'Allemagne est un des pays dont je crois le plus vivement que ma pensée toute entière soit comprise etc. Er selbst betrachtet alle seine Werke als une pensée, als ein Ganzes, und will sie auch so aufgefaßt wissen; dazu wäre aber unumgänglich nothwendig, daß dieses in der Zeit sich entwickelnde Ganze auch nicht in seiner innern Organisation zerrüttet dargestellt würde. Die den ersten Band eröffnende „Biographie und Charakteristik Victor Hugo's" von Adrian, deren Schluß wir die obigen Aeußerungen des Dichters entnommen haben, sucht allerdings diese innere Organisation wieder herzustellen, indem sie die chronologische Folge der Productionen angibt; allein — einmal genügt dieß nicht, und dann ist selbst auch diese panegyrisirende Charakteristik ein Hinderniß, zum eigentlichen Verständniß des Dichtergeistes zu gelangen. — Gleich im Anfange heißt es da, um Victor Hugo nicht blos als den ersten Dichter des jetzigen Frankreichs hinzustellen, sondern auch zu bezeichnen, daß bei ihm von einem Kampfe mit dem sogenannten Klassicismus gar nicht die Rede sey: „Mit Schatten kämpft unser Dichter nicht. Das, was man den Klassicismus genannt hat, gab längst den Geist auf, und wenn sein Schatten noch in einzelnen dunkeln Ecken und Winkeln spukt, reicht ein Strahl des neuen Lichtes hin, ihn zu verscheuchen. Extreme, wie die beiden Schulen, haben nie neben einander bestehen können." — Doch war dieses in Deutschland lange der Fall und — ist es zum Theil noch, daß antike und romantische Tendenz neben einander besteht. Es ist dies nicht der Fall, „wie," fährt Adrian fort, „es nie zugleich Nacht und Tag seyn, wie nie auf einem verfaulten Stengel eine Blume erblühen, wie man nie alt und jung zumal seyn kann. Der Genius der neuen Zeit hat gesiegt, so wie er sein, von dem jungen Sonnenlichte umflossenes Antlitz zeigte. Jugendfeuer in den Augen, der Gesundheit Rosengluth auf den Wangen, süßes Kindeslächeln auf den Lippen, Stolz, Glauben, Liebe, vielleicht die stille Wehmuth der Erinnerung in dem Herzen, trat er auf, und das öde Gespenst einer frühern, alterkranken, wollustsiechen, in Schmutz und Ueppigkeit verfaulten Zeit entfloh mit seinem scheußlichen Gefolge, der Weichlichkeit, der Frivolität, der Kriecherei, der Lüge, der Ungerechtigkeit, des Unglaubens. Keine Macht der Welt wird diese unnatürlichen Gespenster wieder herauf beschwören, — keine Macht der Welt wird die Fortschritte der neuen Literatur Frankreichs hemmen, denn sie hat ihre Herrschaft auf einer tüchtigen Basis, auf Wahrheit, Natur, Religion und echter Liebe aufgerichtet." — Nun, ohne Vertheidiger einer Zeit wie die unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. in Frankreich zu seyn, muß man doch bemerken, daß der ältere Dichtergeist unter Ludwig XIV. in einem Corneille und Racine höher stand, als dieser sich, wenigstens in Victor Hugo, dem Dramatiker, uns hier darstellt. — Wir halten dennoch V. Hugo's dramatisches Talent für ausgezeichnet; allein — wir können nur die Richtung, welche es genommen hat, nicht billigen, und am wenigsten „der Gesundheit Rosengluth auf seinen Wangen, süßes Kindeslächeln auf seinen Lippen" entdecken. — Victor Hugo ist schon nach seiner ganzen Richtung tiefer, doch in seiner Art der wahre tragische Kotzebue der Franzosen; Effect, gleichviel wodurch erreicht, ist auch ihm das Höchste. Die Vergleichung mit Kotzebue dem Komiker kann einen V. Hugo nicht herabwürdigend dünken, denn als solcher stand der deutsche Dramatiker auf einer bedeutenden Stufe und sucht bis jetzt noch seines Gleichen, und in künstlerischer Hinsicht steht er wohl selbst höher als Victor Hugo. „Die Literatur soll die Trägerin der nationalen Interessen werden; der Spiegel einer umgestalteten Gesittung, einer neuen Volkswerdung, für welche Tausende ihr bestes Herzblut hingegeben, — der Ausdruck des individuellen Lebens und des volksthümlichen Colorits der neuen Generation, — das Ergebniß einer Anschauungs- und Denkweise, die in der Eigenthümlichkeit der Zeit und des Volkes wurzelt.

(Fortsetzung folgt.)

Viersylbige Charade.

Als ich zur Frau mein Liebchen nahm,
Da hat vergnügt es in dem Kram,
Der beiden Ersten sich befunden.
Doch dahin war, zu meinem Gram,
Als in die letzten Zwei es kam,
Das Ganze, leider, mir verschwunden.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 91. Mittwoch, den 6. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Der November.

(Schluß.)

D. Johann Friedrich Bahrdt. Durch Holzendorff's Fürsorge und mächtige Unterstützung wurde Bahrdt 1745 Schloßprediger und Superintendent zu Dobrilugk. Die Absicht des Grafen aber, der ihm auf alle mögliche Weise wohlwollte, war, ihn in einen größeren und glanzvolleren Wirkungskreis zu versetzen, und da in Leipzig das Oberkatechetenamt an der Peterskirche sich erledigte und Holzendorff mit dem damaligen Bürgermeister Jacob Born jun.*) († 1758 am 8 Dec.) in vertrautem Briefwechsel stand, so suchte er seinem Lieblinge eine Predigerstelle in Leipzig zu verschaffen. Der Antrag des Grafen Holzendorff setzte aber Born in Verlegenheit und war ihm gar nicht willkommen. Bei Born stand das Collegium oder Seminarium Petrinum in großer Achtung, welches, wenn es nöthig wäre, hier bewiesen werden könnte und bei einer andern schicklichern Gelegenheit in der Folge auch von mir weitläufig bewiesen werden soll, auch zeichnete sich damals unter den Katecheten und Nachmittagspredigern an der Peterskirche Christian Gottfried Seyler vortheilhaft aus. Dieser war von Born in pectore schon zum Oberkatecheten an dieser Kirche bestimmt, wozu vermuthlich auch der Herzog von Kurland und Semgallen, der damals in Leipzig anwesend war und in dessen Hause Seyler als Hauslehrer angestellt war und sich der Gunst des Herzogs zu erfreuen hatte, das Seine konnte beigetragen haben. Weil nun aber Holzendorff Bahrdten gern nach Leipzig befördert haben wollte, so wurde die Uebereinkunft getroffen, daß Seyler auf Holzendorffs Empfehlung vom Dresdner Oberconsistorium als Prediger nach Großengattern, ein sehr einträgliches Pfarramt, in der Diöces Langensalza berufen wurde, welches sich auch der Herzog von Kurland, mit dem der Graf vorher gesprochen, gefallen ließ. Und so kam denn Bahrdt als Oberkatechet und Frühprediger an die Peterskirche nach Leipzig, welches Amt er den 8. Octbr. 1747 antrat, allein auch dieß genügte Holzendorffen noch nicht, Bahrdt mußte nach dessen Wunsche und Willen um eine außerordentliche theologische Professur ansuchen und die Doctorwürde annehmen. Dieses Verlangen kam Bahrdt ganz unerwartet, und er schien nicht damit zufrieden zu seyn, denn er besaß nicht die Kenntnisse und hatte besonders in der lateinischen Sprache nicht die Fertigkeit, die man von einem akademischen Docenten nothwendig verlangt, allein der Graf wollte es, und es mußte geschehen, Bahrdt wurde demnach, mit Beibehalt seines Katechetenamtes, 1749 außerordentlicher Professor der Theologie, und auch in demselben Jahre Licentiat und Doctor. Um sich nun in der lateinischen und griechischen Sprache zu vervollkommnen, soll er, wie man wissen wollte, auch als Professor bei Anton Wilhelm Plaz (so schrieb er sich, und nicht Platz, wie ich seinen Namen einigemal gelesen habe), später Dechant der medicinischen Facultät, diesen großen Philologen, der mehr als einmal griechisch disputirte, sowohl in Leipzig als Halle, welche Universität er auch frequentirte, auch daselbst 1728 in Doctorem promovirte und in der lateinischen Sprache so eine Fertigkeit besaß, daß er in Versen reden konnte, noch heimlich Unterricht

*) Eigentlich in Bezug auf seinen Sohn, Jacob Heinrich Born, der auch schon seit 1739, also zugleich mit seinem Vater im Rathe, und kurz vor seines Vaters Tode bis zum Proconsul aufgerückt war, so wie das Jahr darauf, 1759, zum Bürgermeister gewählt wurde, der Aeltere. Daß das Bornische so berühmte Geschlecht, welches der Leipziger Universität, dem Rathscollegium, dem Vaterlande und der gelehrten Welt manchen verdienten Mann gegeben, im Jahre 1782 zu Dresden mit Dr. Jacob Heinrich v. Born auf Wildenborn und Surdorf, kurfürstl. sächs. Hof- und Justizrathe, wenigstens in männlicher Linie, ausgestorben, habe ich schon vor einiger Zeit erwähnt. Letzterer war der Sohn des Bürgermeisters Jacob Heinrich Born und in Leipzig 1750 geboren, hatte also nur ein Alter von 32 Jahren erreicht.

genommen haben *). Durch unermüdeten Fleiß, wobei aber seine Gesundheit schon damals zu leiden anfing, brachte er es in kurzer Zeit sehr weit, welches, was das Latein betrifft, seine Dissertationen und theologischen Abhandlungen zur Gnüge beweisen. 1755 erhielt er eine ordentliche theologische Professur und wurde Assessor im Consistorium, in welchen beiden Stellen er dem sowohl an Jahren als weit ältern akademischen Docenten und weit gelehrtern Johann August Ernesti, der auch mit vorgeschlagen worden seyn soll, wenigstens wurde er veranlaßt, auch mit um die Professur anzusuchen, vorgezogen wurde, welches Ernesti so übel empfand, daß er sich entschloß, den ersten an ihn ergehenden auswärtigen Ruf, besonders nach Göttingen, wohin ihn Gesner sehnlich wünschte, anzunehmen, aber doch auf Zureden seiner Freunde andern Sinnes wurde, und wie schon damals, noch mehr in der Folge, eine große Zierde der Leipziger Hochschule und mit dem Namen „der allgemeine Lehrer Deutschlands" belegt wurde.

Im Jahre 1766 bekam er seinen nachher in vieler Hinsicht bekannt gewordenen Sohn Karl Friedrich Bahrdt, der vom April 1762 an Katechet und Nachmittagsprediger an der Peterskirche, und gewissermaßen schon College seines Vaters gewesen, wegen anhaltender Kränklichkeit zum Substituten, welcher den 1 Juni als solcher seine Antrittspredigt hielt, 1767, mit Beibehaltung seines Predigtamtes, auch außerordentlicher Professor der geistlichen Philologie, und 1768 Baccalaureus der Theologie, wurde, aber in eben dem Jahre wegen seiner ausschweifenden Lebensart in eine inquisitorische Untersuchung verwickelt, genöthigt wurde, seine Aemter niederzulegen und ein Land zu verlassen, in welchem seine Schande überall kund geworden war. Der bekümmerte Vater, der aber seinem Sohne seine Gunst nicht entzog, übernahm das Oberkatechetenamt nie selbst wieder. Man wollte wissen, wenn der Collator das Oberconsistorium gewesen, es nicht hätte geschehen dürfen, denn der Prediger, dem ein Substitut gesetzt worden, bekommt auch wieder einen andern, wenn durch des erstern Tod oder Ruf an einen andern Ort, oder sonst, sey's auf welche Art es wolle, die Substitution sich erledigt, doch der Leipziger Rath, bei welchem Bahrdt, wie auch überhaupt beim Publikum, in großem Ansehen stand und viel vermochte, ließ sich's gefallen. Nicht genug, nach Stemlers Tode wurde er sogar zum Superintendenten ernannt und rückte in die zweite theologische Professur ein, wurde Decemvir und des Hochstifts Meissen Capitular. Daß er das beschwerliche Superintendentenamt wegen hohen Alters, denn er hatte das 60. Jahr schon zurückgelegt, aus körperlicher Schwäche nicht annehmen wollte, daß er im stillen durch einen seiner Collegen den berühmten Johann Andreas Cramer, der damals Generalsuperintendent in Lübeck war und sich gerade in Leipzig zum Besuche seiner Anverwandten von Seite seiner Gattin, die eine geborne Leipzigerin war, befand, befragen ließ, ob er sich nicht zur Leipziger Superintendentur melden oder dieselben annehmen wollte, im Fall sie ihm angetragen würde, dieser aber sich nicht dazu verstand, vielmehr erklärte, er sey nicht gemeint, sein Lübecker Amt mit einem andern zu vertauschen, am allerwenigsten einem Rufe nach Leipzig zu folgen. Von dem Allen habe ich schon vor einigen Jahren in der Sachsenzeitung ausführlich gehandelt. Zu erinnern finde ich noch, daß Bahrdt und sein früherer Vorgänger Reinhardt *) das Leipziger Superintendenten-Amt unter allen ihren Vorgängern am kürzesten verwaltet haben, dieser trat das Amt zu Ende 1667 an und starb 1669 den 10. Septbr., jener hielt seine Antrittspredigt in der Thomaskirche den 5., nach einer andern Angabe den 12. Dec. 1773, und starb wie schon gedacht den 6. Novbr. (1775), am Todestage Gustav Adolphs, dessen er am Sonntage vor dem 6. Novbr., oder wenn dieser auf einen Sonntag fiel, an demselben in seiner Predigt gewöhnlich und auf eine sehr rührende Art gedachte. Seine Predigten waren überhaupt musterhaft und erbaulich, man hörte ihn daher gern; seine Kirche war immer, wenn auch einmal eine neue Erscheinung sich zeigte, welche die Aufmerksamkeit des Publikums erregte, gedrängt voll, und er behielt, was bei den Leipziger Predigern von jeher nur selten der Fall gewesen, den Beifall bis an seinen Tod, so wie auf den Ruhm eines allgemein beliebten Redners, welcher durch seine hinreißende Beredtsamkeit, so wie durch das Lichtvolle und Herzergreifende seiner Lehren und seinen sanften Charakter, den Verirrten und Lasterhaften oft wieder auf den rechten Weg zurückgebracht und Balsam in manches tief verwundete Herz gegossen.

Daß Bahrdt sich übrigens auch um die evangelische Kirche sehr verdient gemacht, beweisen seine Schriften, von welchen in Bezug auf die deutschen, ich nur folgende wenige anführen will: Betrachtungen über wichtige Wahrheiten des Glaubens und der Sittenlehre, nach den Sonn- und Festtagsevangelien. Leipzig, 1750. Der feste Grund der evangelischen Wahrheit, auch in Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien. Ebend. 1757. Lebensgeschichte Jesu. Ebend. 1772. Evangelische Sittenlehre Jesu in kurzen Auszügen aus den Sonn- und Festtagspredigten. 2 Bde. Ebend. 1766—69.

*) Um diese Zeit schlossen Plaz und Bahrdt einen Freundschaftsbund, der auch ununterbrochen bis zum Tode Bahrdts fortdauerte.

*) Von diesem besonders wegen seiner Todesart merkwürdigen Manne werde ich nächstens in diesem Blatte eine weitläufige Relation liefern.

Neuerlich in Preußen erlassene Verordnungen in Betreff von Büchern und Zeitschriften.

Am 26. December wurde die unparteiische Universal-Kirchenzeitung für die Geistlichkeit und die gebildete Volksclasse des protestantischen, katholischen und israelitischen Deutschlands, Frankfurt a. M. redigirt von

Dr. Julius Könighaus, wieder erlaubt, „weil seit einiger Zeit die Redaction das Bestreben der diesseitigen Staatsverwaltung nicht mißfällig zu werden, sondern den Charakter der Unparteilichkeit zu behaupten zeigt, so haben das königl. Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, des Innern und der Policei, so wie der auswärtigen Angelegenheiten sich veranlaßt gefunden, das angeordnete Verbot innerhalb der königl. Staaten mittels Erlasses vom 26. December v. J. zurückzunehmen.

Den 19. Januar d. J. wurden die Mémoires d'un prisonnier d'état au Spielberg. Par A. Andyane. Bruxelles, Meline et Co. 1837 verboten, weil dieselben nicht allein viele in politischer Hinsicht durchaus verwerfliche Stellen enthalten, sondern auch nach der Aeußerung des Ober-Censur-Collegii überhaupt, für den Zweck der Aufregung und um die von den Regierungen zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung getroffenen Maßregeln in einem gehässigen Lichte darzustellen, abgefaßt sind.

Im Februar wurde die von A. Lewald in Stuttgart herausgegebene Zeitschrift: Europa, welche, seitdem sie die Beurmannschen Briefe über Berlin enthalten hatte, unter diesem Namen verboten, unter dem des Echo für die gebildete Welt aber stets erlaubt war, wiederum unter dem Namen „Europa" erlaubt!!

Am 16. Februar wurde in Berlin Folgendes publicirt: „Von dem bekannten Prof. Goerres ist gegenwärtig eine Schrift über die Cölner Angelegenheit unter dem Titel: Athanasius, Verlag bei G. Joseph Manz in Regensburg, erschienen, über welche, da sie freche Verunglimpfungen des preuß. Gouvernements enthält und in einem aufregenden Tone geschrieben ist, das Verbot erlassen wird."

Anfang März wurde bekannt gemacht: Das hohe Ministerium hat die Zulassung der bei Hoff in Mannheim erschienenen beiden Novellen v. Laube: die Krieger, 2 Thle., und die Bürger, 1 Thl., nicht bewilligt.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Ein Lord tödtete im Rausche den Aufwärter eines Gasthauses. Erschreckt über diesen entsetzlichen Vorfall eilte der Wirth zu ihm und sagte: „Mylord, wissen Sie, daß Sie meinen Kellner getödtet haben?" Kaltblütig antwortete der Engländer: „Nun gut, setzen Sie ihn auf meine Rechnung."

Eine Frau, die gefährlich krank lag, stammelte aus dem Gesangbuche den Vers:

Komm, o Tod, des Schlafes Bruder,
Komm, und führe mich nun fort! ꝛc.

Ihr Mann stand unten am Ende des Bettes, und betete mit thränenden Augen mit:

O du großer Gott erhöre,
Was dein Kind gebeten hat.

Ein junger Mann hatte eine Liebschaft mit einer Nähtermamsell eingeleitet. Er lud sie zum Spazierengehen ein, doch schlug die Holde dies ihrem Geliebten in pretiösem Tone ab, indem sie meinte: „Meine Anbeter haben mich stets fahren lassen, und so hoffe ich, daß auch Sie mich nicht gehen lassen." — „Keineswegs," antwortete der Enttäuschte, „auch ich will wie Ihre früheren Anbeter handeln und jetzt gehen, um sie fahren zu lassen." Mit diesen Worten empfahl er sich und ward nicht mehr gesehen.

Ein etwas vorlauter Droguist hatte in einer Gesellschaft die ganze Unterhaltung an sich gerissen und sprach unaufhörlich von seinen Geschäftsreisen und Leistungen, was durchaus für die Anwesenden kein Interesse hatte. „Sie haben uns nun von so vielen Kräutern und Wurzeln unterhalten, und scheinen also in der Kräuterkunde sehr bewandert zu seyn," fiel ihm ein Anderer endlich in's Wort: „Können Sie mir nicht sagen, wie viel das Pfund Kubikwurzeln kostet?" — Alles lachte und der Schwätzer blieb die Antwort schuldig.

Ein Schlossermeister ward beordert, in einem Hause ein Schloß zu öffnen, wozu der Schlüssel verloren gegangen war. Der Meister sandte seinen jüngsten Lehrling. Dieser versucht nun alle Schließhaken, findet aber in langer Zeit keinen, der das Schloß öffnet; da wendet er sich endlich voller Angstschweiß gegen die Umstehenden und fragt wehmüthig: „Aber wo haben Sie denn den Schlüssel?"

Herr A***, Mitglied einer Landtagsversammlung in ***, bestieg die Rednerbühne zum ersten Male, um bei Berathung eines neuen Criminal-Gesetzbuches eine Rede zu halten. Er begann seinen Vortrag mit den Worten: „Der Mensch ist von Natur ein Thier" — — blieb aber, durch irgend etwas irre gemacht, bestürzt plötzlich stecken. „Ich trage darauf an," rief schnell einer seiner Gegner, „daß diese Rede gedruckt und das Portrait des Redners beigefügt werde."

In einem nicht eben lobenswerthen Stücke der Madame Birch-Pfeiffer: „die Engländer in Paris" (abgedruckt im Jahrbuche deutscher Bühnenspiele, herausg. v. Gubitz, 1838) kommt folgende Stelle vor:

Lord (steht wie versteinert und traut seinen Sinnen nicht). — Lady (der ein Stein von der Brust fällt)! — Patrik (sinkt mit einem fürchterlichen Gesichte auf der andern Seite nieder).

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Natur ist ihr Losungswort, Originalität ihr Feldzeichen, Glauben und Liebe die Devise ihres Banners, ihr Gebiet das

schrankenlose Weltall, die Tiefe des Menschenherzens, die Höhe des Menschengeistes, der unendliche Raum zwischen Hölle und Himmel, und alles, was davon umschlossen ist." — Dieß ihr Ziel, hofft der Charakteristiker, wird sie erreichen, da das klare Bewußtseyn, die sichere Erkenntniß dessen, was sie soll und will, die Abgemessenheit und Ruhe, mit welcher sie sich der fortschreitenden Zeit anschließt, zu bestimmt in den neuesten Schöpfungen, Victor Hugo's namentlich, hervortreten. — Wir achten die neuesten Strebungen V. Hugo's, besonders auch in seinen „innern Stimmen;" müssen aber nach ihnen zweifeln, daß er schon zum klaren Bewußtseyn und zum ruhigen bestimmten Fortschritt gelangt sey. — Die Lebensgeschichte des Dichters, welche uns Hr. Adrian mittheilt, ist fast ganz in dem Artikel des neuesten Brockhausischen Conversations-Lexikons enthalten: wir erfahren hier nichts Neues. — Darauf läßt er eine Betrachtung der Schriften des Dichters folgen, um sie zu charakterisiren, und leitet diese durch eine Darlegung der hervorstechendsten Eigenschaften seiner Poesie ein, die darauf hinausgeht: sie schwebt zwischen Himmel und Hölle, bald zu jenem sich aufschwingend, bald in die düstern Regionen des Schreckens und Grausens, der Nacht und des Grabes hinabstürmend auf den Fittigen einer kühnen Phantasie, welche die grellsten Gegensätze verbindet und zu der sich eine lebendige und alles belebende Anschauung, eine Seherkraft gesellt, „wie sie ein Homer, ein Dante, Shakspeare und Lord Byron kaum in höherm Grade besessen."

Der König amüsirt sich. Drama. Deutsch von O. L. B. Wolff. Nach V. Hugo's Manier zerfällt dieß Drama in fünf Handlungen, in deren jeder verschiedene Personen auftreten, und deren jede auch ihren eigenen Titel führt. Dem Klassicismus ist insoweit nachgegeben, daß jede Handlung den Schauplatz unverändert, jedoch gemeiniglich zwei, auch wohl drei verschiedene Orte zugleich schauen läßt, an welchen die Handlung vorgeht. Erste Handlung. Herr von Saint-Vallier. — Ein Fest im Louvre, auf dem, wie der Dichter ausdrücklich angibt, eine gewisse Freiheit herrscht, das ein wenig den Charakter einer Orgie hat, führt uns Franz I. vor mit seinem frivolen und verächtlichen Hofe. Gleich im ersten Auftreten erklärt der König einem seiner Hofleute, daß er sein Abenteuer mit einer unbekannten Schönen, welche er, in seiner Verkleidung mit einem grau wollenen Gewande, an jedem Sonntage in der Kirche sieht und die in einem von einer Mauer umschlossenen Häuschen im cul de sac Bussy unfern dem Hotel Cossé wohnt, wo sich Abends geheimnißvoll verhüllt ein Mann einschleicht, zu Ende bringen wolle. — Sie hören kommen und der König gebietet Schweigen, denn „Wem's in der Liebe glücken soll, der schweige." — Er fordert den nahenden Hofnarren Triboulet, der diese letzten Worte gehört hat, auf zu sagen, ob dem nicht so sey, und dieser antwortet:

„Geheimniß heißt die einz'ge Hülle,
Wo ein gebrechlich Liebeshändelchen
Sich sicher weiß." —

Es nahen mehrere Hofleute und das Gespräch wendet sich auf die Schönheit der anwesenden Damen, unter welchen der König besonders eine, die Gattin eines anwesenden Hrn. v. Cossé preiset, die nicht undeutlich sich gern dem Könige zu Allem geneigt zeigen würde, wenn ihr eifersüchtiger Hüter sie nicht wie ein Argus bewachte, der sie selbst in die Provinz schleppen will, worüber der König ihr mit den schmeichelhaftesten Worten seinen Unwillen bezeugt, und worüber der dicke Herr von Cossé weidlich gefoppt wird von Allen, besonders aber von dem Hofnarren Triboulet. Dieser schleudert gegen Jedermann die beißendsten Sarkasmen und wird daher auch von Allen gehaßt. Sie denken darauf, sich an ihm zu rächen, und willkommen ist ihnen die Kunde, daß der Buckligte ein Schätzchen habe im Cul de Sac Bussy, wo sie sich um die Dämmerung bewaffnet einfinden wollen. Unter den so Verschworenen ist auch der Dichter Marot, der für den Vater der neueren französischen Dichtkunst gilt, und unser Dichter geht mit diesem Vater arg genug um: er erscheint hier als der Insipideste von allen den Insipiden, welche die glänzendsten Namen Frankreichs, Montmorency, Montgenü und ähnliche an den Pranger stellen mit der königlichen Majestät. Da wird dem Hofnarren, der eben darauf sinnt, wem er einen Streich spielen solle, und beschließt, es solle dem Könige selbst gelten, angezeigt, daß ein ganz schwarz gekleideter Greis, Herr von Saint-Vallier, der Vater der berühmten Diana von Poitiers, den König sprechen wolle. Der kommt ihm gerade recht. Er war zum Tode verurtheilt wegen seines Verständnisses mit dem Connetable von Bourbon, der ein Complott gegen des Königs Leben geschmiedet hatte, und wurde von Franz dem ritterlichen Könige begnadigt, weil — seine schöne und tugendhafte Tochter, vermählte Gräfin von Breyé, ihre Keuschheit als den Preis für das Leben ihres Vaters ihm opferte. Der Greis dringt ein trotz der Weigerung der Hofleute und des Königs, der zornig auf ihn zutritt, als Triboulet den König abhält und in den bissigsten Reden den tiefen Schmerz des Vaters und des Edelmanns verhöhnt unterm Beifall der Hofleute. — Hr. von Saint-Vallier läßt sich aber nicht davon abhalten, dem Könige eine ziemlich lange Strafpredigt zu halten; welche den König so erzürnt, daß er ihn festzunehmen befiehlt, und Triboulet lachend ausruft: „Der gute Mann ist toll, Sire!" —

(Fortsetzung folgt.)

Kummers Lachen.

Seit Liebchen mir untreu worden,
Verzehrt sich in Kummer mein Herz,
Doch hab' ich keine Thränen
Und kann nur lachen vor Schmerz.

Das ist wohl Vielen ein Räthsel,
Doch Eine wird mich versteh'n:
Sie hat mich an ihrem Busen
Im Glück einst weinen geseh'n.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 92. Donnerstag den 7. Juni 1838.

Correspondenzblatt.

Correspondenz-Brief an die Redaction „Unsers Planeten."

Geehrter Herr Redacteur!

Zwar weiß ich nicht, ob Bromberg eine Stadt ist, würdig genug, um in einem öffentlichen Blatte besprochen zu werden, ohne die Langeweile der Leser zu erregen, wie der Correspondenz-Artikel so viele, die über Krähwinkel berichten, und uns die Lebensschicksale seiner berühmten Personen unaufgefordert und ungewünscht erzählen, — doch über viele dieser Kleinstädte glaube ich unser Bromberg dreist ohne Anmaßung stellen zu können.

Selbst dem minder Gelehrten möchte beim geographischen Studium der Bromberger Canal nicht entgangen und so der Namen unsrer Stadt bekannt geworden seyn, aber auch eine nähere Bekanntschaft mit derselben würde gewiß Manchen interessiren, der in den so viel als unwirthbar verschrieenen Gegenden Polens sich wohl nimmer ein niedliches von Bergen umgürtetes und von einem nicht unbedeutenden Flusse umnetztes, gar anmuthig gebautes Städtchen denken kann: — Ich sage Städtchen, um nur ein Mal den Geographen Recht zu lassen, doch möchte man in Vielem es wohl eine Stadt nennen können, haben wir doch an den Schleusen des Bromberger Canals die herrlichsten Spaziergänge, die von einem hier bestehenden Vereine zur Verschönerung der Stadt gepflegt und gehegt, die breitesten, bequemsten Promenaden mit schattigen, versteckten Nebenwegen, die mannichfachste Abwechslung von Baum-, Busch- und Wiesen-Partieen bilden, getrennt und geschmückt durch den so künstlich als schön angelegten steinerbauten Canal. — So ist Schleuse für Schleuse der Sammelplatz zur Lust des fröhlich-geselligen Völkchens, und wenn wir an der 3. Schleuse den niedern Stand im heitern Jubel erblicken, so ist die 4. der Sammelplatz der schönen Welt, die gar zahlreich hier ist — und die 5. oder 6. Schleuse, bis wohin die Promenaden schon unvollkommen sind, geben Plätze für Land-Partieen und Zielorte rüstiger Fußgänger.

Sind die Schleusen die Sammelplätze der eleganten Welt im Sommer und wird da manch Stündchen herrlich im Freien, im Genuß des Gesanges gehegter Nachtigallen und anderer Singvögel verplaudert, so vereinigt der Winter unsere Bevölkerung in Concerten oder im Theater. Die Concerte gibt ein aus Liebhabern gebildeter Musikverein — und vermögen sie sich gleich nicht mit denen Berlins zu messen, ein Fremder wird in ihnen weit seine Hoffnungen übertroffen, wenn er nicht Vergleiche mit berühmten Meistern anstellt, sich recht innig erfreut und befriedigt finden. Das Theater ist nur vorübergehend hier. — Es spielt die auch in Posen gern gesehene Gesellschaft des Herrn Vogt, deren Lob sich am besten dadurch ausspricht, daß anerkannt große Männer es nicht verschmähen, Gastrollen mit derselben zu geben — wie noch ohnlängst das Beispiel der Mad. Crelinger gezeigt hat. — Freilich mußte sie durch Manches einen gar wunderlichen, sehr kleinstädtischen Begriff von uns bekommen, doch wird ihr die hohe Verehrung, die ihr auch von Nicht-Enthusiasten gezollt ward, gewiß zeigen, wie nicht Unkenntniß mit größern Schauspielern, sondern nur Enthusiasmus manche Kleinstädtereien hervorrief. —

Auch sonst von durchreisenden Künstlern wird unsre Stadt viel besucht, und wir haben weder der Concerte auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, noch des norddeutschen Liedersängers noch Anderer entbehrt. — Ganz vor Kurzem ließ sich auch ein Virtuos auf der sogenannten Glasharmonika hören, dessen jammervolles, taktloses Spiel um so weniger begreiflich war, als er schon seit 1830 immer dasselbe in allen Städten spielte, — wie die der Ersparniß wegen immer mitgenommenen dem neuen Orte angepaßten Zettel bezeugen, und doch zu wenig Talent hat, um endlich das leichte Stückchen zu lernen. — Und solch Holzmännlein nennt sich Virtuose, ist das auch ein Fortschritt unserer Zeit, doch still und weiter.

Diesen Winter fanden die Vorlesungen des Hrn. Dr. Rotscher über Einiges von Shakspeare, Calderon, Gorthe und Schiller viel Beifall — und waren besonders von Damen stark besucht. —

Aus dem Allen sehen Sie, daß es uns an den Freuden der großen Städte nicht fehlt, daß wir sie ganz genießen und nicht in dem Miniatur-Maßstabe andrer Kleinstädte. (Uebrigens gebe ich unsrer Stadt nur diesen Namen aus großer Bescheiden-

heit und hoffe, daß sie nach dem Allen, was gesagt ist, die Unsere für eine achtbare große Stadt halten und alles Klein fortlassen, es müßte etwa der Name Klein-Berlin für sie gemacht werden, das wäre was Anderes), aber in uns lebt etwas, was uns unsre Stadt den Großstädten vorziehen läßt, es ist der überaus gesellige Ton und vergnügliche Sinn seiner Einwohner, — und wenn sich ein Fremder Anfangs nur um so abgeschlossener findet, wenn er Alles so zusammenhalten sieht, gleich einer Kette, weiß er nur das Mittel, sich zum Gliede derselben zu machen, er wird sich bald heimisch finden und glücklich!

Aber die Gastfreiheit der Bewohner Brombergs bietet jedem Fremden hinlängliche Gelegenheit, Glied dieser oder jener Familie, lieber und geachteter Mitbürger Allen zu werden. Es muß für jeden fremden Beobachter gewiß einen überraschenden, aber sehr erfreulichen und für die Einwohner einnehmenden Anblick gewähren, wenn er sieht, wie traulich sich auf den Straßen Alles die Hand und herzlichen Gruß gegen herzlichen Willkommen gibt, so wie die Einwohner hier ein Gemisch von Polen und Deutschen sind — so findet man auch polnische Gastfreiheit und deutsche Biederkeit und Herzlichkeit im traulichsten Einklange. —

So finden sich der freundlichsten Privatzirkel für Jeden, dem um dieselben zu thun ist, genug, aber auch die, die gern in glänzenden Gesellschaften, bei reichlichen Diners, auf zahlreichen durch Damen schön geschmückten Bällen, prächtigen Soireen oder gelehrten Gesellschaften leben, werden hier vollkommene Befriedigung ihrer Wünsche, dort Glanz und große Zahl der Gäste, hier denkende und belehrende Gesellschaft finden. —

Daß unter solchen Umständen es diesem Volke, wie wir es kennen gelernt, nicht an reger, inniger fast leidenschaftlicher Vaterlandsliebe und regem Wunsche für die Wohlfahrt unsers guten Königs fehlt, ist gewiß einleuchtend, und möchten sich Zweifel dagegen erheben, da man mir einwenden wird, wie die Polen nicht so inniger Liebe für unser Land und Anhänglichkeit an unsern König fähig seyn könnten, so muß man bedenken, wie der Umgang mit alten Preußen und daß sie so durch die ihnen lieb gewordenen Freunde Volk und König kennen lernten, sie zu treuen Dienern desselben gemacht hat. —

Ja mit Stolz kann ich sagen, es ist ein echt patriotisches und unserm Könige in inniger Liebe ergebenes Volk, das Bromberg bewohnt. — Wie hätten die Erinnerungstage von Preußens Ruhm und Ehre ungefeiert vorübergehen können? — Das Februar-Fest war gefeiert — wie alle Jahre; aber zu einem andern größern Feste machte man Anstalten, es war das der 25jährigen Feier des Aufrufes, und nicht in dem beschränkten Kreise derer, die damals Theilnehmer der Ehre und des Kampfes waren, sollte es bleiben, Alle die da wollten, wurden eingeladen zu Preußens Jubelfest, daß es ein allgemeines werde und das neu entstandene Geschlecht sich mitfreuend mit den Helden des Freiheitskrieges, jene Gluth-Begeisterung einathme, die damals jedem Einzelnen Größe verlieh. 180 fanden sich, an dem veranstalteten Mahle Theil zu nehmen, Tausende feierten das Fest im Herzen mit. —

Echt militärisch wie die Zeit, die ihm Entstehung gab, war auch das Fest.

Trommeln und Trompeten erweckten die Schläfer zu dem herrlichen Morgen des 17. März, es war die Reveille von den Tambouren des hier garnisonirenden Füsilier-Bataillons 19. Infanterie-Regiments, den Landwehr-Bataillons 14. Regiments und den Trompetern einer Escadron Landwehr-Uhlanen ausgeführt. — Frohlockend begrüßte man den Frühlingsmorgen — doch wer spät aufstand, fand schon düstern Himmel und regenschwarze Wolken; nichts destoweniger sah man das Militär geschäftig und im höchsten Schmuck durch die Straßen eilen. Auch an zierlich geputzten Damen und Herren fehlte es nicht, 25 Kanonen-Salven eröffneten das Fest. Es schlug 11 Uhr, und der Generalmarsch, der die Straßen hinabwirbelte, rief die Soldaten an ihre Plätze. Sie bildeten ein großes geräumiges Viereck, dessen leerer Raum sich füllte, als in einer Stunde durch abermaliges Trommeln aller hier befindlichen Spielleute den im Rathhause versammelten Civilbeamten das Zeichen gegeben ward, sich im Zuge, Musik an der Spitze, dem Sammelplatze zu nähern und in das Quarree zu treten.

Der Herr Consistorial-Rath Romberg hielt eine kurze, kräftige Rede, in der er uns an's Herz legte, wie von den vielen Ehrentagen Preußens dies der wichtigste sey, dessen Andenken von Kind zu Kind forterben und in der Geschichte fortleben werde, daß auch die Nachwelt erstarke durch die Kraft und Liebe, die ihn entstehen ließ, daß auch die Nachwelt den seit ihm entstandenen Wahlspruch Preußens erkenne beherzige und so in den Tod gehe, wenn es das Schicksal gebeut, mit Gott für König und Vaterland.

Die Sonne durchbrach ihren Wolkenschleier und lächelte Segen verheißend auf das Volk.

Nachdem die Rede geendigt und das Militär zur Parade aufgestellt war, ward dem König ein kräftiges, vielstimmiges Hurrah gebracht, in welchem das in ungemeiner Anzahl versammelte Volk jauchzend mit einstimmte. Man begab sich nun in das Resourcen-Gebäude, ein großer Saal und die beiden in seiner Verlängerung befindlichen Zimmer waren geschmückt. Ein geschmackvolles Arrangement hatte seine Wände mit Festons von Tannenkränzen und sinnig zusammengestellte Quodlibets von Waffen geziert, über welchen Schilder prangten, deren Inschriften Leipzig, Belle-Alliance, Katzbach, Wartenburg ꝛc. uns die Tage unsers Ruhmes vor Augen, die Thaten unsrer Eltern in's Gedächtniß und unser ganzes Sinnen zu dem Streben führten, auch einst dem Vaterlande so unsre Liebe zu zeigen, auch Siege denen gleich, welche dort vor uns prangten, erringen zu helfen; dort in der Tiefe des Saales, wo das Orchester steht, waren die Festons so an einander gereiht, daß sie eine dichte grüne Wand bildeten; die an dieselbe gelehnten Säulen gaben ihr Nischenform, in der Mitte derselben auf einem Postamente stand die Büste unsers theuern Königs, ihm zu Häupten hing ein großes Landwehrkreuz. Das treue gute Volk und der erhabene König konnten nicht besser zusammengestellt werden. Die Mitte der Längenwand des Saales schmückte das eiserne Kreuz, um das die sonnenartig geordneten Säbelklingen eine Glorie bildeten. In diesem Bilde sehen wir, wodurch Preußen siegte, durch festen Glauben, scharfes Schwert. — Von dem andern Zimmer, das eben so geschmackvoll decorirt war,

erwähne ich nur, daß in demselben, gerade gegenüber der Büste des Königs, die des Kronprinzen aufgestellt war, so wie die des Königs, rechts und links von einem Waffen-, Trommel- und Fahnenbouquet umgeben; große Fahnen neigten rechts und links ihre Schleier vor dem Thronerben, er aber blickte vertrauungsvoll auf den Vater, sah das Landwehrkreuz und wußte, wie ihm kein Feind würde schaden können, da er ein Volk beherrschen werde, welches Blut und Leben für Gott, König und Vaterland gern verliert.

Das Mahl begann, der Aufruf ward verlesen, und dann wurden der Reden viele gehalten. Dem Toaste auf den König, der sein Volk so wohl erkannt und so sehr liebt, folgte ein kurzes Lob des Bürgerstandes und der Erwähnung, wie er so gern einst Alles dem Vaterlande geopfert, den Trauring selbst nicht schonte, woran doch die Gatten mächtig durch Vaterlandsliebe verbunden; nun kam ein kurzer, effectvoller Toast auf das preußische Heer, den der Commandeur des hiesigen Landwehr-Bataillons, Hr. Major von Grabowski, in den derben ergreifenden Worten aussprach:

„Es lebe das siegreiche preußische Heer, hurrah,
Es lebe die vor 25 Jahren gestiftete Landwehr, hurrah,
Beide knüpft ein Gott nur, ein König, ein Band,
Mit Gott für König und Vaterland. Hurrah."

und jubelnd rief die muthig entflammte Gesellschaft das jedesmalige Hurrah nach. —

Den Helden des gefeierten Krieges ward dann eine Rede gehalten, an die sich eine Gedächtniß-Rede auf York, dann ein Toast auf Preußens Frauen, die durch Krankenpflege und Unterstützungen sich Ehre, Lob und Preis erworben, schloß. Auch Blücher ward ein herzlich gefühlter Toast gebracht, und eine zweite Rede auf York ehrte diesen Helden, indem sie uns die Liebe zeigte, die er für seine Soldaten, sie für ihn gehegt hatten.

Zwischen diesen Reden wurden die begeisternden Volkslieder „Heil Dir im Siegerkranz", „Der König sprach, und Alle, Alle kamen", „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" ꝛc. gesungen.

Wahrhaft ergreifend war es, als während des ersten Liedes durch den von Tambouren geschlagenen Sturmschritt und dann den durch einzelne Schläge unterbrochenen Wirbel der Kampf angedeutet und eine etwas rege Phantasie für Augenblicke in jene Zeit der Kriegslust versetzt ward.

Groß war auch der Genuß dieses Tages, er kettete das Volk noch inniger an seinen Herrscher und begeisterte für Gott und Vaterland.

Die Erinnerung an große Zeiten ist selbst groß und herrlich — das war es, was mich bewog, so ausführlich unser Fest abzuhandeln, das zwar mit dem großen Zapfenstreiche um 9 Uhr Abends schloß, sich aber in Erinnerung erhalten wird lange, lange Zeit und dessen gute Wirkung ewig bleibt. —

Was soll ich nun noch viel sagen? Vor der Sonne erblindet jedes Licht; doch daß wir, die wir noch vor acht Tagen den Schnee Fußhoch auf den Straßen liegen und vor nicht zwei Monaten die sibirische Kälte von 25° hatten, und sich heute das prächtigste, nicht Frühlings-, nein Sommer-, Juni-Wetter und -Wärme einstellte, gleichsam als wollte Frühling sein Geburtsfest recht pomphaft begehen — will ich noch hier bemerken.

Ich schließe; können Sie obigen Aufsatz ganz oder stückweis für Ihr Journal gebrauchen, und lassen Sie ihn abdrucken, so nehmen Sie zum Dank für meine Arbeit nur den Tadel auf sich, wenn er, wie so viele Correspondenten-Artikel in's Lange und Breite gerathen ist, ich will nichts verantworten und ich hoffe, daß Sie in diesem Letzten zugleich meine Rechtfertigung abdrucken werden, und Sie mögen dann nur getrost verzehren, was ich eingebrockt.

Aber mein Gott, werde ich nicht langweilig? — Adio, Adio — und findet sich mal wieder etwas, so schreibe ich wohl wieder als Correspondent.

Bromberg, im April 1838. Ihr
C. v. Heugel.

Dresden.

(Schluß.)

Heute endlich bin ich im Stande, über die Hugenotten mein Gutachten abgeben zu können, denn nach vielen und künstlichen Manövren und vielfach angewandter Kriegslist bin ich so glücklich gewesen, ein Billet zur Darstellung dieser Oper zu erjagen. Wie blutsauer es mir jetzt wird, über das Theater zu schreiben, das glaubt mir Niemand, mir, der ich sonst einer der eifrigsten Kläffer am großen Kunststall war. — Der Andrang des Publikums, um diese Oper zu hören, ist ungeheuer, man schlägt sich Mann gegen Mann um ein Billet, so daß die Theaterkasse mit doppelten Wachen besetzt werden mußte. Ob sie aber den grenzenlosen Beifall, der ihr gezollt wird, auch verdient, das ist eine Frage, die ich unbedingt verneine. Nicht, als ob ich ihr jedes Lob versagen wollte, ich kann sie nur nicht für ein Kunstwerk halten. Ihr Hauptzug ist die Geistreichigkeit, woran fast alle Kunstprodukte dieser Zeit kränkeln. Denn das ist kein Geistesreichthum, sondern Armuth, nicht Kraft, sondern Schwäche. Ein paar Worte werden mich deutlich machen. Der großen Mehrzahl unserer Dichter und Künstler ist es gar nicht darum zu thun, in ihren Schöpfungen Natur und Kunst zu versöhnen, wodurch die künstlerische Wahrheit als höchstes Product poetischer Bestrebungen gewonnen wird, und was Tieck so schön in den Worten ausdrückt:

Der Wahrheit heitres Angesicht
Verklärt zur Schönheit das Gedicht,

sondern bei weitem den Meisten, namentlich den Anhängern der sogenannten modernen Kunstschule, ist es Aufgabe alles Wirkens, neu, interessant, originell, wo möglich frappant zu seyn, unbekümmert um Natur und Wahrheit, wie um die Tochter derselben, die Schönheit. So Meyerbeer. Ihm kommt es gar nicht darauf an, schöne Motive schön durchzuführen, Charaktere melodiös zu schildern, Situationen harmonisch zu malen, die

Instrumente immer in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wirken zu lassen, und so nach allen Richtungen hin wahr und wahrhaft zu seyn und das Schöne zu gewinnen. Nein, er will frappiren — er will nicht erfreuen, er will in Erstaunen setzen, er will ungewöhnlich seyn, Einfachheit und Wahrheit sind ihm Trivialität. Und diese Tendenzen bezeichne ich mit dem Worte Geistreichigkeit. Ob mit Recht? das will ich dahin gestellt seyn lassen. Es könnte am Ende doch wohl der Fall seyn, daß man sich an älteren Gerichten den Magen verdorben hätte und nun die neuen Leckerbissen nicht goutiren könnte. — Meines Erachtens haben die Hugenotten — welche Heine in seinen herrlichen Briefen über das französische Theater wohl nur aus Freundschaft für Meyerbeer so hoch stellt — die Hugenotten, sage ich, haben den Beifall, den sie hier finden, mehr der unvergleichlichen Ausführung, als ihrem intensiven Gehalte zu danken. Unter dem darstellenden Personale steht Mad. Schröder-Devrient als Valentine natürlich oben an, wie immer. Nie habe ich die Leidenschaft so verklärt und riesenhaft gesehn, wie durch die Devrient in dieser Rolle. Was Liebe, Angst, Verzweiflung, Schreck, Zorn und Mitleid Erhabenes besitzen, das bringt diese große Frau zur Erscheinung. Die Liebe! Kein Dichter kann sie in ihrer ganzen Allmacht und Raserei, in ihrer vollsten Göttlichkeit so malen, wie dieses genialische Weib. In jedem ihrer Blicke liegt eine Geschichte der Seele, jede Scene, von ihr gespielt, ist ein Compendium der Psychologie. Was Compendium! Ein Professor kann uns in einem Triennium nicht so viel Aufschlüsse über das menschliche Herz geben, wie Mad. Devrient in einer Minute. — Herr Tichatschek sang den Raoul, die vom Dichter und Componisten reich ausgestattete Hauptpartie, und dennoch erschwang er bei allen seinen bedeutenden Mitteln nicht die Hälfte von dem, was Hr. Wächter in der nicht sehr großen des Nevers, wenigstens nicht in den Augen des Kenners. Warum? Wächter spielt und singt, Tichatschek gibt nur Töne von sich und bewegt sich nur. Was hilft es, daß diese Bewegungen heftig und diese Töne stark sind? Sie sagen uns doch nichts, als daß Hr. T. eine Stimme, nebst Händen und Beinen hat.

In einem Concerte, welches den 21. d. M. unser großer und berühmter Violoncellist, F. A. Kummer, gab, erfüllte mich Beethovens dritte Ouvertüre zur Leonore, nachgelassenes Werk, mit schmerzlicher Wehmuth. Wie in allen späteren Werken des großen und unglücklichen Mannes herrscht auch hier eine wehevolle Zerrissenheit und eine erhabene, aber wilde Genialität, die in allen Welten und Himmeln das Kühnste und Herrlichste zusammenrafft, aber nicht mehr zu harmonischer Einheit und vollkommen plastischer Schönheit verarbeiten kann. Diese Ouvertüre zumal hatte der hohe Meister der Vergessenheit gewidmet und nur der rasche Tod hatte ihn an ihrer Vernichtung gehindert. — Kummers großartiges Cellospiel ist so gefeiert, daß ich mich einer Charakteristik desselben füglich überheben kann.

H. F. Mannstein.

Lübeckische Taubenpost.

Von Alexander Soltwedel.

Im März 1838.

Endlich zeigt uns der Himmel ein freundliches Gesicht, der Schnee zerschmilzt vor den Strahlen der Sonne, die Schlittenpartieen haben ein Ende und Phantasus würde mir den lieblichen Frühling mit seinen Nachtigallen und seinem Blüthenduft herzaubern, ich würde Frühlingsgesänge dichten, wenn nicht — wenn nicht — unsere Straßen jetzt einen zu abscheulichen Anblick darböten. Du lächelst, lieber Planet? Ha, du hast gut lachen, du sitzest da in Leipzig-Ithaka oder wandelst (nisi error) auf reinlichen Trottoirs säuberlich einher, während deinem unglücklichen Correspondenten jeden Augenblick zwischen den Gassenstürzbädern der freien Hanseestadt seligen Andenkens ein unpoetisches und noch dazu obscures Ende bevorsteht; denn ich bezweifle, ob der hochgelahrte M. Bergmann mir einen so langgeschwänzten Nekrolog mit ellenlangen Anmerkungen halten wird, wie er es neulich dem weiland Zollikofer im Planeten angethan hat. — Im Vertrauen, mein lieber Planet, der gottesgelahrte Herr Magister besitzt eine abscheulich langweilige Gelehrsamkeit, und ich möchte ihm rathen, lieber erbaulich-einschläfernde Sermone zu halten, als — für Journale zu schriftstellern.

In der Mitte des vorigen Monats hätte man glauben können, unser sonst so spießbürgerliches Lübeck wäre epileptisch geworden; — das war ein ewiges Flüstern und Zwitschern, ein Geheimnißauskramen und Zischeln, und man mochte in ein Kaffeehaus treten, man hörte: Ole Bull; man ging zu Friehold, um ein Beefsteak zu essen: Ole Bull, man schlenderte in's Theater, mehr um Zuschauer, als Schauspieler zu sehen, wieder: Ole Bull; kurz da war kein Abendessen und kein improvisirter Thee mit oder ohne Tanz, wo dieser Bull nicht das Lieblingsgeschwätz vom schlechten Wetter aus dem Felde geschlagen hätte! — Und nun, als man in den Lübeckischen Anzeigen las:

„Herr Ole Bull, Particulier, mit Bedienung, logirt in Stadt Hamburg."

Weg war der Lübeckisch-stoische Gleichmuth, weg schien der Krämergeist und ein epidemisches Kunstgefühl schien alle, vom Senator, der stolz daher schreitet, bis zum Eckensteher, dem die Naivetät aus dem Rockärmel guckt, zu begeistern; — aber wie abscheulich hat dieser Bull uns geisteskranke Lübecker barbiert, wir, denen der Himmel schon voller Geigen hing, haben keinen einzigen Ton seiner Geige vernommen. — „Aber die Ursachen?" fragt der Leser. Ich antworte und sage: c' etait impossible, denn die Kartoffeln sind dies Jahr theuer, es sind dieses Jahr nur 700 Schiffe eingelaufen, kurz es sind schlechte Zeiten, obgleich man mit silbernen Löffeln ißt, goldene Uhren und seidene Kleider trägt. — Vielleicht dachte Herr Ole Bull, wir Lübecker hätten keinen musikalischen Takt, oder: wir würden ihn durch unsere Kennerschaft aus dem Takte bringen, kurz er ließ nichts von sich hören und zog von dannen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 93. Montag, den 11. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

Nach A. Ricard.

Gegen die Mitte des Monats Juli hielt eine schöne, mit reichem Stoffe ausgeschlagene Kalesche in der Vorstadt la Prissonnière vor dem Hause des Herrn Gérard, die schönen Rosse wurden ungeduldig unter der Hand des dicken Kutschers, der, obgleich ohne Livrée, auf seinem blauen, mit gelben Borten eingefaßten Sitze gar stattlich aussah. Eine junge, mehr anmuthige, als schöne Frau schwang sich in den Hof herab, ohne den Tritt zu berühren, ging an der Thürsteherin vorüber in den ersten Stock und benützte dort eine offene Thüre, um schon nach einem Augenblicke im Salon des Herrn Gérard zu stehen, welcher von dieser unangekündigten Erscheinung etwas betroffen sich erhob und ihr entgegen kam:

„Wie, Frau Gräfin, Sie sind es?"

Nicht ohne sichtbare Zerstreuung bot ihm die Gräfin beide Wangen zum Kuß und suchte während dessen mit umherforschenden Blicken eine Person, wegen welcher sie offenbar gekommen und die sie nun nicht finden konnte.

„Nun! und Ihre Gemahlin, und mein Pathchen Cäcilie, wo sind sie?"

Gérard klingelte, ein Diener erschien und erhielt den Auftrag, seine Frau von der Ankunft der Frau Gräfin zu unterrichten.

„Sie ahnen wohl nicht, Herr Gérard, was mich hierher geführt?"

„Noch nicht, meine Gnädige."

„Ich komme, Ihre Frau zu entführen."

Hier verdüsterte sich sichtbar Herrn Gérard's Gesicht.

„Ei, das ist eine abgemachte Sache, und Sie haben doch nichts dagegen? Ich führe sie auf das Land, Paris ist jetzt ganz unbewohnbar, man findet hier nichts mehr als Staub und eine dicke Hitze, die sich in allen Straßen lagert, in alle Gemächer eindringt, erschöpft, erstickt. Cäcilie muß eine reinere Luft athmen, sie verliert ja alle Farbe und wird täglich magerer, haben Sie das nicht selbst schon bemerkt?" — Und ohne dem Herrn Gérard auch nur zu einem Wörtchen Zeit zu gönnen, fügte sie hinzu: „Kennen Sie mein Landgut, sind Sie im vergangenen Jahre dahin gekommen? Man athmet dort eine lebendige und frische Luft, man befindet sich dort vortrefflich, man trinkt Milch, geht in einem köstlichen Parke unter Wohlgerüche athmenden Alleen spazieren. Auch mein Pathchen müssen Sie mir vierzehn Tage anvertrauen."

Bei den letzten Worten trat Madame Gérard ein, eine junge Frau von sechszehn Jahren, wohlgebaut, mit aschblonden Haaren und einer glänzend weißen Haut; wie weicher Sammet waren ihre kastanienbraunen sanften Augen; ihr lächelnder Mund, ihre feinen und anmuthigen Züge athmeten frohe Laune und ihre ganze elegante Gestalt bot eine Mischung jener Anmuth, die schöner ist als die Schönheit und ohne die Schönheit geradezu zu seyn, diese keineswegs ausschließt, sondern im Gegentheil wie in einem Traume darstellt.

Beide Frauen lagen sich bald in den Armen.

„Nun, ich führe Dich fort, Du kommst nach Crussès, Dein Mann erlaubt es, er sagte es mir so eben (Herr Gérard hatte den Mund nicht geöffnet). Wie bleich Du wieder bist, mein Gott, bist Du vielleicht krank? Das kommt von dem garstigen Paris — ja! vierzehn Tage sagte ich zuvor, aber Herr Gérard, Sie müssen einen Monat sie bei mir lassen."

Madame Gérard begriff vollkommen, daß ihr Mann eine solche Abwesenheit keineswegs so leicht zugeben würde, als die Gräfin behauptete, sie wendete daher ihre flehenden Blicke nach dem Gemahl, damit er aus Gefälligkeit zugestehe, was er ohne Zweifel aus Liebe verweigert haben würde.

„Wie, Cäcilie, sind wir darüber nicht ganz in der Ordnung? Kommst Du nicht gern nach Crussès? Auf, klingle Deiner Kammerfrau, laß ein ganz kleines Päckchen machen,

ein Negligee für das Boudoir, einen Nachtanzug und dann fort."

Herr Gérard fiel ein: „Wie, sogleich in diesem Augenblicke?"

„Natürlich, bedenken Sie, daß wir zwei Stunden brauchen, um nach Crussès zu gelangen, und daß es jetzt schon vier Uhr ist."

Der Eheherr bemerkte noch: „Aber, meine Gnädige, doch nur auf vierzehn Tage."

„Gewiß! gewiß!" antwortete die Frau Gräfin Crussès. Dann trieb sie die Kammerfrau zur Eile an, reichte selbst der Madame Gérard den Hut und ergriff das Schirmchen der jungen Frau. In einem Augenblicke war Alles fertig, Madame Gérard umarmte ihren Gemahl, stieg mit ihrer Pathe in den Wagen und die Kalesche flog in die Vorstadt Poissonnière an den Boulevards hin, gegen das Thor von St. Denys.

Sobald seine Frau fort war, begann Herr Gérard: „Ei, das ist ja allerliebst! Nun muß ich allein zu Tische gehen, den ganzen Abend allein zubringen und auch vierzehn Tage lang allein schlafen, vielleicht gar einen ganzen Monat, wenn es der Frau Gräfin von Crussès in den Kopf kommen sollte. Ich sagte dazu kein Wort, ich konnte ja auch kein Wort dazu sagen, Alles mußte so und nicht anders geschehen, weil es die Frau Gräfin einmal so haben wollte! Der Teufel hole die großen Damen! Warum mußte auch meine Frau eine Gräfin zur Pathin erhalten! Wie schlau wußte sie uns begreiflich zu machen, daß Paris sehr ungesund und meine Frau sehr blaß sey, ich mochte wollen oder nicht, ich mußte einwilligen, denn hätte ich es nicht gethan, so wäre ich ein Eifersüchtiger, ein Tyrann, der Mörder meiner Cäcilie gewesen. Man sollte in der That glauben, ich habe mich nicht meinetwegen verheirathet, sondern lediglich, um dem Landgute von Crussès einen Gast zu verschaffen."

Der seinen ehelichen Klagen auf diese Weise freien Lauf lassende und sein Mittagsessen sehr schlecht, sein Bett sehr hart, seine Dienerschaft sehr nachlässig findende Herr Gérard war der Sohn eines Pariser Advocaten, welcher sich großen Reichthum erworben, von den Geschäften zurückgezogen, in der Gegend von Amiens lebte, fern von dem Justizpalaste und von dem Getöse aller Processe, welches sonst für das Ohr eines Advocaten die angenehmste Musik ist. Allerlei Unglücksfälle in der Handelswelt, mißverstandene oder betrügliche Abschlüsse, Bankerotte und unaufhörliche Zänkereien der Handelsherren unter sich hatten sein Glück gemacht. Trotz der Vorliebe der Kaufleute, der Chicane fortwährend die Finger zu vergolden und einen Theil ihres Gewinnstes an Gerichte und Advocaten zu verschleudern, fand er dennoch den Handelsstand so schön und beneidenswerth, daß er seinen Sohn beredete, diese Laufbahn zu betreten. Nach der Wahl seines Standes ist für einen jungen Mann ohne Zweifel die Wahl einer Frau das Wichtigste, daher beschäftigte sich auch das Vaterherz von Stunde an unablässig mit dem Gedanken, seinen Sohn möglichst vortheilhaft zu verheirathen.

Unter den vielen Clienten des Herrn Gérard hatte sich der Kaufmann Durosel durch Reichthum, Redlichkeit und allgemeine Achtung bei der Welt vortheilhaft ausgezeichnet; nach dessen Tode war Gérard der Verwalter des Vermögens der einzigen Tochter geworden und der Beistand der Mutter geblieben. Dieses Vermögen war sehr bedeutend, völlig liquid und so trefflich geordnet, daß auch der gewandteste und raffinirteste Advocat dabei nicht den geringsten Stoff zu einem Proceß hätte finden können. Nachdem Gérard mit größter Uneigennützigkeit und Klugheit alle Umstände geordnet, zum Vortheil der Witwe und der Waise Alles auf das Vortheilhafteste eingerichtet hatte, glaubte er keinen Augenblick länger zögern zu dürfen, bewarb sich um die Hand der jungen Cäcilie für seinen Sohn, sah bald seinen schönsten Wunsch gekrönt, etablirte das junge Paar in der Vorstadt Poissonnière und zog sich mit dem stolzen und tröstlichen Gedanken auf sein Landgut bei Amiens zurück, daß er mehr für seinen Sohn gethan, als einst von seinem Vater empfangen habe.

Diese Ehe gründete sich nicht auf eine Heirath aus Liebe, sondern auf ein Zusammentreffen aus Convenienz. Der junge Gérard hatte eine gute Erziehung genossen und vereinigte mit einem angenehmen Aeußern viel Sanftmuth und Bescheidenheit. Aber Cäcilie war mit ihm nicht auf jenem Wege der Dornen und der Blumen gewandelt, nach dem die Herzen aller jungen Mädchen so lüstern und neugierig sich sehnen. Cäcilie hatte ihren Gérard keinem Andern vorgezogen, hegte bei der Verbindung mit ihm keine Furcht und keine Hoffnung: man hatte ihr den jungen Mann als ihren künftigen Gemahl vorgestellt und sie nahm ihn, um ihrer Mutter und ihrem Vormund zu gehorchen.

Indessen war Herr Gérard so gut und liebte seine Cäcilie so sehr, daß auch sie bald ihn lieben mußte. Zwar empfand sie nicht jene in Romanen so oft geschilderte glühende Leidenschaft und wußte nichts von jenem Schwunge und Paradiesestraume des Herzens, welcher sich in den Flitterwochen mancher Ehe verwirklicht, allein sie empfand jene lebhafte Freundschaft, welche in der Regel dauernd ist und eine glückliche Ehe verkündet.

Frühere Geschäftsverbindungen hatten sonst die Familie Durosel zu Herrn und Frau von Hauteroche angezogen und zwischen beiden ein wahres Freundschaftsverhältniß gegründet, als daher Madame Durosel ihrer Niederkunft nahe war, hatte ihr Gemahl die Tochter der Frau von Hauteroche, die junge Cäcilie zur Pathin für seinen Sprößling sich erbeten. So wurde das zehnjährige Fräulein von Hauteroche die Pathin seines ebenfalls Cäcilie genannten Töchterchens, und dieses heirathete den jungen Gérard, nachdem seine Pathin schon früher mit dem Grafen von Crussès sich vermählt hatte.

Man erlebt es oft, daß die durch Pathenschaft errichtete geistige Verwandtschaft und Befreundung mit der Zeit sich gänzlich verwischt und daß die Wechselfälle des Lebens solche Bande täglich lockerer machen, endlich ganz lösen. Jedoch geschieht es auch zuweilen, daß diese Pathenschaft zu einem engen und höchst wohlthuenden Herzensbande für beide Theile

und ein über die Taufe gehobenes Kind aller Freuden, aller Genüsse, aller Hilfe und aller Unterstützung von Seiten seiner Pathen theilhaftig wird, als hätte in ihnen der Himmel ein zweites Elternpaar verliehen. Ungefähr auf ähnliche Weise geschah es bei dieser Pathenschaft, unsere Cäcilie wurde die liebste Puppe für Fräulein Hauteroche. Täglich kam diese, um ihr Pathchen in der Wiege zu sehen, schläferte es ein, zog es an, entkleidete es und spielte mit der Amme. Später brachte sie der Kleinen Puppen, stickte ihr Häubchen, spielte ihr gegenüber das Mütterchen, äußerte lebhafte Theilnahme für ihre Erziehung und erklärte sich für ihre treue Freundin auf Lebenszeit. Fräulein Hauteroche verheirathete sich, wurde Gräfin, erschien in der großen Welt, eignete sich von derselben noch mehr Leichtsinn an, als sie von der Natur erhalten hatte, blieb aber nichts desto weniger ihrem Pathchen treu und besuchte die kleine Freundin sehr oft. Sobald von einer Verheirathung ihrer lieben Cäcilie die Rede war, bemühte sie sich, den Bräutigam kennen zu lernen, und gewiß wäre aus dieser Verbindung nichts geworden, hätte nicht Herr Gérard das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Aber sie billigte die Wahl, weil sie ihn für geeignet hielt, das Glück ihres Lieblings zu machen, sie wohnte der Vermählungsfeier bei und zog mit den jungen Eheleuten unmittelbar nach derselben auf ihr Landgut Crussès hinaus.

Graf Crussès lebte mit seiner Gemahlin auf einem Landgute an der freundlichen und fruchtbaren Oise. Er war ein liebenswürdiger, glatter, weltgeübter Mann, empfing die jungen Eheleute mit großer Freundlichkeit und ließ Herrn Gérard an allen Freuden des Landlebens vollen Antheil nehmen. Er selbst genoß sie so eifrig wie ein Mann, der sich während zwei Drittheilen derselben entäußert, um der höhern Gesellschaft zu genügen und seine Frau in die große Welt einzuführen. Seine lebendige Jagdlust trieb ihn schon vor Tage aus dem Bette, und auch Gérard mußte sich zu dieser Gewohnheit bequemen, mit ihm in Wald und Flur hinauseilen, während die Damen im Schlosse zurückblieben. Dieß behagte dem jungen Ehemanne nicht sehr, er wäre gern viel später aufgestanden und den Tag über häufiger bei seiner Frau geblieben.

Uebrigens war ihm die Gesellschaft der Gräfin Crussès nicht unangenehm, nur ein einziger Punct erregte ihm zuweilen einige Bedenklichkeit. Oft sprach er zu sich selbst: Der Graf und die Gräfin sind allerliebste brave Leute, nicht ultraaristokratisch, uns gegenüber auf keine Weise herb und adelstolz, allein sie sind zu reich, haben hunderttausend, vielleicht zweimalhunderttausend Franken Einkünfte, Alles um sie her athmet Luxus und Ueberfluß, man zählt und berechnet nicht in diesem Hause, sie haben ja Alles: Reichthum, Stand, Rang, Vergnügungen ohne Sorge, Mühe und Arbeit, mit einem Worte: sie gehören zu der Classe der Consumenten, welche nicht produciren. Bei mir, das heißt bei uns ist dagegen ein ganz anderer Fall: Arbeit ist die einzige Quelle unseres Wohlstandes, wir müssen zählen und berechnen, wir haben zwar nicht allen Luxus, aber jede unnöthige Ausgabe zu vermeiden und sorgfältig darauf zu achten, daß wir immer und überall etwas gewinnen. Kommt nun Cäcilie wieder aus diesem reichen Schlosse, so wird unsere eigne Wohnung ihr sehr ärmlich, unsere Ausgaben sehr klein und jede häusliche Arbeit ermüdend, vielleicht gar unanständig erscheinen.

Diese nicht unvernünftigen Betrachtungen machten ihm eine Verlängerung des Aufenthaltes im Schlosse Crussès sehr unangenehm, fast peinlich. Aber auf diesem gräflichen Landgute lauerte noch eine andere Gefahr, woran der gute Mann gar nicht dachte.

Gehen wir jetzt wieder zu unseren dahin fahrenden Damen. Die Equipage rollte über die Ebene von St. Denys und die beiden jungen heitern Weibchen unterhielten sich lachend und scherzend über alle nahen Freuden des Landlebens.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

In einer norddeutschen Stadt hielt ein Prediger in der Kirche eine Danksagung für ein neugebornes Mädchen und fügte am Schlusse derselben hinzu: Gott möge sie zu einer wackern Streiterin (für den christlichen Glauben) heranwachsen lassen! Ein alter Hagestolz bemerkte: „Gott, bewahre mich auch aus diesem Kirchsprengel eine Frau zu nehmen, in den andern Kirchsprengeln fand ich sie alle so widerstreitend, daß ich es nicht wagte, mich mit einer zu verbinden, und hier wird nun gar noch vom Altare gefleht, sie streitsüchtig zu machen."

Eine Dame, welche in wenigen Tagen Hochzeit hatte, sagte zu einer andern: „Aber Louise, wie schlecht sitzt Dein Nest (Gebilde von Flechten auf dem Kopfe), siehe einmal das meinige, wie rund, glatt und nett es ist. Diese, überhaupt naiv, scharfsinnig und witzig, erwiederte mit Liebenswürdigkeit: „Du mußt Dein Nest auch schon fertig haben, ich habe aber Zeit, es noch zu bauen!"

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Saint-Vallier (den Arm erhebend)
Fluch Euch Beiden!
(zum Könige) Sire, das ist schlecht, auf den gefallnen Löwen
Den sterbenden, noch Ihren Hund zu hetzen.
(zu Trib.) Wer du auch seyst, Knecht mit der Natterzunge,
Der eines Vaters Schmerzen du verhöhnst,
Verflucht seyst du!
(zum Könige) Wie eine Majestät
Die andre Majestät behandelt, so mußt' ich

Von Ihnen, Sire, behandelt werden; Sie
Sind König, ich bin Vater, und das Alter
Wiegt alle Throne auf; wir tragen Beide
Auf unserm Haupte eine Krone; Niemand
Darf sie mit unverschämtem Blick betrachten.
Von goldnen Lilien ist die Ihrige,
Von weiß'rem Haar die meine; wenn die Ihre
Ein Uebermüth'ger zu beschimpfen wagt,
So rächen Sie sie selbst, — Gott rächt die Andre!

Dieß der Schluß der Exposition, die in den letzten Worten etwas zu verheißen scheint, von dem — beinahe das Gegentheil sich ergibt. Uebrigens stellt sich uns hier ein lebenvolles Bild der höfischen Sittenlosigkeit und Verworfenheit dar in der grellsten Manier; wir lernen das Terrain kennen und die Menschen, die vor uns handeln sollen, und, zwar scheinbar flüchtig, aber doch bedeutend und keck ist der Faden gleich im ersten Auftreten angeknüpft und die Hauptpersonen treten vor uns in wahrhaft schauderhafter Ironie: der liederliche König, der sich amüsirt, und sein Hofnarr, der sich gleichfalls auf seine Art amüsirt und seinen Herrn dazu als Werkzeug gebraucht, wie dieser ihn. — Der Liebeshandel mit der Frau von Cossé und die Erscheinung des Herrn von Saint-Vallier sind bloße Episoden, die der Dichter fallen läßt; doch ist die letztere nicht ganz ohne tragischen Einfluß, wenn auch nicht auf den Gang des Drama, so doch auf die Stimmung des Hofnarren. Diesen hat der Fluch des greisen Vaters ergriffen, und wir finden ihn in der ersten Scene der zweiten Handlung, die den Titel Saltabadil führt, im cul de Sac Boissy an der Thür in der Mauer, welche das kleine Häuschen der Schönen aus der Kirche umschließt, in einen Mantel gehüllt, träumerisch vor sich hin sagen und dann öfter wiederholen: „Der Greis hat mich verflucht!" — Dieser Greis aber ist ein von ihm verhöhnter Vater! — Da tritt ein Mann zu ihm in einem Mantel und bietet ihm seine Dienste an, wenn er etwa irgend Jemanden aus der Welt wegwünschte, und macht ihn mit allen Praktiken seines Gewerbes bekannt. Es ist der Zigeuner und Burgunder Saltabadil, der dieser Handlung den Namen gibt. Für jetzt weiset ihn Triboulet ab und geht durch die Thür in der Mauer, die er behutsam öffnet und von Innen wieder verschließt. Hier überfällt ihn die Qual der Ungestaltetheit seines Körpers und die Schmach seines Standes. Er ermannt sich mit den Worten:

Doch, was quält's mich hier?
Bin ich nicht ein andrer Mensch, sobald
Ich diese Schwelle überschritten habe?
Hier laß mich diese Welt, aus der ich komme,
Vergessen, hierher nichts von draußen bringen.
(In das vorige Sinnen fallend):
Der Greis hat mich verflucht! — O warum kehrt
Stets der Gedanke wieder, den ich scheuche? —
Wenn mir nur nichts geschieht!
(Die Achseln zuckend) Bin ich ein Thor?

Er klopft, und es tritt ein junges weißgekleidetes Mädchen heraus, das sich freudig in seine Arme wirft. Es ist seine Tochter, die er hier vor der Verführung der Welt unter der Aufsicht einer Duenna verborgen hält. Er ließ sie früher namenlos in Chinon erziehen, doch konnte sein Herz sie länger nicht entbehren. Sie ist das einzige Angedenken einer heimlichen Liebe, die ihn mit dem einzigen Weibe verbunden hatte, dessen Herz durch das Mitleiden mit seinem Elende, seiner Mißstaltung, seiner Verabscheuung, in der er stand, gegen ihn erweicht wurde. — Er liebt sie mit der ganzen Leidenschaft, mit welcher er die Andern haßt.

(Sie heftig an sein Herz drückend)
Gibt's anderswo ein Herz, das mich versteht?
Ich liebe Dich für Alles, was ich hasse. —
Setz' dich zu mir. Komm, laß uns davon reden.
Sag', liebst du deinen Vater? Da wir jetzt
So traulich bei einander, meine Tochter,
Da deine Hand in meinen Händen ruht,
Was zwingt uns denn, von Anderem zu sprechen?
Du einz'ges Glück, das mir der Himmel gönnte!
Die Andern haben Eltern, Brüder, Freunde,
Das Weib, den Mann, Vasallen, ein Gefolge,
Ahnen, Verbündete, Kinder, was weiß ich? —
Ich habe dich nur ganz allein auf Erden.
Reich ist ein Andrer, — du allein, du bist
Mein Schatz; du ganz allein bist meine Habe.
Ein Dritter glaubt an Gott. — Ich glaube nur
An deine Seele. Wieder Andre haben
Die Jugend und der Frauen Gunst, den Stolz,
Die Pracht, die Grazie, die Gesundheit, Alles,
Und sind sehr schön. — Nur deine Schönheit hab' ich
Geliebtes Kind! — Du bist mein Vaterland,
Bist meine Vaterstadt, meine Familie,
Mein Glück, mein Reichthum und mein Gottesdienst,
Bist meine Welt, du, immer, ganz allein!
Auf allen andern Seiten leid' ich nur. —
O wenn ich dich verlöre! — Den Gedanken
Nicht einen Augenblick könnt' ich ihn tragen.
O lächle doch! — Dein Lächeln ist so lieblich;
Ganz deiner Mutter Ebenbild bist du,
Sie war auch schön. Du streichst dir mit der Hand
Auch oft die Stirn', wie sie es pflegt' zu thun,
Als reinigtest du sie; dem reinen Herzen
Gebührt die reine Stirne, die ganz Unschuld,
Der reine Himmel, der ganz Azur ist.
Du strahlst für mich mit einer Engelsflamme,
In deinem Körper schauet meine Seele
Die deinige, selbst mit geschloßnen Augen.
Das Licht kommt mir von dir. — Mitunter wollt' ich,
Ich wäre blind, der Blick gehüllt in Dunkel,
Damit du meine einz'ge Sonne nur.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 94. Dienstag den 12. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

„Nun, Cecilie, die Hand auf das Herz, sage mir ganz aufrichtig, liebst Du Deinen Mann wirklich?"

Wer auch die Person seyn möge, an welche man diese Frage richtet, diese bleibt immer eine Unbescheidenheit, und wird auch in der Regel nicht ganz aufrichtig beantwortet.

„Seltsame Frage" — antwortete Cecilie erröthend — „freilich."

„Aha! ich sehe schon, wie ich mit Dir daran bin, Du schleppst Dein Leben so sachte dahin. Vortrefflich! Das ist gerade wie bei mir, der Herr Graf zeigt sich ziemlich nachlässig, beschäftigt sich viel mit sich selbst und betrachtet seine Gemahlin als ein zu unbedeutendes Wesen, um sich viel um sie zu bekümmern. Indessen, was thut es? Dergleichen gehört einmal zu den Uebelständen dieses Lebens, vergessen wir alle diese Kleinigkeiten und denken nur an unser Vergnügen."

„Ja, meine Pathe," antwortete Cecilie.

„Höre, Cecilie, mir kommt ein Gedanke! Wir haben Gesellschaft in unserem Schlosse, und unter diesen Freunden unseres Hauses befindet sich Herr von Gevres, ein sehr wackerer, aber dabei höchst lächerlicher Mann. Ha, ha ha! er hat seine funfzig, gewiß schon sechszig Jahre auf dem Rücken, ist sehr reich, wohl erzogen, aber, denke Dir nur, der alte Knabe —"

Hier nahm die Frau Gräfin das höchst mögliche Register ihrer Stimme, lispelte und flötete mit den süßesten, weichsten, schmeichelndsten Tönen: „Denke Dir nur, liebe Freundin, dieser alte Herr von Gevres ist in alle junge Mädchen verliebt, bietet Hand und Herz Jeder, die ihm begegnet, und erhielt bisher von Allen einen Korb."

„Ein komischer Patron! aber liebe Gräfin, ich sehe noch nicht ein, in welcher Beziehung dieses mich interessiren kann."

„Höre mich nur weiter: noch lustiger ist es, sein Liebhaberthum und seine Anbeterei näher zu betrachten. Er strömt über von Galanterie und süßen Worten, Blumen und Sträußchen schenkt er dem Gegenstande seiner Flamme, ihr und nur ihr scheint er ganz zu leben. Du siehst, wie sehr wir uns mit allen seinen Albernheiten belustigen könnten, wenn wir es so einrichteten, daß er Dir den Hof machte, und das kann auf der Stelle geschehen."

„Aber, ich bin ja verheirathet."

„Allerdings, und Herr von Gèvres hat entweder eine allzu hohe Meinung von verheiratheten Damen, oder erweis't sich selbst so viele Gerechtigkeit, um irgend einen Erfolg bei diesen zu erwarten; genug, er äußert stets nur die ehrenhaftesten Ansprüche und hegt nur völlig legitime Wünsche, also wollen wir Dich dort als Mädchen einführen."

„Wie? Das geht nicht wohl."

„Zu Crussès kennt Dich nur mein Mann, er wird sich zu diesem Scherze gern hergeben, und Du wirst für einige Tage wieder für Mademoiselle Durosel gelten. Kein Wort der Widerrede, ich präsentire Dich unter diesem Namen."

Madame Gérard äußerte dagegen einige Bedenklichkeiten, hielt namentlich diesen Scherz für nicht ganz anständig und besorgte, daß ihr Mann darüber ungehalten werden dürfte. Warum seinen Namen verbergen? Warum gleichsam den Namen ihres Gatten verschmähen? Die Gräfin suchte diese Bedenklichkeiten durch die Bemerkung zu beschwichtigen, daß der Aufenthalt auf dem Lande und unter vertrauten Personen einen solchen Scherz wohl zulasse, und daß man ihr, als der Jüngeren, gewiß nichts übelnehmen würde, was sie, die Aeltere und Pathe, gebilligt habe. Kurz, das junge Weibchen gab sich zu dem Scherze her, ließ sich von den bunten Gründen der Gräfin, wo nicht überzeugen, doch überreden, und versprach sich am Ende selbst unendlichen Spaß von der daraus sich entspinnenden Burleske.

Die Kalesche fuhr durch den Flecken von l'Ile-Adam, und bald sahen die beiden hübschen Reisenden den Herrn

Grafen zu Pferde entgegenkommen, er sprengte an den Wagen heran und grüßte beide Damen sehr freundlich.

„Scharmant, Frau Gräfin, Sie überraschen mich auf das Angenehmste, ich erwarte Sie mit wahrer Sehnsucht, Sie erhöhen mein Vergnügen und verschönern mein Schloß durch die Gesellschaft der liebenswürdigen Madame Gérard."

„Bst, Bst! Herr Graf, nehmen Sie sich wohl in Acht, ich bringe Ihnen hier nicht Madame Gérard, sondern Mademoiselle Durosel, verstanden? Verwechseln Sie mir die beiden Namen ja nicht."

„Wie! wie hängt dieß zusammen? Was wird denn dabei aus Herrn Gérard?"

„Mein Gott," antwortete Cäcilie, „mein beßter Herr Graf, diese Geschichte ist ganz einfach, meine Frau Pathin will mich mit Herrn von Gèvres verheirathen, ohne zu bedenken, daß die Polygamie —"

„Ha, ha, ha! allerliebst! köstlich! der arme Herr von Gevres, nun wird's ihm an's Leben gehen, denn beim Himmel, niemals glühte er für ein hübscheres Mädchen."

„Aber befürchten Sie nicht auch, Herr Graf, daß dieser Scherz zu weit gehen, vielleicht sehr mißfällig aufgenommen werden könnte?"

„Ganz und gar nicht, er ist köstlich!"

„Ich gab meine Einwilligung nur der Frau Pathin zu Gefallen, und muß auch jetzt noch eine Bedingung mir vorbehalten."

„Welche?" riefen beide Gatten zugleich.

„Da ich nur von Ihnen beiden zu Crussès gekannt werde, so trifft natürlich dieser Scherz alle Uebrigen ohne Ausnahme; es wäre mir daher äußerst unangenehm, wenn durch Zufall oder Plauderei unser Geheimniß entdeckt würde, und Herr von Gèvres mit Recht mir den Vorwurf machte, ihn zur Zielscheibe vierzehntägiger Sarkasmen und des Gelächters der ganzen Gesellschaft gemacht zu haben. Deßhalb muß ich darauf bestehen, daß Sie mich der ganzen Gesellschaft ohne Ausnahme als Mademoiselle Durosel vorstellen, und mein Geheimniß höchstens nach meiner Abreise verrathen, damit wenigstens Herr von Gèvres keinen besonderen Grund habe sich zu beklagen, und Sie irgend einen schicklichen Vorwand zur Entschuldigung dieses sonderbaren Einfalles ersinnen können."

„Ganz in der Ordnung, aber, schöne Frau, diese Namensverwechslung wird Ihnen gewiß der Anbeter mehrere zuziehen."

„Nein," erwiederte Cäcilie erröthend, „Sie müssen mich für eine Waise, für ein Mädchen ohne alles Vermögen ausgeben."

Frau von Crussès wollte sich darauf nicht einlassen, weil dadurch das Abentheuer weniger pikant würde, doch Cäcilie war davon nicht abzubringen und setzte ihren Willen durch, da auch der galante Herr Graf auf ihre Seite trat. Uebrigens bemerkte er dazu lachend;

„Mademoiselle Durosel trägt einen Schawl, wie ihn ein armes Mädchen nicht hat, ferner einen Trauring am Finger und Diamanten in den Ohren, dieß Alles muß wohl verschwinden."

„Gewiß, gewiß!" fiel die Gräfin ein.

In demselben Augenblick rollte die Kalesche in die große Allee des Schlosses Crussès und ein Reiter sprengte mit verhängtem Zügel den Damen entgegen. Es war ein Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, von schlanker, beinahe schmächtiger Taille, in einem ländlichen Anzuge, nach Zeichnung und Schnitt von Staub, sein schönes und ausdrucksvolles Gesicht nahm beim ersten Anblick vortheilhaft für ihn ein; er ritt eines jener englischen Pferde, deren Stammbaum mit ächt adliger Sorgfalt aufbewahrt und fortgeführt wird, weil sie mit der Kraft der Meklenburgischen Pferde das Feuer und die Lebendigkeit der arabischen Rosse vereinigen. Wie der Blitz flog das edle Thier im Galopp an den Wagen heran und stand plötzlich durch eine leichte Bewegung des Reiters ohne allen Stoß neben dem Wagen, so daß man glauben konnte, dieser junge Fant sey durch Zauber plötzlich zu den Damen gekommen, um Auge in Auge sie betrachten zu können und von ihnen angestaunt zu werden. In der That hatte Cäcilie früher von ihm gar nichts bemerkt und erschrak daher nicht wenig bei dem plötzlichen Anblick des Fremden ganz nahe an ihrer Seite.

„Madame, ich bitte tausend Mal um Verzeihung," begann Herr Anatole von Launy, „ich bin in Verzweiflung darüber, Ihnen diesen Schrecken verursacht zu haben."

„Mademoiselle Durosel!" fiel der Graf von Crussès schnell ein.

„Mein Pathchen!" setzte die Gräfin hinzu.

Herr von Launy erneuerte seine Begrüßungen und Entschuldigungen.

„Und wie befinden sich Herr von Gèvres?" fuhr die Gräfin fort.

„Er wußte, daß die Frau Gräfin diesen Abend ankommen würde, und beeilt sich daher, seine Toilette zu machen."

Diese Bemerkung des Herrn von Launy hatte jenen leichten Anflug von Ironie, durch Anmuth gemildert, und verrieth den Accent der guten Gesellschaft.

Endlich gelangten die Damen vor den Perron des Schlosses, eilten in ihre Zimmer, ordneten einen Augenblick ihre Toilette, und kamen dann an die allgemeine Tafel.

Zu einem sehr artig adonisirten Greis, der seine weißen Haare unter einer blonden Perrücke verbarg, sprach der Graf mit viel Freundlichkeit: „Herr von Gèvres, ich habe etwas Hübsches neben Sie gesetzt."

Dieser antwortete: „Ei, doch gewiß ein Fräulein!"

„Allerdings, ein Pathchen meiner Frau, ein junges, allerliebstes, geistvolles, schönes, talentreiches Mädchen. Sie malt wie Frau von Mirbel, singt wie Frau von Stockhausen, und spielt Fortepiano wie Herz, hat aber leider gar kein Vermögen, und wird also schwerlich eine Partie finden."

Herr von Gèvres richtete seine Doppellorgnette auf Cecilie, nickte sehr zufrieden über diesen Anblick und eilte auf den Sitz neben ihr. Anfangs hielt sich die Conversation ziemlich an allgemeine Dinge, man sprach über Parlaments-

angelegenheiten und Wahlen, und Herr von Gèvres fand dabei Gelegenheit, seiner Nachbarin zu bemerken, daß er zwanzig Mal Wähler, und fünf oder sechs Mal wählbar sey. Das Gespräch kam auf die Nationalgarde, Herr von Gèvres hatte die Oberststelle in dem Departement der Eure und Loire, wo er Güter besaß, abgelehnt. Man plauderte von Ackerbau, Herr von Gèvres wußte sich als genauer Kenner geltend zu machen, er hatte Wiesen in dem Thale der Auge und große Getreidefelder in dem Gebiet von Berry. Das Hydrogengas kam an die Reihe, und er war Actionair bei zwei Gesellschaften; bei der Rede von den Eisenbahnen ließ er nicht außer Acht, daß er wesentliche Vorschläge dazu gemacht, und dieser wichtigen Angelegenheit bedeutenden Vorschub geleistet. Als sich endlich die Unterhaltung in das Gebiet der Theaterwelt hinüber spielte, konnte er nicht umhin, unter der Hand zu verstehen zu geben, daß sein Geld bei den Theatercassen sehr bekannt, und seine Ansicht bei den Comité's sehr geachtet sey.

Cecilie bemerkte ihm hierauf: „So habe ich wohl die Ehre, den Herrn Marquis von Carabas an meiner Seite zu sehen?"

„Um Verzeihung, mein Fräulein, ich bin Herr von Gèvres, ein junger Mann, d. h. noch Garçon, und habe noch in meinem ganzen Leben bei keinem so schönen weiblichen Wesen zu Tische gesessen."

Indessen saß Jemand an der Tafel, dem all das Geprahle mit Vermögen und Einfluß, und vorzüglich das trauliche Geflüster mit Mademoiselle Duroſel ein Dorn im Auge war. Dieser Jemand war Herr Anatole von Launy, der, Cecilien gegenüber sitzend, mit dem Appetit eines Jägers speis'te, und nun ganz leise zu Graf Crussès sprach: „Mein lieber Crussès, Deine Frau hat uns da ein außerordentlich hübsches Pathchen mitgebracht.

„So? gefällt sie Dir."

„Beim Teufel, ja! sie ist eines der schönsten Mädchen, das ich seit langer Zeit gesehen habe."

„Bah! Du hast Vergrößerungsgläser."

„Nein, auf Ehre nicht."

„Nun, wie Du willst, allein sie hat keinen Pfennig."

„Wirklich? gar nichts?"

„Leider, ihr Vater kam auf den Gedanken, kurz vor seinem Tode durch Börsenspiel sich zu Grunde zu richten."

„Sey es! aber gestehen mußt Du, daß Du ein sehr schlechter Freund bist."

„Wie so?"

„Du setzest das hübsche Pathchen an die Seite dieses alten Narren, statt sie mir anzuvertrauen."

„Hast Du Dich etwa zu beklagen? Sitzest Du nicht neben meiner Gemahlin?"

„Allerdings, indessen —"

„Du siehst wohl ein, Launy, daß ich ein gutes Geschäft machte, wenn ich sie mit Gèvres verheirathen könnte, er ist sehr reich und —"

„Pfui! abscheulich! Du wolltest ein so hübsches Mädchen mit diesem alten Podagristen verheirathen, der nur eine Frau sucht, weil er ein Sühnopfer für seine zahllosen Sünden braucht, und weil keine Sängerin und Tänzerin etwas von ihm wissen will. Pui, Graf Crussès, pfui! ich hielt Dich für einen ganz honetten Mann — indessen Geduld, sie wird sich wohl hüten, auf Deine Pläne einzugehen, und Du wirst die Barbarei nicht zu weit treiben, die Arme zu einem so verzweifelten Schritte zu zwingen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueble Gewohnheit.

Der Regierungsrath H—. hatte die üble Gewohnheit, stets eine Hand in der Tasche des Beinkleides zu haben. — Als er eines Tages dem Minister S—. eine Bittschrift zu überreichen hatte, welche die Pension einer Witwe betraf, mit welcher er einen sehr vertrauten Umgang hatte, vergaß er sich ebenfalls, und indem er die Bittschrift in einer Hand hielt, wanderte die andere in die Tasche des Beinkleides.

„Euer Excellenz, ich bringe eine Bittschrift," redete er den Minister an, „sie betrifft die Unterstützung einer verlassenen Witwe."

„In welcher Hand haben Sie dieselbe?" unterbrach ihn der Minister!!

Liebchens Ruh.

Manchmal will's mich wundern, Liebchen,
Wie Du stets so ruhig bist,
Da die Ruh' doch, recht betrachtet,
Nur ganz in der Ordnung ist.

Meine Ruh' hast Du genommen,
Deine Ruh' blieb Dir dazu,
Ei, da mußt' es freilich kommen,
Daß Du jetzt hast doppelte Ruh'!

Fr. Niemann.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

In Klingemann's „Faust" lief gerade in der Scene, als Faust dem Mephisto als schwarzer Pudel zu folgen befiehlt, ein schwarzer Pintscher auf die Bühne; das Publicum lachte. Ein Spaßvogel bemerkte: „Das macht nichts, wenn ein Hund auf's Theater kommt, aber wenn das Theater auf den Hund kommt, das ist traurig."

Ein Theaterrecensent schrieb jüngst über den Cachuchatanz einer gewissen Demoiselle Creito: „Jedes ihrer Pas war ein Fußseufzer, eine Fußausrufung von Ach! und Oh!"

O ho, welche Hyperbel!! —

Des großen Dichters Rückert Lehrgedicht, wurde jüngst von einem Dilettanten wie folgt charakterisirt:

„Rückert lehrt den Gelehrten im Lehren lehrreich das Lehren!"

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Er beschwört sie, doch Alles zu vermeiden, wo sie gesehen werden, oder nur eine Ahnung ihres Daseyns auf sich ziehen könnte, und will sich vorsichtig wegbegeben, kehrt aber in der Thür noch einmal um und läßt unvorsichtig die Thür offen, in welche der König, den man schon an der anderen Seite der Mauer verkleidet hat, herumschleichen sehen, hinter seinem Rücken hineinschlüpft. — Die Duenna will erschreckt aufschreien; er aber wirft ihr eine Geldbörse in den Brustlatz, wie der Dichter ausdrücklich vorschreibt, und erkennt in Blanche Triboulet's Tochter, was ihm unbezahlbar amüsant scheint. Die Duenna ist gewonnen und entlockt der unschuldigen Blanche, die sich schon Vorwürfe macht, daß sie dem Vater nicht gesagt hat, daß ein Paar schöne junge männliche Augen bereits ihrer ansichtig geworden sind bei ihren acht Kirchenbesuchen, und sie auf dem Rückwege zu dem verborgenen Häuschen verfolgt haben, das Geständniß ihres Wohlgefallens an dem schönen jungen Manne, und entlockt diesem dadurch ein Goldstück nach dem andern, und selbst den Ring an seinem Finger — eine fast burlesk durchgeführte Scene, bis Blanche erschrocken den Eingeschlichenen erblickt, der nun dringender das süße Geständniß von ihren Rosenlippen pflückt, und sich für einen armen Schüler ausgibt, da sie vor den Herren des Hofes eine große Angst bezeigt. Sie gehen mit der Duenna in's Haus, um den König zu einer anderen Thür hinauszulassen, weil sie Geräusch vor der Mauer hören. — Hier versammeln sich die Verschworenen der ersten Handlung, welche — da einige von ihnen früher Triboulet haben einschleichen sehen — Blanche für seine Maitresse halten. — Sie werden von Triboulet gestört, der von Angst getrieben zurückkehrt und erschrocken auf sie trifft. Marot beruhigt ihn, daß sie für den König die Frau von Cossé, deren Hotel mit hohen Gartenmauern den Mauern des Häuschens gegenüber steht, entführen wollen. Triboulet erklärt sich bereit dazu mitzuwirken. Marot bindet ihm eine Maske vor und darüber ein Tuch über die Augen, und stellt ihn an, die Leiter zu halten, auf welcher sie über die Mauer des Häuschens steigen, und dann — wie der Dichter vorschreibt — die halb nackte und geknebelte Blanche fortschleppen. Blanche wehrt sich mit fliegendem Haar und ruft ihren Vater zu Hilfe: dem sind ja aber Augen und Ohren verbunden. Er hält die Leiter, bis ihm die Zeit zu lang wird, und er endlich, ahnend, daß man ihn zum Besten habe, Binde und Maske abreißt, den Schleier seiner Tochter auf dem Boden erkennt, und die Mauer, an welcher er die Leiter hielt, und mit dem Ausruf: „Weh mir! weh! der Fluch!" ohnmächtig zu Boden stürzt. —

Die dritte Handlung, welche den Titel: „der König" an der Stirn trägt, zeigt uns die in's Schloß gebrachte Blanche, wie sie zum Könige um Schutz fleht, mit Schrecken in ihm den armen Schüler von gestern Nacht erkennt, und sich vor seiner Zudringlichkeit in eine offene Thür flüchtet — in sein Schlafzimmer, wohin er ihr voll Entzücken folgt; wie dann der Vater in Verzweiflung nach ihr forscht, von den Hofleuten gefoppt und gehöhnt wird, entdeckt, daß sie in des Königs Schlafgemach ist, nach vielem wüthenden und doch langweiligen Geschwätz um seine Tochter fleht, und diese mit einem lauten Schrei aus dem Schlafzimmer an seine Brust fällt, und ihm sagt, daß sie vom Könige eben entehrt worden sey.

Durch des Königs Vorzimmer defiliren Soldaten, und führen den Herren von Saint-Vallier in die Bastille. Dieser wendet sich dem Zimmer des Königs zu, und spricht mit lauter Stimme:

Da mein Fluch noch nicht — obwohl
Eu'r König wiederholt mich hat beschimpft —
Auf Erden, noch im Himmel eine Stimme
Gefunden hat, die Antwort ihm gegeben,
Hienieden keines Menschen Arm, und droben
Selbst keinen Blitz, so hoff' ich gar nichts mehr,
Und dieser König wird und muß gedeih'n.
Triboulet (erhebt das Haupt u. blickt ihm in's Gesicht)
Ihr irrt, Graf; Einen gibt es, der Euch rächt!

Vierte Handlung. Blanche. Hier ein dreifacher Schauplatz, das Innere einer Baracke, durch deren Fenster man den ganzen elenden Raum überschauen, und deren Mauern so schlecht sind, daß man durch die Spalten und Ritzen bequem sehen kann, was drinnen vorgeht, und im Bodenzimmer, in das man durch die Dachluke schaut; dann der übrige Theil der Bühne ein Platz, an welchem die Seine vorbeifließt. — Es ist die Wohnung mit einem Wirthsschilde des aus der zweiten Handlung bekannten Saltabadil und seiner Schwester, durch welche er Gäste anzieht. Triboulet läßt Blanche, welche noch immer an des Königs Liebe glaubt, durch eine Spalte sehen, und hören, wie der König mit Magelone, der jungen schönen Zigeunerin, sehr handgreiflich tändelt, und — sich so amüsirt, daß Blanche, als Magelone auf dem Schoße des Königs, der sich für einen Officier ausgibt, sitzt und kokettirt, ihr Haupt an ihres Vaters Brust verbergend ausruft: „Wie frech das Weib dort ist! — O!" Triboulet heißt sie schweigen; er befiehlt ihr, sich in seinem Hause in Männerkleider zu stecken, so viel Geld dort zu nehmen als sie mag, und auf dem bereitstehenden Pferde nach Evreux zu eilen, wohin er ihr folgen werde, wenn er sie gerecht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade aus Nr. 90.

Flitterwochen.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoir in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 95. Mittwoch, den 13. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

Anatole sprach so lebhaft und mit so feurigen Actionen, daß Madame Gérard, gemäß dem angebornen Instinct der Frauen, den Gegenstand der Unterhaltung errieth, und sanft erröthend auf ihren Teller niederblickte. Die Tafel wurde aufgehoben, und Herr von Gèvres hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Frau Gräfin seine Bekenntnisse anzuvertrauen. Er sagte ihr:

„Dieses Fräulein ist äußerst interessant, sie ist ausgezeichnet hübsch, hat herrliche Talente und kein Vermögen, ich bin zwar alt, allein dergleichen wiegt sich in dieser Welt leicht auf, und es wäre ja nicht das erste Mal, daß ein junges Mädchen durch eine solche Heirath Vermögen und eine ehrenvolle Stellung in der Welt erlangt. Wie dem auch seyn mag, das Vergnügen und die Ehre mit Ihnen, Frau Gräfin, in eine Art von Verwandtschaft zu kommen, wäre mir ein Glück, welches ich höher als alle Freuden und Güter der Welt schätzte."

Die Frau Gräfin minautirte hin und her, antwortete anfänglich ziemlich ausweichend und bedeutete endlich den Liebhaber, daß er sich zuerst an Mademoiselle Duroſel selbst wenden und ihre Einwilligung nachsuchen sollte, weil ohne diese in der Sache nichts geschehen könnte.

Kaum hatte sich die Gräfin des Alten entledigt, so erschien Herr Anatole von Launy mit gleicher Wärme: „Frau Gräfin, Ihr Pathchen ist in der That ein allerliebstes Wesen."

„Herr Anatole, das weiß ich längst."

„Beinahe noch nie sah ich ein Gesicht, worauf so viele Anmuth reizender vereinigt gewesen, alle ihre Bewegungen hat sie von den Grazien gelernt, Musik ist jedes ihrer Worte; sie ist eine Zauberin, ein Engel!"

„Ei, ei!"

„Auf Ehre! und Mademoiselle Duroſel wohnt zu Paris?"

„Das ganze Jahr. Indessen scheinen Sie von Cäcilie mit außerordentlicher Lebhaftigkeit zu sprechen. Hören Sie mich an, bester Anatole, das Mädchen ist mir anvertraut, und es gibt Chimären, welche man einem so jungen Dinge nie in den Kopf setzen muß, zudem sind Sie selbst noch sehr jung, Cäcilie hat gar nichts, und wir sind wohl verpflichtet, sie vor einer Thorheit zu bewahren."

„Indessen hoffe ich doch, daß Sie diese junge Person nicht einem Herrn von Gèvres überlassen werden."

Die Gräfin verzog ihr ganzes Gesicht in die Falten des Ernstes und der Würde, und sprach mit philosophischer Salbung: „Wir werden gewiß dem Willen des Mädchens nicht Gewalt anthun, aber Sie wissen, lieber Anatole, daß es in der Welt nichts Lächerlicheres gibt, als einem Gefühl gegen das Interesse sich zu überlassen, durch eine Leidenschaft seinem eignen Vortheil im Wege zu stehen. Wäre es nicht für Cäcilie ein wahres Glück, wenn sie Herrn von Gèvres zum Gemahl erhielt? Sie würde ja reicher, als ich selbst es bin."

Der angesponnene Scherz machte der Frau Gräfin immer größeres Vergnügen, und lachend sagte sie im Vorübergehen zu ihrem Gemahl: „Bester Graf, wir haben wahrlich zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen."

Ganz anders stand es mit Madame Gérard, sie war in eine falsche Stellung gerathen und konnte sich derselben nicht mehr entwinden. Herr von Gèvres kam nicht mehr von ihrer Seite, bei den Spaziergängen, an der Tafel, bei dem Spiel sah sie sich als den ausschließlichen Gegenstand seiner auffallenden Aufmerksamkeit und Galanterie. Sie fühlte sich dadurch unangenehm belästigt, konnte sich aber davon nicht gut befreien, ohne einer anderen Verlegenheit sich bloß zu stellen. Einer Leidenschaft, welche sie nicht theilt, entzieht sich jede Frau sehr leicht, indem sie hinter ihre Tugend sich verschanzt. Jeder Angriff heißt dann Frechheit, zur Beleidigung wird die Beharrlichkeit, und Zudringlichkeit nennt man die Treue. Anders stehen die Verhältnisse einem Mäd-

chen gegenüber, rein erscheinen die ihr gebrachten Huldigungen, die Liebe hat einen moralischen Zweck, zu welchem man sich offen bekennt; weis't sie auch diese Liebe zurück, so muß sie doch dem Gefühl des Liebenden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und für den Vorzug, den man vor Anderen ihr gegeben, sich dankbar erzeigen.

Aber noch peinlicher und bedenklicher wurde ihr das Benehmen des jungen Anatole, der sie zahllosen Verlegenheiten aussetzte. Der junge Mann war von glühender Leidenschaft für Cäcilie durchdrungen. In der Ueberzeugung, daß zwischen ihm und Herrn von Gèvres einem Mädchen die Wahl nicht schwer fallen würde, sagte er anfänglich kein Wort und schien dem Greis völlig freies Spiel lassen zu wollen. Selbst dem Grafen und der Gräfin suchte er seine Leidenschaft zu verbergen, und nur Cäcilie allein erkannte aus einigen Blicken, wie tiefen Eindruck sie auf sein Herz gemacht. Aber bald begann der bisher so sanfte und harmlose Jüngling ein Gefecht der Verspottung und der Sarkasmen gegen Herrn von Gèvres, suchte jede Gelegenheit hervor, dessen Fehler zu offenbaren und den alten Gecken lächerlich zu machen. Unaufhörlich griff er ihn ganz offen an, frug nach seinem Alter, erinnerte ihn, daß er der Freund seines Vaters und sogar älter als dieser gewesen, bekrittelte seine Toilette, seine Neigungen, seinen Geschmack, schoß Pfeil auf Pfeil unbarmherzig nach ihm und ließ dem Armen keinen Augenblick mehr Ruhe. Zuweilen schämte er sich selbst eines so auffallenden und beinahe unanständigen Benehmens, und frug seine eigene Seele um die Ursachen und nach dem Zwecke desselben.

Was will ich denn eigentlich damit? Was kann ich vernünftiger Weise damit wollen? Gewiß wird Herr von Gèvres sie heirathen, dann wird sie reich und glücklich seyn. Aber würde denn ich jemals mich entschließen können, dieses arme Mädchen zu meiner Frau zu machen?

Bevor er diese kritischen Fragen sich selbst beantwortete, stellte ihm seine Phantasie die schöne Cäcilie als Frau von Gèvres vor, schilderte ihm, daß sie diesen alten Narren unmöglich lieben, und daher diesen zu betrügen keine große Schwierigkeit machen würde. Jedoch kaum belebte sich dieses Bild einigermaßen vor seiner Seele, so drängte sich auch der Gedanke: Cäcilie in den Armen eines Anderen, und als das Eigenthum eines Anderen zu wissen, bis zum Unerträglichen ihm auf, und trieb ihn dann stets zu den feurigsten Entschlüssen.

Ich bin reich, verlache den Ehrgeiz, ich brauche nicht auf das Vermögen einer Braut zu lauern, wir werden Beide über genug haben, ich heirathe sie.

Nachdem dieser Entschluß zum hundertsten Male bei ihm wach geworden, schien er endlich die volle Reife erlangt zu haben. Sogleich verließ er die einsamen Gänge des Parks, wohin er sich mit seinen Träumen zurückgezogen hatte und eilte zu der Gebieterin des Schlosses, um ihr, wo nicht einen förmlichen Werbantrag zu machen, doch wenigstens seine Ansichten und Absichten offen zu erklären. Er dachte: wahrscheinlich kann mir die Frau Gräfin Cäciliens Hand nicht geben, weil diese ohne Zweifel von einem Vormund abhängt, allein sie kann doch gewiß Herrn von Gèvres abweisen, und ist eben so gewiß verpflichtet, dieß zu thun, so viel schuldet sie meinem Verhältniß zu ihrem Hause.

Schon nach zwanzig Schritten hatte er wieder seinen Entschluß geändert; was er von der Frau Gräfin verlangte, erschien ihm nun als unedel, und er fühlte zugleich, daß er gar kein Recht habe, dem Grafen und der Gräfin irgend eine Vorschrift zu machen. Wäre es hiernach nicht geeigneter, sich unmittelbar an Cäcilien zu wenden? Allein er war noch keineswegs überzeugt von ihrer Gegenliebe. Also muß man trachten, ein Viertelstündchen des Alleinseyns mit ihr zu erhaschen, seine Liebe offen bekennen, zu einem Geständniß sie nöthigen. Seinem unablässigen Bemühen gelang es bald, mit ihr sich allein zu sehen.

„Mein Fräulein, ich liebe Sie, Sie wissen es —"

„Wie? mein Herr —"

„Ja, Sie wissen es. Ich habe gewiß keine schlimme Ansicht von jungen Mädchen, aber, bekennen Sie es nur selbst, die Damen wissen immer unser Geheimniß, noch bevor unser eigenes Herz dasselbe uns bekannt hat. Ich liebe Sie seit dem ersten Augenblick unseres Zusammentreffens, bei Ihrem ersten Anblick lernte ich ein mir früher unbekanntes Gefühl kennen, und meine ganze Seele empfindet, daß das Leben an Ihrer Seite ein Himmel auf Erden seyn müsse, sobald Sie mich wieder lieben. Schöner, heiterer, glückseliger würde Alles rings umher mir werden, Alles, sogar jene Zukunft, in welche wir uns mit allen Wünschen und Hoffnungen hineinträumen. Ja, mein Fräulein, an Ihrer Seite würde mir gar nichts mehr zu wünschen übrig bleiben."

Anatole sprach mit einer Lebhaftigkeit, einem Feuer und einer Offenheit, welche stets die Kunst des größten Redners zu Schanden machen; er flehte um eine Antwort so dringend und innig, daß Cäcilie dazu sich genöthigt sah, als zum Glück Herr von Gèvres unvermuthet hinzutrat, und einer Unterhaltung ein Ende machte, welche vor Zeugen jetzt noch unmöglich fortgesetzt werden konnte.

Madame Gérard benutzte den ersten günstigen Augenblick aus der Mitte dieser beiden Dränger fortzukommen, schloß sich in ihr Zimmer ein, überließ sich dem Strom ihrer Gedanken und betrachtete ernsten Sinnes alle Phasen der seltsamen Lage, worein der Muthwille der Gräfin sie versetzt hatte. Ihr erstes Gefühl war natürlich ein Gefühl der Eigenliebe; sehr hübsch mußte sie wohl seyn, weil zwei Männer, welche sie zuvor niemals gesehen hatte, auf den ersten Blick in so heftiger Liebe zu ihr entbrannten! Herr von Gèvres war ein bejahrter Mann, seine Huldigungen konnten zwar unmöglich mehr Gnade finden, indessen hatte er doch einen wohlklingenden Namen, eine bedeutende Stellung in der höheren Welt und großen Reichthum. Anders verhielt es sich freilich mit Herrn Anatole von Launy; ein schöner Name, ein bedeutendes, ja sogar glänzendes Vermögen, seine Verbindung mit vielen Notabilitäten Frankreichs und ein auch Madame Gérard bezauberndes Aeußere gaben

der jungen Frau gar vielerlei zu denken und zu überlegen. Sie dachte:

Herr von Gèvres bringt mir eigentlich kein erstaunenswerthes Opfer, denn, nachdem er schon zahllose Körbe empfangen hat, wagt er nun einen neuen Versuch bei mir, natürlich einen fruchtlosen wie immer; ganz anders stellt sich das Verhältniß bei Herrn von Launy! Er ist jung, sehr hübsch und fein gebildet, welches Mädchen würde eine solche Partie zurückweisen? Welches Mädchen wäre nicht stolz darauf, die Hand eines solchen Mannes ergreifen zu dürfen?

Mit Wohlgefallen dachte sie an diesen jungen Mann, sie erkannte die Eleganz seines Benehmens, den Geist seiner Unterhaltung, den edlen Schwung und die liebenswürdige Lebhaftigkeit seiner Gefühle; ihm Liebe eingeflößt zu haben, schmeichelte ihr nicht wenig; im Innersten des Herzens empfand auch sie Regung für ihn, welche man wohl für Liebe halten konnte, und wäre nur eine Möglichkeit vorhanden gewesen, so würde sie sich gewiß glücklich geschätzt haben, mit ihm sich verbinden zu können.

Bis zu dieser Stunde hatte sie immer geglaubt, ihren Mann zu lieben, aber nun bemerkte sie plötzlich zu nicht geringem Schmerz und Schrecken, daß ihre Heirath nur eine Sache des Zufalls und der Umstände gewesen, und daß für sie darin weder Glück noch eigentliche Freude zu finden sey. Man hatte es ja kaum der Mühe werth gehalten, um ihre Einwilligung sie zu bitten, ihre Mutter hatte für sie geantwortet, und der Herr Advocat Gérard die ganze Angelegenheit wie ein juristisches Geschäft behandelt. So war sie ohne Liebe, ohne Reiz, und, was sie jetzt erst einsah, auch ohne alle Sympathie der weltlichen Convenienz zum Opfer geworden. Dachte sie dabei übrigens an die grenzenlose Liebe ihres guten Mannes, so bereute sie schmerzlich solche Gefühle und machte sich die Neigung für Herrn von Launy zum bittersten Vorwurf. Ja, sie liebte ihn, und begriff, daß es nicht ehrenvoll sey, den Namen ihres Gemahls hier öffentlich verschmäht zu haben, und daß diese Lüge durch das zufällige Zusammentreffen mit der Liebe des Herrn von Launy zu einem Verbrechen führen könne, jedenfalls ein unglückliches Ereigniß bereits geworden sey.

Sie suchte daher Frau von Cruset auf, und erbat sich von derselben ihren Trauring zurück.

„Warum, meine Liebe, wozu?"

„Ich will ihn an meinen Finger stecken, ihn nicht mehr von meiner Hand lassen und einen Scherz endigen, der allmählig eine ernste und folgereiche Wendung genommen hat. Ach, was würde aus mir, wenn mein Mann dieses Alles erführe?"

„Aber er wird davon nichts erfahren, und würde nicht im äußersten Falle meine Gegenwart Alles rechtfertigen? Gegen jeden Vorwurf Dich schirmen? Nein, nein, Cäcilie, Du erhälst Deinen Ring nicht, und Du wirst auch nicht plaudern, nicht wahr?"

„Wohlan denn, so hören Sie die Wahrheit: Sie wollten nur gegen von Gèvres intriguiren und über seine Verliebtheit sich lustig machen, aber hieraus erwuchs ein anderer Uebelstand, Herr von Launy hat sich in mich verliebt, verfolgt mich mit seinen Erklärungen und Anträgen, will mich heirathen." —

„Dich heirathen! Das ist drollig."

„Ach nein, liebe Pathe, man soll mit der Liebe eines Mannes kein Spiel treiben — mit der Liebe von zwei Männern" — fügte sie lächelnd hinzu, um ihr Erröthen zu verbergen. —

(Fortsetzung folgt.)

Stare a crocchio.

Ein Officier einer großen Armee hatte es durch anhaltenden Fleiß so weit gebracht, daß er den großen Militair-Schematismus fast wörtlich auswendig wußte, er hatte dadurch sein Gedächtniß so eingeübt, daß er augenblicklich genau anzugeben vermochte, wo jedes Infanterie- und Cavallerie-Regiment garnisonirte, er wußte die Namen aller Officiere der Armee, selbst die von denen, welche pensionirt waren; alle mit und ohne Ordensdecorationen. Kurz Alles, was in dem großen Schematismus auf vielen Bogen klein gedruckt zu lesen war, wußte er auswendig; ja sogar die Zahl des Folio's und die Zeile konnte er fast auf alle Fragen augenblicklich angeben. Das Officier-Corps der ganzen Armee kannte dieses Wundertalent, denn wenn ihm Ein oder das Andere zweifelhaft schien, so machte er oft Reisen, um sich persönlich an Ort und Stelle zu überzeugen, und wurde auf diese Art mit den meisten Officieren persönlich bekannt.

Als er bei einer Aufwartung in der Residenz sich auch dem Hofkriegs-Präsidenten vorstellte, wollte sich dieser von dem ihm schon längst bekannten Talente des Officiers überzeugen, und stellte ein förmliches Examen, im Beiseyn mehrerer Stabs-Officiere, mit dem Schematistiker an.

Durch eine halbe Stunde, in welcher Zeit ihm viele hundert Fragen gestellt wurden, beantwortete er augenblicklich jede derselben, und setzte dadurch die Versammlung in großes Staunen.

Nachdem er so ehrenvoll bestanden, klopfte ihn der Präsident auf die Achsel, und sagte:

„Herr ....., Sie haben es wirklich weit gebracht, schade, daß Sie Ihre kostbare Zeit nicht auf etwas Nützlicheres verwendet haben."

Das nennt man in Bergamo: Stare a crocchio!!

Farfalone.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

Zur Göttinger Jubelfeier vorigen Jahres hat ein Student an die Georgia Augusta ein Gedicht geschrieben, welches also beginnt:

„Was springt dort über den Zaun, Zaun, Zaun,
Der Zaun ist gar nicht klein;

Was mag es dort geben zu schau'n, schau'n, schau'n,
Muß wohl was Absonderlich's seyn!"
Ohe! jam satis!

Ich habe einen Witz! — Fräulein Agnese Schebest, welche durch Spiel und Gesang auf den ersten Bühnen Deutschlands Alles enthusiasmirte, hat in Wien einen schlechten Humor — ist — denn das kein jude Witz? — hervorgebracht. Dr. Lichtblau.

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Blanche geht angstvoll und weinend ab; da tritt Saltabadil zu Triboulet, und dieser zahlt ihm auf Abschlag die Hälfte der versprochenen Summe für die Ermordung des von Saltabadil und Magelone nicht gekannten Königs, der die Nacht in Magelonens Armen sich amüsiren will, während es draußen donnert und stürmt. Magelone möchte ihn gern retten, aber Saltabadil zeigt ihr das Blutgeld, und leuchtet dem Könige in ein oberes elendes Zimmer hinauf, wo dieser in Erwartung Magelonens, von der er mit unbeschreiblich natürlicher Natur zu sich sagt: „Diese Magelone, — wie frisch, lebendig und behend sie ist!" — auf das schmutzige Lager zu schlummern sich streckt; und Magelone kommt auf Geheiß des Bruders, beleuchtet mit der Lampe den Schlafenden und sagt mit Thränen in den Augen: „Wie Schade! (Sie nimmt seinen Degen ihm weg.) Er schläft fest. — Der arme Junge!" — Da sieht man den König oben schlafen, während Saltabadil und sein Schwesterchen im untern Zimmer gemüthlich schwatzen, und draußen naht sich Blanche in ganz schwarzem Reiteranzuge, und belauscht der beiden Gespräch, indem Magelone sagt:

Du Bruder!

Saltab. Nun?
Mag. Weißt du wohl, woran ich denke?
Saltab. Nein.
Mag. So rathe!
Saltab. Was denn?
Mag. Dieser junge Mann
Sieht sehr gut aus, ist groß und stolz und schön,
Galant noch obendrein. Er liebt mich sehr.
Er schläft da oben wie ein Jesuskind.
Wir wollen ihn nicht tödten.
Blanche (die Alles sieht und hört).
Himmel!
Saltab. (zieht einen alten Sack und einen Pflasterstein aus einem Koffer und reicht Magelonen mit gelassener Miene den Sack hin.)
Näh' mir
Sogleich den alten Sack.
Magel. Wozu?
Saltab. Um desto schneller
Wenn deinem Liebling ich das Garaus machte,
Die Leiche nebst dem Stein hinein zu stecken
Und alles in das Wasser dann zu werfen.

Magelone capitulirt mit ihm, und endlich von ihrem Widerstande besiegt, nachdem er Magelonens Vorschlag, den kleinen alten schiefen Bucklichten, der ihn gedungen, wenn er mit der andern Hälfte des Blutgeldes komme, statt des schönen jungen Mannes zu tödten, mit beleidigtem Ehrgefühle verworfen hat, macht er den Gegenvorschlag, wenn irgend ein Reisender bis Mitternacht, wo der Bucklichte erscheine, an ihrer Thür um Einlaß klopfte, so wolle er diesen tödten und in den Sack stecken, den der Bucklichte dann in's Wasser werfen könne. Was ist natürlicher, als daß die vor Angst und Frost bebende Blanche sich zum Opfer weiht, anklopft, und sich mit dem Messer, das sie draußen dazu wetzen hört und der Zuschauer drinnen wetzen sieht, ermorden läßt.

Die fünfte Handlung, mit dem Titel „Triboulet," ist nun wohl der Höhepunct der dramatischen Gräßlichkeit. Dem Triboulet wird der Sack mit dem Leichnam der Ermordeten, den er, weil er von Außen die Sporen an den Stiefeln fühlt, für den König hält, ausgeliefert, er zahlt dem Mörder seiner Tochter das Geld, und übernimmt es, den Sack allein in die Seine zu werfen. Hier nun bricht die ganze Wuth des unmenschlichsten Hasses los gegen den Leichnam, dem er die schaudervollste Standrede hält, die wohl eine Viertelstunde und länger währt, den er mit Füßen tritt und den er zur Seine schleppt, als er erschrocken die Stimme des Königs erkennt, der ein leichtfertiges Liedchen singt und wohlgemuthet von dannen zieht. Er zerschneidet den Sack, um zu sehen, wer ihm untergeschoben ist, und erkennt bei einem Blitzstrahl — die Tochter, und diese lebt noch und spricht, und er muß sie in seinen Armen sterben sehen, ohne ihr Hilfe schaffen zu können. — Und wie charakterisirt unser Biograph und Charakteristiker? Wie in „Hernani" ist auch in „Le Roi s'amuse" das tragische Element vorherrschend; Herrn von Saint-Valiers Erscheinen gleicht (?) beinahe dem:

— der furchtbaren Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht u. s. w. (???)

(Fortsetzung folgt.)

Kotzebue's Humor.

Hinz und Kunz voll Eifer stritten, ob Humor in Kotzebue ist.
Kunz begann: „Dir wohlgelitten ist er nur, weil er zur Ruhe ist."
Hinze sprach: „Denk nur, sein Wirrwarr, traun, ist doch wohl voll Humor?"
„Umgekehrt," rief Kunz, „voll Wirrwarr, dünkt mich eh'r, ist sein Humor!"

Fr. Niemann.

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 96. Donnerstag den 14. Juni 1838.

Correspondenzblatt.

Lübeckische Taubenpost.

(Schluß.)

Ole Bull, dieser Hyperboräer, scheint ein mitleidiges Herz zu haben, denn in Neumünster, einem Flecken Holsteins, gab er zum Besten der Ortsarmen ein Concert; aber warum hat er nicht auch uns sein Mitleiden geoffenbaret und ein entréefreies Concert für die Lübecker Armen gegeben? Ich wette, keiner von unsern Honoratioren hätte gefehlt; denn die haben das Herz auf dem rechten Flecke, nämlich — im Beutel. — — Kaum war Ole Bull fort, da kam das Kunstgefühl wieder in forcirten Märschen anmarschirt, man lamentirte und schrie Zeter, wer den fahrenden Musikanten gesehen hatte, der war Held des Tages, und der Stiefelputzer der Stadt Hamburg, welcher ihm den Rock ausgeklopft hatte, — — doch halt! Ich will nicht die chronique scandaleuse meiner Vaterstadt der deutschen Lesewelt aufdecken. — Jetzt ergötzen wir uns, als Ersatz für das verlorne Paradies, an dem wohlgetroffenen Bildniß dieses Hyperboräers, welcher doch wohl nichts weniger verdient, als im Salon eines Lübeckischen Patriciers zu hängen. Mais c'est moi tout même!

Der bekannte Professor W. Appel, den man in vielen Blättern als einen zweiten Bosco ausschreit, gab am 10. Februar eine „große Kunstvorstellung aus dem Gebiete der natürlichen Physik und Magie," scheint jedoch meines Wissens kein Furore gemacht zu haben, da er seine Vorstellungen sogleich eingestellt hat. Ueberhaupt halte ich seinen Ruf für etwas übertrieben, und ich glaube mir — obgleich ich dieser Vorstellung nicht beiwohnen konnte — doch deßhalb ein Wort über seine Leistungen erlauben zu dürfen, weil ich im Mai vorigen Jahres seine Experimente zu Hamburg auf dem Elbpavillon zu beobachten Gelegenheit hatte. Es läßt sich nicht leugnen, daß er eine große Gewandtheit — Fingerfertigkeit möchte ich es lieber nennen — besitzt, aber einige seiner — Kunststücke scheinen mir eher eines herumziehenden Gauklers, als eines wissenschaftlich gebildeten Mannes würdig; jeden Falls möchten die Leistungen eines Döbler viel größern Werth für den Kenner besitzen. Das ist so meine Meinung!

Maskeraden waren auch bei uns eine Zeit lang an der Tagesordnung, und doch wüßte ich von keiner etwas Erhebliches zu berichten. — Die ganze Welt ist ein bal masqué, die buntesten Gestalten treiben sich durch einander, und wohl dem, welcher sich in seine Rolle ganz zu finden weiß, er wird leicht und froh den gefährlichen Irrwegen, wozu der Wahn — Leben genannt — verleitet, entgehen! — Von allen Bildern dieser großen Maskerade hat der sogenannte „Narr" das ruhigste Loos, er überläßt sich dem frohen Zufall; wo Andere schwermüthig das Haupt wiegen, schüttelt er die klirrende Schellenkappe; straft mit dem Narrenholze den Unsinn der Uebrigen, und begeht er selbst eine Thorheit, so tröstet man sich damit: „Er ist ja ein Narr!" — Nichts als Maskeraden, maskeradirend ist die Braut, maskeradirend ist der Bräutigam, alle Familien werden so voll von Maskeraden gepfropft, daß sie noch ein Endchen davon in's Elysium tragen könnten. Die Zeit der Geradheit paßt nicht für das Maskeradenblut, Einer muß nicht wissen, wo der Andere hin will, wenn er auch den Weg vorgezeichnet sieht. Täuschung, überall Täuschung, Täuschung zwischen Mann und Weib, Täuschung im eigenen Busen, die Rolle ist bald ganz einstudirt, und nicht lange dauert es mehr, so müssen die Maskenverleiher Bankerott machen. —

Unser Theater befindet sich wieder in höchster Finanznoth, und das wundert uns Lübecker gar nicht; denn wir sind dergleichen gewohnt; noch kein Schauspieldirector hat bei uns einen grünen Zweig erreicht, alle sind wie angeschossene Sperlinge vom Baume gefallen. — Der Eine machte Bankerott, der Andere kam wieder, machte es wie sein Vorgänger, und so fort bis jetzt, und jetzt wird es wieder eben so gemacht werden müssen, wie von Anfang her. Traurige Aspecten! Die Schauspieler mißfallen, das Publikum kommt nicht in's Theater, die Gage kann nicht bezahlt werden, das irrevocabile fatum, Bankerott genannt, ist da, wird ein hundertzüngiges Stadtgespräch und rührt keinen weiter! — „Aber, mein Gott," ruft der Leser aus, „ließe sich die Sache nicht umgestalten, es müßte —" Ja, es müßten

die Lübecker Schauspieldirectoren und das Lübecker Publicum von Wurzel aus anders werden, und das eine ist nicht möglich, das andere nicht wahrscheinlich. Das Lübecker Publicum (in theatralischer Hinsicht) ist eine Bestie ganz eigner Art. — Wenn ein abgelebter Schneidermeister sammt seiner theuern Ehehälfte, seine Dreier bezahlt hat, und das Stück nur drei Acte zählt, so ärgert er sich, brummt, schimpft und geht nicht wieder in's Theater; — die Ladenjünglinge und Gymnasiasten (das Hauptpublicum!) zischen, kritisiren und rumoren, warum? weil die Andern es so thun und weil es ihnen Vergnügen macht; und nun die Vornehmen! — Ach, die Vornehmen, die haben ja geschlossene Gesellschaften, Pickenicks ꝛc. und nehmen, wenn der Schauspieldirector recht höflich gebeten hat, ein Achtel- oder wenn's hoch kommt, ein Viertel-Abonnement, verlangen dafür aber ganz was Schönes, wollen die neuesten Opern sehen und schneiden bei jedem Abonnement suspendu ein saures Gesicht. — Das ist in wenigen, aber wahren Zügen das Lübecker Theaterpublicum, es will ein gutes Theater haben, aber nichts geben und den Unternehmern, welche jeden Abend 5 Thlr. für die Miethe des fast zusammenfallenden Theatergebäudes zahlen müssen, auf keine Weise zu Hilfe kommen. Jeder Unparteiische wird einsehen, daß die größten Anstrengungen von Seiten der Direction bei solcher Bewandtniß vergeblich seyn müssen und daß wir in Zukunft schon zufrieden seyn können, wenn eine herumziehende Bande à la Schultz uns zuweilen mit ihrer Gegenwart beehrt. —

Am Schlusse meines Berichtes erlaube mir, lieber Planet, einen flüchtigen Blick auf Lübecks gesellschaftliche Zustände zu werfen.

Es war ein häßlicher Winter mit seinem ewigfinstern Gesichte und zornschnaubenden Wesen. Die Götter der Luft und der Erde drohten gewaltig mit ihrem Strafgerichte dem sündebeladenen Europa. Wohl uns, wenn sie nur geschnarcht, die großen Mächte unruhigen Schlafes. Wäre es nur möglich, solche Erscheinungen irgend wie mit den Zuständen des hiesigen gesellschaftlichen Lebens in Beziehung zu bringen, wir würden glauben, sie wären Schuld an all' dem Misere unserer winterlichen Freuden. Doch dem war nicht so. Man spricht wohl davon, läßt sich des Breiten darüber aus, aber das ist auch Alles. Wind und Wetter geben die beste Conversation und „in Lenzen wird's auch nicht besser seyn," sagt ein locales Sprichwort. — Wir haben Gesellschaften in Ueberfluß, aber es fehlt an Gesellschaft. Unsere sogenannten Honoratioren leben von Allen abgesperrt durch die Pforten des Hochmuthes und Geldstolzes; — was nun eigentlich „Honoratioren" seyen, darüber ist man zwar nirgends recht in Klarheit, aber es wird mit dem Worte kein größerer Mißbrauch getrieben, als hier. Es gibt Leute, die zu Thee und Kaffee bitten, ihre Kinder nur hochdeutsch sprechen lassen, wenn es auch noch so falsch vorgesprochen wird, welche sich allerhand Aftermanieren der feinern und höhern Gesellschaft müssen angeeignet haben, um sie eben so ungelenk reproduciren zu können, die im Modejournal die Bilder begaffen, die Leihbibliotheken durchstöbern und Tage lang Journale und schlechte Bücher durchpeitschen, von denen sie oft sogar nicht die einfachsten Sätze richtig verstehen; — „Auguste, gieb mich mal das Buch her; Kind, Du mußt immer so sprechen, als ich" — und diese charmanten, honigsüßlächelnden Leute, die besser thäten, einfach bürgerlich zu leben und auf wahrhafte Veredlung ihrer Race zu achten, ihren Geschäften nachzugehen, statt sie sinken zu lassen, diese Leute, sage ich, glauben — meinen in ihrer Stupidität, sie wären Honoratioren durch solch' ekles, breitgetretenes Possenspiel. An so toller Ungebühr hat ohne Zweifel das weibliche Geschlecht seinen großen Antheil. Es ist zu bedauern, daß durch dasselbe das bürgerliche Gewerbe mit der Nase vornehmthulich berümpft wird. Alles setzen Frauenzimmer in Bewegung, bis die Insignien, welche an einen achtbaren Nähr- und Erwerbstand erinnern, successive aus den Zimmern verschwinden, damit sie nicht zu erröthen brauchen, wenn von ihrer bürgerlichen Nahrung die Rede ist. Nichts thun, statt zu arbeiten, ist vornehm; das gibt Ansprüche auf magistratliche Aemter, nach welchen auf gewundenen Wegen die Ambitionen, durch Vettern und Basen begünstigt, herankriechen. Das Patriciat des Senats nimmt in seinen Schooß nur Kaufleute, Gelehrte, geschäftslose Reiche und vornehm Verarmte auf. Wer einer Leibrente, vermeintlicher Standeserhöhung bedarf, der drängt sich heran. Ein Handwerksmann mit seinen schmutzigen Fäusten und seiner geraden Einfalt paßt nicht in die Gemeinschaft, ihm fehlt die Politur! Den Frauen ist das nackte „Madam" der Magd nicht genug; sie überflügeln noch den Mann in seinen Plänen. Lange Nägel, fein gebürstet, Vanillenseife statt der ordinairen Windsor, welche vornehme Händchen ja nicht reinigen kann, duplicirte Thee's und Kaffee's, Gott weiß was für Albernheiten, gelten in diesen Stadien des Hinaufdrängens für wesentliche Attribute des vornehmen Standes. Und je niedriger die Stufe ist, der man dem Geblüt und der Cultur nach angehört, um so höher schwillt der Kamm und die ganze Klerisei der Familie und Verwandtschaft sieht darauf, wie in einen vergoldeten Kelch und äfft das verkehrte Ding nach. Das sind denn mit einem Male die gebildeten Menschen der Stadt, an solchen Kriterien wollen sie erkannt seyn; der äußere Flitter ist ihr socialer Thermometer und die wahre Bildung verschwindet aus den gesellschaftlich seyn sollenden Zirkeln, die epidemische Seichtigkeit verschlingt die gesunden Bestandtheile und widerliche Trivialitäten stellen sich unter das Révérbère der Cultur. — —

Von meiner Vaterstadt Travemünde weiß ich nichts zu melden; sie liegt im Winterschlafe, und erwacht erst, wenn Handel, Dampfschifffahrt und Badesaison ein rasches Leben hervorrufen! — Die Correspondenz zieht sich in die Länge, lieber Planet, aber weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über!

Braunschweig.

Den 1. Mai 1838.

Fürsichtig-getreuer und lieber Planet!

Des Christenthumes und des Frühlings Auferstehungsfeier ist genaht und langsam entschweben die düstern, lampenbeleuchteten Horen und Wasserdiamanten des Winters. Die Kränz-

chen der Geselligkeit — keine andern!! — verwelken allgemach beim schmelzenden Anblicke des jungen Sol und die Kartenclubbs werden Kegelclubbs, und statt der von dem berühmten Methfessel ausgeführten Schöpfung von Haydn, hören, sehen und fühlen wir Gottes Schöpfung auf einem noch weit größern Saale, als der des hiesigen medicinischen Gartens; da ist das Entrée billiger, es ist ein Loblied, ein stummer Dank zum Herrn, die Recension schweigt, man hört den nie endenden Chor: es ist die Brandung der kreisenden Natur. Thränen der Rührung zittern im grünen, veilchendurchflochtenen Haar der aufblühenden Erde. Die Stätte des Todes, der Garten der Lust sieht, fühlt, ahnt ein neues Leben und dem Sterblichen quillt und duftet aus dem Kelche der lieblichen Blumen ein Kelch des Trostes, und die Gebeugten richten sich auf und die Wunden, sie schließen sich. Sey nicht böse, lieber Planet, ob meiner Schwärmerei, der Schiffer auf dem weiten Lebensoceane ist ja so glücklich, wenn er endlich das Land erblickt mit grünen Thälern, sonnebeleuchteten Bergen und süßmurmelnden Quellen. Noch dazu, wenn er zurückschaut und die tiefeingeschnittenen Spuren tosender Elemente gewahrt und Jammertöne aus der Nähe und Ferne von seinen unglücklichen Brüdern an sein Ohr schwirren, daß sie die Brust voll Weh schwellen und heiliges Menschenmitleid schaffen. Hier schweige ich, denn die That sucht zu mildern, das Scherflein häuft sich auf dem Altare des Erbarmens. Wie man wohlthun soll und wie es ausgeführt wird, kannst Du, ehrenvester Planet, in unserer Welfenstadt gewiß am schönsten erfahren. — So spricht theilweise die Erinnerung an den Winter in meiner Seele und doch ist er ein so ächt deutsches Zusagniß, man kann im stillen Gemache so viel denken und überlegen und sich entschließen zu reformirenden Thaten, und wenn man dann hinaustritt — puh! dann ist es rauhe, abstoßende Witterung, man könnte sich erkälten und man murmelt leise und seufzend: „Herr, bleibe bei mir, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!" — — Wohl hat er sich geneigt, wohl ist es Abend worden, aber dort öffnen sich die Schleusen des Theaters und Diana tritt spanisch-stolz und liebehöhnend auf die schwankenden Bretter: es ist die allbekannte Demoiselle Bauer vom Dresdener Hoftheater. Ich mag nicht in die einzelnen Nüancirungen aller der Rollen, die die Gastin hier darstellte, eingehen, weil ich weiß, daß dieß einem so großen Forum, wie es der Planet besitzt, gegenüber nur langweilend seyn möchte. Die Künstlerin erntete hier einen ungetheilten und ganz gerechten Beifall ein, obwohl die hiesigen Künstlerinnen in diesen Rollen eben so trefflich brilliren möchten. Es war höchst interessant, ein Künstlerpaar, wie die Bauer und die Grösser, in Schiller's Maria Stuart agiren zu sehen. Die Gastin gab die Titelrolle und die Grösser die Elisabeth. Diese abgerundete und innig durchdachte Ausführung solcher hochpoetischen Rollen werden noch lange im Gedächtnisse jedes Freundes der Schauspielkunst bleiben. Kaum hatte die werthe Künstlerin uns verlassen, als eine andere, längst erwartete wieder eintraf: die Madame Cornet. Sie wird jetzt mit eben derselben Lauterkeit gefeiert, wie früher im Laufe von Jahren. Ihre erste Rolle war die Isabella im Robert der Teufel. Bevor ich jedoch diesen Gegenstand, der einen so wichtigen Abschnitt im öffentlichen Leben bildet, verlasse, muß ich noch zweier aufstrebenden, sich gewiß baldigst weitverbreitete verdiente Anerkennung verschaffender jungen Künstler erwähnen: es ist dieß erstlich die Demoiselle Rospini, eine so ansprechende, jugendlichheitere Erscheinung auf der Bretterwelt, wie sie nicht oft da auftauchen. Ihr Rollenfach erstreckt sich auf gemüthliche, ächt weibliche, liebende Rollen, vorzüglich in komischen und Schauspielen. Mit jedem Tage steigert sich der Beifall des Publicums über ihre Leistungen, und gewiß mit Recht, denn sie strengt sich möglichst an, den ungewissen Kunstgipfel zu erreichen. Mag sie so fortsteigen, dann wird es auch die Gunst des Publicums! — In gleichem Grade lobenswerth und hier durch steten Beifall anerkannt sind die Darstellungen des Herrn Höfler, bekannt schon durch sein im December v. J. auf dem Berliner Hoftheater beifalltes Gastiren; vorzüglich bewährte sich seine Künstlergabe neulich in Maria Stuart, wo er die Rolle des Mortimer mit der durchdringendsten Virtuosität ausführte und reichen Applaus erntete. Vergegenwärtigt man sich nun neben den Leistungen solcher anstrebenden Talente, noch die schon vollendetern und gereiften eines Gaßmann, Schütz, Senk, Kettel ꝛc., so mag es leicht kommen, daß Stücke, die ohne alle Frage trefflich sind, wie es das Schauspiel: die Herrin von der Else von C. Blum ist, so reicher Beifall gespendet wird und ein volles Haus schafft. — Und wie sich nun hier dem freundlichen Planetenleser eine so heitere Lichtseite gezeigt hat, ist es auch auf einem andern Terrain. Rasch schreitet der Eisenbahnbau über Wolfenbüttel nach Harzburg fort, und man hegt die Hoffnung, sie bis nächsten August bis Wolfenbüttel vollendet zu sehen und befahren zu können. Ueberhaupt zeigt die höchste Landesstelle in dieser Hinsicht einen ehrenvollen und anerkannten Eifer, da ein hochgestellter Finanzbeamter und der Professor der Mechanik am Collegio Carolino, Schneider, in den nächsten Monaten Belgien, Frankreich und England, zur Vervollkommnung und Ergänzung ihrer Theorieen, zu diesem Behufe bereisen sollen. Auch ist durch eben jene Kunst und Wissenschaft so thätig befördernde Verwaltung zur Hebung des hiesigen Collegii Carolini wieder ein bedeutender Schritt durch die Anlegung einer Forstakademie und die Anstellung des Berliner Professors der Forstwissenschaftn, Dr. Hartig, als Forstrath, geschehen und somit diese Anstalt, die Zierde des Vaterlandes und Deutschlands, noch genügender in ihren Bestrebungen geworden. So mag es denn auch wohl nicht ohne Bezug seyn, daß, auf Anregung des Bürgervereines, jetzt hier ein Gewerbeverein für das Herzogthum Braunschweig gestiftet werden soll, dessen Einladung zum Eintritt Männer wie der Stadtdirector Dr. Bode, Dr. Aßmann, Dr. Hartmann, die Professoren Dr. Uhde, Dr. Otto und Schneider ꝛc. unterzeichnet haben und worin es heißt: „Die herzogl. Landesregierung hat dem Unternehmen kräftige Unterstützung versprochen, und da Gemeinsinn in der Beförderung alles Guten und Nützlichen die Bewohner des Herzogthums auszeichnet, Braunschweigs Gewerbtreibende aber den Ruhm einer nicht gewöhnlichen Thätigkeit und Umsicht von jeher bewährt haben, so kann man nicht zweifeln, daß das Werk mit dem befriedigendsten Erfolge werde gekrönt werden." — Unter solchen Auspicien muß des Welfen Fürstenliebe und Patriotismus mit jedem Tage

mehr erstarken und jede Intoleranz verscheuchen wie den düstern Uhu des Unglücks. Darum die Theilnahme aller, vorzüglich der höhern Stände bei der Aufführung einer Mozart'schen Messe in der hiesigen katholischen Kirche am Geburtstage des allverehrten Landesherrn, den 25. April 1838. Sie ward herzerhebend, religiöse Gefühle erweckend und genußreich von der herzogl. Capelle, der Parz'schen Singakademie — die aus Protestanten, Katholiken und Juden besteht — und dem Theaterpersonale aufgeführt, und die Damen Fischer-Achten und Müller, sowie die Herren Cramolini und Fischer hatten die Soloparthieen übernommen. Es thut in unsrer kirchlich erregten Zeit Noth, daß dieß nicht nur als Kunstgenuß, sondern auch als Beleg aufgestellt werde, wie man hier an keine hassende Glaubenssonderung denkt.

Bevor ich mein heutiges Referat schließe, muß ich dem lieben Planeten noch die Nachricht mittheilen, daß unser berühmter Maler Trichs nach Paris abgereist, um sich dort einer Gesellschaft anzuschließen, welche wissenschaftlicher Tendenzen halber eine Reise durch Ungarn, die Moldau, Wallachei nach Constantinopel und von dort nach Nordafrika nächstens antritt. Durch Anschauung jener an malerischen Scenen und Gestalten reichen Gefilde wird sich dies seltene Kunstgenie nur noch höher vervollkommnen und seine vielen Freunde durch die Früchte desselben späterhin erfreuen, denn ich rufe mit König Ludwig von Baiern aus:

Was als flüchtige Gestalt geschwebet,
Das verwirklicht, daß es ewig lebet,
Herrlich eure hochbegabte Hand.
Was in einem Augenblick geboren,
Geht dann nie und nimmermehr verloren,
Es vereint Gefühl sich mit Verstand.
Nebel lasten in des Thales Grüften,
Wenn der Alpen Haupt das Licht verklärt,
Künstler dringen zu des Himmels Lüften,
Wenn die andern Menschen Gram beschwert. —

Aus Stuttgart.

Endlich haben wir in diesem Jahre die vielbesprochene Oper von Auber, Gustav III., mit Veränderung des Titels und Verlegung der Scene — sie heißt nämlich der Maskenball und spielt nicht in Schweden, sondern in Siebenbürgen — Gott weiß, aus welchen An-, Ab- und Rücksichten — gesehen. Die neue Oper ist zu alt, als daß ich darüber schreiben sollte, Jedermann weiß seit Jahren, daß sie zu Auber's ausgezeichnetsten Leistungen gehört, nur hier scheint man dieß nicht zu wissen, was vielleicht daher kommt, daß die wilden siebenbürgischen Magnaten so zahm singen wie schwedische Grafen und Herren, für welche freilich Auber schrieb, was aber nicht Jedermann weiß; hätte Auber eine solche Verlegung der Scene geahnet, so würde er vielleicht dem Herrn Grafen von Leutrum, unserem Intendanten zu Gefallen, die sämmtlichen Chöre ganz herausgenommen und andere geschrieben, die übrige Musik aber etwas stark verändert, das heißt eine neue Oper geschrieben haben, — da man den armen Componisten jedoch davon nicht benachrichtigte, behielt die Musik ihren alten Charakter, d. h. sie verlor denselben ganz durch die Textveränderung. — Nun, du lieber Himmel, es müssen sich die Leute viel gefallen lassen, warum soll sich so ein armer Componist beklagen, wenn ein Graf ihm eine kleine Gefälligkeit erweist.

Die Aufführung muß man eine mißlungene nennen, Herr Vetter als Fürst, war halt kein Fürst, sondern Herr Vetter — wenn man nun zwar keinen Menschen aus seiner Haut veriren kann, als etwa auf die Weise wie Apollo dem Marsyas hinaus (d. h. aus seiner Haut) half, so kann man doch von einem ersten Tenoristen bei einem königlichen Hoftheater fordern, daß er wisse, was Anstand, ja wenigstens, daß er wisse, was stehen und gehen ist; Herr Vetter aber zeigte, daß man mit dieser Forderung Unrecht hat, denn er ist erster Tenorist des königl. Hoftheaters zu Stuttgart und kann nicht stehen und nicht gehen — nämlich was man auf dem Theater so heißt — auf der Straße schon und im Wirthshause auch sitzen, womit ich jedoch durchaus nicht sagen will, daß er zuviel daselbst säße, sondern es nur anführe, weil er im gemeinen Leben dasjenige ganz ordentlich thut, was er auf dem Theater zu thun nicht im Stande scheint. Ist nun aber eine solche Hauptpartie schlecht besetzt, so verliert die ganze Oper ihre Wirkung. Nicht viel geringer ist der Tadel, den wir gegen eine so verdiente Künstlerin, wie Dlle. Haus, erheben müssen; entweder sie war nicht bei Laune, oder es war die Partie der Elise nicht für sie, kurz es fehlte ihr alles Leben, und somit der Rolle ihre Wirkung. Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung ist hier unumgänglich nöthig und wurde gänzlich vernachlässigt, auch der figurirte Gesang ist derselben nicht geläufig, und wenn sie die Vestalin oder Fidelio meisterhaft gibt, so fehlen ihr musikalische Kenntnisse, um sich selbst die Musik der neuern Schule gehörig auszuschmücken, und ihrer Kehle fehlt die Fertigkeit, das so Ausgeschmückte ohne Zwang, leicht und anmuthig vorzutragen. Herr Döbler als Duranitsch schien seiner alten Kraft in etwas zu entbehren, abgesehen davon, was augenblickliche ungünstige Stimmung seyn kann, war er jedoch sehr brav, denn Feuer und Leben fehlte seiner Auffassung und Darstellung keineswegs. Auch Anna von Pistrich gab den Pagen sehr gewandt und gut, und wir haben den nächst bevorstehenden Verlust dieser wackern thätigen Künstlerin sehr zu bedauern. Sie wird schwer zu ersetzen seyn; da sie in allen Opern eingespielt, ist es unpolitisch, und da sie gegen fünfzehn Jahre ihrer größten Kraft und ihrer besten Zeit dem hiesigen Theater gegen ein sehr mäßiges Honorar geopfert hat, ist es beinahe ungerecht zu nennen, daß man sie entläßt. — Solche Beispiele zeigen, wie wohl Künstler daran thun, so lange sie in der Fülle der Kraft sind, ungeheuere Honorarforderungen zu machen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Dr. Seidlitz. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 97. Montag, den 18. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Frühlingslied.

Hinaus, hinaus in die wogende Welt!
Der Frühling ist bräutlich erschienen,
Die Sonne aus blauem Himmelsgezelt,
Die Erde grünkeimend und Saatenbestellt,
Begrüßen Euch ja so freundlich und warm,
Vergesset drum den düstern Harm
Und lasset die Hoffnung neu grünen.

Bei schmelzendem Schnee das Glöcklein sich zeigt
Mit weißem, beperltem Haupte,
Das sinnig und lieblich herüber sich neigt,
Bescheiden dem stürmenden Märzwinde weicht,
Und seine Mutter, die Erde küßt,
Die ihr in Allem gewogen noch ist,
Ob man auch das Schönste ihr raubte.

Das Veilchen blickt hellblau zu Euch empor,
Es weinet die kindlichsten Thränen,
Aus Moosgrund schimmert's so einfach hervor
Und zeigt Euch der Unschuld ewigen Flor.
Drum brechet es nicht, das Blümlein so mild,
Entheiliget nicht sein schönes Gebild,
Wer würde so tollkühn sich wähnen! —

O tändle mit mir Du zartes Gedüft,
O weide recht labend das Auge,
Der Wintertage zahlreiche Trifft,
Du hast sie an Charon's Gestade geschifft —
Die Vöglein flöten das süße Lied,
Das nimmer aus meinem Herzen schied,
Waraus ich Erquickung mir sauge.

Drum fort, hinaus in das grüne Gerahm!
O höret das kreisende Leben!
Wenn nimmer die Hoffnung in's Herze Euch kam
Und drückender Zwang den Aufflug Euch nahm:
So wandelt mit mir in die Frühlingsnatur,
Dort laßt Ihr der Trauer leiseste Spur,
Die Ruhe wird sie Euch geben!

S. Frankenberg.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

Frau von Cruset bekämpfte siegreich alle Gründe Cäciliens und errang von ihr das Versprechen ferneren Stillschweigens. Bei dem Allen lastete eine Art von schwerer Ahnung auf Cäciliens Seele. Durch ein ihr bisher unbekanntes Gefühl zu Herrn von Launy hingezogen, sehnte sie sich nicht selten nach der Anwesenheit ihres Mannes, nach dem Schutze ihres Hauses und der einfachen Lebensweise in demselben. Der Luxus im Schlosse Cruset, die Spaziergänge im Park, die langen Abendmahlzeiten bei Lichte, wo mit jeder Flasche Champagner neue Witze und anmuthige Scherze aufflogen, jene Abendgesellschaften unter Spiel und Conversation, bald geistreichen, bald zärtlichen, aber immer anziehenden Gesprächen hielten sie oft tief in die Nacht hinein wach. Dieß Alles berauschte sie und versetzte sie in den Zustand ewigen Staunens und einer Art vorübergehender Verblüffung. Schlief sie dann ein, so folgten dieser Aufregung seltsame Träume, bunte Gesichter, seltsame Wünsche und jenes rege Sehnen einer jungen Frau, die ihren Mann eigentlich nicht liebt und allmählig gewahr wird, daß eine heftige Leidenschaft für einen Andern in ihrem Herzen erwacht.

Anatole verlor keinen Augenblick; er schien errathen zu haben, daß derselbe Zufall, der Liebe für dieses weibliche Wesen ihm eingeflößt, dieselbe auch nur für wenige Tage in sei-

ner Nähe lassen würde. Cäcilie hatte ihm keine bestimmt abschlägige Antwort gegeben, so fühlte er sich getröstet, noch zuversichtlicher im Bewußtseyn einer löblichen Absicht und verlor keine Gelegenheit, keine Minute, mit ihr allein seyn zu können. Ohne allzugroße Eigenliebe sagte er sich doch selbst, daß er Vortheilhaftes genug zu bieten habe und dem Mädchen seiner Sehnsucht nicht mißfalle. Voll von diesem Gedanken sehnte er sich nach dem Augenblicke, der einflußreichen Frau von Cruset seine Liebe zu bekennen und deren Billigung zu erhalten, dann wollte er Herrn von Gèvres bitten, alle ferneren nutzlosen Bewerbungen aufzugeben.

Gräfin Cruset weidete sich am Anblick dieses beweglichen Lebens um sie her und ergötzte sich am Spiel der Bemühungen dieser sich durchkreuzenden Leidenschaften. Herr von Gèvres erschien nicht anders mehr, als auf das Zierlichste geputzt und vervielfältigte seine zarten, niedlichen Aufmerksamkeiten. Dagegen war die Leidenschaft des Herrn Anatole ungestüm, stürmisch, drohend, äußerte sich bald in schmerzlichen Klagen, bald wieder in lauten Ausbrüchen der Lustigkeit; alle seine Blicke hafteten unabwendbar auf Cäcilie, er schien eine eigne Correspondenz durch Zeichen, Worte und Gebehrden mit ihr eröffnet zu haben und erkannte darin einen Beweis ihrer Gunst; er wurde heiter und lustig, wenn Cäcilie ihm auf gleiche Weise Antwort ertheilte, finster und mürrisch, sobald sie dieß versäumte oder gar nicht auf ihn zu merken schien. Seine Liebe war tief und lebendig, Cäcilie überließ sich ihr täglich mehr und erwiederte sie ohne dieß selbst zu bemerken, täglich deutlicher. Schon fühlte sie die Gefahr, allein zugleich die Ohnmacht, sich derselben entziehen zu können.

Ihr Wohnzimmer in dem Schlosse hatte die Aussicht auf ein beinahe bis an die Mauern herangehendes Bassin. Kehrte sie Abends dahin zurück, so horchte sie und war gewiß, Herrn Anatole zu hören, wie er unter ihrem Fenster auf der breiten Steinbrüstung des Bassins auf- und abging: bald blieb er stehen, bald ging er wieder mit rascheren Schritten, zuweilen wendete er sich auf die andere Seite des Bassins und versteckte sich dort hinter einem Schirme von Weidenbüschen, von wo er das Licht in Cäciliens Zimmer sehen und zuweilen sogar ihren Schatten an der Wand erblicken konnte. Oefters bestieg er auch einen kleinen Kahn, lös'te ihn vom Ufer und durchkreuzte das Wasser nach allen Richtungen. Dann hörte Cäcilie das Geräusch der leichten Ruderschläge, das Plätschern und Rauschen des Wassers, sah sorgfältig nach, ob Jalousieen und Rouleaux gehörig geschlossen seyen, entkleidete sich, löschte die Lampe aus, öffnete sachte das Fenster, blickte hinaus nach dem jungen Manne, der von den Strahlen des Mondes beleuchtet, ein so schönes Gesicht zeigte und seine Blicke unabwendbar nach der Gegend richtete, wo seine Huldin weilte.

„Der Unglückliche!" dachte sie, „er liebt mich, hält mich für frei, nennt mich Demoiselle Duroſel und weiß nicht, daß zu Paris ein Mann lebt, dessen Namen ich trage, den ich liebe oder wenigstens zu lieben verpflichtet bin."

Diese Gedanken suchte sie wieder zu verscheuchen und baute auf den Grund einer unmöglichen Heirath tausend schöne, wundervolle, zauberreiche, ausschweifende Pläne. Herr von Launy besaß funfzehn Meilen von Paris ein weit schöneres Landgut als Cruset war. Ach! welche Reize würden dort ihr Leben verschönern, könnte sie daselbst mit Anatole Tage der Wonne und der Liebe verleben, wie die Jugend unaufhörlich sie träumt und zuweilen verwirklicht! — So verstrich oft die ganze Nacht; verjagte dann der Anbruch des Tages den jungen Mann aus dem Garten, so eilte Cäcilie in ihr Bett, um von Neuem die Beute der Einbildungskraft zu werden. Wie oft träumte sie von jenen, den Liebenden so günstigen und alle Entfernung aufhebenden Strickleitern!

Als sie in einer Nacht in Anatole's Betrachtung verloren am Fenster lehnte und sah, wie er, in seinem Nachen sitzend, den Kopf auf seine Hände stützte, an sie dachte, gewiß von ihr träumte, entfiel plötzlich das Taschentuch ihren Händen, schwebte hinab auf die Steinbrüstung des Bassins, beurkundete daselbst ihr Wachseyn, ihre Gegenwart, ihre Liebe. Unwillkührlich schrie sie auf; Anatole fuhr rasch mit dem Gesichte empor: sie war da, sie sah ihn! stürmisch ruderte er hinan, um sich des Taschentuches zu bemächtigen, aber ein Windzug streifte über die Gegend hin, hob das leichte Gewebe auf und trieb es in's Wasser, wo es verschwand. Anatole stürzte sich dem Tuche nach und wurde Cäciliens Blicken unsichtbar; schon fürchtete sie, daß das Wasser den Mann der Liebe ihr geraubt habe, als er plötzlich mit einer Hand schwimmend emporkam, mit der andern das Tuch hoch über seinen Kopf hielt, an's Ufer sprang, in der Ueberzeugung, daß er gesehen werde, den eroberten Schatz hundertmal küßte und dann in seine Wohnung eilte, weil er fürchtete, daß das Geräusch dieses Auftrittes auch andere Leute im Schlosse erweckt haben könnte.

„Unglückselige! was habe ich gethan?" sprach Cäcilie unter Thränen zu sich selbst: „er weiß nun, daß ich da war, daß ich ihn gesehen, seine Schritte belauscht habe, daß ich ihn liebe, so glühend, vielleicht noch mehr als er selbst mich liebt. Was nun beginnen? Was sagen? Wie soll ich wieder vor ihm erscheinen?"

„Sie liebt mich," sprach Anatole zu sich selbst, „sie liebt mich, ich habe ein Pfand ihrer Liebe in meiner Hand, ihr Geständniß kann ich mit diesem feuchten Tuche an meine Lippen drücken!"

Die junge Frau begriff leicht, daß sie nicht mehr weiter gehen dürfe, obgleich sie sich dieß nicht gestehen wollte; sogar die Liebe selbst gebot ihr nun zu sprechen. Zwar nährt sich die Liebe mit Chimären, mit eitlem Sehnen und kindischen, thörichten Gedanken; allein alle solche Chimären müssen doch im Reiche der Möglichkeit liegen: alles gibt die Liebe zu, nur nicht das Absurde. Früher oder später wird Herr von Launy die Wahrheit erfahren und dann mit Recht sich beklagen, daß Cäcilie mit seinem Gefühl ein loses Spiel getrieben. Man sieht wohl, daß nicht die Erinnerung an ihren Mann, sondern die Liebe zu Anatole sie zu einem Entschlusse gebracht. An Frau von Cruset sich zu wenden,

wäre nutzlos gewesen, denn diese würde die Sache aus einem falschen Gesichtspunkte darstellen, nicht deutlich genug erklären, daß man Cäcilie zu diesem Maskenscherz gezwungen und ihr gar keine andere Wahl übrig gelassen habe. Das menschliche Herz enthält so viele Seitenwege, Schleichwege und Fluchtwinkel; die Leidenschaften haben so viele Geheimnisse, welche sie sich selbst nicht gestehen; vielleicht fürchtete Cäcilie sogar, Frau von Cruset möchte bei einem Auftrage für Anatole diesem ein zu rührendes Bild ihres ehelichen Glückes mit Herrn Gérard entwerfen und ihrem Herzen Gefühle andichten, wavon sie, ach! keinen Hauch empfand. Daher beschloß sie, selbst mit Herrn Anatole zu sprechen und ihre Bekenntnisse abzulegen; sie wollte keineswegs die Liebe des Herrn Gérard verleugnen, wie sie dessen Namen verleugnet hatte; ohne ihre Leidenschaft zu bekennen, wollte sie dem jungen Manne bemerklich machen, daß jener erste falsche Schritt sie unwillkührlich auf diesen Irrweg geführt habe; daß Herr Gérard allerdings ein Recht habe, sich zu beklagen, aber deßhalb Herr von Launy noch nicht berechtigt sey, sie der Koketterie zu beschuldigen.

Aber in welcher Form sollte sie diese Bekenntnisse ablegen? Welchen Augenblick dazu erwählen? Diese Fragen setzten die junge Frau in nicht geringe Verlegenheit, endlich kam sie aber doch zu der Ueberzeugung, daß jede Verzögerung und alles Schwanken bei einem unerläßlichen Entschlusse hier kindisch seyn und das Aussehen eines unerfahrenen Mädchens ihr geben würde. Demgemäß erachtete sie als Frau, rasch und bündig handeln zu müssen und schrieb folgenden Brief:

„Mein Herr!

Die Stellung, worein der Zufall uns gegenseitig gebracht, kann unmöglich lange dauern; dieß Verhältniß rührt weder von Ihnen, mein Herr, noch von mir selbst her; Frau von Cruset allein hat es veranlaßt. Bei der unerläßlichen Nothwendigkeit einer Aenderung darf ich Sie wohl bitten, mir diesen Nachmittag um vier Uhr die Ehre eines Besuches auf meinem Zimmer zu gönnen. Ihr Herz und Ihr Verstand können diese Einladung unmöglich als ein gewöhnliches Rendezvous betrachten, ein Mann von Ehre kann mich nicht entgelten lassen, was nur ein leidiger Zufall und die Laune eines Andern verschuldet hat. Jede nähere Erklärung muß ich bis zu unserm Zusammentreffen ersparen. Uebrigens habe ich die Ehre ꝛc. Cäcilie."

Dieses Billet mußte übergeben werden; aber wie schlau und gewandt die Frauen von Natur seyn mögen, so bleibt die Uebergabe eines Briefes immer eine höchst schwierige Sache, sobald sie mit dem Manne der Adresse nicht sprechen, keinen Zwischenträger in's Vertrauen ziehen wollen und um jede Zwiesprache zu vermeiden, in Gegenwart mehrerer Personen handeln müssen. Cäcilie war ganz verwirrt und athemlos, wagte nicht gegen Anatole die Augen zu erheben, näherte sich ihm nach dem Frühstück, streifte mit ihrem Aermel sanft an seinen Arm und steckte ihm rasch das Billet zu, welches der junge Mann feurig erfaßte und eiligst versteckte. Herr von Gèvres beobachtete die ganze Scene und sah das Billet, Cäcilie bemerkte dieß deutlich und sogleich verwandelte sich ihre außerordentliche Blässe in ein glühendes Erröthen.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Johann Andreas Cramer.

Am 12. Juni 1788, also vor funfzig Jahren, endete seine irdische Laufbahn zu Kiel im Herzogthume Holstein, ein Mann, der als Theolog, Dichter und Geschichtsschreiber Deutschlands Ehre, nicht nur in dem cultivirten Europa unter allen christlichen Religionspartheien, sondern auch in den entferntesten Gegenden Amerika's, wo seine Schriften, in mehrere Sprachen übersetzt, gelesen werden, bekannt ist. Johann Andreas Cramer ist sein Name, D. der Theologie und derselben erster Professor, Kanzler der Universität zu Kiel und Prediger an der dasigen Schloßkirche, geboren am 29. Januar 1723 zu Jöstadt im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war. Von diesem merkwürdigen Manne, Gellert's, Klopstock's und des großen verdienten dänischen Ministers Bernstorf Freunde, und Lieblinge König Friedrich V. von Dänemark, habe ich schon einige Mal weitläufig nicht nur in der Sachsenzeitung gesprochen, sondern auch seiner und seiner Verdienste nur noch vor kurzem in diesem Blatte Erwähnung gethan, daher jetzt nur folgendes Wenige. Was seine geistlichen Lieder betrifft, so sind mehrere derselben auch in das Leipziger Gesangbuch aufgenommen, aber zum Theil verkürzt und mit Weglassung solcher Verse, die man ungern vermißt, weil sie in einem rührenden Tone verfaßt sind und die Andacht erheben, zum Theil aber auch von den Liedersammlern, die es besser haben verstehen wollen, in Vielem verändert, ich will nicht sagen verstümmelt worden. Hiervon nur einige Beispiele. Der Gesang Nr. 51. im Leipz. Gesangb. Wie selig bin ich ꝛc. hat nur 5 Verse, Cramer hat 7 verfertigt. Nr. 4. Der Herr ist Gott ꝛc., Cramer hat 8 Verse, die Leipziger Sammler haben zwei weggelassen, also nur 6; gleich im ersten Verse ist die letzte Zeile verändert. Die andern Verse sind fast alle anders. Nr. 673. Noch immer wechseln ordentlich ꝛc. enthält 7 Verse, bei Cramer lies't man 9, mehrerer Beispiele zu geschweigen. Man lese nur mit Aufmerksamkeit die geistlichen Gesänge dieses berühmten Mannes, der von 1742 — 45 auf der Universität Leipzig sich den Wissenschaften widmete, und von 1745 — 48, in welchem Jahre er als Prediger nach Crellwitz, Weißenfelser Ephorie, berufen wurde, nachdem er die Magisterwürde erlangt, als Privatdocent Vorlesungen, besonders über die Geschichte hielt, die mit Beifall aufgenommen wurden, und man wird sich des Wunsches nicht enthalten können, daß die im Leipziger Gesangbuche hin und wieder angebrachten Veränderungen billig unterblieben wären, und die Gesänge so, wie sie Cramer verfertigt und man selbige auch in andere Gesangbücher aufgenommen hat, gelassen werden sollten.

M. Bergmann.

Literarisches Museum.

Ueber den Stand und Fortgang des Werkes:

Das

malerische und romantische Deutschland.

Bericht

an das geehrte Publikum.

Wir stehen mit Ueberlieferung des zehnten Heftes, des „Harz", am Schlusse der vierten Section unseres Werkes. Möge uns vergönnt seyn, hier einige Worte über das, was wir gewollt, was wir bisher gewirkt, und was ferner zu bieten uns am Herzen liegt, auszusprechen:

Die Idee, ein Werk zu liefern, welches alle Schönheiten der Natur in den Gauen unseres Vaterlandes in Schilderung und künstlerischer Darstellung umfaßt, war in ihrer Ausführung mit unsäglichen Mühen verbunden. Es galt da, die besten deutschen Kräfte für Text, Zeichnung und Stich zu gewinnen; Dichter und Maler mußten die Gegenden durchwandern, um ein lebendiges Bild abzulauschen, ja wir mußten die Hilfe englischer Stichkünstler in Anspruch nehmen, da wir in der Heimath der Männer nicht genug fanden, um das Ganze in ununterbrochener Reihe fortzuführen. Daß bei all diesen Schwierigkeiten einige Mängel sich zeigen mußten, wie Verzögerung in Ablieferung, oder ein nicht vollkommen gelungener Stich, ist wohl verzeihlich und wird auch mit Nachsicht beurtheilt worden seyn.

Wir sind aber jetzt auf einer Station angekommen, von der wir dem Ziele, das wir uns gestellt, frohen Muthes entgegen sehen können. Die Theilnahme, deren wir bei solch einem Unternehmen bedurften, ist uns von den Gebildeten Deutschlands in vollem Maße geworden; wir sprechen dafür unsern Dank aus und leben der Ueberzeugung, daß wir uns des uns bisher geschenkten Wohlwollens auch für die Fortsetzung unseres Bilderwerkes erfreuen dürfen, da wir rüstig und rührig fortwirken werden, stets bemüht, immer Vorzüglicheres zu liefern. Dieß Bestreben möge die eben beendigte Harz-Section bezeugen, die in ihren mit lieblichen Gruppen belebten Bildern eine Anschauung des pittoresken Landstriches und seiner Bewohner gibt, wie sie noch in keinem bisher erschienenen Stahlstichwerke erreicht wurde.

Vollendet sind nun und, jede Section einzeln, zu haben:

Die sächsische Schweiz von A. von Tromlitz, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Rthlr. 8 Gr.

Schwaben von Gustav Schwab, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Rthlr. 8 Gr.

Thüringen von Ludwig Bechstein, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Rthlr. 8 Groschen.

Der Harz von W. Blumenhagen, mit 30 Stahlstichen. Preis 3 Rthlr. 8 Gr.

Begonnen ist:

Die malerischen und romantischen Donauländer von Eduard Duller, mit 60 Stahlstichen. (Zeichnungen von Prof. Alt in Wien. Das erste Heft davon ist erschienen.)

Vorbereitet ist und beginnt in Kurzem:

Das malerische und romantische Rheinland von Karl Simrock, mit 60 Stahlstichen. (Zeichnungen vom Galleriedirector Frommel in Carlsruhe.)

Im Laufe des Sommers wird begonnen:

Das Frankenland von G. von Heeringen, mit 30 Stahlstichen. (Zeichnungen von Prof. L. Richter in Dresden.)

Miscelle.

Für die preußische Armee hat das Jahr 1838 unter Anderen auch einen Kalender gebracht, unter dem Titel: „Allgemeiner Militärkalender für die preußische Armee auf das Jahr 1838." Ein Jahrbuch der militärisch-wichtigsten und interessantesten Ereignisse, herausgegeben von mehreren Officieren der preußischen Armee. Glogau, Verlag von C. Flemming. Von vorn herein ist dieser Kalender wie jeder andere seiner Brüder für Stadt und Land; nur beginnt mit dem März und nach den Witterungsanzeigen die Genealogie der regierenden hohen Häuser in Europa (geschlossen am 15. Juni 1837). Dann kommt eine Uebersicht der Kriegsereignisse in Spanien im Jahre 1836 mit einer (nicht üblen) Einleitung. Nun kommt Yussuf-Bey (der Bekannte!); eine Charakteristik der militärischen Eigenschaften verschiedener Nationen; die Zerstörung des Arsenals im Retiro zu Madrid, den 29. October 1812; Oesterreichs Militärgrenze; Vertheidigungsanlagen des Bosphorus; einzelne Bemerkungen über den wirklichen Belagerungskrieg; Vertheidigung der Minen von La Haye sainte ꝛc.; zur Charakteristik Zumalacarregui's ꝛc.; Eroberung der befestigten Kirche von Villafranca ꝛc.; die Expedition nach Constantine im J. 1836. Europas Kriegsbudget; eine Instruction Friedrich's II.; Schießversuche gegen die festen Thürme von Linz ꝛc.; List und Muth; Seemacht Frankreichs; Remontepreise in Frankreich; Bemerkungen über Dislocation der französischen Armee, Vorpostendienst der leichten Cavallerie (lang und docirenden Gehalts); russische Militärcolonieen (mit einem Nachtrage); Raketenversuche in Paris; Verstärkung der Festung Spandau; Anzahl der Ritter der Ehrenlegion; das Donau-Delta; nach mehrerem Andern: Bemerkungen über die im englischen Parlamente von dem Herzoge von Wellington gethanen Aeußerungen über die Disciplin in der preußischen und englischen Armee zum Nachtheile der erstern (dem Herzoge werden darin Verstöße und Vorurtheile aller Art nachgewiesen); Belagerung von Bilbao ꝛc. — Man sieht, an Mannichfaltigkeit fehlt es nicht, wohl aber am Geiste der Ordnung, und dann ist ja nur sehr Weniges Originalität, das bei Weitem Meiste ist veralteten Journalen entlehnt, ist also Allen längst Bekanntes. Haben sich denn die sammelnden Officiere nur gemeine Soldaten zu Lesern gewünscht und nicht auch Krieger von Rang, denen doch unmöglich ein unsystematisches pele mele von Bekanntem und Unbekanntem auf schlechtem Papier genügen und gefallen kann. Ich will dem Kalender einen gewissen Werth für das Militär nicht absprechen, aber ein Ideal von Militärkalender ist er nicht, vielleicht kaum eine leise Spur davon. G.

Herausgeber: C. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 98. Dienstag, den 19. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

„Gut!" dachte Anatole, „er hat Alles gesehen, aber mein Fehler ist es nicht und ich hoffe nun von seiner Zudringlichkeit befreit zu seyn." Fortan beschäftigte er sich nur mit dem Gedanken, was dieses Billet wohl enthalten könnte: wahrscheinlich fordert sie ihr Taschentuch zurück, aber gewiß soll sie es nicht erhalten, es gehört mir, ist mein wohlerworbenes, errungenes Eigenthum.

Sobald es irgend mit Anstand geschehen konnte, entzog er sich der Gesellschaft und eilte in die einsamste Gegend des Parks, um den Brief zu lesen.

„Ein Rendezvous! Großer Gott, sie liebt mich! erfüllt ist meine Ahnung!"

Es war erst um zehn Uhr und die Zeit bis zu der bestimmten Nachmittagsstunde schien für seine Ungeduld zu einer Ewigkeit sich ausdehnen zu wollen. Die Unthätigkeit wurde ihm zur Höllenpein, sich selbst zu täuschen und durch Bewegung die Pein zu verjagen, bestieg er ein Pferd und sprengte mit Herrn von Cruset in's Freie. Dieser sprach bald zu ihm:

„Lieber Anatole, Sie zeigen sich hier außerordentlich liebenswürdig, nur wenige Tage hatten Sie uns zugesagt und jetzt sind Sie bald vierzehn Tage hier, opfern uns alle Ihre Pariser Bekanntschaften und Freuden. Bei dem Reichthum Ihrer Mittel zu gefallen, müßte ich wahrhaftig bald Besorgnisse wegen Frau von Cruset hegen, wenn nicht deren Charakter und Ernst in allem Ernsten mir zur Gnüge bekannt wären."

„Sie scherzen, Sie wissen recht gut, was mich hier fesselt."

„Freilich! Die niedliche Cäcilie, das Pathchen meiner Gemahlin! Sie haben die Kleine immer vor Augen, aber reiten Sie doch langsamer, Ihr Pferd ist schneller als das meine, geben wir den Galopp auf, sonst muß ich zurückbleiben."

„Ob ich Mademoiselle Durosel liebe! Sie sehen ja, daß ich nur an sie denke, nur von ihr träume, für sie allein lebe! Ach, mein Gott, Frau von Cruset hat mir deßhalb schon einen ewigen Krieg erklärt und Herr von Gèvres feindet mich an."

„Also wirklich Ernst? Aber ein junges Mädchen ohne Stand und Namen — eine Bürgerliche! Sie hat kein Vermögen und Sie sollten bei Ihren herrlichen Aussichten und bei den Ansprüchen auf die glänzendsten Parthieen an eine solche Heirath denken können? Unmöglich!"

„Ganz gewiß."

— „Nein, Sie werden sie nicht heirathen."

„Dennoch! Ich muß Ihnen nur sagen —"

— „Nein, sage ich, nein, und abermals nein!"

„Wer sollte mir denn entgegen seyn? Sie oder die Frau Gräfin?"

— „Keineswegs."

„Vielleicht Herr von Gèvres?"

— „Auch nicht."

„Aber wer denn sonst?"

— „Cäcilie selbst."

„Mademoiselle Durosel? Ach, nein, nein, sie liebt mich!"

— „Anatole! sie liebt Sie?"

„Ich bin dessen gewiß."

— „Ich bin dessen gewiß."

„Dennoch wird sie nein sagen."

— „Warum?"

„Nein wird sie sagen, und ich wette, daß sie Sie nicht nehmen wird."

— „Ich nehme die Wette an, jedoch unter der Bedingung, daß Sie, mein Herr Graf, nicht gegen mich auftreten, nicht gegen mich sprechen und keinem meiner Schritte sich widersetzen."

„Das versteht sich von selbst."

— „Nun also, die Wette ist angenommen. Wie hoch?"

„Hundert Napoleon."

So war die Wette eingegangen, Herr von Launy wollte sein Geheimniß nicht entdecken, ermüdete Herrn von Cruset und sein Pferd mit einem angestrengten Ritte bis drei und halb Uhr, sprengte dann plötzlich in Galopp an und erreichte mit der ganzen Schnelligkeit seines englischen Renners das Schloß.

Herr von Cruset hatte kein Rendezvous, folgte ihm also ganz langsam nach und dachte bei sich: der arme Anatole ist wirklich gefangen! Zwei solche hübsche Augen und ein paar halbbürgerliche Reize haben ihn völlig verrückt gemacht. Indessen ist die Sache für die gute Madame Gérard kein Spaß, denn Anatole ist ein hübscher Junge und sie scheint ebenfalls diese Bemerkung gemacht zu haben. Ich muß doch mit der Gräfin darüber reden, der Böse könnte sein Spiel dabei haben.

Während dessen stürmte Herr von Launy die große Schloßtreppe hinauf uud stand in Sprüngen vor Cäciliens Zimmer. Hier überfiel ihn ein plötzliches Zittern, er zauderte, schwankte, hörte innen ein Geräusch: „Mademoiselle Durosel ist nicht allein, ich höre eine zweite Stimme, es ist die Frau Gräfin. Zum Henker! ich werde mich wohl hüten, jetzt hineinzugehen, ich will kein Rendezvous in Gegenwart der Frau Gräfin."

Sachte entfernte sich der junge Mann, und ihn führte seine Melancholie und alle Träume der Liebe in dem Park spazieren. Frau von Cruset verließ Cäcilie erst, als die Glocke alle Schloßbewohner zur Tafel rief, und Herr von Launy setzte sich mit allem Aerger eines Mannes, dem ein Rendezvous fehlgeschlagen, an den Tisch. Er beobachtete Frau von Cruset sehr genau und überzeugte sich bald, daß sie nicht in das Geheimniß eingeweiht war. Alle seine Forscherblicke konnten bei Cäcilie keine Spur von Zorn oder Aerger, aber wohl alle Kennzeichen der Verlegenheit und einer gewissen Gezwungenheit entdecken. — „Nichts ist verloren," dachte Launy, „nur aufgeschoben."

Abends dachte Madame Gérard nicht daran, den Salon zu verlassen, oder, wie Anatole es erklärte, sie fand kein Mittel, zu entwischen. Bald war sie von Herrn von Gèvres belagert, bald mußte sie Herrn von Cruset antworten oder sah sich unentbehrlich für eine von der Frau Gräfin arrangirte Bostonpartie. Endlich faßte er seinen Entschluß, nahm unter dem Vorwande großer Ermüdung von dem Morgenritt Abschied von der Gesellschaft, als wollte er in seine Wohnung sich zurückziehen, allein statt dessen verbarg er sich in Cäciliens Zimmer, mit einer Schnur in der Tasche, um sich zum Fenster hinaus entfernen zu können, so bald es die Dame verlangen würde. — „Es ist nichts leichter," dachte er, „vom Fenster bis in den Garten hinab beträgt die Höhe nur funfzehn Fuß, auf diese Weise compromittire ich sie nicht und kann fortgehen, wann ich will, ohne von Jemand gesehen zu werden, die Sache muß an ihr Ende gelangen, Herr von Gèvres muß sich zurückziehen und Herr von Cruset erfahren, daß ich mich nicht täusche, wenn ich mich geliebt glaube."

Nach Verfluß einiger Augenblicke erschien Madame Gérard. Mit unbeschreiblichem Vergnügen sah er auf Cäcilien aus seinem Versteck, wie sie nach dem Fenster eilte, um zu erforschen, ob Alles auf dem Bassin ruhig sey und ob der kleine Kahn sich auf dem Wasser nicht bewege. Indessen schien es ihm unschicklich, länger verborgen zu bleiben, er trat also vor und begann seine Entschuldigungsrede.

„Ha!" fiel Madame Gérard ein, „Sie hier, zu dieser Stunde versteckt? Gehen Sie hinaus, mein Herr, schnell, hinaus."

„Nein, mein Fräulein, Sie hatten mir ein Rendezvous gegeben, und das Unglück wollte, daß Frau von Cruset zu der bestimmten Stunde hier erschien, daher eilte ich jetzt herbei, weil ich es für ungerecht halte, eines mir bestimmten und versprochenen Glücks mich länger beraubt zu sehen. Indessen glauben Sie nicht, mein Fräulein, daß dieser Schritt die Ihnen schuldige Hochachtung irgend verletzen könne — Sie zürnen? ach! seyn Sie gnädig, mein Fräulein, schenken Sie mir nur einen Augenblick Gehör, jetzt kann ich unmöglich aus dem Zimmer, viele Bewohner des Schlosses sind noch wach und die Dienerschaft ist noch auf den Beinen. Gönnen Sie mir Gehör, ich beschwöre Sie. Versteh ich Ihr Schreiben recht, so haben Sie mir ein Geheimniß zu eröffnen, über irgend etwas Wichtiges mich zu belehren, ach! sprechen Sie, verfügen Sie ganz über mich, ich schwöre Ihnen unverbrüchlichen Gehorsam."

Trotz der ersten Liebe im Herzen, hatte Herr von Launy doch Besinnung genug, daß in einem solchen Augenblicke Zeit zu gewinnen die Hauptsache sey, daß man sprechen müsse, um sich zu betäuben, oder um die Kühnheit eines solchen Schrittes zu beschönigen. Zur Bekräftigung seiner Rede fügte er Gebehrden und Handlungen, d. h. er that, was man in solchem Falle gewöhnlich thut und was eben so alt herkömmlich ist, wie die Liebe selbst bei uns civilisirten Männern, — er stürzte vor der Geliebten auf die Kniee, schwur ihr ewige Liebe, bemächtigte sich der Hände der jungen Frau, bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

Er täuschte sich selbst und sie keineswegs, er fühlte, was er sprach, und seine Pantomimen waren nicht die Erfindung des kalten Verstandes, sondern der wahre und naive Ausdruck seiner Leidenschaften. Cäcilie antwortete nicht, allein sie zog auch ihre Hände nicht zurück und ihre Augen schwammen in Thränen. Ein stummer, bedeutungsvoller Augenblick! Endlich schien sie sich gesammelt zu haben und begann: „Nein, Herr von Launy, nein, ich kann Sie nicht anhören — endigen Sie, Sie wissen nicht, was Sie sprechen, nicht mit wem Sie sprechen."

„Ich sage Ihnen, daß ich Sie liebe und niemals eine Andere lieben werde; ich flehe um ein Wort, um ein einziges Wort, dann eile ich zu Frau von Cruset, diese Hand mir zu erbitten, worüber Sie verfügen zu können scheinen. Was uns beide betrifft, so genügt uns die Liebe, wir gehören uns an, nicht wahr, Cäcilie? Aber Ihre Eltern, Ihr Vormund

und Alle, welche für Sie sich interessiren, werden in meinem Vermögen, in meiner Lage und Unabhängigkeit noch andere Bürgschaften finden."

Unter einem Strome von Thränen erwiederte Cäcilie: „Hören Sie mich an, Herr von Launy, Sie wissen ja, daß ich Ihnen etwas zu sagen habe. Glauben Sie etwa, daß ich wegen solcher Liebesgeständnisse unbedachtsam genug gewesen, Ihnen zu schreiben und ein Rendezvous zu geben? Ach! nein, nein, lassen Sie mich reden."

„Kein Wort weiter, meine Cäcilie, bevor Sie mir nicht gesagt haben, daß Sie mich lieben, bevor Sie nicht meine Ruhe, mein Leben und mein Glück mir sichern."

„Hören Sie mich, Herr Anatole."

„Sprechen Sie, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben!"

„Ich bin verheirathet!"

Sie stand mitten in dem Zimmer, ihre beiden Hände waren in den Händen des Herrn von Launy gefesselt und wurden unaufhörlich mit Küssen und Thränen bestürmt; bei den Worten „ich bin verheirathet" sprang Anatole plötzlich auf, als hätte er auf eine giftige Schlange getreten. Er weicht einen Schritt zurück, keine Thräne fließt mehr, seine Wangen erbleichen und das Feuer seines Blickes verwandelt sich in furchtbaren Ernst. Madame Gérard hebt erschrocken die Blicke zum Himmel; aber bald erscheint wieder ein Lächeln auf den Lippen des Herrn von Launy, seine Stirn glättet sich, das Blut strömt in seine Wangen zurück, er nähert sich der Geliebten und umfängt sie mit beiden Armen:

„Sie scherzen, mein Fräulein, Sie Grausame treiben mit mir Ihren Spott, wie Sie es im Salon der Frau Gräfin thun, wenn Sie den armen Herrn von Gèvres quälen wollen. Ich scherzte nicht, Cäcilie, ich sprach im vollsten heiligsten Ernst, so antworten Sie mir denn auch ganz aufrichtig."

Madame Gérard hatte nur mit Widerwillen den Scherz mit der Namensverwechselung geduldet und oft mit Schmerz den Zwang dieser Lüge empfunden, aber niemals so bittere Vorwürfe darüber sich gemacht, als in diesem verhängnißreichen Augenblick. Der junge Mann zu ihren Füßen, der von Liebe hingerissen, für eine arme Waise sie haltend, all' sein Vermögen und seinen Namen ihr anbot — er wurde von ihr geliebt und jetzt mußte sie ihm sagen, daß man ihn hintergangen, getäuscht, mit seiner Liebe ein freches Spiel getrieben, muthwillig Gefühle in seiner Brust erweckt habe, lediglich um zwei müßigen Frauen für einige Tage die Zeit angenehm zu vertreiben. In der That lag in diesem ganzen Benehmen etwas so Grausames und Verächtliches, daß Cäcilie im Gefühl ihrer Schuld halb ohnmächtig wurde, wankte, einige Schritte zurücktrat, um sich auf ihre Ottomane zu setzen, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und unter einem Strome von Thränen laut zu schluchzen begann.

„Cäcilie! Cäcilie! ein Wort, ein einziges Wort! ja, Sie lieben mich, ich sehe, ich fühle es, Sie haben es ausgesprochen."

Und kühn geworden durch das Schweigen der Verlegenheit trat er näher zu der jungen Frau, ganz nahe und lebendiger, glühender, muthiger wurden seine Liebkosungen. Cäcilie fühlte schmerzlich alle Vorwürfe für ihre Lüge und Anatole's Verzweiflung hatte sie mit Schrecken erfüllt. Sie war ohne Liebe verheirathet, hatte jetzt den Kampf gegen ein Gefühl zu bestehen, dessen Macht sie erst in diesem Augenblicke kennen lernte: was sollte sie sagen, was thun? ihre Schuld bekennen? ganz kalt die lange Geschichte der Täuschung erzählen, das Gefühl ihres Herzens verleugnend eine neue Lüge zu der vorigen fügen? Sie hatte dazu nicht die Kraft und, bekennen wir es nur, auch nicht den Willen. Jeder Sterbliche erlebt Augenblicke, wo die Vernunft umnebelt und verwirrt, von der Gewalt der Sinne hingerissen, geblendet, unterjocht wird. Die mächtigste dieser Gewalten ist die Leidenschaft, weil sie zugleich mit ätherischen Träumen erfüllt, alle Gedanken an Materielles fern hält, mit natürlichen Sympathieen schmeichelt, zu einer andern höhern Welt, einer unentrinnbaren Bestimmung begeistert und berauscht. Man überredet sich dann sehr leicht, daß jede andere als die ersehnte Verbindung eigentlich nur ein Fehler der Außenwelt, ein Verbrechen gegen die Menschheit sey, daß nur die Blindheit einer Mutter oder Geiz und Habsucht eines Vaters den Wünschen der Natur, der Vernunft und der Liebe Zwang angethan; man glaubt bald an eine Art von Fatalismus, der solche Ereignisse erzwinge, an eine Bestimmung, der man sich nicht entziehen könne. Denkt man dabei noch an alle Phänomene des Augenblicks, des Ortes, der Jugend, an das geheimnißvolle Asyl eines Schlafzimmers, an die frische duftige Nacht nach einem heißen, schwülen Tage, so wird jeder Sterbliche leicht begreifen, daß man wanken und fallen könne, ohne lasterhaft zu seyn. Madame Gérard fiel und vergaß, von Anatole's Armen umschlungen, ihre Schwüre, ihren Gemahl, ihre Pflichten. Anatole war so selig in Glück und Liebe, daß er in den Thränen der jungen Frau keine Reue erkennen konnte, ihr Erröthen, ihre krampfhaften Liebkosungen galten ihm nur für Beweise der Liebe und der Schamhaftigkeit. Ihn täuschte der immer schwächer werdende Ruf der sich überwunden Fühlenden, er war zu verliebt, um noch denken, zu leidenschaftlich, um noch zweifeln zu können, glaubte Fräulein Durosel in seinen Armen zu halten, war stolz darauf und glücklich, um seiner selbst willen geliebt zu werden und selig in dem Gefühl, daß ein junges Mädchen seiner Ehre und Rechtlichkeit sich anvertraut habe, stammelte er unter den zärtlichsten Liebkosungen Gelöbnisse für die Zukunft und Schwüre der Treue:

„Ach! Cäcilie, Du hast mich zum glücklichsten aller Männer gemacht, ich habe, leugnen kann ich es nicht, Deine Unerfahrenheit, Deine Jugend überrascht mißbraucht, aber besorge nichts, ich bin Dein, ganz Dein, Dein für ewig! Du liebst mich, ich weiß es, und der Beweis, den Du in dieser Stunde mir gegeben, vermehrt noch meine Liebe und zeigt Dich meiner Seele noch schöner und edler."

Von Schrecken übermannt, konnte die zitternde junge Frau kein Wort hervorbringen, Vergangenes und Künftiges schwirrten chaotisch vor ihrer Seele durcheinander, sie fühlte nur, daß die Gegenwart, die flüchtige, aus wenigen Augen-

blicken bestehende Gegenwart ihr angehörte, darüber hinaus war alles vorwärts und rückwärts Leere, Schreckniß, moralischer Tod. Ihr Leben hätte sie dafür gern geopfert, wenn dieser Mann, der in ihren Armen mit Küssen sie bedeckte, ihr gesagt hätte:

„Ich liebe Dich, ich bete Dich an, aber ich habe Dich betrogen, ich weiß, daß Du Madame Gérard bist, die Frau Gräfin hat mir Alles verrathen!"

Aber nein, Herr von Launy hatte nicht den leisesten Verdacht, nicht den Schatten eines Zweifels, ihm war sie nur Fräulein Durosel. Und sie sollte diesem Manne in ihren Armen jetzt sagen, daß sie mit jeder Liebkosung einen Andern betrüge, daß sie einem Andern wirklich vermählt sey! Sie sollte alle Betheuerungen und Schwüre, welche so glühend und süß von den Lippen des Jünglings flossen, unterbrechen und ihnen Schweigen gebieten? Ach! sie konnte es nicht, dazu fehlte ihr die Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Der Glanzpunkt des Ganzen ist die schöne Blanche. In ihrem Vater hat der Dichter abermals gezeigt, mit welcher eindringenden Wahrheit er den Wechsel der Leidenschaften in dem menschlichen Herzen zu erfassen fähig ist. Von Franz des Ersten Charakter zeigt uns der Dichter nur eine Seite und zwar seine schwächste, und ist in Bezug auf diese der historischen Wahrheit hinreichend treu geblieben. Die schnatternde, geschäftige, nichtige Menge der Hofleute, Clement Marot, dessen kleinliche, pilzartige Natur trefflich in das Leben gerufen ist, eingerechnet, scheint bestimmt zu seyn, uns die Zerrüttung des damaligen gesellschaftlichen Zustandes recht lebendig vor die Augen zu stellen; besonders aber ist die Schilderung des Lebens und Treibens im Innern des königlichen Haushalts in dem Munde des vermöge seiner Narrenrolle in die Geheimnisse des Hofes tief eingeweihten Triboulet's charakteristisch und ergreifend (?). Saltabadil und Magelone sind zwei grelle Gestalten, deren Charakter und unheimliche Wirthschaft an der alten Tourelle nicht nur das Zeitbild vervollständigen hilft, sondern auch durch den Gegensatz mit den glänzenden Scenen, die das Drama einleiteten, eine mächtige Wirkung hervorbringt. — So ist die Charakteristik des Herrn Adrian. Wie konnte der, welcher dieses schrieb, bei Gelegenheit seiner ähnlichen Charakteristik des Drama „Hernani" von der Oberflächlichkeit namhafter Kritiker sprechen, und dann von dem höchst losen Machwerke „Hernani" sagen: „Wir wollen dem Dichter nicht die Neuheit der seinem Drama zum Grunde liegenden Ideen vindiciren; er hat aber bei der Variation des Thema's sich des starren, hergebrachten Kunstzwanges entschlagen, Natur, Wahrheit und ihre Aufforderungen zur Richtschnur genommen und so ein Kunstwerk geschaffen, dessen Mängel von seinen Vorzügen weit überwogen werden." — Der zweite und dritte Band enthält den Roman: „Han von Island," der sein Vorbild in Walter Scott gefunden hat, nur daß dieser auf Gräßlichkeit nicht die Wirkung basirte, wie V. Hugo, der sich dagegen vor der Breite zu hüten gewußt hat und dadurch lebendiger ist. Es werden hier zwei Handlungen neben einander dargestellt, die mit einander nicht den mindesten Zusammenhang haben; allein der Zufall verflicht sie so, daß sie als ein Ganzes erscheinen. Die eine, und zwar eigentlich die Haupthandlung ist die Liebe des Sohnes des dänischen Vice-Königs von Norwegen, eines höchst edel gesinnten heldenmüthigen Jünglings, zu der höchst unschuldigen und liebenswürdigen in ihres Vaters Gefängniß aufgewachsenen Tochter des bekannten Günstlings und einsichtsvollen Ministers Christian V., Schumacher, zum Grafen von Greifenfeld und Reichskanzler erhoben, der, vom Adel gestürzt, zum Tode verurtheilt und dann mit drei und zwanzigjähriger Gefangenschaft auf der Festung Munkolm begnadigt wurde, wo größtentheils der Liebeshandel spielt. Die andere Handlung ist die Rache eines norwegischen Unholds, der in gerader Linie von Ingolf dem Würger aus der Edda abstammen sollte, von Menschenblut sich nährt und die ungeheuersten Abscheulichkeiten verübt. Sein einziger in gewaltthätiger Umarmung einer Verlobten erzeugter Sohn, in welchem der Geist Ingolf des Würgers sich fortpflanzen sollte, ist durch einen Soldaten vom Regimente Munkolm um seine Geliebte gebracht, um derentwillen er Bergmann geworden und im Bergwerke von herabstürzenden Felsen zerschmettert wurde, und Han von Island, so heißt der Unhold, beschließt und vollführt den schaudervollen Untergang des ganzen Regiments. Dieser Han von Island ermordet einen Officier dieses Regiments, der eben mit für Schumachers und seiner Tochter Schicksal wichtigen Papieren nach Munkolm eilte, und dadurch verknüpfen sich die beiden Handlungen, indem der Sohn des Vicekönigs die Papiere von dem Räuber unter unglaublichen Abenteuern und Gefährlichkeiten, worin auch ein freundschaftlicher Bär mit eine Hauptrolle spielt, wieder zu erhalten sucht. — In diesem Romane sind Phantasie, gute Charakteristik, selbst in der grotesken Erscheinung des Han von Island, gelungene Combinationen, ein steigendes Interesse, ein scharfer Blick in's Menschenherz, besonders in die grauenvollen Abgründe desselben; der Gang der Erzählung ist, ungeachtet scheinbarer Sprünge, gerade fortschreitend, an schönen Beschreibungen und interessanten Situationen fehlt es nicht, das Laster erscheint nicht geschminkt, sondern in der Gräfin Achtfeld und dem — an Satanität dem Hauptheldeu nichts nachgebenden, aber weit untergeordnetern unreifen Musdämon, höchst ekelhaft, die Sprache ist charakteristisch. Die Uebersetzung ist gewandt und lieset sich gut: sie ist vom Professor Adrian.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: C. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoir in Grimma.

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 99. Mittwoch, den 20. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

Die Nacht flog dahin, wie ein Augenblick, weiß erschien schon die Dämmerung am Horizonte, der Hahn hatte bereits den Morgen angesungen, da wiederholte Anatole noch einmal seine Schwüre und Versprechen und entfernte sich dann. Cäcilie fühlte, daß mit ihm alles Glück ihres Lebens sie verlassen habe und diese Nacht der Fehle, der Thränen endigte für sie, wie sie begonnen hatte, mit Thränen.

Glücklich wie ein Verliebter von fünfzehn Jahren, stolz auf seinen Triumph und auf seine baldige Heirath die schönsten Pläne seines Glückes bauend, erreichte Anatole ohne Geräusch sein Zimmer und bereitete sich, diese selige Nacht mit einem wohlthuenden Schlummer zu beschließen. Er gehörte zu der kleinen Zahl von Männern, welche der Besitz noch inniger fesselt und, weit entfernt in seinen Augen als ein Fehler zu erscheinen, war die Schwachheit der Geliebten ein Grund mehr, sie zu lieben und ihr sich ganz zu widmen. Ein wenig Eigenliebe mischte sich wohl auch sehr behaglich in dieses Gefühl der Zufriedenheit und des Glücks.

„Sie ist mein, sie konnte mir nicht widerstehen! jetzt kann Herr von Gèvres seinen Bündel schnüren und Schloß Cruset verlassen, er hat bei der schönen Durosel, bei dem liebenswürdigsten aller Fräulein nichts mehr zu suchen. Fräulein? es gibt kein Fräulein Durosel mehr, nur ein allerliebstes, himmlisches junges Weibchen, welches bald Frau von Launy seyn wird — alles ging ja ganz natürlich und einfach zu, ich bin jung, ich liebe sie und sie gab meiner Liebe sich hin. Herr von Gèvres ist zwar reicher als ich, aber was hat das zu sagen, was kümmern sich Leute wie ich und Cäcilie um Reichthum, wo es sich um Liebe und Glück handelt? — Ha! ich sollte sie nicht heirathen? sie wollte mich nicht heirathen? Das wollen wir sehen Herr von Cruset, Sie sind mir jetzt hundert Napoleone schuldig."

Ganz voll von diesem lachenden Gedanken entschlummerte er und bemühte sich noch schneller einzuschlafen, um am kommenden Morgen der Erste beim Frühstück zu erscheinen und seine Cäcilie wieder zu sehen.

Aber Madame Gérard hatte sich bleich, ermattet, mit der Gluth des Fiebers in allen Adern zu Bett gelegt und quälte sich nun rastlos auf diesem brennenden Lager: was sollte sie thun? Anfänglich sprach nur die Leidenschaft: unumgänglich nöthig erschien es ihr, Herrn von Launy alles zu bekennen, den Einfall der Frau von Cruset, ihren eigentlichen Namen, ihren Stand und das Band, welches sie fesselte. Liebte sie Anatole wirklich, so würde er ihr wohl Mittel an die Hand geben, den sie erwartenden täglichen Qualen zu entgehen, sie wollte dann ihren Mann nicht wiedersehen, nicht mehr lügen, niemand mehr betrügen. Anatole war reich, sie selbst besaß ein beträchtliches Vermögen, man konnte anderwärts Ruhe und Liebe finden, in Italien, in der Schweiz, in England, in Deutschland, überall. Hätte Madame Gérard dazu sich verstanden, so würde gewiß Anatole eine solche Eröffnung mit Enthusiasmus aufgenommen haben, so urtheilte sie wenigstens nach sich selbst und die Frauen täuschen sich nur selten in dergleichen Dingen. Aber welche andere Reflexionen mußten sich ihrer Seele aufdringen, sobald sie über Anatole's Liebe hinweg einen Blick auf die Welt und auf sich selbst warf? Von der Wiege an umschlingt uns das Leben mit tausend unsichtbaren Banden, welchen sich zu entziehen keinem Sterblichen möglich wird, während ein einziges Band außer dem Kreise der Gesellschaft völlig undenkbar ist. Indem man seinen Mann, seine Freunde, seine Vaterstadt, seine Heimath verläßt, läßt man auch unmittelbar etwas von seinem eignen Selbst zurück, man kann die Erinnerung nicht vertilgen, dem Andenken und der Meinung sich nicht entziehen. Cäcilie war also im Begriff sich selbst zu entehren. Sie sollte den Namen ihres Mannes und den Namen ihrer Mutter entehren! Was hatte die Mutter ihr

gethan, daß sie deren letzte Tage nun mit Bitterkeit erfüllen wollte? Welches Unrecht wollte sie ihrem Mann vorwerfen? Hatte sie alles Gefühl der Ehre und Scham verloren? Konnte sie nicht bereuen und dem Edelmuth des Herrn von Launy sich anvertrauen? Sie fühlte sich schuldig, allerdings, aber kein Mensch wußte etwas von ihrem Fehltritte und eine lange Zukunft lag noch vor ihr offen, in der sie bereuen und ihren Pflichten treu sich widmen konnte. Obgleich gewöhnlich ein Irrthum einen andern herbeiführt und der erste Fehltritt gewöhnlich den zweiten veranlaßt, so können doch ohne Zweifel das angeborne Gefühl für die Tugend und eine gegen die Leidenschaften sich stark aufraffende Seele gegen einen zweiten Fall noch immer bewahren. — Plötzlich hörte sie den Schall der Glocke, welcher das Frühstück verkündete und nun erst bemerkte sie, daß es schon lange Tag geworden. Ihre erste Bewegung war, sich unter ihre Decken zu verhüllen und ihr erster Gedanke, daß sie nicht zum Frühstück hinabgehen wollte. Dann dachte sie über ihre grausame Lage nach: sie war für Anatole nicht Madame Gérard, nicht eine Frau, die der Verführung erlegen, sondern ein junges Mädchen, welches er heirathen wollte und sein Glück der verflossenen Nacht mußte ihm als ein sicheres Pfand der ersehnten Ehe erscheinen. Nach Anatole's Ansicht hatte Frau von Cruset über Cäciliens Hand zu verfügen, er konnte also, ohne unbescheiden zu seyn und lediglich in der Absicht, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, gegen Frau von Cruset ein Wörtchen, ein einziges Wörtchen verlauten lassen, wodurch das ganze Geheimniß verrathen und Cäcilie unrettbar zu Grunde gerichtet würde.

Wie ein Dolch schnitt diese Betrachtung plötzlich in ihr Herz, sie sprang auf, klingelte ihrer Kammerfrau und ließ sich so schnell als möglich ankleiden, dann eilte sie aus ihrem Zimmer und flog nach dem Speisesaale.

Bei ihrem Eintritte belebten sich schnell wieder ihre leicht verglas'ten Augen, die blauen Ringelchen um die Wimpern verschwanden, ihre Wangen färbten sich und glühend schoß der Schweiß aus ihrer Stirn. Mit einem Blick durchflog sie den ganzen Saal. Frau von Cruset saß bereits auf ihrem Platze an der Tafel, Herr von Cruset durchlief ein Journal, Herr von Gèvres schien die Gerichte des Frühstücks zu zählen und der erste Blick Anatole's, der mit ihrem Blick sich verschmolz, belehrte sie sogleich, daß ihr Geheimniß noch treu bewahrt sey. Leichter athmete sie auf und näherte sich sachte der Frau Gräfin.

„Ei, da kommt ja Mademoiselle Durosel!" rief Herr von Gèvres.

„Sie da, meine Cäcilie!" fiel die Gräfin ein, „so kommen Sie doch, diese Herren erwarteten Sie zum Frühstück — aber mein Gott, was fehlt Ihnen denn? Sie werden ja bleich und roth zugleich, Ihre Haut brennt, Ihre Lippen sind ganz scharlach, wahrhaftig Sie haben das Fieber! Schnell, Herr von Launy, greifen Sie ihr an den Puls, Sie wollen ja ein Kenner des Fiebers seyn."

Anatole trat hinzu und hielt ganz leicht den Arm der jungen Frau. Er legte zwei Finger auf den Atlas der weißen, aber trocknen und brennenden Haut, zählte die Schläge des unregelmäßig eilenden Blutes und sprach im Gefühl des Stolzes auf eine vorübergehende Unpäßlichkeit, deren Ursache er kannte, mit aller Gravität eines alten Arztes:

„Mademoiselle Durosel hat ein Fieber und ich gestatte der schönen Kranken nur etwas Bouillon" — in diesem Augenblick öffnete sich die Thür, ein Diener trat ein und meldete:

„Herr Gérard!"

„Wer ist dieser Herr Gérard und was will er?" frug Herr von Gèvres.

Aber bevor die angemeldete Person eintrat, sank Cäcilie ohnmächtig in die Arme der Gräfin, woraus Herr von Launy seiner selbst unbewußt, sie selbst auffing, während der Graf und die Gräfin bei dem Namen des Herrn Gérard sich lachend ansahen, und der unvermuthet schnellen Entwickelung ihres mit Cäcilie eingeleiteten Scherzes lustig entgegensahen. Beide riefen fast zu gleicher Zeit:

„Ha, ha, ha! nehmen Sie sich zusammen, Herr von Gèvres, nun gilt es!"

„Herr Gérard wird Ihnen gewiß etwas Theures entziehen!"

Anatole rief: „Mademoiselle Durosel ist sehr unwohl?"

„Meine Frau! meine Frau wäre unwohl?"

Dieß rief Herr Gérard, der den anmeldenden Bedienten auf dem Fuße folgte.

„Herr Gérard!" rief der Graf.

„Ha, ha, ha! Herr Gérard!" rief die Gräfin lachend und in die Hände klatschend.

Herr Gérard schritt auf seine Frau zu, die bleich und leblos in Anatole's Armen hing; er wollte seinen Theil an dieser Bürde übernehmen, aber kaum sah Herr von Launy einen Fremden der geliebten Frau sich nahen, so drückte er sie noch fester an seine Brust und rief ihm zu: „entfernen Sie sich, mein Herr, entfernen Sie sich!"

„Mein Herr — wie so? Ich mich entfernen?"

Cäciliens Ohnmacht, die Ankunft des Herrn Gérard, das Erstaunen des Herrn von Gèvres und die Ausbrüche der Lustigkeit der Frau von Cruset erschienen so schnell Schlag auf Schlag, daß die Letztere Cäciliens Ohnmacht nicht bemerkt hatte und das Ensemble dieses Auftritts nicht völlig übersah; aber ein zweiter Blick auf die junge, in Anatole's Armen bewegungslos liegende Frau und Herrn Gérard, der sich zu seinem großen Erstaunen durch den jungen Mann von ihr entfernt gehalten sah, enthüllte ihr nach dem angebornen Instinkt aller Frauen plötzlich das große Geheimniß: sie begriff nun, daß Anatole liebte und von Cäcilien wieder geliebt wurde und durchschaute die ganze Gefahr, worein Herrn Gérard's Ankunft die beiden jungen Leute stürzte. Schnell gefaßt ging sie Herrn Gérard entgegen, nahm Cäcilie in ihre Arme, erwärmte und liebkos'te sie, drückte sie an ihren Busen, rief ihre Dienerinnen herbei, entfernte Anatole mit einem Blick, verließ den Saal, gebot Cäci-

lien in ihr Zimmer zu tragen, wohin auf einen Wink Herr Gérard ihr folgte.

Die drei Männer blieben allein. Herr von Gèvres öffnete zuerst die Lippen mit der Frage: „Was bedeutet dieser Scherz? Was soll das heißen, daß Mademoiselle nun plötzlich verheirathet ist?"

Mit dem Appetit eines Mannes, der Morgens schon einen großen Weg zurückgelegt hat, rüstete sich der Graf von einer eben geöffneten Pastete zu speisen, und antwortete ganz kalt: „plötzlich, sie ist schon seit einem Jahr verheirathet."

Anatole schleuderte einen Blick der Entrüstung auf den Grafen, welchen dieser wohl bemerkte, aber einem ganz andern Grund zuschrieb und daher lachend rief: „Ha, ha, ha! ganz recht Anatole, unsere Wette ist ungültig, ganz ungültig!"

Herr von Launy setzte sich stumm in eine Fenstervertiefung und verbarg sein Gesicht in beide Hände.

Herr von Gèvres fiel ein: „Das ist die ausgelassenste Kokette, die ich Zeit meines Lebens gesehen habe! Eine verheirathete Frau kommt hierher, spielt das junge Mädchen, um mich und Herrn von Launy in sie verliebt zu machen. Er liebt sie, ja, ja, ich weiß es gewiß; man sollte sich um ihre Hand bewerben und ich that dieß wirklich bei der Frau Gräfin und jetzt kommt plötzlich ihr Mann dazu!"

„Alles war nur ein von meiner Gemahlin veranstalteter Scherz, worein die gute Gérard nur nach langem Widerstand willigte. Nehmen Sie daher Ihr Wort zurück, mein bester Herr von Gèvres, die arme Frau ist nichts weniger als Kokette."

„Nichts weniger als Kokette: Bah! Wir sind nicht von heute auf der Welt."

In diesem Augenblick trat die Gräfin ein und benachrichtigte die Gesellschaft ganz ruhig, daß Madame Gérard abgereis't sey.

„Sie ist fort!" rief Herr von Launy.

„Wie! Fort, ohne Abschied zu nehmen und ohne zu frühstücken?" fiel der Graf ein.

„Ich übernahm es, sie dafür zu entschuldigen, Herr Gérard erschien hier so schnell, um ihr die betrübende Nachricht zu bringen, daß ihre Mutter plötzlich erkrankt ist und in äußerster Gefahr schwebt. Sobald Cäcilie das erste Wort davon hörte, sprang sie in den Wagen ihres Mannes und gebot schleunigst nach Paris zu fahren."

Herr von Launy verließ den Speisesaal und eilte in den Park, wo Frau von Cruset bald mit ihm zusammentraf und ihn anredete: „Lieber Herr von Launy, ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, wir sagten Ihnen nichts, weil wir Ihrer Verschwiegenheit nicht sehr trauten, aber dieser ganze Scherz war lediglich gegen Herrn von Gèvres gemünzt, wir wollten seine Manier der Freierei und Heirathslust als ein heiteres Schauspiel benützen. Sie, mein Freund, bissen hier an eine Angel, die für einen andern gelegt war, Sie verliebten sich in Cäcilie, nicht wahr? Was jedoch dabei noch ernster und trauriger ist, glaube ich, in den letzten Stunden deutlich bemerkt zu haben — Sie scheinen der jungen Frau nicht gleichgültig zu seyn. Mein Gott! Alles hat sich gegen mich verschworen, um statt einer Freude mir Kummer zu verursachen — Sie zweifeln wohl keinen Augenblick, daß Madame Gérard nur mit äußerstem Widerwillen zu dieser Mummerei sich hergegeben, nur aus Liebe zu mir, und erst gestern noch forderte sie von mir, daß ich Ihnen über alles die bestimmteste Auskunft geben sollte, weil sie selbst dazu den Muth nicht hatte."

Also darum hatte er Cäcilien in der bestimmten Stunde nicht allein gefunden? — Ohne ein Wort zu erwidern, blickte er stumm für sich hin, so daß Frau von Cruset nicht wußte, ob es aus Kummer, oder aus Aerger geschehe.

Sie fuhr daher fort: „Hoffentlich sind Sie darüber nicht böse auf uns, alles galt, wie gesagt nur Herrn von Gèvres und mit ihm wird mein Mann schon wieder Friede schließen. Aber sagen Sie mir nun offen: lieben Sie Madam Gérard ernstlich? Werden Sie von ihr wieder geliebt? Fast muß ich es glauben. Bemerkten Sie wohl, daß sie dann erst ohnmächtig wurde, als sie die Ankunft ihres Mannes melden hörte?"

Herr von Launy leugnete standhaft, diese Bemerkung gemacht zu haben und beschränkte sich auf den lebhaftesten Tadel der Unvorsichtigkeit der Frau Gräfin, welche ihm eine Leidenschaft für eine verheirathete Frau eingeflößt und zugleich Madame Gérard einem sehr peinlichen Verdacht ausgesetzt, sehr betrübenden Resultaten sie bloß gestellt und die gesellige Freude vertilgt hatte.

Er hat recht, dachte die Gräfin, sehr recht, dieser unbesonnene Scherz kann für Cäcilien die traurigsten Folgen haben. — „Arme Cäcilie! Aber Herr Gérard wird wohl die Kriegskosten bezahlen müssen!"

Nach einigen Tagen reis'te Herr von Launy unter dem Vorwand dringender Geschäfte nach Paris ab.

„Frau Gräfin," sprach der Graf, „Anatole hat uns verlassen, ist nach Paris gegangen, wo glauben Sie wohl, daß er seine Abende zubringen wir?"

„Ohne Zweifel in der Vorstadt la Poissonnière, unter den Fenstern der Madame Gérard."

„Wie! Auf der Straße?"

„Ja, auf der Straße," erwiderte Frau von Cruset mit dem Ton einer Frau, die mehr zu verstehen geben will, als ihre Worte eigentlich ausdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

Der vierte Band enthält: Der letzte Tag eines Verurtheilten. In dem Vorworte der zweiten Auflage dieses Phantasma erklärt der Verf., daß er damit „eine Vertheidigungsrede, eine directe oder indirecte, für die Zulässigkeit der Abschaffung der

Todesstrafe" beabsichtigt habe, und sucht dann durch Declamationen die von ihm allerdings sehr seicht vorgebrachten Gründe dafür eben so seicht zu widerlegen, und ruft dann triumphirend aus: So hätten wir denn die Gründe für die Todesstrafe niedergerissen und alle Syllogismen der Gerichtsstube vernichtet, so hätten wir alle Späne und Splitter des Requisitoriums hinausgekehrt und verbrannt. Die gesunde Vernunft verwirft schlechte Gründe." Richtig, und darum muß sie auch des Dichters Gründe, die den eigentlichen Gesichtspunct gar nicht ins Auge gefaßt haben, verwerfen, wenn dieser sein Eifer auch seinem Herzen alle Ehre macht. — Eine falsche Sentimentalität ist aber eben so schädlich und vielleicht, indem sie auflösend wirkt, noch schädlicher als Brutalität, und in der Einsperrung liegt oft eine größere Brutalität, als in der Todesstrafe, wenn die Einsperrung aller Verbrecher überhaupt practikabel wäre. Und die lebenslängliche Einsperrung verletzt sie nicht eben so gut ein Naturrecht des Menschen? Freiheit ist nicht ein minderes Menschenrecht als das Leben. Von Rache ist dabei gar nicht die Rede, wohl aber von Säuberung von giftigen ansteckenden Auswüchsen. Und was sagen denn die Eiferer gegen die gerichtliche Todesstrafe von dem Duell, wo sich die Duellanten gegenseitig zu Richtern und Henkern aufwerfen, um eine ganz persönliche, oft höchst unbedeutende und blos eingebildete Verletzung zu rächen? Darin scheint mehr Brutalität zu liegen, und doch — ist das Duell in gewissen Fällen und Verhältnissen kaum zu vermeiden und zu verwerfen. — Nur die Anwendung der Todesstrafe und die Behandlung derselben mögten einer nähern Erwähnung bedürftig seyn. Die Seelenleiden des Verbrechers, während er seiner Hinrichtung entgegen sieht, können keine Instanz für die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe bilden; die Darstellung derselben von einem Victor Hugo könnte aber recht wohl zur Abschreckung von Verbrechen dienen, denn diese ist sehr lebendig und ergreifend, und beweiset das dramatische Talent des Dichters, der sich in jede Personalität, in jede Situation zu versetzen weiß. — Er läßt einen Verbrecher seine Gedanken seine Gefühle während der Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seiner Hinrichtung niederschreiben. Diese Ergießungen sind voll feiner psychologischer Züge und von Naturwahrheit ohne Uebertreibung und leere Declamationen. Besonders hat der Verf. den Ingrimm des Unglücklichen über die gefühllose Neugierde des Volkes, dem er zum Schauspiel dienen muß, hervorgehoben. Die Sprache ist schön. Herr V. Hugo scheint sich einen Mann von, selbst literarischer, Bildung gedacht zu haben, einen Mann von vierzig Jahren — er scheint durch Leidenschaft zum Verbrecher geworden zu seyn, wozu jedoch der Verurtheilte wieder zu besonnen erscheint, und in dem Alter sind doch auch Leidenschaften schon abgekühlt. Er scheint Sohn, Gatte, Vater, und in diesen drei Beziehungen wenigstens nicht unglücklich zu seyn. — So ergeben sich innere Widersprüche. — Die Uebersetzung von W. Wagner lieset sich gut. — Dann folgen hier fünf Charakteristiken: Mirabeau, übersetzt von A. Lewald, Voltaire, Walter Scott, de la Mennais und Lord Byron, übersetzt von E. Beurmann. — Alle diese sind geistreich, doch scheint uns die von Walter Scott die feinste und treffendste, obgleich die von Mirabeau, die sehr gut übersetzt ist, die blendendste und mit vorzüglicher Liebe gearbeitet und die von de la Mennais die beredteste ist. Die Parallele zwischen Mirabeau und seinem Nebenbuhler auf der Tribüne Barnave ist geistreich, wie die zwischen Mirabeau, der als die zermalmende Keule, und Voltaire, der als die zersetzende Säure der Revolution bezeichnet wird, und frappant ist die Parallele zwischen dem von den Seinigen als ein Taugenichts verworfenen Mirabeau von 1781 und dem Mann des Volks von 1794, die jedoch keinen innern Gegensatz bildet. Die Charakteristik von Voltaire ist die unbedeutendste. Die von Byron ist eine interessante Todtenfeier, die aber auch an innern Widersprüchen leidet. Ist Byron der Stifter der „satanischen Schule," wie Chateaubriand der der „angelischen," so können wir beiden wohl gleiche Bewunderung zollen, aber nicht die gleiche Huldigung darbringen. Wir halten jene Schule für keine wahrhaft poetische, denn wir setzen nicht den Zweck der Poesie in Zerrissenheit, Erniedrigung der menschlichen Natur. Interessant sind uns aber diese Charakteristiken wegen der darin zerstreuten ästhetischen Ansichten des Dichters. — Der fünfte Band enthält: Angelo, Tyrann von Padua. Drama. Uebersetzt von Eduard Duller. — Ein Vorwort setzt die Absicht des Dichters bei diesem Drama auseinander, in welchem dasselbe als die Lösung einer Aufgabe erscheint, die wir gar nicht für eine eigentlich poetische erkennen können. Von der etwas verworrenen Ansicht des Verf. über das Drama zeugt wohl nichts so einleuchtend, als dieses Vorwort, und in der Hinsicht, daß seine Ansicht für manchen unsrer jüngern Literaten von Gewicht zu seyn scheint, ist uns dies Vorwort von Bedeutung, so sehr wir das Ganze für hohles, leeres Gewäsch erkennen müssen. Der Dichter sagt: „Bei dem jetzigen Zustande aller jener tiefern Fragen, welche bis dicht an die Grundwurzeln der Gesellschaft hinabreichen, schien es dem Verf. dieses Drama's schon seit lange eine Aufgabe von möglichem Nutzen und großem Belang Ideen, wie ungefähr die folgenden, auf der Bühne zu enthüllen. — Es gälte nämlich: in einer dramatischen Handlung, deren Motive blos aus dem menschlichen Herzen entlehnt seyen, zwei gewaltig leidende Charaktere hinzustellen — das Weib innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, das Weib außerhalb derselben; d. h. in diesen zwei lebendigen Typen alle Frauen und das Weib, als moralische Person zu repräsentiren; ferner diese zwei weiblichen Charaktere, die in sich alles resumiren (?), oft großartig, immer im Unglück darzustellen, — die eine gegen den Despotismus, die andre gegen die Verachtung zu vertheidigen. Zu zeigen, welchen Versuchungen die Tugend der einen widersteht, in welchen Thränen sich die Flecken der andern baden. Dem die Schuld anzurechnen, an dem sie liegt, nämlich dem starken Manne, so wie dem, als was die (?) reale Societät widersinnig ist."

(Schluß folgt.)

Herausgeber: E. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 100. Donnerstag den 21. Juni 1838.

Correspondenzblatt.

Aus Stuttgart.

(Schluß.)

Zu erwähnen wären noch die beiden Verschworenen (Pezold und Rosner) und die Wahrsagerin Barbanotz (Fr. v. Knoll), doch sind dieses Nebenrollen. Die Costümes waren sehr gut gewählt, und was der Richtigkeit abging, ersetzte der Glanz. Der Maskenball war vortrefflich arrangirt, — das Ganze ein Bild voll Leben und Frische, und so reich als geschmackvoll.

Unter den Ersatzmannschaften, welche hier eingerückt sind, um uns Seydelmanns Verlust vergessen zu machen, war auch Hr. Schramm vom Mannheimer Theater. Derselbe ist als König Philipp in Don Karlos, als Bettler in Raupachs gleichnamigem Drama, als Michel Perrin, als Banquier Müller im Liebesprotokoll, als Shylok, als Ossip und als Marinelli aufgetreten. Im Allgemeinen hat sich die Stimme des Publikums nicht für, sondern gegen ihn ausgesprochen, und auch nach unserer individuellen Ansicht erreicht er die Stufe der Kunst nicht, auf welcher er stehen müßte, um Seydelmann zu ersetzen. Fehlt es diesem Letztern auch an allem Ingenium, an dem, das plastische Gebilde belebenden, göttlichen Prometheus-Funken, an dem Genie, welches allein Großes zu leisten vermag, welches, ohne daß der glückliche Besitzer es weiß, lodert und sprüht, und zündet, ehe es trifft, so ist doch Fleiß, Nachdenken und künstlerische Bildung nicht abzusprechen, und mit diesen Requisiten weiß er so zu wirthschaften, daß man viele Mängel seiner äußern Erscheinung darüber vergißt; seine Gemälde ermangeln der Schönheit und der Natur, aber sie sind nichts desto weniger große Kunstwerke, und man steht, wenn auch nicht ergriffen und ergötzt, so doch bewundernd davor — es sind Mosaikbilder von Meisterhand gemacht, kein Stiftchen steht am unrechten Flecke. — Ganz anders ist es mit Herrn Schramm, — Vieles würde an ihm gefallen, wenn man es nicht schon besser gesehen hätte, darum glückte ihm auch der Banquier Müller im Liebesprotokoll, welches Stück neu ist, allein wo er nach Seydelmann auftrat — sah man Flickwerk und Stückwerk, — das Ganze war nicht harmonisch — es war kein Bild, sondern ein Quodlibet aus hundert Bildchen zusammengesetzt; er war als König Philipp allein seinem Vorgänger wirklich vorzuziehn, weil er bei weitem mehr Würde, Haltung, viel mehr eigentlich Aeußeres besitzt, — im Bewußtseyn des Mangels daran war Seydelmann befangen, obwohl seine Eitelkeit ihm nicht erlaubte, solche Rollen Andern zu überlassen, da er, gewissermaßen als Director des Theaters, im Stande war, sie für sich zu nehmen, — Herr Schramm trat fester, kühner auf und ließ uns eher einen König in dem Sinne Schillers ahnen — es ist dieß aber auch, ehrlich gesagt, Alles was wir zum Ruhme des Gastes auffinden können, denn in allen anderen Rollen blieb er weit hinter selbst sehr mäßigen Anforderungen zurück, und machte, namentlich aus Shylok einen gemeinen Juden, aus Marinelli nichts!

Ein anderer Gast, Herr Augusti vom Augsburger Theater, darf freilich noch weit weniger auf eine anerkennende Stelle in diesen Blättern Anspruch machen, er gab den jungen Ehemann, Anton in Iffland's Jäger ꝛc., und es genügt, zu erfahren, daß er ein Anfänger, und dieses schon zu lange ist, als daß man hoffen könnte, er werde noch etwas Besseres werden. Ganz etwas Anderes, als mit den beiden Gästen, ist es mit einem Dritten, Herrn Döring von Hamburg, über welchen wir in unserem nächsten Berichte sprechen werden. Für den Monat März haben wir nur einige Neuigkeiten anzuführen, welche jedoch auch nicht von Bedeutung sind.

Die Witwe und ihr Mann, Lustspiel von Angely — ist ein mageres, nichtssagendes Ding, wie beinahe alle Kleinigkeiten dieses fruchtbaren Bühnendichters, dessen schon längst verdorrter Stamm selbst aus seinem Grabe noch immer neue Blüthen treibt, allein diese flachen Dinger gefallen hier sehr, und haben, da sie den Berlinern, selbst den Handwerksburschen zum Ekel sind, doch bei uns ein großes Publikum und ein Benefiziant verspeculirt sich nicht, wenn er ein altes oder neues Angelisches Stück auf die Bühne bringt, während bei Meisterwerken der deutschen Dichtkunst das Theater leer bleibt.

Fröhlich ist ein gehaltloses Quodlibet, es wäre unerträglich, wenn nicht Pezold mit seinem Humor es gehoben hätte, was dadurch möglich war, daß irgend ein hiesiger Versifex ein

paar Einlagen in schwäbischer Mundart gemacht hatte, was nun Pezold's Genre ganz und gar ist.

Drei Stunden vor der Hochzeit, ein Schwank aus dem Französischen, ist als Schwank nicht possenhaft genug, mag eine der hundert Tagesanekdoten seyn, welche, in Paris dialogisirt, die Pariser einmal amüsiren, und wenn sie gleich hundertmal gegeben werden, doch von Niemand öfter gesehen werden. Unser Publikum sollte man mit dergleichen Dingen nicht nothzüchtigen und die Kräfte der Schauspieler nicht an solchem Quark verschwenden, sondern tüchtige Sachen liefern.

Der Betrachtung würdiger (wenn gleich voller Fehler) war das Drama: Die Söhne des Dogen, von einem ungenannten Verf. Die Hauptrichtung läßt sich vielleicht dadurch bezeichnen, daß beharrlicher Liebe alles möglich, und der offenen Redlichkeit der Sieg wird, — Verwickelungen sind bedingt durch die Liebe zweier Brüder zu einem Weibe (die Söhne des Dogen) und durch die Intriguen eines Bösewichts Giuseppe. Der Verfasser muß ein der Bühne nicht vollkommen kundiger Schriftsteller seyn, (man nennt Heern Reinhold [Köstlin]), sonst hätte er die Länge des ganzen Werkes und der einzelnen Stellen besser abgemessen (es spielt vier und eine halbe Stunde) und nicht so gar viele Monologe angebracht, welche den Gang der Handlung schleppen machen; eben so ist in der Aufeinanderfolge der Scenen keine Harmonie, und es kommen die heterogensten Auftritte unmittelbar hinter einander, auch in den Situationen finden sich eine Menge Reminiscenzen, dennoch glauben wir, wenn ein bühnenkundiger Mann dieses Werk unter die Hände bekommt, so könnte etwas Ausgezeichnetes daraus werden. Die Länge, die vielen und unmäßigen Monologe müssen fort, so wird man an der Charakterzeichnung manches finden, was entschiedenes Talent verräth, und was, durch Fleiß und Studium ausgebildet, etwas Tüchtiges verspricht. F. K.

Aus dem Herzogthum Posen.

Den 28. Mai 1838.

Die Angelegenheit unseres Erzbischofs hat einen ruhigern Ausgang gehabt, als man glaubte. Die Polen sind nie fanatisch katholisch gewesen, und es herrscht am Rhein und in Westphalen viel mehr Obscurantismus als hier. Wäre Polen nicht in Ansehung seiner politischen Lage in einer so besondern Stimmung, so würde man hier zuerst den Köllnischen Erzbischof mit seinen 18 Thesen verlacht haben. Allein man hoffte hier durch die Religion eine politische Bewegung hervorzubringen. Das war aber umsonst; denn der polnische Bauer erkennt sehr wohl die Vorzüge der jetzigen Verfassung, der Befreiung von der gutsherrlichen Unterthänigkeit, von seiner vormaligen Sclaverei, er konnte sich daher nicht so leicht überzeugen, daß der König, der ihnen so viel Gutes bewiesen, sie in die Hölle sollte schicken wollen, und so haben sie sich beruhigt, als eine Reclamation des Königs bekannt ward. Die Wirkungen derselben geben wieder einen neuen Beweis von der Wichtigkeit der Oeffentlichkeit. Uebrigens ist unser Erzbischof zu klug, um Alles zu glauben, was von Rom kommt; daher war ihm die ganze Sache auch nicht rechter Ernst, was er thut ist mehr der Resler politischer Partheiung. Zu einem wirklichen Wiederruf will es aber sein Ehrgefühl nicht kommen lassen. Die ganze Sache wird sich daher in aller Stille verbluten.

Bromberg.

Ende Mai 1838.

Unser hiesiges sehr elegantes Theater führt die Inschrift: Der Kunst und dem Wohlthun. Es war daher sehr angemessen, dasselbe zu einem doppelten Zwecke zu benutzen; nämlich zu 3 Vorstellungen, welche von hiesigen Kunstfreunden zum Besten der durch Ueberschwemmung Verunglückten gegeben wurden. Von den gegebenen 3 Lustspielen war der beste Ton von Töpfer am gelungensten dargestellt. Alle aber mit dem Uebergewicht, das Damen aus den höhern Ständen — die sich in gewohnter Sphäre bewegen, — über die gewöhnlichen Schauspielerinnen in Conversations-Stücken haben. Die lebenden Bilder waren ebenfalls ausgezeichnet.

Das Comité, welches dieses Unternehmen leitete, sagt folgenden Dank an das theilnehmende Publikum.

Bei dem Schlusse der Darstellungen fühlen wir uns dringend und herzlich veranlaßt, in der Seele unsrer unglücklichen Landsleute, deren Unterstützung der Zweck dieser Darstellungen war, allen denjenigen Damen und Herren, welche zum Gedeihen dieses Zweckes so gütig mitgewirkt haben, unsern öffentlichen und innigen Dank zu sagen. —

Es gilt dieser Dank vorzugsweise denen, welche durch wohlwollende Anwendung ihrer Talente und durch ihre gütigen Leistungen ein Gelingen der ganzen Sache möglich machten; er gilt den verehrlichen Mitgliedern des Comité, welche durch ihre freundlichen Bemühungen das allgemeinere Interesse für die Theilnahme an den Darstellungen anregten; er gilt allen denen, welche durch ihre Subscription den Fonds bildeten; er gilt aber besonders auch denen, welche, mit Aufopferung ihrer Zeit, durch ihre Kunst und ihre Unterstützung, mit großer Uneigennützigkeit — aus Güte, und aus Liebe zur Sache — den Kostenaufwand verringerten und also sehr wesentlich zum reichern Ertrage des Unternehmens beitrugen: namentlich den geehrten Herren

Zimmermeister Mautz,
Kanzleisecretair Koschel,
Maler Braun,
Maler Arndt,
Friseur Hegewald,
Klempner Mánard,
Kleidermacher Prochownik,

so wie den sämmtlichen geehrten Mitgliedern des löblichen städtischen Musikchors!

Möge jeder Einzelne in dem dankbaren Gefühl, einen menschenfreundlichen Zweck freundlich gefördert und unterstützt zu haben, den innern Lohn für seine Güte finden!

Das Resultat der Einnahme ist durch das Amtsblatt zur

allgemeinen Kenntniß gebracht worden, und beträgt über 400 Thlr.

Aus Dresden.

Den 5. Juni 1838.

Unser Frauenverein, eines der wohlthätigsten Institute Dresdens, hat vor einigen Tagen wieder öffentliche Rechenschaft abgelegt von seinem Wirken. Aus der gedruckten Darstellung seiner Thätigkeit ersieht der Menschenfreund mit innigem Wohlgefallen, daß manche Thräne durch die zarte Hand edler Frauen getrocknet und manches bittere Loos erleichtert wird. Der Frauenverein hat den dreifachen Zweck: 1) Arme und ehrbare eheliche Wöchnerinnen mit allem Nöthigen zu versehen, 2) kleine Kinder solcher Armen, welche durch ihre Beschäftigung von deren Beaufsichtigung abgehalten werden, in besonderen eigends dazu eingerichteten „Kleinkinder-Bewahranstalten" zu verpflegen, und 3) verschämte Hausarme zu unterstützen. Der Verein erhält seine Ressourcen theils durch freiwillige Beisteuern seiner Mitglieder und anderer Menschenfreunde, theils durch den Erlös von weiblichen Arbeiten, welche Damen des Vereines gefertigt. So erwirbt er zu seiner Verfügung ein jährliches Capital von mehren tausend Thalern. Heil und Segen seinem Wirken!

Was jetzt die Erwartung der Dresdener am meisten in Anspruch nimmt, das ist die bevorstehende Eröffnung der Eisenbahn zwischen Oberau und Dresden. Täglich wallfahrten Tausende nach dem Bahnhofe, um zu sehen, wie es denn eigentlich mit dem Ziele ihrer heißen Wünsche steht; aber leider versperren neidische hohe Bretwände die Aussicht nach dem Baue und nur die Erdarbeiten der Bahn zeigen sich dem Auge. Wenn diese befahren werden wird, hat Dresden den Vorzug, eine der Städte Europa's zu seyn, welche zuerst zu Wasser und zu Lande mit Dampfe agiren, denn wir haben nicht weniger als zwei schöne Dampfböte, welche täglich nach Meißen und nach der sächsischen Schweiz gehn. Ein drittes Dampfboot, welches Güter-Kähne am Schlepptau nach Magdeburg und Hamburg führen soll, ist bereits in Arbeit. Wir haben jetzt also: 1) eine Dampfmaschinenfabrik, 2) eine Dampf-Zucker-Raffinerie, 3) eine Dampf-Chocoladen-Fabrik, 4) eine Dampf-Bierbrauerei, 5) zwei Dampfschiffe, 6) eine Dampf-Eisenbahn! Mein aufrichtigster und sehnlichster Wunsch ist nun, daß die sämmtlichen Dampf-Actien-Gesellschaften nie durch irgend ein Unglück möchten gedämpft werden!

Unser Kunstverein hat, wie immer, so auch dieß Mal die Schlafmütze über den Ohren und schnarcht sich Eins, d. h. er hat das Geld im Kasten liegen, spielt den guten Wirth und kauft nichts. Wenn wir hier nicht durch einen speculativen Mann neue Bilder zu sehen bekämen, unser Kunstverein würde uns den Gaumen darnach gewiß nicht wässerig machen. — Gegenwärtig machen 2 herrliche Landschaften unsers Robert Kummer hier viel Aufsehn.

Das bedeutendste in musikalischer Hinsicht, was ich zu berichten habe, ist das Concert des Guitarristen Luigi Legnani aus Ferrara. Ich kann über diesen Mann nichts weiter sagen, als daß er ein ungeheurer Spieler ist, gegen den alle Nebenbuhler auf seinem Instrumente, Ferdinand Stoll mit eingerechnet, in Nichts zusammenschwinden. Fast noch merkwürdiger als Legnani's unermeßliche Fertigkeit war mir der Umstand, daß er einen wahren Gesang auf der Guitarre entwickelte. So unglaublich dieß auch scheinen mag, so wahr ist es doch. Durch seine Compositionen, die er spielte, und durch eine Arie von seiner Feder, welche er sang, bewährte sich Hr. Legnani auch als genialen Tonsetzer und kunstreichen Sänger. Waren, als solcher, auch seine Mittel nur noch gering, so muß man ihm doch das Zeugniß eines echten italienischen professore di canto ertheilen.

Als neulich ein berühmter Componist sich hier einige Tage aufhielt, wurde ihm von mehreren Kunstfreunden eine Nachtmusik gebracht. Am Tage nach seiner Abreise verbreitete sich das boshafte Gerücht: Der Compositeur habe auf der Hotelrechnung unter andern auch Auslagen des Wirthes für Fackeln, Sänger, Musiker und ein von diesen verzehrtes Abendbrot gefunden, welches Alles er auch ohne Murren bezahlt. Sonach hätte sich der Capellmeister eine Festmusik bestellt. Andere erzählten hingegen, er sey über die Rechnung wüthend gewesen — und dem zu Folge hätte der Hotelwirth eine ungeheuere Kühnheit gehabt. — Dieser aber soll den Spaß so übel aufgenommen haben, daß er Einige der Erzähler jener Epopoe bei Gericht belangt. Jedenfalls aber sind Späße auf Kosten der Ehre Anderer sehr übel angebracht, und den Spaßvögeln könnte dießmal eine Strafe nicht schaden.

H. F. Mannstein.

Lose Blätter aus Lübeck.

Von Alex. Soltwedel.

Osterfest d. J.

Dieß Mal, freundlicher Leser und schöne Leserin, tauche ich meinen Gänsekiel recht tief in das Correspondenzdintenfaß und beeile mich, über Dinge zu referiren, welche auch gar weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie, von mir sine ira et studio zu einer Mixtur zusammengeschüttelt, emballirt und von der Dinte zur Presse geschickt wurden. — So wie mir diese „losen Blätter" aus meinem Notizbuche entgegenfallen, gebe ich sie; das Ordnen wäre eine herkulische Arbeit gewesen und hätte zu nichts geholfen; denn unsere deutschen Journalberichte bleiben fast immer ein Mischmasch und zwingen den Autor häufig, von der Mücke zum Elephanten überzuspringen, sey es nun durch eine Brücke von weitschweifigen Phrasen, durch Wortspiele und Witzeleien, oder durch einen tüchtigen Anlauf, indem man rasch das seichte aber breite Gewässer überspringt. Den letztern Weg habe ich vorgezogen; dieser Brief wird ohne Wortbrücken lang genug, wäre er jedoch zu lang, so ist es dießmal die Schuld des Schicksals oder des Zufalls. — Zur Sache!

Die 25jährige Jubelfeier der ersten Befreiung Lübecks im Jahre 1813. — Fünf und zwanzig Jahre sind nun entschwunden, seit mein heimisches Lübeck das erste Morgenroth der Befreiung von gallischer Zwingherrschaft im

Osten erblickte; seit Lübecks Männer und Jünglinge in den Kampf für Ehre und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes zogen und unsere hochherzigen Frauen und Jungfrauen voll Begeisterung ihr Theuerstes dem Vaterlande opferten und zur Sorge für die Witwen und Waisen der im Kampfe Gefallenen den Schwesterbund gründeten, — jedem Lübecker bleibt diese Zeit der Begeisterung unvergeßlich und wahrlich, wir haben am 1. April ihr Andenken würdig erneuert; wir haben — wie Dr. Buek sagt — nicht ein Fest der Krieger begangen, sondern ein gemeinsames Fest der Erhebung vom tiefen Falle, ein Fest der Eintracht, der Hingebung und der Bruderliebe aller Deutschen, wir haben der Noth und des Kampfes in einer verhängnißvollen Zeit des Vaterlandes uns erinnert, wir haben die silberne Hochzeitsfeier der wiedererstandenen Hansa mit der Freiheit des deutschen Vaterlandes begangen. —

Gott segne Deutschland!

Gott segne die Hansa! —

Die würdige Feier des 1. April, an welchem vor 25 Jahren unsere hanseatische Legion in's Feld zog, zu schildern, sey zuvörderst meine Aufgabe. —

Schon am Tage vorher hatten sich aus den Schwesterstädten Hamburg und Bremen, aus Mecklenburg und Hannover, aus Preußen und Oldenburg, aus Schweden, Oesterreich und Braunschweig hier zahlreiche Kämpfer des Befreiungskrieges versammelt, mancher alte Bruder- und Freundesbund wurde erneuert und unter lautem Jubelrufe erkannten sich die alten Waffengenossen. Wort und Lied, Freude und Lust kürzten an reichbesetzter Tafel bis nach Mitternacht die flüchtigen Stunden.

Sonntag am 1. April, Morgens um 7 Uhr verkündeten 21 Kanonenschüsse den Bewohnern der freien Stadt, daß heute die Jubelfeier der Freiheit begangen werden solle, und sämmtliche Kirchen füllten sich mit einer andächtigen Menge. Das sonst so düstere Lübeck hatte ein freundliches Ansehen gewonnen, überall Jubel und Vorbereitung zur Illumination am Abend, überall grüßten frohe Gesichter den, welcher auf der Brust das Ehrenzeichen der Hansa trug, im Kampfe für Deutschland erworben. Der Markt gewährte einen schönen Anblick, in der Mitte wehten 3 colossale Flaggen der Hansa. An unserm ehrwürdigen Rathhause prangten die Wappen, von seinen Zinnen flatterten unsre Farben, den Tag der Weihe begrüßend. Auf der Trave flaggten sämmtliche Schiffe und zur Ehre des Tages wurde ein neuerbauter Dreimaster von dem Stapel gelassen, größer als Lübeck einen seit 100 Jahren erbaut hat. — In der am Markte gelegenen Börse sammelten sich nach beendigtem Gottesdienste sämmtliche noch lebende Männer Lübecks, und viele der Umgegend und Ferne, welche am Feldzuge 1813 Theil genommen; unter rauschender Feldmusik begab sich die Procession in die schöne Marienkirche — den Stolz Norddeutschland's — um Fahne und Standarte zu holen, worunter Lübecks Söhne gesiegt und geblutet und die seitdem an geweihter Stelle ihren Platz gefunden hatten. Der Jubelruf des versammelten Volkes begrüßte die aus der Kirche hervortretenden Palladien. In weitem Kreise reihten sich die Waffengenossen auf vollgedrängtem Markte um ihre Fahnen, sangen dem Herrn der Heerscharen eine erhebende Hymne und kehrten mit den Freiheitsbannern, die vor der Gedächtnißtafel der Gefallenen gesenkt wurden, in die Kirche zurück. — Beide Fahnenträger traten auf die Stufen des Marmoraltars, vom ganzen Zuge umgeben. Beim Rauschen der Orgel (einer der größten, ich möchte sagen der größten Europa's) ertönte ein Feiergesang, worauf Hr. Pastor Sartori aus Nusse, einst Lübeckischer Jäger, die Festrede hielt. Die Feier des Augenblicks durchzog alle Gemüther; als Hr. Pastor Sartori beide Fahnen ergriff und sie zum Vermächtniß der Lübeckischen Jugend weihte, und Thränen der Rührung glänzten in den Augen der Krieger, als von den fünf Frauen, welche einst die Fahnen gestickt hatten und jetzt am Altar saßen, sich zwei erhoben: Frau Bürgermeisterin Nölting und Madame Hornung, und die auf dem Altar liegenden Fahnen mit Lorbeerkränzen schmückten; — sie haben dem Vaterlande mehr geweiht, als die Fahnen: — ihre Söhne!

Die Aufführung von Händel's hundertstem Psalm durch Dilettanten der ersten Familien, so wie eine Collecte *) für nothleidende Waffenbrüder beendigten die kirchliche Feier; 101 Kanonenschüsse verkündeten die Niederlegung der Fahnen.

(Schluß folgt.)

Aus Bromberg.

Im März 1838.

Der vergangene Winter ist uns durch die Vorlesungen des Professor Dr. Rötscher sehr genußreich geworden. Es hatte nämlich dieser bei dem hiesigen Gymnasio angestellte rühmlich bekannte Schriftsteller die Güte, mit höchster Uneigennützigkeit alle Wochen einen Abend dem Vorlesen eines Meisterstückes der dramatischen Literatur zu widmen. Ausgestattet mit vorzüglichen Mitteln, laß er vor einem sehr zahlreichen aber ausgewählten Publikum Lear, Iphigenia, die Braut von Messina, Nathan, der Arzt seiner Ehre, der Stern von Sevilla und andere Meisterstücke des In- und Auslandes. Selbst die Shakspeare'schen Lustspiele wurden durch seinen Vortrag Manchem verständlich, der sonst keinen Gefallen daran gehabt hatte.

So ehrenvoll für ihn der stets sich vermehrende Zudrang der Zuhörer war, besonders aus den liebenswürdigen Damen Brombergs bestehend; eben so ehrenvoll für seine Zuhörer war die Art, wie am Schluß der letzten Vorlesung sich Herr Professor Rötscher über die Theilnahme seiner Zuhörer billigend aussprach.

Daß wir diesem Kunstfreunde viel verdanken, darüber herrscht nur eine Stimme.

D..... G.....

---

*) Es wurden an diesem Tage 2114 fl. für nothleidende Krieger in den Kirchen gesammelt.

Herausgeber: C. Roth, Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 49 und 50.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 101. Montag, den 25. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

Nachdem Cäcilie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, überzeugte sie sich, daß die Krankheit ihrer Mutter kein leerer Vorwand, sondern die wirkliche, traurige Ursache der plötzlichen Ankunft ihres Mannes sey und trieb daher diesen zur schleunigsten Abreise nach Paris. Herr Gérard selbst wünschte nichts anderes, der Anblick der seltsamen Scene im Schlosse Cruset schwebte noch immer vor seiner Seele und er sehnte sich, mit seiner Frau allein zu seyn, um über Alles sie ausfragen zu können, weil er vom Verdacht gepeinigt wurde, daß jene Ohnmacht nicht lediglich von einer physischen Ursache hergerührt habe.

Neben der Besorgniß für das Leben ihrer Mutter wurde Cäcilie auch von dem Gedanken gequält, daß jeder weitere Augenblick des Verweilens im Schlosse Cruset neue Abgründe vor ihr öffnen könnte. Daher sehnte sie sich, dieser verhängnißreichen Atmosphäre zu enteilen und aus dem Zauberkreise zu kommen, welchen die Liebe des Herrn von Launy um sie gezogen hatte und immer enger und enger zu ziehen drohte. Dagegen wollte Frau von Cruset ihre Freundin zurückhalten, anfänglich aus Interesse für die geselligen Freuden ihres Schlosses und aus herzlicher Theilnahme an der jungen Frau selbst, dann aus der den Frauen angebornen Neugierde. Allein Cäcilie setzte ihren dringenden Bitten voll Schaam und Zittern stets nur die unbestreitbare Ursache — die Gesundheit ihrer Mutter entgegen, zerfloß in Thränen an der Brust ihrer Pathin, sprang in den Wagen und fuhr mit ihrem Manne nach Paris.

Je näher die arme Frau der Hauptstadt kam, je dringender und zärtlicher die Liebkosungen des sie so treu liebenden und von ihr so schwer beleidigten Mannes wurden, je näher das Bild der sterbenden Mutter vor ihre Seele rückte, desto ruhiger schlugen ihre Pulse, aber auch desto tiefer empfand sie alle Schreckniſse ihrer Lage und allen Schmerz ihrer Schuld.

Sie dachte bei sich selbst: „Wüßte dieser Mann, dessen Namen ich trage und der mich mit so viel Zärtlichkeiten überhäuft, wie unwürdig ich ihn verrathen habe, wie oft ich das Band, welches mich an ihn fesselt, verwünschte, wie glühend mein Herz für einen Andern schlägt, so würde er mich von sich stoßen, sein Haus mir verschließen, vielleicht mich tödten!“

Ein geheimnißvoller Instinct läßt die Frauen stets errathen, wie viel Liebe in dem Herzen eines Mannes für sie wohnt, sie können eine solche Leidenschaft beinahe genau nach Graden abmessen. Als Cäcilie ihren Mann neben sich aufmerksam betrachtete, und aller seiner Zärtlichkeit während der ganzen Zeit ihrer Verheirathung sich erinnerte, kam ihr der Gedanke, daß er seinem Schmerze wohl erliegen, aber jede Schuld ihr verzeihen würde und niemals von ihr sich trennen könnte. Diese Ueberzeugung goß keineswegs einen Schein von Charakterschwäche auf Herrn Gérard, sondern schärfte im Gegentheil die Stacheln der Reue und der Gewissensbisse im Herzen der jungen Frau, indem sie alle Liebe und Hingebung ihres Mannes lebendiger und wärmer ihrer Seele schilderte.

Die Gesundheit der Mutter Durosel stellte sich wieder her, kein Zeichen, kein Wort, keine verrätherische Miene belehrten den Gemahl über das schreckliche Geheimniß zwischen seiner Frau und Herrn von Launy. Indessen beklagte sich Herr Gérard über fortwährende Melancholie bei Cäcilien, über ihren Widerwillen gegen Alles, was vor ihrer Reise nach Cruset sie am meisten interessirt und erfreut hatte und über eine seltsame Nervenaufregung, welche bei dem geringsten Geräusche in ihrer Nähe stets sich wiederholte. Sobald Cäciliens Besorgnisse wegen der Gesundheit ihrer Mutter gehoben waren, erinnerte sie Herr Gérard an die Pflicht der Schicklichkeit, an die Frau Gräfin zu schreiben, allein umsonst, sie war dazu auf keine Weise zu bringen und er selbst mußte sich endlich zum Schreiben entschließen. Er schrieb:

„Meine Frau hat allen Appetit verloren, sie leidet an Schlaflosigkeit, ist fortwährend unruhig, aufgeregt und zittert, wenn eine Klingel im Hause ertönt. Oeffnet ein Diener eine Thür, so erbleicht sie und ihr ganzes Gesicht verzieht sich voll Schrecken; alles, was nur die geringste Anstrengung erfordert, ist ihr so sehr zuwider, daß sie schon zwanzig Mal an Sie zu schreiben sich setzte und immer wieder bei dem ersten Buchstaben ermattet die Feder fallen ließ. Das Landleben scheint sehr nachtheiiig auf sie gewirkt zu haben, dauert dieser Zustand fort, so muß ich leider die ernstesten Besorgnisse hegen."

Bei seiner Ankunft zu Paris stellte sich Herr von Launy sehr ernst die Frage, ob er offen bei Madame Gérard einen Besuch machen, oder hinter dem Rücken ihres Mannes mit ihr zusammenzukommen streben sollte. Cäcilie war verheirathet, hatte sich zu dem seltsamen Scherz der Frau von Cruset hergegeben, ihre Neigung für ihn nicht genug verborgen, sie erschien ihm als eine gute Prise, als ein Fund des Glücks. Ein junger, hübscher, reicher in der Welt gut gestellter Mann kann sich des Glaubens nicht wohl erwehren, daß eine Frau wegen seiner ihre Pflichten verrathen würde und Liebe zu ihm athme. Herr von Launy hatte tausend Beispiele von Männern vor Augen, die ein ähnliches Glück genossen, ohne an Werth ihm gleich zu kommen. Indessen war er doch weit entfernt, Madame Gérard ungünstig zu beurtheilen, er begriff, daß sie nur vom Zauber des Augenblicks sich habe hinreißen lassen, der Glaube an ihre Reinheit und Bravheit schmeichelte seiner Eigenliebe, er mußte sich nun für unwiderstehlich halten. Sie hatte jetzt Zeit gewonnen, über alle Verhältnisse reiflich nachzudenken, wie sollte er den abgerissenen Faden wieder anknüpfen? Er sah wohl ein, daß er nun erst die Kunst der Verführung eigentlich versuchen müsse. Der Anstand erlaubte ihm vollkommen, den Eintritt in das Haus des Herrn Gérard ganz offen zu suchen, allein er erkannte auch sogleich, wie peinlich dabei Cäciliens Stellung werden müßte, indem eine zartfühlende Frau in unmittelbarer Gegenwart ihres Gemahls und ihres Geliebten sich stets beengt und verlegen befinden muß. Konnte er nicht schreiben, war dieß nicht das sicherste Mittel? Auf einer Seite, ja! Allein konnte er nicht gerade damit eine Frau verletzen, deren Ansichten und Gefühle er noch so wenig kannte?

„Bah!" sprach er endlich, „ich schwanke und zweifle nur, weil ich sie liebe, weil sie gleich der Luft, die ich athme, ein Bedürfniß für mich geworden ist. Liebte ich sie weniger, so würde ich mir sagen, was ganz einfach und wahr ist, daß sie mich liebt, mich erwartet, ersehnt, über meine Abwesenheit und über mein Schweigen sich eben so unglücklich fühlt, wie ich selbst."

Diese Gedanken mußten dem jungen Manne endlich zuströmen; wer Menschenherzen kennt, wird dieß natürlich finden. Er liebte Cäcilien wahrhaft, er sah sie voll Verzweiflung an einen Andern gebunden, er entschloß sich, ihr zu schreiben. Dieser Herr Gérard, den er nur einmal gesehen, war ihm verhaßt; er hegte die Hoffnung, Cäcilien entführen zu können, sie würde sich nicht weigern, ihm nach England oder Italien zu folgen; aber zu diesem Zwecke durfte das Schreiben die junge Frau auf keine Weise verwunden und bei der ersten Zusammenkunft sollte kein Wort, kein Blick, kein Lächeln etwas Anderes, als die reinste Glut der Liebe kundgeben. Ein einziges, das Zartgefühl verletzende Wort kann leichter und schneller von einem Entschlusse abbringen, als die stärksten Vernunftgründe.

Während er sich noch diesen Gedanken überließ, und darüber sann, wie wohl die Liebe über das Gewissen der jungen Frau triumphiren würde, empfing er folgendes Schreiben:

„Mein Herr!

Ich weiß nicht, wie ich es eigentlich wagen kann, Ihnen zu schreiben, die Feder entsinkt meiner Hand und die zitternde Schrift gibt Ihnen Kunde von meiner Angst, von meinem Schrecken. Ich bebe, indem ich an diesen Schritt denke, ich kann nicht Ihren Namen aussprechen, ohne zu erröthen und ohne daß Thränen mein Auge umhüllen. Ich fürchte, daß meine Kammerfrau eintreten könnte, daß meine Blässe und meine Aufregung ihr als Gründe zur Beschuldigung erscheinen. Ich zittere, mein Mann könnte hereinkommen und mich überraschen — mein Mann! ach! mein Herr, ich war wahnsinnig! wahnsinnig einen Augenblick! — Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, einen Beweis meiner Schande und meines Unglücks hier offen darzulegen, ich kenne Sie als einen Mann von Ehre und rufe hier nur Ihre Ehre an. Sie müssen wohl meine Lage begreifen und würdigen, sobald Sie Ihre Ehre darüber befragen. — Für mich selbst bin ich unwiderbringlich verloren, wollen Sie, daß ich auch für Andere verloren werde? Mein Herr, vergessen Sie mich, trachten Sie daran sich nie zu erinnern, daß Sie mich liebten. Mademoiselle Durosel ist gestorben und Madame Gérard bittet Sie inständigst, jede Erinnerung an Jene aus Ihrem Gedächtniß zu tilgen, niemals einen Besuch bei Herrn Gérard zu machen und auch niemals zu trachten, mit dessen Frau zusammenzutreffen.

Cäcilie Gérard."

Zwei oder drei Mal las Herr von Launy diesen Brief und frug sich noch immer, ob derselbe wirklich die Gedanken und Wünsche der Madame Gérard ausdrücke, oder ob er die Sehnsucht der jungen Frau verrathe, den Faden einer unter so seltsamen Auspicien angeknüpften Verbindung weiter fortzuspinnen. — Er dachte: „Diese Frau liebt mich, bei diesem Abenteuer bin ich allein betrogen worden, welche Beweise von Liebe man mir auch gegeben haben mag, so hat man doch immer mit meiner Leidenschaft sein Spiel getrieben, Cäcilie war ihrer Lage bewußt, mußte wohl auch noch in meinen Armen die Erinnerung an ihren Mann festhalten, konnte also unmöglich die Absicht haben, nur für einen einzigen Tag mich glücklich machen zu wollen, daher ist ihr Schreiben offenbar nichts, als ein Aufruf, und der Befehl, sie nicht aufzusuchen, nur eine einfache Ermahnung, bei allen ihren Schritten die größte Klugheit vorwalten zu lassen."

Dieses Raisonnement mag in der Regel ganz richtig er-

scheinen und wahrscheinlich hätte jeder Andere in der Lage des Herrn von Launy eben so geurtheilt. Da in der gewöhnlichen Welt ein Besuch etwas ziemlich Bedeutungsloses ist und auf keine Weise verbindet, auch der gemeinschaftliche Aufenthalt im Schlosse Cruset Herrn von Launy berechtigte, sich nach dem Befinden der Madame Gérard zu erkundigen, so trat Anatole voll Liebe und Sehnsucht den Weg nach der Vorstadt la Prissonnière an. Er liebte diese Frau mehr als er selbst bis dahin geglaubt hatte. Bei der Trennung am Morgen seines Glückes hatte er die süßesten Pläne für die ganze Zukunft entworfen, ein Leben in seiner Phantasie sich gebildet, welches von Cäcilie verschönert, von Liebe zu Liebe, von Glück zu Glück bis in die spätesten Tage sich fortspinnen sollte. Die Glocke zum Frühstück hatte verklungen, von Paris war ein Mann gekommen und alle Zauber der Phantasie waren verschwunden! Die Frau, welche er früher nur für schwach gehalten, sollte er jetzt als eine bewußte Sünderin wieder sehen, denn wie schön auch seine gegenseitigen Redensarten klingen mochten, so mußte doch das Daseyn des Herrn Gérard gegen Cäcilie zeugen. Wer weiß, ob sie ihre Stellung zwischen ihm und Herrn Gérard lange wird ertragen können? In der Liebe erscheint Manches als unzart und in bestimmten Lagen Manches als ein Beweis der Verachtung, was dann gegen die geliebtesten Personen Haß erwecken muß. Herr von Launy fühlte sich in einer solchen Lage: allein nicht zu Cäcilien gehen, keinen Versuch, sie zu sehen wagen, mußte ja wieder als ein Beweis von Gleichgiltigkeit erscheinen! Er schwankte, zögerte, bedachte sich, bis endlich die Leidenschaft den Sieg davontragend, nach der Wohnung der Geliebten ihn trieb. Im Augenblick, als man ihn anmeldete und die Thür des Salons sich öffnete, sah er auf der andern Seite desselben eine Thür sich schließen und glaubte die letzten Falten eines weißen Kleides zu erblicken. Herr Gérard war allein in seinem Salon, man erblickte auf seinen ruhigen sanften Zügen eine so seltsame Mischung von behaglicher Eigenliebe und lebendiger Trauer, daß das Ganze beinahe einen komischen Anblick gewährte. Halb lustig und halb traurig klang seine Anrede: „Ei, ich glaube gar Herr von Launy, ein Freund der Frau von Cruset, der sich in dem Schlosse befand, als ich meine Frau abholte?"

„Ganz recht, Herr Gérard, und ich muß unendlich bedauern, daß ich nicht früher meine Aufwartung machen und nach dem Befinden von Madame Gérard mich erkundigen konnte, heute will ich nun das Versäumte nachholen."

Mit wahrem Unglück in der Wahl des Ausdruckes fiel Herr Gérard ein: „Meine Frau! ach, Herr von Launy, sie ist ganz wild, entfloh, sobald sie Ihre Ankunft hörte, und zog sich zurück, wie man Sie meldete."

Herr von Launy war von so ernsten Gefühlen bewegt, um über diese sogenannte Wildheit lachen zu können, was gewiß in jedem andern Augenblicke geschehen wäre; ruhig erkundigte er sich noch einmal nach ihrem Befinden.

„Ei, sie befindet sich ganz wohl, indessen kommen Sie, in einem Augenblick" —

„Verzeihen Sie, ich entferne mich wieder."

„Nein, nein! Sehen Sie, sie verkündete mir so eben eine Neuigeit, welche ihrer Pathin, der Frau Gräfin Cruset, das größte Vergnügen machen wird. Stellen Sie sich vor, seit der Rückkehr vom Lande ist meine Frau nicht gerade krank, aber traurig, kopfhängerisch, phantastisch, grollend, schnippisch; vor zwei Tagen sage ich ihr endlich, was dieß alles zu bedeuten hat, und im Augenblicke, als Sie eintraten, gab sie mir recht und gestand mir, daß sie guter Hoffnung sey."

„Guter Hoffnung!" rief Anatole, indem ein Schauer über seinen ganzen Körper rann.

„Ja, mein Herr," fuhr Gérard mit der Fröhlichkeit eines künftigen Familienvaters fort, „früher oder später mußte es doch einmal geschehen, und ich staune nur, daß es so lange auf sich warten ließ."

Herr Gérard schlug dem Gaste vor, die Frau von seinem Daseyn benachrichtigen zu lassen, allein wie Launy vermuthet hatte, geschah auch, der Diener kehrte mit der Meldung zurück, daß Madame Gérard sich nicht sehen lassen könne, und er beurlaubte sich nach einem kurzen Verweilen. — Sobald er auf der Straße wieder mit seinen Gedanken allein war, sprach er: „Kein Zweifel mehr, das holde Kind ist mein! ich werde sie wiedersehen, ich muß sie wiedersehen und sie wird nichts verweigern, was ihre und meine Lage aufklären kann."

In den Augen einer wahren Leidenschaft wird Alles ernst, bedeutsam, gewissermaßen feierlich. Die Liebe hat ihre Sorgen, ihre Qualen, ihre Momente der Hingebung, aber sie hat auch ihre eigne Logik: verletzt oder zerstört sie sociale Uebereinkünfte, so thut sie es nur, um dem Drange zu gehorchen, den sie als die erste aller Pflichten betrachtet. Die Thatsache, daß er Cäciliens Anbeter gewesen und ihrer Gegenliebe gewiß seyn konnte, begründete für ihn eine Art von Recht, das seiner Ansicht nach allen andern Rechten vorging. Die von Herrn Gérard ihm mitgetheilte Nachricht erhöhte noch sein Anrecht und seine Gewalt über Cäcilien. Dieser Zustand war ja ohne Zweifel die Folge einer Nacht, deren er sich mit Zittern erinnerte, er glaubte einiges Recht zu haben, selbst von Allem unterrichtet zu werden und alle daraus hervorgehenden Ereignisse zu leiten. Allein was sollte er thun, da sie ihn floh und ihn gar nicht sehen wollte?

(Fortsetzung folgt.)

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

[Le comte de Roman.] Der Herzogin von Abrantes wurde kurz vor ihrem Tode ein arger und boshafter Streich gespielt, der unter den Scandal liebenden Parisern viel Lachen und Spötterei erregte. Der Friseur Roman konnte seine Rechnung der Herzogin nie überreichen, noch weniger aber die Bezahlung derselben erhalten; die Frau Herzogin war nie für ihn zu Hause. Kürzlich war große Soirée bei der=

selben; ein eleganter Cavalier wurde als comte de Roman angemeldet und erhielt die Erlaubniß zu erscheinen. Alles war auf den Fremden gespannt; er trat endlich ein, und sagte: „Madame, je ne me suis pas faussement introduit, car c'est le compte de Roman, que j'ai l'honneur de vous présenter."

Der Helons-Strauß.

Ach! man hat in diesen Tagen wahrlich seine große Noth,
Cholera noch jüngst zu tragen, Revolution und Tod;
Und nun kommt noch gar mit seinem „Leben Jesu" Frevler Strauß:
Mancher kann ja irre werden, glaubt, das Buch gab ich heraus.
Traun! und könnt' aus Conventikeln mich als fromm nicht längst Regierung,
Daß mich's kennt' in Pech verwickeln, fühl' ich wahrlich Furchtverspürung.

F. Niemann.

Literarisches Museum.

Victor Hugo.

(Schluß.)

Daß das Verhältniß des Weibes in der Ehe bis an die Grundwurzeln der Gesellschaft hinabreicht und daß dieses gegen Despotismus des stärkern Mannes zu vertheidigen sey, geben wir zu; daß aber das Verhältniß der öffentlichen Buhlerin, die den einen Mann schwärmerisch liebt und sich dem andern zur gleichen Zeit aus Eigennutz preisgibt, daß eine solche aller Würde entblößte Metze auch dahin gehöre und daß diese gegen die Verachtung zu vertheidigen sey, das werden nur die Emancipisten des Fleisches dem Dichter zugeben, der freilich die Apotheose solcher ehrlosen Metzen, die in allen seinen Dramen wiederkehren, zur Hauptaufgabe seiner Muse gemacht hat. Wenn Hr. Hugo in diesem Vorworte sagt: „Das Drama entzücke Euch, aber immer stecke die Belehrung drinnen; immer müsse man sie darin finden, so oft man solch ein lebendiges, poetisch-hinreißendes, leidenschaftreiches, in Gold, Sammet und Seide prachtvoll gekleidetes Werk anatomisch zerlegen will. Wie die Formen des schönsten Weibes ein Skelett enthalten, muß in dem schönsten Drama eine ernste Grundidee vorhanden seyn," — so finden wir das Schlußbild nicht kühn, sondern sehr hinkend, und rufen in Hinsicht des so ausgesprochenen Grundsatzes den dramatischen Dichtern zu: Stellt uns echte Menschen, gute und schlechte, wie sie in der Wirklichkeit sich finden, in interessanten Strebungen, bei denen ihre ganze Seele thätig ist, dar, und laßt sie für das gelten, was sie sind, ohne daß ihr für die Schlechtigkeit ein Mäntelchen von der Tugend borgt, so — belehrt ihr uns, wie die Dichtkunst uns belehren soll, nämlich durch das Gefühl; hütet Euch aber wohl, die Belehrung etwa in einem sogenannten Resultate für den Verstand ausführen zu wollen, denn das wird Euch nothwendig auf blendende Paradoxen und auf Casuistik hinleiten, die in geradem Widerspruche mit der rechten Poesie stehen; und wenn ihr das Gefühl für das Schlechte, Verwerfliche bestechet, so verdient ihr aus der literarischen Republik verbannt zu werden, denn ihr erzieht nicht, sondern ihr vergiftet das Gefühl, dem die menschliche Würde hauptsächlich anvertraut ist! — Uebrigens ist das dramatische Streben in diesem Drama keineswegs mißlungen, wenn man nur an Unwahrscheinlichkeiten aller Art keinen Anstoß nimmt. Wir halten, der Wirkung nach, dieses Drama für eines der vorzüglichern des Dichters, und daß es an ergreifenden Scenen und schönen Einzelnheiten reich, und in der Charakteristik der beiden Frauen ausgezeichnet ist, so wie daß die Liebe nicht leicht — wenn wir Shakespeare's „Romeo und Julie" ausnehmen — eine beredtere und süßere Sprache geredet hat, kann von dem Talente eines V. Hugo nicht überraschen. — Marion de Lorme. Drama. Deutsch von O. L. B. Wolff. — Der sechste Band enthält Lucretia Borgia. Drama. Uebersetzt von Georg Büchner. — Maria Tudor. Drama. Uebersetzt von Georg Büchner — ist als Uebersetzung und an sich selbst das schlechteste in diesen sechs Bänden. Hier wird in der katholischen Maria von England die königliche Würde noch frecher als im „le Roi s'amuse" mit Füßen getreten, denn Hr. V. Hugo gefällt sich in Gegensätzen. So wie er öffentliche Buhlerinnen apotheosirt, so strebt er die Kronenträger verächtlich darzustellen. — Von Maria Tudor und ihrer verworfenen Liederlichkeit wendet man sich mit Schauder und Ekel ab. — Man sieht dem Schlusse mit Begierde entgegen, und wir werden unser Urtheil vervollständigen.

[Frauenvereine.] Wer sich aus philanthropischen und ähnlichen Rücksichten über den genannten Gegenstand eine genaue und erschöpfende Belehrung erholen will, den muß man auf folgendes Ihro Durchlaucht der regierenden Frau Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen, gebornen Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen gewidmete Buch verweisen:

„Ueber Frauenvereine und andere mit ihnen verwandte Hilfs- und Volksbildungsanstalten, wie sie sind und hier und da verbessert werden möchten, um den Anforderungen der Zeit und des Gemeinwohls zu genügen. Mit einem Anhange tabellarischer Schemas zur Erleichterung der Uebersicht bei der Geschäftsführung. Allen Menschenfreunden und Landesbehörden zur Beherzigung empfohlen von Wilhelmine von Sydow, geborne von Criegern, genannt Isidore Grönau, Verfasserin mehrerer pädagogischen, ökonomischen und belletristischen Schriften. Weimar, Voigt.

Man muß der Verfasserin Kenntniß des Gegenstandes zugestehen, so wie den besten Willen von der Welt, diese Kenntniß an den Mann und in Wirksamkeit zu bringen. Diese Eigenschaften mögen es wohl verzeihlich machen, daß die Verfasserin im Betiteln wie im Abhandeln etwas zu sehr in's Breite geht.

Herausgeber: E. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 102. Dienstag, den 26. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

Sollte er schreiben? Aber bei ihrer gegenwärtigen Lage und Umgebung konnte ein Brief gefährlich werden, während es nicht einmal leicht war, denselben unbemerkt in ihre Hand zu bringen. So kam er auf den Gedanken, die Vermittelung der Frau von Cruset anzusprechen, ihr wollte er Alles bekennen und hoffte, daß sie nach Allem, was geschehen, die Nothwendigkeit einsehen würde, ihm Rath, Freundin und Gehilfin zu seyn. Indessen empörte sich sein Herz bald wieder gegen diesen Verrath, diesen Mißbrauch eines Geheimnisses, wovon die Ehre und das Leben einer Frau abhing. Er sagte sich: „Mein Gott! lassen wir die Zeit schalten, mein Schicksal ist ein sehr gewöhnliches, dieß Alles geschah schon hundert Männern und hundert Frauen, sie sprachen kein Wort darüber und die gesellige Ordnung wurde auch dadurch nicht gestört. Herr Gérard sieht ja die ganze Geschichte so treuherzig und ohne den mindesten Verdacht mit an, Cäcilie kann es nicht besser wünschen. Bah! kein Mensch soll erfahren, daß auf dem Stammbaume des Herrn Gérard ein Schmarotzerpflänzchen gewachsen ist!"

Obgleich Gleichgiltigkeit und Laster auf diese Weise raisonniren, so war doch Herr von Launy weder gleichgiltig, noch lasterhaft. Von Zweifeln und Schmerz über seine Unschlüssigkeit gequält kam er nach Hause und fand ein Schreiben, dessen Aufschrift ihm sehr bekannt war.

Cäcilie schrieb ihm: „Ich glaubte, mein Herr, daß mein Wille Ihnen heilig seyn würde. Ich irrte mich darin, und Ihr Besuch hatte gerade die von mir befürchtete Folge, indem er mit meinem ganzen Unglück Sie bekannt machte. Ich weiß nicht, ob Sie meine Lage ganz begreifen, aber wie dem auch seyn mag, werde ich gewiß alle meine Qualen zu endigen wissen, wenn Sie noch einmal mein Haus besuchen, oder nur die fernste Verbindung mit mir anzuknüpfen trachten."

Anatole dachte sehr ernst über dieses Schreiben nach, er begriff wohl, daß Madame Gérard, jemehr sie ihn liebte, desto peinlicher zwischen ihrer Leidenschaft und ihrer Pflicht herumgeworfen werden müsse; er bebte bei dem Gedanken, wie lebhaft im Anfange einer Schwangerschaft die Phantasie einer Frau sey, wie kühn und entschlossen sie werden könne. Um sie vollkommen zu beruhigen, verbreitete er durch seine Diener in der ganzen Nachbarschaft das Gerücht, daß er bald eine Reise antreten würde. Er reis'te auch wirklich nach Cruset ab, wo er wenigstens Nachrichten von Cäcilie zu erhalten hoffen konnte, bei jedem Schritte an sie und an die süßen Augenblicke mit ihr erinnert wurde und sein Geheimniß treu zu bewahren sich vornahm.

„Willkommen!" rief ihm Herr von Cruset entgegen, „Du fehltest mir und meiner Frau schon lange, indessen muß ich Dir gleich bekennen, daß wir jetzt kein heirathslustiges Mädchen hier haben."

Madame Gérard hatte indessen, freilich zu spät, sehr ernste und schmerzliche Betrachtungen angestellt. In der Stille jener verhängnißreichen Nacht hatte sie sich schlaflos auf dem Lager gewälzt, die große Frage von allen Seiten betrachtet und alle Nothwendigkeiten ihrer Lage in's Auge gefaßt. — Sie hatte ihren Mann verrathen. — Sie hatte sich einem Andern hingegeben. — Sie war guter Hoffnung und überzeugt daß dieser Zustand das unmittelbare Resultat ihres Fehltrittes sey. — Noch mehr: sie liebte den Mann, der sie zur Sünderin gemacht! Allerdings lag über Allem der dichteste Schleier des Geheimnisses, sie hatte keinen Vertrauten und keine Vertraute, kein Zeuge konnte gegen sie auftreten, ihr einziger Mitschuldiger war der Mann, den sie liebte und von dem sie wieder geliebt wurde; seiner war sie ganz sicher, darüber erhob sich in ihrem Innern auch nicht der kleinste Zweifel. Ihr Gemahl lebte in vollkommener Sicherheit: obgleich von Natur mißtrauisch und eifersüchtig, hegte er nicht die mindeste Besorgniß, nicht den leisesten Verdacht; allein dieß betrachtete sie als eine Nebensache und für sie lag Alles in dem furchtbaren Kampfe, der sich zwischen Stolz

und Redlichkeit in ihrem Gewissen entspann. Wollte sie redlich bleiben, so mußte sie Herrn Gérard Alles bekennen und ihn wegen des Kindes unter ihrem Herzen enttäuschen. Dieß wollte und konnte sie nicht thun, sie fühlte in sich die Stärke, an ihrer Liebe und an ihrem Schmerze zu sterben, aber nicht die Kraft, ihr Geheimniß zu verrathen und ihrem Manne gegenüber zu erröthen. Mit mächtiger Anstrengung ließ sie auf den Kampf mit dem Gewissen sich ein und war entschlossen, den Sieg um jeden Preis zu erringen. — Dabei fehlte es jedoch nicht an Augenblicken, wo sie sich selbst entschuldigte, ihren Fehltritt beschönigte und glaubte, daß ernstliche Reue Alles wieder gut machen könne. Schuldig war sie, daran konnte sie nicht zweifeln; allein hatte nicht eine Verkettung von Umständen ganz ohne, ja sogar gegen ihren Willen sie umschlungen und hingerissen? War sie nicht gleichsam in eine künstlich gelegte Schlinge gefallen? Frau von Cruset hatte sie gequält, ihren Namen und Stand zu verheimlichen, im Erguß der treuesten Zuneigung sie verlockt und verführt, völlig uneigennützig den unglückseligen Augenblick gleichsam erzwungen, der sie zu Grunde gerichtet; der Zufall, der blinde Zufall hatte Alles so eingeleitet und Umstände, welchen die Leidenschaft, menschlich betrachtet, nicht widerstehen konnte, hatten das Unglück vollendet. So vereinigte sich Alles zu ihrer Entschuldigung, aber welcher Ehemann wird sich zu der Einsicht einer solchen Art von Nothwendigkeit des Falles erheben können? Welcher an seiner Ehre verletzte Mann wird dergleichen Entschuldigungen zulassen? Nichts blieb ihr übrig, als die Zerreißung eines sündhaften Bandes, die Vermeidung des Gegenstandes ihrer augenblicklichen Verirrung, das Begräbniß eines Gefühls im Innersten ihres Herzens, weil dasselbe zu vertilgen ihr unmöglich war.

Madame Gérard gehört zu der großen Zahl von Frauen, die eher unser Mitleid, als unsern Tadel verdienen, die geschaffen für moralische Kraft, Tugend und Widerstand gegen die Leidenschaften nach dem ersten Fehltritte, der Folge einer augenblicklichen Schwäche, unfehlbar gleichsam sich selbst tödten, weil sie zum zweiten Male nicht fallen wollen und ihren ersten Fehltritt das ganze Leben hindurch beweinen. Andere Frauen, die einmal an den glatten Abhang der Sünde gekommen, lassen sich wohlig und leicht vollends hinabgleiten. Für Cäcilie war dieß so leicht, sie war ja reich und freie Gebieterin über ihr Vermögen! Herr von Launy war es auch und liebte sie gewiß! Auch ein neues und verworrenes Gefühl hielt sie zurück: sie sollte bald Mutter werden und liebte jetzt schon ihr Kind. Ohne Zweifel verfügte sie verführerisch über das Besitzthum des Herrn Gérard, aber Gott wußte ja, daß sie dieß nicht aus Habsucht that und dabei keinen andern Wunsch hegte, als ihrem Sohne nicht die Schande einer unehelichen Geburt zu hinterlassen! Uebrigens entschuldigte sie ihr Schweigen gar oft auch mit dem Gedanken, daß die Gesetze unbarmherzig sind, nur an sich selbst, niemals an andere zu glauben. Sie sagte sich: „Ich befinde mich unter dem Dache des Herrn Gérard und das Gesetz läßt mein Verbrechen nicht zu, wollte auch selbst Herr Gérard sich verleugnen, so muß er doch gegen seinen und meinen Willen mein Gemahl und der Vater meines Kindes seyn."

Eine so heftige Leidenschaft zu bewältigen und eine so grausame Lage auszuhalten, waren mehr Kräfte erforderlich, als Cäcilie besaß. Hatte sie auch für ihr künftiges Benehmen unwiderrufliche Beschlüsse gefaßt, so konnte sie darum doch ihren Fehltritt nicht ungeschehen machen, den Kampf in ihrem Innern nicht beschwichtigen. Sie fühlte, wie mehr und mehr die Seele von dem Körper sich trennte und bald ihn ganz zu verlassen drohte; sie begriff, daß die Lage ihrem Manne gegenüber zu peinlich sey, um lange dauern zu können und daß es ihr unmöglich werden würde, inmitten dieser unabwendbaren Nothwendigkeit von Lügen und Täuschung lange zu bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher, welche neuerlich in Preußen verboten oder ausdrücklich erlaubt worden sind.

1) Kritische Bemerkungen über die Cöllner Sache, von Peter Einsiedler, in Commission der Stahl'schen Buchhandlung in Würzburg, eine Schmähschrift, welche in der gehässigsten Richtung gegen das Preuß. Gouvernement verfaßt ist und selbst die verwerflichsten Verunglimpfungen Sr. Majestät enthält, ist verboten.

2) Der Debit der Schrift von Heinr. Laube:

Neue Reisenovellen. 2 Thle. Mannheim, Heinrich Hoff, ist nachgegeben worden.

3) „Bei Nacht und Nebel," Roman von Friedrich Clemens, Güstrow bei Opitz 1837, wegen unsittlicher Tendenz verboten.

4) Die Flugschrift: Affaires de Cologne, suivies de 27 pièces justificatives, Universitäts-Buchdruckerei, wegen ihrer der diesseitigen Regierung höchst feindseligen Tendenz, als auch, weil bei Uebertragung der beigefügten Urkunden in das Französische viele Stellen (wohl absichtlich) verfälscht und verdreht, auch einige der Beilagen durchaus unächt sind, verboten.

5) Erlaubt:

1) Charaktere und Situationen ꝛc. von Theodor Mundt. Wismar, H. Schmidt und v. Cossel.
2) Der Delphin, 1838. Von Theodor Mundt. Altona, Hammerich.

6) Le livre du peuple par G. Lamennais. Bruxelles, société belge de librairie, Haumann, Cattoir et C. 1838. verboten wegen ihres aufregenden Inhalts und des überhaupt darin herrschenden schlechten Geistes.

7) Die Geheimnisse des Spielberges, Denkwürdigkeiten eines österr. Staatsgefangenen, sein Proceß vor der österr. Untersuchungs-Commission wegen geheimer Verbindungen in Mailand und seine Schicksale auf dem Spielberge in Gemeinschaft mit dem Grafen Gonfalonieri; im Verlage von P. Reclam in Leipzig, werden verboten.

8) Erlaubt:

1) Seraphine, Roman von Karl Gutzkow, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1837.

2) Das Buch der Lieder von H. Heine. Zweite Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe 1837. Paris chez Eugene Benduel rue Christine No. 3.

9) Verboten: Ein Zeugenverhör im Criminal-Processe gegen die Prediger Ebel und Dieſtel, von Letzterem, bei Vogel in Leipzig, weil dieſe Schrift, welche eine Entgegnung auf die gegen die gedachten Prediger in öffentlichen Blättern des Auslandes gerichteten Verunglimpfungen enthält, theilweiſe nicht blos über die Grenzen der erſten Erwiderung und des Anſtandes hinausgeht, ſondern auch an einzelnen Stellen ſich über einige kirchliche Dogmen, die von den Gegnern des Verfaſſers hervorgehoben worden ſind, in einem herabwürdigenden Tone äußert, und in der Art des Ausdrucks, welcher ſich der Verfaſſer über eine kosmogoniſche Frage bedient, das fromme Gefühl verletzt und als blasphemiſch betrachtet werden kann, und weil endlich auch perſönliche Verhältniſſe hineingezogen ſind.

9) Der Debit des erſten Bandes der Schrift des Dr. Th. Mundt: Spaziergänge und Weltfahrten. Altona, Hammerich 1838, iſt nachgegeben.

10) Auf Veranlaſſung einer zur Cenſur vorgelegten für die Druckerlaubniß nicht geeigneten Ankündigung der Schrift: Die factiſche Abdankung und Vermögens-Confiscation des vormaligen Ober-Juſtiz-Raths Ahlwardt. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der Miniſter v. Altenſteiniſchen Verwaltung, die Univerſität Greifswald betreffend, mit einer Dedication an den Erzbiſchof von Cölln am Rhein, Freiherrn v. Droſte zu Viſchering. 1ſte Abtheilung. Hiſtoriſcher Theil, hat das Königl. Miniſterium des Innern und der Policei mittels Erlaſſes vom 27. April d. J. das Verbot dieſer, ſchon in dem Titel ihren gehäſſigen Geiſt kund gebenden Schrift angeordnet.

11) Das Königl. Miniſterium des Innern und der Policei haben über die denſelben vorgelegte Handſchrift, betitelt: „Zur Charakteriſtik Friedrich des Großen. Aus deſſen eigenhändiger Correſpondance mit ſeinem geheimen Kämmerer Fredersdorf; gezogen ꝛc. von H. E. Schmook, ehemaligem Secretair und Ober-Inſpector zu Burg Schlitz. Potsdam 1838 im eigenen Verlage", unter dem 24. April d. J. dahin entſchieden, daß dieſer Schrift, da ſie außer einer Einleitung diejenigen Briefe des Königs Friedrichs des Großen an den Geheimen Kämmerer Fredersdorf enthält, welche laut Erlaß des Königl. Miniſteriums des Innern und der Policei vom 23. October 1833 weder in Berlin zum Drucke, noch nachdem ſie in Leipzig herausgegeben waren, zum Verkaufe innerhalb der Königl. Preußiſchen Staaten zugelaſſen worden ſind, die Erlaubniß zum Drucke, eventuell zum Verkaufe, um ſo weniger ertheilt werden dürfe, als ſich in derſelben noch Einiges befindet, was wahrſcheinlich ſeiner offenbaren Anſtößigkeit wegen, in jener Sammlung weggelaſſen worden iſt.

12) Erlaß vom 10. Mai: Komiſche Scenen aus dem Leben eines Bonvivants. A. d. Franzöſiſchen des Paul de Kock. Leipzig 1838, in Ernſt Kleins lit. Comptoir, verboten.

13) Von dem Verfaſſer, der im Jahre 1836 unter dem Titel: „Anſichten aus der Cavalier-Perſpective im J. 1835," zu Leipzig erſchienenen Schrift iſt gegenwärtig unter dem Titel: „der Cavalier auf Reiſen im J. 1837" eine ähnliche Schrift bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben worden. Das Königl. Miniſterium des Innern und der Policei hat mittels Erlaſſes am 7. d. Monats das Verbot dieſer Schrift aus denſelben Gründen angeordnet, aus welchen die erſtgedachte Schrift durch die Miniſterial-Verfügung vom 29. Auguſt 1836 mit dem Verbote belegt iſt.

14) Am 7. Mai verboten:

1) Derniers intrigues de la Russie en Valachie et en Moldavie. Paris 1838.

2) Quelques mots sur l'occupation de Cracovie en 1836 par Theophile Januszewiez, président de la commission palatinale du palatinat de Sendomir durant la révolution de Pologne, Strasbourg, Paris 1838,

wegen ihrer politiſch-aufregenden Tendenz und höchſt unziemlichen Sprache.

Aehren auf dem Felde der Heiterkeit und des Witzes.

In Paris kommt eine Ueberſetzung der „Romane Schillers" heraus. Schiller hat aber, außer dem unvollendeten Geiſterſeher, keine Romane geſchrieben.

In einem nahe bei Frankfurt a. M. gelegenen Städtchen lieſ't man auf einem Schilde: „Collecteur und Spiegelhandlung N. N."

Literariſches Muſeum.

Einige Gedanken bei der von mir deutſch bearbeiteten moraliſchen Geſundheitslehre, oder Anwendung der Phyſiologie auf Moral und Erziehung, vom Profeſſor Dr. Caſimir Brouſſais in Paris, welche nächſtens bei G. C. E. Meyer sen. in Braunſchweig erſcheinen wird. Von S. Frankenberg.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret,
Et mala perrumpet furtim fastidia victrix.
Horat.

Unſere Zeit hatte ſo vielen Anlaß, ſo viele Hebel, ſo gewaltige Kräfte und einen ſo weiten, zu den kühnſten, gewagteſten Hoffnungen berechtigenden Umfang reformirend aufzutreten, daß es ohne Staunen und ohne Ueberraſchung beachtet werden muß, wie man nicht bei dem Worte ſtehen geblieben, wie man die That herbeigerufen und ſie allenthalben zum Geſetz erhoben hat: die That, die Axe des Weltendaſeyns, die Jahr-

tausende hindurch polemischen Nichtssagereien untergeordnet gewesen, sie durchdrang und durchdringt mit ihrer gewaltigen Kraft und in ihren mathematisch sicheren Umrissen alle Wissenschaften, alle Künste, alle echten Verstandsgebilde der menschlichen Geistesgrößen! Und wenn auch der siegende Banner derselben zuweilen auf zu hohen Zinnen sich entfaltet, und wenn er auch zuweilen in zu tief einschneidender, verneinender und geisselnder Weise von da herabgewehet, so war es nur in dem Stadium seines ersten Freudentaumels, sich wieder verehrt zu sehen, so waren es die bräutlichen Gefühle, die er empfand, wiederum vermählt zu werden mit allem, was es Großes, Hehres und im Menschen Göttliches gibt. Bald wird wieder der unbegrenzte Strom der That sich ebben und wohlgeregelt dahinwogen, und bald wird sie überall, wo sie's noch nicht geworden, der Nerv der Weltordnung seyn. Ja, das neunzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter der That!

Die Mutter der That ist die von Gott erschaffene Natur, ja noch mehr, die Natur selbst ist die That, das ganze Weltall die Einheit von unendlich vielen addirten Thatsachen! Was bedarf es mehr, um hierin Ausgangs- und Endpunkt Alles dessen, was nur der menschliche Geist gestalten und abstrahiren mag, zu finden? Kann er sich dieser Basis entziehen? Und wenn er es gethan, wird er verstanden und mit ihm übereingestimmt werden? Kann er denn das Unnatürliche, d. i. die Nicht-Thatsache, zu einer neuen, bezweckenden Gestaltung assimiliren? Kann sie Bestand, kann sie entsprechende Folgen haben, und wird sie markig, keimbegünstigend einschneiden in den Grund und Boden des Lebens? Nein, wer ohne diese Waffe heraustritt auf den Kampfplatz des Lebens wie der Wissenschaft, ist waffenlos und hätte er ganze Rüstkammern voll neugebackner Sophismen und origineller Begriffe, lebt er doch nur ein Traum-, ein Scheinleben!

Und wenn sich die That also auf Alles im Weltengebiete erstreckt, wenn sie die Quelle aller fortschreitenden Wesen seyn soll, sich mit dem Individuum und mit der Ganzheit verbindet, Individuum und Ganzheit ist: so wird sie auch den Menschen, die Krone des Geschaffenen, mithin die beachtungswertheste That umfassen und durchwogen. Wie lange ist dies verkannt worden, wie viele Jahrhunderte sind über diese einfache Wahrheit dahingestreift, wie viele nutzlose, forcirte Ideen ohne Halt und Gewicht haben umhüllt und verdunkelt den blitzenden Kern der echten Menschlichkeit und die einzige lautere Quelle ihrer zu bildenden Normalgesetze!

Und wiederum, wenn man mit der Fackel der Thatsache den Menschen beleuchten will, wird man nicht von seinem Ursprunge an beginnen müssen? Und wenn man Ursprung, Medium und Ende mit dieser klarmachenden Leuchte beschaut, wird man nur Körperliches beachten können? Wird man nicht als Lebensfluidum, als Progressionshebel, als Grenz- und Hemmungslinie menschlicher Macht das Geistige antreffen? Wird man nicht beides nur als Eins mathematisch-streng proklamiren und nur Halbheiten, wenn sie getrennt, Unvollendetem, Unabgerundetem und Eckigem begegnen, wenn sie sich innig verbunden und leere Zwischenräume gelassen haben?... So muß sich denn aus den Thatsachenbetrachtungen des Menschen die volle klare Erkenntniß seiner selbst folgern und aus ihr nur kann im Sinne unserer Zeit und der Wahrheit seine physische und psychische Fortbildung auf Grundprincipien und unwandelbaren Gesetzen, die eben jenen erkannten Thatsachen abgewonnen worden, basirt sind, entspringen. Dieser Gedanke und seine weiteren wohlthätigen Folgerungsvehikel sind Kinder des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Erkenntniß der That, vorzüglich in menschlichem Bezuge, ist freilich eine Schwierigkeit, mit deren Ringen sich mancher Geist aufgelöst und verwirrt hat, doch, wohl uns, es sind glücklicher Weise schon so viele massenhafte Dämme durchbrochen worden und so viele menschliche Erkennungswissenschaften zur Begründung und Erleichterung dieses gewichtigen Gegenstandes herangezogen und geschaffen worden, daß sich ganze lichte Ebenen über ihn ausbreiten und die Haupt-, ja auch einige Nebenzüge gewahren lassen. Seht doch nur den Gipfel der Naturwissenschaften, von dem sie uns so rein und einfach in ihren Grundtendenzen herableuchten; seht doch, wie sie nur in Experimenten leben, also nur durch die That lehren und dann gedenket der Hypothesensucht der vorigen Jahrhunderte, des Phlogistons in der Chemie, der leeren aristotelisch-scholastischen Grillen, die man in der Naturlehre befolgte und das Gewebe des Empirismus, der Speculationen und Subtilitäten der Vorzeit. Unser Jahrhundert sammelte endlich die Goldkörner — denn auch solche fanden sich vor — unter dem Wuste heraus, verglich sie mit der Thatsache und der Erfahrung und abstrahirte aus allen diesen ein sehr heilsames, tiefeingehendes, aber auch gewaltig reformirendes Gesetz: die Geschichte eines Körpers muß stets seiner Analyse vorangehen. Und in diesem Sinne handelte man. Daher die ungeheuere Anzahl von Thatsachen, die man schon aufgespeichert hat und den geregelten Gesetz bindenden und schaffenden Einfluß, den sie täglich erzeugen. — —

Die Anfänge des Menschen, die allmählige Crystallanschießung und Ansetzung geistiger Theile an die ganz verhältnißmäßige Mitausdehnung und Fortbildung des Körpers im Normalzustande, die Pulsschläge des kreisenden Geistes- wie Thierlebens zu belauschen, zu notiren und durch die vergleichende Abstraction entsprechend zu leiten, ist schlechterdings ein Vorwurf der Thatsache und ihre Aufgabe, sich diesem als Basis unterzustellen. Wie leicht erachtet werden kann, ist auch dieser Anforderung in unserer Jetztzeit entsprochen worden. Aus dem Aneinanderreihen anatomischer und physiologischer Thatsachen hat man Directionslinien construirt, die die frei emporkeimenden Anfänge des Menschen umziehen, und gleichsam die sicheren, entsprechenden Wege zu seiner Fortwandlung bilden sollen und müssen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: C. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoir in Grimma.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 103. Mittwoch, den 27. Juni 1838.

Unterhaltungsblatt.

Im Thüringerwalde.

I.

Ihr Berge, in der Sonne Glanz gebadet,
Der wie ein goldner Heerschild auf Euch ruht,
Ihr Thäler, Gründe, die der Bäche Fluth
Durchblickt, umfunkelt, mannichfach durchpfadet. —

Wie fühl' ich mich bei Euch so hoch begnadet!
Wie kreis't in raschern Wallungen mein Blut,
Schlürf' ich der innern Sehnsucht höchstes Gut,
Waldeinsamkeit, vom Weltsturm unbeschadet!

Da drängt das Wort sich mächtig auf die Lippen,
Was ist wohl Menschenschöpfung — Menschengröße,
Hält man die göttliche Idee dagegen?

„Schaut man die Bergwelt — wie Titantrippen
Emporgeweckt in ihrer Schauerblöße —
Ein Wurmgeschlecht an ihrer Brust zu hegen!"

Krug von Nidda.

Fata Morgana

von

And. Schuhmacher.

Es gibt ein altes Mährchen von einer unterirdischen Sonne, die mit ihren dunkelblitzenden Rubinenstrahlen im Mittelpunkte der Erde schwebend, und von geheimnißvollem Feuer glühend, ihre belebende Wärme durch alle Adern und Gänge der innern tellurischen Werkstätte mit solcher Macht ausströmt, daß die gährenden Stoffe bald in leuchtenden Krystallen anschießen, bald als belebte Wesen in Gestalt von Feuermolchen und Salamandern ihre Wanderung durch die ewige Nacht antreten, bald als junge Quellen hervorspringen zwischen dunklem Gestein, bald in blanke Metalle ausgeprägt, sich zum Palaste der Gnomen wölben. Diese Sonne behauptet die alte Sage, kocht auch den Saft der Wurzelfasern von tausend Gewächsen, welche die Oberfläche der Erde als einen lachenden Lebensgarten umgrünen. Diese Sonne erwärmt die Thiere, wenn sie in ihren Winterhöhlen schlafen, und das Blut im Herzen der Menschen, das als das große, geheimnißvolle Band der Verwandtschaft sich durch all die tausend Völker und Stämme schlingt, die auf Inseln und dem festen Lande wohnen.

Dieser Sonne ähnlich ist die Poesie. Der Heerd, auf dem ihr heiliges Feuer brennt, entsendet seine Strahlen, seine belebende Wärme, entsendet sie nach allen Richtungen der Welt, entsendet sie Steinen und Pflanzen, rieselnden Quellen und wunderlichen Gebilden im Schooße der Erde, entsendet sie allen Menschen, wo sie auch wohnen, auf freien Bergen oder in schaurigen Kerkern, in Palästen oder einsamer Wildniß. Wandre nach Osten und du findest sie an der Wiege der Völker, ziehe nach Westen, du wirst sie auf dem stolzen Schiffe schauen, das mit seinen Millionen dem Hafen der dunklen Bestimmung entgegen steuert. Jene wilden Stämme, über denen die Sterne der Nacht ziehen, während auf uns die Hitze des Mittags lastet, die Anwohner der Pole und des Aequators kennen sie. In Wahrheit, ihr Feuer scheint im Herzen der Erde, tief im Mittelpunkte unserer gemeinsamen Heimath zu lodern, und gleich jener mystischen Sonne der Fabel, alle Wesen, alle Formen zu durchdringen. Wer hätte je von jenen Mährchen und Wundern vernommen, welche ferne Völker von den Zeiten ihrer Kindheit erzählen, ohne daß es ihn angewandelt wie ein Hauch heimischen Frühlings, ohne daß Erinnerungen aus den Schleiern hervorgetreten wären, die seine ersten, zwischen bunten Spielen und Träumen verbrachten Lebensscenen umdämmern? Oft ist mir gewesen, als ob ein vergessenes Wiegenlied aus dunkler Ferne heraufzöge und mich mit seinen süßen Klängen unter heißen Freuden- und Wehmuthsthränen überwältigte. Ja, es ziehen fern durch die Welt die Peri's des Morgenlandes, sie steigen mit der duftigen Rosenwolke des scheidenden Tages im Abendlande nie-

der und singen ihren Gesang vor der einsamen Waldhütte des Köhlers, die alten Oasen des Nordens kommen mit der Dämmerung herab zu den Kindern ihrer Enkel, die Elfen, die Gnomen, die Sylphen und Dryaden schlingen den Reigen über Haide und Wald.

Oder wer sonst rühme sich der Mühe, unglaubliche Wunder jener phantastischen Historien und rührenden Geschichten Jahrtausende lang in dieser klugen, auf Nutzanwendung so bedachten preßhaften, pädagogischen, staatskunstfertigen Welt zu erhalten, die auf dem finsteren Haideland der Menschengeschichte, zwischen Schlachtfeldern, Pyramiden und Erdbrüchen, wie einsam sinnende Blumen blühn? Ach vielleicht ist es die Poesie selber, die über die Leiden der Menschheit weint, und auf ihren einsamen Wanderungen, durch die Steppen des Lebens, ihren Blumenkranz entblättert! — Und wir, die wir die Blumen finden, wähnen, die Erde habe sie hervorgebracht.

Es ist allerdings geschehen, daß die Geschichte verschiedener Völker an gleiche Namen, gleiche Bedeutung geknüpft, oder vielmehr daß Nationalstolz Thaten gegen Thaten, einen großen Namen dem andern gegenübersetzte, wie dieß offenbar mit dem Cid der Spanier (el Campeador) und dem Cid des Ostens (al Battal) der Fall war. Wir sehen aber anderseits Thaten von der Geschichte einem Volke zugeschrieben, welche seine Stammverwandten, durch eine Reihe von Jahrhunderten hinab, der ganzen Ausdehnung ihrer Ansiedlung nach sich zuschreiben, so daß wir im Stande sind, dem Gange der Erzählung durch ein halbes Jahrtausend zu folgen. In diesem Falle befindet sich die Schweizergeschichte mit ihrem Tell, der ursprünglich in Island zu suchen, später auf die Gothen in Scandinavien, auf Alt-England und zuletzt erst auf die Schweiz überging. — Anklänge zu griechischen Sagen in Deutschland waren schon der Aufmerksamkeit der Römer nicht entgangen. Was uns die Sage von Manuel Ponce de Leon berichtet, wird uns getreulich von dem deutschen Rheingrafen Kuno dem Kurzbold von Lohenstein wiedererzählt. Die Erzählung, welche Lafontaine's Matrone von Epheſe zu Grunde liegt, findet sich im himmlischen Reiche wieder. Bei der Erzählung von der Gräfin Ida von Toggenburg, wird man unwillkürlich an die Legende der Pfalzgräfin Genovefa von Brabant erinnert. Die Sage von der Schlichtung eines alten Grenzstreites zwischen Uri und Glarus wird uns schon von den Karthaginensern und Kretensern erzählt; und welche ungeheure Ausdehnung die Fabel von dem Kampfe des Drachen habe, lehrt uns Eusebe Salverte in der Revue Encyclopédique. Wem ist es unbekannt, daß der Stoff der Lonore Bürgers in den Volksliedern aller deutschen Völkerschaften heimisch geworden? — Finden wir nicht die meisten unserer Volksmährchen bei den Serben wieder? und die Sage von der weißen Frau, hat sie sich nicht über ganz Deutschland, Böhmen, England, Frankreich, Spanien und den hohen Norden, so weit nur Sprache und Sitten deutscher Stammgenossen drangen, ausgebreitet, gleichsam als ob diese Sage mit der Denkart und Sitte der Völker sich wiederholen müßte.

Bei dieser augenscheinlichen Verwandtschaft der Sage unter den Völkern, welcher die Dichter unserer Vorzeit, und die Empfänglichkeit des kindlichen Sinnes den wesentlichsten Vorschub leisten, darf es nicht befremden, eines unser bekanntesten Volksmährchen, freilich unter einer völlig andern Modalität, beinahe tausend Jahre alt, in den Volksliedern des Nordens wieder zu finden. Bedenkt man aber die ungeheure Kluft der Jahrhunderte, der Begebenheiten und des Sprachunterschiedes, die zwischen diesen beiden Aeußersten liegen, so hat es vielleicht einiges Interesse, einen Fall dieser Art näher ins Auge zu fassen. Wenigstens verdient es nach meiner Meinung einige Beachtung, daß es eben der kindliche Sinn des Volkes ist, der die Perle der Poesie beinahe durch ein Jahrtausend in rauher Muschel aufzubewahren vermochte.

II.

Die Schwiegermutter.

Oestereichische Volkslegende.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Graf, der große Gewalt hatte über Land und Leute, in einem überaus großen und prächtigen Schlosse. Er hatte sich seit Kurzem vermählt, und da seine Gemahlin über alle Vorstellung schön war, so fehlte ihm nunmehr nichts als ein Erbe seiner Reichthümer und seines Glücks.

Wie groß war daher seine Freude, als seine Gattin ihm eines Morgens, unter heißen Thränen, das Glück entdeckte, daß dieser liebste seiner Wünsche in Erfüllung gehe. Auch des Grafen Mutter schien nicht wenig vergnügt über die Nachricht, die ihr der Sohn sogleich mittheilte. Im geheimen Grunde ihres Herzens aber nährte die Schwiegermutter schweren Groll gegen die junge Gräfin, weil ihre Schönheit wie die aufgehende Sonne war, der sich alle Herzen zuwenden. Sie hegte aber ein böses und heimtückisches Gemüth, das sich von seinem Hasse nichts anmerken ließ, und im Stillen auf eine Gelegenheit lauerte, sich an der schuldlosen Gräfin zu rächen. Und diese Gelegenheit kam alsbald.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Scherz und seine Folgen.

(Fortsetzung.)

Sie machte den Versuch, ihre frühere Lebensweise wieder zu beginnen. Aber alles war verändert, die Möbel, das Haus, das eheliche Lager, der Mann selbst. Nahte ihr Herr Gérard so zitterte sie; kam ihre Mutter zu einem Besuche, so wuchs mit jedem Augenblicke ihre Angst, sie erbleichte bei jedem Worte, erschrack bei jeder Miene, erbebte bei jedem Blicke. Lebendiger wurde die Besorgniß we-

gen ihrer täglich sich mindernden Gesundheit, ihre häufig wiederkehrenden Nervenanfälle erregten Angst und Verwirrung im ganzen Hause. Nur Herr Gérard blieb sich gleich, er tröstete Jedermann und schob lächelnd alle Uebel auf Cäciliens Zustand: oft erzählte er sogar mit stolzer Geschwätzigkeit, daß noch weit bedenklichere Folgen bei manchen jungen Frauen zum Vorschein kämen, einige Weibchen seiner Bekanntschaft sogar deren Opfer geworden seyen; er verbreitete sich sehr altklug über die Angst und die Schmerzen der Frauen im entscheidenden Augenblicke, äußerte sich über die ganze Zukunft wie über eine ihm zukommende und von seinem Willen allein abhängige Sache, er ordnete und bemaß alles Monat für Monat, Tag für Tag, Stunde für Stunde; in dieser Zeit sollte seine Frau von leichtem Erbrechen, in einer andern von Schmerzen in der Weiche, von leichten Entzündungen an den Beinen, von einem Ekel befallen werden, dann sollte plötzlich die Blässe verschwinden, der Appetit wiederkehren und die Natur zu einer schnellen und glücklichen Entbindung alle ihre Kräfte sammeln. Er prophezeite das Geschlecht des Kindes, wählte schon einen Namen für dasselbe, ließ seine Frau einen solchen wählen, wollte, daß sie selbst es stillen sollte und nahm sich vor, den kleinen Engel keinen Moment aus den Augen zu lassen. Man kann sich leicht vorstellen, was Cäcilie dabei leiden mußte und ihr grausames Geheimniß drohte jeden Augenblick ihren Lippen zu entwischen: oft murmelte sie es vor sich hin, dann wurden ihre Blicke so starr, verwirrt und Unheil verkündend, daß alle Umstehenden davor erschraken.

Zuweilen sagte ihre Mutter: liebes Kind, Du mußt Dich erfreuen, die ersten Monate der Schwangerschaft sind immer schmerzlich, peinvoll, gefährlich, man muß sie an gesunden, stillen Orten verleben, wo ein plötzliches Ereigniß hereinbrechen und alle Zustände schnell verändern kann, am beßten ist es wohl, wenn Du auf das Land gehest."

Dann rief immer Herr Gérard: „ja mein Engel, auf das Land, Du mußt hinaus, z. B. zu Frau von Cruset, sie liebt Dich so zärtlich und ich bin vollkommen ruhig, weiß ich Dich bei ihr."

Diese Vaterfreuden ihres Mannes, diese Sorgfalt für ein Ereigniß, welches sie unglücklich machte, erweckten in Cäcilien mehr und mehr eine finstere Verzweiflung und machten ihr den Zustand begreiflich, wie der Wahnsinn allmälig sich einer Person bemächtigen könne. In der völligen Erschöpfung und dem grimmigen Ekel vor dieser nie rastenden Sorge fand sie endlich die Kraft zu einem bestimmten Willen: sie schloß sich in ihr Zimmer ein und ließ keinen Menschen zu, selbst Herrn Gérard und ihrer Mutter blieb die Thür verschlossen. Wie schmerzlich auch die alte Frau diesen Eigensinn der Tochter empfand, wie ungern sie die Besuche bei ihrem Kinde entbehrte, so schrieb sie doch diesen Eigensinn entschuldigend, auf die Rechnung der gewöhnlichen Launen schwangerer Frauen. Herr Gérard schrie, pochte an die Thür, suchte durch List sich einzuschleichen, jedoch alles umsonst, die Thüre blieb unbarmherzig verschlossen, jeder gewaltsame Versuch erregte bei der Kranken die heftigsten Nervenanfälle und sie weigerte sich sogar einen Arzt einzulassen.

Nun suchte Herr Gérard seine letzte Zuflucht bei Frau von Cruset. Er fand in ihrem Schlosse den Herrn von Gèvres, der unaufhörlich von jener Mademoiselle Durosel plauderte und betheuerte, daß er sie geheirathet haben würde, wenn sie nicht bereits vermählt gewesen wäre. Auch Herr von Launy war dort und schien an einer Art von Abzehrung zu leiden, er schlich wie ein Gespenst herum und selbst die früher leidenschaftlich geliebte Jagd hatte für ihn allen Reiz verloren.

Frau von Cruset sagte zu Herrn Gérard: „auch mit Ihnen wird er nicht sprechen, auch Sie wird er fliehen, wie er uns flieht, ganze Tage irrt er in den Wäldern umher und jede Nacht macht er um das Bassin im Garten hundert Mal die Ronde, besteigt dann den kleinen Nachen, rudert zur Rechten, zur Linken, fährt hinüber und herüber, stürzt sich dann plötzlich in's Wasser und kommt pudelnaß wieder ans Ufer. Ich hatte den schnurrigen Einfall, Ihre Cäcilie hier unter dem Namen einer Mademoiselle Durosel vorzustellen und Herr von Gèvres, gegen den eigentlich der ganze Scherz ersonnen war, verliebte sich sterblich. Auch Herr von Launy schenkte Ihrer lieben Frau die größte Aufmerksamkeit und Ihre plötzliche Ankunft scheint diesen beiden Herren ein Dorn im Auge zu seyn. Seit einiger Zeit besorgten wir ernstlich, daß auch Anatole für Cäcilie wahre Liebe fühle, allein wir haben uns jetzt vom Gegentheil überzeugt, weil er niemals von ihr redet und ihren Namen nicht einmal ausspricht. Der Arme leidet wohl an irgend einer Krankheit, welche seinen Geist zur Melancholie herabstimmt, sein Großvater starb an einem Brustübel, mein Mann befürchtet, daß Aehnliches auch ihn bedrohe und hat mir daher den Vorschlag gemacht, zu einer Reise nach Italien ihn mitzunehmen."

„Mein Gott," antwortete naiv Herr Gérard, er kam ein einziges Mal zu uns, wie es die Höflichkeit erforderte, hat meine Frau gar nicht gesehen und seitdem hörten wir gar nichts mehr von ihm. Erregt sein Zustand Ihnen Besorgnisse, so muß das Befinden meiner Frau Sie mit Schrecken erfüllen. Denken Sie nur, seit geraumer Zeit habe ich sie mit keinem Auge mehr gesehen, sie verschließt sich vor mir, für ihre Mutter, für die ganze Welt und sie ist in guter Hoffnung, Sie wissen es doch, daß sie in guter Hoffnung ist? O mein Gott, das alles kam beinahe unmittelbar nach der Rückkehr aus Ihrem Schlosse, ich wünschte, daß sie die ersten Monate ihrer Schwangerschaft wieder hier zubrächte, aber sie will davon nichts hören und ich finde gar keine Möglichkeit mehr, mit ihr zu sprechen. Daher nehme ich mir die Freiheit, Sie inständigst zu bitten, daß Sie einmal nach Paris herüber kommen, Ihnen als ihrer Pathe wird sie vielleicht die Thüre öffnen. — Frau von Cruset versprach nach Paris zu kommen und hoffte, daß alle für einen Gemahl und für eine Mutter unübersteigli-

chen Schranken vor ihr sich niederlassen würden. Sie trat wirklich die kleine Reise getrost an.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik von Sachsen.

Friedrich der Streitbare.

Das Leben dieses äußerst merkwürdigen Fürsten ist von mehreren ältern Schriftstellern bald in größeren, bald in kleineren Werken beschrieben, aber theils unvollständig, theils in widersprechenden Erzählungen vorgetragen worden. Das Werk, welches Johann Gottlob Horn, im Jahre 1733, zu Leipzig in einem großen Quartbande unter dem Titel: Lebens- und Heldengeschichte des glorwürdigsten Fürsten und Herrn, Friedrich des Streitbaren, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meissen, geliefert, ist ohnstreitig das beste, zwar ist es überaus weitschweifig und trocken, aber wegen der genauen Untersuchungen, die er angestellt, am meisten aber wegen seiner Sammlung von mehr als dreihundert Urkunden dieses Fürstens, höchst interessant. Das Wichtigste in diesem Werke will ich in gedrängter Kürze referiren. Friedrich, ein Abkömmling der Grafen v. Wettin, welche schon im 11. Jahrhunderte die Markgrafschaft Meissen, d. h., ursprünglich den Auftrag, dieses Gebiet gegen die heidnischen Sorben zu schützen, vom Kaiser erlangt, zweihundert Jahre darauf mit dieser erblich gewordenen und überaus vermehrten Besitzung die Landgrafschaft Thüringen vereinigt hatten, nach und nach aber durch ihren Reichthum, ihre Verbindungen mit den vornehmsten Häusern, u. die herzhaften u. rühmlichen Unternehmungen, welche sie ausführten, zu einem hohen Range unter den deutschen Fürsten gestiegen waren, Friedrich sag' ich, wurde am 29. März 1369, zu Altenburg geboren. Sein Vater gleichen Namens führt in der Geschichte den Beinamen der Strenge, besonders wegen seines harten und strengen Verfahrens wider den Vogt von Plauen, Heinrich Reuß, im Jahre 1354. Von einem so merkwürdigen Fürsten, wie Friedrich der Streitbare war, welchen Beinamen er wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, die er wider die Hussiten zeigte, wovon bald mehr die Rede seyn wird, bekam, obgleich er wider diese, wegen der gewaltsamen und schimpflichen Todesart ihres Reformators, aufgebrachten Krieger mehr unglücklich als glücklich war, ist man begierig gern alles, und zwar von seiner Geburt und ersten Jahren an, zu wissen, allein diese Wißbegierde wird leider wenig, und nur auf minder wichtige Weise befriedigt. Anstatt daß man uns die Art seiner Erziehung beschrieben hätte, meldet man vielmehr, daß man schon im vierten Jahre seines Alters ihm eine Gemahlin bestimmt habe. Der Kaiser und König von Böhmen, Karl IV. ein Freund seines Vaters, bot ihm seine Tochter Anna, für seinen Sohn an, und es wurde darüber ein Contract geschlossen, der aber nach dem Tode des Kaisers von seinem Sohne und Nachfolger Wenzel, obgleich auch er den Contract mit eidlich bestätigt hatte, wieder aufgehoben wurde, besonders nachdem auch Friedrich der Strenge mit Tode abgegangen war. Er und sein Bruder der König von Ungarn, Sigmund, gaben darauf ihre Schwester dem Könige von England zur Ehe, welcher Umstand aber einige Streifereien und Gewaltthätigkeiten verursachte, welche die Böhmen und Meißner gegen einander begingen. Besonders aber forderte Friedrich und seine Brüder die zur Aussteuer der Prinzen stipulirten zehntausend Schock Groschen Prager Münze oder unterdessen die unterpfändliche Einräumung der Städte Bilx und Laun nebst aufgelaufenen Zinsen, und Vergütung seiner Kosten und seines Schadens, welche Ansprüche sämmtlich zu befriedigen, nachdem der Bischof von Bamberg und Markgraf Wilhelm der Aeltere zu Meissen hierüber einen Ausspruch gethan hatte, Wenzel im Jahre 1397, sich genöthigt sahe. Unter den lobenswürdigen Eigenschaften Friedrichs nimmt ohnstreitig sein Betragen gegen seine Mutter den ersten Platz ein. Kurz vor seines Vaters Tode im Jahre 1381 mußte er nebst seinem Bruder Wilhelm ihm und einigen Abgeordneten von der Landschaft an Eides Statt geloben, daß sie, so lange ihre Mutter leben würde, beständig bei derselben bleiben, ihr ohne Widerspruch unterthänig und gehorsam seyn, und alle ihre Geschäfte nach ihrem Rathe verrichten wollten. Kämen sie dereinst zu ihren Jahren (dieses hieß nach dem Sachsen-Rechte so viel als vierzehn Jahre alt werden) so sollten sie auch Niemand anders als sie zu ihrem Vormund wählen. Dieser letzte Umstand wurde deßwegen hinzugesetzt, weil die Brüder ihres Vaters noch gemeinschaftlich mit ihm die Länder besaßen, und daher die Vormundschaft nicht wohl führen konnten. Man sahe diesem Versprechen gemäß, welches Friedrich pünktlich erfüllte, die Landgräfin Catarina fast bei allen öffentlichen Geschäften, welche Friedrich und ihre beiden andern Söhne, Wilhelm und Georg, zu verrichten hatten, in einem gleichen und gewissermaßen noch vorzüglichern Ansehen, auch nachdem der erstere die Jahre der Mündigkeit längst erreicht hatte, bis an ihren Tod, der im Jahre 1397, erfolgte, als sie selbst handeln. Scheinen diese aber indeß doch zuweilen in sehr wichtigen Angelegenheiten, ohne Zuthun ihrer Mutter gehandelt zu haben, so war ihr Rath und ihre Vermittelung gar nicht nöthig. Von dieser Art ist der Vergleich vom Jahre 1382, durch welchen der Landgraf, Friedrich, der das vierzehnte Jahr noch nicht völlig zurückgelegt hatte, und seine beiden Brüder, die sämmtlichen meißnischen und thüringischen Länder mit ihres Vaters Brüdern, Balthasar und Wilhelm, theilten.

(Fortsetzung folgt.)

Ehemannsklagen.

„Liebe, was keifst du doch stets, trink' ich bis ich doppelt zu sehn weiß:
Bist du nicht einmal so schön, um dich mir doppelt zu sehn?"

Fr. Niemann.

Herausgeber: C. Roth. Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Hierzu eine Extrabeilage von Carl Cnobloch in Leipzig.

Unser Planet.

Blätter
für
Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

№ 104. Donnerstag den 28. Juni 1838.

Correspondenzblatt.

Lose Blätter aus Lübeck.

(Schluß.)

Der Staat ließ 161 jetzige und ehemalige Krieger bewirthen und in dem schönen Saale unseres sogen. Opernhauses hatte sich die Fest-Commission zu einem splendiden Mahle vereinigt. Ein Koller Gustav Wasa's, des unglücklichen Wellenweber's Admiralstab und andere Alterthümer erinnerten an die Blüthe der Hansa; auf schildförmigen Tafeln waren die Orte und Data verzeichnet, wo Lübecks Krieger mitgekämpft und gesiegt hatten. Drei Senatoren, Major Niemeitz und Hamburgs Deputirte nahmen die Ehrenplätze ein; unter Kanonendonner wurden die Trinksprüche ausgebracht, als hundert junge Lübecker, mit den Hansafarben geschmückt, in den weiten Saal traten, um den Kämpfern für Lübecks Freiheit durch einen glänzenden Fackelzug ihren Dank zu entrichten; — die vielen Fackeln, nahe an 300, die Menschenmenge, mit Hansafarben geschmückt, gewährten in der hellerleuchteten Straße einen imposanten Anblick. Der Fackelzug ging unter dem Gesange „Heil dir im Siegeskranz" nach dem Markte, wo Herr Professor Classen herzliche Worte sprach und die Lohe der zusammengeworfenen Fackeln als das Brandopfer einer freien Stadt zum Himmel emporstieg. — Die ganze Stadt, bis zum kleinsten Keller, war erleuchtet; verschiedene großsinnige Verzierungen gewährten einen herrlichen Anblick, eine fröhliche Menge wogte bis spät in die Nacht durch die Straßen und mancher kräftige Trinkspruch feierte Lübecks Jubeltag und der Hansa neuen Bund, gegründet auf alten Kampf und Sieg und enger geknüpft durch neue Freundschaft und Treue.

„Und hätte man den Denkstein auch zerschlagen
Und Eure Kränze in den Staub gedrückt;
Die Blumen haben in des Frühlings Tagen
Der Helden Grab mit neuem Grün geschmückt.
So keimt auch unsre Hoffnung unter Klagen;
Denn ob der Sturm sie Blatt für Blatt zerpflückt,
Neu sproßt sie aus dem Hügel Eurer Leichen
Und Gott wird wachen über ihren Zweigen!"

sang der geniale Hauff im J. 1828. — Wir hoffen! — aber was haben wir seit 1812 gewonnen? — Ja, so! —,

Vereine. — Seit Jahren grassirt in Europa und besonders in Deutschland eine epidemische Krankheit: „die Sucht Vereine zu bilden"; sehr häufig nur, um sich breit zu machen, von der Sorge für die öffentliche Wohlfahrt zu raisonniren und sich so auf leichte Weise den blendenden Heiligenschein von Vaterlandsliebe, Kunstsinn ꝛc. zu erwerben. Was Wunder, daß auch in Lübeck diese Ephemeriden, die schon in ihrer Geburt sterben, auftauchen und doch wenigstens für einige Tage die Aufmerksamkeit des leichtgläubigen Publikums spannen. Dieß Mal habe ich über drei neuentstandene Vereine zu berichten, von denen gottlob! doch noch einer seinen Zweck erfüllen wird. —

Unter dem Namen „Mäßigkeitsverein" haben sich hier einige Männer verbunden, um, wie geschrieben steht, dem übermäßigen Genusse des Branntweins ein Ziel zu setzen, ohne jedoch den niedern Classen, denen keiner von ihnen angehört, durch die wirkliche Entbehrung dieses Getränks ein Beispiel geben und also wahren Nutzen stiften zu können. Seit Wochen habe ich von dieser Eintagsfliege nichts mehr vernommen, vielleicht ist sie schon frühen Todes verblichen. — Lübeck zählt 24—26000 Ew. und 68 Branntweinschenken; aber was wird der Planet denken, wenn ich hinzufüge, daß hier jährlich im Durchschnitt 600,000 Flaschen Wein ausgetrunken werden? —!—! Gute Bierbrauereien fehlen uns ganz, denn unsere sogen. Brauer sind zünftig und fremdes Bier darf auf keine Weise eingeführt werden. Die goldene Mittelstraße bleibt verschlossen und der Plebs trinkt im Uebermaße Branntwein, die Höhergestellten im Uebermaße den Wein. Wollte unser Pseudo-Mäßigkeitsverein etwas Gutes wirken, so sollte er gute Bierbrauereien und desgleichen Bierhäuser einrichten; doch dieß geht nicht; denn unsere Herren Brauer sind zünftig! — Ecce!

Ich enthalte mich eines Weitern über den Verein der Mäßigen, leicht möchte ich bitter werden, aber die Gelage bei der Jubelfeier des ersten April und die Illumination (nicht die der ewig nüchternen Stadt, sondern die der Herren) bildeten

mit der vor Kurzem gelobten Mäßigkeit einen sonderbaren Contrast.

Der zweite Verein, der im Werden und vielleicht schon im Sterben ist, nennt sich „Kunstverein"; sein Zweck ist in schönen Worten ausgedrückt, folgender:

„Von zwei zu zwei Jahren (zuerst im Juni 1839) eine An„zahl vorzüglicher Gemälde neuerer Künstler, wie auch ausge„zeichnete und ausgeführte Kupferstiche und Zeichnungen in Lü„beck zur öffentlichen Anschauung zu bringen, daraus eine, den „Mitteln der Gesellschaft entsprechende Anzahl anzukaufen, und „diese durch's Loos unter die Interessenten zu vertheilen." (Neue Lübecker Blätter.)

Ein lobenswerthes Unternehmen; aber hier leider mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. So wenig, wie sich an hiesigem Orte ein gutes Theater halten kann, wird eine „Kunstausstellung" ihr Glück machen können. Lübeck ist nichts als Handelsstadt, es fehlt, mit einigen Ausnahmen, an Kunstsinn; Schiller sagt:

Durch der Begierde blinde Fessel nur
— — — — — — — — — —
Entfloh dem Menschen ungenossen, unempfunden
Die schöne Seele der Natur.

Einst war Lübeck eine kunstliebende Stadt, aber sie ist es nicht mehr; die Sorge für materielle Interessen zerpflückt die keimenden Kunstblüthen, und so wird auch der jetzt angefachte Kunsteifer bald, vom Boreas angehaucht, welken. Gott gebe es anders! —

„Wohlthätigkeitsverein." — Der Wohlthätigkeitssinn unsrer guten Stadt ist wahrhaft groß und verdient deßhalb höchst rühmliche Anerkennung; kaum hat sich, sey es in noch so weiter Ferne, ein Unglück zugetragen, welches auf allgemeines Mitleid Anspruch machen darf, so bilden sich hier schon Unterstützungsvereine, und jeder opfert mit Freuden sein Scherflein. So auch jetzt. Für die Unglücklichen, welche durch die Ueberschwemmung der Elbe bei Hopte und die der Donau bei Pesth*) fast Alles verloren, fließen reichliche Gaben zusammen und werden Ungarns Bewohnern erzählen, daß auch am fernen Strande des baltischen Meeres zur Zeit der Noth fühlende Bruderherzen für sie schlagen.

Theater. — Nichts Neues; man singt noch immer das Klagelied Jeremiä. —

Friedrich Belcke, wenn ich nicht irre, preußischer Kammermusikus, gab in unserer Aegydienkirche ein großes Concert, worin die eigenthümlichen Stücke, welche er auf der Posaune vortrug, verdientermaßen Furore machten.

Concerte werden noch immer abgeleiert, ohne jedoch etwas Bemerkenswerthes zu bringen. —

Zur Tagesgeschichte. — Dr. Buchholz, Syndicus und Lübecks Gesandter am Bundestage, ließ vor kurzer Zeit den berühmten Augen- und Wundarzt Gräfe aus Berlin rufen, um — seine Gattin von der Auszehrung zu heilen! Gräfe kam, sah, reisete schnell wieder ab und erhielt für diese Visite, Reisekosten ungerechnet, tausend Mark! — Tags darauf war die Frau gestorben. —

Folgende Thatsache möge einen Beitrag zur Sittengeschichte liefern: Eine Frau aus dem Mittelstande tritt in einen hiesigen Seidenladen, um für ihre Tochter zur bevorstehenden Confirmation ein Tuch zu kaufen, entfernt sich jedoch, ohne mit dem Commis über den Preis einig werden zu können. Tags darauf vermißt der Handlungschef eins der theuersten Tücher, die man so eben von der Fabrik erhalten und seit einigen Tagen häufig vorgezeigt hatte, und übergibt, um den Dieb ausfindig zu machen, die Sache der Policei, welche vergebliche Nachforschungen anstellt, obgleich sie sich durch Nachfragen in sämmtlichen Läden überzeugt hat, daß in Lübeck nur ein solches Tuch, nämlich das entwendete, vorräthig seyn könne. — Am Palmsonntage, dem Tage der öffentlichen Confirmation, begeben sich in sämmtliche Kirchen Policeibeamte, um die Confirmanden zu recognosciren, und siehe da! in der Domkirche gewahrt man ein junges Mädchen, mit dem fraglichen Tuche bekleidet. — Kaum ist die feierliche Handlung vorüber, so wird das junge Mädchen, welches von dem Diebstahle ihrer Mutter keine Ahnung gehabt haben soll, arretirt, die Mutter derselben nach langem Zögern zum Geständniß gebracht und diese Sache dem Gerichte zur Entscheidung übergeben! — Aufklärung! —!—

Dr. Beurmann. — Von einem wahrheitsliebenden Freunde erfuhr ich vor langer Zeit eine Anekdote, die den bekannten Telegraphen-Redacteur, Verf. der „Skizzen über die Hansestädte" ꝛc. betrifft und die ich meinen Lesern mittheile, wie ich sie gehört habe:

Als dieser Herr sich in Lübeck aufhielt und mit dem Wesen seiner Satyre Staub oder Stoff zu seinen „Skizzen" zusammenfegte, trat er eines Abends, wahrscheinlich um sich nicht wie Aether zu verflüchtigen, in Friehold's Restauration und bestellte eine halbe Portion Beefsteak. Ein ehrenvester Zimmermeister hat an dem Tische Platz genommen und erwartet eine ganze Portion; der Marqueur bringt beiden das Bestellte, doch erhält Beurmann aus Versehen die ganze und der Zimmermeister die halbe P.; als letzterer jedoch den Irrthum bemerkt, hat B. sein Gaumenwerk schon lange in Bewegung gesetzt.

„Herr, Se hebt mien Biefstek kregen!" redet er ihn in unserer plattdeutschen Mundart an.

„Bitte um Entschuldigung!" antwortet B., ohne seinem Munde Rast zu gönnen.

„Ja, Herr, dat is nu so; aber's wer sünd Se?"

„Dr. Beurmann!"

„Aha! Sien Fru spelt hier Cumedie, nich wahr?"

„Meine Frau ist hierselbst engagirt."

„Und he thert (lebt) von Sien Fru ehr Verdenst?"

„Ich bin Schriftsteller!" versetzte B. seinem Inquisitor.

„Na, dat is schön! Oebermorgen gift mien Dochter Hochteit, wenn Se dato en Gedicht makt, so schenk ik em diese half Portion noch und lade em to Gast!"

*) à propos! Lebt Ihr Seidenschnürmachermeister noch? — Er lebet noch. D. Red.

Beurmann ist es zufrieden, verzehrt noch die halbe Portion, macht ein Gedicht und wird zur Hochzeit eingeladen.

Wahrscheinlich hat er dieser Geschichte wegen Lübeck's Gastfreundschaft in seinen „Skizzen" gelobt.

Lübecks Winkelscribenten! — Schon lange beabsichtigte ich, den löbl. Redactionen unserer deutschen Zeitschriften über diese Subiecte, welche seit einem Jahre in den Journalspalten ihr Wesen treiben, die Augen zu öffnen, da man sie nach ihren hochtrabenden Phrasen, hinter denen sich der schmutzige Barbierbeutel versteckt, für wissenschaftlich gebildet halten möchte; dennoch verschob ich dieses unangenehme Geschäft, bis mir ein Aufsatz vom 12. oder 13. Januar d. J. zu Händen kam, worin ein gewisser W. Liebold den Lesern des Phönix „Lübecks Kulturhistorien entwickeln wollte!!" — Wer ist denn dieser W. Liebold, der diese Scribententruppe anführt? — Ein Barbierjüngling von 18 Jahren und also in doppelter Hinsicht kein Barbarus! — Dieser Liebold sollte damit zufrieden seyn, des Morgens die Kunden seines Vaters zu bedienen und des Nachmittags in der schmutzigen Baderstube Ritterromane à la Spitz zu lesen; doch möge er die ehrenwerthesten Journale Deutschlands mit seinen Sudeleien verschonen, die man hier, wie ihren Erzeuger, verachtet. Liebold! Liebold! höre was Goethe sagt:

„Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
„Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken:
„Du bleibst doch immer, was du bist."

Außer diesem W. L. hat sich noch ein Barbierjüngling, H. Jürgens, um Lübecks Literatur verdient machen wollen, indem er dem „Hamburger Beobachter" (einem Diebsblatte, dessen Herausgeber, Menck, auch den Planeten nicht mit Nachdruck verschont;) einen ehrwürdigen Aufsatz gegen das hiesige Maurer- und Zimmerleuteamt einsandte, und, darauf zur gerichtlichen Untersuchung gezogen, zu sämmtlichen Proceßkosten, öffentlicher Abbitte und Ehrenerklärung, so wie auch zweitägiger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. — Wahrscheinlich wird dieser junge Literat von jetzt an in die Barbarei zurücksinken, und sein College W. L. thäte wohl, seinem Beispiele zu folgen; — sollte er sich jedoch durch diese Worte, die ich keineswegs um ihn der Obscurität zu entziehen, sondern nur zur Warnung für sämmtliche Journaldirectionen niederschrieb, beleidigt fühlen, so möge — wie die Fabel sagt — der Hund den Mond anbellen, ich werde ihn niemals einer Antwort werth halten.

Für den nächsten Monat verspreche ich Dir, lieber Planet, einen kürzern und besser zusammenhängenden Bericht; bis dahin fave et vale!

Aus Wien.

Die schöne Kaiserstadt hat seit Kurzem wieder viele Kunstgenüsse ihren Bewohnern dargeboten. Vor Allem muß des Concertes erwähnt werden, welches Saphir zum Besten der Pesther im Josephstädter Theater veranstaltete. Wenn auch diese Blätter nicht mit dem literarischen Wirken Saphirs einverstanden sind, so werden sie doch nicht seinen Wohlthätigkeitssinn und den Erfolg seiner Akademie in Abrede stellen. Er war der glänzendste; der Witz sprühte in seiner Vorlesung die glühendsten Funken, und wurde von unersättlichem Lachen begleitet. Auch die Declamationsstücke wurden beifällig aufgenommen. Miß Clara Novello sang, — wie bekannt. — Die Recension, die hierauf Saphir über sich selbst schrieb, war .. köstlich, wie man sagt, besonders die Anspielung auf die Theaterzeitung, welche, um das Concert nicht loben zu müssen, dessen gar nicht erwähnte. — Liszt macht itzt Furore; das ist eigentlich nur die erste Vergleichungsstufe, er macht furorissime. Es gibt gar kein Wort, um den Enthusiasmus der Zuhörer bei seinen Concerten auszudrücken; er wird 3, 4, 5 Mal nach jeder Pièce gerufen, er gibt schon das 4te Concert, stets sind Abends an der Kasse keine Billets mehr zu bekommen, und sie werden dann von Speculanten um das Doppelte des Preises verkauft. — Jetzt ist sein Riviale Thalberg hier und es heißt, daß Beide in einem Concerte auftreten werden. —

Die italienische Oper macht hier ihr Glück nur mit älteren Opern. L'Elisire d'Amore, Pirata, Italiana, Mosé kamen außer il giuramento zur Aufführung. Die Damen Schoberlechner dall' Occa und Brambilla, der Tenor Poggi, dann Pedrazzi, Marini, Frezzolini sind die bedeutendsten Sänger. —

Im Burgtheater hat die Widerspänstige nach Shakespeare, mit Benutzung der Baudissinschen Uebersetzung bearbeitet von Deinhardstein, sehr gefallen; hingegen Bauernfeld's: „Zwei Familien" wenig angesprochen. Die gute Idee, welche diesem Schauspiele zu Grunde liegt, wurde in der Ausführung zu sehr zerstückelt. — Hr. Jost gefällt dem Wiener Publikum und bewährt sich als ein tüchtiger Künstler. — In den Vorstädten herrscht ein gräuliches Treiben. Die Kritiker schreiben sich die Possen selbst, und man kann daher urtheilen, wie Jokus und Komus dabei angestrichen werden. Nestroy's Travestie des Ballets von Perrot: „Der Kobold", hat total mißfallen. — Das Josephstädter Theater probirt jetzt unter Direction des Hrn. Pokorny seine schwachen Schwingen; er leistet Mögliches. Jetzt gastirt draußen Kunst, welcher aber gerechtermaßen von allen Referenten in die Schranken des gewöhnlichen Komödiantenwesens verwiesen wird; nur das alte kritische Waschweib, Weidmann, breitet seine Flügel krächzend über diesen Schauspieler. —

Da möge auch ein Wort über die hiesige Journalistik stehen. Sie ist nicht gut versorgt; die Theaterzeitung strengt sich sehr an, aber es fehlt ihr jene Frische und Lebendigkeit, jenes lachende und freundliche Wesen, welches den Humoristen auszeichnet (??). — Die Modezeitung singt noch immer das gute, aber schon alte Lied. — Der Telegraph hat einen alten und einen jungen Redacteur, Lembert und Kuranda, welch Letzterer jetzt unstreitig unter den jüngern der rüstigste und begabteste Literat ist. — Oesterleins Morgenblatt leistet Gutes; der Sammler und Wanderer Gewöhnliches. Ebersbergs Zuschauer hat noch immer mit den jugendfreundlichen Formen zu kämpfen. — Ueber die hiesige Literatur nächstens. *) —o.—

*) Der Unparteilichkeit wegen haben wir diesen Bericht aufgenommen, obgleich wir im Betreff der Saphirschen Bestrebungen und Leistungen mit dem Herrn Berichterstatter nicht harmoniren. D. Red.

Aus Danzig.

Ende Mai 1838.

Die alten Danziger hatten eine ganz merkwürdige Aussprache, und unter andern klang Stadt und Staat in ihrem Munde wie eins. Aber ihre Stadt war — die Glücklichen! — zugleich auch ihr Staat, und noch immer, wiewohl bald ein halbes Jahrhundert vergangen seyn wird, seit der Staat Danzig aufhörte zu seyn und davon nur die Stadt Danzig übrig blieb und dem Staate Preußen einverleibt wurde, hat sich hier so manche Eigenthümlichkeit erhalten, durch welche Danzig sich von allen anderen Preußischen Städten unterscheidet. Noch immer steht diese ehemalige Königl. Polnische Reichsstadt so ziemlich abgeschlossen da und kommt namentlich mit den übrigen Städten der Preußischen Monarchie (die kleinen Weichselstädte seiner Umgegend abgerechnet) und des übrigen Deutschlands in wenig Berührung, während es täglich mit dem entfernten Polen, aus welchem es die Gegenstände seines Handels empfängt und den noch entfernteren überseeischen Ländern, nach denen es diese verschifft, communicirt. — Nicht für die rein deutschen oder preußischen Angelegenheiten, sondern nur für das, was sich in seinem Innern ereignet, zeigt es daher ein lebhaftes Interesse. Und so würde sich denn hier z. B. für die Hannöverische Angelegenheit, welche ganz Deutschland so mächtig anregte, gar keine Theilnahme offenbart haben, wenn nicht zufällig einer der sieben protestirenden Göttinger, von Geburt ein Elbinger, der Bruder eines unserer bedeutenderen Kaufleute, wäre. Doch selbst diese Verknüpfung der großen Staatsangelegenheit mit unseren städtischen Verhältnissen, vermochte es nicht, hier, wo man von einer constitutionellen Monarchie auch noch gar keine Ahnung hat, dem armen Hannover eine lebhafte Theilnahme zuzuwenden. Und während die hochherzigen Elbinger an ihren ehrenwerthen Landsmann, den Professor Albrecht, ein für sie, wie für ihn so ehrenvolles Schreiben erließen, während die Königsberger nicht nur einigen jener edelsinnigen Gelehrten akademische Ehrenwürden ertheilten, sondern — was vielleicht noch mehr sagen will und jenen noch willkommener gewesen seyn dürfte — in wenigen Tagen eine höchst namhafte Summe für sie unterzeichneten und sofort einsandten, hätte man hier denjenigen für einen Phantasten oder gar für einen Wahnsinnigen gehalten, der unsere Honoratioren zu etwas ähnlichem aufgefordert hätte. Und wiewohl etwa ein Drittel der 60000 Bewohner von Danzig dem katholischen Glauben zugethan ist, (wiewohl größtentheils nur Personen aus der niedrigsten Volksclasse) haben selbst die Cölner und Posener Händel hier verhältnißmäßig nur eine geringe Theilnahme erregt. Wenn dagegen gegen einen Beamten vom ersten Range von einem öffentlichen in's Krankenhaus abgeführten Mädchen die befremdendsten Anschuldigungen hervorgebracht werden, so daß darüber eine fiscalische Untersuchung eingeleitet werden muß und sich widersprechende Zeugen in dieser Angelegenheit auftreten und, indem man die Censurbehörde überlistet und umgeht, Zeichnungen, Pasquille und anzügliche Compositionen darüber erscheinen, so interessirt sich unser Publikum hundert Mal mehr dafür, als wenn Constitutionen und erzbischöfliche Stühle in entfernten Staaten und Provinzen umgestürzt und zertrümmert werden. Ganz besonderes Interesse erregte demnach der vor einigen Monaten hier auf eine meines Erachtens überaus ungeschickte Weise gemachte Versuch zur Einführung eines sogenannten Mäßigkeitsvereins, dessen Mitglieder dem Genusse alles und jedes Branntweins entsagen sollten. Schon seit Jahrhunderten ist Danzig durch seine Liqueure berühmt; läßt doch schon Lessing in seiner Minna von Barnhelm den Wirth seinen „veritabeln Danziger, echten, doppelten Lachs" anpreisen.

(Schluß folgt.)

Aus Stuttgart.

Wie überall in Deutschland, so ist auch hier jetzt von nichts als von Eisenbahnen und Dampfmaschinen die Rede, nur kann man — wir Schwaben sind gar bedächtig — noch nicht zum Schlusse kommen, wohin man sie legen soll, denn daß es möglich sey, darüber ist kein Zweifel! — Wenn man mich fragen würde, so möchte ich sagen, wohin man sie führen solle, wüßte ich wohl, aber ob man sie überhaupt in's Werk setzen kann, darüber bin ich sehr im Zweifel! und zwar aus zwei Gründen, erstens weil das Land viel zu sehr von Bergen und Gebirgen durchschnitten ist, zweitens weil es uns an Gegenständen fehlt, die zu transportiren wären. Die Bahn müßte dahin gehn, wohin unser Handel gerichtet ist, nach Baden, nach dem Rheinthale, denn dorther kommen jährlich 300000 Centner Waaren nach Heilbronn, nach Canstadt, welche von hier (Stuttgart bis Canstadt) durch das ganze Land vertheilt werden, alles übrige ist in Beziehung auf Eisenbahn von gar keiner Bedeutung; — nun aber frage ich, was bedeuten 300000 Centner, d. h. 150 Tons Last, so viel als ein einziges, höchst kleines Seeschiff zu laden vermag — (mittelmäßige Seeschiffe fassen 500 Tons oder 1000000 Centner, große 1000 Tons oder zwei Millionen Centner). Auf der Nürnberger Eisenbahn fahren täglich 800 bis 1000 Menschen mit ca. halb so viel an Waaren — da lohnt es freilich der Mühe, eine Eisenbahn anzulegen, allein wenn der ganze Waarenverbrauch des Königreiches Würtemberg keine größere Last beträgt, als die Hälfte der Last, welche sich zwischen zwei mittlern Städten von Baiern bewegt, wo soll da die Rente für das Anlagecapital herkommen? Alle Berechnungen von dem vierten Theile unserer anderthalb Millionen Einwohner, welche ganz gewiß auf der Eisenbahn fahren werden, und deren jede man zu fünf Gulden anschlagen könne ꝛc. zeigen, wie weit wir noch im Rechnen zurück sind — sie gehen in's Blaue hinein und haben gar keinen Grund; wo, selbst in England, welches nachgerade von einem Eisenbahn-Netz überspannen ist, reis'te wohl der vierte Theil der Einwohner auf der Eisenbahn, welchem Bauer fiele das ein, wenn die Bahn nicht an seinem Dorfe vorbeiläuft!

(Schluß folgt.)

Herausgeber: E. Roth, Verleger: C. H. F. Hartmann. Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Hierzu Theaterfreund Nr. 51 und 52.